This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

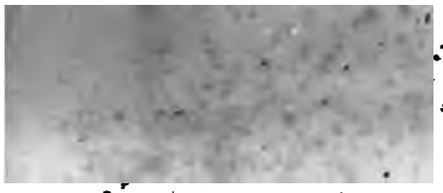
Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

~~V 1056 (14)~~

E. u. G. III. (14)

STANFORD UNIVERSITY LIBRARY

1969



Allgemeine Encyklopädie der Wissenschaften und Künste

in alphabetischer Folge

von genannten Schriftstellern bearbeitet

und herausgegeben von

J. S. Ersch und J. G. Gruber.

Mit Kupfern und Charten.

Dritte Section

O — Z.

Herausgegeben von

M. H. E. Meier und L. F. Kämtz.

Vierzehnter Theil.

PAUL — PEHUENCHES.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.
1840.

AE2.7
AG
Sect. 3
V. 14

Allgemeine

Encyklopädie der Wissenschaften und Künste.

Dritte Section

O—Z.

Vierzehnter Theil.

PAUL — PEHUENCHES.

P A U L.

AUL (en Jarret, St.), Flecken im franzöſiſchen
artement (Forez), Canton Rive de Gier, Bezirk
enne, hat eine Succurſalkirche und 2345 Einwoh-
lche vier Jahrmärkte, Kreppflorfabriken, Seidespin-
Schmelzhütten und Nagelſchmieden unterhalten.
Barbichon.) (*Fischer.*)

AUL (la Roche, St.), Flecken im franzöſiſchen
nedepartement (Périgord), Canton Jumillac le Grand,
Nontron, iſt 7 Lieues von dieſer Stadt entfernt
t eine Succurſalkirche und 1244 Einwohner. In
he befindet ſich der Hochofen von Gafanaur und
hofen und Eiſenhammer von la Moutardy. (Nach
chon.) (*Fischer.*)

AUL (les Dax, St.), Gemeindedorf im franzö-
Departement der Haiden (Gascogne), Canton und
Dar, iſt ½ Lieue von dieſer Stadt entfernt und
Succurſalkirche, eine Poſthalterei und 1324 Ein-
(Nach Barbichon.) (*Fischer.*)

AUL (les Romans, St.), Gemeindedorf im fran-
Drômedepartement (Dauphiné), Canton Romans,
Valence, iſt 4½ Lieues von dieſer Stadt entfernt
eine Succurſalkirche und 1012 Einwohner. (Nach
chon.) (*Fischer.*)

AUL (trois châteaux, St.), 44° 21′ Br., 22°
alte Stadt im franzöſiſchen Drômedepartement
iné), Canton Pierrelatte, Bezirk Montélimard, liegt
von dieſer Stadt entfernt in einer Ebene am
u, iſt der Sitz eines Etappenamtes und hat 1633
ner, welche ſechs Jahrmärkte unterhalten und Han-
Wein, Olivenöl und Seide treiben. (Nach Bar-
.) (*Fischer.*)

AUL (St.), der Eremit oder Paul von Theben.
bais geboren, verlor er ſeine Ältern im 15. Jahre.
er ſein Schwager ſein großes Erbgut an ſich reißen
zeigte er ihn als Chriſten an, als die Verfolgung
iſer Decius und Valerianus wüthete. Um ſich zu
floh er, nachdem ihm der Verrath ſeines Schwa-
ekannt geworden war, in die Wüſte. Je weiter er
rts ſchritt, deſto mehr fand er Wohlgefallen an ſol-
Leben, ſodaß er bald wenig Luſt verſpürte, je unter
chen zurückzukehren. Als er nun einſt bei ſeinen Wan-
gen in einem Felſen eine Höhle bemerkte, deren Ein-
mit einem großen Steine verſchloſſen war, öffnete
, fand ſie ſehr geräumig, oben offen und von einem
Palmbaume beſchattet; hier war auch eine klare Quelle
die einen kleinen Bach bildete, der ſich bald wieder in die
Erde verlor. Hier gefiel es ihm ſo, daß er hier zu blei-
ben beſchloß und es als eine Weiſung Gottes anſah.
Dreiundzwanzig Jahre war er alt, als er ſich hier nieder-
ließ und blieb hier, ohne daß irgend Jemand etwas von
ihm wußte, 90 Jahre hindurch. Es würde auch Niemand
etwas von ſeinem vollkommenen Einſamkeitsleben erfahren
haben, wenn Gott es nicht in einem Traume dem heil.
Anton offenbart hätte, um ſtolze Regungen ſeines Herzens
zu vernichten. St. Anton ſuchte und fand ihn, nachdem
er lange umſonſt vor Paul's Thüre gelegen. Sie nann-
ten einander ſogleich bei Namen, umarmten ſich und Paul
erkundigte ſich nach dem Zuſtande der Menſchenwelt. Wäh-
rend ihrer Unterredung brachte ein Rabe, der ſchon über
60 Jahre lang dem heil. Paul täglich ein halbes Brod
zugetragen hatte, diesmal ein ganzes. Es erhob ſich aber
ein ehrfürchtiger Streit unter den Männern, wer das Brod
anbrechen ſolle. Da thaten ſie es endlich Beide zugleich,
jeder von einer Seite. Nachdem ſie von dem Brode ge-
geſſen und aus der Quelle getrunken hatten, beteten ſie
mit einander die ganze Nacht. Am Morgen eröffnete der
heil. Paul, daß ihn Gott geſandt habe, ſeinen Leib zu
begraben, er möge ihm daher den Mantel holen, den ihm
der heil. Athanaſius gegeben habe, damit er ſeinen Leich-
nam damit verhülle. Paul that es aber, dem heil. An-
ton den Schmerz zu erſparen, ihn ſterben zu ſehen, denn
er wußte, daß ſein Tod nahe war. In wunderbarer Eil
durchflog Anton die Wüſte, ſtand auch ſeinen Schülern
keine Rede, als daß er entzückt ausrief, er habe den Elias,
Johannes in der Wüſte und Paul im Paradieſe geſehen;
nahm auch keine Speiſe zu ſich, ſondern eilte wieder zu-
rück und ſah ſchon unterwegs Paul's Seele im glänzend-
ſten Lichte unter den Engeln, Propheten und Apoſteln gen
Himmel fahren. Auf den Knieen liegend, das Haupt gen
Himmel geſtreckt und die Hände nach Oben ausgebreitet
fand er die Leiche, als ob ſie lebte, wickelte ſie nach zärt-
lichen Umarmungen in den Mantel und erwies ihr unter
Abſingung einiger Pſalmen nach der Sitte der Kirche die
Ehre der Beſtattung. Als ſich aber der heil. Anton in
Verlegenheit ſah, wie er ohne Werkzeug eine Grube machte,
ſiehe, da kamen zwei Löwen, die legten ſich zu den Füßen
der Leiche nieder, wedelten mit den Schweifen, und brüll-
ten; dann ſcharrten die Thiere mit den Tatzen ein Grab,

in welches die Reste des heil. Paul gelegt wurden, und Anton bedeckte sie mit Erde nach der Gewohnheit. Den Rock des heil. Mannes aber nahm er mit sich als hohes Erbe. Es hatte ihn aber der Heilige sich selbst aus Palmblättern bereitet, die wie Körbe in einander geflochten waren. Damit bekleidete sich Anton nur an den hohen Festen, Ostern und Pfingsten. Das Gewand war glatt von Außen und rauh von Innen, von so eigener Art, daß nur wenige Einsiedler, ja wahrscheinlich keiner, sie nachgeahmt haben; vielmehr kleideten sie sich in Felle. Die Reliquie dieses Kleides im Kloster des heil. Anton's zu Viennois wird selbst von Gläubigen nicht für echt gehalten. Der Leib des heil. Paul wurde jedoch später zuerst nach Venedig und von da nach Ofen gebracht. Er war der erste, d. h. der vorzüglichste, aller Einsiedler, den sie darum als ihren Patriarchen und Schutzpatron verehren, dessen Leben zuerst der heil. Hieronymus beschrieben hat. *Hieronymi* Opera. T. IV., edit. *Benedict. Rotwithae* Vita PP. Acta Sanctor. 15. Januar ꝛc. (*G. W. Fink.*)

PAUL (Vinzent von). wurde im J. 1576 in dem Dorfe Poni bei der kleinen Bischofsstadt Acqs unweit der Pyrenäen geboren von unbemittelten Ältern. Sein Vater Johann von Paul und seine Mutter Bertrande von Moras bauten die Felder, die sie besaßen, selbst, wobei ihre sechs Kinder ihnen halfen. Paul weidete die Heerde seines Vaters, der ihn jedoch bald im 12. Jahre für 60 Livres in eine Klosterschule gab, um Latein zu lernen. Hier machte er gute Fortschritte, daß ihn der Advocat zu Acqs und Gerichtsverwalter zu Poni, Commet, als Erzieher seiner Kinder zu sich nahm und mit des Jünglings Diensten so zufrieden war, daß er ihm im J. 1596 die [illegible]einen Weihen und die Tonsur geben ließ. Jetzt begab [illegible] sich, von seinem Vater möglichst, aber gering unterst[illegible], nach Toulouse, um Theologie zu studiren, wo er zwei Jahre darauf Diakonus und bald Priester wurde, [illegible] eifrig sich fortbildend, sodaß er als Baccalaureus dortiger Universitätslehrer wurde. Um einer Erbschaft willen nach Marseille gereist, wurde er auf der Rückfahrt von Ra[illegible]schiffen aufgegriffen, die ihn nach der Berberei brachten, wo ihn ein Fischer kaufte und bald ein Abtrünniger aus Nizza, der aus Reue über seine That mit ihm in einem kleinen Fahrzeuge nach Europa entfloh im J. 1607. Von Avignon aus begab sich Paul nach Paris und erhielt durch Berulle's Vermittelung die Pfarre zu Clichi, wo er zugleich die Kinder des Grafen von Joigny, Emanuel von Gondy, unterwies. Seiner Tugenden wegen ernannte ihn die Gräfin zu ihrem Seelsorger. Als er nun mit der Gräfin im J. 1616 auf eins ihrer Landgüter bei Amiens reiste, ließ ihn ein sterbender Landmann zur letzten Beichte holen, worin der sonst für fromm angesehene Mann so viele und schwere Sünden beichtete, daß die Gräfin darüber erschrak und ihn überredete, zum Heile ihrer Unterthanen zu Folleville am Tage der Bekehrung Pauli 1617 zu predigen und zu einer allgemeinen Beichte zu ermahnen. Dies wirkte so, daß Paul die Jesuiten von Amiens zum Beistande nehmen mußte. Von jetzt an wurde ihm das Bekehrungsgeschäft so theuer, daß er es wiederholte und es allen seinen Schülern empfahl. Die Gräfin selbst setzte zu fernerer Betreibung solcher Missionen in ihren Dorfschaften 16,000 Livres aus und gab die Verwaltung in die Hände Paul's, da weder die Jesuiten noch die Priester des Oratoriums sich damit befassen mochten. Sein Bekehrungseifer trieb ihn nun aus Paris und aus der Familie, wo es ihm wohlging, sich an Orte zu wenden, wo es an rechtgläubigen Priestern fehlte. Noch in demselben Jahre wandte er sich nach la Bresse in der Diöces Chatillon les Dombes, wo er fünf Priester zu gleichem Zwecke mit sich vereinte. Aber die Gräfin setzte Alles in Bewegung, ihn wieder zu erhalten; es glückte und er gelobte ihr, bis an ihren Tod bei ihr zu bleiben. Immer aber lag ihr dabei die Bekehrung ihrer Unterthanen am Herzen, sie zog ihren Gemahl und seinen Bruder, den Erzbischof von Paris, ins Mittel und man bestimmte das Collegium der guten Kinder zur Wohnung der Priester, die sich damit beschäftigen wollten. Paul wurde dahin gebracht, sich zum Vorsteher dieser Mission herzugeben mit dem Rechte der Wahl der Mitglieder. Im J. 1624 war man damit zu Stande gekommen und im nächsten Jahre wurde Paul's Bestallung zum Vorsteher dieser Mission ausgefertigt. Man gab ihm dazu 40,000 Livres unter seine Verwaltung. Nicht lange darauf starb die Gräfin und Paul ging nun auf Erlaubniß des Grafen in das Haus der Mission. Die anfänglich kleine Zahl seiner Gehilfen nahm bald so zu, daß Urban VIII. die Mission im J. 1632 bestätigte und dem Stifter erlaubte, eigene Regeln für seine Congregation zu verfassen. Ihre Wohnung wurde in die Priorei zu St. Lazarus in Paris verlegt, die man ihr als Pfründe verwilligte, was der Papst bestätigte. Dieses große Gebäude blieb das Haupt der Mission und Sitz des Generals, dessen Anstalt außerordentlich wuchs. Richelieu selbst half ihnen zu mehren Häusern im J. 1638; das nächste Jahr wurden sie in Savoyen ansässig und 1642 selbst zu Rom; 1651 nahm man sie in Warschau auf und 1654 zu Turin, sodaß Paul die Freude hatte, 25 Häuser seiner Stiftung zu verwalten. — Dazu errichtete er noch die Brüder und Schwestern christlicher Liebe zur Verpflegung der Kranken, die Gesellschaft der Damen zum Dienste des Hôtel-Dieu zu Paris, viele Hospitäler, z. B. für die Findlinge, für die Greise zu Paris, für die Galeerensklaven zu Marseille; stand mehren Seminarien und geistlichen Besprechungen vor, und trug nach Ludwig's XIII. Tode als königl. Rath der Kirchenangelegenheiten die Hauptgeschäfte fast zehn Jahre lang, ohne je das Beste seiner Congregation aus den Augen zu verlieren, für welche er noch ein Gesetzbuch ausarbeitete und drucken ließ. Im J. 1658 berief er die Seinen im Hause des heil. Lazarus zusammen, hielt ihnen eine erbauliche Rede, worauf er jedem Mitgliede der Mission ein Exemplar seiner Vorschriften überreichte. Alle diese Anstrengungen hatten den in Jahren weit vorgerückten Mann schwach und krank gemacht: allein seine Pflichttreue in Verwaltung seiner Obliegenheiten nahm nur zu, um nicht selbst gering vor sich und seinem Gewissen zu erscheinen, noch des Heils verlustig zu gehen, das er so vielen Andern bereitet hatte. Der Papst Alexander VII. ließ ihm daher nach Überlegung mit seinen Cardinälen, eingedenk der großen Dienstleistun-

gen des Mannes und um seiner längern Erhaltung willen, aus freiem Antriebe ein Breve zusenden, worin Paul von seinen Verpflichtungen losgesprochen wurde, damit er ein ruhiges Alter haben und sich erquicken sollte. Dies begleiteten mehre hohe Geistliche mit eigenhändigen Zuschriften. Allein sein Ende war vor der Thür und er entschlief mitten in eifrigen Thaten am 27. Sept. 1660. Im Chore zu St. Lazarus wurde er feierlich beigesetzt, wobei eine große Volksmenge und viele Vornehme, z. B. der Prinz Conti, Antheil nahmen. Um seine Seligsprechung zu bewirken, wurden seine Tugenden und Wunder genau untersucht. — Die Congregation wuchs aber immer mehr und im J. 1697 wurden sogar einige Missionaire dieser Gesellschaft von Innocentius XII. nach China geschickt. Ihre Häuser vermehrten sich bis auf 84, ob sie gleich nur solche annahmen, die zugleich so dotirt waren, daß die Mitglieder dieser Gesellschaft das Wort umsonst predigen konnten. — Es war diesen Priestern auferlegt, an ihrer eigenen Vervollkommnung zu arbeiten, weshalb ihnen eine Stunde tägliches Gebet, drei tägliche Gewissensprüfungen, Lesen in der Bibel und Unterredungen darüber vorgeschrieben sind. Jeder Missionair ist verbunden, acht Monate des Jahres auf dem Lande zu lehren und zu predigen, Beichte zu hören und das Abendmahl zu spenden. In ihren Seminarien werden sie zu allen geistlichen Geschäften geschickt gemacht durch Vorlesungen, Chorstunden im Gesange, Ausübungen aller Kirchengebräuche u. s. w. Die Congregation gehört übrigens zu den weltlichen Geistlichen, obgleich jeder Aufgenommene nach zweijähriger Prüfung die einfachen Gelübde der Armuth, Keuschheit, des Gehorsams und der Beständigkeit abzulegen hat, wovon sie nur der Papst und ihr General befreien kann. Ihre Kleidung ist von der Kleidung anderer Geistlichen nicht verschieden; nur ein vier Finger breiter weißer Kragen von Leinwand zeichnet sie vor andern aus. In ihrem Wappen führen sie Christum, als Prediger. (Nach Helyot.) (*G. W. Fink.*)

PAUL I., ein Römer und der leibliche Bruder Stephan's III. (II.), folgte diesem durch Wahl vom 28. Mai 757 auf dem päpstlichen Stuhle, ungeachtet der Bemühungen einer Partei, welche solche Würde dem Archidiakon Theophylaktus zugedacht, und für ihre Bemühungen um diesen Zweck geraume Zeit ganz freien Spielraum gehabt hatte. Denn Paul war einzig mit den Pflichten um den sterbenden Bruder beschäftigt gewesen. Ein Sohn des Constantinus, war Paul, zugleich mit seinem ältern Bruder, zu den Zeiten Papst Gregor's II. in die Schulen des Laterans aufgenommen, und von Papst Zacharias zu dem Diakonat erhoben worden. Daß er in einer trefflichen Schule gebildet, hat er gleich in den ersten Tagen seines Pontificats an den Tag gelegt; ohne Säumen erkannte er, daß die allgemeine Richtung der kirchlichen Angelegenheiten, sowie die Lage von Italien, ihm als unerläßliche Pflicht vorschreibe, die von Papst Zacharias in Bezug auf Griechen und Franken ergriffene Politik zu verfolgen. Er schrieb an König Pipin, demselben seine Wahl kund zu thun, und die Fortdauer der unter Stephan III. bestehenden freundschaftlichen Verhältnisse anzugeloben. Ein doppeltes Interesse nöthigte ihn, um jeden Preis die Freundschaft des erstgebornen Sohnes der Kirche zu suchen. Sie allein konnte ihn beschirmen gegen die Anfeindung der Longobarden, die, weit entfernt König Pipin's Anordnungen um das Exarchat zu beachten, vielmehr fortwährend trachteten, über Rom selbst ihre Herrschaft auszudehnen. Dieser Freundschaft bedurfte er nicht minder, um sich gegen die Ansprüche der griechischen Kaiser zu behaupten: Ansprüche, welche durch die Jahrhunderte geheiligt, und daher immer noch in den Augen eingeborner Italiener von hoher Bedeutung, so feindlich auch der Griechen staats- und volksthümliche und religiöse Eigenheiten den Gewohnheiten der abendländischen Welt gegenüberstanden, so sehr auch der Bruch zwischen Lateinern und Griechen durch die blutigen Thorheiten der bilderstürmenden Kaiser erweitert worden war. In Ansehung jener beiden feindlichen Mächte wußte Paul seinen Zweck zu erreichen, ohne daß es jemals zwischen ihnen und dem Frankenkönige zu offener Feindseligkeit gekommen wäre, sei es, daß Pipin die Zeit hierzu nicht fand bei seinen vielfältigen Beschäftigungen, sei es, daß der Papst selbst sich seiner nur als eines Drohbildes bedienen wollte. Gewiß ist es, daß Paul in seinen Unterhandlungen am Bosporus und am Rhein gleich sehr seine Meisterschaft bekundete. Wie es vor allem seine Pflicht, suchte er den Kaiser Constantin Kopronymus zur Rechtgläubigkeit, zu den Vorschriften von Vernunft und Menschlichkeit zurückzuführen. Es schreibt Anastasius: erat Paulus fortissimus orthodoxae fidei defensor. Unde saepius suos missos cum apostolicis obsecratoriis atque commonitoriis literis praefatis Constantino et Leoni Augustis direxerit, pro restituendis confirmandisque in pristino venerationis statu sanctissimis imaginibus Domini Dei et Salvatoris nostri Jesu Christi sanctaeque ejus Genitricis, atque beatorum Apostolorum, omniumque sanctorum Prophetarum, Martyrum et Confessorum.“ Als diese Bemühungen an der Hartnäckigkeit Constantin's scheiterten, immer blutiger die Verfolgung der Katholiken im Orient wurde, als eine griechische Gesandtschaft nach Frankreich ging, um des Papstes Verbindung mit Pipin aufzulösen, mußte jener wol zu seiner Vertheidigung entschiedenere Maßregeln ergreifen. Er schrieb an Pipin, 758 oder 761: „Wir haben erfahren, daß der griechische Kaiser, dieser geschworne Feind Gottes und der Kirche, einen Zug gegen uns und das Exarchat von Ravenna beabsichtigt. Mit eurem Schwerte habt Ihr, theurer Sohn, in dessen Schutz, nächst Gott und St. Peter, wir das größte Vertrauen setzen, diese Provinz befreiet: daß ihr auch jetzt, aus Liebe Gottes und St. Peter's, sie erretten werdet, dieses hoffen wir um so zuversichtlicher, da Euch wohlbekannt, daß die Griechen uns allein aus Haß der Rechtgläubigkeit und der Überlieferungen der h. Väter, welche sie zerstören möchten, verfolgen.“ Dem Schreiben war ein anderes beigefügt, welches der Papst, durch eines Mönches Vermittlung, von dem Patriarchen von Alexandrien empfangen hatte, und worin Constantin als ein Ungeheuer geschildert wird. Allein es hatte bereits die griechische Gesandtschaft bei Pipin eine günstige Aufnahme gefunden,

le saint-siège, de 752 à 766, sont accusés par l'historien de l'église de Ravenne (Agnellus II. 172) d'injustice, de rapine et de cruauté. In seiner Begeisterung für Wahrheit und Licht hat der unparteiische Sismondi zweifelsohne übersehen, daß diese Vorwürfe allein beruhen auf den gegenseitigen Ansprüchen zweier wetteifernden Kirchen, von denen jene von Ravenna, stolz in der Erinnerung, daß jüngst noch der Gothen Könige in Ravenna ihren Sitz gehabt, die doppelte Abhängigkeit von Rom, in welche sie durch die Verschenkung des Exarchats gerathen war, als eine doppelte Schmach zu betrachten schien. Übrigens ist sogar der Beweis auf uns gekommen, daß Paul auch der Kirche von Ravenna Gerechtigkeit übte, wenn ihr solche gebührte. Durch Urkunde vom 5. Febr. 759 hat er das Kloster S. Hilar zu Galiata, so durch seinen Bruder dem Bischof Anscausus von Populonium verliehen worden, nach dem Tode des Anscausus, an die Kirche von Ravenna, als den rechtmäßigen Eigenthümer, zurückgegeben. (*v. Stramberg.*)

PAUL II. (oder Peter Barbo, wie er vor seiner Erhebung auf den päpstlichen Thron hieß), war der Sohn eines edeln Venetianers, des Nicolaus Barbo, aus seiner Ehe mit Polyxena Condulmiera [1]). Peter Barbo hatte sich dem Handel gewidmet, und wollte eben in See stechen, als die Nachricht eintraf, daß seiner Mutter Bruder, Gabriel Condulmier (Eugen IV.), zum Papste erwählt worden. Größeres Glück hoffend, ließ er seine

1) Unter den patricischen Geschlechtern von Venedig haben die Barbo stets einen ausgezeichneten Rang eingenommen. In uralten Zeiten sollen sie von Rom nach Pavia oder Parma, später nach Venedig gewandert sein, auch kommen sie ursprünglich unter dem Namen Barbolano vor. Um die Mitte des 9. Jahrh. erscheinen die Barbolani, verbündet mit den Selli und Sevoli, als der Giustiniani, Polani und Basi Gegner, und Venedig wurde in diesen Parteiungen der Schauplatz blutiger, unausgesetzter Fehden. Der Doge, Peter Tradenigo, indem er mit großem Gefolge sich nach der Kirche begab, wurde von den Barbolani angegriffen und ermordet. Seine Leibwache vertheidigte den Palast 30 Tage, dann übergab sie ihn mit Capitulation. Das Volk ermannte sich indessen, und nahm Rache an den Verbrechern. Einige wanderten aus, andere mußten mit dem Tode büßen, die Barbolani wurden verjagt und scheinen in Cesena sich niedergelassen zu haben, bis endlich die Verwendung der abendländischen Kaiser sie in die Vaterstadt zurückführte. Ein Barbolano, Peter Centranigo, trat 1026 an die Stelle des gewaltsam entsetzten Doge Otto Orseolo. Er regierte mit Weisheit, vereitelte zu zweien Malen des Patriarchen von Aquileja Anschläge auf Grado, konnte aber niemals die entgegengesetzte Partei versöhnen. An ihrer Spitze stand der Patriarch von Grado, ein Bruder des entthronten Dogen, von Centranigo mit Güte behandelt, lohnte er ihm mit schnödem Undank. Ein Aufruhr, von dem Patriarchen geleitet, endigte mit der Absetzung des Dogen; Centranigo, nachdem er nur vier Jahre regiert, wurde in eine Kutte gesteckt und beschloß sein Leben im Kloster. Jacob Centranigo wurde 1177 mit Philipp Orio von der Republik nach Pavia an den Kaiser Friedrich I. abgesendet, um dessen Aussöhnung mit Papst Alexander III. zu verhandeln. Gegen die Mitte des 13. Jahrh. erscheint Thomas Centranigo als einer der Revisoren des venetianischen Gesetzbuchs. In dem andern Zweige der Barbolani, welcher allmälig seinen Namen in Barbo umwandelte, macht sich bemerkbar Pantaleon Barbo als einer der Wähler, denen nach der Erstürmung von Constantinopel die Ermittlung eines neuen Kaisers aufgegeben, und er war es, welcher die Erhebung des Dogen Dandolo auf den Kaiserthron, durch seine dem wahren Interesse der Republik entnommenen Gründe, verhinderte. Jacob Barbo wurde 1234 zum Procurator von S. Marco ernannt. Pantaleon Barbo, nachdem er 1366 die Procuratur ausgeschlagen, war gleichwol bedeutend genug, um in der von Franz Carrara eingeleiteten Verschwörung (1372), als eines der vornehmsten Opfer bezeichnet zu werden. Im J. 1381 sollte er mit einem Collegen als Gesandter an den Hof des Herzogs von Österreich gehen. Beide Gesandte wurden von den Paduanern aufgefangen, und dem Herrn von Padua, Franz Carrara, vorgeführt. Dieser freute sich, den Barbo zu sehen, den ärgsten Feind, den er in der Republik gehabt *). Johann Barbo befehligte zugleich mit Franz Bembo die von dem Herrn von Padua gemietheten sieben venetianischen Galeeren, welche der Mailänder Brücke und Verpfählung bei Governolo durchbrachen und so den wesentlichsten Antheil an dem großen Siege vom 29. Aug. 1397 nahmen, dessen Folge ein zehnjähriger Waffenstillstand war. Im J. 1406 befand sich der nämliche Johann Barbo unter den fünf Commissarien, welchen die Instruction des gegen den Herrn von Padua und dessen beide Söhne erhobenen Processes anbefohlen wurde. Ludwig Barbo, Prior der Chorherren von S. Georg in Alga zu Venedig, wurde 1408 von Papst Gregor XII. der Abtei S. Justina in Padua vorgesetzt; da er früher, aus Vorliebe für seine Congregation, die Abtei S. Cyprian zu Murano ausgeschlagen hatte, so mußte der Papst ihm befehlen, daß er mit S. Justina nicht ein Gleiches thue. Ludwig legte seine Gelübde als Benedictiner in die Hände des Bischofs von Citta di Castello ab, empfing auch von demselben am 3. Febr. 1409 die äbtliche Weihe. Sofort unternahm er die Wiederherstellung der Klostergebäude, um zugleich die Clausur wieder einführen zu können; indem aber von den alten Capitularen aus dem Orden von Cluny nur drei übrig waren, und diese Zahl für die Handhabung der Regel durchaus unzureichend war, so mußte sich der Abt von andern Klöstern Hilfe erbitten. Aus der Abtei S. Michael zu Murano kamen zwei Camaldulenser, aus S. Georg in Alga zwei Chorherren; verschieden in der Kleidung, stimmten diese Fremdlinge gleichwol in der Beobachtung von S. Benedict's Regel und von den durch Ludwig Barbo gegebenen Satzungen überein. Das Kloster kam allmälig zu Aufnahme, und der Novizen präsentirten sich so viele, daß der Raum nicht mehr zureichte. Sich ein Noviziat zuzulegen, mußte Ludwig in Bassano ein verlassenes Nonnenkloster, sammt der dazu gehörigen Kirche von S. Hermagoras und Fortunatus erkaufen. Es wurde ihm auch von der Bürgerschaft zu Verona das alte verfallene Kloster U. L. Frauen von Caretta eingeräumt, das er zwar nachmals den Franziskanern überließ, um bei einer noch nicht völlig ausgebauten Kirche auf dem Monte Agitano ein neues Kloster für seine Gesellschaft zu errichten. Hiermit drei Häuser unter seiner Aufsicht vereinigend, bildete er aus ihnen die Congregation von S. Justina von Padua. Ihm übergaben ferner die Mailänder S. Dionysii gänzlich verfallene Abtei, und von verschiedenen italienischen Fürsten wurde er eingeladen, der Cluniacenser Klöster in ihren Gebieten zu reformiren; niemals übernahm er jedoch ein solches Kloster, es hatte denn zuvor der Commendator jeder Theilnahme an den geistlichen Angelegenheiten des Hauses entsagt. Außerdem stipulirte Ludwig jedesmal, daß nach des Commendators Ableben das Kloster gänzlich der Congregation anheimfalle, die nach Wohlgefallen den neuen Vorstand ernennen würde, gleichwie die Klostergemeinde sich der Congregation zu vollkommenem Gehorsam verpflichten mußte. Das erste, auf diese Bedingungen von Ludwig übernommene Haus war S. Marienabtei zu Florenz.

*) Nondi meno gli fece honor grande, alloggiandolo col compagno in corte, se ben sotto buona guardia. Anziche più volte volle essere a raggionamento con lui e dimostrargli quello che egli poteva fare a sua vendetta; ma che non voleva in tal modo vendicarsi. Elo represe con modeste parole, che nell' avvenire non volesse sparlar de' fatti de' signori, come aveva già fatto di lui; e finalmente gli disse, che egli si contentava di donargli la vita e la libertà insieme: e così lo liberò, e fù l' officio suo frustratorio e vano, perchè quando esso Barbo fù ritornato a Venezia, gli fù più fiero nemico che mai, e massime nel trattato della pace.

und Päcke von der Galeere zurückfodern, und sich von Stund an, unter der Leitung des Jacob , zu den Studien. Auch andere Lehrer bemühten seine Ausbildung, doch scheint es nicht, als habe der bereits zum Manne gereifte Schüler sonderliche Fortschritte gemacht, obgleich seines Fleißes Riccione stets lobend gedachte. Im Gegentheil scheint Peter keineswegs mit des Riccione Lehrmethode zufrieden gewesen zu sein,

---

mendator, Nicolaus Vascon, ein leidenschaftlicher, ger Mann, hatte stets die Waffen geführt und eine n Übelthätern, seiner Verbrechen folgsame Werkzeuge, allein es rührte Barbo in einer einzigen Unterredung des en Herz. Ihm übergab Vascon die Abtei und von ihm er das Ordenskleid. Als Papst Martin V. 1417 von nach Rom fahrend, in Mailand weilte, erbat sich Ludwig ng der Congregation von ihm, die auch ohne Schwierigigte. Die berühmte Abtei von S. Benedetto di Polirone die übrigen Klöster der Cluniacenser verfallen, und da mendator, Guido von Gonzaga, mit allen seinen Ermahie Mönche nicht zu Pflicht und Regel zurückzuführen verließ er, an ihnen verzweifelnd, die Abtei der Congregation Justina einverleiben. Die Congregation, nachdem sie sich Paul's Basilica zu Rom, S. Giorgio maggiore zu Venedig Sisto zu Piacenza und mehre andere berühmte Häuser erhielt im J. 1424 zu S. Benedetto di Polirone das erste apitel. Da wurde Ludwig Barbo zum Generalpräsidenten regation erwählt, auch bestimmt, daß alle Jahre ein Gekel stattfinde, eine Anordnung, die Martin V. bestätigte eich dem neuen Institut viele Privilegien verlieh. Dasselbe gen IV., von dem die Vorschriften für das Generalcapitel n. In dem zu Venedig 1437 abgehaltenen Generalcapitel Ludwig die Abtei S. Justina der Congregation, um so dern, daß nicht abermals S. Justina in Commende verSodann gedachte er, seine übrigen Tage in ruhiger Stille gen, aber es wurde ihm von dem Papste das Bisthum übertragen, was er vier Jahre lang, fleißig und wachsam le, er starb zu Venedig 1443 und wurde, wie er verordPadua in S. Justiná Hause beigesetzt. Seine Abhandlung et progressu congregationis Benedictinae S. Justinae hat Pez seinem Thesaurus anecdotorum (T. II. P. III. -508) einverleibt. — Paul Barbo, einer der Procuratoren, nter eines Minoriten Kutte verborgen, zu Franz Sforza, handelte mit ihm den Frieden von Lodi (5. April 1454), der nämliche Paul 1461 als Gesandter nach Frankreich Hof Ludwig's XI. ging. Marcus Barbo erhielt von seinem Papst Paul II., das Bisthum Vicenza, das Patriarchat und den 18. Sept. 1467 den Cardinalshut, tit. S. Marci. ußreichste vielleicht von Paul's II. Rathgebern, war er Legaten, welche Sixtus IV. im Beginn seines Regiments, Frieden in der Christenheit wieder herzustellen, und eine Bewegung gegen die Türken zu veranlassen, ausschickte. besuchte Teutschland und Ungarn, konnte aber den Zweck ese nicht erreichen, insbesondere scheiterten seine Bemühundem Zwiste um die böhmische Königskrone zwischen Matrvinus und dem Jagellonen Wladislaw Frieden zu stiften. er Legation zurückgekehrt, erhielt er vom Papst das Carum Palestrina. Wie nachmals Sixtus, in einer seiner n Launen gegen die Venetianer, seine bisherige Verbündete, chem Zorn entbrannte, und ein Consistorium versammelte, über sie zu verhängenden Censuren zu berathen, war der von Palestrina der einzige in dem Collegium, der ihm zu chen wagte. „Es sei," so trug Marcus vor, „die Repu Christenheit einziges Bollwerk gegen die Türken; wichtige habe sie der Kirche geleistet, und wenn sie jetzt den Herzog ara bekriege, so müsse sie dazu gerechte Veranlassung gehaben, indem ihrem Unternehmen Sr. Heiligkeit Billigung ; ein Krieg, zu dessen Beförderung der heil. Vater Indulerkündigt, und seine Truppen hergeliehen habe, könne uns als strafbar gelten; endlich hätten in dem gegenwärtigen die Venetianer die Vertheidigung von Rom selbst übernehsen, und würde es allzu wunderlich sich ausnehmen, wenn diger des heil. Stuhls, nicht aber seine Gegner, mit

---

Bannflüchen verfolgt würden." Marcus starb zu Rom den 11. März 1490. Er hat geschrieben: Relationem legationis in partibus septentrionalibus; Decreta; De coelibatu lib. 2; Epistolas, orationes, übersetzte auch in das Lateinische des Gennadius responsiones ad Mahometum, und einen Theil von des Areopagita Buch de divinis nominibus. — Paul Barbo wurde 1501 zum Procurator ernannt; ein gebrechlicher Greis hatte er seit Jahren die Sitzungen des Senats nicht besucht, in der allgemeinen Muthlosigkeit aber, welche die Stadt auf die Nachricht von der Niederlage bei Agnadello ergriff, ließ er sich in einer Sänfte nach dem Palast tragen, um den Berathungen für die Erhaltung der Republik beizuwohnen. Er schien sich selbst neu zu beleben, um seine Mitbürger zu beleben. Johann Barbo empfing 1629 seine Bestallung als Rath und Rector für Candia. Es scheint, daß diese venetianische Linie der Barbo erloschen ist, vielleicht in Folge eines von den Zeitungen des Jahres 1750 gemeldeten Ereignisses. „Nachdem die Gräfin von Barbo mit dem Herrn Ascanio Alfieri den Anschlag gefasset, ihren Gemahl, den Grafen von Barbo, mit Gifte hinzurichten, hat die Republik Venedig, in deren Gebiete der Graf von Barbo wohnet, im Januar 1750 angefangen, der Gräfin und ihren Mitschuldigen den Proceß zu machen, und dieselben, da sie insgesammt zu Meyland, wohin sie sich geflüchtet, gefangen gesetzt worden, förmlich citiren lassen, um sich persönlich zu rechtfertigen. Als sie nun contumacirt worden, hat der Senat sowol die Gräfin und den Herrn Alfieri, als auch das Cammermädgen der erstern, weil sie an derselben Verbrechen Theil gehabt, dahin verurtheilt, daß allen dreyen der Kopff abgeschlagen werden solle. Weil sie sich aber nicht in ihrer Gewalt befanden, wurden sie vogelfrey erklärt und auff den Kopff eines jeden derselben 1000 Ducaten gesetzt, wenn sie jemand auf dem Gebiete der Republik tödten würde, und 2000 Ducaten, wenn es in dem Gebiete einer auswärtigen Macht vollzogen würde. Allein man hat sich zu Meyland an dieses Urtheil nicht gekehret, sondern auf Befehl der Kayserin-Königin den 22. Juli von dem Senate daselbst das Endurtheil dahin ausgesprochen: daß die Ehe des Grafen und der Gräfin von Barbo getrennt werden, der Graf seiner Gemahlin ihr Heyrathsgut herausgeben und 3000 Thaler davon zu seiner Schadloshaltung der bei der Vermählung gehabten Kosten zurückebehalten; die Gräfin alle von ihrem Gemal empfangene Kleinodien ihm zurücke geben und eben dieselbe bey der Marchesin Marzorati, ihrer Mutter, und nach deren Tode bey einer andern Dame, welche ihr der Gouverneur bestimmen werde, sich aufhalten; Herr Alfieri auf drei Jahre in das Castell zu Pizzighetone, und hernach auf eine gleiche Zeit in eine andere meyländische Stadt gewiesen seyn, und endlich der Gräfin Cammermädgen auf drey Jahre aus dem meyländischen Staate verbannt werden solle. Der Graf von Barbo hat dieses Urtheil durch einen bevollmächtigten Anwalt unterzeichnen lassen." Es ist aber in Krain eine Linie noch vorhanden, die von Bernardin I., einem Bruder des Cardinals Marcus, abstammt. Bernardin, ohne Zweifel den noch immer bedeutenden, wenn auch abnehmenden, Einfluß des Patriarchen von Aquileja benutzend, ließ sich zwischen den Jahren 1480 und 1490 in Krain nieder, und erzeugte in der Ehe mit Martha, des Martin Moysewich reicher Erbtochter, die Söhne Castellanus II. und Johannes. Johannes, Domherr zu Triest, gelangte 1525 zu dem Bisthume Viben in Istrien, erbaute in dem Bischofshofe eine Kapelle zu S. Annen und S. Johann Bapt. und starb im Januar 1547. Castellanus II. erkaufte 1547 von Hans von Weichselberg die Herrschaft Wachsenstein in Istrien, und hinterließ aus der Ehe mit Coletta de Messaldis die Söhne Bernardin II., von dem die Linie in Paßberg, Franz, von dem die Linie in Gutteneck, und Georg I., von dem die Linie in Wachsenstein und Kroißenbach. — Die Linie in Paßberg. Bernardin II., des Castellanus erstgeborener Sohn, der 1603 und 1607 Verordneter und sodann Ausschuß, 1616 aber verordneter Amtspräsident der

denn wie er in seiner Größe alle die Lehrer seiner frühern Zeit versorgte, den Antonius Allius z. B. mit dem Bisthume Volterra, blieb der einzige, Riccione, unbedacht. Viele Zeit konnte Peter selbst nicht auf seine Ausbildung verwenden, denn sein älterer Bruder Paul, welchem die Regierung des Hauswesens zukam, hatte Eile, ihn an des Oheims Hof zu befördern. Als Archidiakonus zu Bologna wurde Peter in Rom eingeführt, bald darauf

---

Landstände von Krain gewesen, wurde in der Ehe mit Barbara von Waltenstein ein Vater von drei Söhnen, Johannes, Sebald und Valerius. Sebald hat den einen seiner Söhne, den Castellanus, zu Ober-Laibach 1574 im Zorne erstochen; ein anderer von Sebald's Söhnen, Bernardin III Barbo, Freiherr von Wachsenstein und Paßberg, U. J. D. 1619 Landesverweser in Krain, und seit 1622 k. k. Kämmerer und wirklicher Hofkriegsrath, erkaufte 1625 von der Hofkammer die beiden Herrschaften Erlaa und Rabaun, V. U. W. W. des Landes unter der Ens, wurde am 29. März 1626 von den niederösterreichischen Ständen als Landmann, Herrenstandes, introducirt, und hinterließ aus der ersten Ehe, mit Katharina von Nikolitsch, zwei Töchter, mit denen seine kinderlose Witwe, Benigna Veronica von Steger, sich am 7. Aug. 1638 über die Verlassenschaft verglich. Sigismund Barbo, Freiherr, ebenfalls Sebald's Sohn, hinterließ zwei Söhne, von denen Georg, k. k. Kämmerer, innerösterreichischer Regierungsrath, Hauptmann zu Mitterburg 1661, in Grenzregulirungsangelegenheiten, Abgesandter bei der Republik Venedig, ohne Nachkommenschaft starb, während der andere, Valerius, aus seiner Ehe mit Lucretia von Ebling, fünf Söhne hinterließ, worunter Franz Karl, Graf Barbo von Wachsenstein, k. k. Kämmerer, Landeshauptmannschaftsrath und seit 1680 verordneter Amtspräsident der Stände in Krain, im J. 1668 seine Herrschaft Paßberg, ferner Wachsenstein, Bellay, Grabina, das ganze Gebiet der heutigen, in 14 Communitäten 4617 Seelen enthaltenden und bereits vor 40 Jahren jährlich 9000 Gulden rein ertragenden Herrschaft Bellay an den Fürsten Johann Weikard von Aursberg verkaufte, und im J. 1689 starb. Der eine seiner Söhne, Franz Anton, war Canonicus regularis im Stifte zu Seckau, der andere, Wolfgang Eberhard Graf Barbo zu Wachsenstein, Besitzer der Herrschaft Hörberg, im cillier Kreise, hatte in der Ehe mit Eleonora Eusebia, Gräfin von Schrattenbach, verwitweten Gräfin von Tattenbach, vier Kinder. Der einzige Sohn, Karl Hannibal, 1725 Domicellar und nachmals Domherr zu Passau, auch seit 1743 infulirter Propst zu Matsee, starb 1751 als der letzte Mann der paßbergischen Linie. Die Herrschaft Hörberg erbte seine an Johann Seifried, Freiherrn von Apfalterer, verheirathete Schwester Maria Henriette. Eine andere Schwester war an den von Cramm, die dritte an den Grafen Alexander von Aursberg verheirathet. — Die Linie zu Gutteneck, die ihren Beinamen von der Herrschaft Gutteneck in Oberkrain entlehnte, ging mit ihres Begründers, des Franz Barbo Enkel, Franz II., schon wiederum zu Grabe. — Die Linie in Wachsenstein oder Kroißenbach. Georg, der jüngste von des Castellanus II. Söhnen, erscheint 1534 und 1539 als des Königs Ferdinand I. Rath und Hauptmann zu Triest. Einer seiner Söhne, Daniel, Hauptmann zu Zeng, leitete den Aufruhr der Uskoken in und um Zeng, der mit der Ermordung von Joseph Rabbatta, dem Vitzthum in Krain, endigte. Nach Zeng verschickt, um die Theilnehmer der letzten Raubzüge gegen die Venetianer zu bestrafen, hatte Rabbatta mit blutiger Strenge seines Auftrags sich entledigt. Der an ihm verübte Mord (1. Jan. 1602) blieb ungeracht. Rudolf, ein anderer von Georg's Söhnen, wurde der Vater von Andreas Daniel Barbo von Wachsenstein und Gutteneck, Freiherr, der sich 1619 mit Katharina Gall von Rudolfseck verheirathete, und durch seine drei Söhne, Bernardin IV., Johann Maximilian und Maximilian Valerius, der Stammvater von drei Linien wurde. Bernardin IV. Graf Barbo von Wachsenstein, Freiherr auf Gutteneck, Paßberg und Zobelsberg, Herr zu Kieselstein, Kroißenbach und Drageml, k. k. Kämmerer, Land- und Hofrechtsbeisitzer, Verordneter der Landschaft in Krain, k. Hofkammerrath und Reichshofrath seit 1673, wurde 1674 mit seinen Brüdern und dem ganzen Geschlechte in den Reichsgrafenstand erhoben, errichtete das bei der Familie bestehende Fideicommiß und starb den 15. April 1677. Dieses Sohn, Ferdinand Weikard, Generaleinnehmer der krainerischen Landschaft 1714, schrieb Conclusiones legales ex variis institutionum imperialium titulis, 1690, Fol., und wurde Vater von sechs Kindern, von denen der einzige Sohn, Karl Dismas Graf Barbo sein Leben als Domherr zu Laibach beschloß. Johann Maximilian, des Bernardin IV. jüngerer Bruder, auf Gutteneck und Slateneck, wurde der Vater von Gottlieb Ernst, der Großvater von Johann Sigismund. Von Johann Sigismund's Söhnen traten die beiden jüngern in den Cistercienserorden, der älteste Leopold Graf Barbo war mit Maria Anna von Wintershofen verheirathet; hinterließ aber nur die einzige Tochter Maria Anna, verehlichte von Gussich. Maximilian Valerius, des Bernardin IV. jüngster Bruder, k. k. Kämmerer und Oberstlieutenant zu Roß, auch einer Landschaft in Krain Rittmeister über eine Compagnie Gültpferde, erkaufte und besserte Kroißenbach, und wurde in der Ehe mit des Franz Kaspar von Brenner auf Grafeneck und Lueg, bei Neustädl, Tochter Maria Christina Vater von vier Söhnen, Andreas Daniel, Jodocus Bernardin, Johann Franz Engelbert, im J. 1704 Domherr und Weihbischof zu Breslau (nicht Passau), und Ernst Maximilian, Theatiner. Jodocus Bernardin, geb. 1665, studirte zu Salzburg, wo sein Tractatus de criminibus et delictis in genere et in specie, nec non e processu criminali, quem publicae disquisitioni subjecit, 1687 gedruckt worden. Später erscheint er als des Kurfürsten von Cöln Oberstsilberkämmerer, auch 1694 als kurpfälzischer General und Oberster eines Regiments zu Fuß; aus der Ehe mit Maria Anna Strupp von Gelnhausen hinterließ er die Söhne Maximilian und Joseph Wilhelm. Maximilian, Theatinerpriester, starb 1765, Joseph Wilhelm Graf Barbo von Wachsenstein, Freiherr auf Paßberg und Zobelsberg, Herr zu Gutteneck und Gallenhof, k. k. Geheimrath und Kämmerer, verordneter Amtspräsident der Landschaft in Krain, starb den 20. Nov. 1760. Aus der ersten Ehe mit der Gräfin Regina von Ratkay, hinterließ er die Söhne Leopold, gest. 1780 als Hauptmann, und Hubert, aus der dritten Ehe den einzigen Sohn Eugen. Hubert, geb. den 3. Nov. 1746, lebte gegen Ende des vorigen Jahrhunderts als Kreishauptmann in Oberkrain, Eugen, Hauptmann bei Thürheim, Infanterie, geb. 1750, besaß um die nämliche Zeit die Herrschaft Lueg, bei Neustädl. Andreas Daniel Graf Barbo von Wachsenstein, Freiherr auf Gutteneck, Paßberg und Zobelsberg, Herr zu Kieselstein, Kroißenbach und Drageml, der Landes- und Hofrechte Beisitzer, demnächst 1732 Verordneter Herrenstandes, auch Generaleinnehmer der Landstände in Krain, war des Maximilian Valerius erstgeborner Sohn, und starb 1738. Er hat mit Katharina Elisabeth Gräfin von Purgstall, der letzten Tochter des krainerischen Zweiges der Purgstalle, die stattlichen Herrschaften Freienthurn, Krup und Weinitz, an der Kulpa, erheirathet, alles zusammen aber an den Kroaten Peter von Bonazza verkauft. Von seinen vier Söhnen starb Franz Xaver Reichard den 8. Febr. 1772, geb. den 28. Juli 1715; er war des Teutschordens Comthur zu Möttling in Krain, nachmals zu Großsonntag, in der Steiermark, und des Ordens Rathsgebietiger gewesen. Karl Joseph, geb. 2. Juli 1717, starb als Stadtpfarrer und Erzdechant zu Stein in Krain, im J. 1767, Sigismund aber im J. 1758; dieser, geb. den 24. Mai 1721 hatte als Hauptmann gedient. Jobst Weikard endlich, der älteste Sohn, geb. den 22. Dec. 1702, war der Land- und Hofrechte Beisitzer, hernach Verordneter Herrenstandes, Repräsentations- und Kammerrath in Krain, k. k. Kämmerer, und starb den 18. Mai 1775, nachdem er in erster Ehe mit Maria Isabella, Gräfin von Aursberg, gest. 1738, in anderer Ehe mit Maria Anna Gräfin von Wildenstein, gest. 25. Mai 1750, verheirathet gewesen. Die einzige Tochter der zweiten Ehe wurde des Grafen Paul Aloys von Aursberg Gemahlin. Von den beiden Söhnen der ersten Ehe starb Guido Balthasar in dem Alter von acht Jahren, der andere Sohn, Dismas Maximilian, des h. röm. Reichs Graf Barbo von Wachsenstein, Freiherr auf Paßberg, Zobelsberg, Herr zu Kieselstein, Kroi-

ing er das Bisthum Cervia als eine Commende, verlebte er einige Jahre als Protonotario de' par- anti. Wie Ludwig de Mezarotta von Padua, der nedicus und nachmalige Patriarch von Aquileja, auch erlengo, den Cardinalshut empfing, mußte Eugen IV. be Ehre an Peter Barbo verleihen. So wollten es familiaren des Papstes, um dem übermäßigen Ein- des Mezarotta ein Gegengewicht aufzustellen. Pe- nun Cardinaldiakon, tit. S. Maria nuova, konnte s päpstlicher Neffe und venetianischer Edelmann nie- dem Paduaner verzeihen, daß dieser es wagte, bei Oheim die erste Stelle ihm zu bestreiten, und zwi- die beiden trat bitterer Haß, der, bei allen schein- Versöhnungen, stets lebendig blieb und häufig in ungemessensten Ausbrüchen sich verrieth. Auch mit Vicekanzler Franz Condulmier, dessen Mutter eine des Papstes gewesen, lebte Barbo in fortwähren- Unfrieden. Unter Nicolaus V. blieb der Cardinal St. Marco, wie er mit seinem neuen Titel hieß, ährend in Ansehen, sodaß er es vornehmlich war, welchen der Cardinalpatriarch von Aquileja seines s als Camerlengo entsetzt wurde. Denn Peter war Gemüthsart zuthätig und einschmeichelnd, und wußte, s Noth that, durch Kunst sich noch angenehmer zu en. Wenn Worte und Betheuerungen nicht zureich- um ihn seine Zwecke erreichen zu lassen, dann pflegte er gern zu Thränen seine Zuflucht zu nehmen, was ihm von Pius II. den Spottnamen Maria pietosa zuzog. Mit Calixtus III. wie mit Nicolaus V. verfahrend, brachte der Cardinal es dahin, daß allein sein Rath galt; voll- kommen freies Feld hat er sich verschafft, indem er den Papst überredete, den Cardinal von Aquileja mit einer Kriegsmacht gegen die Türken auszusenden, als zu wel- cher Expedition dieser ganz besonders geeignet sein sollte, wie man dem Papste beibrachte. Indem der alte Neben- buhler auswärts beschäftigt, wagte es der Cardinal von St. Marco, seine Wirksamkeit auch über die Grenzen der Hauptstadt hinaus auszudehnen. Verschiedene Municipal- städte des Kirchenstaates, die wegen des Umfanges ihrer gegenseitigen Gebiete zu Fehde gekommen, suchte er zu beschwichtigen. Der mächtige Graf von Anguillara, Averso, nachdem er viele Jahre lang durch Streifereien das Pa- trimonium und die Campagna beunruhigt, war um die Erbschaft des Grafen von Tagliacozzo zu neuer Fehde ge- schritten mit Napoleon Orsino, und hatte unter andern das bei Tivoli gelegene Monticelli eingenommen, als ein angebliches Eigenthum seiner Schwiegertochter, deren Va- ter der Graf von Tagliacozzo gewesen. An diesem Ge- waltigen versuchte sich der Cardinal, vermeinend mit Na- poleon ihn auszusöhnen, vergaß sich aber so sehr in dem Friedensgeschäfte, daß es zwischen ihm und Averso zu sehr rauhen Worten kam, und er nur eben der Gefangen- schaft entging. Solches hat er niemals dem Hause An- guillara vergessen. Pius II. scheint seiner Vorgänger An- sicht von dem Cardinal von St. Marco keineswegs ge- theilt zu haben, wie besonders der Hergang mit dem Bis- thume Padua andeutet. Peter, der längst schon wünschte, sein Bisthum Vicenza gegen den reichen Stuhl von Pa- dua zu vertauschen, hatte nicht sobald des Bischofs Dan- dolo Ableben vernommen, als er das erledigte Bisthum Padua von dem Papste sich erbat. In der nämlichen Zeit wurde diese Kirche von der Republik Venedig auf den Grund eines alten Herkommens vergeben, und zwi- schen den beiden Candidaten kam es zu Streit, sodaß je- ner des Papstes zur Besitznahme nicht gelangen, jener der Republik seine Bulle nicht empfangen konnte. Der Senat ließ mit dem Cardinal von St. Marco um einen Verzicht handeln, und als er denselben verweigerte, wurde sein Geschlecht verbannt [2]). Den Gesandten der Republik bei dem römischen Hofe wurde untersagt, den Cardinal zu kennen, zu grüßen oder zu sprechen, harte Strafe auf- erlegt den Zuwiderhandelnden. Einige Jahre blieb das Bisthum verwaist, bis der Cardinal, nicht gehörig unter- stützt, wie es ihm schien, von dem Papste, und besiegt durch die Vorstellungen seiner so hart geschlagenen Ver- wandten, der Republik Willen erfüllte. Pius II. starb

---

ch, Dragemi, k. k. Kämmerer und Landeshauptmannschaftsrath rain, auch Kanzler und Director der Agriculturgesellschaft in , geb. den 26. Juni 1737, hat aus der ersten Ehe mit Jo- Nepomucena von Pillichgratz, gest. 24. Febr. 1787, sieben r hinterlassen. — Von der Barbo Gütern in Krain können wir uttenberg, Dragemi, Moráutsch, Höflein, Lueg, Kroißenbach, anigk, Gimpelhof, Gallenhof, Zobelsberg, Gutteneck, Kiesel- Khlanz, Lukhaviz, Landstraß, Freienthurn, Weinitz, Krup, , Paßberg, Gradina, Wachsenstein nennen. Der venetiani- weig der Familie führte im blauen Schilde einen goldenen , über den ganzen Schild ist ein silberner rechter Schrägbal- zogen, und ein ähnliches Wappen hat Valvasor als jenes rainerischen Barbo abgebildet. Wißgrill aber beschreibt also, rthlich nach einem kleinen undeutlichen Siegelabdruck, der n Barbo Wappen: „ein mitten nach der Länge gespaltener , rechts im goldenen Feld ein aufsteigender schwarzer Löwe, ein aufsteigender goldener Löwe in schwarzem Felde, beide ge- inander sehend mit ausgeschlagener rother Zunge, und hinter ufgeworfenem doppeltem Schwanz. Die Helmdecke Gold und rz gemengt." So viel von der einzigen in Teutschland einhei- n Casa papale. Des Papstes Paulus II. nächste Verwandt- läßt sich folgendermaßen ordnen:

Colandus, 1290.
Peter.

ann, wird 1396 Procurator — Hieronymus, — Marcus,
. Marco. Gem. Julia Sorzi. — Cardinal, lebt — Proveditore.
1362.

dus. Nicolaus. Gem. Po- — Blancus Colomanus. — Marcus.
lyxena Condulmier. — Gem. Violanta Bettiny.

Johann. — Peter, als — Castellanus I., Gem. — Antonius.
Papst Paul II. — Margaretha Dondi.

rdin I., der Stamm- — Marcus, Patriarch von — Johannes.
der Linie in Krain. — Aquileja und Cardinal.

2) Pietro Barbo cardinale di S. Marco, vescovo di Vicen- za, ha ottenuto il vescovado di Padova senza l' assenso del consiglio de' pregadi, tal che è stà intima a Paolo Barbo che subito il vada a Roma a trovarlo e a operar ch'el renunci al vescovado in termine d'un mese: altramente esso Paolo Barbo sia bandito in perpetuo da Venezia e delle terre e luoghi no- stri, e che sia confisca i beni. Paolo Barbo, inteso il decreto, ha risposto lagrimando che l'esequirà quanto gle e commanda.

den 14. Aug. 1464; in Eile verließen die Cardinäle Ancona, wie die Entwürfe zu einem Kreuzzuge, und das im Vatican vereinigte Conclave eröffnete seine Arbeiten mit einer Reihe von Satzungen, deren pünktliche Beobachtung jeder der Wahlfürsten eidlich gelobte, für den Fall, daß zu seinen Gunsten die Stimmen der Brüder sich entscheiden würden. Vermöge dieser Satzungen sollte ein künftiger Papst das Unternehmen gegen die Türken mit allen der Kirche zu Gebote stehenden Mitteln fortsetzen; insbesondere hierauf den Ertrag der neu entdeckten Alaungruben verwenden. Er sollte versprechen, daß er ohne der Cardinäle Einwilligung dem Hofe keine Reise zumuthen werde; daß er vor Ablauf von drei Jahren ein allgemeines Concilium, dessen Zweck die Reformation der Kirche, einberufen, niemals die Zahl der Cardinäle über 24 steigern, unter denselben nur einen Anverwandten haben, und dem heil. Collegium kein Mitglied aufdringen werde, so nicht geziemende Studien in Rechtswissenschaft oder Theologie gemacht, auch das 30. Jahr erreicht habe. Es wurde ferner von einem künftigen Papste gefodert, daß er verspreche, jeder Veräußerung in dem Eigenthume der Kirche sich enthalten zu wollen, daß er nur mit der Cardinäle Zustimmung Krieg führe; daß in dem Consistorium laut abgestimmt werde, nicht aber der Papst eines jeden Meinung sich in die Ohren flüstern lasse, indem es öfter vorgekommen, daß als Ergebniß der Berathschlagung ein Schluß verkündigt worden, welcher der Meinung der einzelnen Stimmgeber entgegengesetzt. Niemals sollte ein Papst in seinen Urkunden der Formel sich bedienen: venerabilium fratrum nostrorum consilio et assensu, er habe denn in der That der Cardinäle Rath vernommen. Schließlich sollte er jeden Monat im Consistorium diese Satzungen sich vorlesen lassen, und zweimal im Jahre sollten, in seiner Abwesenheit, die Cardinäle untersuchen, ob er sie gehörig beobachte. Nach dieser vorläufigen Anordnung, welche für das Kirchenregiment die bedeutendsten Folgen erzielen konnte, wurde die Papstwahl vorgenommen, in größerer Eintracht und mit schnellerem Fortgange, als kaum eine frühere. Am 30. Aug. 1464 wurde Peter Barbo, der Cardinal von St. Marco, zum Papste erwählt, und am 9. Sept. empfing er die dreifache Krone. Er hatte den Namen Formosus anzunehmen gedacht, wurde aber, da er ein Mann von seltener Schönheit war, darauf aufmerksam gemacht, daß für einen Papst ein Name sich nicht ganz schicke, der eine weltliche Eitelkeit verrathen könnte. Hierauf entschied er sich für den Namen Paulus und für den Wahlspruch: Benefac Domine bonis et rectis corde; damals war er 48 Jahre alt. In dem Augenblicke der Wahl hatte er den Eid, so er in Gemeinschaft mit den übrigen Cardinälen auf die eben gemachten Satzungen ausgeschworen, erneuern und durch seine Unterschrift bestätigen müssen; es hat aber die Kirche dergleichen Wahlcapitulationen jederzeit für unerlaubt, und folglich für unverbindlich, gehalten, und in ihrem Geiste vernichtete Paul II. alsbald die ihm aufgedrungene Wahlcapitulation. Weil aber Theorie und Praxis in Bezug auf diesen Punkt stets schwankend geblieben sind, wollte er für die ausgesprochene Vernichtung die Zustimmung des heil. Collegiums

Bitten oder Drohungen erlangte er sie von allen C

Nur der einzige Spanier, Johann Carvajal,

und an dem eisernen Manne ergaben sich al

dungsmittel als unfruchtbar. Unter den Foder

beseitigten Wahlcapitulation befand sich eine,

auch gestrichen, doch immer, für die Form n

berücksichtigt werden mußte, weil allzuwirksam

von dem sterbenden Pius II. der Christenheit

Impuls. Paul versammelte ein Consistorium,

Mittel für die Fortsetzung des heil. Krieges berath

und in dasselbe wurden die Gesandten der fremde

eingeführt, die, um dem Papste die Glückwü

seine Wahl darzubringen, eingetroffen waren.

genwart gab dem Consistorium das Ansehen einer

tages für Italien, welches Paul benutzte, um

den verschiedenen Staaten der Halbinsel für de

halt des christlichen Heeres zu entrichtenden Beitr

zusetzen. Es wurde angeschlagen:

Der Papst zu	100,000	Gulden
Venedig . . .	100,000	=
Neapel	80,000	=
Mailand . . .	70,000	=
Florenz	50,000	=
Ferrara	20,000	=
Siena	15,000	=
Mantua . . .	10,000	=
Lucca	8,000	=
Montferat . .	5,000	=
	458,000	Gulden.

Indem sich aber die Abgeordneten für diesen Geg

ohne Vollmacht befanden, konnten sie mehr nicht

als daß sie an ihre Mandanten berichten würden:

von ihnen empfing von seinem Hofe Antwort, u

italienische Bündniß wurde aufgegeben, wie des

Pius II. Kreuzzug. Im Ernste seines Vorgängers

würfe verfolgen zu wollen, dazu mag Paul II.

wenig die Neigung, als die Fähigkeit besessen haben

mals hat er den Vorgang mit dem Bisthume Padu

gessen, wie er das sogleich in seinem Verfahren geg

Creaturen von Pius II. zeigte. Alle von demselb

nannte officiali de' brevi entließ er bei Übernahm

Schlüssel:

„Sie dienten," sagte er, „zu nichts, seien Ignoranten ohne sie zu hören mit ihren Gründen, nahm er ihnen Ar Einkommen, „und doch waren es Männer, die er um ihrer heit und Lehre willen in allen Welttheilen hätte zusammen und mit Verheißung schweren Lohns an seinen Hof knüpfen Es war jenes Collegium von gelehrten und würdigen Männe füllet. Erfahren in göttlichen und menschlichen Rechten war einen, und wiederum befanden sich unter ihnen Redner und so nicht weniger Glanz dem Hofe mittheilten, als sie von ihr pfingen. Die alle vertrieb Paul als unfähiges und fremdes nahm ihnen auch ihr Gut, obgleich viele die Ämter gekauft h Diejenigen, die der Schaden am härtesten traf, suchten den auf andere Gedanken zu bringen, und ich namentlich bat flehe um unserer Angelegenheit überweisung an die Rota. Da mit verdrehten Augen der Papst mich an, sprechend: Adunque le cose, che noi facciamo, tu ad altri giudici appelli? Nè

e sappi, che tutta la giustitia e le leggi sono nello scrigno
l petto nostro riposte? Cosi voglio io, vadano via tutti, e
re più piace loro; che io sono Papa, e posso secondo che
i mi piace, fare e disfare. Ungeachtet des herben Bescheides
rm wir fort, in der uns so wichtigen Angelegenheit Tag und
ht zu arbeiten; den letzten selbst von des Papstes Hofleuten ha-
wir mit Bittworten und Flehen bestürmt, daß er zu einer Au-
z uns verhelfe. Aber von allen wurden wir als Excommuni-
und des Landes Verwiesene gemieden, betrachtet, als seien wir
r Art von Schmach preisgegeben. Zwanzig Nächte hinter einan-
(denn hier wurde allein Nachts verhandelt), arbeiteten wir mit
äglichem Fleiße, und immer vergeblich. Solche Unwürde konnte
nicht länger tragen, und was mir und meinen Gesellen persön-
vorzubringen untersagt, das faßte ich in ein Schreiben zusam-
, beiläufig des folgenden Inhalts: War es Euch erlaubt, des
r und redlich Erkauften ungehört uns zu berauben, so muß es
erlaubt sein, über so unverdiente Unbild zu klagen. In ent-
nder und schmachvoller Weise von Euch ausgewiesen, werden
die Könige und die Fürsten besuchen und sie antreiben, ein Con-
m zu versammeln, vor welchem Ihr Rechenschaft abzulegen
von dem uns entzogenen, wohl erworbenen Eigenthum. So
Paulus dieses Schreiben gelesen, befahl er mich zu greifen und
en Stock zu legen. Theodor, der Bischof von Trevigi, empfing
Auftrag, meine Bestrafung zu verfolgen, und ich wurde schul-
befunden, gegen den Papst ein Pasquill geschrieben und zu-
h des Conciliums erwähnt zu haben. In Betreff des ersten
Klagepunktes wies ich nach, daß nur dasjenige Pasquill zu nen-
, so der Unterschrift des Verfassers entbehrt. Mein Schreiben
unterzeichnet. Auch in Ansehung des Conciliums blieb ich die
ertigung nicht schuldig, womit ich aber wenig fruchtete, viel-
r an den schrecklichen Stock geschlossen blieb, auch ohne Feuer,
Winter durch in einem allen Winden offenen Thurm vier Mo-
lang aushalten mußte. Ermüdet endlich durch des Cardinals
Mantua, des Franz Gonzaga, beharrlich für mich eingelegte
prache, entließ Paulus mich des Gefängnisses, untersagte es
jedoch, Rom zu verlassen, anders würde er, so fügte er hinzu,
nach Indien mich verfolgen. Der Drohung bedurfte es keines-
, denn ich hatte den Gebrauch der Füße beinahe verloren."

So weit des Platina Erzählung, die jedoch in ei-
andern Lichte erscheint in des Cardinals von Viterbo
chte von den Ursachen, durch welche der Papst be-
mt worden, die Ämter der officiali de brevi, abbre-
ores, abzuschaffen [3]). Indem solche Reform des
vergnügens viel erweckte, hatte Paul durch eine an-
Maßregel nicht minder die Gemüther der Römer ver-

Die regulirten Chorherren, welchen Eugenius IV.
Kirche vom Lateran übergeben, waren von Calixtus III.
gewiesen worden; Paul ließ sie alsbald nach sei-
Krönung zurückkommen, um durch sie, unabhängig
den weltlichen Kanonikern, den Dienst in jener Kirche
arten zu lassen. Bei jedem Sterbefalle unter den
Kanonikern, bei jeder Beförderung zu einer andern Pfründe
blieb die Stelle unbesetzt, daß allmälig die Kirche der Re-
gularen alleiniges Eigenthum wurde, zu großem Verdrusse
der Römer, welche die Kanonikate im Lateran als ihrer
Vorfahren Stiftungen betrachteten, und höchst ungern sie
in die Hände neuer, mehrentheils auswärts geborner Be-
sitzer übergehen sahen. Gegen manche von den Kanoni-
kern wendete der Papst sogar Drohungen an, um sie zur
Abdankung zu zwingen. Nicht so leicht fand er es, die
auswärtigen Angelegenheiten nach seinem Gefallen zu ord-
nen. Die Lütticher hatten gegen ihren Bischof sich em-
pört, und statt seiner den Prinzen Marcus von Baden,
den Propsten zu St. Florin binnen Coblenz und Pfarrer
zu Feldkirch, in der Grafschaft Wied, zum Protector oder
Stiftsverweser erwählt. Nun entschied zwar Paul am
10. Jan. 1465 zu Gunsten des Bischofs, ohne doch auf
das unruhige Volk wirken zu können: vielmehr wurde
Ludwig von Bourbon gänzlich des Stifts entsetzt, und ge-
zwungen, wirksamere Hilfe bei dem Herzoge von Bur-
gund zu suchen. Es entspann sich ein blutiger, wenn
auch zu Zeiten durch Friedensschlüsse unterbrochener Krieg
zwischen Burgund und dem Volke von Lüttich. Nach
der Schlacht von St. Tron zog der Herzog von Burgund
am 17. Nov. 1467 triumphirend in Lüttich ein, und der
Bischof wurde in alle seine Rechte wieder eingesetzt.
Paul II. hatte aber seinen Nuntius in Cöln, den Bischof
von Tricarico, Onuphrius von Santa Croce, als aposto-
lischen Commissarius nach Lüttich gesendet, um des Bi-
schofs Zwist mit dem Volke vollständig auszugleichen.
Onuphrius nahm am 30. April 1468 das auf Stadt und
Land geworfene Interdict sammt der Excommunication zu-
rück, begünstigte aber die Rebellen in jeglicher Weise,
daß ihm großentheils die neue Empörung, im September,
und die schreckliche Einnahme und Züchtigung der Stadt,
am 30. Oct. 1468, zuzuschreiben [4]). Die Venetianer,
welche nach einem unglücklich geführten Kriege ernstlich
den Frieden mit den Türken suchten, wußte Paul durch
die Zusage einer Subsidie von 300,000 Dukaten zu neuen
Anstrengungen zu bewegen; in Albanien behauptete sich
Skanderbeg fortwährend durch seine romanhafte Tapferkeit.
Mehr und mehr bedrängt, kam der Held hinüber nach
Italien, um dem Papste seine und der Illyrier Noth zu
klagen. Ein Consistorium wurde um seinetwillen ange-
sagt und, von den Cardinälen bewillkommnet, wie es der

3) Paulus Pontifex declaratus nihil duxit antiquius, quam sacerdotium summum suo se splendore ornaret, ab aliendis abstineret. Sustulit igitor eorum ordinem, qui viatores appellantur, alios omnes pecuniae exactores sub-, rem esse indignissimam summo Sacerdote arbitratus, il sine pretio traderet, et quod ipse accepisset gratis non ceteris mortalibus condonaret: exercuisse se praeterea terram, tam omnia vendidisse pretio, posteaquam vero sa-llitus esset a mercatorum vel potius crassatorum mu-recessisse: tota via aberrare qui in re sacra exerceant tiarum, et qui aris sacrisque utantur ad questum: decere ipes omnes tueri populorum suorum res; non rapere aliena, rgiri sum. Quae res omnes illius ordinis homines sibi in-mos fecit, ut omne in eum maledicentiae genus loquen-ibitando, scribendo conjicerent.

4) Es erzählt davon Comines: Cedit Légat, excedant sa puissance et sur esperance de soy faire Evesque de la cité, favorisoit ce peuple, et leur commanda de prendre les armes, et de se deffendre, et d'autres folies assez. Ledit Légat voyant le peril où estoit cette cité, saillit pour fuyr. Il fut pris et tous ses gens qui estoient quelque vingt-cinq, bien montez. Si tost que le Duc le sceust, il fist dire à ceux, qui l'avoient, qu'ils le transportassent sans luy en rien dire, et qu'ils en fissent leur profit comme d'un marchand; car si publiquement il venoit à sa connoissance, il ne le pourroit retenir, mais le feroit rendre pour l'honneur du siege Apostolique. Ils ne le sceurent faire, mais en eurent debat: et publiquement, à l'heure du disner, lui en vinrent parler ceux qui y disoient avoir part: et incontinent l'envoya mettre en sa main, et leur osta, et luy fist rendre toutes choses, et l'honora.

Vorfechter des christlichen Glaubens erwarten konnte, sprach er von dem reißenden Fortgange der Feinde christlichen Namens und von den Anstrengungen der Skypetar, um das letzte Bollwerk der Christenheit zu behaupten. „Von so vielen unüberwindlichen Kriegern ist nur noch mein kleines Gefolge, von unserm vormaligen Glücke allein noch der alte Muth und ein unbezwungenes Herz übriggeblieben. Eilet, um zu helfen, während es noch an der Zeit, bald wird Christus keine Streiter mehr zählen jenseit des Meeres." Hut und Degen von der eigenen Hand geweihet, überreichte Paul an den Fürsten von Croja, dazu einiges Geld, aber die gewünschte Unterstützung an Volk konnte er nicht gewähren, darum mußte er selbst die christlichen Mächte begrüßen. Die zu dem Ende ausgesendeten Legaten erreichten Nichts, denn Ludwig XI., der erstgeborne Sohn der Kirche, hatte mit seinen Baronen um das gemeine Wohl zu streiten; in England befehdeten die beiden Rosen sich mit steigender Wuth, Castilien war durch Bürgerkrieg, Aragonien einzig mit der Unterwerfung der empörten Catalonier beschäftigt; das teutsche Reich, in seiner Unbehilflichkeit, vereinigte sich allerdings auf dem Reichstage zu Nürnberg, Martini 1466, und auf des Legaten Fantini dringende Vorstellung, zu einer Hilfe von 20,000 Mann, die mit dem nächsten Jahre nach Ungarn abgehen sollte. Allein dieser Reichsschluß, später in seiner Vollstreckung um ein Jahr aufgeschoben, trat auch im J. 1468 nicht in Wirksamkeit, wozu die Lage von Böhmen einen erwünschten Vorwand bereitete. Papst Pius II. hatte am 29. März 1463 den König Georg von Podiebrad, als einen Utraquisten und Hussiten, gebannt. Des Nachfolgers Ansicht von dieser Sache war noch unbekannt, und der Herzog Ludwig von Baiern unternimmt es, an dem römischen Hofe der Fürsprecher des gebannten Königs zu werden; in einem Schreiben an den Papst sucht er die allenfalls gefaßten Vorurtheile zu bekämpfen und zu zeigen, welche Vortheile sich von Georg's Mitwirkung zu einem Türkenkriege hoffen ließen. Darauf antwortet Paul am 6. Febr. 1465; ihm ist Georg Podiebrad nicht nur ein Hussite, ein Ketzer, sondern auch des Rückfalls in die schon einmal abgeschworene Ketzerei schuldig, und deshalb muß er von dem Schafstalle Jesu Christi ausgeschlossen werden. Freilich verheiße er seine, seiner Gemahlin und Kinder Rückkehr in den Schoos der Kirche, und dann alle Hilfe, für Bekriegung der Türken, aber unmäßige Belohnung fodere er, um das zu thun, so doch nur seine Pflicht. Der Sohn solle auf dem Throne ihm folgen; dadurch würde man die Kirche dem Feinde Christi anvertrauen. Für seinen zweiten Sohn verlange er die prager Insul. Das könne schlechterdings nicht sein. Der Jüngling, kaum eingetreten in das 20. Jahr, sei der göttlichen und menschlichen Rechte unkundig, in der Ketzerei erzogen, des väterlichen Hochverraths an der Kirche theilhaftig, und allbereits dem Satan übergeben. Indem Georg den Wunsch geäußert hatte, es möge der Papst einen Mann von ausgezeichneter Gelehrsamkeit und Gottesfurcht nach Böhmen entsenden, der in Gemeinschaft mit dem Erzbischofe den Zustand der Religion untersuche, und den Abweichungen und Gebrechen, doch mit geziemender Berücksichtigung der Compactaten, abhelfe, nimmt Pau Gelegenheit, von den Compactaten selbst zu handeln. Mit vollem Rechte mochte er sagen, man habe die Bedingungen, unter denen sie gegeben worden, nicht erfüllt; eine zweite Einwendung, das Concilium habe nur für eine Zeit, nur den damals lebenden Böhmen, nicht aber jenen, die sollten geboren werden, die Compactaten bewilligt, war schon von Pius II. angedeutet worden, aber Paul leugnet sogar, daß jemals diese Compactaten von dem Papste bestätigt worden, und hält sie demnach für vollkommen ungültig. Nicht günstiger läßt er sich über Georg's fernern Wunsch vernehmen, als der sich die Kaiserkrone von Constantinopel ausbitten wollte, für den Fall, daß ihm der Oberbefehl des christlichen Heeres übertragen werden möchte; einen Fall, den er durch das Anerbieten, den 40. Mann in Böhmen für diesen Krieg zu bewaffnen, herbeizuführen sucht; sothanen Wunsch erfüllen, meint der Papst, würde nicht etwa heißen, daß man die Schafe Jesu dem Schlächter, nein, daß man sie dem Scharfrichter überliefern wolle. Paul, nachdem er sich in so entschiedener Weise über den König von Böhmen ausgesprochen, ernannte den Bischof Rudolf von Lavant zu seinem Legaten, der die Zustände des böhmischen Reichs in der Nähe sich ansehen sollte. Schon von Lavant aus entband der Legat die Bürger von Breslau des dem Könige schuldigen Gehorsams, und Hinko Krussina von Lichtenburg pflanzte in Mähren die Fahne der Empörung auf. Er wurde überwältigt, aber der Geist des Misvergnügens, von dem Papste und seinem Legaten gepflegt, verbreitete sich unter den katholischen Baronen von Böhmen. Am 3. April 1466, am grünen Donnerstage, sprach Paul über alle zu Georg haltende Böhmen den Bannfluch aus, den König selbst lud er vor seinen Richterstuhl. Er erließ auch Briefe an die schlesischen Herzoge, an den böhmischen Adel, an die Städte in Böhmen und Mähren, worin sie von ihren Verpflichtungen gegen den König losgezählt und ihnen besonders untersagt wurde, zu einem von Georg gegen das allezeit katholische Pilsen vorbereiteten Unternehmen mitzuwirken. In einem spätern Schreiben befahl Paul allen katholischen Reichsbaronen, die Waffen wider Georg von Podiebrad zu ergreifen; auch ernannte er zum Feldherrn für diesen heiligen Krieg den Obersten Burggrafen Zdenko von Sternberg. Es verwendeten sich für Georg die meisten der teutschen Fürsten, es schrieben die geistlichen Kurfürsten an Paul; er solle der Sanftmuth eingedenk sein, die Vertheidigung des Königs hören, eines Fürsten, der sich durch Friedensliebe und Religionseifer vorzüglich empfehle. Der Kurfürst von Sachsen warnt den Papst, ja nicht die Böhmen zu reizen, durch deren Waffen jüngst ganz Teutschland erschüttert worden. Weislich hätte das Concilium zu Basel durch Gelindigkeit und Verträge das kriegerische Volk besänftigt; er möge thun, wie vor ihm das Concilium. Albrecht von Brandenburg nennt die Vorladung Georg's nach Rom, und den Versuch des Papstes, ihn seines königlichen Rechtes zu berauben, ein erstaunenswürdiges Unterfangen; also urtheilten davon, setzt

ürst hinzu, nicht nur er selbst, sondern auch viele
er von Einsicht, die er darum zu Rathe gezogen
Der König von Frankreich ermahnt den Papst, den
schen Rebellen kein Gehör zu schenken, sondern viel-
Georg's Vertheidigung abzuwarten. Selbst Jodoc
Rosenberg, der Bischof von Breslau, schrieb an
II.: er sei von der wahren Sachlage übel unterrich-
r möge mit mehr Gelindigkeit verfahren, nicht die
uer allein hören; alle Katholiken im Königreiche
en seine Parteilichkeit, und würden ehestens Ab-
ete nach Rom senden. Verschiedene Barone mach-
ihren an den Papst gerichteten Schreiben den Eid
, den Georg von ihnen empfangen, rühmten den
, welchen er der katholischen Religion angedeihen
baten, der Papst möge lieber den König anhören,
rchenstrafen über ihn verhängen. Der Bischof von
wurde streng getadelt, daß er durch seine rück-
e Heftigkeit das Königreich in so bedenkliche Lage
Die katholischen Barone versammelten sich zu
us, in der Absicht, die Mittel einer Aussöhnung
önigs mit dem Papste zu berathen. Aber sogleich
ihnen der Legat, aus einander zu gehen; er drohte
die mit dem ketzerischen Könige unterhandeln wür-
mit dem Kirchenbanne, und die Städte zumal ließen
urch seine Drohung schrecken und bestimmen. Ei-
unter denen Brünn die vornehmste, wankten in ih-
reue zu dem König, andere, Olmütz, Iglau,
n, Bauzen, Zittau, Görlitz, fielen ihm ab. In
und Budweis wurde täglich, nach abgehaltenem
dienste, eine zu solchem Gebrauche absonderlich be-
te Glocke geläutet, Kerze um Kerze ausgelöscht,
mit lauter Stimme verkündigt: „Georg ist ein Ketzer
Thronräuber!" In den ersten Tagen des Herbst-
s ließ Paul die sogenannte Kreuzbulle wider König
verkündigen und einen Theil des wegen der Tür-
ahr versammelten Kreuzheeres in Böhmen einbrechen,
s wurde am 22. Sept. 1466, oder nach einer an-
Nachricht am 2. Juli 1467 auf dem Křižowecz
Kreuzfeld bei Riesenberg, im klattauer Kreise, die
cht geliefert, in welcher die Bürger von Klattau,
und Schüttenhofen, unterstützt von den tapfern
gern oder Chodowe, vollständig den Kreuzfahrern ob-
n. Während hierauf Georg die früher von ihm ver-
n Taboriten zu seinem Beistande aufrief, und durch
Bundesgenossen auf den Gütern der Katholiken alle
el der Hussitenkriege erneuern ließ, verkündigte Paul II.
Bannbulle vom 23. Dec. 1466, worin Georg, der
ammniß Sohn, der offenbaren und hartnäckigen Ketze-
auch des Rückfalles in dieses Laster schuldig erklärt,
über die Ketzer verhängten Strafen unterworfen und
öniglichen Würde, sowie jedes andern ihm etwa zu-
den Rechtes entsetzt wird. Auch seine Söhne, mit
ganzen Nachkommenschaft, wurden auf ewig aller
stellen und Ämter unfähig erklärt. Um dieselbe Zeit
kelte ein anderer Nuntius auf dem Reichstage zu
erg, November 1466, jene bereits besprochene Thä-
Fantinus della Valle, Dalmatiner von Geburt,
dessen Verhaftung auf dem Landtage zu Prag

Georg sich von Papst Pius II. den ersten Bannfluch zu-
gezogen hatte, bekämpfte vor den zu Nürnberg versam-
melten Fürsten die Gesandten Podiebrad's, nannte ihn
und seine Anhänger Ketzer, lehrte, nicht wider die Türken,
sondern wider die ketzerischen Böhmen müsse man einen
allgemeinen Kreuzzug unternehmen, und trug zu dem
Ende das mittlerweile versammelte Heer von Kreuzfahrern
an. Es unterstützte ihn hierbei eine von dem prager
Domdechanten Hilarius angeführte Gesandtschaft der böh-
mischen Katholiken, es trat ihm die kaiserliche Gesandt-
schaft bei, und Georg's Abgeordnete wurden von dem
Reichstage verwiesen. In einer Bulle Paul's, vom
1. Jan. 1467, wird der Kaiser aufgefodert, den wider
Georg ausgesprochenen und der Bulle beigefügten Kir-
chenbann verkündigen zu lassen, diesen auch nicht ferner
König von Böhmen zu nennen, hingegen soll Friedrich
sich aufmachen, die Kirche Gottes zu schützen. In einer
zweiten Bulle vom 15. Mai 1467 werden alle mit Georg
verbündete Fürsten von den in diesen Bündnissen über-
nommenen Verpflichtungen losgezählt. Das erwiederte
Georg mit einem dem Kaiser zugesendeten Absagebriefe,
denn eben fühlte er sich weniger bedroht in Böhmen. Er
bezwang nach einer harten Belagerung des Zdenko von
Sternberg Hauptfestung Raudnitz, er siegte bei Tepl, das
mächtige Budweis wurde durch Johann von Rosenberg
zum Gehorsam zurückgeführt, bei Neuern, unfern Klat-
tau, das Heer der Kreuzfahrer vom Könige Georg selbst
auf das Haupt geschlagen (2. Juli 1467). Neue geschärfte
Instructionen ließ Paul dem Bischofe von Lavant zukom-
men, besonders ihm empfehlend, daß er durch Bündnisse
mit mächtigen Landherren sich zu stärken suche. Durch
des Legaten Censuren wurden die Bischöfe von Breslau
und Olmütz genöthigt abzulassen von der Partei Georg's;
Prothasius von Olmütz trat sogar mit seinem Domcapi-
tel und mit den Städten Olmütz, Brünn, Znaym und
Iglau wider Georg in ein Bündniß, welches so lange
dauern sollte, bis dahin der apostolische Stuhl einen an-
dern König ernannt haben würde. Ähnliche Bündnisse
vereinigten, in Böhmen sowol als in Schlesien, des Kö-
nigs Gegner zu gemeinsamer Wirksamkeit, und alles Ern-
stes konnte der Papst auf eine Vergebung der böhmischen
Krone sinnen. Der Bischof von Lavant mußte nach Po-
len fahren, sie dem Könige Kasimir anzutragen. Kasimir,
obgleich seine Gemahlin, des Kaisers Albrecht Tochter,
das nächste Erbrecht besaß, obgleich des Bischofs Antrag
durch die böhmischen Landherren bekräftigt worden, scheuete
sich vor Georg's Macht und Kriegserfahrung, zögerte,
und suchte, das Anerbieten weder annehmend, noch ab-
lehnend, den König mit dem Papste und mit den Baro-
nen auszusöhnen, zugleich aber seinen Sohn Wladislaw
dem Könige zum Nachfolger aufzudringen. Unzufrieden
mit Kasimir's zweideutiger Unentschlossenheit ließ Paul
hierauf dem Könige Matthias von Ungarn die Krone an-
tragen, den zu gleicher Zeit der Kaiser, bedrängt durch
des Königs von Böhmen überlegene Waffen, um Hilfe
anrief. Dem Zauber der zweiten Krone konnte Matthias
nicht widerstehen; unterstützt von den zu seiner Verfügung
gestellten Kreuzsoldaten, brach er in Mähren ein (1468),

und nicht nur daß diese ganze Provinz ihm zur Beute geworden, es verschaffte ihm auch der neue päpstliche Nuntius, Laurentius von Roverella, der Bischof von Ferrara, in Böhmen selbst einen Verbündeten von der höchsten Wichtigkeit. Johann von Rosenberg war bisher Georg's mächtigste Stütze geblieben; alle Versuche, ihn von seiner Treue abwendig zu machen, hatten ihren Zweck verfehlt. Da sprach Laurentius das Interdict aus über die weitläufigen Besitzungen der Rosenberge, deren Insassen genau die katholische Lehre von dem Abendmahle befolgten, und denen das Interdict daher zumal schrecklich sein mußte. Wie aller Gottesdienst in Krummau, Hohenfurt, Rosenberg, Gratzen, Wittingau, Neuhaus und auf dem Lande verstummte, ergrimmte das Volk über den Urheber solch geistlicher Entbehrung, und Johann von Rosenberg wagte es nicht, diesem Ingrimm zu trotzen. Er gesellte sich zu den Gegnern Georg's, und wurde dafür von dem Papste mit dem Titel eines Protectors der Katholiken in Böhmen und eines Generalcommissarius der päpstlichen Waffen belohnt. Von allen Seiten bedrängt, auf allen Punkten rühmlichen, oft siegreichen Widerstand bietend, mußte Georg zuletzt an dem Erfolge verzweifeln. Während die Nebenländer, Mähren, Schlesien, die Lausitz, größtentheils dem Könige von Ungarn zufielen, versuchte es Georg, die Nachfolge in Böhmen dem nächsten Kronerben, dem polnischen Prinzen Wladislaw, zusichern zu lassen (den 1. März 1469), und wenn es auch scheint, als sei er in jenen, in dem Beginne seiner letzten Krankheit angeknüpften, Unterhandlungen nicht ungeneigt gewesen, seinen Frieden mit Matthias durch Anerkennung von dessen Erbfolgerecht zu erkaufen, so gebrach es ihm an Zeit für die Ausführung solchen Entwurfes. Er starb den 22. März 1471, und der treue Theilnehmer seiner Thaten, der Prinz Heinrich, war der erste, der den Jagellonen Wladislaw einlud, Besitz von dem erledigten Throne zu nehmen, und ihn an den Grenzen von Polen mit seinem Kriegsvolke empfing und nach Prag geleitete. Doch hatte Wladislaw noch manche Schwierigkeiten zu überwinden, bis er zu dem ruhigen Besitze des Thrones gelangte; Paul II. erklärte ihn zuerst für unwürdig, die böhmische Krone zu tragen, indem er den apostolischen Befehlen widerstrebt und den ketzerischen König Georg nicht bekriegt habe; zugleich wurde Allen, die in der neu vorzunehmenden Wahl für Wladislaw stimmen würden, vorläufig mit dem Banne gedroht. Nachher, da Wladislaw am 27. Mai 1471 dennoch als König ausgerufen worden, sprach Paul die Insassen des Königreichs von allen ihm geschworenen Eiden los, gleichwie er die Wahl, als von Ketzern vorgenommen, verwarf. Hiermit aber hatte der Papst, in Bezug auf Böhmen, seine Sendung vollführt: er sollte, indem er in Georg Podiebrad allein den Hussiten bekämpfte, eine der Satzungen der Weltgeschichte durchführen, das Aufblühen einer neuen Dynastie in Böhmen verhindern. Das ist ihm vollständig gelungen: wie er der letzte Papst ist, der einem weltlichen Regenten so verderblich wurde, so verdienen auch seine Anstrengungen die meiste Bewunderung; denn sein Gegner war ein Mann von den seltensten Gaben, und das böhmische Volk in seiner Mehrheit entweder der Kirche vollkommen feindlich doch längst der Furcht vor ihren Blitzen entwöhnt nen Zweck zu erreichen, hat Paul über Böhmen Übel verhängt; doch kann man sich damit versöhnen man theils die elenden Regenten, welche Georg's kommenschaft den schlesischen Fürstenthümern Münsterberg gegeben hat, betrachtet, theils das Schicksal erwägt, welchem Teutschland, Europa Dazwischenkunft jener Monarchie, verfallen mußte welcher Böhmen einer der wichtigsten Bestandthei den sollte.

Mit demselben Glücke und mit größerer Lei unterdrückte Paul II. das seinen Vorgängern nich fürchterlich gewordene Grafengeschlecht von Anguillar Graf Aversо, mit dem Paul als Cardinal zu Z kommen, hatte den Papst Pius II. nur kurze Zei lebt, seine beiden Söhne, Diofebo und Francesco, then entschiedene Neigung des Vaters Richtung zu gen und die gesammte Nachbarschaft fortwährend ruhe zu erhalten. Paul II. ließ sie zu sich entbiete suchte mit freundlichen Worten sie zu vermögen, die Straße von Viterbo nach Rom frei hielten vo bern, die in der letzten Zeit bis an den Thoren der stadt ihren Frevel übten, dann verlangte er, daß prarola und was sie sonst dem Präfecten von Ro rissen, an den rechtmäßigen Erben zurückgäben. wurde von den Brüdern abgelehnt, die ihrer We trotzige Reden hinzufügten: sie seien des Grafen Söhne, und würden gegen einen Angriff wol sich theidigen wissen. Von seinem Begehren ablassend, Paul mit den Brüdern eine anderweitige Unterhe an, durch welche sie für seinen Sold gewonnen sollten. Mit Piccinino sich zu verbinden, waren neigt gewesen, doch gaben sie den Anträgen des den Vorzug; schon war der Betrag der Subsidien setzt, nur noch um Nebenpunkte zu streiten. Ein ließ der Papst sein Kriegsvolk gegen die neapoli Grenze, wie der König von Neapel das seinige ge römische Grenze vorrücken, man erwartete den A der Fehde zwischen Papst und König, und zweifelt die Gebrüder von Anguillara im Kampfe mit dem litanischen Feldherrn Piccinino zu sehen. Allein die Herrscher hatten sich verständigt auf die ersten vo päpstlichen Abgesandten in Neapel, von dem Erzbisch Mailand, gemachten Eröffnungen; denn König Fer fürchtete und haßte in Diofebo von Anguillara eine sönlichen Feind. Er stellte die Völker, die er unt Vorwande einer Unternehmung gegen des Herzog Sora Land versammelt, zu des Papstes Verfügung in denselben Tagen, daß Piccinino zu Neapel, ein der Hinterlist, fiel, im Juni 1465, erging gegen di fen Anguillara eine Excommunicationssentenz, und i eingebildeter Sicherheit verwahrlosten Gebiete wurde Römern und Neapolitanern zugleich überzogen. Schlösser, darunter einige, vermöge ihrer Lage ode festigung, als unüberwindlich galten, Anguillara selbst, ciglione, Caprarola, Vetralla, wurden in 14 Tag

…; es entfloh Diofebo, der zumal fürchten mußte, …apolitanern ausgeliefert zu werden, Francesco aber …, sammt seinem Söhnlein, in Gefangenschaft und …erst nach fünf Jahren von Papst Sixtus IV. des …nisses in der Engelsburg entlassen. Des leichten …froh, bekannte Paul öffentlich, es sei des Piccinino …e Befreiung Italiens geworden, doch meinte selbst …, es könne der Papst einer Theilnahme an dem …des großen Condottiere nicht beschuldigt werden, …entheil würde Piccinino jenem stets ein mächtiges …gewesen sein, sich gegen die unruhige Ländergier …nigs von Neapel zu vertheidigen. In der That …ferdinand kaum sich durch den an dem eigenen Feld…verübten Treubruche auf seinem Throne sicher, als …terisch den Erlaß des seit Jahren aufgeschwollenen …und für die Zukunft eine Verminderung des an die …sche Kammer zu entrichtenden Zinses foderte, ob…dieser bereits seit dem Abfalle von Sicilien von …nzen Gold oder 60,000 Florin auf 40,500 Fl. her…t worden. Daneben begehrte Ferdinand, daß von …chergestalt zu ermäßigenden Zins auch noch die Ko…t Feldzugs von Anguillara abgezogen würden, daß …pst der Hoheit über Terracina und das Herzogthum …ntsage und aller fernern Beeinträchtigung der Her…t Tolfa sich enthalte. Der Cardinal von St. Cle…Bartholomäus Roverella, ging als päpstlicher Le…h Neapel und verhinderte wenigstens den Ausbruch …Feindseligkeit. Hierbei mag ihm der Krieg um die …nischen Verbannten besonders zu statten gekommen …n dem Ferdinand sich betheiligen mußte, nicht ohne …niß um die Sicherheit der eigenen Gebiete. Er er… einen Angriff, den Bartholomäus Coleoni in …ftes Auftrag ausführen werde. Zu so entschiedenem …en war Paul indessen keineswegs gerüstet. Bald …r Schlacht an der Molinella, den 25. Juli 1467, … er sich zugleich mit Borso II., dem Herzoge von …, den Venetianern und Florentinern zum Mittler …lles Ernstes suchte Borso die Mittel der Aussöh…Paul scheint im Grunde nur den Zweck gehabt zu …des andern Mittlers Unterhandlungen aufzuhalten. …gab er dem Herzoge zu verstehen, wie durch der …italienischen Mächte Zwistigkeiten die Sicherheit der … Staaten gewahrt, das Ansehen des heil. Stuhls …würde; bald suchte er die Florentiner zu schrecken …das Vorgeben, daß er im Begriffe stehe sich mit …zu verbinden: solches Vorgeben mußte um so leich…uben finden, da es allgemein hieß, Coleoni, der …ptmann der Venetianer oder der florentinischen Ver…, empfange von Rom aus die eigentlichen Verhal…fehle. Der modenesische Gesandte, Franz Naselli, … ungleich schwieriger, des Papstes geheime Umtriebe, …beleidigen, zu entkräften, als die widerstrebenden …en der kriegführenden Mächte zu vermitteln. End…ren durch des Herzogs von Modena Bemühungen …kel des Friedensvertrags besprochen und annehmlich …, und dem Papste verblieb die einzige Mühe, am …1468 den Vertrag in Form einer apostolischen Sen…verkündigen, welcher für Widerspenstige die Dro…hung der Excommunication höhere Bedeutung verlieh. Den Stipulationen selbst, die im Mindesten nicht verwickelt oder schwierig, fügte Paul eine für Jedermann unerwartete Clausel hinzu. Er ernannte den Bartholomäus Coleoni zum obersten Feldhauptmanne der Christenheit für den in Albanien mit den Türken zu führenden Krieg, und wies ihm zugleich eine Summe von 100,000 Fl. an, in folgender Weise auf die einzelnen Staaten zu vertheilen:

Der heil. Stuhl	19,000	Gulden.
Neapel	19,000	=
Venedig	19,000	=
Mailand	19,000	=
Florenz	15,000	=
Siena	4,000	=
Modena	3,000	=
Mantua	1,000	=
Lucca	1,000	=
	100,000	Gulden.

Von den Regierungen, welchen hiermit zugemuthet wurde, die Unterhaltung vom Heere des Coleoni zu übernehmen, hielt sich indessen eine jede überzeugt, daß es keineswegs des Papstes Absicht sei, in Albanien Krieg zu führen, sondern daß er sich jener Kriegsmacht zur Unterdrückung von Italien zu bedienen gedenke, gleichwie zu dem Ende Coleoni als ein fügsames Werkzeug gebraucht werden solle. Nur dann wollten die Florentiner sich zur Entrichtung des ihnen auferlegten Betrags verstehen, wenn Coleoni der Türken Gebiet betreten haben würde, und der Herzog von Mailand und der König von Neapel widersprachen mit Heftigkeit einer Anordnung, zu welcher die Vermittler von ihnen keine Vollmacht empfangen; sie drohten mit einem Kriege und verriethen den Entschluß, von der päpstlichen Excommunication an ein künftiges Concilium zu appelliren. In der Bestürzung erließ Paul am 25. April 1468 eine zweite Sentenz, worin er die ganze auf Coleoni bezügliche Stelle unterdrückte. Sein also umgearbeiteter Friedensspruch wurde von dem gesammten Italien angenommen, die verschiedenen Heere traten den Rückmarsch an, das der Neapolitaner zu sehr ungelegener Zeit dem Papste. Tolfa, zwischen Civita Vecchia und Bracciano gelegen, war durch die unter der vorigen Regierung entdeckten Alaungruben der apostolischen Kammer ein Gegenstand von der höchsten Wichtigkeit geworden, und Paul II. glaubte, um jeden Preis diese Herrschaft erwerben zu müssen. Zuerst suchte er durch Unterhandlungen ihre Besitzer zu einer Veräußerung zu bestimmen, dann, als diese Unterhandlung sich zerschlug, mußte Vianesio mit einem kleinen Heere sich vor Tolfa legen. Die Belagerung war im Gange, als die Neapolitaner aus der Romagna heimkehrten, und mit ihnen zugleich die Orsini, der Herren von Tolfa nahe Anverwandte; sie waren noch volle 60 Miglien entfernt, als Vianesio in höchster Eile vor der belagerten Stadt verschwand. Hierdurch nicht weniger ermuthigt, besetzten diese Neapolitaner auf ihrem fernern Marsche auch noch das Herzogthum Sora und den Monte Cassino. Pius II. hatte Sora als Preis für die dem Könige Ferdinand geleistete Hilfe empfangen und solches behauptet, obgleich in seinen

letzten Jahren Ferdinand keine Art der Verführung unversucht ließ, um das veräußerte Gebiet zurück zu erhalten. Als Paul zur Regierung gelangte, wurde Ferdinand dringender mit seinen Foderungen, bis der Augenblick kam, mit Gewalt sie durchzuführen. Kaum konnte der Cardinal von St. Clemente den König von weitern Feindseligkeiten abhalten. Sora ist endlich bei Neapel, Terracina dem Kirchenstaate verblieben, um Tolfa wurde der Streit aber noch längere Zeit fortgesetzt, bis der Papst, beunruhigt sowol durch die wachsende Feindschaft der Orsini, als durch die neapolitanische Besatzung in Tolfa, sich zu einem Abkommen bequemte. Er bezahlte 17,000 Zecchinen als Kaufpreis, und Tolfa wurde der apostolischen Kammer Eigenthum. Bittere Vorwürfe über seine Undankbarkeit mußte aber der König von Neapel hören: „er verdanke die Krone sogar," sagte Paul, „dem heil. Stuhle." Auf andere Weise seinen Unwillen zu äußern, erlaubten die Umstände nicht, denn eben, im Juni 1468, wüthete in Rom die Pest, welcher u. a. Johann Condulmier, dann des Papstes Schwager und sein Leibarzt erliegen mußten; auch wünschte Paul freie Hände zu haben, um gegen die Malatesta das Testament von Dominic Malatesta oder Malatesta Novella durchzusetzen. Dominic, gest. den 20. Nov. 1465, hatte seine Besitzungen der Kirche vermacht und diese Anordnung bestritten die übrigen Malatesta. Sobald aber die Aussicht auf Unterstützung aus Neapel ihnen genommen, ließ Robert, des Sigismund Malatesta ältester Sohn, mit Meldola und einigen andern Ortschaften sich abfinden, das wichtige Cesena hingegen, Bertinoro u. s. w. blieben der Kirche.

Der Friede war in allen Theilen von Italien hergestellt, manche nützliche, von dem Papste getroffene Anordnungen fingen an Früchte zu tragen, wie die Verordnung vom 18. März 1465, wodurch die Statthalter der Provinzen und Städte zu einer regelmäßigen Verwaltung angehalten, auch die Annahme von Geschenken ihnen untersagt, wie ferner das Edict für die Abstellung der Blutrache, vom 22. Sept. 1466, und die Sanction gegen das Veräußern der geistlichen Güter, vom 1. März 1468, es war gelungen, die in Poli ziemlich allgemein, und vielleicht bis nach Tagliacozzo verbreitete Ketzerei, zu unterdrücken. Diese Irrgläubigen, Nachbeter der Fraticellen, behaupteten, von Petrus ab sei auf Erden kein wahrhaftiger Vicarius Jesu Christi erschienen, außer denjenigen allein, welche in der Armuth Jesu Christo nachfolgten. Den Herrn von Poli, ohne Zweifel einen Conti, aus dem Geschlechte von Papst Innocentius III., sieben andere Männer und sieben Frauen ließ Paul am 8. Juli 1467 nach Rom bringen. Da wurden sie, jeder mit einer papiernen Mither bekleidet, auf einem erhabenen Gerüste, unweit der Ara coeli, dem Blicke der Menge ausgestellt. Es trat vor sie, umgeben von fünf andern Bischöfen, der päpstliche Vicarius und ermahnte sie in einer Predigt, dem ketzerischen Glauben zu entsagen. Diejenigen, welche sodann ihren Irrthum erkannten und bereuten, wurden mit leinenen Gewändern bekleidet, denen auf Brust und Rücken ein weißes Kreuz angeheftet; die wenigen Verstockten wurden dem weltlichen Arme überantwortet. In den Zeiten solcher allgemeinen Ruhe glaubte der Papst sich und seinem Volke einige Erholung gönnen zu dürfen, und er ordnete Spiele und Festlichkeiten an, richtete auch den Römern ein stattliches Bankett aus. Vianesio, von Bologna, des Papstes Vicekämmerling, stand den Lustbarkeiten vor [5]). Aber während dieser Lustbarkeiten wurde dem Papste eine Verschwörung junger Leute gegen seine Person angezeigt: Philipp Buonaccorsi, mit seinem akademischen Namen Callimacho genannt, sollte der Anführer der Verschwornen sein. Noch hatte sich Paul von diesem Schrecken nicht erholt, als ein des Landes verwiesener Rebelle, der einst unter dem Namen il Filosofo bekannt, vor ihn trat, und zuerst, als Belohnung der zu machenden Entdeckung, sich seines Lebens Sicherheit und Zurücknahme des Verbannungsdecrets ausbedingte, dann erzählte, er habe in dem Gehölze vor Veletri den Lucas Tozzo getroffen, der aus Rom verwiesen, bisher zu Neapel gelebt hatte, den man aber nächstens, von vielen andern Verbannten begleitet, in Rom erblicken würde. Da erreichte Paul's Besorgniß den höchsten Grad, denn von innern und äußern Feinden wähnte er sich umlagert. Auf sein Geheiß wurden viele verhaftet, Bürger sowol, als Hofdiener, und Vianesio und andere Lieblinge verfehlten nicht, des Gebieters Schreckniſse durch mancherlei Mittel zu steigern, da jener gewaltsame Zustand ihnen eine reiche Ernte von Geld und Würden zu verheißen schien. Ohne alle Rücksicht und nach Wohlgefallen drangen sie in die Häuser ein, um Verdächtige aufzusuchen und dem Kerker zuzuführen. Auch Platina wurde in des Cardinals von Mantua Palast ergriffen, und alsbald vor den Papst gebracht: „A questo modo," sagte, ihn erblickend, Paul, „ne congiuravi tu con Callimacho contra di noi!" Er beantwortete diesen Ausruf in der Sicherheit der vollkommensten Unschuld, wurde aber nichtsdestoweniger dem Gefängnisse überliefert. Es kam die Nachricht, daß Lucas Tozzo niemals die Stadt Neapel verlassen habe, und schon am dritten Tage wurde der auf seinen Kopf gesetzte Preis zurückgenommen, aber die Gebrüder Quadrarii, Augustin, Campano, Platina mußten fortwährend in dem Kerker schmachten; auch wurde gegen die Quadrarii und gegen Campano die Tortur angewendet, gegen diesen in solcher Weise, daß er auf der Folterbank den Geist aufgab: um sich gegen den Vorwurf des Leichtsinns zu verwahren, wollte der Papst den Glauben verbreiten, als sei unter der angeblichen Verschwörung und den sie begleitenden Verhaftungen ein tiefes Geheimniß verborgen. Er besuchte auch die Gefangenen in der Engelsburg, bald nach des Kaisers Heimkehr, machte ih-

5) I giuochi furono otto palii, che nel carnevale per otto dì continui si donarono a coloro, che nel corso restavano vincitori. Correvano i vecchi, correvano i giovani, correvano quelli, che erano di meza età, correvano i Giudei; e li facevano ben saturare prima, perche men veloci corressero. Correvano i cavalli, le cavalle, gli asini e i bufali con tanto piacere di tutti, che per le risa grandi potevano a pena starne le genti in piè. Il correre, che si faceva, era dall' arco di Domitiano fino alla chiesa di san Marco, dove stava il Papa, che supremo gusto et piacere di queste feste prendeva. E dopo il corso usava anco a fanciulli, lordi tutti di fango, questa cortesia, che ad ogn' uno di loro faceva dare un carlino.

nen verschiedene Vorwürfe und namentlich den, daß sie von der Unsterblichkeit der Seele disputirt hätten. Auch hiergegen vertheidigte Platina sich mit Wärme, doch blieb er bis zu des Papstes Absterben, ein Jahr und 20 Tage, in Banden. Es wird erzählt, und namentlich von Roscoe, in des Lorenzo de Medici Leben wiederholt, Paul habe diese Härte damit entschuldigt, daß er vorgegeben, durch ein Gelübde gebunden, dürfe er vor Ablauf eines Jahres die Gefangenen nicht freigeben; es weiß aber Platina, der hierbei am nächsten betheiligt, von diesem Vorgeben nichts, und scheint der Erzählung von dem Gelübde nur ein Misverständniß zum Grunde zu liegen. Platina, indem er dem Papste Schuld gibt, „che per non essere tenuto leggiero, voleva mostrare, che altre cose secrete vi fussero," fährt sogleich fort: „In questo tempo venne con gran compagnia de suoi l'Imperatore per un certo suo voto in Roma;" ohne Zweifel haben Roscoe, Tiraboschi, Zeno, des Kaisers Gelübde dem Papste aufgeheftet. Vermuthlich wird auch der gegen den Papst erhobene, von Roscoe namentlich so pathetisch erneuerte Vorwurf, daß er der Gelehrten Verfolger gewesen, gar vielen Einwendungen unterworfen sein. Am Weihnachtsabende 1468 war Kaiser Friedrich IV. in Rom eingeritten und alsbald hatte er in die Kirche sich verfügt. Zweimal fiel er auf seine Knie, indem er dem Papste entgegentrat, bei dem dritten Kniefall küßte er den Pantoffel, demnächst die Hand und die Wange des heil. Vaters. Genau war der Sitz des kaiserl. Thrones den Füßen des Papstes gleich gerichtet. Mit den Gewändern eines Subdiakons angethan, sang Friedrich in der von dem Papste selbst abgehaltenen ersten Messe der Weihnacht das Evangelium de edicto Caesaris Augusti. Bei einer andern Gelegenheit hielt er dem Papste den Bügel. In Paul's ganzem Benehmen war übermenschliche Höhe mit sanfter Herablassung gepaart. „Laudata est ab omnibus, et admirationi a plerisque habita ea Caesaris in Romanum pontificem observantia ac devotio." Alle Besorgnisse des Papstes mußten vor solcher Demuth schwinden, er hatte deren aber um des harmlosen Besuchs willen genährt und Anstalten getroffen, um einen Handstreich abzuweisen, namentlich alle seine Condottieri mit ihren Völkern in die Hauptstadt gerufen. Aber Paul überzeugte sich, daß seine Besorgnisse ungegründet gewesen, nicht minder, daß der Kaiser für ihn ohne alle politische Bedeutung sei, und von dieser Ansicht ging er einzig aus in den auf die Andachtsübungen folgenden Unterhandlungen. Von einem Türkenkriege wurde geredet, und von der gänzlichen Überwältigung der ketzerischen Böhmen; vorzüglich aber wünschte Friedrich den Beistand des heil. Stuhls, gegen seinen vormaligen Verbündeten, gegen den König Matthias von Ungern, nicht mehr an diesen, sondern an Friedrich selbst sollte Paul den Thron Georg's von Podiebrad vergeben. Mit großer Gewandtheit wußte Paul diesem nunmehr verhüteten Antrage auszuweichen, mit Festigkeit lehnte er den fernern Antrag ab, in Constanz ein Concilium zu versammeln; was etwa wegen eines Kreuzzuges gegen die Türken verabredet worden, das kam bald, wegen neuer Ruhestörungen in Italien selbst, in Vergessenheit. Alle übrigen Wünsche des Kaisers fanden ihre volle Befriedigung, wie jener um die Heiligsprechung des Markgrafen Leopold IV. von Österreich, um die Errichtung der Bisthümer Wien (die für solches gegebene päpstliche Urkunde ist vom 18. Jan. 1469) und Neustadt, um die Bestätigung des St. Georgenordens (am 1. Jan. 1469 hat dieser seine Statuten von dem Papste empfangen). Dreihundert geistliche Pfründen stellte Paul zu des Kaisers Verfügung, um solche nach Belieben zu vergeben, und beim Abschiede empfing Friedrich noch verschiedene Ablaßbriefe, viele Reliquien und in Perlen und Edelgesteinen einen Werth von 2000 Goldgulden. Sechzehn Tage verweilte er in Rom, 18,000 Goldgulden kostete seine Bewirthung.

Am 13. Oct. 1468 war Sigismund Pandulf Malatesta verstorben. Einer der größten Feldherren und Staatsmänner des Jahrhunderts hatte er gleichwol kaum durch die äußersten Anstrengungen sich gegen Pius II. in dem Besitze von Rimini behaupten können. In seinen letzten Lebensjahren verhandelte er viel mit Paul II., als der ihm Rimini abzukaufen wähnte. Vermuthlich um dieser Angelegenheit wegen befand sich Sigismund's unehelicher Sohn Robert noch in Rom, als die Post von des Vaters Ableben eintraf. Alsbald bot ihm der Papst Geld und andere Vortheile, als Entschädigung für Rimini, und der Bastard, der durch seine Geburt von einer regelmäßigen Erbfolge ausgeschlossen, machte sich anheischig, seine Stiefmutter Isotta, die interimistisch die Regierung übernommen hatte, zu überwältigen und mit sammt der Herrschaft auszuliefern, dagegen sollte er Sinigaglia und Mondavio zu Eigenthum erlangen, unabhängig von einem Darlehen von 1000 Fl., die er für die Kosten der gegen Rimini gerichteten Unternehmung empfing. Er begab sich auf den Weg, wurde freudig von dem Volke von Rimini aufgenommen und als Herrscher ausgerufen, fand auch bei den benachbarten Staaten, welche alle die Vereinigung der päpstlichen Lehenherrschaften mit dem Hauptstaate fürchteten, Unterstützung. Die päpstlichen Commissarien wurden demnach abgewiesen, als sie die vertragsmäßige Überlieferung der Stadt foderten, und Paul II. enthielt sich nicht nur aller Klage über den ihm gespielten Betrug, sondern schien selbst nicht abgeneigt, den neuen Fürsten von Rimini anzuerkennen. Aber während dessen schloß er am 28. Mai 1469 für die Dauer von 25 Jahren ein Bündniß mit den Venetianern, die dem gemäß eine Hilfsmacht von 4000 Reitern und 3000 Fußgängern in die Romagna eindringen ließen. Paul gewann ferner den Beherrscher von Pesaro, Alexander Sforza, durch die Verheißung eines Antheils an der von den Malatesta zu hoffenden Beute, und es führten auf sein Geheiß die Condottieri der Kirche, namentlich Napoleon Orsino, ihre Mannschaften nach den Umgegenden von Rimini. Als alle diese Streitkräfte in Bewegung, ließ Paul im Juni 1469 durch den Legaten der Mark Ancona, durch den Erzbischof von Spalatro, die Vorstadt von Rimini, St. Giuliano, bestürmen; allein der Angriff wurde mit Verlust von 80 Todten abgeschlagen, und alsbald erschien des Robert Malatesta Schwiegervater, Friedrich von Montefeltro, durch neapolitanische, mailändische und florentinische Truppen verstärkt, dem

Schaarenführe zur Unterstützung. Dessen hatte der Papst sich versehen, und er befand sich genöthigt zu einem allgemeinen Kriege, der die Folge einer so unerheblichen Erbschaftsfrage sein sollte. Mit den Venetianern gedachte er sich in die Romagna zu theilen, auch Bologna war ihnen verheißen und zwar auf billigen Bedingungen, wie die Stadt bisher von den Bentivogli besessen worden. Das neapolitanischen Thron wollte Paul an Rene von Anjou oder an dessen Sohn Johann verleihen. Durch Undankbarkeit, also äußerte der Papst sich im Consistorium, habe König Ferdinand die Krone verwirkt; der Bastart habe nicht umhin gekonnt, eines andern Bastart Vertheidigung zu übernehmen. Nicht allzu sehr paßte zu diesen Worten die äußere Lage der Dinge. Denn die Verbündeten, auf deren Hilfe Paul zählte, befanden sich in der Ferne, die ihm feindliche Liga aber hatte ihre Streitkräfte unter Friedrich's von Montefeltro Befehlen vereinigt, und durfte angriffsweise gegen das päpstliche Heer verfahren (den 29. Aug.). Die Fürsten der Romagna, aus deren Banderien dieses Heer großentheils zusammengesetzt war, stritten höchst ungern gegen Malatesta, dessen Loos früh oder spät das ihrige werden konnte. Mißmuth hatte die Söldner ergriffen, weil der spärlich zugetheilte Sold noch dazu unregelmäßig erschien, und weil der entfernte Papst, der die Leitung der Kriegsoperationen sich vorbehalten, durch Unschlüssigkeit und Zögern die günstigsten Gelegenheiten zum Schlagen verabsäumt hatte. Romagnolen und Söldner, alle zusammen, setzten dem Angriffe nur schwachen Widerstand entgegen, ihr Heer wurde daher gänzlich zerstreut, es fielen kaum 100 Mann, gefangen aber wurden 3000, darunter die zwölf obersten Hauptleute, das Lager mit allem Gepäcke wurde geplündert, das ausgezeichnet schöne Geschütz erobert. Folgenschwer hätte der Sieg werden mögen, aber Friedrich von Montefeltro fühlte keine Neigung zu einem Angriffe auf das Gebiet der Kirche. Er begnügte sich, 30 Castelle etwa der Umgebung von Rimini für Malatesta gewonnen zu haben, und entließ sodann, im November 1469, das Heer. Paul II. erkannte, daß er in Italien keineswegs der mächtigere sei; wol blieb ihm die Hoffnung auf die Verbindungen, die er jenseit der Alpen anzuknüpfen sich bemüht, es waren diese aber noch nicht zu einem Resultat gereift, konnten mithin keineswegs die Nachbarn abhalten, bis zum Äußersten ihren Vortheil zu verfolgen. Überflüssige Beschäftigung fand Johann von Anjou in dem Aufruhre der Catalonier, daß er an einen Zug gegen Neapel kaum zu denken wagte, von dem Herzoge von Mailand wurden die Anträge, vermittels derer der Papst ihn der Liga zu entfremden vermeinte, mit Verachtung abgewiesen; von der andern Seite benutzte Borso, der Herzog von Modena, jede Gelegenheit, um den Papst aufzuklären über seine wahren Interessen, um ihn zu überzeugen, daß er von den Ultramontanern viel zu fürchten, nichts zu hoffen habe, um ihn zu jenen friedlichen Gesinnungen zurückzuführen, die anständig dem allgemeinen Vater der Gläubigen, und angemessen der Lage eines von mächtigen und siegreichen Feinden bedrohten Staates wären. Seinen Vorstellungen gesellte sich der Schrecken über der Türken Einbruch (1469), über den Verlust von Ne-

gropont (1470), [illegible] einem Lehnsmanne des [illegible] während [illegible] der Christen des [illegible] nur näher den Türken [illegible] willigen sie, daß Negroponte [illegible] von dem Vater besessen [illegible] daß er das Erbene [illegible] erst unter dem folgenden Papste zu Stande [illegible] Paul, durch des Herzogs von Modena [illegible] alle Staaten Italiens zu einem [illegible] same Vertheidigung, für die [illegible] keit eines jeden der Verbündeten; [illegible] mußten beseitigt, Bedenklichkeiten gehoben [illegible] geschlichtet werden, endlich erhielt das Bündniß [illegible] meine Zustimmung, und am 22. Dec. 1470 [illegible] feierlich in Rom verkündet. Um dieselbe Zeit [illegible] päpstliche Legaten in Teutschland und in Ungarn, [illegible] dort die Gemüther zu Abwehr eines zu befürchtenden [illegible] kischen Angriffs zu vereinigen, was jedoch den P[illegible] neswegs abhielt, durch Schreiben vom 14. Jan. 14[illegible] König von Ungarn zu Fortsetzung des Kriegs in [illegible] aufzufordern, Behufs desselben abermals 18,000 G[illegible] den nach Ungarn zu übermachen. Am 19. Apri[illegible] hatte Paul die Bulle erlassen, wodurch das allgeme[illegible] biläum alle 25 Jahre zu feiern geboten wird; n[illegible] Institution von Bonifacius VIII. sollte das Jubilä[illegible] Jahrhundert zu Jahrhundert sich erneuern, Clem[illegible] hatte die 100 auf 50, Urban VI. auf 33 Jahre h[illegible] setzt. Dieser allgemeinen Bewilligung ließ Paul ei[illegible] später eine besondere Gunstbezeigung für den Herzog [illegible] von Modena folgen, dessen Bemühungen um den [illegible] von Italien den Papst zu dankbarer Anerkennung be[illegible] ten. Borso wurde nach Rom berufen, um die Bele[illegible] über das neu errichtete Herzogthum Ferrara zu empfa[illegible] bisher hatte das Haus Este diese Stadt nur als ei[illegible] cariat der Kirche besessen. Am Ostertage, den 14. [illegible] 1471, ertheilte der Papst dem Borso den Ritterschla[illegible] hiermit in die Zahl der Ritter von St. Peter aufneh[illegible] er überreichte ihm ein blankes Schwert, dasselbe zu[illegible] gen während des Hochamtes, als eine Drohung fü[illegible] Ungläubigen, als ein Zeichen seines Entschlusses, fü[illegible] Vertheidigung der Kirche zu sterben. Demnächst [illegible] dieses Schwert dem Herzoge umgürtet, von Thomas, [illegible] Despoten von Morea, einem Bruder des letzten K[illegible] von Constantinopel. Die Spornen wurden ihm angesc[illegible] von Napoleon Orsino, dem obersten Feldhauptmann [illegible] Kirche, und von Constantin Sforza, dem Sohne des [illegible] von Pesaro. Dann überreichte der Papst ihm den [illegible] zogsmantel und ließ ihn Platz nehmen unter den G[illegible] nälen, denn bis dahin hatte er bei den Erzbischöfen [illegible] sessen. Letztlich reichte Paul ihm die goldene Rose. [illegible] der größten Pracht war die kirchliche Cerimonie bega[illegible] worden, und dieselbe Pracht entwickelte der päpstliche [illegible] in den verschiedenen, dem neuen Herzoge gegebenen, Fe[illegible] wie namentlich in jener glänzenden Jagd auf dem Co[illegible] Merula, welcher der Cardinal von St. Lucia, ein Sc[illegible] sterssohn des Papstes, vorstand. Kurz vorher hatte

Papst dem Herzoge von Burgund aufgegeben, daß er den alten Herzog von Geldern der Haft entledige, worin ein unnatürlicher Sohn ihn hielt, nachdem dieser Sohn, Adolf von Egmond, das am 9. Sept. 1470 von Paul an ihn gerichtete Ermahnungsschreiben unberücksichtigt gelassen hatte. Bis zu den entferntesten Völkern war der Ruf gedrungen von Paul's II. Staatsklugheit, von seinen anhaltenden Bemühungen, alle Mächte der Christenheit zu einem Bündnisse gegen die Türken zu vereinigen, wie dessen Zeugniß gibt das an ihn von Ussun Cassan, dem Schah von Persien, erlassene Schreiben. Der Schah hatte bisher den von Papst Calixtus III. nach Persien gesendeten, später von Pius II. accreditirten Minoriten, Ludwig von Bologna, zurückbehalten, schickte ihn aber jetzt nach Europa zurück, um das Bündniß mit dem Papste vollständig zu Stande zu bringen. Das Schreiben, d. d. Chracagiam, Lamadi 875, erzählt des Schah Verrichtungen gegen den gemeinschaftlichen Feind, und wurde, während der Abgesandte sich in Kaffa aufhielt, durch des dasigen Bischofs Vermittelung in das Lateinische übertragen, konnte aber nicht mehr zu seiner Bestimmung gelangen. Paul II. hatte am 25. Juli 1471 in heiterer Stimmung ein Consistorium abgehalten, auch mit ungewöhnlicher Eßlust gespeist, als er, in der darauf folgenden Nacht, um die zweite Stunde von einem Schlagflusse befallen wurde, der auf der Stelle seinem Leben ein Ende machte, ohne daß er irgend einen Beistand hätte empfangen können, indem er allein schlief. Man sieht, wie sich die Erzählung des Geschichtschreibers von Agobbio, des Guernieri Bernio, sich bilden konnte, der ganz ernsthaft erzählt, es sei der Papst von Teufeln erwürgt worden, den Leichnam habe man am Morgen ganz schwarz von dem Boden erhoben, von Innen sei das Schlafgemach verriegelt gewesen.

Paul war von majestätischem Körperbaue und übertraf beim Hochamte um eine ganze Kopfeslänge alle seine Begleiter. Auf das Äußere verwendete er ungewöhnliche Sorgfalt, durch Schminke pflegte er der Natur zu Hilfe zu kommen, deren Gebrauch sich von ihm bis auf die Römer des 17. Jahrh. vererbt haben mag. In der Kleidung hielt er die Mitte zwischen Ziererei und Nachlässigkeit. Nur in Ansehung des priesterlichen Schmuckes that er es allen frühern Päpsten zuvor; ihn zu erhöhen, führte er den Gebrauch der dreifachen Krone oder des Regnum, der lange unterblieben war, wieder ein. Das erste Regnum, so er sich zulegte, kostete 120,000, Goldgulden und was an Diamanten, Sapphiren, Smaragden, Chrysolithen, Topasen aufzutreiben, wurde zu dessen Auszierung verwendet. Ängstlich wachte Paul, daß solcher Schmuck dem Papste allein verbleibe; am 1. Juni 1466 untersagte er auf das Strengste dem Erzbischofe von Benevent den Gebrauch des Regnum. Mäßig, oder wenigstens nicht lecker für seine Person, wollte Paul gleichwol eine reichbesetzte Tafel; fehlten die Lieblingsgerichte, so pflegte er wol zu schelten; doch galt seine Liebhaberei meist nur geringen Speisen, Melonenpasteten, Fischen, Krebsen, gesalzenem Schweinefleisch. Zwei starke Melonen, die er zu Mittag verspeiste, scheinen die Unverdaulichkeit erzeugt zu haben, die zu einem Schlagflusse führte. Viel trank er, aber leichte Weine, stark gemischt mit dem Wasser der Tiber. Als Cardinal liebte er eine zahlreiche Tischgesellschaft, und dazu Witz und Gelächter; Priabisio und Francesco Malacarne werden als seine ständigen Tafelgenossen genannt, ihnen mußten stets fröhliche Tischreden zu Gebote stehen, damit den Patron in heiterer Laune zu erhalten. Schwer war es dem Papste nahe zu kommen, denn bei Tage schlief er, und in der Nacht pflegte er sich mit seinen Edelsteinen zu beschäftigen, sie zu mustern und zu ordnen. „Wenn nach vielem Zeitverluste seine Thüre dir sich öffnet, so wirst du vielmehr ihn hören, als dein Anliegen ihm vortragen können, denn er ist ungemein wortreich und weitläufig in seinem Vortrage.“ Mit seinen Vertrauten, wie mit Fremden, eigensinnig und wunderlich, pflegte er nicht selten das gegebene Wort zurückzunehmen. Doch wurde von ihm, wie er noch Cardinal, gerühmt, daß er ein warmer Freund und ein eifriger Beschützer sei, daß er für die Personen seines Hofstaates ganz ungewöhnliche Sorge trage, daß er in ihren Krankheiten sie besuche und tröste, stets auch in seinem Hause einen Vorrath von Arzneimitteln habe, künstliche Öle, Theriake u. dgl. aus dem Stapel des Olitätenhandels, aus Venedig bezogen, von denen er den Kranken, je nach der Lage der Dinge, reiche. Zugleich soll er auch getrachtet haben, daß solcher Kranken Testamente vorzugsweise ihm anvertraut wurden; mit den Erbschaften soll er nach Willkür verfahren sein, auch das aus dem Verkaufe der Mobilien erlöste Geld gern für sich behalten haben. Diesem Brauche scheint er auch als Papst nicht entsagt zu haben. Seinem alten Widersacher, dem Cardinal Ludwig von St. Lorenzo in Damaso, jenem Leibmedicus Eugen's IV., hatte er die Erlaubniß zu testiren ertheilt, und solche war von dem Cardinal benutzt worden, um über seinen unsäglichen Reichthum zu Gunsten der nächsten Anverwandten, der beiden Gebrüder Scarampi, zu verfügen. Kaum war der Cardinal verschieden, so ließ Paul die Erbschaft für die apostolische Kammer in Beschlag nehmen, die Scarampi aber in anständiger Gefangenschaft halten, bis sie sich entschlossen, den Theil des Nachlasses, der in Florenz aufbewahrt wurde, nach Rom zu fodern. Darauf wurden sie, leer zwar, entlassen; gegen die übrigen Creaturen des verstorbenen Cardinals hingegen zeigte Paul sich freigebiger, als es des Erblassers Meinung gewesen. In allen Dingen suchte sich der Papst den Schein der Schlauigkeit und Arglist zu geben, stets blieb seine Rede verwickelt und zweideutig, daher er bei Fürsten und Freistaaten gleich wenig Vertrauen gefunden hat. In seiner Verwaltung gütig und gerecht, wollte er die Missethäter durch Gefängniß allein unschädlich machen; die gegen die Akademiker verübte Strenge war an ihm unnatürlich, doch pflegen furchtsame Leute unerbittlich zu sein denen, die sie als persönliche Feinde gefürchtet haben. Daß Paul die Gelehrten überhaupt gehaßt habe, läßt sich aus jener Strenge nicht folgern. Die Akademiker waren ihm als persönliche Feinde nicht nur, sondern auch nicht ohne Ursache als Ketzer verdächtig; man wird sich erinnern, daß Pomponius Lätus, eine der Säulen der Akademie, zwar nicht mit Lord Byron den Teufel der Neger anbetete, aber doch dem Romulus Altäre errichtete, und von der christlichen Religion

meinte, ſie ſei nur Barbaren angemeſſen. Ketzerei und Unglauben müſſen damals in Rom vorherrſchend geweſen ſein, denn es ſchreibt Michael Canenſius: „Pari quoque diligentia (Paulus II.) e medio Romanae curiae nefandam nonnullorum juvenum sectam scelestamque opinionem substulit, qui depravatis moribus asserebant, nostram fidem orthodoxam potius quibusdam sanctorum astutiis, quam veris rerum testimoniis subsistere.“ Weit entfernt von der Neuern Anſicht, daß Paul II., der Feind der Akademiker, auch der Wiſſenſchaften Feind geweſen ſei, ſchreibt vielmehr Philelphus an Theodor von Gaza, den Paul II. nach Rom gezogen hatte, es ſei dem Papſte unſterblicher Dank abzuſtatten, „quod ab exilio Musas veluti longo postliminio, in Romanam curiam revocarit.“ Für die Beurtheilung des Vorwurfs, daß Paul der Wiſſenſchaften Feind geweſen, mag auch der Umſtand nicht unwichtig ſein, daß er durch ſeine Bulle vom J. 1470 der Univerſität zu Venedig das Daſein gegeben. Durch eine frühere Urkunde vom 25. Febr. 1469 hatte er das bisherige Gymnaſium zu St. Andrews, in Schottland, in eine Hochſchule verwandelt. Wahr iſt es, daß er, der eigentlich wiſſenſchaftlichen Bildung entbehrend, die Gelehrten jener Zeit, die Oratoren und Poeten, oder, was ihm gleichbedeutend, die Ketzer nicht zu gebrauchen wußte, und ganz folgerecht konnte er die Römer abmahnen, ihre Söhne viel Zeit verwenden zu laſſen auf Studien, die zu Dicht- oder Redekunſt führten; es würde genügen, meinte er, daß ſie leſen und ſchreiben könnten. Männer von praktiſchem Wiſſen und praktiſcher Richtung hat Paul jedoch zu finden und zu ehren gewußt, wie z. B. die Brüder Roverella und Oliv. Caraffa. Dieſem hat er den Cardinalshut verliehen, am 18. Sept. 1467, zugleich mit Thomas Bourcher, dem Erzbiſchofe von Canterbury, mit Stephan von Waradein, dem Erzbiſchofe von Colocſa, mit Amicus Agniſilo, dem Biſchofe von Aquila, mit Johann de la Balue, Biſchof von Angers, mit Marco Barbo, Franz de la Rovere und Theodor dem Markgrafen von Montferat. Hierzu kamen durch ſpätere Creation vom 21. Nov. 1468 Johann Baptiſt Zeno und Johann Michiel, beide Venetianer und beide Schweſterſöhne des Papſtes. Die Zahl der Cardinäle nicht nur, ſondern auch ihre äußerliche Ehre hat Paul gemehrt. Gleich im erſten Jahre unterſagte er jedem, der nicht Cardinal, den Gebrauch des ſcharlachrothen Birets; auch erlaubte er den Cardinälen, ihre Maulthiere und Zelter mit ſcharlachrothen Decken zu verhängen. Auch war es ſeine Abſicht, der Tracht der Cardinäle Hüte von ſcharlachrother Seide hinzuzufügen. Bevor er zu der höchſten Würde gelangte, hatte er oft verſichert, daß, wäre er Papſt, jeder Cardinal auswärts ein Schloß haben ſollte, um im Sommer der Hitze und den böſen Ausdünſtungen in Rom zu entgehen. Als Papſt hat er dieſes Verſprechens nicht mehr gedacht, andere Dinge beſchäftigten ihn, und zumal das Sammeln ward ihm zum Bedürfniſſe. Die reichſten Pfründen legte er ſich als Commenden zu, wie namentlich die Abtei Monte Caſino, nachdem ſie durch des erſten Commendators, des Patriarchen Ludwig von Aquileja, Abſterben erledigt worden. Zeitlebens ließ Paul ſie durch einen Legaten verwalten. Er hat aber nicht geſammelt, um ſeine Angehörigen zu bereichern, obgleich Roscoe, in ſeinem Lorenzo, von Paul II. handelnd, Gelegenheit nimmt, die Sucht, die eigene Familie zu bereichern, als die vornehmſte und unwandelbare Politik aller Päpſte zu brandmarken [6]). Paul hat geſammelt, theils um des Vergnügens willen zu ſammeln, theils um dem Nachfolger für die Bedürfniſſe der Kirche einen bedeutenden Sparpfennig zu hinterlaſſen; außerdem hat er vieles zu nützlichen oder ehrenvollen Zwecken verwendet. Bereits im J. 1468 koſtete ihm die Unterſtützung von Scanderbeg, von den Deſpoten von Morea und Arta, die Vertheidigung von Ungarn gegen die Türken, 200,000 Goldgulden. Er unterſtützte mit freigebiger Hand bedürftige Cardinäle und Biſchöfe, Vertriebene von fürſtlichem, bis zum unterſten Range; er reichte reichliche Almoſen an Witwen und Waiſen, an Gebrechliche und Kranke. Brod und Lebensmittel überhaupt wußte er ſtets, und mit bedeutenden Opfern der Kammer, in einem den Bedürfniſſen der Armuth angemeſſenen Preiſe zu erhalten. Viel und prächtig hat er an dem Vatican gebaut, den ſtattlichen Palaſt von St. Marco im J. 1467 zu Ende gebracht, und an die Moſaik der von Nicolaus V. angefangenen Kuppel in der St. Peterskirche über 5000 Goldgulden verwendet. Endlich wird ihm das Zeugniß gegeben, daß er ſeine Dienerſchaft in Ordnung zu erhalten gewußt, und niemals ihr die in jenem Zeitalter und noch lange darnach ſo ausſchweifende, dem Bürger ſo läſtige, Lakaienfrechheit nachgeſehen habe. — Des Papſtes Lebensbeſchreibung, durch Michael Canenſius, hat der Cardinal Quirini (Rom 1741. 4.) herausgegeben, ihr auch Vindiciae adversus Platinam, aliosque obtrectatores beigefügt. Weniger correct iſt der in des *Muratori* Script. rer. Ital. Tom. III. aufgenommene Abdruck von des Canenſius Schrift. Zu Bonn erſchien im J. 1789 in 4.: die Bulle Paul's II. an Erzbiſchof Ruprecht von Cöln, gegen die Einwürfe einiger neuern Schriftſteller gerechtfertigt. (*v. Stramberg.*)

PAUL III., vor ſeiner Erhebung Alexander Farneſe genannt, war geboren den 29. Febr. 1468 zu Canino, dem väterlichen, in unſern Tagen bekannter gewordenen Gute, unweit Caſtro und dem See von Bolſena, ein Sohn von Peter Aloys Farneſe, dem Herrn von Montalto, und von Johanella Gaëtana, der Tochter des Herzogs Jacob von Sermonetta. In Rom hatte Alexander den Pomponius Lätus zum Lehrer, in Florenz, in des Lorenzo de Medici Akademie, vervollkommnete er ſich in der Kenntniß der griechiſchen und lateiniſchen Sprache: die elegante Gelehrſamkeit und den Kunſtſinn jener Epoche eignete er dort ſich an. Der Akademie entwachſen, kehrte er zu Zeiten des Papſtes Innocentius VIII. nach Rom

6) Was hier dem gelehrten Engländer mit Paul II. widerfährt, das erlebte er, in anderer Weiſe, in einem andern Werke, mit Leo X. Er meinte, es würde dem hiſtoriſchen Studium am vortheilhafteſten ſein „a reference of every proper name to the standard of its proper country,“ und erzählt gleich darauf, in getreuer Anwendung dieſer Regel, es habe Leo von dem König von Frankreich die erſte Pfründe, die Abtei Fonte-dolce, empfangen. Es iſt Fontdouce, in Saintonge, gemeint.

zurück, um sich dem Dienste des Vicekanzlers, des Cardinals Roderich Borgia, zu widmen. Roderich scheint dem Jüngling wohlgewollt zu haben, bis dieser über Familienangelegenheiten mit seiner Mutter in Streit gerieth; der Cardinal trat auf Seite der Witwe, und auf dessen Begehren (bei Benvenuto Cellini heißt es, wegen einer Verfälschung) ließ Innocentius VIII. den ungehorsamen Sohn nach der Engelsburg in Verwahrung bringen. Aus dem Gefängnisse entkam Alexander durch die Hilfe eines Anverwandten, des Peter Marganio: durch dessen Vermittlung empfing er ein Seil, an dem er sich von einem Söller der Engelsburg herabließ, während die ganze Stadt in den Pomp des Frohnleichnamtages vertieft war. Vor dem Zorne des Papstes sicher, bemühte er sich, dessen Verzeihung zu erhalten; es glückte das seinem anhaltenden Streben, und er empfing auch von Innocentius VIII. die Würde eines Scriptor Apostolicus und Protonotarius. Von Alexander VI. empfing Farnese das Amt eines Thesaurarius, sammt dem Bisthume Montefiascone und Corneto; am 20. Sept. 1493 wurde er zum Cardinal-Diakon tit. SS. Cosmi et Damiani ernannt, auch nach Viterbo als Legat versendet. Julius II. ertheilte ihm das Bisthum Parma, den Diakonatstitel von S. Eustachio, mit welchem ein reicheres Einkommen verbunden, als mit jenem von SS. Cosmo e Damiano, und die Legation der Mark Ancona. Von Leo X. wurde er mittels Verleihung des Bisthums Frascati in die Zahl der Cardinalbischöfe eingeführt, dann nach und nach zu den Bisthümern Sabina und Porto befördert, endlich als Bischof von Ostia von Clemens VII. dem heiligen Collegium zum Dekan gegeben. Vierzig Jahre lebte er als Cardinal, und legte als solcher den Grund zu dem stattlichsten aller römischen Prunkgebäude, zu dem Palast Farnese, unweit des Campo di fiore, und richtete sich bei Bolsena, auf seinem Erbgute, die Villa ein, die für den prachtliebenden Kenner Leo X. so einladend war, daß er sie zu verschiedenen Malen besuchte. Alexander kannte demnach die Genüsse eines verfeinerten Lebens, ohne ihnen jedoch im mindesten unterthänig zu sein. Von früher Zeit an wandte er sich einer andern Bestrebung zu: die höchste der kirchlichen Würden wurde das Ziel seines Ehrgeizes. Ihr suchte er sich allmälig durch eine vollkommene Neutralität zwischen der spanischen und französischen Partei zu nähern, welche in sich Italien, Rom und das Conclave theilten. Mit solcher Behutsamkeit und Klugheit benahm sich der Cardinal, daß auch der Scharfsinnigste nicht errathen mag, ob er sich mehr zu Spanien, oder zu Frankreich hinneige: es stand diese Haltung ihm um so sicherer, weil sie noch mehr Wirkung des Temperamentes, als der Überlegung war. Mit Clemens VII. von den Kaiserlichen in der Engelsburg belagert, überzahm er wol die ihm angetragene Legation bei Karl V., weil sie ihm Gelegenheit gab, die verpestete Burg, den Greuel der Verwüstung zu verlassen, aber niemals richtete er seine Sendung aus. Den Papst zu befreien, wollte er sich keine Verpflichtung gegen den Kaiser aufladen. Schon nach Leo's X. Tode war ihm die dreifache Krone von einer Partei im Conclave zugedacht, während eine andere für Bernardin Carvajal stimmte; dem Spanier wurde das Andenken Alexander's VI. verderblich, Farnese unterlag dem Einflusse, den Julius von Medici auf die jüngeren Cardinäle übte. In dem nach Adrian's VI. Ableben versammelten Conclave scheiterte Farnese wieder an demselben Einflusse, und niemals konnte er vergessen, daß er von der ihm gebührenden Herrschaft zwölf Jahre an Clemens VII. hatte verlieren müssen. Endlich, am 25. Sept. 1534, starb Papst Clemens VII., und am 11. Oct. zogen 35 Cardinäle zum Conclave ein. Am folgenden Tage schon einigten sich Hippolyt von Medici und Johann, der Cardinal von Lothringen; beide beschlossen, ihre und ihrer Anhänger Stimmen, in allem wol 20, dem Cardinal Farnese zuzuwenden. Von wenigen Vertrauten begleitet, traten Hippolyt und Johann um die zweite Nachtstunde in Alexander's Celle, kniefällig den neuen Papst zu begrüßen. Gleich verbreitete sich die Nachricht hiervon durch das Conclave, die Freunde der verbündeten Cardinäle eilen dem Beispiele zu folgen, die Zweifelhaften schließen sich an, von der allgemeinen, stürmischen Bewegung werden Nebenbuhler und Gegner fortgerissen. Niemals ist eine Papstwahl einträchtiger, aufrichtiger, herzlicher gewesen; wie, hergebrachte Formen zu bewahren, am andern Morgen die Cardinäle zum Scrutinium gingen, wurden nur unverschlossene Wahlzettel in den Kelch geworfen. War die Einträchtigkeit der Wähler bewundernswürdig, so war die Freude des Volkes ausgelassen, daß nach Verlauf von 100 Jahren endlich wieder ein Römer der dreifachen Krone würdig befunden worden, und daß dieser Römer zugleich längst aller Römer Liebling gewesen. Alexander Farnese, nachdem er als Papst für einige Augenblicke Honorius III. oder Onuphrius V. geheißen, entschied sich letztlich für den Namen Paul III. Seine Krönung, am 3. Nov., wurde von den edelsten römischen Jünglingen durch ein glänzendes Rittergefecht auf dem St. Petersplatze gefeiert. Der allgemeine Jubel der verschiedenen Stände war eine schlagende Widerlegung der von Paul's Jugendleben erzählten Schändlichkeiten, von welchen wir am Schlusse des Artikels handeln müssen.

Drei Gegenstände waren es vornehmlich, welche der neue Papst als eigentliche Zwecke seiner Sendung zu betrachten schien. Mit starker Hand wollte er die Reformation bekämpfen, zugleich um ihr den Boden und Vorwand zu benehmen, die Kirche in Haupt und Gliedern reformiren, sodann die Neutralität, inmitten des fortwährenden Kampfes der beiden Großmächte fortsetzen, bei welcher er sich als Cardinal so wohl befunden, endlich ein Fürstenthum und fürstliche Würde dem eigenen Hause sichern. Daß er berufen wäre, der wankenden Kirche eine Stütze zu sein, hatte schon Clemens VII. anerkannt; unvermögend, bei seiner durchaus ungeistlichen Gemüthsweise das den Zeiten der Gefahr Angemessene zu leisten, war Clemens gleichwol zu scharfsichtig und zu fürstlicher Gesinnung, um nicht an einem andern das Verdienst anzuerkennen, dessen Mangels er sich bewußt war. Sterbend trug er seinem Vetter Hippolyt auf, aus allen seinen Kräften und mit allen seinen Freunden für die Er-

hebung des Farneſe zu wirken, als der einzig und allein befähigt wäre, die chriſtliche Republik zu regieren, die päpſtliche Würde zu vertheidigen und zu erhalten. Den Erwartungen ſeines Vorgängers und der katholiſchen Welt hat Paul in vielen Dingen entſprochen, obgleich ſeine bedächtige, zögernde, abwartende Handelsweiſe in den verſchiedenartigſten Angelegenheiten nicht ſelten den Zeitgenoſſen unbegreiflich geweſen. An dem günſtigen Augenblicke, an der glücklichen Combination der Umſtände war ihm Alles gelegen: langſam mußten ſie herbeigeführt werden, aber raſch wußte der Papſt ſie zu ergreifen und zu behaupten. Schwer fanden es die Geſandten, mit ihm zu unterhandeln. Sie erſtaunten, daß er bei einer ungewöhnlichen politiſchen Kühnheit doch ſelten zu einer Entſcheidung zu bringen war. In der Unterhandlung ſuchte er den andern Theil zu feſſeln, von ihm das bindende Wort, eine unwiderrufliche Sicherheit, zu erpreſſen; er ſelbſt wollte niemals ſich verpflichten. Dies machte ſich ſelbſt bei Kleinigkeiten bemerkbar: ſtets ungeneigt, etwas im Voraus abzuſchlagen oder zu verſprechen, wollte Paul bis zum letzten Augenblicke freie Hand behalten. Wie vielmehr zögerte er in ſchwierigen Angelegenheiten. Zuweilen hatte er ſelbſt eine Auskunft, einen vermittelnden Rath angegeben; wenn der andere ſolchen zu ergreifen Miene machte, dann zog ſich Paul zurück. Stets wollte er der Unterhandlung Meiſter bleiben. In einer claſſiſchen Schule gebildet, hielt er es unter ſeiner Würde, ſich, lateiniſch oder italieniſch, anders als in höchſter Eleganz auszudrücken; alle ſeine Worte wählte und erwog er in der doppelten Rückſicht auf Inhalt und Form; kaum hörbar, mit dem langſamſten Bedachte, wurden ſie gelispelt. Selten wußte ein Unterhändler, wie er eigentlich mit dem Papſte ſtehe. Mancher glaubte aus deſſen Worten genau das Gegentheil ſchließen zu müſſen, doch war auch dieſer Schluß in manchen Fällen trüglich. Diejenigen, die den Papſt am genaueſten kannten, der Cardinal von Carpi und Margaretha von Öſterreich, „que son los que mas platica tienen de su condicion (*Mendoza*),“ hatten bemerkt, daß er dann zumal etwas auszuführen hoffte, wenn er gar nicht davon redete, weder die Sache, noch die dabei betheiligten Perſonen berührte. Eine Abſicht, die er ſich einmal vorgeſetzt, ließ er niemals fallen; was er ſich vorgenommen, das hoffte er durchzuſetzen, wenn nicht ſogleich, doch ein andermal, unter veränderten Umſtänden, auf anderem Wege. Gleichwie das Zeitalter im Allgemeinen den Einfluß der Geſtirne auf Menſchenwerk und Schickſal nicht bezweifelte, ſo unternahm auch Paul III. nichts von Bedeutung, ohne vorher die Conſtellation beobachtet zu haben [1]). Ein Bündniß mit Frankreich fand darum Anſtand, weil die Conformität der Nativitäten von Papſt und König fehlte. Paul fühlte ſich, wie es uns in der Folge deutlich werden ſoll, zwiſchen tauſend widerwärtigen Einwirkungen, die bald der ſichtbaren Welt angehörten, bald aus der Conſtellation entſprangen; ſein Streben ging darauf, den Einfluß der einen und der andern Macht nach Gebühr zu berückſichtigen, ihrer Ungunſt auszuweichen, ihre Gunſt zu benutzen, zwiſchen den Klippen, die von allen Seiten drohten, geſchickt dem dreifachen Ziele zuzuſteuern. Schon in der Weiſe, wie er ſich die ausgezeichnetſten Männer, ohne ihr Vorwiſſen zu Cardinälen auserſah, ohne ſich einer jener perſönlichen Rückſichten hinzugeben, die vor und nach ihm ſo häufig wirkſam waren, erſcheint eine großartige Richtung. Unter den 71 Cardinälen ſeiner Creation finden ſich meiſt nur ſolche Namen, die dem h. Collegium höhern Glanz mittheilten, als ſie von ihm empfangen konnten: ein Nicolaus von Schönberg, Joh. du Bellay, Johann Peter Caraffa, Johann Fiſher, Caspar Contarini, Jacob Sadoleto, Rudolf Pio, Hieronymus Aleandro, Reginald Pole, Johann de Toledo, Peter Bembo, Johann Morone. Aber Paul begnügte ſich nicht, die Würdigſten zu berufen, er ſuchte auch ihre Einſichten zu gebrauchen, und darum vergönnte er ihnen ungewohnte Freiheit; nicht nur, daß er in den Conſiſtorien Widerſpruch ertrug, er foderte ſogar zu freier, rückſichtloſer Discuſſion auf, „onde per questa ragione si poteva sperare di giorno in giorno maggior riforma.“ Eine ſolche Reform im Sturme herbeizuführen, lag nicht in ſeinem Gemüth, in ſeiner Weiſe: durch ſein eigenes Beiſpiel und das ſeiner Umgebung ſollte die Verbeſſerung allmälig eingeführt werden. Einſtweilen hoffte der Papſt des größten Übels, der Kirchentrennung, Meiſter werden zu können, und zu dem Ende beſchloß er, das Concilium auf das Ernſtlichſte zu betreiben, auch zu dieſem Behufe den Anſtoß zu heben, welchen die von ſeinem Vorgänger geſtellten Bedingungen den Proteſtanten gegeben hatten. In verſchiedenen Conſiſtorien, zum erſten Male am 17. Oct. 1534, ſprach er unumwunden den Entſchluß aus, ein Concilium zu verſammeln, und Botſchafter wurden an den Kaiſer, den König von Frankreich und andere Fürſten verſandt, um ihnen dieſen Entſchluß anzukündigen und ihre Mitwirkung für die Wegräumung der demſelben entgegenſtehenden Hinderniſſe zu verlangen. An die Proteſtanten in Teutſchland wurde Peter Paul Vergerio, Biſchof von Capo d'Iſtria und Nuntius an des Königs Ferdinand Hofe, abgeordnet, zugleich aber, zu Empfang ſeiner Inſtruction nach Rom beſchieden, ſodaß derſelbe erſt im Herbſt 1535 nach Teutſchland zurückkam. Während dieſe Sendung ſich vorbereitete, war der Papſt beſchäftigt, Karl's V. glorreiches Unternehmen gegen Tunis zu befördern. Dem kaiſerlichen Großadmiral, Andreas Doria, ſandte er ein geweihtes Schwert und einen Sammethut, als die eigenthümlichen Auszeichnungen, welche die Kirche den auserwählten Bekämpfern des Heidenthums oder Unglaubens vorbehalten hat. Außerdem ließ er in Genua neun Galeeren ausrüſten, dieſe, und die drei, welche in gewöhnlichen Zeiten zu Beſchützung des päpſtlichen Litorale angewieſen, übergab er der Leitung des Virginius Orſino, Grafen von Anguillara, und das ganze Geſchwader ſtieß auf der Rhede von Cagliari zu der kaiſerlichen Flotte. Als auch der Marcheſe del Vaſto mit

1) E venida la cosa a que ay muy pocos cardenales, que concierten negocios, aunque sea para comprar una carga de leña, sino es o por medio de algun astrologo o hechizero, ſchreibt Mendoza.

einem Theile dieser Flotte vor Civita vecchia anlegte, um die italienischen und teutschen Völker aufzunehmen, eilte Paul nach dem Seegestade, und von einem hohen Thurme aus ertheilte er der christlichen Armada seinen apostolischen Segen, gleichwie er eigenhändig die Fahne und den Scepter oder Commandostab der Religion an Virginius Orsino übergab. Beinahe in denselben Tagen, während Goleta und Tunis den glücklichen Waffen Karl's V. erlagen, war der Cardinal Hippolyt von Medici mit den bedeutendsten der verbannten Florentiner in Verbindung getreten, um in seiner Vaterstadt die Republik wieder herzustellen, die Tyrannei Alexander's von Medici abzuschaffen. Der wider Alexander's Leben gefaßte Anschlag kam nicht zur Ausführung, aber Alexander, von dem Gange der Umtriebe unterrichtet, führte bei dem Papste über die verrätherischen Entwürfe seines Vetters Klage. Paul hätte sich über den Untergang der mediceischen Herrschaft nicht sonderlich gegrämt, allein er rechnete Hippolyt nicht mehr, wie vordem, zu seinen Freunden: dem Cardinal war für seine Wirksamkeit in dem Conclave die Legation Ancona zugesagt, aber vorenthalten worden. So ließ der Papst den vertrauten Diener des Cardinals, Octavian Zenga, einziehen, als den, welcher die vollständigste Kenntniß von der in Florenz eingeleiteten Pulververschwörung haben sollte. Um die eigne Sicherheit besorgt, entfloh Hippolyt nach Tivoli, von da wollte er sich zu dem Kaiser begeben, der mittlerweile von Tunis nach Neapel zurückgekehrt war; in Neapel hatten sich auch die verbannten Florentiner eingefunden, um ihre Klagen über Alexander's von Medici tyrannisches Regiment dem Kaiser vorzutragen; in aller Namen sollte Hippolyt das Wort führen. Aber auf der Reise, zu Itri, empfing er von seinem Mundschenken den tödtlichen Trank, den ihm Alexander von Medici hatte bereiten lassen, und sein Tod, 10. Aug. 1535, ersparte dem Papst nicht nur weitere Verwicklungen, sondern erlaubte ihm auch, die hierdurch erledigten Pfründen an Anverwandte oder Freunde zu vertheilen; namentlich empfing des Papstes Enkel, Alexander Farnese, das große Amt eines Vicekanzlers der Kirche und die Abtei Trefontane, welche beide Hippolyt besessen. Kaum hatte sich Paul des glücklichen Ausganges dieser bedrohlichen Verwicklung, sowie der Erfolge in Afrika erfreuen können, so traf ihn aus England die schreckliche Post von der Hinrichtung des Thomas Morus und des Cardinals Fisher. Als Cardinal hatte der Papst die Sache Heinrich's VIII. stets begünstigt, von seiner Thronbesteigung an immer noch die Hoffnung genährt, er würde, nachdem Heinrich's VIII. persönliche Feindschaft gegen Papst Clemens mit dessen Tode begraben sei, mit dem König von England einen Vergleich zu Stande bringen; aber jene Mordthaten erlaubten ihm nicht, seines Vorfahren behutsame Politik, oder Regeln vermeintlicher Klugheit zu befolgen, die vielmehr als Feigheit hätte gelten müssen. In der Bulle vom 30. Aug. 1535 zählte der Papst alle Vergehungen des Königs von England gegen den apostolischen Stuhl auf; gab ihm 90, seinen Anstiftern und Helfern 60 Tage, um zu bereuen, und persönlich, oder mittels eines Anwaltes, in Rom zu erscheinen; that sie, für den Fall des Ausbleibens, in den Bann, nahm dem Könige seine Krone, erklärte dessen und der Anna Boleyn Kinder, und die Kinder dieser Kinder, selbst wenn sie in rechtmäßiger Ehe erzeugt wurden, durch mehre Generationen hindurch aller Erbfolge unfähig; belegte den König und seine Länder mit dem Interdict; foderte alle Welt- und Klostergeistliche auf, Heinrich's Gebiet zu verlassen; entband die Unterthanen des Treueides und der Lehnspflicht; befahl ihnen, gegen den vormaligen Landes- und Lehnsherrn die Waffen zu ergreifen; vernichtete alle Verträge und Bündnisse Heinrich's VIII. mit fremden Mächten, insofern sie diesem Urtheilsspruche entgegen seien; verbot allen fremden Nationen den Handel und Verkehr mit Heinrich's Besitzungen und gab ihnen zugleich auf, allen Anhängern des Schisma und der Rebellion die Schiffe zu kapern, und jene Diener der Verruchtheit gefangen zu nehmen. Als aber Paul den Zustand von Europa und Italien betrachtete, als er erwog, daß Karl und Franz, die einzigen Fürsten, die der Bulle Nachdruck verleihen konnten, in ihrer gegenseitigen Eifersucht vielmehr geneigt sein mußten, um die Freundschaft des Königs von England zu buhlen, reute ihn die, wenn auch gerechte, Aufwallung, und er ließ es mit der Bekanntmachung einer Bulle anstehen, die den König von England nur erbittern, das Ansehen des päpstlichen Stuhles aber dem Spotte aussetzen konnte. „Er beschloß daher, sie vor der Hand geheim zu halten, und die gegen den Abfall des Königs gerichtete Waffe wurde stillschweigend in die päpstliche Rüstkammer niedergelegt, um bei einer spätern Gelegenheit, bei minderer Gefahr und größerer Wahrscheinlichkeit eines Erfolges zu dienen." Erst nach dem Waffenstillstand von Nizza, am 17. Dec. 1538, erließ Paul eine neue Bulle, worin er die von verschiedenen Fürsten angerathene Suspension der Bulle von 1535 zurücknahm, und sie vollständig zur Kenntniß der Gläubigen brachte.

Ein Ereigniß in Italien selbst hatte die Animosität zwischen dem Kaiser und dem Könige von Frankreich aufs Neue zu offener That herausgefodert. Am 24. Oct. 1535 starb Franz III. Sforza, der letzte Herzog in Mailand, und sofort ließ der Kaiser von dem erledigten Reichslehen Besitz ergreifen, während sich der König von Frankreich rüstete, die ihm zugefallene Erbschaft anzutreten, und vorläufig den größten Theil der Staaten des Herzogs von Savoyen einnahm. Unvermeidlich wurde zwischen den beiden Nebenbuhlern ein Krieg, den Karl V. in Person zu führen beschloß. Am 5. April 1536 zog er zu Rom ein, mit dem Pomp eines Triumphators; von den Cardinälen, Bischöfen, Prälaten, auch dem hohen Adel, an St. Sebastiansthor empfangen, begab er sich alsbald nach der St. Peterskirche, wo seiner der Papst auf dem Throne harrte, auch von ihm den Fußkuß empfing, und, was bei dem ganzen Hergange das Merkwürdigste, es überließ bei dieser Gelegenheit das Volk sich der ausgelassensten Fröhlichkeit, jenes Volk, welches vor wenigen Jahren von des Kaisers Heeren auf die schrecklichste Weise mishandelt, neuerdings mit einer schweren Abgabe belastet worden, um des gegenwärtigen

Prunkes Unkosten zu bestreiten. Gleichwie der Kaiser aber alle seine Schritte abzumessen, und nicht selten unter äußerem Gepränge die wichtigsten Zwecke zu verbergen pflegte, so suchte er sogleich das Concilium durchzusetzen, indem er hier die einzige Möglichkeit einer Beruhigung von Teutschland zu erkennen glaubte. Vielen Römern kam das höchst unerwartet, sie wähnten, einzig auf den Krieg mit Frankreich seien des Kaisers Gedanken gerichtet. Den Gegnern des Conciliums bot dieser Krieg sogar eine erwünschte Ausflucht; ein Concilium, meinten sie, bleibe unmöglich, ehe der Friede hergestellt sei. Allein die Mehrzahl der Räthe sah wol ein, daß ein Widerspruch gegen das Concilium dem Papste allgemeine Ungunst erwecken müsse, und Paul selbst, der als Cardinal schon die Nothwendigkeit einer Kirchenversammlung ausgesprochen hatte, war am weitesten davon entfernt, sich ihrer Einberufung zu widersetzen. Nach einer langen, persönlichen Berathung der beiden Häupter der Christenheit über den Bericht, welchen Vergerio von seiner Sendung nach Teutschland entworfen, wurde in dem Consistorium vom 8. April 1536 der Beschluß für die Eröffnung des Conciliums gefaßt, und zum Versammlungsorte Mantua, und der 23. Mai 1537 als der Tag bestimmt, an welchem die Väter versammelt sein sollten. Am Ostertage hielt der Papst in S. Peter feierliches Hochamt, dem Karl im kaiserlichen Schmucke beiwohnte, und am Ostermontag trug er in des Papstes und der Cardinäle, auch der fremden Gesandten Gegenwart, jene berühmte Rede vor, in welcher er alle von Frankreich empfangenen Unbilden aufzählte, und in so leidenschaftliche Bewegung gerieth, daß kaum der Papst ihn zu beruhigen wußte. Hatte der Kaiser hierbei die Absicht, den Papst hinzureißen zu einer feindlichen Äußerung gegen Frankreich, so verfehlte er vollkommen dieses Ziel, denn Paul war entschlossen, bei seiner strengen Neutralität zu verharren, zugleich aber auch alle Mittel anzuwenden, um die streitenden Parteien zu einem gütlichen Austrage zu bringen. Zu dem Ende wurden die Legaten ernannt, es wurde am 2. Juni 1536 die Bulle für das Concilium in Mantua erlassen, und durch eine andere Bulle eine Reformation der Stadt Rom und des päpstlichen Hofes eingeleitet, indem es nöthig sei, die Hauptstadt der Christenheit, die Meisterin der Lehre, Zucht und Sitte von jeglichem Misbrauche und Fehler zu befreien, und die Reinigung des eigenen Hauses vorzunehmen, ehe und bevor an die Reinigung eines andern Hand gelegt werden könne. Wol hatte der Cardinal von Capua, Nicolaus von Schönberg, der als ein Meißner mit der Lage der Dinge und der Richtung der Gemüther über den Alpen hinlänglich vertraut, diese Maßregel als unklug widerrathen, indem sie die Gegner ermuthigen und ihnen als ein Geständniß dienen würde, daß sie mit Recht gegen den heil. Stuhl und die Misbräuche der Kirche sich erhoben hätten, aber ihm widersprach Johann Peter Caraffa, nach dessen Meinung eine Reformation schlechterdings nothwendig und nicht länger aufzuschieben, und der Papst entschied sich für Caraffa. Er setzte eine Commission nieder von neun Cardinälen, und empfing binnen Jahresfrist deren gutachtlichen Bericht, Consilium delectorum Cardinalium et aliorum Praelatorum de emendanda ecclesia S. D. Paulo III. projubente conscriptum, anno 1538, worin mit großer Offenheit die Schäden aufgedeckt, und gleich freimüthige Vorschläge zu der Heilung der Gebrechen niedergelegt wurden. Hierauf keineswegs sich beschränkend, ernannte Paul auch Commissarien zu Ausführung der Reformen für Kammer, Ruota, Kanzlei und Penitenziarie, es erschienen reformatorische Bullen; zu dem allgemeinen Concilium, für die früheren Päpste ein Gegenstand von Abscheu und Entsetzen, rückten die Anstalten allmälig vorwärts. Nicht undeutlich spricht sich des Papstes Gesinnung aus in der für Morone's Sendung nach Teutschland gefertigten Instruction: Instructio pro causa fidei et concilii, data episcopo Mutinae, 24. Oct. 1536: „Er soll keine Schulden machen, in den angewiesenen Herbergen bezahlen, ohne Luxus, aber auch ohne Armseligkeit sich kleiden, die Kirchen besuchen, aber ja ohne den Schein der Heuchelei, und vor allem in seiner Person die römische Reform darstellen." Aber diese Reform, sowie das Concilium, trafen von allen Seiten auf Hindernisse, die Convocationsbulle für das Concilium wurde von den teutschen Protestanten abgewiesen, und der Herzog von Mantua, dessen Zustimmung vorausgesetzt worden, machte Schwierigkeit, das Concilium in seine Hauptstadt aufzunehmen. Er behauptete, zu Sicherung der Ruhe in der Stadt und zu Erhaltung seiner fürstlichen Rechte sei eine Besatzung von 150 Knechten und 100 Reisigen erfoderlich, und der Papst verpflichtet, die Kosten derselben zu tragen, obwol ihm, dem Herzog, der Befehl über diese Mannschaft bleiben müsse. Das wollte der Papst nicht zugestehen, und er hob lieber, da der Herzog in seiner Foderung verharrte, am 20. April 1537 den nach Mantua ausgeschriebenen Termin auf. An einem vordersamst zu ermittelnden Orte sollte das Concilium am 1. November sich versammeln. Diese Ermittlung war schwierig, wenn den Einwendungen, die von den verschiedenen Parteien gegen jede getroffene Wahl erhoben werden konnten, nicht ein allzu weiter Spielraum verbleiben sollte. Als der Papst endlich der Venetianer Einwilligung erhielt, in Vicenza das Concilium zu versammeln, blieben über dem Kriege der beiden Großmächte die Väter aus, und die zum Präsidium verordneten Legaten, Campeggio und Aleander, saßen Monate lang einsam und müßig in Vicenza. Auch die politischen Angelegenheiten erweckten dem Papst stets neue Sorgen. Am 6. Januar 1537 wurde Alexander von Medici, der Herzog von Florenz, von Lorenzino von Medici ermordet. An Alexander's Stelle trat Cosmus von Medici, gegen welchen die drei florentinischen Cardinäle Salviati, Ridolfi und Gaddi sogleich eine Streitmacht von 2000 M. führten, ungerechnet die zahlreichen, ihnen sich zugesellenden Verbannten. Sie erlagen in dem Versuche, ihrer Vaterstadt die Freiheit wiederzugeben, der Gewandtheit des neuen Herzogs, wie man versichert, zu nicht geringem Verdrusse des Papstes. Denn dieser hauptsächlich soll die Cardinäle zu dem Versuche gegen Florenz angetrieben haben, mit Recht von einer Republik am Arno bessere

Nachbarschaft erwartend, als von den Medici, mit denen die unter Alexander's Herrschaft entstandenen Zwistigkeiten unaufhörlich sich erneuern mußten. Nicht glücklicher endigten Paul's Bemühungen um die Erhaltung der dalmatischen Feste Clissa. Er hatte sie mit Volk, Geschütz und Lebensmitteln versehen, daß sie unter ihrem Despoten, dem tapfern Peter Crussich von Mahrenfels, wol den Angriffen der Osmanen hätte widerstehen mögen. Aber Crussich, übermüthig durch die vielen über die Heiden erfochtenen Siege, verachtete den Feind, und zog ohne Vorsicht aus, um die beiden Bollwerke zu zerstören, durch welche Clissa der Verbindung mit dem festen Lande beraubt. Indem er damit beschäftigt war, überfiel ihn ein von dem Vezier von Bosnien ausgesendeter Heerhaufen, und in der Verwirrung wurde Crussich getödtet (11. März 1537). Die Sieger schlugen ihm den Kopf ab, um damit die Vertheidiger von Clissa zu erschrecken, die sich dann auch bei dem unseligen Anblick alsbald zur Übergabe bequemten. Ihr Schrecken scheint sich den Landschaften von Italien mitgetheilt zu haben; denn es führte gegen den barbarischen Feind, den Schutz des Himmels anzurufen, der Papst in Person eine Procession von S. Marco bis nach der Minerva; er bestellte seinen Sohn, Peter Ludwig Farnese, zum Gonfaloniere der Kirche, und ließ eifrig an der Wiederherstellung der Mauern von Rom arbeiten. Die Hauptanstrengungen der Türken richteten sich jedoch gegen Venedig, und Paul III. fühlte die ganze Bedeutung seiner Verpflichtung, aus allen Kräften für die Erhaltung dieser letzten Vormauer von Italien zu wirken. Seine Unterhandlungen, um die Mitte Sept. 1537 in Venedig eröffnet, brachten ein Defensivbündniß zwischen dem Kaiser und der Republik zu Stande, dessen Bedingnisse in dem Consistorium vom 8. Febr. 1538 dem h. Collegium vorgelegt wurden. Es sollte jede der beiden Mächte 82 Galeeren ausrüsten, 36 der Papst hinzufügen, und mit solch vereinigter Macht hoffte man den Feind in Griechenland selbst heimsuchen zu können. Indessen blieb jedem ernsten Unternehmen der fortwährende Kampf der beiden christlichen Großmächte ein Hinderniß. Der Papst versuchte jedes Mittel, solches zu heben. Die Zusammenkunft der beiden Monarchen zu Nizza war ganz allein sein Werk; nicht achtend der Beschwerden der Reise und seines hohen Alters, war er beinahe von der Gesammtheit des h. Collegiums daselbst begleitet, oder vielmehr in dem bei der Stadt gelegenen, zu seinem Quartier bestimmten Franziskanerkloster, am 17. Mai 1538 eingetroffen. Nic. Tiepolo, der venetianische Gesandte, findet, als Augenzeuge, nicht Worte genug, um des Papstes Eifer und Geduld in einer so schwierigen Unterhandlung zu rühmen. Nur mit außerordentlicher Mühwaltung, und als er schon wegzureisen gedroht, vermittelte Paul endlich den Stillstand, 18. Juni 1538; ja er brachte es zu einer Annäherung zwischen den beiden Nebenbuhlern, die sich bis zu einer Art von Vertraulichkeit zu entwickeln schien. Indem Paul dergestalt die allgemeinen Angelegenheiten der Christenheit förderte, vergaß er des eigenen Hauses nicht. Eben damals erlangte er für seinen Sohn Peter Ludwig von dem Kaiser die mailändische Stadt Novara mit ihrem Gebiete, und für seinen Enkel Octavio die Zusage der Hand von Margaretha von Österreich, der natürlichen Tochter des Kaisers, die in erster Ehe mit dem Herzog von Florenz, mit Alexander von Medici, verheirathet gewesen. Wir dürfen dem Papste die Versicherung glauben, daß er darum doch nicht unbedingt zu der kaiserlichen Partei übergetreten sei. Vielmehr wünschte er sehnlich, mit König Franz in ein nicht minder nahes Verhältniß zu treten, und das gedachte er durch Vermählung seiner Enkelin, Victoria Farnese, mit Anton von Bourbon, dem Herzoge von Vendôme und nachmaligen König von Navarra, zu erreichen. Von dieser Verbindung hatte König Franz zu Nizza gesprochen, und in der bevorstehenden Verbindung mit den beiden größten Häusern der Welt fühlte Paul sich glücklich. Er sprach davon in dem nächsten Consistorium, denn nach Beendigung der Conferenzen hatte er sich, in des Kaisers Begleitung, nach Genua erhoben, war daselbst mit unsäglichen Ehren empfangen und in den zu seiner Aufnahme bereiteten Palast Fieschi eingeführt worden; dann hatte er wiederum seine Galeere bestiegen, war bald längs der Küste von Ligurien hingesegelt, bald zu Lande gereiset, bis er am 24. Juli, unter des Volkes freudigstem Zuruf, in Rom eintraf. Aber nicht alle Angelegenheiten entwickelten sich gleich günstig. Ohne Glück und ohne Ruhm wurde der Krieg gegen die Osmanen geführt, bis im Mai 1540 Venedig zu einem nachtheiligen Frieden sich bequemte. Die Vermählung des Octavio Farnese mit Margaretha von Österreich wurde noch im J. 1538 mit großer Pracht gefeiert, und der Großvater fand Mittel, den jungen Prinzen in einer Weise auszustatten, die einigermaßen der hohen Verbindung und des Brautschatzes von 250,000 Dukaten würdig war. In denselben Tagen beinahe, am 21. Oct. 1538, starb Franz Maria della Rovere, der dritte oder vierte Herzog von Urbino. Bei Lebzeiten des vielgeprüften Helden hatte der Papst seines Sohnes, des Guidobaldo II. Recht an Camerino von Zeit zu Zeit bestritten, denn es gründete sich dieses Recht allein auf Guidobald's Vermählung mit Julia Varana, der Tochter von Johann Maria Varano, dem ersten Herzog von Camerino. Jetzt, nach des alten Herzogs von Urbino Tod, erweckte der Papst seinem Sohne einen mächtigen Gegner in der Person von Hercules Varano, dessen Viertel an dem Staate von Camerino des Herzogs Johann Maria Vater, Julius Cäsar Varano, gewaltsamer Weise sich angemaßt hatte. Es erhob sich hiermit die Frage, ob Camerino durch Frauen vererbt werden könne, so lange der Mannsstamm der Varani nicht erloschen, während zugleich der Papst den Satz aufstellte, daß das Herzogthum überhaupt sich nicht durch Frauen vererbe. Hercules Varano hatte aber bereits sein Recht zu Camerino an den Papst verkauft, und Guidobald della Rovere fühlte nur mäßiges Interesse, die Ansprüche seiner Frau zu verfechten, indem von ihr nur die einzige Tochter Virginia lebte. Billig hätten die Venetianer den Herzog unterstützen sollen, dessen Vorfahren immer in ihrem Schutze gewesen und in ihren Heeren gedient hatten: auch jetzt verwendete die

Signoria sich für Guidobald dringend und lebhaft, aber ein Mehres zu thun trug sie um des noch fortwährenden Türkenkrieges Bedenken. Die Venetianer fürchteten, der Papst möchte den Kaiser oder Frankreich zu Hilfe rufen: gewinne er den Kaiser, so werde dieser um so weniger gegen die Türken leisten: gewinne er Frankreich, so werde die Ruhe von Italien gefährdet, und ihre eigene Lage noch einsamer und mislicher werden. So überließen sie den Herzog seinem Schicksal, der, von einem päpstlichen Heere bedroht, sich gezwungen sah, gegen eine Abfindung in Gelde demjenigen zu entsagen, woran er, streng genommen, kein Recht besaß. Alsbald empfing Octavio Farnese von dem Großvater die Belehnung über das Herzogthum Camerino, gleichwie Peter Ludwig bereits 1537 Nepi, Castro als ein neu gebildetes Herzogthum und Ronciglione empfangen hatte, wogegen Paul III. das von des Marc Anton Colonna Witwe, von Lucretia della Rovere, zurückgekaufte Frascati der apostolischen Kammer zuwendete. Die französische Heirath hingegen wollte, ungeachtet der in Nizza von dem Könige vernommenen Äußerungen, keine Fortschritte machen, und obwol der Papst niemals die Hoffnung aufgab, sie durchzusetzen, so mußte er in der darum fortgesetzten Unterhandlung wenigstens mit den unangenehmsten Verzögerungen und Schwierigkeiten kämpfen. Das Verständniß zwischen Kaiser und König schien immer enger werden zu wollen, daß der Papst selbst darauf eifersüchtig zu werden begann; er beklagte sich gegen den Cardinal von Boulogne, nachdem er so viele Mühe sich gegeben, um beide Monarchen zu vertragen, werde er jetzt von Frankreich vernachlässigt. Ein neuer Krieg enthob ihn dieses Verdrusses, dessen er einstweilen nur allzu viel fand in dem Gange der Dinge in Teutschland, wo der Kaiser mit außerordentlicher Nachsicht gegen die Glaubensneuerer verfuhr, und in seiner Ohnmacht geschehen ließ, was den Italienern unglaublich erscheinen mußte.

Besonders anstößig war es dem römischen Hofe, daß Karl die Absicht verrieth, durch einen Reichstag oder ein National-Concil wenigstens für Teutschland den Frieden der Kirche und die Abstellung der Misbräuche vermitteln zu wollen; denn die Aussicht auf ein allgemeines Concilium war beinahe verschwunden. Auf der Reise nach Nizza, am 25. April 1538, hatte Paul sich genöthigt gesehen, das nach Vicenza auf den 1. Mai 1538 angesetzte Concilium zu vertagen; indem er sich aber vorbehielt, den Tag der Eröffnung anderweitig zu bestimmen, so erließ er zu diesem Ende in Genua, am 28. Juni 1538, eine Bestimmung. Mit Ostern 1539 sollte das Concilium in Vicenza eröffnet werden. Nachdem aber dieser neue Termin so wenig wie einer der früheren beachtet wurde, so sprach Paul am 21. Mai 1539 eine abermalige Prorogation für unbestimmte Zeit aus. Eben war in Teutschland der Versuch zu einer Unterhandlung mit den protestirenden Fürsten angestellt worden: König Ferdinand hatte den Kurfürsten Joachim II. von Brandenburg das Geschäft des Vermittlers zu übernehmen veranlaßt, alles aber, wozu man sich in der Handlung zu Frankfurt am Main vom Febr. 1539 ab, verständigen konnte, war ein Stillstand zwischen dem katholischen und protestantischen Bunde, für die Dauer von 15 Monaten, am 19. April 1539 abgeschlossen, in dessen Instrument, auf der Protestirenden Verlangen, die Bestimmung eingerückt worden war, daß sie in die kaiserliche Foderung, den Papst zur Theilnahme an der beabsichtigten Religionsverhandlung einzuladen, nicht willigen, und keine päpstliche Oratoren oder Abgeordnete zulassen würden, indem sie den Papst nicht für das Oberhaupt der christlichen Religion hielten. In dem Vertrage war nämlich die Einleitung zu einer im Laufe des Jahres vorzunehmenden Religionshandlung getroffen; indem aber der Kaiser einer für den h. Stuhl so beleidigenden Bestimmung seine Genehmigung zu ertheilen zögerte, so stockte auch die fernere Handlung, und der Cardinal Hieronymus Aleander trat nach einem Aufenthalt von mehr als einem Jahre den Rückweg nach Italien an. Ihn hatte Paul, d. d. Lucca 2. Aug. 1538, zu seinem Legaten für das Versöhnungsgeschäft in Teutschland ernannt, und am 13. Aug. war er von Vicenza nach Teutschland abgegangen, um am 15. Dec. 1539 wieder in Rom einzutreffen. Das Religionsgespräch fand endlich im Juni 1540 zu Hagenau statt, obgleich der am 12. Mai 1540 zum Legaten für den kaiserlichen Hof und den Reichstag ernannte Cardinal Cervino aus allen Kräften von dieser Handlung, als zu keinem Ziele führend, abgerathen hatte. „Da die Protestanten," sagte er dem Kaiser, „außer dem niemals genau gehaltenen augsburgschen Bekenntnisse noch viele andere, von dem katholischen Glauben abweichende Artikel hätten, so würden sie gleich Aalen jedesmal demjenigen, der sich mit ihnen einließe, aus den Händen schlüpfen." Wie Cervino es vorausgesagt, wurde in Hagenau nichts Fruchtbares ausgerichtet, außer der auf den 28. Oct. beliebten Vertagung. Anstatt am 28. Oct. wurde am 14. Jan. 1541 das Gespräch in Worms wieder aufgenommen. Bei seinem Widerwillen gegen Verhandlungen der Art hatte der Papst sich gleichwol überzeugt, daß es räthlicher sei, den dringenden Aufforderungen des Kaisers nachzugeben, und den Tag in Worms zu beschicken, als die Ansicht festzuhalten, daß die Ehre des h. Stuhls Theilnahme an einer solchen Unterhandlung nicht gestatte, wodurch er die Entwicklung der kirchlichen Angelegenheiten dem Zufalle überlassen und Fürsten und Völker mehr und mehr an den Gedanken gewöhnen würde, daß ohne den Papst über die Religion verhandelt werden dürfe. Auch mußte den Protestanten der Wahn benommen werden, daß ihre wiederholten Erklärungen, einen päpstlichen Abgeordneten nicht aufnehmen, oder wenigstens nicht anerkennen zu wollen, von irgend einer Wichtigkeit sein können. Demnach wurde der Bischof von Feltre, Thomas Campeggio, ein Bruder des Cardinals, am 11. Oct. 1540 zum Nuntius ernannt. „Wenngleich der Papst," heißt es in seiner den katholischen Reichsständen confidentiell mitgetheilten Instruction, „Versammlungen dieser Art, in welchen über Religion gestritten werden soll, nicht nur nicht billigt, sondern sogar verabscheuen muß, und wenn er gleich lebhaft fühlt, daß dieselben zur Verkleinerung der Würde des h. Stuhls gereichen, indem sie ohne dessen Zustimmung ausgeschrie-

ben worden; so will er gleichwol dem Beispiele desjenigen folgen, dessen Stelle er unwürdiger Weise vertritt, der ja auch um der Menschen willen auf das Tiefste seine Majestät erniedrigt hat." Dann wird dem Nuntius auferlegt, schnell zum Hören, langsam zum Reden zu sein, durchaus in keine Disputationen sich einzulassen, nur auf Ermahnungen sich zu beschränken; wenn er sich noch so sehr gereizt fühle, doch keine hitzige Antwort zu geben, und gleichwol durch sein ganzes Benehmen zu zeigen, daß dieses keineswegs aus Schwäche oder Mistrauen für die eigene Sache, sondern aus christlicher Liebe und Mäßigung geschehe. Endlich soll er etwanige Vergleichsvorschläge, auch solche, die ihm der Religion ungefährlich und daher annehmbar dünkten, nur zu Bericht aufnehmen und den Bescheid von dem Papst abwarten. Auch dieses Gespräch wurde nach wenigen Tagen durch kaiserliche Verfügung aufgehoben, um auf dem bevorstehenden Reichstage fortgesetzt zu werden. Neue Entschließungen des päpstlichen Hofes wurden hiernach erfoderlich, und Paul ergriff die Gelegenheit, sein Verlangen nach dem Kirchenfrieden auf die unzweideutigste Art auszudrücken. Caspar Contarini wurde zu Anfange des J. 1541 zum Legaten für den Reichstag in Regensburg ernannt, und traf daselbst am 12. März ein. Diesen Cardinal Contarini hielten die Protestanten für einen Freund ihrer Lehrsätze, weil er am eifrigsten die von Paul III. gewünschte Reformation in der Kirche betrieb. Die unumschränkte Vollmacht, die man von kaiserlicher Seite für ihn gefodert hatte, war ihm aber nicht geworden. Es vermuthet der Papst, in der am 28. Jan. 1541 gegebenen Instruction, es könnten in Teutschland Foderungen vorkommen, die kein Legat, kein Papst, ohne Beirath der anderen Nationen zugestehen dürfe. Doch weiset er darum nicht alle Unterhandlung von sich. „Wir müssen erst sehen," sagt der Papst, „ob die Protestanten in den Principien mit uns übereinkommen, über den Primat des h. Stuhls, über die Sacramente, und anderes, welches sowol durch das Ansehen der h. Schrift, als durch der Kirche ewige und ununterbrochene Observanz gebilligt" (d. i. des Dogma non definitum oder non declaratum). Am 5. April wurde mit den Verhandlungen angefangen, dabei ein von dem Kaiser mitgetheilter, von Contarini unter einigen leichten Abänderungen gebilligter Entwurf zu Grunde gelegt. Indem der Legat es über sich nahm, den Punkt des päpstlichen Primats, statt, wie ihm aufgegeben, an die Spitze, an den Schluß der Verhandlungen zu stellen, gelang es ihm, über Fragen von der höchsten Wichtigkeit, menschliche Natur, Erbsünde, Erlösung und Rechtfertigung mit den Gegnern sich zu verständigen. Was also gewissermaßen verglichen, das mußte der Genehmigung des Papstes vorgelegt, und auch von Luther, an den man eine eigne Gesandtschaft abordnete, bestätigt werden. Luther aber und der Kurfürst von Sachsen waren nicht geneigt, das gut zu heißen, was in jedem Falle das Äußerste war, das nur irgend katholische Theologen mit ihrem Lehrbegriffe hatten vereinigen können. Kurfürst und Reformator äußerten vielmehr ihre vollständige Misbilligung, und Nicolaus Amsdorf, der strenger, als Luther selbst, auf Luther's Wort hielt, wurde nach Regensburg abgefertigt, um jeden Schritt Melanchthon's zu bewachen, weiteres Nachgeben demselben unmöglich zu machen. Unter solchen Einwirkungen mußten alle Versuche, auch über die Sacramente sich zu vergleichen, unwirksam bleiben. Das Gespräch wurde am 22. Mai geschlossen. Indessen waren die verglichenen Artikel nach Rom gelangt. Sie erregten großes Aufsehen, doch so entschieden wie Luther, drückte in dem ersten Augenblicke der Papst seine Misbilligung nicht aus. Der Cardinal Alexander Farnese ließ dem Legaten zuschreiben, es billige nicht und misbillige ebenso wenig Se. Heil. das Geschehene. Aber alle andere, denen der Aufsatz zu Gesicht gekommen, seien der Meinung, es könnten, vorausgesetzt, daß der Worte Sinn mit dem katholischen Glauben übereinstimme, diese Worte deutlicher sein. Es waren aber nicht allein theologische Bedenklichkeiten, die der Papst empfand. Es war ihm aufgefallen, daß der Kaiser, bei Eröffnung des Reichstages, indem er von einem allgemeinen Concilium sprach, nicht auch geäußert hätte, daß der Papst allein ein Concilium zu berufen berechtigt sei. Man wollte hieraus folgern, das Recht, ein Concilium zu versammeln, könne der Kaiser für sich in Anspruch nehmen, und fand sogar in den Artikeln, die er einst zu Barcelona mit Clemens VII. abgeschlossen, eine dahin zielende Stelle. Zudem äußerten die Protestanten fortwährend, ein Concilium zu berufen, stehe dem Kaiser zu; leichtlich mochte dieser ihnen nachgeben, wo sein Vortheil mit ihrer Lehre zusammentraf, und eine neue, ärgere Spaltung wäre sodann das Geringste gewesen, das zu besorgen. In Teutschland selbst erhoben sich alle wahre Katholiken gegen das in Vorschlag gebrachte Juste milieu, mit besonderer Lebhaftigkeit die Herzoge von Baiern und der Kurfürst von Mainz, der in einem eignen Schreiben den Papst vor einem Nationalconcilium, ja vor einem in Teutschland zu haltenden Concilium warnte, „allzuviel würde man darin zugestehen müssen." Paul III. ließ dem Legaten als seine feste Willensmeinung andeuten, er solle weder öffentlich, noch als Privatmann, einen Beschluß billigen, in welchem die katholische Meinung anders enthalten sei, als in solchen Worten, die keiner Zweideutigkeit Raum gäben. Die Formen, in denen Contarini die verschiedenen Meinungen über den päpstlichen Primat und die Gewalt der Concilien zu vereinigen gedacht hatte, verwarf der Papst unbedingt. Damit doch etwas erreicht würde, wünschte der Kaiser, daß man wenigstens in den verglichenen Artikeln an die gefundenen Formeln sich halten, in den übrigen die Abweichungen zu beiden Seiten toleriren möge. Dazu waren gleich wenig Luther, wie der Papst und die katholischen Fürsten zu bewegen. Während Paul in Teutschland mit den Protestanten und mit dem Kaiser zugleich zu ringen hatte, war der Kirchenstaat selbst nicht frei von Unruhen und Gewaltthätigkeiten, die zunächst in Perugia den Anfang nahmen. Unmittelbar nach Clemens' VII. Absterben hatte Rudolf Baglione abermals der Stadt Perugia sich bemächtigt. In dem f. J., 1535, sendete Paul Volk aus gegen Baglione, und inzwischen hatte dieser durch seine

Tyrannei die Perusiner dergestalt erbittert, daß er an Widerstand nicht zu denken wagte. Freiwillig verließ er die Stadt, und der Papst benutzte die Gelegenheit, um der Perusiner Burgen, Spello, Bettona u. s. w., schleifen zu lassen. Indem er aber die apostolische Kammer erschöpft gefunden, sah er sich genöthigt, neue Steuern einzuführen, die alten zu erhöhen, die alten, wie die neuen, mit Strenge einzufodern. Eine im J. 1540 angeordnete Salzsteuer erregte besonders im Lande allgemeinen Unwillen, der zu Ravenna in unruhigen Bewegungen, in Perugia in offener Empörung ausbrach. Die Bürger dieser Stadt riefen den Rudolf Baglione herbei, sie gegen das von Peter Ludwig Farnese angeführte päpstliche Heer zu vertheidigen, mußten sich aber bald, da sie in Florenz die gehoffte Unterstützung nicht fanden, selbst auf keinen Widerstand vorbereitet waren, auf Discretion ergeben. Sechs perusinische Edelleute wurden hingerichtet, zehn verbannt; dem Volke wurde die republikanische Verfassung genommen, auf seine Kosten aus des Baglione Häusern eine Citadelle gemacht. Kaum war in Perugia der Widerspruch gegen die Salzsteuer erdrückt, als Ascan Colonna in dem Interesse seiner Vasallen denselben Widerspruch erhob, in so ungemessener Weise, daß auch gegen ihn Gewalt anzuwenden dem Papste nothwendig schien, zu der er sich vielleicht um so eher bestimmte, weil die Besiegung des Colonna eine reiche, für die Ausstattung der Farnese verwendbare Beute verhieß. Peter Ludwig Farnese ging 1541 zu Felde, und belagerte Rocca di Papa; von Genazzano aus suchte Ascan Colonna die Feste zu entsetzen, aber sein Volk wurde geschlagen und Rocca di Papa capitulirte. Hierauf zog das päpstliche Heer vor Palliano, das Fabius Colonna mit 1500 Knechten vertheidigte, und vor Siciliano; nach längerer Vertheidigung erlagen die beiden Festen, denen auch Roviano folgte. Das ganze Gebiet der Colonna in dem Umfange des Kirchenstaats wurde eingenommen, alle ihre Burgen ließ Paul schleifen.

Von dem Reichstage zu Regensburg erhob der Kaiser sich nach Italien, um von dort aus das Unternehmen auf Algier zu bewerkstelligen. In Lucca traf er mit dem Papste zusammen. Vergeblich hatten diesem die Ärzte vorgestellt, wie gefährlich für sein Alter, in der heißen Jahreszeit, diese Reise werden könnte, vergeblich hatten die Cardinäle von der französischen Partei und der französische Gesandte sich bemüht, ihn vom Kaiser fern zu halten. Den Cardinal von Carpi als seinen Legaten in Rom zurücklassend, war Paul, von 150 Reisigen und 200 Fußknechten begleitet, am 27. Aug. 1541 nach Lucca hinaufgefahren und am 8. Sept. daselbst eingetroffen. Zu dreien Malen empfing er den Besuch des Kaisers, den er einmal erwiederte. Er widerrieth den Zug über Meer, hob den hilflosen Zustand von Ungarn hervor, wo des Kaisers Heer sicherlich mehr fruchten konnte, als auf den Küsten der Berberei, vorzüglich aber wünschte er den Stillstand mit Frankreich in einen festen Frieden verwandelt zu sehen. Veranlaßt durch die unaufhörlich sich erneuernden Ansprüche des Hauses Orleans an Mailand, war der Krieg beinahe schon zum Ausbruche gekommen über die Ermordung der zwei französischen Emissäre, des Rincon und Fregoso, ungeachtet der Papst aus eigenem Antriebe den Dandini nach Frankreich gesendet hatte, um des Königs Zorn über dieses unselige Ereigniß zu besänftigen. Karl, so wichtig es ihm sein mußte, des unruhigen Nebenbuhlers Gesinnung und Absichten kennen zu lernen, war nicht zu bestimmen, daß er die Rückkehr des Dandini abgewartet hätte; so unwiderstehlich trieb das Schicksal ihn gegen die Klippen und Untiefen der Küste von Numidien. Das einzige, worüber er mit dem Papste sich einigen konnte, war das Concilium, welches Paul im nächsten Jahre verkündigen zu wollen verhieß. Über das Gebirge von Pistoja ging der Papst, Ende Septembers, nach Bologna, dann durch die Romagna, in kleinen Tagereisen, nach Rom zurück. Den am 9. Febr. 1542 in Speier eröffneten Reichstag beschickte er durch seinen Internuntius Morone (die Instruction ist vom 8. Jan. 1542); den dort versammelten Ständen ließ er zu dem Türkenkriege eine Hilfsmacht von 5000 Mann bieten, für den Fall, daß der Kaiser in Person das Heer befehlige, in dem andern Falle sollten es nur 2500 sein; auch wurde vorausgesetzt, daß nicht Italien selbst von den Türken angegriffen werde, indem alsdann der Papst für die Sicherheit seiner eigenen Gebiete zu sorgen habe. Zugleich verkündigte Morone, daß man sich zur Genüge überzeugen könne, wie ein Concilium der einzige Weg, zu einer Wiedervereinigung in der Religion zu gelangen; diese Überzeugung habe den h. Vater in seinem längst gehegten Wunsche bestärkt, und lasse derselbe hiermit zu dem Sitze des Conciliums die Städte Mantua, Ferrara, Piacenza oder Bologna in Vorschlag bringen. Allein auch dieses Mal wollten die protestantischen Stände weder von einem durch den Papst ausgeschriebenen und geleiteten Concilium, noch von den genannten Städten etwas wissen. Die Katholiken hingegen dankten dem Papste für das Anerbieten der Türkenhilfe sowol, als für das verheißene Concilium. Mit der Wahl der Städte zeigten sie sich aber ebenfalls unzufrieden, da keine Hoffnung vorhanden, daß die Protestanten jemals nach Italien ziehen würden. Diese Einrede beantwortete der Papst mit einem neuen Vorschlage, der zwischen Trident und Cambray getheilt, und indem von den Katholiken keine Einrede gegen Trident zu vernehmen, so verkündigte Paul an dem Feste Petri und Pauli die am 22. Mai 1542 erlassene Ansagungsbulle des Conciliums, welches mit Allerheiligen 1542 seinen Anfang nehmen sollte. Ohne Zweifel wollte der Papst für mögliche Fälle dem Kaiser den Vorsprung abgewinnen; nicht zu verkennen ist es aber auch, wie er über den wahren Zustand der Dinge in Teutschland durch die auf einander folgenden Missionen von Aleander, Campeggio, Contarini belehrt, zu einem Entschlusse gekommen ist: er hofft nichts mehr von Religionsgesprächen, von Überredung, von Concessionen, von theilweisen Reformationen in der Verwaltung der Kirche, er hat sich überzeugt, daß die Trennung um den Glauben nicht mehr einzig in dem Glauben beruht, sondern daß sie auch Zeit gehabt hat, sich tief dem Familien-, dem Volks- und Staatsleben einzuprägen, daß das

Wort Fleisch geworden ist. Ein Concilium will er versammeln, was continuum in der vergangenen Zeit sich nothwendig für den alten Glauben entschieden hätte: wenn dann die Kirche in ihren Ernst zu Reformen verdammt hätte, die immer für sehr wesentlich und nöthig wären, so würde es nicht mehr so sein, daß sie erschreckt durch die immer abgenutzteren neuen Worte, sich unterwerfen und schweigen. Vermöchte sie das aber und blieben die in ihrem Gehorsam so wohl Paul den Kaiser anrufen, der wenigstens Lust hat die Ketzer anzufassen und vernichten. Denn daß Karl dazu vermöge, daran zweifelt der Papst nicht; auch ist bekannt, daß als gemeine Wahn von der Majestät einer deutschen Universalmonarchie. Hierzu der Kaiser durch geistige Waffen zu unterstützen, Stunden sich zu eignen für den bevorstehenden gefährlichen Kampf der Fortgang der Intrigue zu bemmen, ist der Papst entschlossen beschäftigt. Denn daß für solche Zwecke die vorgeschlagenen Mittel ungenügend, daß die Feindschaft der Gegner der Kirche um darum so überraschend gewissen waren, weil Wächter Sions in ihrem Schaf verwundet sein, das hatte er ebenfalls erfunden: es war ihm nicht unbekannt, daß in vielen Landschaften jenseit der Alpen die große Mehrzahl der Bevölkerung noch dem alten Glauben zugethan, daß aber der Willensfreiheit diese Bevölkerung eine entschiedene, katholische Richtung zu geben, so lange ihnen unvermögend sein, und es wenigstens eine gewisse Unentschlossenheit zu dem weiteren Fortgang der Intrigue. Bisher war er bisher für die mißverstandenen Vorwürfe gewesen, die er von einer Gesellschaft erwarten hatte, die freudig, voll Eifer, in heiliger Begeisterung, ausschließlich seinem Dienste sich zu widmen begann. In seiner ersten Bestätigung für das h. Ignatius Institut, am 27. Sept. 1540, hatte er die Zahl der Genossen auf 60 beschränkt, in der zweiten Bestätigung, vom 14. März 1543, mit jede Beschränkung für die Erweiterung des Ordens zurückgenommen, und erlaubt „quos quoscunque idoneos .... ad societatem hujusmodi libere admittere, et eorum societati sub vobis per socios eorum vobis aggregare possint.“ In derselben Zeit hat Paul durch die Bulle vom 21. Jul. 1542 die neue Inquisition geschaffen, welche alsbald mit den durch ganz Italien zerstreuten Elementen des Protestantismus in Kampf geriet. Wesentlich hat diese Institution gewirkt, um Italien als ganz katholisches Land zu erhalten. Wie so weit aussehenden Entwürfen beschäftigt, unterließ Paul gleichwohl nicht, die geringste Sorge den Bedürfnissen des Augenblicks zu widmen. Bereits befand sich Alexander Vitelli mit 3000 Mann deutscher Truppen auf dem Marsch, um dem Kirchenstaat in Lucca Schutz zu verschaffen; das verheißene größere Hülfscorps blieb zu Hause, da der Ausbruch des Krieges mit Frankreich dem Kaiser persönliche Theilnahme bei den Operationen an der Donau unmöglich machte. Der weitere Fortgang dieses Kriegs bestimmte den Kaiser, aus Spanien sich zu erheben nach den Niederlanden, und im Vorbeigehen zugleich für die Angelegenheiten von Italien einige Fürsorge zu treffen. In Genua stieg er ans Land, und zu Bologna erwartete seine der Papst bei am 26. Febr. 1543. nach einer anhaltig abgenommen Prozession. Nun erließen, und in Namen der und weltlichen Fürsten der ganzen Kirchenstaat Modena Siena Lucca Ferrara Lucca, Perugia Urbino, befand hatte. Indem aber Karl eine und Bologna um so mehr von der Straße nach Deutschland abführte, daß er sich bei dem Papst entschuldigen, mit dem Anlage, daß es ihm doch angenehm sein würde, in Rom St. Heiligkeit begrüßen zu können. Als eine erst Schwierigkeit wurde an dem römischen Hof die Forderung aufgenommen, daß der Papst dem Kaiser entgegen sich, um Paul der Schritt die Zusammenkunft wünschte, hier es für unschicklich, in einem Conclave die Cardinals zu besuchen, so es für um so unschicklich sei, sich an den von dem Kaiser vorgeschlagenen Ort zu begeben, nachdem dieser ebenfalls hat die von dem Papst angebotenen Ort zu besuchen. Unmöglich sei das unschicklich, nämlich die Besuchen, und wenn der Kaiser vorschlagen, Bologna zu meiden, möge der Papst sich bei nach Rom verfügen. Über die Entfernung des nach dieser Stadt großen Beschwerden vergingen einige Tage: Sadoleto, der schon lange erwartet, war in Bologna ein, und der Papst benutzte den Zeitraum dieses einführenden Mannes, um sich mit ihm über Concilium zu Trient abzureden zu lassen. Zwei Cardinals, die ersten, welche ihre Stimmen abgaben, bestimmten auf der Unschicklichkeit, es sei denn, daß sich gewisse Hoffnung ergebe, den Frieden zwischen Frankreich und Spanien zu vermitteln und hierzu den geeignetsten Zeit der Reise zu erwählen. Sadoleto, der zuletzt zu sprechen kam, erklärte ausweichend, der Kirche Ehre und Würde beruhe darauf, daß man erwarte, was zu derselben Nutzen erforderlich: seine andere Ehre könne er in gegenwärtigen Verhältnissen annehmen. „Auf solche Hoffnung wenn wollen in Dingen, die Gott seiner Allmacht anheimstellt, ist nicht unsere Weise, sondern wir thun das Eine begehren und dann wirken nach unserm Vermögen.“ In einem Schreiben, worin er einen Freund von den Resultaten des Conferenzen unterrichtet, sagt Sadoleto: „mich schmerzt es ungemein, daß man den Grund nicht anführen kann, es werde in jenem Congreß nichts anderes gesucht, als der Privatvortheil Einiger. Darum erklärt sich das Volk Wunderlichkeit. Welchen Gründe aber auch Andere sein mögen, ich werde mich für meinen von jeglichem Fehler.“ Diese Zweifel setzt der Cardinal von des Papstes Wünschen am Mailand. Früher hatte Paul sich gegen seine Freunde laut ausgesprochen, daß dem Kaiser nicht zu verübeln gegeben, daß Mailand ein Eigenthum des Hauses Orleans sei, und von Rechtswegen den Erben zurückgegeben werden müsse. Diese Ansicht hatte er indessen allmälig aufgegeben, wie das ein Vermag des Cardinals von Carpi an den Kaiser, vom J. 1543 oder aber 1542, wahrnehmen läßt. „Der Kaiser,“ heißt es in diesem Vermerk, „müsse nicht Graf, Herzog, Fürst, er müsse nur Kaiser sein, nicht viele Provinzen, sondern große Ehrenmänner müsse er haben. Verlassen sei er von dem Glück, seitdem er Mailand in Besitz genommen. Wolle er jenen Staat an Franz I. zurückgeben, so würde

alles Übrige christlich, auch in Teutschland halten zu lassen; der Kaiser möge aber selbst zusehen, ob ein christliches Concilium in Gegenden stattfinden könne, wo man den Statthalter Christi für den Antichrist ausschreie, und nichts Christliches, als den Namen bewahre." Noch stärker drückt sich das zweite, an dem päpstlichen Hofe zwar nicht genehmigte, aber allenthalben verbreitete Schreiben aus: „Wenn man die h. Schrift durchforsche, werde man viele und merkwürdige Beispiele von den Strafen Gottes für diejenigen finden, welche sich des Hohenpriesters Amt angemaßet, während Gott diejenigen, die dem römischen Stuhl, als dem Haupte der übrigen Kirchen, beigestanden und der Geistlichkeit Lieb und Treue bewiesen, mit Gütern und Wohlthaten überhäuft habe, wie an dem großen Constantin, Theodosius und Karl dem Großen zu sehen, dagegen er diejenigen, die in das Gegentheil verfallen, nachdrücklich bestraft habe, als einen Mauritius, Constantin II., Philipp, Leo, Heinrich IV. und Friedrich II. Daß Karl die Streitigkeiten abgethan und die Kirche verbessert haben wolle, sei überaus löblich, er ersuche ihn auch, daß er ihm (dem Papst), dem von Gott die Sorge hierfür anvertrauet, beistehen wolle. Er selbst habe dieses Verlangen durch wiederholte Ankündigung des Conciliums geäußert. Da nun dieses vornehmlich durch den Krieg verhindert werde, möge der Kaiser vor Allem bedacht sein, den Frieden herzustellen. Für das künftige solle er alle Religionsstreitigkeiten von den Reichstagen ausschließen, nicht über die geistlichen Güter verfügen, und alles dasjenige widerrufen und aufheben, was er in übertriebener Gelindigkeit den Rebellen und Feinden der römischen Kirche eingeräumt habe; sonst würde der Papst wenn er nicht, der Kirche zum höchsten Schaden, sein Amt hintansetzen wolle, wider Gewohnheit, Natur und Willen ernsthafter und strenger mit ihm verfahren müssen. Er sei nicht gesonnen, etwas zu unterlassen, so durch die Pflicht geboten, denn beständig schwebe ihm vor die strenge, von Gott über den Priester Eli verhängte Strafe. Bis dahin habe er väterliche Gelindigkeit gebraucht, ruchte diese nicht, so werde er andere Mittel suchen müssen. Darum soll der Kaiser überlegen, was sich am besten für ihn schicke, und was seinen Angelegenheiten und seiner Ehre am ersprießlichsten sei, dem Papste beizustehen in der Beruhigung der Kirche, oder denen zu willfahren, die nichts so sehr suchen, als die Zerrüttung der Kirche." Nothwendig mußte dieser Ton durch den zu Crespy am 24. Sept. 1544 abgeschlossenen Frieden umgestimmt werden. Die Nachricht von dieser Pacification war in Rom kaum angelangt, als der Papst sich beeilte, durch Bulle vom 19. Nov. 1544 die Eröffnung des nach Trient ausgeschriebenen Conciliums auf den 15. März Sonntag Lätare 1545 festzusetzen. Die Bedenklichkeiten, die bisher immer noch eine Partei an dem römischen Hofe gegen das Concilium genährt, waren mehrentheils verschwunden, und Jedermann hielt sich überzeugt, daß entweder kein Concilium zu Stande kommen werde, oder doch nur ein solches, welches, weit entfernt, die Berechtigungen des h. Stuhls anzutasten, vielmehr ungezweifelt die Protestanten verdammen werde, ohne in Ansehung derselben das Mindeste zu fruchten, in welchem Falle Karl entweder, nach des Papstes Sinn, Gewalt gebrauchen, oder vor ganz Europa mit dem Rufe sich belasten müßte, er habe mit dem so sehnlich verlangten Concilium entweder sich selbst geäfft, oder von andern sich äffen lassen. Des Papstes Frieden mit dem Kaiser vollständig herzustellen, und zu solchem Geschäfte um so besser empfohlen, seitdem seine Schwägerin, die Herzogin Margaretha, 1544 von Zwillingen entbunden worden, begab sich der Cardinal Alexander Farnese im Frühjahre 1545 nach Worms auf den Reichstag. Es ist das eine der wichtigsten von Paul ausgegangenen Sendungen. Dem Cardinal gelang es, noch einmal den Unmuth des Kaisers zu begütigen. Über einige Beschuldigungen suchte Alexander sich und seine Brüder zu rechtfertigen, wegen anderer Ereignisse bat er um Verzeihung und versprach, daß alle Farnesen in Zukunft Sr. Maj. gehorsame Diener und Söhne sein würden, welchem der Kaiser entgegnete, dann wolle er sie auch als seine eigenen Kinder behandeln. Hierauf zu den eigentlichen Verhandlungen übergehend, besprachen sie sich über den etwa gegen die Theilnehmer des schmalkaldischen Bundes zu führenden Krieg und über das Concilium. Diese letzte Angelegenheit, meinte der Kaiser jetzt, gehe den Papst allein an. Der möge das Concilium eröffnen und fortsetzen, wie es ihm beliebe, zu einer bestimmten Mitwirkung könne sich aber der Kaiser nicht verpflichten. Er besorge nämlich dadurch die Protestanten zum Kriege zu reizen. Bei der großen Entmuthigung der Katholiken in Teutschland und bei der fanatischen Abneigung der Sektirer gegen Rom könnte er in diesem Falle kaum dafür stehen, daß nicht die gänzliche Unterdrückung der Katholiken und sogar der Sektirer Einbruch in Italien folgen sollte. Ihm fehle es, nach so vielen Kriegen, an Hilfsmitteln, daher er nur seine Person anbieten könne. Er wünsche also zu wissen, ob und mit welchen Kräften der Papst die Last eines Religionskrieges auf seine Schultern zu nehmen gedenke. Hiernach war der Legat versucht zu glauben, daß der Kaiser nur dem Papste sein Geld ablocken wolle, sodann aber, um den Preis fernerer Türkenhilfe, mit den Protestanten den Frieden bestehen lassen werde, und er schrieb höchst ungünstige Berichte von Karl's zweideutigem Sinne nach Rom; später scheint es ihm jedoch gelungen zu sein, mit dem Kaiser sich zu verständigen. Das Concilium, dessen Anerkennung abseiten der Protestanten von den kaiserlichen Ministern mit unendlicher, aber fruchtloser Mühe fortwährend betrieben wurde, sollte unverzüglich zur Thätigkeit kommen. Für den Fall, daß der Kaiser genöthigt werde, gegen die Bundesverwandten Gewalt zu gebrauchen, machte sich der Papst anheischig, ihn mit allen seinen Kräften, mit allen seinen Schätzen zu unterstützen, ja, „wäre es nöthig, zu dem Ende seine Krone zu verkaufen." Auch von Parma und Piacenza muß in Worms, Mai bis Juni 1545, gehandelt worden sein, denn alsbald nach des Legaten Heimkehr traf der Papst Anstalt, den lange gehegten Wunsch zu verwirklichen. Nicht mehr mit jener Unbeschränktheit, wie ein Alexander, ein Leo, konnte er hierbei verfahren. Er gab als Tauschobject Camerino und Nepi

an die Kirche zurück: durch eine Berechnung der Kosten, welche die Bewachung jener isolirten Punkte in der Lombardei erfodere, durch den dem Sohne auferlegten Zins von 10,000 Zechinen, durch den Ertrag von Camerino und Nepi suchte er zu beweisen, daß die Kammer bei dem Tausche keinen Schaden leide, gleichwie die politische Stellung des Kirchenstaates nur gewinnen konnte durch Beggabe eines Gebietes, welches einzig geeignet, seine Verwickelungen, seine Abhängigkeit zu mehren. Aber nur indem Paul mit den einzelnen Cardinälen sprach, vermochte er sie, und dann noch nicht alle, zu überreden. Einige widersprachen laut, andere versäumten geflissentlich das Consistorium, in welchem die Sache vorkam. Auch der Kaiser, der dem Geschäfte überhaupt entgegen, und dessen Gesandter der Feierlichkeit der Belehnung nicht beiwohnen durfte, hätte wenigstens gewünscht, daß das neue Herzogthum seinem Schwiegersohne, als der Camerino gewesen, zugetheilt werde. Aber der Papst belehnte am 26. Aug. 1545 seinen Sohn Peter Ludwig mit dem Herzogthume Parma und Piacenza, indem für diesen die Cardinäle sich entschieden hatten, „haviendo de vivir tampoco, como mostrava su indisposicion."

Die Eröffnung des Conciliums hatte am 15. März 1545 stattfinden sollen. Am 13. März waren von den drei für dasselbe ernannten Legaten, Johann Maria de Monte, Bischof von Palestrina, Marcellus Cervino, Cardinal tit. S. Crucis und Reginald Pole, die beiden ersten in Trient eingeritten, als sie aber am Sonntag Lätare, am 15. März, die Sitzung eröffnen wollten, war außer ihnen nur der Bischof von Feltre vorhanden. Am 22. März traf der kaiserliche Gesandte, Diego Hurtado de Mendoza, ein. Allzu gering blieb aber fortwährend die Zahl der Bischöfe, allzu kriegerisch, überhaupt ungünstig die Zeit; hierzu kam, daß der Kaiser selbst, dessen Ansehen immer schwankender in Teutschland sich gestaltete, von neuem eine Zögerung wünschte. Weil jedoch die bereits versammelten Bischöfe ihre Zeit nicht umsonst verbringen wollten, und zu besorgen stand, daß sie, einmal auseinander gegangen, kaum mehr zur Rückkehr zu bewegen sein würden, ließ Karl endlich zum Werke schreiten. Am 3. Sonntag im Advent, am 13. Dec. 1545, wurde das Concilium eröffnet. Der Kaiser foderte, daß mit der Reform der Kirchenzucht das Werk beginne, eine Entscheidung in Glaubenssachen, meinte er, werde lediglich die Erbitterung der Protestanten steigern und eine Wiedervereinigung unmöglich machen. Diese mit Frucht zu betreiben, müsse man vor allem die Protestanten hören und freundschaftlich zu überzeugen suchen. Dagegen behauptete man von Seiten des Papstes, „auf allen vorigen Concilien sei der Anfang mit der Behandlung der Glaubenssachen gemacht worden; der Glaube sei die Grundfeste der Kirche, von dieser müsse man den Bau anfangen, nicht von dem Dach. An dem Glauben sei nicht mehr gelegen, als an den Sitten und der Kirchenzucht; wenn eine Stadt von dem Feinde belagert werde, müsse man diesen zuerst abtreiben, nicht aber den Anfang machen mit der Züchtigung der eigenen Bürger, indem man sonst zu Misvergnügen diejenigen reize, auf deren Treue und Tapferkeit die Vertheidigung der Stadt beruhet. Ganz vernunftwidrig sei es, daß derjenige, der den Kläger vorstellt, ja selbst der Richter sich, abtrünnigen Rebellen zu Gefallen, freiwillig schuldig bekenne, oder daß man sich um die Heilung geringerer Krankheiten bekümmere, und der Pest, zu unwiederbringlichem Verluste, freien Lauf lasse." Es waren das die öffentlich angegebenen Gründe, andere noch hat Pallavicini aufbewahrt: „die so sehnlich verlangte Reformation sei doch im Grunde meistens auf den römischen Hof und die Curie abgesehen; daß aber der Regent die Zurechtweisung und Besserung seiner selbst und seiner Diener andern überlassen wolle, sei gegen alle Klugheitsregeln. Die Gesinnungen Aller müsse man zu erforschen suchen, doch Rath fodern nur von wenigen; vornehmlich stehe es dem Regenten zu, Gesetze für die Seinigen zu geben, sonst würden diejenigen, die ihm Ehrerbietung schuldig wären, sich gewöhnen, sein Thun und Lassen zu bekritteln, auch wol gar den zu regieren suchen, von dem sie regiert werden müßten. In allen Dingen, bei welchen sie selbst nicht betheiligt, seien die Menschen strenge Richter; von den Bischöfen würden einige aus Unerfahrenheit, einige aus einem von der Vernunft nicht geregelten Religionseifer, andere aus Eigennutz und Augendienerei für ihren Monarchen, andere aus Neid und Abneigung gegen den Papst, dem römischen Hofe die strengsten Gesetze vorschreiben, die nicht sowol auf Abschaffung der Misbräuche, als auf Beschränkung der päpstlichen Erweiterung der bischöflichen Gewalt zielen würden. Was solle aber der Papst thun, wenn etwas dergleichen zu Trient unternommen würde? Solle er sogleich nachgeben, und dasjenige vollends abtreten, das ihm bisher selbst die Ketzer nicht entziehen konnten, oder sich widersetzen und mit dem Concilium in Streit gerathen, während doch die letzte Hoffnung für einen erfolgreichen Kampf gegen die Ketzer auf der Eintracht mit dieser Versammlung beruhe. Wenn einmal die Bischöfe des Sinnes geworden, den Papst zu beschränken, würden sie sich ohne Zweifel, nach dem von Basel ausgegangenen Beispiele, eine Obergewalt und Gerichtsbarkeit über den Papst anmaßen wollen, woraus ein ewiger Kampf in der Kirche selbst, und unsterbliches Mistrauen entstehen müsse." Gegen des Kaisers Ansicht setzten die päpstlichen Legaten den von Thom. Campeggio als eine Auskunft vorgeschlagenen Beschluß durch, es solle zugleich von Reform und Dogma gehandelt werden. In der That nahmen sie zuerst nur das Dogma vor. Der Augenblick war ihnen im hohen Grade günstig. Mit den beiden Häuptern des protestantischen Bundes völlig zerfallen, einen Krieg besorgend und für solchen der Hilfe des Papstes bedürfend, konnte Karl die Ansprüche nicht geltend machen, die er bisher auf ein Concilium gründen zu wollen geschienen hatte. Vollauf beschäftigte ihn der Krieg; bei der großen Macht der Protestanten ließen die Verwicklungen, in welche er gerathen würde, sich kaum absehen; um so weniger konnte er dann auf die Reform dringen, mit welcher er bisher dem heil. Stuhl gedroht hatte. Nachdem des Papstes Ansicht im Allgemeinen obgesiegt hatte, suchte Karl wenigstens die Entschei-

dung einzelner Glaubenssätze so lange zu verzögern, bis er auf die eine oder die andere Weise hoffen könnte, die Protestanten zur Theilnahme an dem Concilium zu vermögen. Von dieser Ansicht ausgehend, ließ er noch einmal den Legaten die triftigsten Gründe für sein System vortragen. „Wenn man," so lautete die Antwort, „blos die Reformation betriebe, würde es das Ansehen gewinnen, als sei das Concilium versammelt, um nicht die Ketzer, sondern die Katholiken zu verdammen, ohnehin sei die Sache nicht mehr zu ändern, nachdem die Versammlung ihren Entschluß gefaßt, der Papst diesen Entschluß gutgeheißen habe." Eben, Mai 1546, war Karl in dem Reichstage zu Regensburg beschäftigt, wo er doch allmälig zu der vollständigen Überzeugung gelangen mußte, daß auf Teutschland nur mehr gewaltsame Mittel einwirken konnten. Seine Opposition gegen den Gang des Conciliums ermattete in dem gleichen Maße wie die Väter, beharrlich in ihrem System, die Anzahl und Echtheit der kanonischen Bücher bestimmten und sich anschickten, den wichtigen Artikel von der Rechtfertigung zu entscheiden, ohne daß noch ein Protestant zu Trient erschienen wäre, oder sich Hoffnung machen konnte, gehört zu werden. Und in demselben Geschwindschritte begannen nicht minder die politischen Angelegenheiten sich zu bewegen. Am 16. April 1546 sprach der Papst die Absetzung des Erzbischofs Hermann von Cöln aus. Der Cardinal von Trient, Christoph Madruzzi, ging in des Kaisers Auftrag nach Rom, um das Bündniß abzuschließen, von dem in Worms der Cardinal Farnese gehandelt hatte. Am 26. Juni 1546 wurde der Vertrag von dem Papste unterzeichnet, vermöge dessen der Kaiser schon im nächsten Monat mit Heeresmacht im Felde erscheinen sollte. Es machte sich derselbe zugleich anheischig, nachdem er den letzten Versuch gemacht haben würde, durch Güte und Vernunft die Gemüther umzustimmen, Waffenmacht anzuwenden, und mit Gewalt diejenigen unter den Teutschen zu bändigen, welche fortfahren würden, dem Concilium den Gehorsam zu verweigern. Nichts wollte der Kaiser verabsäumen, so zu Vertilgung des Irrglaubens führen könnte, und so zweckmäßig, um die Abtrünnigen unter die Botmäßigkeit des Papstes zurückzuführen. Endlich gelobte er, sich jeden Vertrags mit ihnen zu enthalten, der nachtheilig der Kirche oder verkleinerlich der Würde des heil. Stuhles wäre. Von der andern Seite verpflichtete sich der Papst, außer den bereits zu Augsburg niedergelegten 100,000, binnen Monatsfrist andere 100,000 Goldgulden zu Venedig zu deponiren, welche Summen beide auf den Krieg zu verwenden. Er versprach eine Hilfsmacht von 12,000 Fußgängern und 500 Reitern, für ein halbes Jahr angeworben, „quod semestre tempus ita intelligatur, si expeditio tantum temporis tenuerit" (ein halbes Jahr war demnach das höchste Zeitmaß, welches der Krieg zu erfodern schien). Er bewilligte dem Kaiser für das laufende Jahr die Hälfte von dem Einkommen aller Kirchen in Spanien, und erlaubte „ut ex distractis juribus monasteriorum Hispaniae in bona fiduciaria ac clientes redigantur quingenta millia nummorum in hanc expeditionem derivanda" (diese letzte Bestimmung wurde von dem heil. Collegium nicht genehmigt, sondern verfügt, daß die verheißene Subsidie in anderer Weise ausgemittelt werde). Der Tractat, nachdem er des Kaisers Genehmigung empfangen — Karl soll ohne zu lesen unterschrieben und dabei geäußert haben, er vertraue dem Papste — wurde am 28. Juli verkündigt, vorher, am 3. Juli hatte der Papst ein Schreiben an die 13 Orte der Schweiz gerichtet, darin ihre Beständigkeit im Glauben, ihr Eifer für Religion und Frieden gepriesen und ihnen von des Kaisers Entschließungen Kenntniß gegeben wurde. Er selbst, fährt Paul fort, empfinde ein Verlangen, mit diesem Monarchen sich zu verbinden, um die heilige Angelegenheit der Religion und zugleich die Würde des Reichs zu vertheidigen; solches fodere von ihm sein geistliches Amt, und auch sie müsse er mahnen, ein so gerechtes Vorhaben zu begünstigen und abermals durch eine angemessene Unterstützung für jenen Krieg die Zuneigung zu bewähren, welche sie stets dem heil. Stuhle und dem Kaiser bewiesen hätten. Sichtlich wollte der Papst durch diese vorschnelle Mittheilung die immer noch zweifelhafte Politik des Kaisers zur Entscheidung fortreißen, ihm nicht länger verstatten, daß er hier vorgebe, er ergreife die Waffen, um die verletzte Würde des Reichs zu vertheidigen, dort behauptete, er wolle für den Glauben streiten. Der an die Schweizer gerichteten Note folgte am 15. Juli eine Bulle, worin alle Christen aufgefodert wurden, ihr Gebet zu vereinigen, um von dem Himmel Segen für den Krieg zu erflehen, welchen der heil. Stuhl gemeinschaftlich mit dem Kaiser gegen die Ketzer in Teutschland führen werde. Schon hatte die seit längerer Zeit geordnete päpstliche Armada ihren Marsch angetreten. Es waren drei Regimenter Fußvolk, nicht über 10,000 Mann stark, von Alexander Vitelli befehligt, und 500 leichte Reiter, unter Joh. Bapt. Savelli. Den Oberbefehl führte Octav Farnese, dem als Legat sein Bruder Alexander zur Seite stand. Dieser sollte des Kaisers Schritte und Gesinnungen beobachten, denen der Papst noch immer mistraute. Die berühmtesten Kriegsobersten befanden sich in des Octav Gefolge, Sforza Pallavicini, Friedrich Savelli, Paul Vitelli, Julius Orsino, Alexius Lascaris, Hieronymus Pisani, Johann Maria Padovano, Nicolaus Piombino, Nicolaus Orsino, von Pitigliano Graf. Dem Heere hatten sich des Herzogs von Florenz 200 Reiter, von Rudolf Baglione geführt, und 100 ferraresische Reiter unter Alfons von Este, dem natürlichen Sohne des Herzogs, angeschlossen. Von Seiten der Verbündeten war am 10. Juli mit Wegnahme von Ehrenberg der Anfang zu den Feindseligkeiten gemacht worden. Ihr Auftreten in Tyrol wirkte zumal auf die Väter in Trient. Den allgemeinen Schrecken theilend, berichteten die Legaten nach Rom, daß unter den gegenwärtigen Umständen der Aufenthalt in Trient ihnen weder sicher noch geziemend erscheine; der Ort befinde sich in keiner Verfassung, um einen Angriff auszuhalten, der nicht allein aus Teutschland, sondern auch von Graubündten her drohe, abgesehen von den vielen Anhängern und verdeckten Freunden, welche die Sektirer nicht nur in Tyrol, sondern selbst in der Umgegend von

na und Vicenza zählten. Ihre wahren Gründe für Verlegung des Conciliums durften die Legaten dem ſie nicht entwickeln, indem ſolche von der delicateſten haffenheit waren. In ſeinem vorgerückten Alter war l öftern Krankheitsfällen ausgeſetzt; auf ein langes n war bei ihm nicht mehr zu rechnen. Nun fürchte- die Legaten, Cervino zumal, es möchte das Conci- in einem ſolchen Falle die Papſtwahl an ſich ziehen n, wofür ihm in Trient die Unterſtützung der welt- Fürſten kaum fehlen konnte. Den Kaiſer beſonders man im Verdachte, daß er alsdann für ſeinen Lieb- gedanken, für die Wiedervereinigung in der Religion Rechten des heil. Collegiums und der römiſchen Kirche tzende Schritte wagen dürfte. Da man in Rom es zur Zeit für bedenklich hielt, dem Antrag der Legaten r zu geben, und mit dem Rückzuge der Bundesver- ten die Kriegsgefahr ſchwand, ſuchte Cervino ein an- Mittel. „Nicht die Furcht," ſchrieb er, „habe ihm je- eſinnungen eingegeben, ſondern die Sorge um der Vä- freiheit. Man möge in Rom erwägen, ob ſich nicht , nachdem er ſich einmal bewaffnet, ungleich mehr, ordem, in Anſehung des Conciliums erlauben, dem- nicht von dem Dogma, ſondern von der Reforma- zu handeln gebieteriſch vorſchreiben, ja ſelbſt die Art Weiſe der Reformation befehlen würde?" Daneben e auch vorgeſtellt, „die Gegend ſei rauh, der Bo- unfruchtbar, die Geſundheit der Väter leide und der rf an Lebensmitteln könne nicht erbracht werden; Cardinal Madruzzi, als Biſchof von Trient, erweiſe gegen die Legaten übermüthig und trotzig, und halte leichſam als Untergebene, wie das aus dem heftigen twechſel erhelle, den er in öffentlicher Sitzung mit erſten Legaten gehabt." Alles zuſammengenommen e ſo viel, daß der Papſt am 3. Auguſt Vollmacht die Legaten ausfertigte, das Concilium zu verlegen, hiermit die Mehrzahl der Väter einverſtanden ſein e. Auch ſollten ſie ſogleich von ihrem Vorhaben Kaiſer Nachricht geben. Bei der Kunde von dieſer andlung verlor der beſonnene Karl alle Faſſung, daß rte Drohworte ausſtieß gegen Cervino, den zweiten en, den man als die Haupttriebfeder jener Umtriebe chtete, zugleich auch erklärte: „wenn der Papſt bei n Vorhaben beharre, ſo müſſe auch ihm allein die ld von allem daraus zu erwartenden Übel beigemeſ- werden; ihn nicht ſowol, als den Papſt gehe dieſe e an, dem müſſe vorzüglich daran gelegen ſein, daß eligionsſachen alles auf den alten Stand zurückge- werde." Dieſem Stoffe zu Zwiſtigkeiten geſellten ſich ld neue Beſchwerden bei. Am 13. Aug. 1546 er- e die päpſtliche Armada Landshut, und hiermit die tte Verbindung mit den Kaiſerlichen; in Gemäßheit on dem Papſte empfangenen Befehle wollte der Car- legat ſich das Kreuz vortragen laſſen und Indulgen- erkündigen, wie ſolches für die Legaten bei den Hee- der Kreuzfahrer hergebracht; es ſei ja auch dieſer, Alexander Farneſe, ein Religionskrieg. Aber weder eine, noch das andere wollte der Kaiſer zugeben, um, r vorſchützte, die Lutheriſchen Fürſten in ſeinem Heere nicht zu beleidigen, auch nicht die Städte zu größerer Hartnäckigkeit in ihrer Vertheidigung herauszufodern. Der Cardinal, gewahrend, daß er nicht im Lager erſcheinen könne, ohne dem Papſte und ſeiner eigenen Würde zu vergeben, blieb in Regensburg liegen, angeblich von ei- ner Krankheit ergriffen, eigentlich aber, um die aus Rom erbetenen Verhaltungsbefehle abzuwarten. Er wurde nach kurzer Friſt nach Hauſe gefodert, beurlaubte ſich bei dem Kaiſer in dem Lager vor Sontheim, October 1546, und traf ſchon am 14. November in Trient ein, während ſeine Aufträge für den Krieg und Frieden in Teutſchland am 23. December dem Nuntius bei dem kaiſerlichen Hofla- ger, dem Erzbiſchof von Roſſano, Hieronymus Veralli, übertragen wurden. Mittlerweile hatten die unerwartete- ſten Erfolge ſich den kaiſerlichen Waffen zugewendet, im Herbſt war ganz Oberteutſchland durch ſie gewonnen; wetteifernd ergaben ſich Fürſten und Städte, der Augen- blick ſchien gekommen, den ganzen Norden dem katholi- ſchen Glauben wieder zuzuführen. Des Kaiſers Bedäch- tigkeit, oder vielmehr Unentſchloſſenheit, das ſteigende Zer- würfniß mit dem Papſte, erlaubten es nicht, dieſen Au- genblick zu ergreifen. Daß die päpſtlichen Truppen nach Hauſe gingen, als ihre ſechsmonatliche Dienſtzeit abge- laufen, war dem Bundesvertrage angemeſſen, daß Paul das Indult in Betreff der ſpaniſchen Kirchengüter theil- weiſe zurücknahm, dazu war er durch das heil. Collegium gezwungen, und wußte dafür auf andere Weiſe den Kaiſer zu entſchädigen, aber daß der Papſt des Kaiſers Lauigkeit für den eigentlichen Gegenſtand des Kampfes mit der Ketzerei, für die Wiedereinführung des katholi- ſchen Glaubens lebhaft empfand, dafür finden ſich ander- weitige Zeugniſſe. Die Äußerung Karl's, es müſſe der Krieg fortgeſetzt werden, bis daß die Proteſtanten zu dem Gehorſam des heil. Stuhls zurückgekehrt ſeien, beantwor- tet Paul mit der Bemerkung: „Er freue ſich, daß der Eifer des Kaiſers den auf ihn geſetzten Hoffnungen ent- ſpreche, obgleich durch die ohne ſein (des Papſtes) Wiſ- ſen dem Herzoge von Würtemberg und verſchiedenen ketze- riſchen Städten bewilligten Verträge gegen das Bündniß gehandelt worden ſei. Nach den großen, in dieſen Ver- trägen dem Kaiſer bewilligten Summen, bedürfe er der päpſtlichen Unterſtützung nicht mehr, und die weſentlichſte Hilfe, welche der Papſt ihm zukommen laſſen könne, werde er darin finden, daß ein neuer Ausbruch des Kriegs mit Frankreich abgewendet werde." Da der Kaiſer ſich auch darüber beſchwert hatte, daß der Papſt durch ſein Ausſchreiben an die Eidgenoſſen und an den König von Frankreich den auf Zurückführung der Proteſtanten zur alten Religion gerichteten Zweck des Krieges voreilig be- kannt gemacht, und dadurch dem Erfolge geſchadet habe, entgegnete der Papſt: „Er wundere ſich über ſolche Be- ſchwerde, da die gedachte Bedingung nach des Kaiſers eigenem Begehren in den Bundesvertrag aufgenommen, und ein apoſtoliſcher Legat mit einem ſo großen Kriegs- heere gegen die Feinde der Kirche ausgeſendet worden ſei. Wer hätte unter dieſen Umſtänden durch einen er- dichteten politiſchen Grund über den wahren Zweck des Kriegs getäuſcht werden können?" Es traten neue Vor-

fälle in Trient hinzu um die Spannung der beiden Regenten zu erhöhen. Eine pestartige Krankheit war dort ausgebrochen, welche von dem Kaiser und von den Neuern insgesammt zwar nur als ein Vorwand betrachtet wurde [2]). Mehre Einwohner, einige Personen von der Dienerschaft der Legaten, des Bischofs von Capaccio, des Generals der Minoriten, waren der Seuche Opfer geworden; zwölf der Väter verließen mit oder ohne Anfrage den Ort, und die Legaten, einer Stimmenmehrheit gewiß, brachten es am 9. März 1547 zu Vortrag, ob die Väter gesonnen zu bleiben oder auszuwandern, die Legation würde sich alles gefallen lassen, außer der gänzlichen Auflösung des Conciliums. Mochten die spanischen Bischöfe auch alles Mögliche dagegen vorbringen, die Translation des Conciliums nach Bologna wurde am 11. März von einer Mehrheit von 38 gegen 18 Stimmen beschlossen, und am folgenden Tage zogen die Legaten sammt den Mitgliedern der Versammlung, welche für sie gestimmt hatten, unter Vortragung des Kreuzes aus der Stadt. Die 18 Prälaten, alle Spanier, und einige Neapolitaner blieben zurück. Als der Kaiser den Hergang vernahm, gerieth er in solchen Unwillen, daß er seine Mütze zu Boden schleuderte, der Papst hingegen billigte öffentlich das Verhalten der Legaten: „Da man zwei Jahre lang vergeblich auf die Teutschen gewartet, so sei es nicht nöthig gewesen, ihretwegen noch länger in Trient zu verweilen." Insgeheim hätte er jedoch gewünscht, und das ließ er den Legaten nach Bologna vermelden: „daß die Vertagung des Conciliums noch um zwei Monate verschoben worden. Nach dieser Zeit hätte, wenn in etwa zwei Sitzungen die noch übrigen Bestimmungen über Glaubenslehren und Kirchenverfassung erlassen worden wären, die Versammlung nicht blos verlegt, sondern geschlossen werden können." Es beunruhigte nämlich den Papst der seit den jüngsten Ereignissen in Teutschland von den spanischen Bischöfen angenommene kühnere Ton, der sich besonders in den von ihnen zu Vorschlag gebrachten, sämmtlich eine Verminderung des päpstlichen Ansehens bezweckenden Censuren aussprach. Sobald Karl von seinem Zorne zurückgekommen war, ließ er den Boten, der ihm die Trauerpost von Trient gebracht, an Vega seinen Gesandten in Rom mit dem bestimmten Befehle abgehen, daß dieser die schleunigste Rückkehr der Synode nach Trient bewirken und schlechterdings nicht zugeben solle, daß dieselbe in Bologna sich festsetze. In großer Verlegenheit um die zu ertheilende Antwort befand sich der Papst, zumal da von dem Nuntius Veralli kein Bericht eingelaufen war. Der Cardinal Sfondrate sollte eigens als Legat nach Teutschland gehen, um den Zorn des Kaisers zu beschwichtigen, nachher aber entstand die Besorgniß, es möchte der Kaiser zu heftig sein gegen den Legaten, und es wurde beschlossen, daß Sfondrate höchst langsam reisen solle, damit das Ungewitter sich über dem minder zu beachtenden Haupte des Nuntius entlade. Zu diesem Ende wurde Veralli unterrichtet, wie er die Verlegung des Conciliums entschuldigen solle: „Ohne Wissen des Papstes, durch den Drang unvorgesehener Umstände sei sie herbeigeführt worden. Niemand bedauere aufrichtiger, als der Papst, die Verzögerung in den Arbeiten des Concils, er hoffe aber zugleich, daß der Kaiser in die Fügungen der Vorsicht sich finden und um so eifriger bemüht sein werde, die etwa für die Kirche zu besorgenden Nachtheile auszugleichen. Das geeignetste Mittel hierzu würde darin liegen, daß der Kaiser den Theil von Teutschland, den Gott seinen Waffen unterworfen, zu dem Gehorsam der Kirche zurückführe. Freiwillig, auf den von einer Stimmenmehrheit von zwei Drittheilen gefaßten Beschluß, sei die Synode von Trient abgegangen; jeder Versuch, sie dahin wider ihren Willen zurückzuführen, würde die Freiheit der Versammlung in Zweifel stellen, und bedenkliche Folgerungen für das Ansehen ihrer schon gefaßten und noch zu fassenden Beschlüsse veranlassen. Sollte die Synode freiwillig zurückkehren oder auch anderswohin sich verpflanzen wollen, werde diesem der Papst um so lieber seine Zustimmung ertheilen, je mehr er damit dem Kaiser angenehm sein möchte. Zu diesem Ziele zu gelangen, müsse vor allem das Concilium wieder vervollständigt, müßten die in Trient zurückgebliebenen Bischöfe nach seinem gegenwärtigen Sitze sich verfügen. Daß ihnen dieses untersagt worden, lasse sich nicht annehmen, indem sonst von Trient alle Freiheit gewichen sein müßte. Zu Aufnahme eines Conciliums sei Bologna vorzüglich geeignet: dort könnten Kaiser und Papst leicht zusammentreffen und durch ihre Gegenwart den für Ausrottung der Ketzerei zu fassenden Beschlüssen größern Nachdruck verleihen. Wenn der Kaiser von seiner Obliegenheit, das Concilium zu beschützen, spreche, so trete der Fall dazu doch nur ein, wenn die Noth oder die Väter solchen Schutz fodern sollten. Ein solcher Fall sei aber keineswegs vorhanden, zumal da der Papst immer parteilos gestanden, und getreu sein Amt als gemeinsamer Vater der Christenheit verwaltet habe, daher keine Nation gegen ihn, oder gegen eine der päpstlichen Städte Verdacht hege. Es seien vordem in Rom selbst Concilien gehalten worden." Der Nuntius hielt es für das Beste, diese ganze Instruction dem Kaiser vorzulesen, bekam aber nur harte Worte zu hören: „denjenigen Protestanten, die bereits versprochen, sich dem Concilium zu unterwerfen, könne nicht zugemuthet werden, nach Bologna zu gehen, oder auf dort gefaßte Beschlüsse zu achten; die übrigen würden es ohnehin nicht thun. Wenn man von Rom aus ihm ein Concilium nicht verschaffen wolle, so werde er schon Jemanden zu finden wissen, der Allen ein Genüge leiste, verbessere, was zu verbessern sei. Der Papst sei ein eigensinniger alter Mann, der die Kirche zu Grunde richten wolle." Am 29. März hatte der Papst für alle, die sich nach Bologna begeben würden, eine Freiheitsbulle er-

2) Doch schreibt d'Urfé, der französische Gesandte bei dem Concilium: „Sire, vous pourrez voir par ce que mes collégues et moi vous écrivons, l'occasion de la prompte translation de ce concile, qui a été si soudaine, qu'il a été impossible d'en avertir V. M. ni aussi l'empereur ni autres princes. Car pour certain en six jours la mortalité s'est tellement augmentée en ce lieu, que c'estoit chose presque impossible que cette grosse compagnie y eust sçu demeurer. Le pape et l'empereur commencent un train, pour ne pas demeurer longtems liés ensemble, et j'espère que cette mutation de concile aidera bien à la matière.

und seinen Legaten Befehl ertheilt, die in Trient ebliebenen Prälaten nach Bologna zu fodern. Dem hen Gesandten Mendoza, der ihm hiergegen Vor- en machte, erwiederte er, nicht zu Cäsar, sondern rus habe Christus gesagt: Tu es Petrus et su- anc Petram aedificabo ecclesiam meam, und kehrte er ihm den Rücken (2. Mai). Aber es kam tschaft von Mühlberg, und die Formen wenigstens sich anders gestalten. Eiligst wurde der noch auf ise befindliche Legat Sfondrate angewiesen, dem vorzutragen, daß der Papst in den von Mendoza ten Vorschlag einwillige, daß die in Trient zurück- nen Prälaten sich lediglich deshalb nach Bologna sollten, um dort mit den übrigen die Rückkehr nciliums nach Trient zu verfügen, wogegen der sich verpflichten sollte, die Protestanten dem Con- zu unterwerfen, und Gewähr zu leisten, daß das um, bei eintretender Vacanz des heil. Stuhls, den älen ihr Wahlrecht nicht werde entziehen wollen. äter in Bologna erhielten zugleich die Weisung, zum 6. September zu vertagen. Jedoch um den von dem guten Willen des Papstes zu überzeu- amen diese Maßregeln zu spät; Karl beharrte in einung, daß man ihn zu überlisten, die Wiederher- des Conciliums zu verhindern suche, und schickte , seinen eignen Weg zu gehen. Als Einleitung sollte ihm das Schreiben dienen, das am 14. 1547 von den in Augsburg versammelten teutschen en an den Papst gerichtet wurde. Darin wird nlich um die Zurückverlegung des Conciliums ge- „als durch dessen Licht die Finsterniß in religiösen und die düstern Wolken der Zwietracht müßten cht werden. Wenn ihr Bitten Gehör finde, wür- alles beitragen, um den Papst in seinen Bemü- für die Heilung und Beruhigung von Teutsch- unterstützen, wo nicht, so möge er zusehen, wenn Mittel ergriffen würden, und die Sache einen Ausgang nehme, als er wünsche." Hierauf er- Paul am 1. Jan. 1548: Über die Äußerung, Zögerung der apostolischen Hilfe andere Wege aßregeln gesucht werden würden, fühle er sich be- urch das Bewußtsein dessen, so er in dieser An- eit für Teutschland gethan habe. Er verspreche ihnen sowol, als von dem Kaiser, daß sie nichts eifliche Überlegung thun würden. Sollten Ent- gegen die Autorität des heil. Stuhls gefaßt wer- könne er zwar nicht hindern, daß auf denselben, das im Evangelium bezeichnete Haus, ein Platz- alle, ein Gewässer anströme, der Wind stoße, wie s von dem obersten Baumeister zur Zeit der Grund- vorausgesagt worden; aber niemals werde er be- , daß das Haus wanke und falle, das auf einem erbauet wäre. Eher fürchte er für jene und be- , die sich nicht durch die vergeblichen Versuche bschrecken ließen, die vormals dieses Haus zu er- unternommen, noch durch die schweren, in alten uen Beispielen erprobten Gerichte Gottes, die lie- selbst gewisser Seelengefahr, mit Beunruhigung der ganzen Kirche, aussetzen, als mit ihm einträchtiglich in schönem Frieden das einige Haus bewohnen wollten, wel- ches in jedem Jahrhundert von Ruchlosen bestürmt, aber niemals erstürmt worden sei, in welches er immerfort ein- geladen habe und unausgesetzt einlade." Im Übrigen be- harrte Paul darauf, daß die Sache von den Legaten und Bischöfen in Bologna abhänge, und ebendiese, als die Urheber der Trennung wollten weder gefehlt haben, noch ihre geheimen Zwecke und Absichten aufgeben, gleichwie der Papst selbst durch den Gang der Ereignisse in Teutsch- land, wie in Italien, immer mehr in seinen Besorgnissen um des Kaisers Entwürfe bestärkt wurde. Daß ganz Teutschland besiegt und dem Kaiser allein unterwürfig werde, hatte er nie gewünscht, noch auch für möglich ge- halten. Wohl gefiel es ihm, daß zum Vortheil der ka- tholischen Kirche Einiges dem Kaiser gelinge, dabei aber, er hat dessen kein Hehl, zweifelte er nicht, daß Karl auf unzählige Schwierigkeiten stoßen, in Verwickelungen gera- then würde, die ihm, dem Papste, volle Freiheit, seine Zwecke zu verfolgen, gewähren mußten. Das Glück spot- tete seiner Berechnungen. Jetzt mußte er fürchten, und Frankreich unterließ es nicht, diese Besorgniß in seinem Herzen zu nähren, daß des Kaisers scheinbare Übermacht auf Italien zurückwirken, ihn selbst in geistlichen und weltlichen Angelegenheiten bedrücken würde. In dem Au- genblicke, daß die Fürsten von Nordteutschland vor der Wiedereinführung der päpstlichen Gewalt zittern mochten, empfand der Papst Sympathie für ihre Besorgnisse. Er bezeigte seine Freude über des Kurfürsten von Sachsen Erfolge gegen Herzog Moritz, er wünschte, daß der Kur- fürst auch gegen den Kaiser bestehen möge, den König von Frankreich ließ er ausdrücklich ermahnen, „diejenigen zu unterstützen, die noch nicht geschlagen sind." Er fand es noch einmal wahrscheinlich, „daß der Kaiser auf die größten Hindernisse stoßen, noch lange zu thun haben werde; „das glaubt er," schreibt der französische Gesand- te, „weil er es wünscht." Er täuschte sich noch einmal. Karl siegte bei Mühlberg, die beiden Oberhäupter des schmalkaldischen Bundes führte er in die Gefangenschaft. Zum Äußersten entrüstet über des Papstes ganzes Ver- fahren, von der Idee ausgehend, „daß es von Anfang Sr. Heiligkeit Absicht gewesen, uns in diese Unternehmung (den teutschen Krieg) zu verwickeln und darin zu verlas- sen," konnte er schärfer denn jemals sein Augenmerk auf Italien richten. In Bezug auf Piacenza und Parma ergaben sich hiervon alsbald die Wirkungen. Von dem Papste gedrängt, die Verleihung dieser Herzogthümer an Peter Ludwig Farnese zu genehmigen, hatte der Kaiser bisher unter mancherlei Vorwänden und Ausflüchten jene Bestätigung hingehalten, jetzt äußerte er unverhohlen, wenn jene Herzogthümer Kirchengut, habe der Papst kein Recht sie zu veräußern, wenn sie dem Reiche unterworfen, habe der Papst ebenso wenig das Recht über sie, dem Reiche zum Nachtheil, zu verfügen. Der Papst seinerseits suchte gegen solche feindselige Gesinnung durch mächtige Bünd- nisse sich zu schützen. Schon bei Lebzeiten des Königs Franz I. von Frankreich war eine eheliche Verbindung von Horaz Farnese, ebenfalls einem Enkel des Papstes,

mit Diana, der 1539 gebornen natürlichen Tochter des Dauphin, in Vorschlag gekommen, und der König hatte durch Schreiben vom 20. Febr. und 26. März 1547 seinem Gesandten in Rom, du Mortier, aufgegeben, den Abschluß des Ehebündnisses zu beschleunigen, auch in Ansehung der Stipulationen Ermäßigungen zu bewilligen; statt eines ursprünglich geforderten ungleich bedeutenderen Witthums wollte der König sich jetzt mit einer Jahresrente von 25,000 Livres begnügen. Bei des Dauphin Thronbesteigung schickte der Papst den Cardinal Hieronymus Capiferri als seinen Legaten nach Frankreich, um für die seinem Enkel zugedachte Ehre Dank abzustatten und zugleich zu eröffnen, wie es des Papstes sehnlichster Wunsch sei, zu Frankreich in noch engere Freundschaftsbündnisse zu treten. Diesen Antrag, ohne ihn eben zu verwerfen, empfing der König mit Kälte, sei es, daß er bei dem hohen Alter des Papstes es allzu vermessen fand, in dessen Entwürfe einzugehen, sei es, daß er den Farnesen überhaupt mistraute, seine Zurückhaltung mußte aber den verdoppelten Zudringlichkeiten des römischen Hofes weichen, und es kam ein geheimer Vertrag zu Stande, worin unter andern des Horaz Farnese Vermählung mit Diana von Frankreich bedingt (Ausgang Juni 1547), auch von Seiten des Königs versprochen, daß die französischen Prälaten nach Bologna zum Concilium gehen würden. Kein Mittel ließ Paul ferner unversucht, um Schweizer und Venetianer zu einem allgemeinen Bündnisse zu gewinnen. Seine Enkelin Victoria vermählte er mit Guidobald II., dem Herzog von Urbino, der mittlerweile Witwer geworden. Alle Ausgewanderte regten sich. In Neapel kamen die Unruhen zum Ausbruch, ein Abgeordneter der Rebellen trat in Rom auf, um den Schutz des Papstes für die Lehensleute der Kirche zu suchen, und Cardinäle sogar riethen, hierauf einzugehen. Noch einmal beschauten sich die zwei großen italienischen Factionen, und sie standen um so schroffer einander gegenüber, da die beiden Oberhäupter nunmehr offenbar entzweit. Auf der einen Seite diente den Statthaltern in Mailand und Neapel, den Medici und Doria, zusammt einem aller Orten verbreiteten gibellinischen Anhange, als Mittelpunkt gleichsam der kaiserliche Botschafter zu Rom, Diego de Mendoza; auf der andern Seite bewegen sich der Papst und die Farnesen, die Vertriebenen und die Misvergnügten, eine neu gebildete Orsini'sche Partei, die Anhänger der Franzosen. Für jene war der in Trient verbliebene, für diese der nach Bologna überzogene Theil des Conciliums. Indem sich alles zu dem Kampfe anschickte, dessen Ausbruch die nächste Stunde herbeiführen konnte, ergab sich der Papst in der Audienz, 10. Sept. 1547 (am 7. September war der von ihm aus Teutschland zurückberufene Octavio Farnese eingetroffen), ungewöhnlicher Heiterkeit; er zählte die Glückseligkeiten seines Lebens auf, hierin mit dem Kaiser Tiberius sich vergleichend, und in denselben Stunden wurde ihm der Sohn, der Inhaber seiner Erwerbungen, der Träger seines Glückes, zu Piacenza von Verschworenen überfallen und ermordet. Peter Ludwig hatte durch die gewöhnlichen Thorheiten und Laster eines schlecht erzogenen Prinzen seine Unterthanen auf das Äußerste gereizt, war mit dem Kaiser gleich unheilbar verfallen. Denn er zumal hielt die Fäden der Opposition gegen den Kaiser in seinen Händen. Gleichwie der Statthalter in Mailand, Ferdinand Gonzaga, an der Verschwörung Theil genommen zu haben scheint, so war er auch alsbald gerüstet, von ihr die Früchte zu ernten: Piacenza wurde von kaiserlichem Volke besetzt. In Perugia empfing Paul III. die Nachricht von seines Sohnes Ende. Oft hatte er sich geäußert, daß von Ähnlichem die Ahnung ihm vorschwebe, oft hatte er an Peter Ludwig seine Besorgniß mitgetheilt, gleichwol erschütterte ihn jenes Ereigniß tief. Er versammelte ein Consistorium, worin er vordersamst äußerte, daß Ferdinand Gonzaga, „iste bonus vir," der Urheber und Leiter des Mordes gewesen: „compertum habemus, Ferdinandum esse autorem." Dann fügt er hinzu, „so nahe diese Mordthat ihn auch berühre, und zwar in seinem eignen Blute, wolle er doch sein persönliches Leid Gott anheimstellen, dafür keinerlei Rache verlangen, was aber die öffentliche Beleidigung angehe, die der Kirche und dem heil. Stuhl angethan, die Beschimpfung, Schmach und Beraubung, die Bestrafung des Verbrechens, das Ansehen des heil. Stuhls, oder die Wiedererlangung dessen, so der Kirche entzogen worden, namentlich der Stadt Piacenza, würde er nicht achten der vielen ertragenen Mühseligkeiten, des hohen Alters, der Gefahren, denen er sich aussetzen müßte, selbst nicht der Marter." Seitdem reihen sich die seltsamsten Auftritte an einander. Man wollte wissen, der Cardinal Alexander Farnese habe sich verlauten lassen, er könne sich nicht helfen, als durch den Tod einiger kaiserlichen Minister; mit Gewalt könne er sich derselben nicht entledigen, er müsse seine Zuflucht zur Kunst nehmen. Indem die Bedrohten hierauf vor Gift sich zu bewahren suchten, wurden zu Mailand sechs Verschworene, darunter der Corse Cortigno, ergriffen, denen man das Geständniß abpreßte, sie seien von den Farnesen gedungen, um den Statthalter Gonzaga zu ermorden. In der hierdurch veranlaßten Verwirrung sollte von Piemont aus von den Franzosen ein Handstreich ausgeführt werden, und hatte König Heinrich II. in Person nach Turin sich erhoben, um das Unternehmen zu leiten und das beabsichtigte Verbrechen zu benutzen. Gonzaga's Grimm bei dessen Entdeckung kannte keine Grenzen. Er müsse, sagte er, sein Leben sichern, wie es eben möglich, indem er von seinen Feinden zwei oder drei, durch eigene oder fremde Hand, auf die Seite schaffe. Mendoza, in seiner Correspondenz, meint, dann werde man in Rom alle Spanier tödten: dazu werde man insgeheim das Volk aufreizen, und nachher mit des Volkes unaufhaltsamer Wuth die That entschuldigen. Nicht leicht mag zu finden sein, was dem Inhalte dieser Correspondenz an tief gegründetem, von beiden Seiten zurückgehaltenem, beiden Theilen offenbarem Hasse gleichkäme. Von Seiten Mendoza's offenbart sich darin ein Gefühl von Überlegenheit mit Bitterkeit erfüllt, von Verachtung, die auf ihrer Hut ist, von Mistrauen, wie man dergleichen gegen einen eingewohnten Übelthäter hegt; sichtbar trägt der geistreiche, seinem Herren treu ergebene, aber nach seines Volkes Art

be und übermüthige Unterhändler schwere Schuld an Kaisers unheilbarem Bruche mit dem Papste. Mehr mehr muß Paul dem König von Frankreich sich enden, von dannen allein eine Hilfe zu erwarten. ndenlang erörtert er in Gegenwart seines Enkels rander, des Cardinals von Guise, des französischen andten, das Verhältniß des römischen Stuhls zu nkreich. In alten Büchern hat er gelesen, als Cardi- von Andern gehört, als Papst durch eigene Erfah- g gefunden, daß der heil. Stuhl, so oft er mit Frank- h verbündet, in Macht und Aufnahme sich befand, im gentheil stets zu Verlust kam; einem Leo X., Cle- s VII., sich selbst, kann er es nicht vergeben, daß jemals den Kaiser begünstigt; jetzt aber ist er entschlos- , für immer mit Frankreich sich zu vereinigen. Er t noch lange genug zu leben, um den päpstlichen Stuhl Devotion gegen den französischen König zu hinterlas- einstweilen soll sich das eigene Haus unauflöslich Frankreich verbinden. Ernstlicher noch als früher, t er die Quadrupelallianz mit Frankreich, Venedig und Schweizern zu Stande zu bringen, zunächst zwar als ein Vertheidigungsbündniß, das er selbst aber den Eingang zu einem Angriffsbündniß bezeichnet. pel und Sicilien, auch die Hoheit über die farnesi- n Staaten von Parma und Castro sollte Frankreich h haben. Die ganze Orsini'sche Partei erklärte ihre eitwilligkeit, aufs Neue dem Dienste Heinrich's II. und Blut zu opfern. Die Franzosen meinten, in Lombardei wenigstens auf Cremona und Pavia zäh- zu können; die neapolitanischen Ausgewanderten ver- chen 15,000 Mann zu stellen, Aversa und Neapel rt zu überliefern. Mit allen diesen Dingen beschäf- sich auf das Lebhafteste der Papst. Einen Anschlag Genua läßt er zuerst dem französischen Gesandten theilen. Ein Bündniß mit dem Großherrn, das Un- nehmen auf Neapel zu erleichtern, scheint ihm ganz an- ussen. Mit der neuen, für den reformirten Lehrsatz schiedenen Regierung in England, soll Heinrich II. Frie- schließen, „um andere Absichten zum Besten der Chri- heit zur Ausführung bringen zu können." So heftig Papst mit dem Kaiser verfeindet war, so nahe stand den Franzosen, so großen Aussichten gab er sich hin, dennoch vollzog er niemals sein Bündniß, that er mals den entscheidenden Schritt. In der Regel trei- Beleidigungen zu einem äußersten Entschlusse. Doch t es der Naturen viele, die auch dann noch überlegen, n sie am tiefsten verletzt sich fühlen, nicht weil der nsch der Rache minder stark in ihnen wäre, sondern das Bewußtsein der fremden Überlegenheit, die Klug- , d. i. die Voraussicht der Zukunft, sie bemeistert; großen Widerwärtigkeiten empören sie nicht, wie den rsichtigen, sondern erhalten sie in Muthlosigkeit und fel. In Paul III. war aber dieser Zweifel durch e kirchliche Stellung zu dem Kaiser begründet. In Augenblicken des von Leidenschaften nicht getrübten sdenkens mußte er wohl fühlen, daß auf diesem al- die Hoffnung der Kirche für den noch lange nicht be- gen Kampf mit den Glaubensneuerern beruhe, daß in der Wirklichkeit die Sache des römischen Stuhls und die des Kaiserthums dieselbe geworden war, und in sol- chen Augenblicken mußte es ihm wol widerstreben, für immer mit dem Voigte der Kirche zu brechen. Und war des Papstes Stimmung schwankend und schwach, so scheint es die seiner Verbündeten nicht minder gewesen zu sein. Wenn ein venetianischer Gesandter verwundert ausruft: „Der Papst ist in seiner Würde angegriffen, in seinem Blute beleidigt, der wichtigsten Besitzung seines Hauses beraubt, zu jedem Bündniß sollte er greifen auf jede Be- dingung; doch sieht man ihn, nach so vielen Beleidigun- gen, zaudern und schwanken," so schreibt dagegen Mor- villiers, der französische Gesandte zu Venedig, „es seien die Pregadi durchdrungen von der Überzeugung, daß ein- zig Ruhe im Interesse der Republik, denn auf die Far- nesen sei keineswegs zu zählen, und Octavio besonders dem Kaiser dergestalt zugethan, daß er niemals von sol- cher Richtung sich lossagen könne." Ebenso schwebte Hein- rich II. in der äußersten Ungewißheit, verlockt von der einen Seite durch des Papstes Anerbietungen, festgehal- ten hinwiederum durch die Furcht vor dem Kaiser. Er wei- set seine Minister an, sich aller Mittel zu bedienen, um die Gemüther in der günstigen Stimmung zu erhalten, wagt es aber nicht, seines Gesandten bei dem Concilium, des d'Urfé, Anerbieten vom 1. Dec. 1547, zu benutzen: dieser wollte ihm durch Überfall Cremona in die Hände liefern. Er soll, so schreibt der König, die Sache verzö- gern, ohne sie aufzugeben, denn noch ist Hoffnung vor- handen, die Venetianer zu gewinnen. Auf diese zu wir- ken, will er, so schreibt er an Morvilliers, ihnen durch die Türken die Sporen ansetzen lassen, doch soll das, mahnt er den Gesandten, ein tiefes Geheimniß bleiben, in Venedig dürfe Niemand ahnen, daß der Stoß von Frankreich ausgegangen. Der Kaiser fühlte sich zu mäch- tig, um von den Farnesen allein Ernstliches zu fürchten, und verfolgte, ohne sie zu berücksichtigen, seinen Weg. Am 16. Jan. 1548 ließ er der Versammlung zu Bo- logna eine Protestation vortragen, worin er erklärte, daß die Verlegung des Conciliums von Trient widerrechtlich geschehen, und daß demnach Alles ungültig sei, was in Bologna beschlossen worden und beschlossen werden könnte, und am 23. Januar wiederholte der kaiserliche Abgesandte Mendoza vor dem Papst dieselbe Protestation. Seinem langen, in den stärksten Ausdrücken abgefaßten Vortrage horchte Paul in ruhiger Fassung, dann ließ er durch sei- nen Geheimschreiber antworten, „obgleich er sowol dem Gott, dem nichts verborgen, als den von dem wahren Stande der Dinge unterrichteten Menschen Genüge lei- sten würde, wenn er auf dergleichen Vorwürfe nichts er- wiedere, wolle er doch, um den Schein zu vermeiden, den sein Stillschweigen haben könnte, die Sache mit den Cardinälen berathen, und lade er die Anwesenden zu der nächsten Consistorialsitzung ein, um alsdann die Antwort zu vernehmen." Am 1. Febr. 1548 wurde diese Ant- wort gegeben. Die Rede, mit welcher hier der päpstliche Geheimschreiber die Protestation des Kaisers widerlegte, und welche der Sage nach, von dem Cardinal Pole aus- gearbeitet worden, ist wahrlich den Meisterwerken Cicero's

gleichzustellen, nur daß ihr, gesprochen für die Rechte eines noch bestehenden, von so vielfältigen Leidenschaften angefeindeten Kirchenregiments, bei der Nachwelt die Gunst abgeht, welche den Staatsreden für eine längst untergegangene Verfassung so freigebig gezollt zu werden pflegt. Auf die gemessenste, eindringlichste Weise sind in dieser Rede des heil. Stuhls Rechte sowol als Ansprüche entwickelt. Um den Kaiser zu schonen, wird die Wendung genommen, daß das Gehässige bei der Sache dem Gesandten angehöre; um der Würde des apostolischen Stuhls nichts zu vergeben, daß zwar in Gegenwart des Papstes, nicht aber gegen den Papst protestirt worden sei, und daß diesem allein das Richteramt in dem vorliegenden Falle zustehe. Aber dieses Richteramt wollte ihm so wenig der nach Bologna versetzte, als der in Trient zurückgebliebene Theil der Kirchenversammlung einräumen. Die natürliche Folge dieser Zwistigkeit blieb nicht aus, beide Theile versanken hinsichtlich der Hauptsache in Unthätigkeit, und das verlassene Steuer des Kirchenschiffleins wurde von dem Kaiser ergriffen. Im Mai 1548 publicirte er das Interim. Den Entwurf dazu hatte er am 11. April durch den Legaten Sfondrate dem Papst zugesendet, und zugleich eine Vollmacht begehrt, welche dem Legaten erlaube, alle und jede in den Schooß der Kirche Zurücktretende mit Erlaß oder Ermäßigung der Abschwörungsformel von der Ketzerei zu absolviren, und ohne irgend eine Kirchenstrafe in die Gemeinschaft der Gläubigen wieder aufzunehmen. Rechtmäßig ordinirte und nachmals abgefallene Geistliche sollten, wenn der Legat in ihnen wahrhafte Reue erkenne, ihre Ämter und Beneficien behalten; Geistliche, welche Witwen oder gefallene Personen geheirathet, sollten, wofern ihre Weiber gestorben wären, oder sie freiwillig von denselben sich trennen würden, von dem Verbrechen der Bigamie entbunden und zum fernern Kirchendienst befähigt erklärt werden können; diejenigen, welche in Ermangelung der Gabe der Enthaltsamkeit nicht bewogen werden könnten, ihre Weiber zu entlassen, sollten unter Berücksichtigung ihrer Eigenthümlichkeiten, nach Erkenntniß ihrer wahren Bekehrung mit ihren Frauen fernerhin leben, und ihre geistlichen Nutzungen beziehen dürfen, und zwar bis zu der von dem Concilium zu erlassenden Bestimmung. Alle, welche ohne Weihe und rechtmäßige Bestallung Kirchenämter und Pfründen besaßen, sollten nach erlangter Lossprechung und verrichteter Buße, wenn sie von dem Bischof tüchtig und würdig befunden worden, zu allen priesterlichen Graden befördert werden und alle kirchliche Beneficien erhalten können. Entlaufene Mönche sollten der Apostasie entbunden und Weltpriester werden, wenn sie in ihre Klöster nicht zurückkehren wollten. Für diejenigen, welche sich mit der einen Gestalt in dem Abendmahl nicht begnügen würden, sollte Dispensation ertheilt werden, wie auch für die Auswahl der Speisen und für die Fasten. Die Legaten sollten ermächtigt werden, die nöthigen Maßregeln für die Verbesserung der Sitten des Klerus zu treffen, ferner alle Kirchenpfründen zu theilen, zu verbinden, zu verlegen, und zu frommen Zwecken zu verwenden. Da die Herstellung des geraubten Kirchenguts vielen Schwierigkeiten unterliegen mußte, sollten di ten diese Herstellung ganz oder theilweise zu versc zu ermäßigen, und darüber mit den zum Ersatze ve teten Personen Verträge zu errichten, Macht haben unter Vermittlung und Genehmigung des Kaisers. Punkte und das Interim selbst gab der Papst den ten bei dem Concilium zur Begutachtung. Sie tragten zwei Theologen von Auszeichnung mit de sur des Interims; über die von dem Kaiser gef Punkte ertheilten sie selbst ihr Gutachten dahin, d größte Theil, mit wenigen Beschränkungen (z. A Dispensation für verheirathete Mönche, um ihre E beibehalten zu dürfen), eingeräumt werden könne. Papst stand auf dem Punkte, in Ansehung der P ehe und des Laienkelchs nachzugeben, als der N aus Paris meldete, der König von Frankreich sei en sen, seine Bischöfe von Bologna zurückzurufen, wer Interesse der Kirche den Foderungen des Kaisers opfert, und ein Legat mit so ausschweifender Vol nach Teutschland gesendet würde. In der Verleg wählte der Papst einen Mittelweg; ein Intern mußte nach Augsburg gehen, um dem Kaiser einig läufige Bemerkungen über das Interim vorzutrage 11. Mai in Augsburg eingetroffen, konnte dieser tius doch erst am 15. Mai zu Audienz gelangen war grade der Tag, an welchem wenige Stunden das Interim in der Reichsversammlung verlesen w Kalt empfangen, mußte der Nuntius von dem Kais ren, daß der Reichstag nicht weiter habe in die gezogen werden können, und als er von Piacenza chen wollte, unterbrach ihn der Monarch mit der A kung, daß eine Privatsache den öffentlichen Angeleg ten nachstehen müsse. Als der Gesandte noch etwa dem Interim hinzufügte, äußerte Karl sehr ernst habe hierin nichts gethan, als was einem rechtscha und katholischen Fürsten gebühre." Wenn unerträgli Papst es fand, daß der Kaiser eine Glaubensnorm zuschreiben sich erlaubte, wenn er lebhaft sich beklag man den Raub der Kirchengüter bestätige, wenn de dinal Farnese sich vermaß, sieben bis acht Ketzerei der Interimsformel zu ermitteln, auch durch einen trauten an den Cardinal Sfondrate schreiben läßt, Kaiser habe der Christenheit ein Scandal gegebe hätte wol Besseres thun können," wenn ein anderer lat äußerte, „Karl würde auch dann nicht zu entsc gen sein, wenn er das Evangelium selbst publicirt indem er als ein Laie sich in dergleichen Dinge nich mengen, sondern alles dem Papste überlassen müsse frieden mit der Ehre, dessen Ausspruch entweder i Güte oder mit dem Schwerte zu Vollzug gebracht z ben," wenn endlich, des Papstes Misvergnügen anz ten, der Cardinal Sfondrate von seiner Sendung bei Kaiser zurückberufen wurde, so erfolgte dennoch von aus kein ernstlicher Schritt gegen das Interim, i leicht vorauszusehen, wie vielen Schwierigkeiten Karl h hauptsächlich von Seiten der Protestanten, begegnen de, und auch der Kaiser ließ sich nicht irren in s Werke, gleichwie er kein Haar breit wich in dem S

Piacenza. Der Papſt ſchickte den Julius Orſino an
ab, um vor allem die Herſtellung des Beſitzes zu fo-
n, und zwar im Namen von Karl's Tochter und En-
l: der Kaiſer hingegen behauptete von Reichswegen ein
ht darauf zu haben, und verlangte ſelbſt Parma zu-
, wofür er zwar eine reichliche Entſchädigung, eine
liche Summe von 40,000 Scudi aus den Einkünf-
von Neapel verhieß. Paul bezog ſich auf den Bun-
vertrag von 1521, in welchem Piacenza wie Parma
römiſchen Stuhle garantirt, der Kaiſer fand, daß
dem Worte Inveſtitur dem Reiche oberherrliche Rechte
behalten ſeien. Der Papſt entgegnete, hier ſei das
rt in einem andern, als dem feudalen Sinne genom-
, der Kaiſer erklärte, ſein Gewiſſen verbiete ihm, Pia-
a zurückzugeben. Der unmittelbare Briefwechſel zwi-
n Papſt und Kaiſer, der durch den Mord des Herzogs
r Ludwig unterbrochen worden, ſtellte ſich in dieſen
- und Herreden, denn Julius Orſino ging ab und zu,
älig wieder her, aber gleichwol hätte der Papſt gar
zu den Waffen gegriffen, an Frankreich, wenn die-
nur gewollt hätte, ſich angeſchloſſen, ſeine Freunde,
Partei in Bewegung geſetzt. In Neapel, Genua,
a, Piacenza, Orbitello, bemerkte man die Umtriebe
r Anhänger, und er hätte durch einen unerwarteten
ag ſich rächen mögen, aber ſtets hatte er das Scan-
vor Augen, das hiermit gegeben würde, und erſchien
allzu fürchterlich die Übermacht des Kaiſers, vor al-
deſſen Einfluß auf geiſtliche Angelegenheiten; der Ge-
ngen der Völker keineswegs gewiß in dem allgemei-
und fortwährenden Wechſel der Begriffe, beſorgte
ein Concilium könnte berufen werden, und ſeine Ab-
ng ausſprechen. Den wachſenden Ingrimm mußte er
rgen. Daß der Kaiſer Siena beſetzte, ſahen die
eſen ſelbſt nicht ungern, ſie hofften, er werde ſie für
n Verluſt auf dieſen Staat anweiſen. Seltſame Vor-
ge wurden in dieſer Vorausſetzung auf die Bahn
acht. „Verſtehe ſich hierzu der Kaiſer," ſagt der Car-
l Gambara in einer geheimen Unterredung mit Men-
, „ſo müſſe der Papſt das Concilium nach Trient
ebringen, und nicht allein in dieſem Punkte des Kai-
Wünſchen willfahren, z. B. feierlich deſſen Erbrecht
Burgund anerkennen laſſen, ſondern auch dem Kaiſer
Nachfolge auf dem päpſtlichen Throne zuſichern. Teutſch-
ſei ein kaltes, Italien ein warmes Land, für des
ers Gicht ein warmes Land geſünder." Dem fügte
bara hinzu: que havia scripto al Papa algo de-
y no lo havia tomado mal. Ernſtlich gemeint
der Vorſchlag kaum geweſen ſein, der Papſt lebte
Glaubens, daß der Kaiſer vor ihm ſterben werde,
dieſem Glauben waren ſeine Umgebungen nicht allzu
). Inmitten dieſer krampfhaften Bewegungen ent-

ging es den Franzoſen keineswegs, daß man zu Rom immerfort mit dem Kaiſer unterhandele; Anna von Montmorenci, der Connétable, drückt ſich darüber gar derb aus in einem Schreiben an den König vom 1. Sept. 1548: le Pape et ses ministres vous ont jusqu' ici usé de toutes dissimulations, lesquelles ils ont voulu couvrir de pur mensonge, pour en former une vraie méchanceté, puisqu'il faut que je l'appelle ainsi. Eben, in dem Conſiſtorium vom 31. Aug. 1548, hatte der Papſt zu dem Geſchäfte der Wiederaufnahme der von der Kirche getrennten Gemeinden und Geiſtlichen drei Nuntien ernannt, Lipomanni, Pighini und Alifanni, auch denſelben die von dem Kaiſer verlangten Vollmachten, doch mit gewiſſen Beſchränkungen, ertheilt. Im Allgemeinen wurden ſie ermächtigt, alle und jede, welche Reue und Verlangen bezeigen würden, wieder in den Schooß der Kirche aufzunehmen, und hierbei von den alten Bußformen ſo viel nachzulaſſen, als ohne Ärgerniß geſchehen könne; hinſichtlich der einzelnen Beſtimmungen über die Geſtattung der eingegangenen Prieſterehe und des Laienkelchs, über den Nachlaß der Faſten und Feiertage, über die Kirchengüter, war die Vollmacht in dreierlei Weiſe ausgefertigt, ſodaß ſie nach Umſtänden in größerm oder geringerm Umfange zur Anwendung gebracht werden konnte. Dabei waren die Nuntien angewieſen, für dieſe Punkte ſich ihrer Vollmacht ſo ſparſam, wie immer möglich, und nur in den Fällen, wo keiner von ihnen einer andern Meinung wäre, zu bedienen. Kaum bemerkt wurden dieſe Nuntien in Teutſchland, geſchweige, daß ſie zu beſonderer Wirkſamkeit hätten gelangen können, und kaum bemerkt wurde es in der allgemeinen Aufregung, daß am 17. Sept. 1548 das Concilium zu Bologna von den päſtlichen Legaten durch unbeſtimmte Prorogation entlaſſen wurde und die verſammelten Väter ſich zerſtreuten. Nach der Seiſſion zwiſchen Trient und Bologna waren ſo viele Prälaten, der Unthätigkeit überdrüſſig, abgegangen, daß nicht länger der Schein eines allgemeinen Conciliums bewahrt werden konnte; die Prorogation war unvermeidlich geworden. Karl beantwortete ſie durch den Befehl, daß die in Trient verbliebenen Prälaten vereinigt bleiben ſollten: für alle mögliche Fälle wollte er ſich hierdurch eine Rüſtung bewahren. Der Papſt ſeiner Seits fühlte, daß ſeine Politik ihn auf Abwege geleitet habe; um wenigſtens einen feſten Punkt wiederzugewinnen, beſchloß er, indem das Recht zu Piacenza nicht allein ſeinem Hauſe, ſondern der Kirche ſelbſt beſtritten wurde, dieſes Herzogthum an die Kirche zurückzugeben (1549). Es war das erſte Mal, daß Paul gegen ſeiner Enkel Intereſſe handeln ſollte, er zweifelte nicht an ihrer Fügſamkeit, er glaubte auf ſie eine unbedingte Autorität zu üben; immer hatte er ihren blinden Gehorſam geprieſen und ſich darin glücklich ge-

) So ſchreibt z. B. der Cardinal von Guiſe an König Hein-
: „que ce Pontife lui avoit dit lui-même, qu'il sçavoit
'astrologie judiciaire), que l'Empereur mourroit avant lui,
e sa faveur avoit plus de force en un an, que n'auroit
e son successeur en six; car ceux qui viennent nouvel-
au Papat, viennent pauvres, obligés de promesses, et
ce qu'ils font pour s'assurer dans les terres de l'Église,

monte plus que le profit des premières années; mais que lui achevoit le 13. an de son Papat, ayant eu plus de moyen d'amasser argent, que nul de ses prédécesseurs, dont il avoit bonne provision; et s'il vivoit deux ans, qu'il donneroit à connoistre, qu'un vieil Pape est plus à craindre, qu'un nouveau... En effet, quant à ce que je puis connoistre, il n'a point signe quelconque de mort."

funden. Den Unterschied bedachte er nicht, daß er bisher jedesmal ihren augenscheinlichen Vortheil verfolgt hatte, jetzt gegen ihr Interesse handeln wolle. Anfangs versuchten es die Prinzen, ihn auf indirectem Wege umzustimmen. Sie ließen ihm vorstellen, des h. Rochus Tag, an welchem das Consistorium den Fall verhandeln sollte, sei ein unglücklicher Tag; der Tausch mit Camerino, so er an Octavio zurückzugeben dachte, sammt einer baaren Summe von 300,000 Scudi, werde für die Kirche vielmehr ein Verlust sein; die Gründe, deren er selbst ehedem sich bedient, setzten sie ihm entgegen. Aber nur aufhalten, nicht hintertreiben konnten sie das Geschäft, und Paul III. erließ an Camill Orsino, den Statthalter in Parma, Befehl, im Namen der Kirche die Stadt zu verwahren, und sie an Niemanden, wer es auch sei, zu überliefern. Auf diesen Befehl, der keine weiteren Zweifel verstattete, hielten auch die Farnesen nicht länger zurück; um keinen Preis wollten sie sich ihre Stellung unter den souverainen Fürsten von Italien rauben lassen. Octavio machte den Versuch, mit List oder Gewalt Parma zu nehmen, scheiterte aber an des Orsino Entschlossenheit (20. Oct. 1549). In der Nacht vom 21. Oct. vernahm der Papst die Nachricht von diesem Versuche, und es ist zu begreifen, wie sie ihn erschütterte, wie es ihn schmerzte, daß die Enkel, die Gegenstände seiner zärtlichen Neigung, diejenigen, denen zu Liebe er so bittern Tadel, so mächtige Feindschaft sich aufgeladen, jetzt, am Ende seiner Tage, bis zur Empörung sich vergessen konnten. Die Leidenschaft wirkte auf den alten Mann mit solcher Gewalt, daß seine Wehklage in den abgelegensten Gemächern des Monte Cavallo vernommen wurde. In dieser Stimmung traf ihn ein Brief von Octavio Farnese selbst, worin dieser unumwunden erklärte, er werde, falls er Parma nicht in Güte wieder erlange, mit Ferdinand von Gonzaga sich vertragen, und mit kaiserlichen Waffen sein Eigenthum wieder einzunehmen suchen: es war dieses keine leere Drohung, sondern bereits weit vorgeschritten die in Octavio's Namen von Hippolyt Pallavicini mit Gonzaga geführte Unterhandlung; auch war bereits ein Courier an den Kaiser abgegangen, um auf des Octavio Vorschläge die Resolution zu empfangen. Der Papst klagte, er werde von den Seinigen verrathen, von ihnen der Sarg ihm gezimmert. Am tiefsten verwundete ihn das Gerücht, er habe geheime Kenntniß von Octavio's Unternehmung gehabt, und sich dabei in einer seinen Äußerungen widersprechenden Weise betheiligt. „Dieses," vertraute er dem Cardinal von Ferrara am 22. October, „kränke ihn mehr, als irgend etwas in seinem Leben, als der Tod von Peter Ludwig, als der Verlust von Piacenza. Aber er werde der Welt keinen Zweifel übrig lassen über die Gesinnungen, so er gehegt." Der Trost blieb ihm, daß wenigstens Alexander Farnese, der Cardinal, unschuldig und dem Großvater ergeben sei. Allmälig mußte er erfahren, daß auch Alexander, dem er gänzlich vertraute, der die Summe der Geschäfte in Händen trug, um jenen Anschlag wußte, und damit einverstanden war. Diese Entdeckung brach ihm das Herz. Am Allerseelentage theilte er sie in bitterm Schmerzgefühl dem venetianischen Botschafter mit. Den 3. Nov. feierte er unter den hergebrachten Festlichkeiten den Jahrtag seiner Krönung. Nachmittag lustwandelte er, um sich zu zerstreuen, in den Gärten von Monte Cavallo. Ruhe fand er nicht. Er ließ den Cardinal Alexander rufen; ein Wort gab das andere, daß der Papst in die heftigste Aufwallung gerieth, dem Enkel das Biret aus den Händen riß und zur Erde schleuderte. Schon erwartete der Hof eine Veränderung, und daß der Cardinal von der Staatsverwaltung entfernt werde. Dazu blieb dem Papste keine Zeit übrig, für seine 83 Jahre war die Gemüthsbewegung allzu heftig gewesen. Am 6. Nov. ward er von einem Stickkatarrh befallen, der sogleich an seinem Leben verzweifeln ließ. Er starb den 10. Nov. 1549. Die ganze Bevölkerung strömte dem Paradebett zu, um des Verstorbenen Fuß zu küssen, denn er war ebenso beliebt, wie sein Geschlecht gehaßt; man bemitleidete ihn, daß er den Tod empfangen von jenen, so von ihm die meiste Güte genossen. Auch diejenigen, die am meisten über die von ihm auferlegten schweren Lasten und Steuern geklagt hatten, söhnten sich mit seinem Andenken bei der Vergleichung mit den folgenden Zeiten aus. Den Tag vor seinem Ableben hatte Paul die von ihm selbst angeordnete gehässige Salzsteuer und mehre andere Abgaben zurückgenommen. Überhaupt scheinen die Finanzen die Schattenseite seiner Verwaltung dargestellt zu haben; trotz der vielen neuen Auflagen hatte er beinahe sämmtliche Staatseinkünfte verpfänden müssen, um die immerwährenden Anleben möglich zu machen. Paul war mittler Größe, der Kopf verhältnißmäßig klein; funkelnde Augen, eine langgezogene Nase, etwas aufgeworfene Lippen, ein starker Bart, verkündigten seine kräftige Constitution. Daß er in Wissenschaften wohl begründet, hat er in verschiedenen Schreiben an Erasmus, Sadoleti und andere Gelehrte, auch in seinen Anmerkungen zu einigen Briefen Cicero's gezeigt. Für die Dichtkunst besaß er Anlagen, die er nicht ungeübt ließ. Der Klerisei seiner Staaten ertheilte er die Facultät zu testiren, ohne daß darum ferner der apostolischen Kammer Bewilligung angerufen werden durfte; durch ein anderes Privilegium vergönnte er den getauften Juden, frei über ihr Eigenthum zu verfügen. „Ein Mann voll von Talent und Geist, von durchdringender Klugheit, scharfsinnig, beharrlich und unerschrocken, an höchster Stelle! Aber wie unbedeutend erscheint auch der in solcher Weise ausgerüstete Sterbliche gegenüber der Weltgeschichte. In all seinem Dichten und Trachten ist er von der Spanne der Zeit, die er übersieht, von ihren momentanen Bestrebungen, die sich ihm als die ewigen aufdrängen, umfangen und beherrscht; dann fesseln ihn noch besonders die persönlichen Verhältnisse an seine Stelle, geben ihm vollauf zu thun, erfüllen seine Tage, zuweilen, es mag sein, mit Genugthuung, öfter mit Misbehagen und Schmerz, reiben ihn auf. Indessen er umkommt, vollziehen sich die ewigen Weltgeschicke." Also Ranke. Dagegen hat Bernardin Ochini, der ausgetretene Capucinergeneral, oder aber der ebenfalls abgefallene Bischof Paul Peter Vergerio, schwere Anklage gegen Paul III. erhoben, in einem an Ascan Colonna ge-

hteten Pasquill. Da heißt es: Innocentius VIII. habe
n einkerkern lassen, wegen der Vergiftung von Mutter
d Bruderstochter, deren Erbschaft er hiermit zu erlan-
n suchte: dreimal sei er, um dieses Verbrechens willen,
t seinen Bewerbungen um den Cardinalshut abgewie-
worden (doch war er nur 25 Jahre alt bei dessen
npfang), endlich sei er dazu gelangt durch seine Schwe-
r Julia Farnese, die sich in solcher Absicht dem Papst
erander VI. hingegeben habe. Eine andere Schwester
e er vergiftet, ihr unzüchtiges Leben vorschützend, wäh-
d er doch der Julia Unordnungen nicht nur geduldet,
dern auch davon Vortheil gezogen habe. Als Legat
der Mark Ancona habe er, für einen Hofdiener des
aten sich ausgebend, unter einem falschen Eheversprе-
n ein junges Frauenzimmer verführt, und mit ihr den
ter Ludwig, die Constantia und einige andere Kinder
ugt. Seines Bruders Tochter Laura habe er beschla-
; von ihrem Manne, von Nicolaus della Quercia, auf
That ergriffen, habe er von dem Zürnenden einen
chstich empfangen, dessen Narbe er Zeitlebens tragen
sen. Seine eigene Tochter Constantia habe er ver-
t, und um bei diesem Werke kein Hinderniß zu er-
en, ihren Eheherrn, den Bosio Sforza, Grafen von
nta Fiora, vergiftet. Gewalt und List habe er ange-
det, um von dem in der Engelsburg belagerten Papst
nens VII. für einen Knaben von 10 Jahren, für sei-
Enkel Alexander Farnese, das Bisthum Parma zu
ssen. Er habe der Armen Eigenthum vergeudet, mit
Einkommen der Kirche seine Kinder und Enkel be-
ert, Modena und Reggio an den Herzog von Ferrara
auft, Parma und Piacenza, Gebiete, die keineswegs
h ihn für die Kirche erworben worden, veräußert, den
an Colonna und die Baglioni widerrechtlich ihres Ei-
thums entsetzt. Verläumderischer Weise habe er den
ser und den König von Frankreich eines Einverständ-
s, diesen mit dem Könige von England, jenen mit
Lutheranern beschuldigt, während er selbst, gleich
ander VI., in geheimen Verbindungen mit dem Groß-
en gestanden. Nichts habe er berathschlagt, noch un-
sammen, ohne vorher seine Astrologen, seine Schwarz-
ster, und besonders den Lucas Guarico zu befragen;
n ziehe er zu seiner Tafel. Endlich werden ihm des
nes Laster und Schändlichkeiten als eigene Schuld
rechnet, indem er stets sie ignorire, und auf die drin-
sten Vorstellungen höchstens nur erwiedere, daß der-
chen Peter Ludwig von dem Vater nicht gelernt habe.
weit das Pasquill. Paul's Nachsicht für den unge-
enen Sohn und für die Enkel mögen die Väter ver-
men, die sich frei wissen von solcher Sünde: des Pap-
letzte Augenblicke sind durch den Gedanken an diese
chsicht sehr verbittert worden. Mehrmals hörte man
den Vers des 18. Psalms beten: Si mei non fuis-
dominati, tunc immaculatus essem, et emun-
er a delicto maximo. Des Verkehrs mit Lucas
rio hatte Paul keinen Hehl; er verlieh ihm das
chum Civita, in Capitanata, er erhöhte, neben diesem
sen unter den Sterndeutern und Schwarzkünstlern,
s alles gleich sehr verehrten, und wegen seiner magi-
schen Künste bewunderten Bruder Pomponius Guarico,
einen Cecco, Marcello u. a. m. Der Glaube an solcher
Männer Wirksamkeit war tief und allgemein, dem Zeit-
alter, und manch späterm Zeitalter eingegraben, und ist
es eine bekannte Thatsache, daß Lucas Guarico nach
Frankreich gerufen wurde, um das Horoskop Heinrich's II.
zu stellen. Wol mag Paul in der Verehrung für die ge-
heimnißvolle Kunst in etwas der Zeitgenossen Maß über-
schritten haben: es findet sich, daß er es nicht verschmäh-
te, mit Meister Lucas gemeinschaftlich zu arbeiten, z. B.
an dem berühmten Horoskop von Martin Luther; es er-
zählt auch Mendoza, er werde jeden Augenblick von dem
Papste und von dem Cardinal Alexander mit dem Teu-
fel und mit der schwarzen Kunst bedroht, als die sie
anzuwenden gedächten, um des Kaisers Nachgiebigkeit zu
erzwingen: „Farnese me dit, qu'en cas que l'affaire
passât plus avant, le Pape se prévaudroit du dia-
ble," heißt es in den Maximes politiques de Paul III.
tirées des lettres de Dom Diego Hurtado de Men-
doza, 1716. Indessen ist vielleicht noch manches gegen
die Treue dieser Auszüge zu erinnern, und mögen dieselben kaum mehr Glauben verdienen, als das Tableau des Papes, wo, ohne Nachweisung einer Autorität, S. 188 versichert wird, daß Paul III.: „mourut dans le doute de l'existence de Dieu, de l'enfer et de l'immortalité de l'âme, trois choses, dont il disoit, qu'il alloit être informé." Was des Ochini Vorbringen von des Papstes Familienzuständen betrifft, so muß vor allem erinnert werden, daß die Bruderstochter, die er sammt seiner eignen Mutter vergiftet haben soll, ohne Zweifel des Bartholomäus Farnese Tochter gewesen, und daß sie demnach einen Bruder hatte, dem ihre Erbschaft nicht entgehen konnte. Die andere Bruderstochter, die Laura, vermögen wir nicht aufzufinden; des Angelus Farnese Tochter kann sie nicht sein, indem diese an Guido de Castieltiero verheirathet worden. Julia Farnese soll Alexander's VI. Buhlerin gewesen sein, nach einem gleich anzuführenden Zeugnisse wäre aber ihre Schwester Hieronyma die Sünderin, und nicht der Bruder, sondern der entrüstete Gemahl ihr Mörder gewesen. Der nämliche Schriftsteller, der diese bedeutenden Varianten gibt, nennt auch die Mutter von Paul's III. Kindern, die eine edle Römerin: eine Römerin konnte aber nicht durch ein falsches Eheversprechen getäuscht werden, mußte den Cardinal Farnese kennen. Die schreckliche Beschuldigung in Ansehung von Paul's eigener Tochter Constantia findet darin ihre volle Widerlegung, daß Constantia nicht an Bosio Sforza, den Grafen von Santa Fiora, sondern an Stephan Colonna, den Fürsten von Palestrina, verheirathet gewesen; sichtlich hat der Pasquillant sie mit Constantia, der älteren Tochter von Angelus Farnese, verwechselt. Nach diesen Proben mag des Ochini Glaubwürdigkeit beurtheilt werden. Ob Peter Ludwig Farnese ein Bastard, oder ein ehelicher Sohn, darüber streiten sich Italiener und Franzosen. Der Abbé Faydit, in den Remarques sur Virgile et Horace, versichert, Paul sei vor seiner Erhebung auf den päpstlichen Thron verheirathet gewesen. Rabelais hingegen schreibt, lettre 15. à M. l'evêque de

Maillezais: „Vous demandez, si le Seigneur Pierre Louis est legitime fils, ou bâtard du Pape. Sachez, que le Pape ne fut jamais marié, c'est à dire, que le sus-dit est véritablement bâtard. Et avoit le Pape Paul une soeur belle à merveille: on montre encore ici une image de Nôtre-Dame, laquelle on dit avoir été faite à son portrait [4]) et ressemblance. Elle fut mariée à un gentilhomme, cousin du Seigneur Rance [5]), lequel étant en la guerre pour l'expédition de Naples, le dit Pape Alexandre ..... et le dit Seigneur Rance, du cas avertené, en advertit son dit cousin, lui remontrant qu'il ne devoit permettre telle injure être faite à leur famille par un Espagnol Pape; et en cas qu'il l'endurât, que lui-même ne l'endureroit pas. Et somme toute il la tua. Auquel forfait le Pape Paul, qui s'appelloit alors Alexandre Farnese, fit ses doléances; lequel pour appaiser Alexandre VI. le fit Cardinal, étant encore bien jeune, et lui fit quelques autres biens. Auquel tems entretint le Pape Paul une Dame Romaine de la Case Rufline, de laquelle il eut une fille. Item eut le Pape Paul un fils, qui est le dit Pierre-Louis, que demandiez, qui a épousé la fille du Comte de Cervelle, dont il a tout plein foyer d'enfans et entre autres le petit Cardinalicule Farnese, qui a été fait Vice-Chancelier.“ Dieſes Alles zu erläutern, fügen wir folgende Tabelle hinzu:

Alexander Farnese (Paul III.) N. Ruffina.

Peter Ludwig, Herzog von Parma und Piacenza, Gem. Hieronyma Orsina, des Grafen Ludwig von Pitigliano Tochter.	Ranutius, Gem. Virginia Gambara.	Constantia, Gem. Stephan Colonna, Fürſt von Paleſtrina.

Alexander Farnese, Cardinal, geb. 7. Oct. 1520, geſt. 2. März 1589.	Octavio, Herzog von Piacenza, geb. 8. Oct. 1524, geſt. 21. Sept. 1586. Gem. Margaretha von Öſterreich.	Horatio, Herzog von Caſtro, ſtarb 1554 ohne Kinder. Gem. Diana von Frankreich.	Ranutius, Cardinal, geb. 11. Aug. 1530, geſt. 28. Oct. 1565.	Victoria, verm. 1547 mit Guidobald II., Herzog von Urbino. (*v. Stramberg.*)

PAUL IV., vor ſeiner Erhebung Johann Peter Caraffa genannt. Sein Großvater, Diomedes Caraffa, Graf von Maddaloni, war der jüngſte von den ſechs Söhnen des Anton Malizia Caraffa (della Statera). Des Diomedes jüngerer Sohn, Johann Anton Caraffa, erheirathete mit der Erbtochter des Peter Lallo Camponesco, Victoria, die Grafſchaft Montorio in dem nördlichen Abruzzo, an dem Vomanofluſſe. Iſt es richtig, daß die Söhne vornehmlich von der Mutter den Charakter und die geiſtigen Fähigkeiten erhalten, ſo verdiente die Mutter eines ſo außerordentlichen Charakters, wie Paul IV. ihn in allen Beziehungen ſeines Lebens entwickelt hat, beſondere Aufmerkſamkeit. Über Frau Victoria iſt uns leider nichts aufbewahrt worden, einige Bruchſtücke aus der Geſchichte ihres Geſchlechtes mögen wenigſtens theilweiſe dieſen Mangel erſetzen [1]).

Johann Peter Caraffa, jüngerer Sohn der Victoria de Lalli, war den 28. Juni 1476 zu Capriglio, nord-

4) In a picture painted for him (Alexandre VI.) by Pinturicchio, the beautiful Julia Farnese is represented in the sacred character of the Virgin, whilst Alexander himself appears in the same picture, a supreme pontiff, paying to her the tribute of his adoration.“ *Roscoe.* 5) Rencio Ceri, aus dem Hauſe Anguillara. Der Vetter wird demnach der Graf Julian von Anguillara geweſen ſein, und des Papſtes Schweſter hieß nicht Julia, ſondern Hieronyma. In erſter Ehe war ſie an den Florentiner Puccio Pucci verheirathet geweſen.

1) Seit den Zeiten der Königin Johanna I. hatten die Lalli in der Stadt Aquila eine Gewalt geübt, die allein jener der Medici über Florenz zu vergleichen. Begünſtigt von der natürlichen Feſtigkeit der Lage und dem großen Reichthume ihres Gebietes, maßte die zahlreiche Bevölkerung von Aquila ſich alle Vorrechte einer Republik an; ſie ernannte die obrigkeitlichen Behörden und erhob die Steuern, ſie verweigerte den königlichen Völkern jederzeit die Aufnahme, und ſchloß im eigenen Namen Verträge und Bündniſſe mit den Nachbarn, ja mit den Feinden des Königs. Namentlich war das Bündniß mit den Colonna ſelbſt durch den Krieg des Königs Ferdinand mit den Colonna, den dieſe als des Papſtes Sixtus IV. Verbündete beſtehen mußten, nicht unterbrochen worden, und die Gunſt der Colonna bei Papſt Innocentius VIII. hatte auch der Republik Aquila und der Dynaſtie der Lalli die Freundſchaft des römiſchen Hofes gewonnen. Dieſe Freundſchaft zumal, durch welche ſogar das zweifelhafte, den Königen von Neapel verbliebene Schutzrecht bedroht wurde, erregte Ferdinand's ganzen Unwillen, und mit einem Streiche gedachte er der Unabhängigkeit jener Stadt Meiſter zu werden. Das Heer, welches der Herzog von Calabrien nach dem Frieden von Bagnolo von den Ufern des Po zurückführte, mußte in und um Civita di Chieti Cantonnirungsquartiere beziehen. Von da aus ließ der Herzog den Grafen von Montorio um eine Unterredung erſuchen. Der Graf, den in jenem Augenblicke wenigſtens die Eigenſchaften, durch welche ſeine Voráltern zur Herrſchaft über das kühne, ſchnelle, harte und ſchlaue Volk von Aquila gelangten, verlaſſen zu haben ſcheinen, der vielleicht auch jedem Gedanken einer Feindſchaft gegen die neapolitaniſche Regierung fremd war, fand ſich zu der Unterredung willig ein, und wurde alsbald in Bande geſchlagen (28. Juni 1485). Indem auch die Gräfin durch des Herzogs von Calabrien Drohungen oder Künſte bewegt worden, ſich in die Gewalt ihrer Feinde nach Neapel zu begeben, zogen neapolitaniſche Völker in kleinen Abtheilungen der Stadt Aquila zu, und es gelang ihnen, ſich derſelben zu bemächtigen, bevor der Verdacht der Einwohner rege wurde. Der überraſchte Senat ſuchte zuerſt durch Bitten und Berufung auf ſeine Privilegien die Abführung dieſer Völker von dem Herzog von Ca-

wärts von Avellino, oder in dem an Capriglio grenzenden Dorfe S. Angelo a Strata, auch a la Scala beigenannt, geboren. Er zählte kaum zwölf Jahre, als er das inbrünstige Verlangen äußerte, in den Dominikaner-

orden zu treten. Damals um seiner Jugend willen abgewiesen, wurde er später durch die Drohungen und die Gewalt des Vaters dem Dominikanerkloster zu Neapel, wo er bereits Aufnahme gefunden hatte, entrissen. Er kehrte zu seinen Studien, die auf die Erlernung der lateinischen, griechischen und hebräischen Sprachen und auf die Erforschung der heil. Schriften gerichtet waren, zurück, und fand demnächst an einem Vetter, dem Cardinal Oliverius Caraffa (gest. 20. Jan. 1511), einen ebenso liebevollen als einsichtsvollen und würdigen Patron. Der Cardinal nahm den Jüngling in sein Haus, verlieh ihm ein Kanonikat an der Metropolitankirche zu Neapel, erwirkte ihm von Alexander VI. das Amt eines Cameriere segreto, und von Julius II. am 30. Juli 1507 das Bisthum Chieti, Theate, in Abruzzo. Gleich darauf wurde Johann Peter als apostolischer Nuntius nach Neapel gesendet, um daselbst den König von Aragonien, Ferdinand den Katholischen, zu begrüßen. Hierüber verlief beinahe ein volles Jahr und erst am 20. Juni 1508 konnte der neu ernannte Bischof in Chieti die Besitznahme vornehmen. Es erwartete ihn dort viele Arbeit, denn über der fortwährenden Abwesenheit des Oberhirten hatte die Zucht der Priesterschaft und die Sitten der Laien gleich sehr gelitten. Unverdrossen wirkte Johann Peter durch Wort und Beispiel, durch Belohnung und Strafe, „adeoque omnia bene constituit, ut brevi tempore ecclesiam suam optime institutam haberet, ac si tum primum priscorum antistitum feliciora tempora renasci censerentur.“ Unbedenklich konnte er nach einigen Jahren seine Diöcese verlassen, um dem lateranensischen Concilium beizuwohnen, wo er „sententias gravissimas dixit.“ Darauf ging er als Leo's X. Nuntius nach England, wo er drei volle Jahre verweilte, und dann durch Niederland und Teutschland nach Hause zu gehen dachte. Eben aber traf Karl V. Anstalt zu seiner Überfahrt nach Spanien, und es mußte dem römischen Hofe von Wichtigkeit sein, des jugendlichen Monarchen erste Schritte zu beobachten. Der Nuntius erhielt den Befehl, sich mit ihm einzuschiffen, doch ohne, wie es scheint, einen öffentlichen Charakter zu entfalten. Johann Peter, wenn auch kein Meister in der Kunst sich gefällig zu machen, besaß jene höhere Gabe, welche zur Herrschaft der Gemüther führt; er scheint auf der Überfahrt bereits sie gegen den König von Spanien geübt zu haben, und verdankte ihr seine Aufnahme in den königlichen Rath von Neapel, wie auch das einflußreiche Amt eines Vice-Großkapellans der königlichen Kapelle. Jeglicher Art von Geschäften gewachsen, wird der Bischof von Chieti nicht unterlassen haben seinen Einfluß auf die innern, wie auf die äußern Angelegenheiten der spanischen Monarchie geltend zu machen. Es erhob sich aber der Aufruhr der Gemeinheiten und es mußten, ungeachtet des Sieges der

---

laubten zu erlangen. Als seine mehrmals erneuerten Vorstellungen unwirksam blieben, rief er am 25. Oct. 1485 die Bürgerschaft zu den Waffen; die Neapolitaner wurden in den Straßen angegriffen, überwältigt und die, welche dem Tode entgangen waren, in die Flucht getrieben. Hierauf erklärte die Bürgerschaft den König seiner Hoheitrechte, wegen Misbrauchs, verlustig und ergab sich an den Papst unter der Bedingung, daß dieser ihre Freiheit schirme. Ohne Schwierigkeit ließ sich Innocentius VIII. den Antrag gefallen, er versicherte das Haus Montorio seines Schutzes, lud die Barone des Königreichs zu einem Bündnisse für die Erhaltung der gemeinsamen Freiheit ein, erbot sich selbst das Oberhaupt des Bündnisses zu werden und ließ seine Kriegsvolker durch die Lehen der Colonna allmälig in das Innere von Abruzzo eindringen. Erschreckt durch diese kriegerischen Vorbereitungen, setzte König Ferdinand den Grafen und die Gräfin von Montorio in Freiheit, wie das Glückwünschungsschreiben des Papstes an die beiden vom 16. Nov. 1485 lehrt; vorher hatte der König alle Mittel angewandt, um sich für die Zukunft der Freundschaft des Grafen zu versichern. Gleichwol verharrte der Papst in seinen kriegerischen Entschließungen und bei dem Bündnisse mit den über die Tyrannei Ferdinand's empörten Baronen, und es erfolgte einer jener unbedeutenden von Machiavel so treffend geschilderten Kriege. In dem Frieden vom 11. Aug. 1486 bewilligte der König von Neapel alle Foderungen des Papstes, namentlich daß die Stadt Aquila nur von dem heil. Stuhle abhängen solle. Aber schon hatte Ferdinand seine Anstalten getroffen, um frei von jeglicher Gefahr, diesen Frieden brechen und die Barone, die solchen von ihm erzwungen hatten, verderben zu können. Im September 1486 erschien der Graf von Montorio, der jetzt gänzlich dem König ergeben, unerwartet vor Aquila, wo alsbald eine gewaltsige Bewegung sich äußerte; der Archidiakon, der es mit der Freiheit und dem Papst hielt, wurde in dem Tumult erschlagen, der Graf von Montorio mit den Reisigen des Königs in die Stadt eingeführt; die päpstlichen Soldaten, die dem Tode entgingen, warfen sich in die Flucht. Als diese Ereignisse stattfanden, hatte Victoria de Lalli, des Johann Anton Caraffa Gemahlin, bereits eine gute Anzahl von Kindern, darunter einen Knaben von wenigstens zwölf Jahren: dadurch wird es wahrscheinlich, daß der eben genannte Graf von Montorio nicht ihr Vater, sondern ihr Bruder gewesen sei. Dieser Bruder wird denn auch wol jener Graf von Montorio sein, der 1496 von den französischgesinnten Baronen des Königreichs Neapel an Karl VIII. abgesendet wurde, um ihn zu einem abermaligen Zuge über die Alpen zu ermuntern, und der 1503 bei der Einnahme des von den Franzosen am längsten behaupteten Castel nuovo zu Neapel in der Spanier Gefangenschaft gerieth. Indessen ist dieses nur Vermuthung, und könnte der 1496 und 1503 genannte Graf von Montorio gar wol auch der Victoria de Lalli Ehemann gewesen sein. Der eine wie der andere Fall wird in seinen Resultaten für uns so ziemlich dasselbe bleiben: das Haus de Lalli wurde durch die Politik der aragonischen Könige von Neapel seiner beinahe souverainen Herrschaft über Aquila entsetzt, überhaupt zu Grunde gerichtet; die wenigen Trümmer von dessen Herrlichkeit gingen an einen Caraffa über, der mit mehr oder minder Gleichmuth das Schicksal des ihm so nahe befreundeten Geschlechtes ertrug, mit mehr oder weniger Dankbarkeit die Brosamen aufnahm, welche jene Politik ihm von einer Erbschaft zukommen ließ, die ungetheilt ihm hätte gebühren mögen, während seine Hausfrau, den Sturz ihres Hauses in seiner ganzen Herbe empfindend, den Groll darum ihren Kindern, oder wenigstens dem bedeutendern ihrer Söhne, eingepflanzt, angererbt haben wird. Dieser Kinder waren acht: sechs Töchter, von denen die einzige Maria unverheirathet geblieben, und als die Stifterin der Sapienza zu Neapel am 4. Januar 1552 verstorben ist, dann zwei Söhne, Johann Alfons, zweiter Graf von Montorio und Johann Peter. Außer dieser rechtmäßigen Nachkommenschaft wird auch noch ein natürlicher Sohn genannt, Diomedes Caraffa, der später als Castellan der Engelsburg vorkommt. Johann Alfons, der zweite Graf von Montorio, starb den 18. Febr. 1548, und hinterließ aus der Ehe mit Catharina Cantelma, die nachmals als Paul's IV. Nepoten so bedeutend gewordenen Söhne, Ferdinand, dritter Graf von Montorio, Johann, vierter Graf von Montorio und Herzog von Palliano, Anton, Marchese von Montebello und Bagno, dann Karl, der Cardinal.

der gegen die Fremden ſich ſo mächtig
ne des Volkes einige Opfer dargebracht
ntlichen Gegenſtände der öffentlichen Ab-
zu entfernen, wollte Karl V. ſich nicht
ließ er denn als Sündenträger einige
rer Bedeutung, die vielleicht auch die
niſter ſich zugezogen hatten, fallen. Ein
Biſchof von Chieti, und ihm blieb
den Heimweg nach Neapel zu ſuchen,
am 21. Dec. 1518 das Erzbisthum
n hatte. Es wurden die jährlichen Ein-
es in der zweiten Hälfte des vorigen
2500 Silberdukaten berechnet; es darf
llen, daß Leo X. ihm zugleich erlaubte,
ieti, von 7000 Dukaten Ertrag, beizu-
günſtigung, die vorerſt auf ſechs Monate
erneuert worden ſein muß. Noch war
it den Gebrechen und Bedürfniſſen der
iſi beſchäftigt, wie der Cardinal Adrian
es heil. Peter erhoben wurde, und die-
in Spanien mit dem Erzbiſchof gepflo-
tlichen Verkehrs, beeilte ſich, ihn nach
in der Abſicht, den ſtrengen Eiferer für
g ſeiner Entwürfe um die Abſtellung
isbräuche zu gebrauchen. Es ließ der
wie dem Marcellus Gaëtani, eine Woh-
anweiſen, „ut eorum consilio in cen-
ac administranda ea parte reipubli-
a respiceret, omnibus horis uteretur.“
achfolger, von Clemens VII., zum Mit-
regatio de examinandis ernannt, ließ
gleich ſich in die Brüderſchaft der göttli-
hmen, welcher die Kirche der Heiligen
Dorothea in Trastevere zum Oratorium
te dieſe Brüderſchaft höchſtens 60 Mit-
aber eine Anzahl der würdigſten Prála-
m Vereine kam Johann Peter in die ge-
mit Cajetan von Siene, dem Proto-
pante, jenem friedlichen, ſanftmüthigen,
r Betrachtung und Entzückung lebenden
as auf ſein heftiges, brauſendes, ſtürmi-
ohlthätig wirkte. Gedemüthigt zweifels-
uhigt durch die Erkenntniß ſeiner ſelbſt,
eter ſchon früher den Gedanken gefaßt,
welche ſeine Leidenſchaftlichkeit ihm berei-
em Gelaſſe einer ſtillen Clauſe auszuwei-
Verehrung für den ſeligen Paul Giuſti-
e von demſelben 1522 durchgeführte Re-
von Camaldoli, wäre er ſelbſt ein Ca-
nit geworden. In der Brüderſchaft der
erkannte er noch deutlicher, wie er be-

theuert, daß ſein Herz nur um ſo bedrängter geworden, je mehr er ſeinem Begehren nachgegangen ſei, daß er nur Ruhe finden könne in dem Umgange mit himmliſchen Dingen, und indem er um Gott ſich ſelbſt aufgebe. Als der milde Cajetan ihm ſprach von ſeinen Abſichten für eine Sittenverbeſſerung in der chriſtlichen Geſellſchaft, und beſonders für die Wiederherſtellung des kirchlichen Lebens und die Belebung einer kirchlichen Geſinnung bei der Geiſtlichkeit, da erwachten in verjüngter Kraft die Wünſche, die auch der Erzbiſchof für jene wichtige Angelegenheit gehegt; in gleicher Lebhaftigkeit, wie der Freund, empfand er das Bedürfniß einer höhern geiſtigen Thätigkeit, und das Bedürfniß der Zurückgezogenheit, dieſes dem einen Naturtrieb, dem andern brünſtiges Verlangen. Sie vereinigten ſich mit zwei andern Brüdern der Göttlichen Liebe, mit Bonifaz da Colle und Paul Conſiglieri, und legten hiermit den Grund zu der Congregation der Theatiner, die man wol auch einen Orden genannt hat, und deren Endzweck Beſchaulichkeit und Vervollkommnung des innern Lebens, geordnet als ein Spiegel und als eine Schule für den übrigen Klerus. Den Plan zu dem Inſtitute mußten die Gründer vorlegen, und er wurde in dem Conſiſtorium der Gegenſtand lebhafter Debatten; die Mehrzahl der Cardinäle fand es widerſinnig, daß eine geiſtliche Geſellſchaft nicht nur alles Eigenthums und alles feſten Einkommens entbehren, ſondern ſich auch verpflichten wollte, von Niemandem Beihilfe zu verlangen, ſondern mit dem ſich zu begnügen, das durch die göttliche Vorſicht beſcheert werden würde. Caraffa und Cajetan bewieſen jedoch ſo bündig, wie dieſe Lebensart jene der Apoſtel und Jünger Chriſti geweſen ſei, daß Clemens VII. nicht umhin konnte, das Inſtitut dieſer Clerici regulares am 24. Juni 1524 zu beſtätigen. Zwei Monate ſpäter, am 24. Auguſt, legte Caraffa ſeine beiden Kirchen in des Papſtes Hände nieder, was er zwar nur durch ſtürmiſche Bitten durchſetzen können, und indem er ſich gefallen ließ, den Titel eines Biſchofs von Chieti oder Theate beizubehalten, ein Umſtand, dem es wol vornehmlich zuzuſchreiben iſt, daß die Congregation den Namen der Theatiner empfing. Am 14. September, am Feſte Kreuzeserhöhung, legten die vier Stifter in der Kirche des Vaticans zu Handen des Biſchofs von Caſerta, als des päpſtlichen Commiſſarius, die Gelübde ab, und ſofort erwählten ſie denjenigen unter ihnen, der zuerſt die Gelübde geſprochen hatte, den Johann Peter Caraffa, zum Superior. Sie bewohnten anfänglich das Haus, das Bonifaz da Colle auf dem Marsfelde gehabt, und in dieſem Hauſe ſchrieb Caraffa, nachdem die Geſellſchaft zu der Zahl von zwölf erwachſen, für ihren Gebrauch die erſten Satzungen. Nachmals bezogen ſie auf dem Monte Pincio ein kleines Haus, das zwar innerhalb der Mauern von Rom gelegen, jedoch alle Vortheile der Abſonderung und der ſtillſten Einſamkeit bot. Auch hier lebten die Brüder in der Armuth, die ſie ſich erwählet, in geiſtlichen Übungen, in dem genau vorgezeichneten und alle Monate wiederholten Studium der Evangelien: dann gingen ſie hinab nach der Stadt, um zu predigen. Da ſah man wieder, was in Italien außer Gebrauch gekom-

huomini da bene ed eruditi prelati, che era-
el tempo di Leone X. vedendo la città di Ro-
to d'Italia, dove per la vicinanza alla sede
piu fiorire l'osservanza de' riti, essere cosi
o divino si unirono in un' oratorio chiamato
circa sessanta di loro, per fare quivi, quasi
sforzo per guardare le divine leggi.

ar, auf der Kanzel Prieſter erſcheinen, die mit Bi-
lerik und Kreuz bezeichnet, nicht nur in dem eige-
ratorium, ſondern öfter noch als Miſſionare auf
traßen. Caraffa ſelbſt predigte, mit dem Strome
eredſamkeit, der ihm ſtets, und noch in den letzten
licken ſeines Lebens, zu Gebote ſtand, nicht nur
die Sünde, ſondern zumal auch gegen die allmälig
ie Alpen eindringende neue Lehre. Mit ihr hatte
ſchon früher gründlich beſchäftigen müſſen, um
an Leo X. den gefoderten Bericht abſtatten zu
. Er und ſeine Brüder, Männer, die durch
eburt meiſt dem Adel angehörten, beſuchten die
n in ihren Wohnungen und in den Lazarethen,
n die Betrübten, dienten den Sterbenden. Eine
aufnahme geiſtlicher Pflichten, die für die Kirche
ßerſte Wichtigkeit erlangen ſollte. Zwar iſt die
gation niemals ein Prieſterſeminar geworden, dafür
nicht zahlreich genug, allein ſie bildete ſich zu
Seminar von Biſchöfen aus, und übte, weil ſie
nfang an mehrentheils Edelleute in ihren Schoos
mmen hatte und hierdurch gleichſam ein adeliger
geworden war, den bedeutendſten Einfluß auf die
Stände. Inmitten der heilſamſten Wirkſamkeit
die Brüder auf dem Monte Pincio durch die
betroffen, von welchen der Angriff des Conne-
on Bourbon auf die Weltſtadt begleitet und ge-
ar. Auch in jenen ſchrecklichen Stunden entwi-
ſie allen Heldenmuth wahrhaft chriſtlicher Geſin-
Sie bemühten ſich, der Ruchloſigkeit, worin An-
und Gemeine wetteiferten, zu ſteuern, bald durch
iges Flehen, bald durch Androhung der Strafen
tlichen Gerechtigkeit. Sie zerſtreuten ſich furcht-
ch alle Straßen, um die Verwundeten aufzuheben
verbinden, den Sterbenden beizuſtehen und die
ten, die Verzweiflung bei dem Verluſte ihrer Kin-
r ihrer Güter ergriffen. Bald ſollte aber auch die
keit des Monte Pincio ſeine Bewohner nicht mehr
aub und Mishandlung bewahren. Ein Soldat,
Vicenza in dem Hauſe Cajetan's von Siene als
ter geſtanden hatte, erkannte den frühern Gebieter,
oll der Erinnerung an deſſen vormaligen Reich-
ſpornte er ſeine Cameraden an, die Anſtalt der
ter zu ſtürmen. Kaum nennenswerth erſchien die
in dem Hauſe, wo man gewöhnt war, ſich das
endigſte zu verſagen; aber der Lärm der Plünde-
g noch andere Barbaren herbei, die den Cajetan
deren Zeiten, die in Spanien des Biſchofs von
Glanz und Pracht geſehen hatten, und ſie ſuch-
rnehmlich durch Peinigung der Beiden ein reichli-
ſegeld zu erpreſſen, ohne darum der übrigen Brü-
verſchonen, wie denn Bonifaz da Colle einen Sä-
über den Kopf davon trug. Ein enger Kerker
der ganzen Geſellſchaft zum Aufenthalte angewie-
raus entlaſſen, traten ſie unter Beſchwerden und
en die Flucht gen Oſtia an; jeder der Brüder war
nem ſchlechten Kittel bekleidet und trug als einzige
das Brevier unter dem Arm. Auf der Rhede von
lag mit ſeinen Galeeren der venetianiſche Provedi-
tore, der nahm die Flüchtlinge an Bord, und trug ſie nach Venedig, wo ſie zuerſt auf der Giudecca, in dem Kirchſpiel S. Euſemia, dann zu S. Giorgio Maggiore untergebracht wurden, bis ſie zu S. Nicolo da Tolentino ihren bleibenden Wohnſitz nahmen. Zu S. Giorgio wurde in dem zu Kreuzerhöhung 1527 abgehaltenen Capitel Cajetan zum Superior erwählt, nachdem ſolches Amt drei Jahre lang von Caraffa bekleidet worden war, und in ſtiller Ergebung ſetzte die Geſellſchaft ihr Streben fort. Die Peſt, welche durch Handelsſchiffe aus der Levante nach Venedig eingeführt worden, und die auf ſie folgende Hungersnoth, ergaben ſich für Caraffa und ſeine Gefährten als eine Gelegenheit, die ganze, hehre Bedeutung ihres Berufs zu entfalten. Abermals, 1530, für die Dauer von drei Jahren, zum Superior erwählt, befand ſich Caraffa in dem Wendepunkt ſeines Lebens, als er, Anfangs 1537, von Ignatius von Loyola einen folgenreichen Beſuch empfing. In dem Convent der Theatiner nahm Ignatius ſeine Wohnung, er diente in den Hoſpitälern, über welche Caraffa die Aufſicht führte, die Novizen abrichtete. Zwar fand ſich Ignatius durch das theatiniſche Inſtitut nicht völlig befriedigt; er beſprach mit Caraffa einige in demſelben vorzunehmende Veränderungen, und ſie ſollen darüber zerfallen ſein. Wie entſcheidend dieſer Beſuch für Ignatius von Loyola und ſein Inſtitut geworden iſt, ſo war Caraffa damals noch nicht entſchieden, ob er die von Papſt Paul III. ihm in der Promotion vom 22. Dec. 1536 verliehene Cardinalswürde annehmen ſolle. Er entſchied ſich für die Annahme [3]). Es iſt nicht unmöglich, daß die neueſten, von dem Kaiſer erfahrenen Beleidigungen, die Ausſicht, ſie dereinſt vergelten zu können, auf das Gemüth des Samniters, des Sohnes der Vittoria de Lalli, auf ſeine Entſcheidung gewirkt haben. Grauſam verletzt durch ſeine unverdiente Ausweiſung aus Spanien, Zeuge und Gegenſtand der in der Verheerung von Rom durch Karl's Heer verübten Frevel, mußte er ſich auch noch durch die Vorfälle in dem Bruderhauſe auf das Empfindlichſte ergriffen fühlen. Die Söhne des Grafen Johann Alfons von Montorio hatten, in der vollen Gluth erblichen Haſſes und erblicher Zuneigung für Frankreich und für den Papſt Partei genommen, ſowie Vaudemont und Renzo da Ceri den Grenzen des Königreichs ſich näherten. Mit einer Vorhut von 2000 Knechten, die Renzo ihrer Führung anvertrauet, nahmen ſie Aquila, wo die Bürgerſchaft durch tauſend Erinnerungen an ſie gewieſen, wo darum der zur Vertheidigung aufgeſtellte Aſcanio Colonna es nicht wagen durfte, die Erben der Lalli zu erwarten. Solches Ereigniß beſtimmte den

3) E ne diede perciò variamente da dire alle genti. Percioche alcuni lo ponevano con gran lodi al cielo, e santissimo huomo il chiamavano; perche lasciando quella maniera di vita tutta quieta, nel fluttuoso mare del governo e de' negotii si fusse lasciato tirare. Alcuni altri al contrario grandemente questo fatto biasmavano, e dicevano, che egli celando la sua ambitione, havesse per giungere a questa degnità, mostro di spreggiare ogni pompa del mondo, et che con maravigliosa astutia si fusse lasciato prima vedere per li luoghi hermi e remoti ascoso. E cosi ciò, che egli faceva, a cattivo fine tiravano.

Vicekönig, den Vater Montorio, der als verdächtig eingezogen worden war, der Gefangenschaft zu entlassen. Der alte Mann sollte, nach Lanuoy's Meinung, als der immittelbare Repräsentant der an die Erinnerung der vormaligen Unabhängigkeit geknüpften Ideen der Einwohner von Aquila, am ersprießlichsten wirken können, um die empörte Stadt zum Gehorsam zurückzuführen. Statt dessen wurde der Graf von den Söhnen, denen er vielleicht zu lange lebte, in Bande gelegt und gehalten, bis des Renzo Rückzug gen Rom und die Kunde von der Annäherung des Connetable von Bourbon sie an der Möglichkeit, die eingenommene Stellung zu behaupten, verzweifeln ließ. Sie entließen den Vater der Haft, und alsbald vertrieb dieser, mit Beihilfe der aragonesischen Partei, die ungehorsamen Söhne und alle ihre Anhänger aus Aquila. Die Caraffen fanden Zuflucht in dem Kirchenstaate, um mit den ersten Heeresabtheilungen, von Lautrec nach den Abruzzen entsendet, dahin zurückkehren zu können. Aquila wurde von dem Prinzen von Melfi und von der kaiserlichen Besatzung geräumt, und im Namen des Königs von Frankreich zog der Bischof der Stadt, einer von den Söhnen des Grafen von Montorio, ein, den ohne Zweifel Clemens VII. in der allgemeinen Achtung der Colonna mit dem seit 1525 von Pompejus Colonna besessenen Bisthum bekleidet hatte. Der nämliche Pseudo-Bischof, denn Ughelli hat ihn in sein Verzeichniß nicht aufgenommen, und der Graf von Montorio überlieferten auch zum dritten Male, und das zwar nach des Marchese von Saluzzo Capitulation in Aversa, die Stadt Aquila den Verbündeten, und wenn unter jenem Grafen von Montorio der Vater zu verstehen, wie fast nicht anders anzunehmen, so läßt sich das Maß der Leiden kaum berechnen, durch welche, nach dem vollständigen Siege der Kaiserlichen, das Haus Montorio betroffen worden sein muß. Wie schmerzlich mag, inmitten jener Tugendübungen zu S. Giorgio Maggiore, der Oheim die Leiden der Neffen empfunden haben, für die seine Zärtlichkeit ebenso unbegrenzt war, als seine Theilnahme für den Wohlstand und die Größe seines Hauses. Der neue Cardinal nahm den ihm dargebotenen Titel S. Pancratii an, und begab sich nach Rom. Ein hehrer Ruf von Heiligkeit und Wissen ging ihm voraus; so streng er seine Sitten bewachte, so unablässig und fruchtbar hatte er seine Studien auf dem Monte Pincio und in Venedig fortgesetzt. Paul III. beeilte sich, einem so bedeutenden Mitgliede des h. Collegiums auch die ihm angemessene äußere Stellung zu geben. Das vormalige Bisthum Chieti, seit 1526 zu einem Erzbisthum erhoben und mit der Metropolitenwürde über die Kirchen von Lanciano, Penna und Atri bekleidet, durch den Tod des Guido de Medici, 1537, erledigt, verlieh der Papst am 20. Jan. 1537 an den Cardinal Caraffa, den wir zugleich, von seinem ersten Auftreten in Rom an, mit den wichtigsten Angelegenheiten der christlichen Welt befasset finden. Das Consilium delectorum Cardinalium et aliorum Praelatorum de emendanda ecclesia, Smo. Dno. Paulo III. ipso jubente conscriptum anno 1538, trägt unter andern die Unterschrift des Cardinals Caraffa, und die Punctationen zu einem Vergleiche mit den Protestanten, die Contareni 1541 zu Regensburg aufgenommen, wurden vornehmlich seinem Gutachten unterlegt. Sie erweckten seine ganze Aufmerksamkeit und besonders anstößig erschien ihm die Erklärung über die Rechtfertigung; solcher Stelle Sinn hatte nur mit der äußersten Anstrengung Priuli dem großen Theologen deutlich zu machen gewußt, ein Umstand, der keineswegs zu Gunsten der in Regensburg versammelten Theologen zu sprechen scheint. Das ganze h. Collegium entschied sich hierauf für die Ablehnung des Vertrags. Aber Caraffa begnügte sich nicht, dem abzusagen, was der neuen Lehre zuführen konnte, er war auch bemüht, ihr einen Widerstand entgegenzusetzen, welcher der Gefahr ihrer weiteren Verbreitung entsprach. Das frühere System der Inquisition war in Verfall gerathen, Caraffa rieth sie aus ihren Trümmern wiederherzustellen, und vor künftigem möglichen Verfalle durch Errichtung eines allgemeinen höchsten Tribunals zu sichern. Wie St. Peter, lehrte er, den ersten Ketzer in Rom besiegt habe, so müsse Petri Nachfolger alle Ketzerei der Welt in Rom überwinden. Durch die Bulle vom 21. Jul. 1542 wurde hierauf eine Deputation von Cardinälen ernannt, „generalium Inquisitorum haereticae pravitatis, cum amplissima auctoritate," an ihrer Spitze befindet sich der Name von Johann Peter Caraffa, des Cardinalpriesters, tit. S. Clementis. Keinen Augenblick verlor dieser, um die Bulle zur Ausführung zu bringen. Kaum wohlhabend zu nennen, hielt er es gleichwol für Sünde, zu Bestreitung der unvermeidlichen Unkosten von der apostolischen Kammer einen Vorschuß abzuwarten. Er nahm ein Haus in Miethe, richtete die Amtsstuben und die Gefängnisse ein, schaffte Riegel und starke Schlösser, Fußblöcke und Ketten an. Dann bestellte er General-Commissarien für die verschiedenen Länder, für Rom selbst seinen Haustheologen Theophil von Tropea. Vier Hauptregeln hatte der Cardinal für seine neue Amtsführung sich vorgesetzt: 1) in Glaubenssachen dürfe nicht einen Augenblick gezögert, sondern es müsse gleich auf den ersten Verdacht, mit dem äußersten Fleiße vorangeschritten werden; 2) sei keine Rücksicht zu nehmen auf irgend einen Fürsten oder Prälaten, wenn er auch noch so hoch stehe; 3) müsse man vielmehr am strengsten sich gegen diejenigen erzeigen, die etwa einen mächtigen Schutz zu ihrer Vertheidigung anrufen sollten; allein offenes, reumüthiges Bekenntniß sei mit Milde und väterlichem Erbarmen aufzunehmen; 4) Ketzern und besonders Zwinglianern gegenüber, dürfe man sich durch keine Nachsicht herabwürdigen. Es war Strenge, rücksichtslose Strenge, welche Caraffa zu üben sich vorsetzte und übte[4]). Im

4) Ma perche egli cosi nell' essercitare con grande acerbezza questo officio della inquisitione, al quale fu egli principalmente eletto; come nel portarsi in molte delle sue cose troppo severo, per non dire crudo (la quale maniera di vita soleva egli chiamare severità Christiana) si ritrovava haverne gravemente offeso ogni sorte di huomini, se ne concitò agevolmente tanto odio di tutti, i quali questa severità, e forse buona e retta mente di lui, asprezza e pertinacia in tutte le cose cosi giuste come ingiuste, chiamavano; che già ne era per tutto biasmato e lacerato il suo nome. Furono anco alcuni, e d-

543 verordnete Caraffa, daß kein Buch, welches auch Inhalt wäre, gleichviel ob alt oder neu, ohne die ubniß der Inquisitoren gedruckt werden dürfe; diesen en die Buchhändler ihre Kataloge vorlegen, nur mit illigung der Inquisitoren sollten die Händler verkaufürfen; die Dogana erhielt den Befehl, keine Sen- von Handschriften oder gedruckten Büchern an ihre mmung abzuliefern, ohne sie vorher der Inquisition Prüfung eingereicht zu haben. Mitglied der Congre- n von Cardinälen, welcher die Beaufsichtigung des tinischen Conciliums anbefohlen, bezeigte sich auch Caraffa unerschütterlich in seiner Anhänglichkeit zu Grundprincipien der katholischen Religion; in einer n Abhandlung über die Rechtfertigung, widersprach f das Nachdrücklichste und Entschiedenste allen den renden, verschmelzenden, nichtigen Meinungen über Gegenstand, als deren Organ der Augustinergeneral ando in dem Parere vom 13. Jul. 1544 auftritt. er höher stieg das Ansehen, wenn auch nicht die btheit des rüstigen Verfechters aller kirchlichen In- n. Paul III. verlieh ihm den Titel von S. Maria stevere, das Bisthum Albano, 1549 jenes von Sa- und am 9. Nov. 1549 das Erzbisthum Neapel 00 Ducati). Um diese Pfründe besitzen zu können, er dem Erzbisthum Chieti entsagen müssen, aber ollte der Kaiser zugeben, daß er in Neapel Besitz se oder Einkünfte erhebe, nimmer wollte Karl ihm Benehmen in den neapolitanischen Unruhen von 1547 den [5]). Mußte, vielleicht gar gegen den eigenen n, Paul III. dem Verdienste des Cardinals huldigen, hauptete dieser gleichwol auch gegen den Papst die hängigkeit seines Gemüths. Anstatt dem Consisto- beizuwohnen, in welchem die Verleihung der Herzümer Parma und Piacenza an Peter Aloys Farnese ndelt werden sollte, stattete Caraffa grade an diesem den sieben Kirchen einen feierlichen Besuch ab [6]).

Von Julius III. empfing er das Bisthum Tusculum und zuletzt das von Ostia. Unter der kurzen Regierung des Papstes Marcellus hatte er ungemeinen Einfluß und erfreute sich besonderer Gunst [7]). In dem Conclave, was nach dem Absterben jenes Papstes, „welchen das Schicksal der Erde nur zeigen wollen," einberufen wurde, waren die Bewegungen der 44 versammelten Wahlherren nicht langwierig, aber ungemein heftig. Eine französische Partei hatte dem Cardinal von Ferrara die höchste Würde zugedacht, zwischen Pole, Pozzo und Morone schwankten die Übrigen; die Vereinigung der Cardinäle von Ferrara und Farnese lenkte am Himmelfahrtsfeste, am 23. Mai 1555, die Wahl auf Johann Peter Caraffa, den Dechanten des h. Collegiums. Vergeblich machte die kaiserliche Partei die äußersten Anstrengungen, diese Wahl zu hintertreiben, jener Coalition war sie nicht gewachsen. Schon am nächsten Sonntage, am 26. Mai, empfing Paul IV. zu St. Peter die dreifache Krone; den Namen hatte er sich seinem Wohlthäter, Paul III., zu Ehren erwählt. Befragt, wie er fortan zu leben gedenke, wie seine Nepoten zu behandeln seien, antwortete er: „prächtig, und wie es einem großen Monarchen geziemt." Damals zählte er 79 Jahre, aber seine tiefliegenden Augen bewahrten alles Feuer der Jugend, und gaben, zusammt der Stumpfnase und dem dünnen kurzen Bart, dem ganzen, magern Antlitze ein schwermüthiges, drohendes Ansehen, zu dem die Gestalt, hoch und schmächtig, nicht übel paßte. Dabei erfreute sich Paul einer dauerhaften Gesundheit, bis auf den Schaden an beiden Beinen, den er nicht sonderlich zu achten schien; denn nie ließ er sich eine besondere Diät vorschreiben, nie hörte er auf die Rathschläge der Ärzte. Wie er sich schon in seinem täglichen Leben an keine Regel band, oft bei Tage schlief, Nachts studirte — wehe dem Diener, der anders, als auf den Ruf der Glocke sein Zimmer betreten hätte — so folgte er auch im Übrigen immer den Eingebungen des Augenblicks. Diese Eingebungen wurden aber stets von einer in einem langen Leben ausgebildeten, zur andern Natur gewordenen Gesinnung beherrscht. Keine andere Pflicht, keine andere Beschäftigung schien Paul zu kennen, als die auf die Wiederherstellung des alten Glaubens in seine frühere Herrschaft gerichtete. Was ließ sich Alles für diesen Zweck von ihm hoffen, nachdem er die hierzu erfoderlichen Gaben nicht nur in dem reichlichsten Maße empfangen hatte, sondern auch seiner eigenen Überzeugung als das von Gott zu dem Ende erwählte Werkzeug erschien. Denn keiner, am wenigsten er selbst, wußte sich des Gefürchteten, des Gehaßten Gelangung zu der höchsten Würde zu erklären [8]). Jene finstere, von

reputatione, che volevano, che quante cose haveva egli e al Ponteficato fatte, fussero, tutte state fucate, et fatte per ostentatione e perne acquistarne gloria presso il pochè perche ella da sincera mente nascessero. Ma perulti memorevoli essempi di cose e bene e non bene fatte i, ci sono, non tocca a noi giudicare, a quale di queste arti più l'huomo inchinare si debba. E per conchiuderla che parole, questo, ch'io diro, è per una certa e publica assai chiaro, che egli avanti al Ponteficato vivesse con le opinione di buona vita e dottrina, ma di troppo severa ura natura, e d'un animo troppo nel suo parere ostinato. a qual maniera di natura intrattabile non sapeva egli con altri, nè gli altri con esso lui accomodarsi.

5) Nel tempo de' rumori di Napoli, quando volendo il Vice Don Pietro de Toledo porre secundo il costume di Spala inquisitione nel regno, con tante rivolte e tumulti lo sforzarono, che forzarono a restarsi di quel disegno; nel vera ardore di quelle arme, se ne andò egli (il Card. Ca- a Paolo III. con ardentissimi prieghi, e con gran proe esortandolo a dovere passare contra Carlo V. nel regno offerendoli l'aiuto e favore suo, e de' suoi, che esso haverne nel regno molti. Il prudentissimo Paolo III. iglato fra se stesso dell' animo di lui, e lodata con la quella sua diligentia e pietà; questo consiglio, quasi che non fusse a tempo, rifiutò. 6) Egli era in modo co-

stante e virile, che sempre della persona, che esso rappresentava, ricordandosi, non si lasciava nè con minaccie, nè con prieghi del suo primo parere distorre. Se Paolo o Giulio havessero peraventura cosa alcuna proposta, dove non fosse a lui paruto, che a fatto la degnità della sede Apostolica stata vi fusse; il cui commodo solo diceva havere dinanzi gli occhi; o non vi si ritrova va presente, o se pure vi si ritrovava, non vi assentiva.

7) Et la cui memoria dopo la morte non assai benè trattò. 8) Fu eletto Pontefice contra il parer e credere di ogn' uno e

Allen gefürchtete, Strenge ließ sein Krönungsfest dem römischen Volke als einen wahrhaftigen Trauertag erscheinen. Jeder fühlte, daß der Schimmer von Freiheit, der zumal von Julius III. vergönnt worden, dem neuen Regiment werde weichen müssen, und die Bemühungen des Papstes selbst, den Zagenden Hoffnung und Vertrauen einzuflößen, fanden nur bei Wenigen Eingang. Unaufgefodert hatte er in Gegenwart verschiedener Eminenzen erklärt, es solle nicht die mindeste Neuerung in die Stadt eingeführt, sondern alles in dem bisherigen Stande erhalten werden. Auch wie er in Begleitung der sämmtlichen Cardinäle durch die von Tapeten und prächtigem Aufputze leuchtenden Straßen aus dem Vatican nach S. Marco zog, bemühte er sich durch Äußerungen von Gnade und Freigebigkeit das schlimme Vorgefühl der Massen zu beruhigen, und bei jeder spätern Gelegenheit öffentlichen Auftretens suchte er sich durch milde Worte die Zuneigung eines Jeden zu erwerben. Nicht minder waren seine ersten Schritte berechnet, ihm den Beifall der Verständigen und der Eiferer zu erwecken. „Wir versprechen und schwören," sagt er in der ersten Bulle, „in Wahrheit dafür zu sorgen, daß die Reform der allgemeinen Kirche und des römischen Hofs ins Werk gesetzt werde." Den Krönungstag bezeichnete Paul durch Vorschriften für Klöster und Orden. Zwei Mönche vom Monte Cassino entsendete er nach Spanien, um die verfallene Klosterzucht herzustellen. Er ordnete eine Congregation der allgemeinen Reform an, in drei Classen: eine jede sollte aus 8 Cardinälen, 15 Prälaten und 50 Gelehrten bestehen. Die zunächst den Classen zur Berathung ausgesetzten Artikel, die Vergebung der geistlichen Ämter betreffend, wurden den Universitäten mitgetheilt. Paul war auch des Willens, die Steuern herabzusetzen, wenigstens die außerordentlichen, von seinen unmittelbaren Vorgängern eingeführten Belästigungen zu erlassen, aber das untersagte die unglaubliche Armuth der apostolischen Kammer: nicht einen Quattrino hat er vorgefunden. Viele der Verordnungen des Papstes Julius III., denen er als Cardinal seine Zustimmung nicht gegeben, wurden widerrufen, einige von des Julius Vertrauten zum Gefängnisse verurtheilt. Die Juden, die bisher durch die ganze Stadt zerstreut gewohnt hatten, nöthigte der Papst, sich auf ein eigenes Quartier zu beschränken, und, zum Unterschied von den Christen, eine gelbe Mütze zu tragen. Gegen ihren Wucher richtete er wiederholte Verordnungen, während er sich zugleich bemühte, ihnen durch schwere Auflagen die reichlichen, von ihrem Gewerbe bezogenen Früchte zu entreißen. Alle die von früheren Päpsten ihnen verliehenen Privilegien hat er widerrufen. Die ohne Beobachtung der Formen, oder im Wege der Simonie veräußerten Kirchengüter befahl er einzuziehen; eine Verordnung, die vielen unvorsichtigen oder vollkommen unschuldigen Käufern schweren Nachtheil brachte. In einem spätern Decret vernichtete er alle Verleihungen geistlicher Güter oder Einkünfte, die seit Julius II. statt gefunden hatten. Er stellte die in der Pönitentiarie waltenden Misbräuche ab, schrieb dem Klerus eine Ordnung für Kleidung und Lebensweise vor, wollte, daß jeder Verleihung eines geistlichen Beneficiums die genaueste Untersuchung um den frühern Lebenswandel des Candidaten vorausgehe. Die strengsten Verordnungen wurden den verderbten Sitten der üppigen und ungebundenen Hauptstadt entgegengesetzt [9]). Die sämmtlichen Cardinäle, welche Legationen in dem Kirchenstaate besaßen, wurden abgerufen, und zum Theil durch die Generale der Bettelorden ersetzt. Die Gewalt der drei römischen Conservatoren hat Paul erhöhet, mit freigebiger Hand die Exemptionen und Privilegien des römischen Volks erweitert, demselben auch Tivoli verehrt, dessen Gubernament darum dem Cardinal von Ferrara entzogen werden mußte. Für solche Wohlthaten erkenntlich, votirte das Volk ihm nach alter Sitte eine Marmorstatue, auf dem Capitol ihm zu errichten, und eine Nobelgarde wurde ihm zugelegt von mehr denn hundert römischen Edlen, die, ohne Löhnung, wechselweise den Dienst bei seiner Person verrichteten. So sehr erfreute sich Paul dieser, nicht einem seiner Vorgänger bewiesenen, Aufmerksamkeit, daß er den Gardisten, einem wie dem andern, die Ritterwürde verlieh. Viel mußte ihm, Behufs seiner ausgedehnten Entwürfe, daran gelegen sein, wenigstens die Hauptstadt in der günstigsten Stimmung zu erhalten.

Als er sich auf der höchsten Stufe erblickte, von welcher Ehrgeizige träumen mögen, als er sich den lange genährten Wünschen um die Verherrlichung der Kirche hinzugeben gedachte, da erwachte zugleich in doppelter Stärke jene Leidenschaft, die ihm von der Mutter angeboren, durch eine Reihe wechselseitiger Beleidigungen genährt, ein ganzes Menschenalter hindurch durch die starren und zugleich besänftigenden Formen des klösterlichen Lebens, oder durch die Rücksichten, durch das Bedürfniß, sich den Weg offen zu halten, der einzig zu einer Befriedigung dieser Leidenschaft führen konnte, unterdrückt gewesen war. Paul haßte den Kaiser als Caraffa, als Neapolitaner und Italiener, als Katholik und als Papst. Als Cardinal hatte er stets behauptet, der Kaiser begünstige, aus Eifersucht gegen den römischen Stuhl, die Protestanten: dem schrieb er die Fortschritte jener Feinde der Kirche zu. Mehr als einmal hatte ihn der Kaiser wegen seiner Declamationen in dem Consistorium ernstlich bedeuten lassen. Seine Seele hing an der Erinnerung von dem vormaligen Glanze Italiens, von dem seine Jugend Zeuge gewesen. Wohlgefällig verglich er jenes Italien einem rein gestimmten

forse anco di se stesso, come S. S. propria me. disse poco inanzi morisse, che non avea mai compaciuto ad alcuno e che si un cardinale gli avea domandato qualche gratia, gli avea sempre risposto alla riversa, nè mai compiaciutolo, onde disse: io non so, come mi habbiano eletto Papa e concludo, che Iddio faccia li Pontefici.

9) Perch' era nondimeno il tutto indifferentemente fatto e senza distintione alcuna, pareva che a volontà più tosto, che con certa deliberatione o consiglio a fare queste novità si movesse. Venutone adunque a tutti per questa causa in odio, benche molte cose facesse degne di eccelente Principe, non potevano però queste cose essere cosi grate et accette, quanto erano all' incontro odiose quelle ch' egli di contraria qualità faceva.

faitigen Instrument. Neapel, Mailand, Kirche und nedig waren ihm die vier Saiten, er verwünschte das denken von Alfonso und Ludwig dem Mohren, „un- ge und verlorne Seelen," durch deren Entzweiung e Harmonie gebrochen worden. Und das zumal konnte am wenigsten ertragen, daß es grade den Spaniern eben sein sollte, sich in die Trümmer jenes Prunkge- des einzunisten. Wenn er sodann die Umstände und jüngsten Ereignisse erwog, so mochte er sich wol sa- , es könne kaum ein Zeitpunkt günstiger eintreten, als gegenwärtige, um die Übermacht der Spanier zu bre- . Der aus Karl's V. Zerwürfnissen mit Paul III. den Farnesen hervorgegangene Krieg ergab sich als beiweitem unglücklichste von allen, die der Kaiser hatte then müssen. Bedrängt in den Niederlanden, ange- det in Teutschland, bei zweifelhafter Herrschaft in Ita- empfand der Monarch eine verzehrende Lebensmüde, den Ekel an Geschäften. Kaum hatte Paul IV. die dienz der von allen Seiten zuströmenden Gesandt- sten empfangen, als er wiederholte Versuche anstellte, iefern jene Gemüthsstimmung Karl's zu benutzen sein de. Ein naher Anverwandter des Hauses Caraffa, tthäus Stendardo (vgl. den Art. Estendard), der, h den päpstlichen Nepoten, in Neapel bandisirt wor- , schmachtete seit längerer Zeit zu Florenz im Kerker. ne Entlassung soderte Paul, und ohne Anstand wurde von Cosmus von Medici und von Franz von Toledo, kaiserlichen Commissarius für Toscana, bewilligt. glicher schien das zweite Experiment. Johann Franz, jenem hochberühmten Geschlechte der Guidi Guerra, seine Person Graf von Bagno, südlich von Forli, an Cocoglia und an der Grenze von Toscana, hatte stets die Medici die Waffen geführt, und kürzlich unweit na, auf päpstlichem Boden, einen für die Franzosen Sanesischen bestimmten Geldtransport aufgehoben, zu tzlichem Nachtheile der französischen Waffen. Die That, auf seinem Gebiete, durch einen Vasallen ver- , nahm der Papst hoch auf: der Graf von Bagno de zur Verantwortung nach Rom geladen, und wegen s Ausbleibens geächtet. Seinem Neffen Anton Ca- bestimmte Paul des Grafen hierdurch herrenlos ge- dene Güter, und derselbe Neffe und Ascan della Cor- wurden mit zehn Fähnlein Fußvolk ausgesendet, die zu vollstrecken. Es zweifelte Niemand, daß Cosmus Vertheidigung des ihm so nützlichen Verbündeten über- nen würde, und den Willen dazu schien die in die nfeste Castrocaro eingelegte florentinische Besatzung deuten; daher traf Anton Caraffa auf seinem Marsche möhnliche Vorsichtsmaßregeln, auch ließ er sein Ge- zur See nach Rimini schaffen. Gleichwol blieben Florentiner müßige Zuschauer, wie nach einander die stlichen die Festungen des Grafen von Bagno, Gine- o, Montezuffo, Bagno, Montebello auf dem Süd- des Metauro, besetzten und der unglückliche Ächter flüchtig werden mußte. Genugsam hierdurch über agdafte Stimmung des Fürsten, auf dem hauptsäch- des Kaisers Macht in Italien beruhte, belehrt, ereig- sich mancherlei, was keineswegs geeignet war, Paul den Interessen des österreichischen Hauses günstiger zu stimmen. Der in Augsburg geschlossene Religionsfriede hatte den Protestanten Zugeständnisse gemacht, die der entgegengesetzten Partei verderblich zu werden drohten (26. Sept. 1555); sehr bitter ließ Paul sich darüber ge- gen König Ferdinand aus, der zu Augsburg in des Kai- sers Vollmacht gehandelt hatte, und es wurde ihm ein nicht minder heftiger Bescheid. Johann Franz Giugni, der mit andern florentinischen Ausgewanderten eine Frei- stätte in Rom fand, wurde auf Veranstaltung des floren- tinischen Gesandten, Serristori, ermordet. Hierauf erließ der Papst ein scharfes Mandat, in dem allen Unterthanen bei schwerer Strafe der auswärtige Kriegsdienst untersagt wurde, und folgsam gaben Leonidas und Jacob Malate- sta, Vater und Sohn, auch alle die mit ihnen in gleicher Lage, den einzigen Marc Anton von Rieti ausgenommen, den Dienst des Kaisers und des Herzogs von Florenz auf. Hierauf soll es bei der kaiserlichen Partei in Rom zu einigen Lebenszeichen gekommen sein, verdächtige Zu- sammenkünfte in des Cardinal Sforza Behausung wur- den belauscht, und ein Zufall schien des Papstes mühsam noch zurückgehaltene Leidenschaft vollends zum Ausbruche bringen zu müssen. Der Graf von Santa-Fiora, der Regierer des Hauses Sforza, hatte, gleichwie seine Brü- der, Guido Ascanius, der Cardinal, und Alexander, der Chierico della Camera, stets der kaiserlichen Partei ange- hört, und kürzlich war es ihm gelungen, auch seine Brü- der, Karl, den Großprior der Lombardei, und Marius, ihren bisherigen Dienstverhältnissen zu Frankreich abwen- dig zu machen. Der Großprior hatte in dem Hafen von Marseille drei vollkommen ausgerüstete Galeeren liegen, die er gern dem Kaiser zugeführt hätte. Allein der fran- zösische Hof, seine veränderte Stimmung gewahrend, hatte Vorsichtsmaßregeln ergriffen, um wenigstens die Galeeren zurückzubehalten, und nur mit Schwierigkeit konnte der Patron den für Frankreich in Pflicht genommenen Be- fehlshaber der Galeeren bewegen, mit zweien derselben einen Streifzug vorzunehmen, dann in Civita Vecchia an- zulegen. Da erwartete seiner des Großpriors Bruder Alexander, der vorgebend, er habe von dem Bruder die Galeeren erkauft, sich durch Überfall ihrer bemächtigte. Der Überfall und die Ausweisung der französischen Schiffs- mannschaft erregten solchen Tumult, daß die Galeeren nicht auf der Stelle wegzubringen waren; damit dieses in der Folge nicht bewerkstelligt werde, ließ der Governa- tore der Citadelle den Hafen verschließen. Der Vorfall wurde dem Cardinal Sforza früher berichtet, als dem Papst, und durch Vermittlung seines Geheimschreibers verschaffte sich der Cardinal ein Schreiben des Grafen von Montorio, als des Generalcapitains der päpstlichen Heere, wodurch dem Governatore in Civita Vecchia auf- erlegt wurde, die fraglichen Galeeren freizugeben. Alexan- der Sforza beeilte sich, die Beute nach Gaeta und in Sicherheit zu bringen, der Papst aber, nachdem er den Hergang aus der von dem französischen Gesandten erho- benen Beschwerde vernommen, brach in die äußerste Wuth gegen die Sforza aus, die als Paul's III. nahe Anver- wandte, und wegen ihrer Wichtigkeit für Julius III. in

dessen Zwistigkeiten mit Frankreich, sich gewöhnt hatten, kein anderes Gesetz als ihren eigenen Willen zu beachten. Paul IV., der entschlossen, den Trotz der großen Lehenträger überhaupt zu brechen, ergriff diese Gelegenheit, damit den Anfang zu machen. Er ließ den Brüdern Marius und Alexander Sforza den gemessenen, von den heftigsten Drohungen begleiteten Befehl zukommen, die Galeeren sofort nach Civita Vecchia zurückzuschaffen, und wollte den Cardinal Sforza für die pünktliche Befolgung dieses Befehls verantwortlich machen. Noch ganz ergriffen von den bei solcher Gelegenheit vernommenen Drohworten, versammelte der Cardinal in derselben Nacht in seinem Palast die ganze kaiserliche Partei, insbesondere die Colonna und Cesarini, den kaiserlichen Gesandten, Ferdinand Rodriguez de Castro y Portugal, vierten Grafen von Lemos und ersten Marques von Sarria, und auch den Grafen von Chinchon, der des Königs Philipp Obedienz dargebracht hatte, zu gemeinsamer Berathung. Viel wurde da gesprochen; den heftigsten und unziemlichsten Ausdrücken über des Papstes Person und Treiben gesellten sich frivole Bemerkungen über die Ungültigkeit seiner Wahl, auch Drohungen, die laut und stürmisch in dem zahlreichen Gefolge wiederhallten, das sich auf den Treppen und im Vorhofe des Palastes herumtrieb. Paul wurde hierdurch nicht erschreckt, wie es doch die Absicht der Versammlung war, sondern nur noch mehr gereizt. Einstweilen beschäftigte er sich mit dem nach Civita Vecchia gelangten Befehle, die Galeeren freizugeben. Den Zorn des Oheims von sich abzuwenden, ließ Montorio das an den Governatore gerichtete Schreiben zurückfodern und durch einen andern, in allgemeinen Ausdrücken gehaltenen Aufsatz ersetzen; er beschuldigte auch den Geheimschreiber des Cardinals Sforza, daß er ihn und den Governatore in Civita Vecchia betrogen habe. Solche Fälschung zog dem Geheimschreiber eine harte und langwierige Einkerkerung zu, gegen Montorio aber erhob sie sich später, unter Pius IV., zu einer verderblichen Anklage. Für jetzt wurde natürlich dem Neffen geglaubt, der Geheimschreiber sogleich verhaftet, mit demselben Schicksal der Cardinal bedroht. Den Zorn des Papstes zu besänftigen, ließ der kaiserliche Gesandte um eine Audienz bitten; sie wurde ihm verweigert, auch dann noch verweigert, wie er, in des h. Vaters Anticamera eindringend, die wichtigen Aufträge, die er von seinem Gebieter empfangen und persönlich vortragen müsse, geltend machte. Die Beleidigung mußte der Gesandte wol an seinen Hof berichten, doch unterließ er nicht, bei dem Vicekönige von Neapel die Zurückgabe der Galeeren zu betreiben, damit nicht um ihrentwillen sein Gebieter in neuen Krieg verwickelt werde. Die Auslieferung wollten die Sforza aber nur dann geschehen lassen, wenn zu einigem Ersatze des ihnen daraus erwachsenden Verlustes der Geheimschreiber des Cardinals freigegeben werde. Auf das Mißfälligste wurde solche Foderung von dem Papste aufgenommen; ihm däuchte es, man wolle dem Erbherrn vielmehr Gesetze vorschreiben, als sie von ihm empfangen. Statt der Antwort ließ er den Cardinal Sforza verhaften; der Cardinal Caraffa lud den Collegen nämlich zu einer Spazierfahrt ein, und brachte ihn ohne Aufsehen nach der Engelsburg. Camill Orsini theilte des Cardinals Schicksal; in jener Versammlung hatte Camill die heftigsten Reden geführt, wie er denn schon früher wegen seiner starren Anhänglichkeit an der kaiserlichen Partei verdächtig gewesen. Alle diese Ereignisse füllten mit namenloser Freude die Herzen der aus Florenz, Neapel und den übrigen Gegenden von Italien Bandisirten: schon die erste Nachricht von der Differenz um die Galeeren hatte als eine Kriegserklärung ihnen geklungen, und scharenweise drängten sie sich in Rom zusammen, während da in dem gleichen Maße die Zahl der friedlichen abnahm. Der Graf von Popoli, Joseph Cantelmo, ein naher Anverwandter der Caraffen, hatte stets von gewaltsamen Entschließungen abgerathen, dafür empfing er jetzt von dem Cardinal Caraffa eine beleidigende Zurechtweisung, und misvergnügt ohnedies, weil ihm der Oberbefehl der päpstlichen Armada entgangen, zog er sich auf seine Güter zurück. Der Gardehauptmann, Mutius Tutavilla (s. d. Art. Estouteville), und vier Camerieri wurden um ihrer friedlichen Gesinnung wegen verabschiedet. Osio, der Vertraute des Papstes, den er zum Datarius, jedoch unter dem bestimmten Verbote gemacht hatte, für die Verleihung eines Beneficiums auch nur einen Pfennig zu erheben, der als einer der einflußreichsten Räthe mit dem Empfange der Bittschriften beauftragt gewesen, fiel jetzt, nachdem er kaum des Bisthums Rieti sich erfreuet, in Ungnade, und mußte in der Engelsburg ein vierjähriges, hartes Gefängniß erdulden. Als Veranlassung der Ungnade wurde seine „rustica et aspera natura“ angegeben, und daß er selbst des Papstes Anverwandten die gebührende Ehrfurcht versage. Niemand war mehr vorhanden, um dem Einflusse der Nepoten zu widerstehen. Diese Nepoten haben wir schon genannt, doch müssen wir nachträglich anführen, daß von ihnen der älteste, Ferdinand, dritter Graf von Montorio, die Erhebung des Oheims nicht erlebte. Der jüngste von ihnen, Karl, geb. den 29. März 1517, erfand zuerst das Geheimniß, sich dem Papste unentbehrlich zu machen, obgleich er seinen Sitten nach am wenigsten hätte hoffen dürfen, Gnade oder nur Duldung zu finden. Paul selbst sagt, es sei des Neffen Arm bis zum Ellnbogen in Blut getaucht. Als Knabe war Karl des Cardinals Pompejus Colonna Page gewesen, dann trat er in den Malteserorden. Wünschend, den Frieden seines Hauses mit dem Kaiser zu besiegeln, diente er in dem teutschen Kriege. In dem Streite um einen Gefangenen von einem Spanier beschimpft, brachte er seine Klage darum vor den Herzog von Alba, der ihm aber, statt die gesuchte Erlaubniß zu einem Zweikampfe mit dem Beleidiger zu gewähren, nur Verachtung bezeigte. Dieses neue Unrecht vermochte Karl nicht zu verschmerzen, er verließ das Heer, um nach Italien zurückzukehren, wurde aber in Trient auf kaiserlichen Befehl festgehalten, bis er die Erklärung ausstellte, daß er von jenem Spanier vollständige Genugthuung habe, denselben daher nicht weiter zu beunruhigen gedenke. Den unauslöschlichen Rachedurst im Herzen, wurde Karl auch noch in seinen Bewerbungen um das Malteserpriorat zu Neapel,

ungeachtet der Verwendung Paul's, durch den Kaiser abgewiesen; er ging nach Toscana zu Peter Strozzi, trat mit demselben in das engste Freundschaftsbündniß, stand ihm in allen seinen Unternehmungen zur Seite, und hatte noch kürzlich die von Strozzi selbst aufgegebene Vertheidigung von Porto Hercole fortgesetzt. Diese Schicksale, ausgezeichnete Fähigkeiten, und der Haß gegen Spanien, in dem er so entschieden mit dem Oheime zusammentraf, mußten guten Theils ausgleichen, was dieser an ihm zu tadeln fand; Karl verschmähte es aber auch nicht, durch andere Mittel auf den frommen Greis zu wirken. Zuweilen ließ er sich betend und in vollkommener Zerknirschung vor einem Crucifix betreten. Gerührt durch so viele Andacht verlieh ihm der Papst am 23. Aug. 1555 die Cardinalswürde, tit. SS. Viti et Modesti: dazu zwar hatte ihn der Kaiser vorgeschlagen, der durch dieses Zeichen von Aufmerksamkeit und durch die damit verbundene Versicherung, daß er alle Unbedachtsamkeiten der Jugend seines Clienten vergessen habe, günstig auf die Stimmung des Papstes einzuwirken hoffte. Viel hat jene demüthige Politik dem Kaiser nicht gefruchtet, aber Paul fühlte sich in den Tugenden seines Neffen überglücklich, pries sie mit freigebigem Lobe, betheuerte, es habe nie der heilige Stuhl einen fähigern Diener gefunden, übertrug ihm die Summe der geistlichen, wie der weltlichen Geschäfte, und sah es gern, wenn der Cardinal von den Begünstigten als die Quelle der empfangenen Gunstbezeugungen betrachtet wurde. Das hiermit gewonnene Ansehen benutzte Karl, um die in Rom versammelten Emigranten für seine persönlichen Zwecke zu gewinnen, dann durch sie, gleichwie durch alle übrige ihm zu Gebote stehende Mittel, aufregend auf seines Oheims Gemüth zu wirken: denn, wie stürmisch auch Paul in seinen Leidenschaften war, er war alt genug geworden, um in Augenblicken wenigstens den Berechnungen der Vernunft Gehör zu geben. Wol ließ sich der Papst vernehmen, durch ein geistiges Fieber gleichsam wolle der Kaiser ihn zu Grunde richten, aber er werde ihm offenes Spiel entgegensetzen, und mit Hülfe des Königs von Frankreich das arme Italien von der Tyrannei der Spanier befreien. Er hoffe noch auf den Thronen von Mailand und Neapel französische Prinzen zu sehen. Wenn er nach Tisch Stunden lang bei dem schwarzen, dicken, vulcanischen Wein von Neapel saß, den er reichlich trank — man nannte das Gewächs Mangiaguerra — dann ergoß er sich in stürmischer Beredsamkeit gegen diese Schismatiker und Ketzer, von Gott Verfluchte, Samen von Juden und Marranen, Hefen der Welt, und wie er sonst noch die Spanier nannte. Dann getröstete er sich des Spruchs: du wirst über Ottern wandeln, Löwen und Drachen zertreten. „Denn jetzt," fuhr er fort, „sei die Zeit gekommen, daß Kaiser Karl und sein Sohn ihrer Sünden Züchtigung zu empfangen hätten. Er, Papst, werde die ihnen bereiten, Italien seiner Bande entledigen. Wolle man ihn nicht hören, ihm nicht beistehen, so werde man doch dereinst erzählen, daß ein alter Italiener, am Rande des Grabes, wo seines Gleichen nur Ruhe sucht, und zum Sterben sich vorbereite, zu so Ungeheuerm den Entwurf aufgefaßt habe. In solchen Augenblicken, August 1555, empfing denn auch der Herzog von Urbino den Befehl, in der Romagna 6000 Fußgänger und 300 Reiter auszuheben, damit man sie stets schlachtfertig haben könne; aber in einem andern Augenblicke verfiel der Papst wiederum in Zweifel um Krieg oder Frieden, zumal nachdem die von Civita Vecchia entführten Galeeren wieder eingeliefert worden, und Cosmus von Medici seinen Schwiegersohn Paul Jordan Orsini bestimmte, die Citadelle von Bracciano auf die erste Auffoderung an die Caraffa zu überliefern, auch jedes Mittel zu ergreifen, um sich dem Papste gefällig zu machen. Seines Oheims Zweifel zu heben, bemühte sich Karl Caraffa um auswärtigen Beistand, er wollte jene Allianz mit Frankreich herbeiführen, von der Paul selbst in so prächtigen Ausdrücken zu sprechen pflegte. Der Cardinal von Lothringen war ein alter Bekannter des Caraffa, den beschloß er für die Allianz zu gewinnen. So lange der Cardinal von Ferrara in Rom anwesend, und die Angelegenheiten Frankreichs leitete, war jedoch der lothringischen Prinzen Einfluß auf die Geschicke Italiens beschränkt und zweifelhaft: darum wurde dem Cardinal von Ferrara geboten, die Stadt zu verlassen. Die Welt erklärte sich das aus seinem ungeregelten Wandel, dem Bruder, dem Herzog von Ferrara, den man nicht beleidigen durfte, wurde eröffnet, des Cardinals Feinde hätten dem Papste beigebracht, es strebe jener nach höhern Dingen, nach der dreifachen Krone nämlich. Den eigentlichen Lenker dieser Intrigue kenne man mit Bestimmtheit nicht, doch hafte ein starker Verdacht auf dem Cardinal Pio von Carpi, der längst als des Prinzen von Ferrara entschiedener Widersacher bekannt war. Des Carpi offener Helfer sei aber du Bellay, jener ehrgeizige Prälat, der mittels des Prinzen Entfernung, wo nicht eine Aussicht auf die dreifache Krone, doch wenigstens die Handhabung der französischen Angelegenheiten zu erlangen hoffe. Diese, dem Hofe von Ferrara gemachte vertrauliche Mittheilung verfehlte ihre Wirkung nicht; bittere Klagen erhoben sich von dort aus gegen den Cardinal du Bellay, und fanden in Paris williges Gehör: der Mann, der in italienischen Angelegenheiten am vollständigsten bewandert war, wurde nicht mehr befragt; ohne dessen Zuthun verhandelten der ordentliche Gesandte von Frankreich, Johann d'Avanson und der Cardinal von Armagnac mit den päpstlichen Nepoten, und als der Gegenstand hinreichend besprochen war, ließ der Papst den französischen Gesandten, den Cardinal Farnese, den berühmten Legisten Sylvester Aldobrandini, den Ober-Kammerherrn Paul Consiglieri zu sich bescheiden. Nachdem er ihnen die grausamen, gegen sein und der Nepoten Leben geschmiedeten Anschläge mitgetheilt, beklagte er sein trauriges Loos, daß er, von Gott der Christenheit zum gemeinsamen Vater eingesetzt, Feinden begegnen müsse, die sich zu seinem Untergang verschworen hätten, und daß er deshalb zu der Nothwendigkeit gebracht werde, die Waffen zu gebrauchen, nicht um sein Leben zu vertheidigen, denn das biete er sehr gern der christlichen Gemeinde zum Opfer, sondern um seine Würde zu behaupten, von welcher er nicht der Gebieter, sondern der Wächter sei. Hierauf

führte der Cardinal Caraffa den Gesandten und die übrigen zur Audienz gekommenen Personen in des Ober-Kammerherrn Zimmer, wo sodann, am 13. October, von dem Staatssecretair della Casa, in Gemeinschaft mit dem Gesandten, die Punctationen des mit Frankreich zu errichtenden Bündnisses aufgenommen wurden. Diesen Entwurf mußte Hannibal Ruccellai, der Neffe von Paul's vertrautem Geheimschreiber, nach Frankreich tragen, um des Königs Genehmigung zu suchen. Einstweilen waren in Rom 3000 Fußknechte vereinigt, und die französischen Minister nahmen es über sich, bis des Königs bestimmte Weisung eingetroffen sein würde, die zu Parma und Mirandola müßig liegende Reiterei den Caraffa zur Verwendung für den bevorstehenden Krieg zu überlassen. Hierauf trotzend, ließ der Papst einen spanischen Agenten, den Abbate Bersegno, der von Mailand nach Neapel gehen sollte, im Bolognesischen anhalten, und die ihm anvertrauten Briefe öffnen, wo sich dann, wie die Caraffa wenigstens versicherten, die deutlichen Spuren einer von den Spaniern eingeleiteten, von den Sforza fortgesetzten Verschwörung gegen den Papst gefunden haben sollen. Es wurden diese Anzeigen sofort benutzt, um eine Menge von Processen einzuleiten, von denen der gegen den Kaiser gerichtete zwar nachher unterdrückt wurde, während zwei kaiserliche Agenten, der Abbate Nanni und Karl Spina, den ihnen angedichteten Mordanschlag gegen den Papst und gegen den Cardinal, mit dem Leben büßen mußten. Es wurde auch auf jene Anzeigen hin Marc Anton Colonna nach Rom entboten, der es indessen auf eine von der Mutter empfangene Warnung vorzog sich mit der Befestigung von Paliano zu beschäftigen. Gegen ihn sowol, als gegen seinen Vater Ascan Colonna, wurden Monitorien erlassen, denen dieser um so weniger nachkommen konnte, da er wegen eines in den Abbruzzen angestifteten Aufruhrs zu Neapel gefangen saß. Den Monitorien folgte ein Contumacial-Erkenntniß, durch welches Vater und Sohn aller Würden und Güter entsetzt und mit der Excommunication belegt wurden. Alle Anhänger der kaiserlichen Partei, erklärte sowol, als muthmaßliche, wurden theils eingezogen, theils nur mit Haus- oder Stadtarrest belegt (zu diesen gehörten Ascan della Cornia und Julian Cesarini), auch ihrer Ämter entsetzt. Auch die Gemahlin des Ascan Colonna, Johanna von Aragon, eine Tochter des Herzogs von Montalto, erhielt mit ihrer Schwiegertochter und ihrer Tochter Stadtarrest, empfand aber solche Beunruhigung über alle die feindlichen Anstalten, daß sie sich ihm Anfangs 1556 entzog. Darüber gerieth der Papst in neue Aufwallung, Truppen wurden gegen Paliano ausgesendet, Marc Anton Colonna entwich über die Grenze, und die Einwohner überlieferten die noch nicht vollständig bewehrte Stadt. Alle übrigen Festungen der Colonna, auch Nettuno, öffneten ihre Thore, während die neapolitanische Regierung, beunruhigt durch diese Vorgänge in ihrer Nähe, ihre disponiblen Streitkräfte allmälig an der Grenze des Kirchenstaates aufstellte. Abermals schien der Papst Besorgnisse zu empfinden, der Cardinal Sforza war gegen eine Caution von 200,000 Goldthalern freigegeben worden, jetzt sollte eine Congregation von Cardinälen die Mittel zu Herstellung eines dauerhaften Friedens zwischen Kaiser und Frankreich berathen, es wurden alle Werbungen in dem Kirchenstaate untersagt, und Octav Farnese erhielt die Weisung alsbald aus Castro und Pitigliano sein Volk abzuführen. Mittlerweile hatte in Frankreich der Cardinal von Lothringen, geschmeichelt durch den ihm von den Caraffa gegen seinen Feind, den Cardinal du Bellay, geleisteten Dienst, bestochen vielleicht auch durch die alten Ansprüche seines Hauses auf den Thron von Neapel, allen seinen Einfluß aufgeboten, um die Allianz mit dem Papste durchzusetzen. Einer mächtigen Opposition im Cabinet obsiegend, ging er selbst nach Rom, und sein Eintreffen, grade im Augenblick jenes bangen Zweifels, entschied den Papst. Der Bundesvertrag, zu Angriff und Vertheidigung, wurde am 16. Dec. 1555 unterzeichnet. Vermöge desselben sollten bis kommenden Februar in Rom oder Venedig, zu Bestreitung der Kriegskosten, 500,000 Goldgulden niedergelegt werden, für des Papstes Antheil zwar 150,000. Es versprach der König, auf den ersten Nothfall ein Heer von 10,000 Fußgängern, 500 Lanzen und 500 Chevaurlegers nach Italien abgehen zu lassen, auch solches den Befehlen irgend einer fürstlichen Person zu untergeben. Dazu sollte der Papst 10,000 Fußgänger und 1000 Reiter stoßen lassen, auch gehalten sein, die nöthige Artillerie, sammt Bespannung, und für die französischen Hilfstruppen den Proviant zu liefern. In Florenz versprach man sich, die republikanische Verfassung wieder herstellen zu wollen. Neapel sollte für einen der Prinzen des Königs von Frankreich, der jedoch nicht der Dauphin sein dürfe, erobert werden; dieser sollte das Königreich als ein Lehen von der Kirche besitzen, auch davon den bisherigen Zins, und noch 20,000 Goldthaler weiter alljährlich entrichten. Alles Land im Westen einer Linie, so von S. Germano nach dem Garigliano gezogen, dann das rechte Ufer dieses Flusses, die Stadt Gaëta mit einbegriffen, und der im Norden des Pescaraflusses gelegene Theil von Abruzzo, sollten für immer dem Kirchenstaate einverleibt werden. Für den Grafen von Montorio und für dessen Bruder, Anton Caraffa, wurde eine Dotation im Neapolitanischen stipulirt, die jedem jährlich 25,000 Goldthaler abwerfe. Eine ähnliche Dotation von 15,000 Goldthalern jährlich, sollte die Kirche in Sicilien empfangen. Dieser Vertrag wurde an Ludwig de S. Gelais-Lansac übergeben, um ihn dem Könige zur Genehmigung vorzulegen, während der Cardinal von Lothringen in scheinbarem Misvergnügen, wie über eine verfehlte Sendung, nach Ferrara und Venedig ging, um den Beitritt dieser Staaten zu dem Bunde zu bewirken. So vollständig wurde das Geheimniß der in Rom gepflogenen Unterhandlungen bewahrt, daß die neapolitanische Regierung ihren Feldherrn, Bernardin de Mendoza, mit seiner Mannschaft von der Grenze abrief, während König Philipp den Garci Laso de la Vega, in dem Charakter eines außerordentlichen Gesandten, nach Rom gehen ließ, um in aller Weise dem h. Stuhle seine Deferenz zu bezeigen, zugleich aber auch des Hauses Colonna Restitution zu suchen. Diesem Anbringen entgegnete tro-

: Papſt, die Natur berechtige ihn, ungehorſame,
te Unterthanen und Staatsverbrecher zu züchtigen,
gleichen Maße, wie dieſes Recht von einem Kö-
n Spanien geübt werde. Hingegen hatte er ſchon
ſeine Truppen in die Winterquartiere vertheilt;
i er fortwährend an der Befeſtigung von Paliano,
und Anagni arbeiten. Dieſe Arbeiten ſcheinen
n Argwohn des ſpaniſchen Cabinets auf das Neue
zu haben, das Geheimniß jenes Bundesvertrags
hm überliefert, und der Herzog von Alba verließ
bardei, um das am nächſten bedrohte Neapel zu
Es erfolgte aber, ſtatt des erwarteten Angriffs,
ffenſtillſtand von Vaucelles, am 5. Febr. 1556, zur
eiblichen Überraſchung und zu bitterm Verdruſſe des
und der Nepoten [10]). Der Papſt war in der
r feſten Meinung geweſen, mit dem erſten Früh-
e Feindſeligkeiten zu beginnen, und hatte am Neu-
e 1556 dem Grafen von Montorio in feierlicher
unter den hergebrachten Förmlichkeiten, den Com-
ab übergeben. Er ergoß ſich in bittere Klagen,
i der Cardinal von Tournon und der franzöſiſche
e den Waffenſtillſtand notificirten, und beſonderes
darauf legten, daß auch die Kirche in denſelben
mmen worden. Dieſelben Klagen wiederholte der
l Caraffa gegen den Herzog von Soma, der im
aller Banditirten Italiens nach Frankreich gezo-
r, um dort Unterſtützung zu heiſchen, vorher aber
rzoge von Ferrara das Breve überbracht, durch
ihm der Oberbefehl des Bundesheeres übertragen
Das im Namen des Cardinals an den Herzog
ma gerichtete Schreiben war von dem Staats-
della Caſa entworfen, und der Art geſtellt, daß
Könige vorgelegt werden mußte. Im Tone bei-
r Verzweiflung, und darum mit ſo größerer Frei-
eit, war dem Könige der Treubruch vorgeworfen,
m Italiener eine Belehrung ſein müſſe über die
ſigkeit franzöſiſcher Verſprechungen, der zugleich
nz Italien der Herrſchaft der Spanier überlaſſe.
als habe der Cardinal, als er den Papſt zu dem
ſe mit Frankreich zu ſtimmen geſucht hätte, von
Antwort vernommen: „Wenn ich mich entſchließe,
Kaiſerlichen zu brechen, was werden ſodann deine
en thun? Sieh wol zu, daß ſie mich nicht ver-
wenn ich ihrer bedarf.“ Er, der Cardinal, habe
pſt irre geleitet, doch er ſelbſt ſei durch die Vor-
ng betrogen worden, daß ein Vertrag, von dem
von Frankreich abgeſchloſſen, kein ſchwacher Rohr-
, welcher am nächſten Tage ſchon brechen könnte.
tſchuldigung dürfe der König nicht anführen, daß
der Papſt jederzeit geäußert habe, er wünſche und verlange den Frieden: Heinrich wiſſe wol, daß ein Papſt nicht anders ſprechen könne. Dann werden die Vortheile weitläufig aus einander geſetzt, welche die Waffenruhe dem Kaiſer gewähren müſſe, und alle Beweggründe, durch welche der König beſtimmt werden konnte, das zu Vaucelles Geſchehene zurückzunehmen. In einer ſpätern Depeſche ſucht Caraffa den König zu überreden, daß er wenigſtens die von ſeinen Truppen im Saneſiſchen noch beſetzten Plätze dem Papſt einräumen laſſe. Oheim und Neffe erwarteten jedoch nur wenig von dieſer ſchriftlichen, ſchleppenden Unterhandlung, verſprachen ſich hingegen Reſultate von ganz anderer Art, wenn der Cardinal als Legat zu dem König in unmittelbare Berührung treten ſollte. Dieſe Legation zu hintertreiben, hatte zeither der Cardinal von Tournon, als ein entſchiedener Gegner des Bündniſſes mit den Caraffa, den äußerſten Fleiß angewendet. Eine Unbeſonnenheit des kaiſerlichen Geſandten, des Marques von Sarria, raubte dem Cardinal alle Früchte ſeiner umſichtigen Bemühung. Der Marques hatte von dem Grafen von Montorio die Vergünſtigung, auch während des Thorſchluſſes, zu jeder beliebigen Stunde, die Stadt verlaſſen zu dürfen. Hiervon wollte er einſtens vor Tagesanbruch Gebrauch machen, um einer Jagdluſt beizuwohnen. Der Officier von der Wache wußte nichts vom Privilegium des Geſandten, und verweigerte die Öffnung des Thores. Da ließ der übermüthige Spanier die Wache über den Haufen werfen und das Thor einſchlagen. Über ſolche Inſolenz empfand mit Recht der Papſt den bitterſten Unwillen; die Audienz, in der ſich der Marques zu rechtfertigen gedachte, wurde ihm verſagt, und es gab ihm der Cardinal-Nepote zu verſtehen, daß von ſeiner Verhaftung und von noch ernſterer Beſtrafung Rede geweſen ſei. Plötzlich aber zeigte ſich der Papſt beſänftigt, dem Marques bewilligte er die Audienz und darin vermaß er ſich, durch die That zu zeigen, wie ſehr er den Frieden und die Eintracht der chriſtlichen Fürſten wünſche. Unmittelbar darauf, den 10. April 1556, wurden zwei Legaten deputirt, an den Kaiſer und an den König Philipp der kürzlich zum Purpur erhobene Scipio Rebiba, Biſchof von Motola, an den König von Frankreich der eigene Nepote. Sie empfingen am 11. Mai das Legatenkreuz und zugleich den oſtenſiblen Auftrag, dahin zu wirken, daß der Waffenſtillſtand in einen dauerhaften Frieden übergehe. In einer geheimen Inſtruction war dem Cardinal Caraffa aufgegeben, daß er ſeine Überredungskraft und ſein Anſehen aufbieten, auch alle Werkzeuge, die am Hofe des Königs durch Verſprechungen oder Geſchenke zu gewinnen, anwenden ſolle, um das Bündniß aufrecht zu erhalten und den Bruch des Waffenſtillſtandes zu veranlaſſen. Dieſe, mit der officiellen Aufgabe des Legaten in ſo grellem Widerſpruche ſtehenden Umtriebe zu verbergen, wurde eine doppelte Correſpondenz beliebt; eine gewöhnliche, in Bezug auf den zu vermittelnden definitiven Friedensſchluß, von welcher die Concepte im Staatsſecretariat blieben, und eine geheime, welche den Bruch des Waffenſtillſtandes zum Zwecke hatte, von welcher der Papſt unmittel-

---

Domandando io al Pontefice et al Cl. Caraffa, se havviso alcuno delle tregue, si guardarno l'un l'altro ri- quasi volessero dire, si come mi disse anche aperta- l Pontefice, che questa speranza di tregue era assai n lui, e nondimeno venne l'aviso il giorno seguente, il esse consolò tutta Roma, così diede tanto travaglio e lestia al Papa et al Cardinale, que non lo poterono are. Diceva il Papa, che queste tregue sarebbero la l mondo.

genpartei Schrecken einzuflößen. Indem sich Ascan della Cornia durch die Flucht der ihn erwartenden Strafe entzog, mußte dafür sein Bruder, der Cardinal, durch strenge Haft in der Engelsburg büßen, es wurde auch das große Vermögen der beiden Brüder eingezogen. Sodann erhielt der Fiscal der apostolischen Kammer, Alexander Pallantieri, die Weisung, in der Consistorialsitzung vom 27. Juli zu erscheinen und Folgendes zu Vortrag zu bringen: Die Minister des Kaisers und des Königs Philipp, besonders der Herzog von Alba, des Königs Vicekönig und des Kaisers Feldherr, schmiedeten offenbar Plane gegen den Kirchenstaat und gegen die Stadt Rom, indem sie nicht nur den Gliedern der Familie Colonna, die excommunicirt und als Majestätsverbrecher verurtheilt seien, Aufnahme und Schutz gewährten, Kriegsbedürfnisse und Geld lieferten, sondern auch einen Angriff auf das Gebiet der Kirche beabsichtigten, und eine neue Plünderung der Stadt Rom vorbereiteten. Diese gefährlichen Umtriebe der Minister könnten so geraume Zeit über nicht anders als mit Zustimmung der Monarchen fortgesetzt werden. Eine solche Zustimmung ergebe sich aber nicht nur als ein offenbarer Widerspruch gegen die über die Colonna und deren Beschützer verhängte Excommunication, sondern laufe auch schnurstracks gegen die Lehenspflichten, die der Kaiser und sein Sohn bei der Lehensempfängniß über Neapel in des heil. Vaters Hände beschworen hätten. Es müsse daher der Fiscal Se. Heiligkeit bitten, eine Commission von Cardinälen zur Untersuchung der Sache zu deputiren, und, wenn die erhobene Klage als gegründet befunden würde, die gedachten Minister sowol, wie ihre Fürsten in die Strafen der größern Excommunication verfallen, diese auch des Lehens, ihrer Würden und Staaten für verlustig zu erklären, die Unterthanen von dem geleisteten Eide zu entbinden, und die Länder als einen rechtsgültigen Erwerb eines jeden Eroberers anzuerkennen. Der Papst nahm diesen Antrag in der gewöhnlichen Form an, nämlich: wenn und wiefern derselbe in den Rechten begründet, und fügte hinzu, daß er wegen Ernennung einer Deputation von Cardinälen, zu Leitung der Untersuchung, sich mit dem h. Collegium berathen und dessen Meinung vernehmen werde. Von dem ganzen Hergange wußte Alba nichts, als er einen neuen Unterhändler, den Grafen von S. Valentino, Julius della Tolfa, abfertigte, um wegen der unwürdigen Behandlung der Abgeordneten seines Monarchen Klage zu führen, vor Allem die Freigebung des Vega zu fodern, und für den Fall eines ungenügenden Bescheids die Mittel anzudeuten, die für so viele Unbild Genugthuung gewähren könnten. Es traf die Sendung beinahe mit der Abberufung des Marques von Sarria zusammen, der am 3. August die Stadt verließ, unangesehen aller verspäteten Bemühungen, durch freundliche Worte ihn zurückzuhalten. Indem der Papst einen solchen Entschluß kaum erwartet hatte, empfand er viel eine augenblickliche Verlegenheit, aber sie konnte ihn nicht bestimmen, dem Grafen von S. Valentino eine gebührende Aufnahme zu gewähren, oder ihn auch nur einer Antwort zu würdigen: die sollte der ihm zum Begleiter auf dem Rückwege beigegebene Dominicus del Nero dem Herzog von Alba eröffnen. Im Wesentlichen besagte sie, daß die einfache Verneinung der aufgestellten Beschwerdepunkte hinreichen könne, um sie samt und sonders zu entkräften. Als Souverain hange der Papst von Niemandem ab, keinem Menschen auf Erden habe er von irgend einer seiner Handlungen Rechenschaft abzulegen, im Gegentheil erstrecke seine Herrschaft sich über alle Fürsten der Erde, die als seine Untergebene in gebührender Submission vor ihm ihr Verfahren zu verantworten hätten. Vega habe sich, seiner Pflichten und seines Charakters uneingedenk, bei aufrührischen Umtrieben und bei den verschiedenen, gegen den heil. Stuhl und gegen Se. Heiligkeit selbst gerichteten Verschwörungen betheiligt, es könne folglich zu seinen Gunsten die Unverletzlichkeit eines Gesandten nicht angerufen werden: indem er sich deren unwürdig gemacht, habe er sich allein die ihm gewordene Behandlung zuzuschreiben. Eine so ungerechte Sache durch Waffengewalt führen zu wollen, könne unmöglich König Philipp beabsichtigen, und gleich wenig könnte Se. Heiligkeit durch Drohungen eingeschüchtert oder abgehalten werden, bis zu ihrem letzten Seufzer die Aussprüche der Gerechtigkeit, die Befugnisse des heil. Stuhls und ihre eigene Würde zu handhaben. Mit Ruhe vernahm der Herzog von Alba des Nero Botschaft, also die heftigen Ausbrüche von Zorn erwiedernd, denen der Graf von S. Valentino begegnet war. Eine Verstärkung von 1500 aus der Lombardei erwarteten spanischen Veteranen war noch nicht eingetroffen; während der Papst die Vermehrung der Besatzung von Rom anordnete und sie den Befehlen des Camill Orsini von Lamentana untergab, beschäftigte Alba sich mit der Absendung eines neuen Friedensboten, des Peter de Loffredi. Günstiger, wie S. Valentino, der doch ein naher Verwandter des päpstlichen Hauses war, aufgenommen, durfte Loffredi dem Papst von dem „ungerechten und beleidigenden Antrag des Fiscals, in öffentlichem Consistorium gestellt und empfangen," sprechen. Hiermit, fügte der Gesandte hinzu, habe Se. Heil. die gegen den Kaiser und gegen den König von Spanien gehegte feindliche Gesinnung hinreichend an Tag gelegt, und ausgesprochen, welche Nachtheile sie ihnen zu bereiten gedenke. Den beiden Monarchen bleibe nur übrig, wozu jeder gehorsame Sohn, von dem Vater mit entblößter Waffe angefallen, berechtigt, nämlich ihm die Waffe zu entwinden. Zu solchem Schritte würden Kaiser und König aber nur nothgedrungen und in bitterm Schmerze sich entschließen, und darum bitte der Herzog nochmals flehentlichst, es möge Se. Heil. die feindliche Stellung aufgeben, und jene eines Vaters wieder annehmen, als wodurch allein die Christenheit in Frieden erhalten werden könne. Für diesen Fall verspreche er im Namen der beiden Monarchen vollkommene Vergessenheit der empfangenen Beleidigungen; allzu gern würden sie sich als Sr. Heil. gehorsame Söhne benehmen. Es möge der heil. Vater diese Angelegenheit in dem heil. Collegium berathen, und einem jeden der Väter verstatten, frei seine Ansicht zu äußern. Ein anderes Schreiben fast gleichen Inhalts mußte der Abgeordnete dem heil. Collegium übergeben; darin wurde gebeten, daß die Cardi-

näle durch ihre Verwendung den Papst zu den Gesinnungen der Billigkeit und der christlichen Liebe zurückzuführen suchen möchten. Loffredi war angewiesen, sich unter keiner Bedingung länger als vier Tage in Rom aufzuhalten, die Antwort möge ausfallen, wie sie wolle, oder auch gänzlich unterbleiben. Dem Papste war aber jeder Zeitgewinnst wichtig, denn er konnte den Cardinal aus Frankreich zurückführen, ausgerüstet doch mit einigen Hilfsmitteln; es wurde daher dem Abgeordneten vorgestellt, daß unmöglich in so beschränkter Frist eine Antwort gegeben werden könne. Es sei billig, daß Loffredi auch mit allen Cardinälen spreche, gleichwie der Papst die Meinung der Cardinäle vernehmen müsse, und auf den Grund dieser Meinung die Antwort zu ertheilen, die hoffentlich, zu dem gewünschten Resultat führen würde. Sonst müsse man seine Sendung nicht sowol für eine Friedensbotschaft als für einen Hohn betrachten. Loffredi, den Geheimnissen des Vicekönigs fremd, ließ sich hinhalten, weit über die ihm gesetzte Frist. In dem Consistorium vom 4. September wurden endlich des Vicekönigs Schreiben an den Papst und an das heil. Collegium verlesen und einige Worte gewechselt von der Möglichkeit einer friedlichen Ausgleichung. In der Nacht lief aber die Nachricht ein, daß Alba am 1. September Neapel verlassen, Pontecorvo und Frosinone eingenommen habe. Sogleich ließ der Papst das heil. Collegium zusammenkommen, ihm diese Nachricht mitzutheilen. Auch Loffredi wurde gerufen und nochmals um den Zweck seiner Sendung befragt, dann theilte ihm der Papst die Nachricht von der Eröffnung der Feindseligkeiten mit, beschuldigte ihn, das Werkzeug einer Verletzung des Völkerrechtes und eines Verrathes zu sein, der unter der Maske einer friedlichen Unterhandlung durchgeführt werden sollte, drohte, ihn mit dem Kopfe solche Verruchtheit büßen zu lassen und schickte ihn dann vorläufig in die Engelsburg.

Der Papst befand sich in der drückendsten Verlegenheit. Nachdem er ein ganzes Jahr mit Anstalten, mit Herausfoderungen verloren, war er gleichwol überrascht worden. Allzu sehr hatte er auf die Gewissenszweifel von König Philipp gerechnet und darum nicht das Mittel vorausgesehen, das diesen zu einer Entscheidung führen würde. Philipp hatte nämlich die berühmtesten Gottes- und Rechtsgelehrten von Italien und Spanien befragt, ob er gegen den Papst, der ihn ungerechter Weise des Königreichs Neapel zu berauben trachte, die Waffen ergreifen dürfe, und ob es ihm erlaubt sei, dem ungerechten Angriff zuvorzukommen. Die Befragten sämmtlich, und zu des Königs besonderer Ermuthigung auch Melchior Cano, erwiederten, daß er damit anfangen müsse, den Papst, als den allgemeinen Vater der Kirche und den Statthalter Jesu Christi zu bitten, er möge von seinem Unternehmen abstehen; wenn aber die Bitte kein Gehör finde, so erlaube das Naturrecht, sich zu vertheidigen und der Gefahr zuvorzukommen. Paul hatte auch allzu großes Gewicht auf eine Diversion gelegt, welche der für das französisch-päpstliche Bündniß gewonnene Herzog von Ferrara in der Lombardei machen würde, und konnte sich noch nicht von dem Wahne lossagen, daß die Venetianer, verlockt durch die Aussicht, den besten Theil von Sicilien davon zu tragen, dem Bündnisse beitreten würden: eben war der Herzog von Paliano dafür in Venedig thätig. Den Nachtheilen der bisherigen Zögerungen so viel möglich entgegen zu wirken, wurde dem Cardinal Caraffa die schleunigste Rückkehr geboten, und auch Robiba empfing den Befehl, die Heimreise anzutreten. Bis Mastricht war er gekommen; als er in der Depesche las, daß man befürchte, er könne in Brüssel ein Gegenstand von Repressalien werden, gerieth er in das äußerste Entsetzen. In eines gemeinen Reiters Tracht flog er die Maas hinauf, durch das Lüttichsche nach Frankreich. Gleichzeitig, um die Mitte Septembers, langten beide Legaten in Rom an. Des Nepoten Wiedersehen besonders mußte dem Papste ebenso erfreulich, als seinen Angelegenheiten förderlich erscheinen. Der Cardinal überbrachte eine bedeutende, von Heinrich II. bewilligte, Geldunterstützung, und den Befehl für die in Corsica stationirten gasconischen Banden, alsbald sich einzuschiffen, um am Tiber und Garigliano zu dienen. Mit ihm war auch Strozzi, der neue Marschall von Frankreich, in Rom eingetroffen, etwas später kam Montluc, mit einem Theile der Franzosen, die bisher in Toscana gebraucht worden, und die als der Vortrab eines größern, von dem Herzoge von Guise befehligten Heeres angesehen sein wollten. Die beiden Anführer kamen zumal zu rechter Zeit, um der in der Hauptstadt waltenden Verwirrung durch zweckmäßige Aufstellung und Verwendung der Vertheidigungsmittel zu steuern, aber den Fortschritten der feindlichen Armee, obgleich höchstens nur 12,000 Streiter zählend, durften sie sich nicht entgegenstellen. Den Fahnen der Spanier eilten die Colonna voraus, die Verständnisse der mächtigen Familie dehnten sich über das ganze Land aus. Am 4. Sept. hatte der Herzog von Alba zu S. Germano seine ganze Streitmacht vereinigt, ihm stand als Feldmarschall Ascan della Cornia zur Seite. Am 5. war Pontecorvo besetzt worden, am 15. wurde Anagni nach achttägigem Widerstand von den Päpstlichen verlassen. Überall ließ der Herzog von Alba im Namen des heiligen Collegiums Besitz ergreifen, unter der Verwahrung, daß er bereit sei, die sequestrirten Orte dem heil. Collegium oder dem zukünftigen Papst wieder auszuliefern. Dieses so ungewöhnliche Verfahren scheint den Papst mehr, als die Ereignisse im Felde beunruhigt zu haben. Er ließ sogleich eine Generalversammlung der Cardinäle ansagen, ihnen seine Bekümmerniß mitzutheilen. Mit dem lebhaftesten Unwillen wurde der Vortrag vernommen, und alsbald du Bellay, der Cardinal-Dechant, beauftragt, im Namen aller Cardinäle Beschwerde darum zu führen, da solches Verfahren gleich sehr verletzend für die Meinung von der Frömmigkeit des Königs von Spanien und für die Würde der Cardinäle, die er als Schismatiker oder Aufrührer darstellen zu wollen scheine, durch die Zumuthung, das ihrem Herrn und Fürsten Entzogene anzunehmen. Von Anagni aus erwiederte der Herzog, daß er zwar den Cardinälen für die Ermahnung danke, daß er sie aber mit den Befehlen seines Herrn nicht in Einklang zu bringen vermöge. Nur unter dem Drucke der äußersten Noth-

wendigkeit habe er den Krieg unternommen, und aus der gleichen Nothwendigkeit werde er, während Paul's IV. Lebzeiten, die eingenommenen Ortschaften im Namen seines Königs zurückbehalten. Indem er jedoch von seinem Könige die gemessensten Befehle habe, sogleich nach des Papstes Absterben das Eroberte zurückzuerstatten, indem in solchem Falle die Regierung des Kirchenstaats dem heil. Collegium zustehe, habe er in der Form der Besitznahme schon andeuten wollen, daß sein König keineswegs gesonnen sei, irgend eine der zu machenden Eroberungen dem Kirchenstaate zu entfremden. Endlich bat der Herzog um des Cardinal-Dechanten und des h. Collegiums Verwendung bei dem Papste, durch welche, wie er hoffte, der Zwist schleunigst ausgeglichen werden sollte. Das Schreiben erregte große Aufmerksamkeit, besonders bei den Cardinälen von der kaiserlichen Partei, wie Toledo und Pacheco, die eben noch, als es sich von des Nepoten Präconisation für das Bisthum Comminges handelte, sich entschieden entgegengesetzt und freimüthig geäußert hatten, daß die bischöfliche Würde mit den Eigenschaften eines solchen Cardinals kaum verträglich sein würde. Alles Ernstes wurde von dieser Opposition die Nothwendigkeit einer Ausgleichung vorgestellt. Paul schickte den P. Thomas Manrique de Lara, einen spanischen Dominikanermönch von gleich hoher Frömmigkeit und Geburt, der mit Empfehlungsschreiben des Cardinals von Toledo versehen, an den Herzog von Alba, um wegen eines Waffenstillstandes zu handeln. Auf solchen wollte sich der Herzog nicht einlassen, hingegen wünschte er, daß der Papst eine Commission von Cardinälen ernenne, mit welchen er in Rom durch Abgeordnete um den Frieden verhandeln lassen könne. Sogleich wurde diese Commission ernannt, der unter andern Pacheco, Toledo, Caraffa und Robiba beigegeben wurden, und Franz Pacheco trug die von dem Herzog von Alba entworfenen Friedenspunkte nach Rom. Sie wurden als annehmbar befunden, mit Ausnahme der Reintegration von Marc Anton Colonna und Ascan della Cornia; diese, meinte die Commission, hätten als päpstliche Unterthanen, die noch dazu wegen bestimmter Vergehen verurtheilt wären, keine Beziehung zu dem Kriege, und erscheine die ihretwegen gemachte Bedingung so hart, daß keiner von den Mitgliedern der Commission es wagen dürfe, sie dem Papste vorzutragen. Gleichwol verharrte der Herzog bei seiner Foderung. Am 24. September sollte er zu weiterer Verständigung in der Abtei Grottaferrata eine Zusammenkunft mit dem Cardinal Caraffa haben. Er wartete vier ganze Tage und der Erwartete ließ sich nicht blicken. Wahrscheinlich wollte man dem französischen Hofe den Verdacht nicht erwecken, als sollte in Grottaferrata von einem einseitigen Frieden gehandelt werden. Um aber der Opposition keine Gelegenheit zum Klagen zu geben, verlangte Caraffa für seine Sendung die Begleitung der Cardinäle Sforza und Vitelli. Ihm hierin willfahren zu können, erbat sich Sforza von dem Papste eine schriftliche Weisung, damit man nicht sage, er habe ungeachtet des Verbots Rom verlassen, und dann die von ihm bestellte Caution von 200,000 Goldthalern einziehe. Die Weisung versagte der Papst, indem er vorgab, daß es unanständig sein würde, drei Cardinäle dem Herzog entgegengehen zu lassen, da nicht einmal für ihre Personen gehörige Sicherheit vorhanden sei. Des vergeblichen Wartens müde, und nicht wenig entrüstet, führte Alba sein Heer an Paliano vorbei, zögernd überschritt er den Fiume di Campagna, und Valmontone wurde ihm als unhaltbar, Segni durch eine ehrenhafte Capitulation überlassen, während in einem Streifzuge Marc Anton Colonna den Schrecken seiner Waffen bis an die Thore von Rom trug. Nach dem Teverone wendet sich Alba, wo Tivoli und Vicovaro fast ohne Widerstand an ihn aufgegeben werden. Bis dahin hatte Paul auf seine Römer zählen zu können geglaubt. Persönlich hielt er über sie Heerschau. Vom Campofiore herab kam das gerüstete Volk, die mit dem Geschütz grüßende Engelsburg vorüber, nach St. Petersplatz, wo der Papst und sein Neffe am Fenster sich zeigten. Es waren 340 Glieder mit Hakenbüchsen, 250 mit Piken bewaffnet, jedes Glied neun Mann stark, stattlich anzusehen, unter adeligen Anführern; Caporionen und Fahnenträger traten vor und empfingen den päpstlichen Segen. Jetzt konnte sich Paul überzeugen, daß dieses prächtige Schauspiel nur zu Schimpf, nicht zu Ernst gemeint sei; als man die Spanier in Tivoli wußte, entfalteten sich jene Fahnen vergeblich, keiner wollte unter sie antreten, und auch die Söldner, eingeschüchtert durch die Besorgniß des Camill Orsini und engherzige Vertheidigungsanstalten, versagten den Dienst im offenen Felde. Ohne Schwierigkeit hätte Alba in Rom einziehen mögen, allein mit gleichem Widerwillen, wie der König, führte sein Feldherr den Krieg gegen die geistliche Macht. Daneben hatte ihn sein Oheim, der Cardinal Johann Alvarez de Toledo, an das schlechte Ende erinnert, das alle Theilnehmer an Bourbon's Raub- und Eroberungszuge genommen hatten. Darum bekämpfte er den Papst, stets ihn verehrend, nur das Schwert will er ihm entwinden, nach dem Ruhm, unter den Eroberern von Rom genannt zu werden, trachtet er nicht. Seine Truppen klagen, gegen einen Rauch, gegen einen Nebel führe man sie, der belästige und nicht zu fassen, noch in seinem Ursprunge zu dämpfen sei, und das Ausreißen beginnt ihre Reihen zu lichten. Zwar verjagt die Stadt Nettuno, treu dem Erbherrn ergeben, die von den Caraffen eingelegte Besatzung und nimmt dafür Spanier ein, aber auch der Papst hat Zeit gewonnen, vollständig seine Völker zu versammeln. Für seinen Dienst hat Alexander Colonna, von der Linie von Palestrina, 6000 Fußgänger und 600 leichte Reiter in der Campagna zusammengebracht, 1200 erprobte Krieger Aurelio Fregoso aus der Romagna herbeigeführt. Des Johann Anton Tiraldo Werbung in Ascoli und Perugia hatte guten Fortgang, und man hoffte auf ähnliche Resultate zu Bologna, wo der Marchese von Montebello das Werbegeschäft leitete. Mit Inbegriff der 2000 Gascogner zählte das Heer bereits 12,000 Fußgänger und 1200 leichte Reiter, und Erhebliches wäre damit auszurichten gewesen, wenn nicht Camill Orsini's vorsichtige Richtung jedes Wagniß zu hintertreiben gewußt hätte. Nur Postengefechte wurden geliefert, oder Anschläge auf die aus dem Neapolitanischen

über Isola, den Spaniern bestimmte Zufuhren versucht. Das lebhafteste Gefecht bestand Julius Orsini, wie er nach der Einäscherung von Serrone auch Piglio zu nehmen vermeinte, statt dessen aber von der hinzu gekommenen spanischen Besatzung aus Anagni eine derbe Züchtigung empfing. Von Bologna rückte der Marchese von Montebello nach dem Tronto hinab und hatte kaum den Strom überschritten, als alle Insassen der Grafschaft Montorio sich erhoben, um sich um des Erbherrn Banier zu scharen. Contraguerra fiel in seine Gewalt und wurde mit einer starken Besatzung belegt, Corropoli hingegen widerstand seinen Lockungen und Drohungen, daß der Marchese von Trevico Zeit gewann, die aus Tivoli ihm zu Hilfe detachirten 1500 Mann an sich zu ziehen, wie auch die zwei aus Aquila verschriebenen Stücke. Vertrauend auf die hiermit vereinigte Macht überschritt Trevico bei Popoli den Pescarafluß, aber das von ihm angebotene Treffen wollte der Marchese von Montebello nicht bestehen, floh vielmehr dem Tronto zu; die von ihm in Civitella del Tronto zurückgelassene Besatzung hielt sich nur kurze Zeit, und selbst in der Mark ging Ancarano an den Marchese von Trevico verloren. Den Unternehmungen der beiderseitigen Heere blieb auch der fortwährende Geldmangel in gleichem Maße hinderlich, und schon hatte Alba seine Truppen in Erholungsquartiere vertheilt, als ein glückliches von dem Grafen von Popoli geliefertes Reitergefecht, in dem zuletzt sogar der Cardinal Caraffa persönlich um den Sieg gestritten, und die auf solche Niederlage folgende grenzenlose Bestürzung der Römer, zu erneueter, unwilliger Thätigkeit den spanischen Feldherrn auffoderte. Seiner Eroberung am Teverone sicher, beschloß er, auch von der andern Seite die feindliche Hauptstadt zu umschließen. Sich der Seeküste zuwendend, war er am 1. Nov. an Albano vorbeigezogen, am 7. wurde Ostia, die Stadt, erstiegen, und sofort der Anfang zu der Belagerung der Citadelle gemacht, die zwar von Horaz dello Sbirro und 114 Römern vertheidigt, am 16. einen verzweifelten, den ganzen Tag durch fortgesetzten Sturm abschlagen konnte, doch am andern Morgen capitulirte. Es war dieses die letzte Anstrengung, die sich von dem Heere erzwingen ließ, denn niemals ist der Beherrscher von Peru und Merico, der Fürst, der mit einer Universalmonarchie die Welt bedroht haben soll, vermögend gewesen, ein Heer von 12,000 Mann länger als sechs Monate zu unterhalten, und schon am 19. November wurde ein Waffenstillstand für zehn Tage beliebt, dann am 27. in einer Zusammenkunft des Herzogs und des Cardinals Caraffa um 40 Tage verlängert. Der Cardinal war sogar mit der Vollmacht bekleidet, Frieden zu schließen, nur sollte in demselben den Caraffa, gegen die Rückgabe von Paliano, der Besitz von Siena zugesichert werden. Diese Foderung schien dem Herzog so abschweifend, daß er, unnütze Verhandlungen zu ersparen, den Mangel einer Vollmacht für das Friedensgeschäft vorschützte. Anfangs war der Papst entschlossen, einen Nuntius an den König Philipp abzusenden, um das Tauschgeschäft mit Siena zu befördern; indem er des Herzogs von Alba Äußerungen näher prüfte, überzeugte er sich, daß Philipp auf einen solchen Vorschlag niemals eingehen würde, und er war nur mehr bedacht, den Waffenstillstand zu benutzen, um von allen Seiten her Geld, Volk und Freunde zu gewinnen. Zu dem Ende entsendete er den Cardinal Caraffa als seinen und des heiligen Stuhls Legaten nach Bologna, nach Venedig, und für die übrigen, von den Spaniern nicht besetzten Theile von Italien. Er befand sich bereits auf der Reise, wie der Papst dem heil. Collegium den Zweck seiner Sendung mittheilte, daß er nämlich um die dem heil. Stuhl zu leistende Hilfe unterhandeln solle und daß er diese Unterhandlung nicht nur im Namen des Papstes, sondern auch im Namen des heil. Stuhles führen werde. Wie Alba den Papst Paul von dem heil. Stuhle zu unterscheiden gesucht hatte, so sollte von der andern Seite das Ansehen des Papstes durch die Vorstellung von seiner und des heil. Stuhls Einheit erhöhet werden.

Ernstlich, wie es scheint, durch die Annäherung der französischen Hilfsmacht beunruhigt, und vornehmlich um die Mittel bekümmert, wie ein neues Heer auszurüsten, mußte Alba bei der Wiederaufnahme der Feindseligkeiten auf den Vertheidigungskrieg sich beschränken. Das so theuer erkaufte Ostia ging sammt der Citadelle beinahe ohne Widerstand an Strozzi und den Herzog von Paliano verloren, und dem folgten Palestrina, Frascati, Grottaferrata, Marino, Castello-Gandolfo. Vicovaro wurde nach fünftägiger Belagerung erstürmt, die Citadelle noch einige Tage weiter vertheidigt, dann mit Capitulation übergeben, und mußte der Herzog von Paliano den äußersten Fleiß anwenden, um die Gascogner und Schweizer von der Niedermetzelung der ausziehenden Besatzung abzuhalten. Franz Colonna, Alexander's Neffe, vertrieb die Spanier aus Cavi und Monfortino, Ludwig Savelli, Herr von Collalto, in Sabina und Johann Anton Maneri fielen dem König ab, dessen Sache sie verloren gaben, um fortan dem Papst zu dienen. Auf Befehl des Herzogs von Alba führte der Graf von Popoli aus Veroli, Bauco, Alatri, Ferentino seine Infanterie ab, seine Reiterei stellte er bei S. Germano auf, für seine Person begab er sich nach dem Lager bei Venafro. Da, zwischen Volturno und Garigliano, wollte Alba den Herzog von Guise erwarten, der 7000 Franzosen und 5000 Schweizer, 400 Lanzen und 800 Chevaurlegers über die Alpen geführt, und am 16. Febr. 1557 bei Ponte di Lenza, in dem Gebiete von Reggio, seine Vereinigung mit des Herzogs von Ferrara Volk bewerkstelligt hatte. Die beiden Herzoge traten demnächst in Reggio mit dem Cardinal Caraffa zu einem Kriegsrathe zusammen, um die fernern Operationen zu besprechen. Gern hätte Guise auf das wehrlose Mailand sich gestürzt, und das wollte auch der Herzog von Ferrara, der darum seine Truppen zurückzog, wie er den Schwiegersohn beherrscht sah durch den von den Caraffa empfangenen Impuls. Die wollten durchaus einen Angriff auf das Königreich Neapel, von dessen innerer Lage sie nach den gewöhnlichen Ansichten von Malcontenten und Emigranten urtheilten. Der Herzog von Guise setzte seinen Marsch nach dem Kirchenstaate fort, und traf am Fast-

nstag in Rom ein. Der glänzendste Empfang
e des gefeierten Gastes; ihn durch die That zu
ugen, daß der Bruch mit Spanien unheilbar, ver-
te der Papst sofort seine in Bezug auf den fiscali-
Antrag vom 27. Juli 1556 gefaßte Entschließung.
Commission von Cardinälen, Erzbischöfen und Bi-
wurde niedergesetzt, um gegen den Kaiser und den
von Spanien zu procediren; von Censur und Ab-
sprach auch der Papst, während hingegen in Spa-
lle nur denkbare Eingriffe in die geistliche Juris-
unter dem Vorwande vorgenommen wurden, der
könne nicht zugeben, daß sein Geld nach Rom
um daselbst den Krieg zu nähren, daß er auch ei-
Richter, der sich als offener Feind benehme, kein
en schenken könne. Des Herzogs von Alba Stel-
inter dem Garigliano unangreifbar wähnend, be-
e Guise sich zu einem Angriffe auf die Abruzzen.
7. April 1557 war seine Hauptmacht vor Campoli,
n Ascoli und Teramo vereinigt, und der grüne Don
wurde durch die Erstürmung und greuelhafte Ver-
dieser Stadt entheiligt. Teramo ging gleichfalls
Franzosen über, die Colonella, Contraguerra, Cor-
und Giulianova ausplünderten, gleichwie die Valle
na. Nachdem der Herzog von Guise selbst bei dem
eingetroffen — er hatte am 24. April in Gesellschaft
Karchese von Montebello Fermo verlassen — wurde
lagerung von Civitella vorgenommen. Tapfer ver-
te den im vorigen Jahre beinahe wehrlos befunde-
rt der Graf von Santa-Fiora; er hatte die Ein-
, selbst die Frauen für eine thätige Mitwirkung
n Widerstande begeistert, und befand sich demnach
enug, wiederholte Stürme abzuschlagen. In ähn-
Weise hatte das ganze Königreich sich vorbereitet.
war der Mittel kundig, durch welche man in einem
der Mächtigste bleibt, und wußte recht gut, daß
den Mächtigen sich keine Bewegung erheben wird.
den Baronen hatte er ein bedeutendes Donativ,
er seit kurzem in ihrem Herzogthum Bari hausen-
önigin Bona von Polen, die als die letzte Tochter
Lailand den ganzen Ingrimm des Hauses Sforza
die Franzosen im Herzen trug, eine halbe Million
als ein Darlehen empfangen; die geistlichen, nach
bestimmten Gefälle ließ er für seinen Krieg erheben,
nevent Kirchensilber und Glocken in Anspruch neh-
Alle neapolitanischen Grenzplätze und die verschiede-
von seinen Truppen noch besetzten Punkte des Kir-
ats waren auf das Beste versorgt, Teutsche, Spa-
Italiener zu einem stattlichen Heere vereinigt; es hat-
h sogar neapolitanische Centurien gebildet. Während
önigreich in seiner Einheit nur Ergebenheit zu Phi-
l. blicken ließ, brachen unter Römern und Franzo-
ischen Guise und Montebello lebhafte Zwistigkeiten
Nur mit Widerwillen scheint dieser gegen sein Va-
gestritten zu haben, Guise klagte, daß der Papst
ernommenen Verbindlichkeiten nicht erfülle und die
chene Hilfe versage. Am 10. Mai überschritt Alba
escara, und am 15. sah der Herzog von Guise sich
en, die Belagerung von Civitella aufzuheben, um
dem Tronto sich zu nähern. In so argen Zwist gerieth
er auf diesem Rückzuge mit Montebello, daß er bei Tisch
im Zorn dem Nepoten die Serviette ins Gesicht schlug.
Zwischen Nereto und Corropoli setzte sich das französi-
sche Heer, bis dahin Alba, durch die übermäßige Hitze
und durch der Fliegen Belästigung aus seinem Lager bei
Giulianova vertrieben, längs der Librata sich ausbrei-
tete. Hierdurch genöthigt, über den Tronto zurückzu-
gehen, meinte Guise in der unangreifbaren Position
zwischen Monte Prandone und S. Benedetto eine Schlacht
zu liefern. Aber da schien der Gegner seiner nicht zu
gewahren, bemühte sich vielmehr das innere Land einzu-
nehmen, und so die Stellung der Franzosen an der See-
küste zu überflügeln. Der eignen Kraft sich bewußt
und doch der höhern Kunst erliegend, suchte der loth-
ringische Fürst allein in der Unfähigkeit oder Verräthe-
rei der Nepoten die Lösung des ihn so schmerzlich be-
rührenden Räthsels. Laut und wiederholt sprach er von
Heimkehr nach Frankreich, daß die Nepoten genöthigt
wurden, Alles aufzubieten, um solchen für sie vernichten-
den Abfall zu hintertreiben. Verstärkungen, Lebensmittel,
Geschütze, Gelder, wurden ihm zugesagt, und als Bürge
für die Versprechungen und Geisel mußte der junge Mar-
chese von Cavi nach Frankreich wandern. Von dort aus
kam an Guise der Befehl, auszuharren, und obgleich
durch die an den Herzog von Ferrara neuerdings abge-
gebenen Hilfstruppen bedeutend geschwächt, versuchte er,
von der bei Macerata genommenen Stellung aus die wei-
tern Fortschritte der Spanier zu hemmen. Bei Ascoli
erfolgte ein scharfes Gefecht zwischen Alba selbst und ei-
nem Theile des französischen Heers, diesem zum Nachtheil,
doch gingen die Spanier zurück, ohne darum gänzlich die
Mark zu verlassen. Von allen Seiten in seinem Gebiet
angefochten, bewarb sich Paul um so ängstlicher um
fremde Hilfe. Dergleichen hatte der Cardinal Caraffa
schon bei den Protestanten gesucht, auch dem Sultan ge-
rathen, von Ungarn abzulassen, damit er auf beide Sici-
lien seine ganze Macht werfen könne; der Papst erfaßte
den Gedanken, den Herzog von Florenz der Allianz mit
Spanien zu entfremden. Dazu sollte des Erbprinzen
Franz de Medici Heirath mit der Prinzessin Elisabeth von
Frankreich führen, aber der Florentiner benutzte das Pro-
ject lediglich, um den sehnlichsten seiner Wünsche zu er-
reichen; Siena, das König Philipp wiederholt den Ca-
raffa hatte bieten lassen, seit er sie durch das Bündniß
mit Frankreich so stark wähnte, mußte an Cosmus über-
lassen werden (3. Jul. 1557). Die Leidenschaften und
übermäßigen Feinheiten des Papstes brachten ihn um die
Gelegenheit, auf die ehrenvollste Weise aus dem Kampfe
zu scheiden, seine Nepoten um die Aussicht, unter den
souveränen Fürsten Italiens Platz zu nehmen. Das scheint
zumal der Cardinal empfunden zu haben, und zum ersten
Male wird zwischen ihm und dem Oheim eine Differenz
bemerkbar. Auch die Stimmung des Volkes zeigte sich
um der unaufhörlich wachsenden Foderungen willen im-
mer feindlicher dem Papst. Gleich zu Anfang des Kriegs
waren von allen Beneficien zwei Decimen erhoben wor-
den, allen Hofämtern hatte man einen Monat von ihrem

Gehalte abgezogen. Eine Menge von Capitalien, Eigenthum von Privaten, ließ der Papst durch die Kammer kündigen und erheben. Alle Luxus- und Arbeitspferde innerhalb der Stadt wurden für den Dienst der Armee requirirt; selbst den geistlichen Corporationen muthete man zu, an den neuen Bollwerken zu arbeiten. Die Gotteshäuser wurden weggenommen, um als Speicher oder Magazine zu dienen. Endlich wurde in dem ganzen Umfange des Kirchenstaates von allen Grundstücken der hundertste Pfennig gefodert. Diese, anderwärts schon längst eingeführte, Abgabe war den Unterthanen der Kirche etwas Unerhörtes und traf bei ihrer Erhebung auf die wesentlichsten Schwierigkeiten, sogar auf gewaltsamen Widerstand.

Von seinem Lager am Tronto aus, in scheinbarer Unthätigkeit, belauschte Alba den Fortgang der sich bei seinen Gegnern äußernden Misstimmung, die besonders auch in den Friedensworten kenntlich ward, die von dem Papst selbst in der Consistorialversammlung vom 14. Juni gesprochen wurden. Allein durch Marc Anton Colonna ließ der Herzog die Feindseligkeiten in der Campagna fortsetzen; je nachdem die dem Colonna beigegebenen Spanier blieben oder zurückgezogen wurden, konnte er vorrücken und Städte nehmen, mußte er weichen und das Eroberte verlassen. Montefortino, das seit dem vorigen Feldzug von den Spaniern besetzt war, wurde von ihnen und der Bürgerschaft gemeinsam vertheidigt, bis die Vertheidiger unter sich zerfielen und sich die Einwohner auf Gnade ergaben. Unbarmherzig wurden sie geschlachtet, ohne Rücksicht auf Alter und Geschlecht, namentlich Frauen und Kinder in großer Anzahl mit der Kirche, in welcher sie Schutz gesucht, verbrannt. Aber von Piglio mußten die Römer zum zweiten Mal abziehen, und zwischen Palestrina und Valmontone erlitt Matthäus Stendardo nicht unbedeutenden Verlust, worauf beide Städte von Colonna erstiegen wurden. Beschäftigt, um Paliano die Saaten zu verheeren, vernahm Marc Anton, daß eine große Wagenburg mit Lebensmitteln beladen und nach Paliano bestimmt, von Rom unter Bedeckung von 200 Reisigen und 3000 Schweizern abgehe. Das waren die von dem Bischof von Terracina in dem Canton Unterwalden geworbenen Leute, geführt von dem Obersten Wirtz, einem kühnen, aber unerfahrenen Jüngling. Mit Freuden hatte der Papst sie empfangen (20. Juli) als eine Legion von Engeln, von Gott ihm zu Hilfe gesendet; goldne Spangen und Ritterwürde hatte er mit freigebiger Hand an ihre Hauptleute gespendet. Es ist nicht unwahrscheinlich, daß Paul in diesen katholischen Schweizern Befreier von der Tyrannei seiner teutschen, durchaus protestantischen Söldner erblickte, die bisher ungestraft Hunderte von Freveln verübt hatten, von denen unter andern Umständen jeder einzelne mit dem Tode bestraft zu werden pflegte. Marc Anton, der eben von dem Herzog von Alba Verstärkung empfangen hatte, sieben spanische und sieben teutsche Fähnlein, diese von Caspar von Fels befehligt, unternahm es, jene Zufuhr aufzuheben. Seine Anstalten wurden zeitig den Befehlshabern der Wagenburg, Julius Orsini und dem Marchese von Montebello, hinterbracht: sie machten Halt zwischen Valmontone, Paliano und Segni, und schickten einen großen Theil des Fuhrwerks nach Rom, nach Segni das Geschütz zurück. Am andern Morgen (27. Juli) trat Colonna ihnen mit seinem kleinen Heere entgegen, zunächst Fels, der sich einer Höhe bemeisterte, um seine Kanonen zu pflanzen. Steil war die Höhe und ein Wassergraben machte das Aufführen der Geschütze noch beschwerlicher, doch siegte die verständige Beharrlichkeit. Gleich ließ sich auf der nächsten Höhe mit 4000 spanischen Büchsenschützen Salinas nieder, und diese Büchsenschützen kamen zuerst zu Gefecht, wurden aber allmälig aus dem Thalgrunde von den Römern vertrieben, die von der entgegengesetzten Höhe herabdrängten. Fels und seine Tyroler fahren unter die Römer, und sie wurden des gewonnenen Vortheils entsetzt. Den Colonna ließ Fels beschwören, daß er das Hintertreffen und zumal die Reiterei zum Angriff führe, und zögernd stieg, in vier Brigaden getheilt, das Heer in die Fläche des Thales hinab. Ein mannhafter Empfang wartete seiner, und kaum vermochten die Spanier auf der äußersten rechten Spitze gegen die ihnen gegenübergestellten Italiener auszuhalten. Doch ist Colonna bei der Hand, und seine Geschütze gegen die päpstliche Reiterei kehrend, trug er Verwirrung in ihre Reihen. Es faßten sich jene Spanier, und mit doppelter Gewalt bestürmten sie die Italiener, deren Munition erschöpft, die zugleich gegen die Landsknechte sich vertheidigen sollten. Ein Flankenangriff von den Reisigen des Colonna gegen die römische Reiterei ausgeführt, warf diese vollends über den Haufen, und in verworrener Flucht eilen Fußgänger und Reiter dem nahen Gehölze zu. Noch standen auf der Höhe ungebrochen, als zweite Linie, die Unterwaldner, und wie in den schönsten Tagen der Schweizer werden Fels und seine Tyroler von ihnen begrüßt. Unentschieden verlängert sich da der Kampf. Hans Walter, der Hüne, bricht in ein schweizer Fähnlein ein. Das Pistol in der einen, das Schlachtschwert in der andern Hand, drückte er auf den Fahnenträger das Pistol ab, in demselben Augenblicke, wo er mit einem ungeheuern Hiebe den Schädel ihm spaltet; gegen Walter kehrte sich nun die ganze Schar, daß vollends die Ordnung schwand, zu Haufen stürmen Walter's Knechte in die Gasse, um den geliebten Führer herauszuhauen, und indem sie das vollbracht, wurden sie zugleich der Schweizer Meister. Verloren war die Schlacht, wie auch die Schweizer dem Gehölze zueilen; mit der Reiterei, die in dem zerrissenen Boden nur hinderlich, suchte der Marchese von Montebello Segni zu erreichen, verwickelt sie aber in dem übereilten Streben in die Infanterie, daß sich zuletzt der Rückzug in grenzenlose Verwirrung auflöset. Nochmals setzten die Schweizer des Nachtrabs der Verfolgung den hartnäckigsten Widerstand entgegen, aber auch sie werden vollständig gebrochen. Sieben ihrer Fahnen, auf denen in großen Buchstaben zu lesen: „Vertheidiger des Glaubens und des heiligen Stuhles," wurden genommen, von eilf Hauptleuten brachte der Oberst zwei nach Rom zurück. Julius Orsini, verwundet und das Äußerste versuchend, um die Flüchtigen zum Stehen zu bringen, wurde gefangen. Unmittelbar nach dem Treffen ging Fels vor Rocca di

Massimo, dessen er sich durch unwürdige List bemächtigte, Colonna aber unternahm die Belagerung von Segni, während der Papst, seine Hauptstadt zu retten, den Herzog von Guise von den Ufern des adriatischen Meeres herbeirief. Indem Guise durch das Spoletanische hinabzog, marschirte Alba, der dieser Bewegung zu folgen genöthigt war, an dem See von Celano vorbei, durch das Thal von Veroli; am 14. August war er zu Bauco eingetroffen, und zu Sora erwartete er die übrigen Abtheilungen seines Heeres, einstweilen sandte er den Grafen von Santa-Fiora und den Ascan della Cornia aus, um den Fall von Segni zu beschleunigen. Eine dieserwegen empfangene Mittheilung wurde für Colonna ein Sporn, um mit Anstrengung der letzten Kraft den Widerstand der Besatzung zu überwältigen. Ein Sturm sonder Gleichen in Hartnäckigkeit und Folgen überlieferte ihm Segni, die Stadt wurde geplündert und eingeäschert, die schrecklichste Grausamkeit gegen Einwohner und Besatzung, wie gegen die zahlreichen Flüchtlinge aus benachbarten Ortschaften verübt. Colonna selbst bejammerte einen Sieg, von dessen Misbrauche seine Soldaten abzuhalten er sich vergeblich bemüht hatte, und der Papst, ungebeugt durch die Schreckenspost von der Niederlage am 27. Juli, empfand die schmerzlichste Bekümmerniß um die ihm treuergebene Stadt. In einem Consistorium erzählte und beklagte er jene Greuelscenen: „Ich wünsche bei Jesus Christus zu sein, und erwarte in Ergebung die Marterkrone," also schloß seine Rede. Denn er zweifelte nicht, daß ein gleiches Schicksal nächstens Paliano und den Vatican treffen würde, nachdem der Herzog von Guise wie eingewurzelt zwischen Tivoli und Monterotondo schwebte, Alba hingegen seine Vereinigung mit den wüthigen Banden von Segni bewerkstelligt hatte. In solcher Lage ermächtigte Paul den Cardinal Sforza, Friedensvorschläge in dem spanischen Lager vernehmen zu lassen, und Alexander Placidi wurde zu solcher Botschaft von seinem Patron ausersehen. Placidi hatte aber auch die geheime Weisung, die Nachricht von dem entscheidenden Siege bei S. Quentin dem Herzoge von Alba mitzutheilen, und diese Mittheilung war keineswegs geeignet, das Hauptgeschäft zu fördern. Ohne Resultat kehrte Placidi in die Hauptstadt zurück, wie eben Alba seine Scharen zu einem nächtlichen Angriffe auf dieselbe ordnete. Noch einmal waren die Römer mit Eroberung und Plünderung bedroht, während sie von den Vertheidigern nicht viel weniger zu fürchten hatten, als von den Feinden. Um allenfallsige Plünderungsversuche der Besatzung zu erschweren, waren viele Nächte durch alle Fenster, alle Straßen beleuchtet, und es scheint fast, als sei der nächtliche, von Alba vorbereitete Überfall (26. August) ebenso sehr an jener Beleuchtung, welche den anziehenden Feinden als ein Zeichen von Wachsamkeit galt, gescheitert, wie an einem Irrthum Ascan's della Cornia und an dem Verspäten der von Fels geführten Colonne. Grade jetzt empfing Guise ein Schreiben seines Königs, worin es hieß: „Ich hoffe, der Papst wird in meiner Noth so viel für mich thun, als in der seinigen ich für ihn gethan habe." Statt länger auf Frankreichs Hilfe zählen zu dürfen, sollte Paul vielmehr den Franzosen Hilfe geben. Mit schneidenden Worten entließ er den sich beurlaubenden Guise: „Wenig habe er in diesem Kriege für den Dienst seines Königs, sehr wenig für jenen der Kirche, und noch viel weniger für den eignen Ruhm gethan." Der Abzug der Franzosen, die Aufregung in Rom, die laut den Tod des Papstes und eine Übereinkunft mit dem spanischen Heere, sollte sie auch von einer Occupation begleitet sein, wünschte, erlaubten keine weitere Zögerung. Nachdem der Cardinal Caraffa in Palestrina und Cavi mit Alba verschiedene Conferenzen gehabt, wurde in eben dem Cavi am 14. Sept. 1557 der Friede unterzeichnet. Die Bedingungen beruhten auf den Ansichten, in welchen von Spanien der Krieg geführt worden. Alles Eigenthum der Kirche, sogar die Kanonen, gaben die Sieger zurück; von Marc Anton Colonna, von dem Grafen von Bagno, ist keine Rede. In einem geheimen Vertrage, Geheimniß selbst dem Papste, wurde für Paliano den Caraffa eine Entschädigung verheißen. Bis daß diese Entschädigung überliefert würde, sollte Paliano von Johann Bernardin Carbone, dem Sohne oder Enkel von des Papstes Schwester, Diana Caraffa, aus ihrer Ehe mit Jacob Carbone, dem Herrn von Padula, als Sequester bewahret werden; wenn demnächst Johann Caraffa als Herzog von Paliano befriedigt sein würde, sollte die Festung geschleift werden, und der Herzog alle seine auf sie erworbene Rechte an den König von Spanien abtreten, der die Stadt nach Belieben weiter vergeben könne, nur nicht an einen Excommunicirten, noch an einen offenen Feind des Papstes, dieser habe denn zuvor die Verzeihung seiner Missethaten erhalten. Durch diese Clausel war einstweilen wenigstens Marc Anton Colonna von dem Besitze des Fürstenthums ausgeschlossen. Mit freudigem Jubel wurde die Botschaft von dem Frieden in Rom aufgenommen, und durch ein Jubiläum von dem Papste verherrlicht. In großer Pracht ritt am Abend des 19. Septembers Alba ein, um dem heil. Vater den Fuß zu küssen, in seines Königs Namen für alle die Fehler um Verzeihung zu bitten, welche während des Kriegs und vorher mochten begangen worden sein, und in Unterthänigkeit die Gesinnungen eines gehorsamen Kindes für seine Mutter, die Kirche, auszusprechen. Er hat versichert, nie habe er eines Menschen Angesicht, wie jenes des Papstes, gefürchtet. Ein merkwürdiges Bekenntniß, ein merkwürdiges Verfahren, wenn man es zumal mit demjenigen vergleicht, das Kaunitz in ganz verschiedener Lage sich gegen Pius VI. erlaubte. Nieder in den Staub warf sich Alba vor dem geschwornen Feinde seines Volkes, der stolzeste Mann, der größte Feldherr des Jahrhunderts, beugte sich vor dem, der eben noch unter seinen Streichen erbebte. Kaunitz, den als Mensch kaum der letzte seiner Schreiber gefürchtet haben würde, dessen Lorbeern auf den schimpflichen Stipulationen ruhten, die zu Aachen gegen den verächtlichsten Feind eingegangen wurden, auf dem Bündnisse mit denen, die sich selbst nicht helfen konnten, geschweige denn andern, auf jener Brandfackel, die zu alle dem unsäglichen Jammer leuchten sollte, behandelte als ein übermüthiger Emporkömmling, als ein eitler Geck den apostolischen Pilgrim, den allein die Liebe

den verlornen Sohn aufsuchen hieß. Alba hatte die Idee begriffen, der er huldigen sollte, ein Barbare du nord war Kaunitz geblieben. — So günstig aber der Friede von Cavi dem Papste erscheint, so entscheidend war er doch gegen seine und seiner nächsten Vorfahren zeitherige Bestrebungen gerichtet. Mit den Versuchen, sich des spanischen Übergewichts zu entledigen, hatte es ein Ende, nie ist ein solcher, in dem Sinne der beiden Paule, erneuert worden. In Mailand und Neapel hatte sich die Herrschaft Philipp's unerschütterlich gezeigt, Vergrößerung war seinen Verbündeten geworden. Cosmus, den man aus Florenz vertreiben wollte, hatte Siena dazu erworben, durch die Rückgabe von Piacenza waren die Farnesen für Spanien gewonnen, Marc Anton Colonna hatte sich einen großen Namen erstritten und die alte Stellung seines Geschlechtes erneuert. Der Papst selbst, fortan sicher im Eigenthume St. Peter's, konnte sich ungestört seinem Berufe widmen, dessen Pflichten sich für den Augenblick in der großen Aufgabe vereinigten, den Fortschritten des Protestantismus zu wehren. Lebhafter, als Paul, hat keiner seiner Nachfolger diese Aufgabe ergriffen, für sie war gleich ihm nur der einzige Pius V. ausgerüstet, aber die unglückliche Feindschaft gegen Karl V., die Fehde mit Philipp II., hat nicht wenig beigetragen, alle Vorsätze, alle Gaben Paul's unnütz zu machen.

Wenige Tage nach seiner Krönung zu St. Peter, den 5. Juni 1555, war aus England, in Folge des Parlamentsbeschlusses für die Wiederherstellung der päpstlichen Autorität, eine Gesandtschaft eingetroffen. Schon der neue Titel König und Königin von Ireland, dessen sich das Beglaubigungsschreiben nach dem Vorgange Heinrich's VIII. und Eduard's VI. bediente, erzeugte Schwierigkeiten, die jedoch durch Paul's erste Bulle entfernt wurden. Er erhob am 7. Juni 1555 Ireland zu einem Königreich, worauf die Botschafter am 10. ihren öffentlichen Einzug hielten, den Papst als Oberhaupt der allgemeinen Kirche anerkannten, ihm eine Abschrift der Parlamentsacte für die Herstellung seiner Autorität überreichten, und ihn baten, die durch seine Legaten der englischen Nation ertheilte Lossprechung zu ratificiren, und die während des Schisma errichteten Bisthümer zu bestätigen. Sie wurden günstig empfangen, ihre Bitten gewährt; Carne blieb als ordentlicher Gesandter in Rom zurück. Einem solchen glücklichen Eingang entsprach jedoch keineswegs die fernere Wirksamkeit des Papstes in England. Die Wegnahme der geistlichen Güter, ihre Vertheilung und Zerstückelung in weltlichen Händen war das Fundament der Abneigung geworden, welche die eine Hälfte der Nation gegen die Restauration empfand, ohne doch daß darum diese Hälfte einen entschiedenen Bruch mit der Kirche begehrt hätte. Dieses wohl erwägend, ermächtigte Julius III. in seiner Bulle vom 5. Oct. 1554 den Legaten, den Cardinal Pole, alles bewegliche und unbewegliche Eigenthum der Kirche, das ihr von Heinrich VIII. oder Eduard VI. entrissen worden war, den gegenwärtigen Besitzern abzutreten oder zu überlassen. Paul hatte keinen Begriff von Concessionen für die Foderungen der Zeit. Er erklärte die Zurückgabe der geistlichen Güter für eine unerläßliche Pflicht, deren Hintansetzung die Strafe der ewigen Verdammniß nach sich ziehe; er vermaß sich sogar, die Abgabe des Peterspfennigs wieder einzuführen, Vorsätze, die deutlich genug in seiner Bulle vom 21. Juli 1555 ausgedrückt wurden. Die Besorgnisse aller Besitzer von Kirchengütern, ihre Feindschaft gegen die Restauration, mußten noch viel höher getrieben werden, als die Königin Maria im November 1555 alles der Krone noch vorbehaltene Kirchenvermögen zurückgab. In dem Hause der Gemeinen hatte bei der Abstimmung über jenen Act die Opposition 126 gegen 193 Stimmen gehabt. Wie sehr mußte sich diese Opposition ermuthigt gefühlt haben, als der Papst selbst in so unerbittlicher Feindschaft den Gemahl der Königin bekriegte, als auch die Königin, in Widerspruch mit allen ihren Neigungen und Gefühlen, mit dem Papst in Zwist kam. Der Mann ihres Vertrauens, der Cardinal Pole, so viel er in frühern Zeiten um seine Anhänglichkeit für den katholischen Glauben gelitten hatte, war doch einstens in seiner Rechtgläubigkeit dem Cardinal Johann Peter Caraffa verdächtig geworden. Später hatte Caraffa seine Übereilung erkannt, auch wiederholt, nach seiner Erhebung zu der höchsten Würde, dem Cardinal von England die höchsten Lobsprüche ertheilt; jetzt verfiel Paul wieder in das alte Mistrauen, sei es, weil Pole's Mäßigung seinem heftigen Eifer als Pflichtverletzung erschien, sei es, weil die Nepoten, alle Mittel ergreifend, die Spaltung zwischen dem heil. Stuhl und König Philipp unheilbar zu machen, neuen Verdacht dem Oheime beizubringen gewußt hatten. Seine eigentlichen Beweggründe und Absichten zu verbergen, suchte Paul den Legaten in die Angelegenheit von dessen Freund Morone zu verwickeln: beider Rechtgläubigkeit sollte durch die Inquisition untersucht werden. Als alle päpstliche Minister aus den Ländern der spanischen Monarchie abgerufen wurden, konnte Niemand erwarten, daß Pole hierin einbegriffen sein sollte; doch wurde ein Schreiben vorbereitet, um ihm das Erlöschen seiner Legatengewalt anzukündigen, und die eilige Rückkehr nach Rom ihm anzubefehlen. Carne, der englische Gesandte, ließ einen Courier abgehen, um die Königin von den Absichten des Papstes zu unterrichten, während er zugleich von diesem, durch die dringendsten Vorstellungen, einen Aufschub erlangte. Philipp und Maria kamen beschwerend bei dem Papste ein, die Prälaten und die Lords von England beklagten in eigenen Schreiben den Schaden, den die Religion durch des Legaten Abberufung erleiden würde, und Pole machte darauf aufmerksam, wie nothwendig dem kaum ausgesöhnten Königreiche die fernere Aufsicht eines Legaten sein würde, die zwar ein anderer ebenso gut führen könne, denn er selbst. Dadurch wurde Paul bestimmt, dem unlängst zum Cardinal ernannten Beichtvater der Königin, dem 80jährigen Franziskaner Peyto, alle bisher durch Pole verübte Gewalten zu übertragen (14. Juni 1557), und hierauf verordnete Maria eine strenge Befrag- und Durchsuchung aller aus dem Auslande kommenden Reisenden; der Überbringer der päpstlichen Briefe wurde zu Calais ergriffen, seine Depeche nach Hof gesendet, und das Abberufungsschreiben für Pole unterschlagen oder vernichtet. So geschah es,

weder Peyto noch Pole von Abberufung oder Beförde-
g eine officielle Kenntniß erhielten. Pole stellte jedoch
e Verrichtungen ein, und entsendete seinen Datarius,
olaus Ormanetti, an den Papst, um denselben seines
kommenen Gehorsams, seiner unbedingten Unterwür-
eit zu versichern. Eben war zu Cavi Friede geschlos-
worden, Ormanetti fand deswegen eine nicht ungütige
nahme, wiewol die Entscheidung der Angelegenheit
Cardinal Caraffa, dem kürzlich an den Hof König
lipp's versendeten Legaten, überlassen blieb. Von
üssel aus verlangte Caraffa, daß Pole und Peyto nach
m gingen, jener um sich gegen die Beschuldigung der
erei zu rechtfertigen, dieser, um mit seinem Rathe
Papste beizustehen. Beides wurde von der Königin
weigert, und darum in Rom der Proceß gegen Pole
gesetzt; in einer Vorstellung vom 30. März 1558
t Pole in starker, wiewol ehrerbietiger Sprache über
ihm angethane Unrecht Klage; wenige Tage darauf,
April, starb Peyto, und der Handel ruhte, bis er nach
gen Monaten durch den Tod aller dabei betheiligten
sonen für immer geschlossen wurde. Kaum hätte Paul
ers handeln können, wäre es seine Aufgabe gewesen,
Restauration in England zu hintertreiben. Noch ein-
wurde ihm, unter veränderten Umständen, dieselbe
ge vorgelegt. Elisabeth, jetzt in England Königin,
e sich während der Regierung ihrer Schwester zum
olischen Glauben gewendet. Ihrer Überzeugung schrie-
das willig die Katholiken zu, die Protestanten be-
ten ihren Abfall, hielten sich aber überzeugt, daß Eli-
th Gesinnungen heuchele, die ihr fremd wären. Diese
rzeugung theilte Paul, und darum verschmähte er es,
Königin Künste mit gleichen Künsten zu erwiedern,
sie ihre Thronbesteigung „vermöge Erbrecht und mit
willigung der Nation" ankündigen ließ, und zugleich
Entschluß, dem Gewissen ihrer Unterthanen, welcher
gion sie auch seien, keinen Zwang anthun zu wollen.
sthatt entgegnete der Papst auf solche Botschaft: Ihm
das Erbrecht einer nicht im rechtmäßigen Ehebett ge-
nen Person unbegreiflich, die Königin von Schottland
he, als der nächste legitime Sprosse Heinrich's VII.,
pruch an die Krone, wolle aber Elisabeth die Sache
r Entscheidung überlassen, so dürfe sie von ihm jede
der Gerechtigkeit verträgliche Nachsicht erwarten. Nach
olischen Grundsätzen konnte er kaum in mildern Aus-
ken sprechen von dem angemaßten Erbrechte eines im
bruch gezeugten Kindes, und diese Ansicht in ihm zu
cken, bedurfte es keineswegs der fremden Einflüsse,
denen de Thou erzählt. Es soll nämlich der franzö-
Hof, voll der Besorgniß wegen einer beantragten
mählung Philipp's II. mit der Königin Elisabeth, seinen
ndten zu Rom, den Bischof von Angouleme, Phili-
Babou, auf die Frommen, auf die Theatiner haben
lassen, damit dem Papste beigebracht werde, wie
glich aus jener Verbindung etwas Gutes erwachsen
e, wie er deshalb verpflichtet sei, die Dispens, die
pp für die Ehe mit seiner Schwägerin haben müsse,
erweigern. Weit entfernt, dem Papste den Vorwurf
machen, er habe die Königin gezwungen sich dem Pro-
testantismus in die Arme zu werfen, müssen wir vielmeh
den Scharfsinn loben, der unter den glatten Worten die
wahre Meinung aufzufinden wußte, ohne doch eine Ah-
nung davon zu haben, daß zu derselben Zeit dem Könige
von Dänemark, dem Herzog von Holstein und den Luthe-
rischen Fürsten überhaupt im Vertrauen eröffnet wurde,
Elisabeth sei dem reformirten Glauben zugethan und
wünsche alle Bekenner desselben zu vereinigen. England
war für die katholische Religion verloren, und Schottland
zugleich, welche Wege auch der römische Hof einschlagen
mochte. Hingegen ist Paul's Feindschaft gegen das öster-
reichische Haus unstreitig der teutschen Kirche höchst nach-
theilig geworden. In der frankfurter Handlung (20. Febr.
1558) war der bisherige römische König Ferdinand, nach
der erfolgten Abdankung seines Bruders, als Kaiser an-
erkannt worden. Sofort schickte Ferdinand seinen Oberst-
Kämmerer, Martin de Guzman, den ersten Herrn von
Montealegre, nach Rom, um dem Papste über das Vor-
gefallene Bericht zu erstatten, auch denselben seines Ge-
horsams und Schutzes zu versichern, und das baldige Ein-
treffen einer Gesandtschaft zum Empfange der Kaiserkrone
anzukündigen. Allein es wurde dem Oberst-Kämmerer
untersagt, seinen Einzug in Rom zu halten, bevor der
Papst mit den Cardinälen gewisse Fragen verhandelt ha-
ben würde. Es waren diese Fragen die folgenden: 1)
Ob der Gesandte nicht schuldig sei, die Ursachen anzuge-
ben, welche den Kaiser Karl veranlaßt hätten, seiner
Krone zu entsagen; 2) ob diese Abdankung ohne Ein-
willigung des apostolischen Stuhls gültig sein könne; 3)
ob Ferdinanden zu Erlangung des Kaiserthums nicht die
schlimme, seinem Sohne Maximilian gegebene Erziehung
hinderlich sei, der von Jugend auf von Lutheranern um-
geben, wol eine Neigung zur Ketzerei eingesaugt haben
möchte; 4) was von den Kurfürsten zu halten sei, die,
nachdem sie von der Kirche sich getrennt hätten und zu
der Ketzerei übergegangen wären, gleichwol zu der Wahl
Ferdinand's gewirkt hätten. Diese Fragen trug der Papst
selbst den zu ihrer Beantwortung einberufenen sieben Car-
dinälen vor, zusammt einer Rede, die von heftigen Aus-
drücken keineswegs frei war: was Paul schon öfter gegen
den französischen Geschäftsträger geäußert hatte, daß die
von Karl, Behufs der Abdankung, seinen Gesandten er-
theilte Vollmacht ungültig sei, indem er damals nicht
mehr bei Verstande gewesen, wurde auch jetzt wiederholt.
Die Antwort der befragten Cardinäle konnte sich unmög-
lich von den Ansichten einer kaum noch vergangenen Zeit
lossagen, nach welchen das Kaiserthum sowol, als das
Wahlrecht der Kurfürsten einzig auf der Kirche beruhte.
„Gleichwie," sagten sie, „das kleinste Beneficium allein in
die Hände des Obern resignirt werden könne, also um
so mehr das Kaiserthum, von jeher ein Lehen des apo-
stolischen Stuhls. Auch entstehe durch das von dem neuen
Kaiser der römischen Kirche abzulegende Jurament, daß
er deren Schutz- und Schirmherr sein wolle, eine wech-
selseitige Verbindung, die nur durch Zustimmung beider
Theile gelöset werden könne. Ohnehin sei die eine Hälfte
der Kurfürsten, indem sie in die Ketzerei verfallen, ihres
Wahlrechtes verlustig geworden, denn sicherlich werde

kein Papst die Erwählung seines Voigtes Ketzern überlassen wollen. Ferdinand habe seine Zustimmung zum Religionsfrieden gegeben, in welchem fast kein Punkt enthalten wäre, der nicht dem göttlichen Rechte und den Kirchengesetzen widerstreite; der dringende Verdacht, der hieraus gegen seinen Glauben erwachse, werde noch durch die Duldung ketzerischer Prediger in seinen Landen, wie auch durch die ungenügende Sorge für den Religionsunterricht seines Sohnes sehr verstärkt. Nach allem diesem werde es nöthig, daß Ferdinand in der vorliegenden Angelegenheit sich dem Urtheile des Papstes unterwerfe, wegen des Geschehenen Vergebung suche, insbesondere dem zu Frankfurt Verhandelten absage, und das Fernere von der Bestimmung des Papstes erwarte. Endlich müßte Karl's Vollmacht dem Papste vorgelegt werden, deren Mangel, indem sie nur auf die Kurfürsten gerichtet wäre, nur von demjenigen ersetzt werden könne, dem die oberste Gewalt in dergleichen Fällen zustände. Dieses Parere wurde an Guzman, in seinem Aufenthalte zu Tivoli mitgetheilt, und von ihm nach seiner besten Einsicht beantwortet, es suchte auch der König von Spanien als Mittler einzuschreiten, indem er sowol den Gesandten zu Venedig, Franz de Vargas, als auch den Statthalter zu Mailand, Johann von Figueroa, nach Rom entsendete; allein in einem Schreiben an den Cardinal Pacheco hatte Philipp nicht gänzlich in Abrede stellen wollen, daß bei der Thronentsagung ein Fehler begangen worden, und um so weniger glaubte der Papst auf des Gesandten Vorstellungen achten zu dürfen. Figueroa erhielt unter dem Vorwande, daß er einen päpstlichen Boten habe anhalten und prügeln lassen, mithin dem Interdict verfallen sei, die Weisung, die Stadt nicht zu betreten, Guzman konnte lediglich als Privatmann zu einer Audienz gelangen, aber was er auch in derselben vorbringen mögen, Paul verharrte in seiner Ansicht, nur daß er versprach, nächstens einen Legaten abzusenden, der mit Ferdinand selbst die Gründe dieses Verfahrens besprechen werde. Guzman kehrte nach Wien zurück, und weitere Verhandlungen unterblieben, nur daß Paul nach dem feierlichen für den Kaiser Karl V. gehaltenen Traueramt, in der Versammlung aller Cardinäle erklärte, jetzt sei durch den Tod Karl's der Kaiserthron erledigt, nicht aber durch dessen Entsagung, die ohne Wirkung hätten bleiben müssen, weil sie nicht in Form Rechtens, d. i. nicht in die Hände des Papstes, gegeben worden. Paul hatte in der That ein von seinen Vorfahren aus Mangel an Gelegenheit zwar nicht geübtes, aber doch nach ihrer ganzen, wiederholt in Teutschland anerkannten Stellung ihnen zukommendes Recht angerufen, gleichwol wurde die Unmöglichkeit, den erhobenen Anspruch geltend zu machen, dem Ansehen des heil. Stuhls ungemein nachtheilig. Der allgemeine Unwille, der durch Paul's Foderung in Teutschland bei Katholiken und Protestanten erweckt wurde, führte zu weitläufigen und gründlichen Untersuchungen der päpstlichen Rechte bei der Wahl und Krönung eines Kaisers, und nicht nur, daß Kurfürst Gebhard von Cöln in einem Gespräche mit dem kaiserlichen Gesandten, mit dem Grafen von Helfenstein (1562), dasjenige, ohne welches man kurz vorher sich kaum einen Kaiser zu denken gewagt, die von dem Papste zu empfangende Krönung, ein Lumpenwerk nannte, ist auch Ferdinand I. der letzte Kaiser gewesen, der ernstlich daran gedacht hätte, zu Rom die Krone zu empfangen. Außerdem wurde Ferdinand, ein König ohne Soldaten, ohne Geld, ohne Gehorch, durch die Anfeindung des römischen Hofs genöthigt, noch mehr als zeither, die Erhaltung des freundlichen Verkehrs mit protestantischen Verbündeten zu berücksichtigen. Seitdem wurde Teutschland durch eine Vereinigung der gemäßigten Fürsten von beiden Seiten geleitet, indem sich aber die executive Gewalt vorzüglich bei den Protestanten befand, diente diese Vereinigung ihnen als Mittel, allmälig und ohne Aufsehen die Stifter des nördlichen Teutschlands an protestantische Fürsten zu bringen, und dem zerrissenen Südteutschland den Norden in drohender Einheit gegenüber zu stellen.

Bisher hat Paul in seinen Irrthümern uns beschäftigt. Wir müssen ihn in dem Streben, den Folgen dieser Irrthümer so viel als noch möglich entgegen zu wirken, betrachten. In dem Consistorium vom 20. Sept. 1557 wurden die Cardinäle Caraffa und Trivultio als Legaten, dieser an den König von Frankreich, jener an König Philipp, deputirt. Trivultio sollte für die dem Papste geleistete Hilfe danken, und zum Frieden ermahnen. Des Caraffa Instruction umfaßte fünf Punkte: 1) erbot sich der Papst zu einer Zusammenkunft mit beiden Monarchen, zu Nizza oder anderswo, in dem Zwecke einer allgemeinen Pacification; 2) wurde die Zurücknahme der königlichen Verordnungen, durch welche die geistliche Jurisdiction angegriffen, beantragt; 3) betraf die Abberufung und den Proceß des Cardinals Pole: ein Theil der Untersuchungsacten sollte dem Könige vorgelegt werden, um ihn zu überzeugen, daß nicht aus Haß und Leidenschaft, sondern von Rechtswegen gegen den Cardinal verfahren werde; 4) sollte von dem Verlangen des Papstes gehandelt werden, den zum Cardinal-Legaten designirten Wilhelm Peyto um sich zu haben, der aus christlicher Bescheidenheit sogar die Cardinalswürde verbeten hatte, und 5) von den Privatinteressen der Familie Caraffa. Irgend ein großes Besitzthum, meinte Paul, könne der König seinem Nepoten Johann Caraffa nicht versagen: zu solchem Geschenke möge sich am besten eignen das durch der Königin Bona Ableben heimgefallene Herzogthum Bari, das Fürstenthum Montesarchio, unweit Benevento, und der durch die Rebellion des Fürsten von Salerno verwirkte stattliche Palast S. Severino zu Neapel. Nur solle das ja nicht als ein Surrogat für Paliano gelten, im Gegentheil alle Kunst aufgeboten werden, um den König zu überzeugen, daß es sein besonderes Interesse, Paliano in den Händen des gegenwärtigen Besitzers, des ihm so treu ergebenen Johann Caraffa, zu belassen. Um die Mitte Octobers von Rom aufbrechend, hielt der Cardinal am 13. Dec. seinen feierlichen Einzug in Brüssel, und die prachtvolle Aufmerksamkeit, die Herzlichkeit der Aufnahme konnte fürwahr den kühnsten seiner Wünsche befriedigen, der König selbst ritt ihm bis zum Stadtthor entgegen. Aber den so reichlich gespendeten

hkeitsbezeigungen entsprach keineswegs die Verhand-
der Geschäfte. Den Frieden wünsche er sehnlich,
erte der König, aber er zweifle gar sehr, daß Hein-
l. ihn mit der gleichen Aufrichtigkeit suche. Den
ictionsconflict müsse er vorerst aus den Berichten
Minister kennen lernen. Das Begehren um Pole
eyto verwies er an die Entscheidung der Königin,
ußte deshalb der Marchese von Montebello, der
m Bruder die Reise gemacht hatte, in Gesellschaft
ischofs von Teano nach England hinüberfahren.
r das Haus Caraffa wenigstens etwas zu thun,
ilipp ein Äquivalent für Paliano, nämlich, außer
Pension von 10,000 Thalern, das Fürstenthum Ros-
in Calabrien. Solches Anerbieten wies der Car-
nachdem er von Kronen geträumt hatte, mit Ver-
zurück, die officielle Erneuerung desselben, 28.
1558, nöthigte ihn jedoch, die Sache dem Ermessen
uders, als des eigentlichen Interessenten, heimzu-

Vorzüglich fand der Cardinal sich in allen seinen
en gehemmt durch den Einfluß von Marc Anton
a und Ascan della Cornia, die nicht nur Rache
, sondern auch den Papst überzeugen wollten, daß
enes Interesse gebieterisch die Aussöhnung mit ih-
en Geächteten, verlange. Daß ihnen das keines-
lückte, geht aus einer gleichzeitigen Äußerung des
hervor: „Colonna sei ein verzehrendes Feuer der
n, das man entfernt halten, oder durch Abschnei-
r Nahrung zu dämpfen suchen müsse." Nach einem
ergeblichen Aufenthalte in Brüssel, nur daß er für
e Jahresrente von 12,000 Thalern davon trug, be-
der Cardinal am 12. März 1558 auf den Rück-
Er fand manches verändert in Rom, eine sichtliche
mung seines Oheims über die verfehlte Unter-
g, auch eine Art von Gewöhnung, seines Beistan-
Geschäften zu entbehren. Nicht auf der Selbst-
nd Familienneigung früherer Päpste beruhte Paul's
mus: er begünstigte die Nepoten, weil sie seine
e Richtung gegen Spanien unterstützten, er be-
sie als geborne Gehilfen für seinen Kampf, da-
zu stärken, sollten Fürstenthümer und weite Ge-
r sie erworben werden. Die Ergebnisse des Krie-
gten nicht allzu günstig von der Brauchbarkeit
oten, durch den Frieden wurden sie vollends ent-

Der Legation entbunden, fand der Cardinal es
, den Hof zu beherrschen, unmöglich beinahe, wie
Allen, außer den vertrautesten Freunden, den Zu-
dem Cabinet zu verschließen. Auch ungünstige
n kamen dem Papste zu Ohren, und mochten die
Eindrücke voriger Zeiten wieder erwecken, nicht
den Klagen des Herzogs von Guise als Bestäti-
nen: alles Misgeschick seines Feldzugs hatte die-
Treiben der Nepoten zugeschrieben. Der Car-
rankte, unerwartet zum Besuche kommend, fand
st ihn von Leuten des schlechtesten Rufs umge-
Die Alten sind mistrauisch," sagte der Oheim,
da Dinge gewahr worden, die mir ein weites
Betrachtungen bieten." In der Neujahrsnacht
n es zu Tumult auf der Straße, der Cardinal
del Monte, der junge Mann, einst der Liebling von Julius III., zog den Degen. Das erfuhr gleich am Morgen der Papst: er empfand es tief, daß der Nepot des Vorfalls mit keinem Worte erwähnte: ein Paar Tage wartete er, dann sprach er seinen Verdruß aus. Solches Zeichen der Ungnade ergriff begierig der Hof. Der florentinische Gesandte, Bongianni Bonfigliazzi, hatte den Papst niemals erreichen können, um die Klagen seines Herzogs über die von den Nepoten willkürlich in Toscana von geistlichen Personen und Gemeinden, auch von den Hospitälern erhobenen Steuern vorzutragen; jetzt gelang es dem Herzog, durch Vermittlung des Cardinals Vitelli, dem Papst eine Beschwerdeschrift überreichen zu lassen. Die Marchesin della Valle, eine Anverwandte, der man nie freien Zutritt gestatten wollen, ließ einen Zettel, auf dem verschiedene Missethaten der Nepoten verzeichnet, in des Papstes Brevier verbergen: „wünsche Se. Heiligkeit nähere Aufklärung, so möge sie ihren Namen unterschreiben." Paul unterschrieb, und die verheißene Aufklärung wird nicht ausgeblieben sein. Von Misvergnügen und Unwillen erfüllt, betrat Paul am 9. Januar das Sessionszimmer der Inquisition. Er sprach von jenem nächtlichen Tumult, schalt heftig den Cardinal del Monte, drohte ihn zu bestrafen, und wiederholte mehrmals die donnernden Worte: Reform! Reform! Die gemeiniglich so schweigsamen Cardinäle hatten sich ermuthigt. „Heiliger Vater," rief Pacheco, „die Reform müssen wir bei uns selbst anfangen." Der Papst verstummte, das Wort brachte die in ihm gährenden Ansichten, die sich bildenden Überzeugungen, plötzlich zur Reife. Die Sache des Monte ließ er unbeendigt, in verzehrendem Unwillen kehrt er in seine Kammern zurück, um unverweilt genaue Nachforschungen zu verordnen. Es wurde befohlen, nichts mehr auf des Cardinal Caraffa Anordnung auszufertigen, seine ganze Correspondenz ihm abgefodert; der Cardinal Vitelli, der im Rufe stand, die Geheimnisse der Nepoten zu besitzen, mußte eidlich versprechen, Alles, was ihm davon bewußt wäre, entdecken zu wollen; zu der gleichen Befragung wurde Camill Orsini nach der Stadt beschieden. Die strenge Partei, nachdem sie so lange in Unmuth dem Treiben des Hofes zugesehen, erhob sich; der alte Theatiner Jeremias, der beinahe als ein Heiliger verehrt, brachte ganze Stunden in der päpstlichen Kammer zu: Dinge mußte der Papst hören, die er nimmermehr geahnt hätte, die mit Grauen und Entsetzen ihn erfüllten. Jetzt vernahm er auch, daß der Cardinal sich herausgenommen habe, über Paliano zu verfügen, über den Punkt, der ihm, als einziges Ergebniß des unglücklichen Krieges, so wichtig war, und den er in des Carbone Händen so gut verwahrt glaubte. Nicht essen, nicht schlafen mochte Paul, er verlebte zehn Tage in fortwährender, fieberhafter Spannung, er kämpfte mit einem großen Entschlusse. Am 27. Januar versammelte er das Consistorium; in leidenschaftlicher Bewegung trug er seiner Neffen schlechtes Leben vor, er rief Gott und Menschen zu Zeugen an, daß er nie darum gewußt habe, stets betrogen worden sei. Schneidend wies er die von einigen Cardinälen vorgebrachten Worte der Entschuldi-

gung für die hart Angegriffenen zurück, dem Cardinal Ranutius Farneſe entgegnete er, „daß ſeines Vaters Leichnam nicht durch die Straßen von Piacenza geſchleift worden wäre, wenn Paul III. ähnliche Beiſpiele gegeben hätte.“ Sofort wurde der Cardinal Caraffa der Legation von Bologna entſetzt, dem Herzog von Paliano der Kriegsbefehl und das General der Galeeren, dem Marcheſe von Montebello das Gubernament des Vaticans genommen. Es wurde auch der Cardinal nach Civita Lavinia, der Herzog nach Galeſe, das der Papſt kürzlich von Julius della Rovere erkauft hatte, der Marcheſe nach Montebello verwieſen. Die 70jährige, von Krankheit gebeugte, aller Schuld fremde Mutter der Nepoten, Katharina Cantelma, warf ſich dem zürnenden Oheim zu Füßen, wie er in den Palaſt trat: mit ſcharfen Worten ging er an ihr vorüber. Eben traf aus Neapel die Marcheſin von Montebello ein, ihren Palaſt fand ſie verſchloſſen, und in keine Herberge wollte man ſie aufnehmen; in der Regennacht fuhr ſie von Gaſthaus zu Gaſthaus, bis ihr endlich in einer abgelegenen Straße ein Wirth, dem keine Befehle zugekommen, noch einmal Herberge gab. Vergebens wollte der Cardinal Caraffa zu Gefängniß ſich ſtellen, Rechenſchaft ablegen; die Schweizer hatten den Befehl, nicht nur ihn, ſondern alle, die irgend in ſeinem Dienſte geweſen, abzuweiſen. Nur eine einzige Ausnahme machte hierbei der Papſt. Den Sohn des Marcheſe von Montebello, den Alfons Caraffa, den er liebte, den er als einen Jüngling von 18 Jahren zum Cardinal und zum Erzbiſchof von Neapel ernannt hatte (15. März u. 9. April 1557), behielt er um ſich, mit dem betete er die Horen. Aber niemals durfte Alfons der Verwieſenen gedenken, viel weniger Fürbitte für ſie einlegen, oder mit dem Vater Gemeinſchaft unterhalten: um ſo tiefer fühlte ſich darum der Jüngling von des Hauſes Unglück ergriffen, was ſeine Zunge verſchweigen mußte, das ſtellte ſich in ſeinen Zügen dar, aber auch des Lieblings abgehärmte Geſtalt konnte den eiſernen Mann nicht rühren. In keiner Weiſe ſchien der gewaltige Wechſel auf ſeine 83 Jahre zu wirken. Unmittelbar nach jener Conſiſtorialſitzung, in welcher er in ſo ergreifenden Worten das Urtheil über die Schuldigen ausgeſprochen, hatte man an ihm nicht die mindeſte Veränderung bemerken können, während die meiſten Cardinäle von Erſtaunen und Schrecken gefeſſelt ſchienen: ohne Weiteres ging er zu andern Geſchäften über. Seine Haltung war den fremden Geſandten ein Gegenſtand der Bewunderung. „In ſo plötzlichen, durchgreifenden Veränderungen,“ ſagt ein aufmerkſamer Beobachter, „von neuen Miniſtern und Dienern umgeben, hält er ſich ſtandhaft, hartnäckig, unangefochten. Mitleiden fühlt er nicht, eine Erinnerung an die Seinigen ſcheint ihm nicht geblieben zu ſein.“ Sieger endlich in dem Kampfe mit Leidenſchaften, die jedem unüberwindlich ſcheinen würden, kehrte Paul zu jenen Beſtrebungen zurück, welchen ſein Mannesalter geweiht geweſen. Er fing an zu regieren, in dem Sinne, deſſen man ſich gleich in den erſten Zeiten zu ihm verſehen hatte: mit der gleichen Leidenſchaftlichkeit, wie bisher Feindſeligkeiten und Krieg, betrieb er nunmehr die Reform des Staats, und hauptſächlich der Kirche. Einer Congregation, beſtehend aus den Cardinälen Scotti und Roſario und dem alten Camill Orſini, wurde die höchſte Gewalt in Juſtiz- und Gnadenſachen zugetheilt. Über dieſer Congregation, unmittelbar unter dem Papſte, ſtand der Cardinal Alfons, für deſſen Lob, Umſicht und Fleiß Nores kaum Worte genug zu finden weiß. Auch der Cardinal von Carpi, der unter Paul III. ſo viel vermochte, kam wieder zu Anſehen. Alle Creaturen der Nepoten wurden ihrer Ämter entſetzt, zum Theil ins Gefängniß geſchickt; nicht ſelten war der Wechſel der Podeſten und Governatoren von den ungewöhnlichſten Formen begleitet. Zu Perugia traf der neuernannte Governatore in der Nacht ein, ohne den Tag abzuwarten, ließ er die Anzianen zuſammenrufen, denen legte er ſeine Beglaubigung vor, zugleich ihnen die unverzügliche Verhaftung des mit anweſenden, bisherigen Governatore gebietend. Nicht allein das Perſonale, auch das Verwaltungsſyſtem erlitt eine merkliche Veränderung. Nicht unbedeutende Erſparniſſe wurden eingeführt, auch alle Steuern erlaſſen, die bisher nur im Namen der Nepoten erhoben worden. Ein Kaſten, zu dem der Papſt allein den Schlüſſel hatte, wurde aufgeſtellt, daß jeder ſeine Bitt- oder Beſchwerdeſchrift hinein werfen könne, täglich erſtattete der Governatore Bericht. Wirkſam und rückſichtsvoll zeigte ſich in allen Beziehungen die neue Regierung, die zwar auch früher nicht ſo tumultuariſch geweſen ſein muß, als ſie gemeiniglich dargeſtellt wird. In der Theuerung von 1557 hatte Paul 50,000 Goldgulden ausgegeben, um das römiſche Volk zu ernähren, den Rubio Weizen, welcher der Kammer acht Goldgulden koſtete, ließ er um fünf verkaufen. In den heftigſten politiſchen Stürmen hatte er niemals die Reform der Kirche aus den Augen verloren; der weltlichen Sorgen frei, widmete er ſich ihr mit ungetheiltem Herzen. In den Kirchen führte er eine ſtrengere Ordnung ein, er verbot alles Betteln, ſelbſt das Almoſenſammeln unter dem Vorwande, daß davon Meſſen zu bezahlen, er entfernte die anſtößigen Bilder; in einer auf ihn geſchlagenen Medaille erſcheint Chriſtus, der die Geißel in der Hand den Tempel ſäubert. Alle Mönche und Laienbrüder, die ihre Klöſter verlaſſen hatten, mußten, unter welchen Vorwänden das auch immer geſchehen ſein mochte, wieder eintreten. Die deſſen ſich weigerten, wurden in einem Tage, in dem ganzen Umfange des Kirchengebiets aufgehoben und in Banden gelegt, ſpäter zum Theil zu den Galeeren geſchickt. Das Perſonale des Hofſtaates wurde genöthigt, genau die Faſten einzuhalten, mit Andacht die öſterliche Communion zu empfangen. Die Cardinäle mußten zuweilen die Kanzel betreten, Paul ſelbſt predigte. Viele der Misbräuche, die um des Ertrags willen geduldet worden, ſuchte er abzuſtellen. Von Ehedispenſen, um Geld gegeben, wollte er nicht hören. Eine Menge Stellen, welche bisher immer verkauft worden waren, auch die Chiericati della Camera, wollte er nur mehr dem Verdienſte zugetheilt wiſſen [11]). Mit größerm Ernſte noch ſah er auf Würdig-

11) Simili officii d'amministratione e di giustitia che si dassero a persone che li facessero, e non venderli a chi avesse occasione di volerne cavare il suo danaro.

keit und kirchliche Gesinnung bei der Verleihung geistlicher Ämter. Jene Verträge, nach welchen nicht selten ein Knabe oder eine untaugliche Person das beste Einkommen einer Pfründe genoß, und die Pflichten einem kärglich gelohnten Vicarius überließ, duldete er nicht länger. Er dachte dem Episkopat eine würdigere Stellung zu geben, denn das Centralisirungssystem schien ihm nicht allerwärts der Kirche angemessen. Den Gottesdienst umgab er mit höherer Pracht, das Bekleiden der Sixtinischen Kapelle, die ernstere, auch die Sinne ergreifende Feier der Charwoche, insbesondere der drei letzten Tage, schreiben sich von ihm her. Er durfte sich rühmen, daß kein Tag ihm vorübergehe, an dem er nicht irgend etwas gethan oder verordnet habe für die Wiederherstellung der Kirche in ihre ursprüngliche Würde. In vielen seiner Decrete erkennt man die Grundzüge der Anordnungen, denen bald nachher das tridentinische Concilium seine Sanction aufdrückte. Aber auch in solch heilsamer und preiswürdiger Thätigkeit entfaltet sich die Unbeugsamkeit, durch welche Paul's Charakter gestählt. Vor allen andern Instituten begünstigte er die Inquisition, die hergestellt zu haben, sein höchster Stolz war. Oft ließ er die für Segnatura und Consistorium bestimmten Tage vorübergehen, niemals den Donnerstag, an welchem die Congregation von der Inquisition sich versammelte. Auf das Schärfste wollte er diese ausgeübt wissen; den Paul Ghislieri, den er selbst zum Purpur, das Conclave von 1565 zu der dreifachen Krone erhoben, der einstimmige Ausspruch der katholischen Welt in die Zahl der Heiligen versetzt hat, gab er ihr zum Vorsteher (14. Dec. 1558). Er erweiterte den Wirkungskreis dieses Gerichtes, indem er ihn auf Verbrechen ausdehnte, deren Kenntniß bis dahin dem ordentlichen Richter überlassen gewesen — schon den Ascan della Cornia ließ er durch die Inquisition verfolgen — er gab der Inquisition das Recht, auch zur Ermittlung der Mitschuldigen die Tortur anzuwenden; bei ihm galt kein Ansehen der Person, die vornehmsten Baronen zog er vor diesen Gerichtshof, Cardinäle, wie Morone und Foscherai, die früherhin waren gebraucht worden, um den Inhalt bedeutender Bücher, z. B. die Exercitia des h. Ignatius, zu prüfen, ließ er in dem Zweifel an ihrer Rechtgläubigkeit einziehen. Morone mußte vom Mai 1557 an auf der Engelsburg aushalten, und da saß auch der Bischof von la Cava, Thomas von S. Felice, der als Paul's III. Commissarius bei dem Concilium durch irrige Ansichten über die Lehre von der Rechtfertigung sich ausgezeichnet, und bei derselben Vertheidigung sich unverantwortlich gegen einen andern Bischof vergangen hatte. Gegen das Lesen ketzerischer Bücher erließ Paul am 21. Dec. 1558 eine geschärfte Verordnung, womit zugleich, zu unsäglichem Jammer der Buchhändler, die Veröffentlichung eines langen Inder von verbotenen Büchern verbunden. In der Consistorialsitzung vom 12. Mai 1559 wurde die Errichtung der neuen Bisthümer für die Niederlande verkündigt. Vollständig war die geistlich strenge, restauratorische Richtung der Kirche, welche unter Pius V. in ihrer Vollkommenheit sichtbar wird, eingeleitet. Fast schien Paul vergessen zu haben, daß er je einer andern sich hingegeben, erloschen war in ihm das Andenken an die verflossenen Zeiten: er lebte und webte in seinen Institutionen und Reformen, gab Gesetze, wachte für die Reinigkeit des Glaubens und der Sitten. Während dessen machte die Krankheit, von deren Dasein er sich zum ersten Male am 1. Mai 1559 hatte überzeugen können, Fortschritte, denen ärztliche Hilfe entgegen zu setzen er auch diesmal verschmähte. Am 14. August ließ er noch einmal die Cardinäle zu sich bitten. In der vollkommensten Seelenruhe, in den gewähltesten Ausdrücken, in ergreifenden Worten sprach er zu ihnen. „Im Begriffe, den Weg alles Fleisches zu gehen, nachdem er seine Tage weiter erstreckt, als er je hoffen dürfen," bittet er, daß sie ihm verzeihen mögen, wenn hohes Alter und Gebrechen ihm nicht erlaubten, so vielfältig dem Consistorium beizuwohnen, als es seine Pflicht gewesen. Er empfiehlt ihnen die Eintracht für die Wahl eines würdigen Nachfolgers, empfiehlt ihrem Gebet seine arme Seele, ihrer Sorgfalt die heilige Inquisition, „die habe er aufgerichtet, als das einzige Mittel, das Ansehen des h. Stuhls zu erhalten." Die Cardinäle beurlaubten sich bis auf den einzigen Bartholomäus de la Cueva. Von dem Unglück der Christenheit sprach dieser, wenn sie den würdigsten Oberhirten verlieren sollte. „Ich habe," entgegnet Paul, und zwar spanisch, „ich habe stets mein Leben also geordnet, daß ich bereit vor Gottes Angesicht zu erscheinen, sobald ich gerufen werde. Eine Tröstung begleitet mich zu jener Welt: daß Gott auf Erden einen Fursten erweckt hat, zu Beschützung unseres heiligen Glaubens; nicht zweifle ich, daß mittels solchen Beschützers die Religion sich wiederum zu ihrem vorigen Glanze erheben werde." Dieses Zeugniß eines Sterbenden für die Aufrichtigkeit der Gesinnungen Philipp's II. ist zugleich wichtig für die Charakteristik Paul's. Den König hatte er großentheils darum bekriegt, weil er ihn für den Erben von des Vaters Lauheit hielt; öfter hatte er ihn mit dem verlornen Sohne des Evangeliums verglichen, auch war er einst, wie bald nach dem Frieden von 1557 Philipp II. sein Freund genannt worden, in die Worte ausgebrochen: „ja, mein Freund, der mich belagert hielt, der meine Seele suchte." Das Gespräch mit Cueva zeigt, daß Paul's starres Gemüth für Belehrung, für Berichtigung des Urtheils keineswegs unzugänglich gewesen. Noch vier Tage verlebte er seit jenem Abschiede von dem h. Collegium, dann verschied er am 18. Aug. 1559, in der 21. Stunde. In seiner Todesstunde wurden nach altem Brauche alle Gefängnisse der Stadt geöffnet, bis auf jenes der Inquisition. Nicht hatte das Volk vergessen, wie der Papst selbst vergessen hatte, die durch ihn über Rom verhängten Leiden. Der unglückliche Krieg war nicht verziehen, allzu unvollständig schien die mit der Entfernung der gehaßten Nepoten gegebene Genugthuung. Der Anblick des fest geschlossenen Inquisitionsgebäudes reizte die Wuth der gaffenden Gruppen, die sorgfältig angefacht wurde durch die Emissarien der von der erlöschenden Regierung beleidigten Großen. Es wurde gestürmt, Feuer angelegt, das Haus mit sammt den Proceßacten den verzehrenden Flammen überlassen; vorher

hatte man die Gefangenen in Sicherheit gebracht[12]). Auch die Minerva sollte, als Eigenthum der Dominikaner, das gleiche Schicksal erfahren, und wurde nur durch des Gonfaloniere des römischen Volkes, des Julian Cesarini, Vorstellungen und Fürbitte gerettet. Ein anderer Volkshaufen wogte nach dem Capitol, warf sich auf die genau vor drei Monaten in dem Palast der Conservatoren aufgestellte marmorne Bildsäule Paul's und schlug ihr den Kopf und die rechte Hand ab. Zwei Tage später wurde durch ein Plebisconsult, dessen Urheber unermittelt geblieben ist, geboten, binnen 24 Stunden das Wappen der feindseligen und tyrannischen Familie Caraffa abzunehmen und zu zerstören, bei Strafe der Rebellion; und es wurde diese Verordnung so pünktlich zur Ausführung gebracht, daß man auch des Wappens des längst verstorbenen, hochverdienten Cardinals Olivier Caraffa, das an den verschiedenen, von ihm erbauten Kirchen angebracht war, nicht verschonte. Nochmals wandte sich des Volkes Wuth gegen die Bildsäule auf dem Capitol, ein Jude durfte es wagen, die gelbe Mütze, die er, nach Paul's Vorschrift, als Abzeichen tragen mußte, dem Kopfe aufzusetzen. Drei ganzer Tage lang wurde der Kopf durch die Straßen geschleift, alle Art von Schmach dem Steine angethan, bis man ihn endlich, bekleidet wie er war, mit der gelben Judenmütze (nicht aber, wie man uns neulich versichern wollen, mit der dreifachen Krone) in der Tiber versenkte. Während dieser, in Perugia wiederholten Gewaltthätigkeiten wurde von St. Peter's Chorherren die Leiche in trauriger Stille nach ihrer Kirche übertragen, da geraume Zeit von Soldaten bewacht, endlich in der gewöhnlichen provisorischen Weise eingemauert, bis Papst Pius V. sie in das von Jac. und Thomas Cassignola verfertigte Grabmonument zu S. Maria sopra Minerva einsenken ließ. Die Bedeutung dieser, dem Andenken Paul's IV. dargebrachten Huldigung werden nur diejenigen beurtheilen können, welche ohne Vorurtheil, ohne Haß, das Leben des h. Pius studiren. An sich betrachtet, ist Paul eine außerordentliche Erscheinung, ungewöhnlich der Gang seiner Bildung, von inniger Begeisterung zeugend seine Absonderung von der Welt, seine Wirksamkeit als Theatiner. Ein höherer Ruf nöthigt ihn, nochmals die große Schaubühne zu betreten. Ein Appius Claudius scheint in ihm wieder erstanden, gemildert nicht, aber veredelt in seiner Strenge durch die Übung christlicher Tugenden. Gottes, nicht der Menschen Wille reicht ihm die dreifache Krone, und in demselben Augenblicke übermannt ihn ein lange verhaltener, erblicher und persönlicher Haß gegen die Unterdrücker seines Vaterlandes, seines Hauses. Den Haß scheinen die Nepoten zu theilen, und willig theilt er mit ihnen seine Gewalt. Ein unglücklicher Krieg vermag es nicht, seine starke Seele zu beugen, das war dem Jammer vorbehalten der um seinetw[illegible] len geschl[illegible] ger von Segni. Er überzeugt si[illegible] von der [illegible] würdigkeit und er weiset sie von [illegible] ch: 83 Jah[illegible] alt, wie er von allen seinen Ge[illegible] ohnheiten [illegible] allem, was ihm lieb gewesen, um[illegible] fortan nur [illegible] nem Staate, seiner Kirche zu leben. Es hat die ungeheure Einbuße erlitten, vor und während sei[illegible] gierung, während seiner Streitigkeiten mit dem öst[illegible] schen Hause, aber in seiner Macht stand es nicht[illegible] Verluste abzuwenden, vergeblich würde er dem [illegible] sich haben entgegenstellen wollen. Für die dereinstig[illegible] stauration der Kirche that Paul drei entscheidende [illegible] te: 1) in der Stiftung des Theatinerordens, der [illegible] sentlich auf die nächste Generation von Bischöfen [illegible] und demnach mittelbar den Gesinnungen der katho[illegible] Welt eine veränderte Richtung beibringen sollte, 2) die Wiederherstellung der Inquisition, die allein [illegible] gend, Italien, den Brennpunkt des Katholicismus [illegible] vertheidigen, 3) in seiner laut ausgesprochenen, dur[illegible] That bewährten Huldigung für die Grundsätze der [illegible] orthodoxen, streng sittlichen Partei. Das Fest C[illegible] dra S. Petri Apostoli Romae wurde durch seine[illegible] ordnung vom 6. Jan. 1558 wieder hergestellt, u[illegible] dessen Feier der 18. Januar, XV. kal. Feb., angen[illegible] Von Paul's schriftstellerischen Arbeiten haben wir zu[illegible] nen: Tractatum de ecclesiae Vaticanae et eju[illegible] cerdotum principatu; de quadragesimali obse[illegible] tia; de symbolo; paraenesin ad Bernardinum [illegible] num; notas in *Aristotelis* Ethicam; publicam [illegible] professionem; orationes et epistolas. Für Pau[illegible] war das Studium der Medicin eine besondere Lie[illegible] rei; er hatte die Werke der berühmtesten Ärzte g[illegible] und vornehmlich den ganzen Galenus in dem griech[illegible] Urtext. Durch sie belehrt, glaubte er des Beistande[illegible] derer Ärzte, die doch in seinen Augen die Heroe[illegible] gelehrten Welt, entbehren zu können. Nie hat er [illegible] ärztlichen Vorschrift geglaubt, nie Arznei genommen[illegible] einem Aderlasse sich unterzogen. Hingegen ehrte ur[illegible] günstigte er in ungewöhnlicher Weise die Schüler [illegible] lap's, und jeder Praktiker von einiger Bedeutun[illegible] Rom konnte unter seinem Pontificat zu den Ehren [illegible] Archiaters zu gelangen sich Hoffnung machen. Er [illegible] deren nicht selten 14, 15, ja einmal 18; frei durft[illegible] mit dem Papste verkehren, der auch gern mit ihn[illegible] lehrte Streitfragen verhandelte. Es war die Hautn[illegible] sucht, welcher Paul zuletzt erlag, keineswegs, wi[illegible] kindische Nationaleitelkeit berichtet, dem Grame um [illegible] rich's II. gewaltsames Ende. Hatte doch der Papst[illegible] auf das Schmerzlichste erfahren, was auf die Freund[illegible] dieses Königs zu bauen.

Gegen die beiden weltlichen Nepoten wurde [illegible] dem römischen Volke ein Verbannungsdecret ausg[illegible] chen; sich gegen dessen Folgen zu sichern, wagte e[illegible] Herzog von Paliano, dem h. Collegium sich darzu[illegible] und um eine Bestätigung seiner Güter und Besitz[illegible] anzusuchen. Statt dessen wurden ihm von dem [illegible] nal von Carpi, welcher die Stelle des Dechant[illegible] in ernsten Worten seine vielfältigen Vergehun[illegible]

12) Viddi il popolo correr in furia verso la casa di Ripetta, deputata per le cose dell' inquisitione, metter a sacco tutta la robba ch'era dentro, si di vittualie come d'altra robba, che la maggior parte era del Rmo. Cardinale Alessandrino, Sommo Inquisitore, trattar male con bastonate e ferite tutti i ministri della inquisitione, levar le scritture, gettandole a refuso per la strada e finalmente poner foco in quella casa.

rückt, und die ihnen angemessenen Strafen angedeutet: nur durch ruhige Unterwürfigkeit, meinte der Cardinal, würde er sich Anspruch auf die Gnade des h. Collegiums und des künftigen Papstes erwerben können. Ruhig verhielten sich aber keineswegs des Herzogs Gegner; in denselben Tagen wurde ihm, durch der Einwohner Vorschub, von Marc Anton Colonna Paliano entrissen, die wichtige Festung, durch deren Auslieferung die Caraffa, noch bei des Papstes Lebzeiten, die Gnade Philipp's II. wiederzugewinnen vermeint hatten. Von der andern Seite war auch Johann Franz, der seines Eigenthums entsetzte Graf von Bagno, mit florentinischem Hilfsvolke über die Apenninen gekommen, hatte Ghiaggiulo, Gatteo, S. Sophia, Monterotondo eingenommen; Galeata wurde ihm von den Einwohnern überliefert, der von den Caraffen eingesetzte Governatore, Hieronymus del Bello, als ein Rebell gegen seinen Erbherrn behandelt, und zu Florenz eingesperrt. Indem fand der Fiscal, Alexander Pallantieri, sich im Lager ein, und es gelang ihm, eine Übereinkunft zu vermitteln, durch welche Montebello und alle davon abhängenden Plätze in Sequester gegeben wurden, in Erwartung des von einem künftigen Papst zu ertheilenden Entscheides über das Eigenthum. Die Erwählung von Pius IV., mehrentheils von dem Cardinal Karl Caraffa durchgesetzt, schien weitern Gewaltthätigkeiten ein Ziel stecken zu müssen, zumal da Karl den hierdurch erlangten Vortheil mit der äußersten Mäßigung zu gebrauchen wußte. Als einzige Gnade erbat er sich von dem neuen Papste vollständige Vergessenheit der von dem Volke gegen das Andenken Paul's IV., gegen die Inquisition und gegen die Familie Caraffa verübten Frevel. Um nicht in Großmuth überboten zu werden, ertheilte Pius IV. seinem Nuntius bei König Philipp, dem Bischof von Terracina, Reverta, die Weisung, an jenem Hofe die Interessen der Familie Caraffa möglichst zu vertreten; vielleicht, daß mehr noch als Dankbarkeit, des spanischen Gesandten in Rom, des Vargas Versicherung, wie daß der Cardinal Caraffa jetzt bei dem König hoch in Gnaden stehe, auf des Papstes Handlungsweise einwirkte. Der Nuntius, sehr ergeben den Caraffen, wußte geschickt das Interesse des h. Stuhls mit jenem der gefallenen Nepoten zu verflechten, und es gelang ihm, des Königs Vorurtheile gegen den Herzog von Paliano zu besiegen, auch eine bestimmte Verwendung um des Marchese von Montebello Restitution zu erwirken. Sehr ungelegen kam das den Gegnern der Caraffa, vorzüglich dem auf das Neue um Paliano besorgten Marc Anton Colonna, und sie sendeten alle Mittel an, um auf den außerordentlichen Gesandten zu wirken, der Philipp's II. Obedienz dem Papste Pius leisten sollte. Dieser Gesandte, Iñigo de Mendoza, dritter Marques von Mondejar, vierter Graf von Tendilla, lehnte das ihm von Vargas angebotene Quartier ab, um statt dessen eine Wohnung in dem päpstlichen Palast zu beziehen, und nach wenigen Tagen, am [illegible] Mai und 1. Juni 1560, konnte bereits Amulio, der florentinische Gesandte, an den Senat von Handlungen, [illegible] in dem größten Geheimniß zwischen dem Papst und [illegible] von Mondejar gepflogen würden, und von deren für die Caraffa bedrohlichen Gestaltung berichten. In allem mit Pius einverstanden, glaubte Mondejar noch der Zustimmung des Vargas, des ordentlichen Gesandten, zu bedürfen. Darum begrüßt, sprach Vargas sich mit Lebhaftigkeit zu Gunsten der bedrohten Familie aus, und verharrte bis zum Ende in dieser Gesinnung, obgleich er darum einstens von Marc Anton Colonna öffentliche Vorwürfe empfing. In dem durch solche veranlaßten, lebhaften Wortwechsel erklärte Vargas mit Bestimmtheit, daß er lediglich seines Königs Befehle erfülle. Die den Caraffen zur Last fallenden Verbrechen waren von dreierlei Art, theils seit ihrer Verweisung von dem Hofe Paul's IV. und bei dessen Lebzeiten, theils während der Sedisvacanz, theils seit der Thronbesteigung von Pius IV. begangene. Noch bei Lebzeiten Paul's IV. ermordete der Herzog von Paliano seinen Anverwandten und Diener, den Marcellus Capece, mit einem Dolchstiche, nachdem derselbe, wie es heißt, schriftlich und mündlich einen unerlaubten Umgang mit der Herzogin bekannt hatte. Von dieser Mordthat sprach der Cardinal Alfons Caraffa dem Großoheim, ohne doch von ihm eine Antwort zu empfangen: Paul fragte blos, was aus der Herzogin geworden sei. Zur Zeit der Sedisvacanz wurde die Herzogin auf Befehl ihres Gemahls, der hierzu von seinem Bruder, dem Cardinal, aufgefodert worden zu sein behauptete, von ihrem Bruder, dem Grafen von Alife, und einem andern Anverwandten, dem Leonhard de Cardine, ermordet. Sie, Violanta Diascarlona, des Grafen Anton von Alife Tochter, befand sich damals in dem sechsten Monat ihrer Schwangerschaft. Wenn ihr ehebrecherischer Umgang mit Capece gegründet sein sollte, so hatte der Herzog wahrlich dazu Anlaß gegeben; in ihrer, seiner Gemahlin Gegenwart, pflegte er mit feilen Dirnen seiner Lüste; es hat aber in der gegen den Herzog geführten Untersuchung der Fiscus, vielleicht um die Blutschuld zu vergrößern, niemals zugeben wollen, daß der Herzogin Ehebruch bewiesen worden sei. Unter der Regierung Pius' IV. endlich ließ der Herzog zu Galese, auf seinem Schlosse, eine Art von peinlichem Verfahren gegen Marc Anton Colonna erheben, den man des Anschlags, durch Waffen oder Gift den Herzog aus dem Wege räumen zu wollen, beschuldigte; auf diesen Unsinn sich keineswegs beschränkend, ließ der Herzog sogar ein Erkenntniß seines vermeintlichen Gerichtshofes gegen einen Anhänger des Colonna vollstrecken. Der neue Mord erregte in Rom das größte Aufsehen, und ein Commissarius wurde nach Galese abgesendet, um die Acten des Processes und die solchen verhandelnden Personen nach der Hauptstadt zu liefern. Keineswegs sich täuschend über das Gewicht der Anklagen, den Umfang der Gefahren, von welchen sein Bruder bedroht, suchte der Cardinal vorläufig auf alle die Gerichtspersonen, welchen die Untersuchung anheimfallen konnte, zu wirken. Die Meisten hatten von ihm ihre Ämter empfangen, und schienen der schuldigen Dankbarkeit nicht uneingedenk, nur Pallantieri, der Fiscal, zeigte sich unzugänglich und unversöhnlich wegen des harten Gefängnisses, das ihn der Cardinal einst hatte erdulden lassen. Wenn Pius in seiner Entscheidung gezweifelt ha-

den sollte, so wurden durch Pallantieri seine Zweifel gehoben. Davon hatte der Cardinal keine Ahnung, und seine trügliche Sicherheit theilend, kam der Herzog von Paliano nach Rom, um seiner Angelegenheiten wahrzunehmen. Am andern Morgen, 7. Jun. 1560, wurde er von dem Governatore von Rom verhaftet, und das that in demselben Augenblicke Gabriel Serbelloni den beiden Cardinälen Caraffa, wie sie in den Vatican gekommen waren, um einer Consistorialsitzung beizuwohnen. Der Marchese von Montebello, zeitig gewarnt, entkam durch die Flucht, und wurde durch Edictales verfolgt. Die Untersuchung gegen die Gefangenen führte der Governatore von Rom, doch sollten die beiden Cardinäle nur im Beisein von acht ihrer Collegen, die als Beisitzer fungirten, verhört werden. Da trafen aus Spanien Berichte von dem Nuntius mit der Meldung ein, daß der König aus Rücksicht für die Verwendung des Papstes jede mögliche Nachsicht den Caraffa angedeihen zu lassen beabsichtige. Unangenehm berührte das den Papst, der es in Abrede stellen wollte, in Bezug auf die Caraffa irgend einen Auftrag dem Nuntius ertheilt zu haben, und sogleich den Prälaten Prosper von Santa Croce, als außerordentlichen Nuntius, nach Spanien abgehen ließ, um dem Könige sein Misvergnügen über des Reverta eigenmächtige Verwendung auszudrücken, und das Bekenntniß anzubringen, daß der Papst bisher seine eigentlichen Gesinnungen, hinsichtlich der Caraffen, dem Könige nicht habe eröffnen können, weil sowol der spanische Gesandte in Rom, als der Nuntius Reverta, blindlings dem Interesse dieser Familie anhingen. Auch wurde Santa Croce mit allem ausgerüstet, was den Unwillen des Königs über die unter Paul's IV. Regierung erlittenen Unbilden aufzufrischen dienen konnte, namentlich führte er die Acten von dem Processe der angeblichen Verschwörer Nanni und Spina mit sich, und Andeutungen von des Cardinal Karl Caraffa Bemühungen, mit dem Sultan und den Protestanten Bündnisse gegen Spanien zu errichten. Von dem an enthielt sich Philipp aller ferneren Theilnahme am Schicksale der Caraffa, ohne doch des Vargas Verhaltungsbefehle zurückzunehmen. Die Untersuchung wurde fortgesetzt; der Herzog von Paliano leugnete im Verhör die ihm beigelegten Verbrechen [13]). Er schrieb an den Papst, bekannte die Ermordung des Capece und der Herzogin, wie auch den Betrug, den er sich in der Angelegenheit der zu Civita Vecchia angehaltenen Galeeren zu Schulden kommen lassen. Die Austauschung des an den dasigen Governatore gerichteten Briefs entschuldigte er damit, daß er dem Cardinal Sforza habe gefällig sein wollen und nicht geahnt hätte, daß sein Oheim, der Papst, die Sache so ernsthaft aufnehmen werde. Vor dessen schrecklichem Zorne habe er sich einzig durch die Zurückfoderung des ersten, durch die Unterschiebung eines zweiten Schreibens zu sichern gewußt. Er habe von fern nicht gedacht, den Gebrüdern Sforza Verfolgung erwecken, oder einen Bruch zwischen Kaiser und Papst veranlassen zu wollen. Dieses sei später dem Cardinal geglückt, welchem der Herzog nicht minder das gegen Marc Anton Colonna befolgte Verleumdungssystem, und das gewaltsame Verfahren gegen dessen Anhänger zuschrieb. Außer seinen Geständnissen wurde dem Cardinal Schuld gegeben, er habe in unehrlicher Weise den Papst zum Kriege mit dem Kaiser gereizt und die Franzosen zum Bruche des Waffenstillstandes, anstatt, nach dem von dem Papste empfangenen Auftrage, einen dauerhaften Frieden zwischen Frankreich und Spanien zu befördern. Die Waffen der Türken habe er gegen den Kaiser zu richten gesucht, ein Bündniß mit dem Markgrafen Albrecht von Brandenburg vorbereitet, bei der Auszahlung der Löhnung an das Kriegsvolk sowol den Papst, als den König von Frankreich bevortheilt, zwei Unschuldige, den Nanni und Spina, zum Tode geschickt, mehre Mordthaten eigenhändig oder durch Andere verübt, und das sowol vor seiner Erhebung zu der Cardinalswürde, als in derselben. Allen diesen Beschuldigungen setzte der Cardinal beharrliches Leugnen entgegen, und die Folter wurde nicht gegen ihn angewendet; vermuthlich hatten einige seiner Collegen gegen solche Behandlung eines Cardinals protestirt. In der Consistorialsitzung vom 31. März 1561 wurden die Untersuchungsacten vorgelesen, eine Handlung, die volle acht Stunden erfoderte. Die Beschuldigung des mit Frankreich eigenmächtig abgeschlossenen Bündnisses widerlegte der Cardinal von Ferrara, als welchem das wahre Sachverhältniß bekannt, alle andern Mitglieder des h. Collegiums vereinigten sich zu einer Verwendung für den Collegen. Ohne ihrer zu achten, fällte der Papst das Urtheil, das, ein Geheimniß für alle Cardinäle, dem Governatore versiegelt zugestellt wurde, mit der Weisung, erst am folgenden Tage die Siegel zu lösen. Den Inhalt des Urtheils vernehmend, faßte der Herzog von Paliano das vor ihm stehende Crucifix, und zu seinen beiden Unglücksgefährten, dem Grafen von Alife und Leonhard de Cardine, sich wendend, bereitete er in Ruhe und Geistesgegenwart sie zum Tode, daß es schien, er sei gekommen, des Tröster Amt zu üben, nicht aber, daß er selbst in der Erwartung des nahen Todes sich befinde. In der gleichen Fassung schrieb er an seinen Sohn, in eindringlichen Worten ihm die wichtigsten Lehren der Religion und Moral zu wiederholen. In der Nacht vom 1. zum 2. April [14]) wurde der Herzog mit den beiden andern aus der Engelsburg nach dem benachbarten Gefängnisse Torre di Nona gebracht, und daselbst enthauptet. Am Morgen sah man die drei Leichen, von Fackeln umgeben, auf der Engelsbrücke zur Schau gestellt. Mit schwarzem Sammet ausgeschlagen, mit dem Familienwappen bezeichnet war die Bahre, worauf der Herzog niedergelegt; für die beiden andern Leichen hatte man Teppiche auf dem ebenen Boden ausgebreitet. In derselben Nacht mußte auch

13) Negandoli nell' esaminazione placida, fu condotto alla rigorosa, per trarne la confessione.' Ond' egli, com' è solito degli uomini dediti al piacere, impaurir nel dolore, non volle assaggiarlo.

14) Den 31. März, den 1—2. April gibt Pallavicini an, die übrigen alle lassen die Verlesung der Untersuchungsacten am 3., die Hinrichtungen am 6. März 1561 vornehmen.

Herzogs Bruder, der Cardinal sterben. Ihm durch- unerwartet kam das Todesurtheil. „Sterben soll ? O Papst Pius, o König Philipp, von euch hätte das nicht erwartet!" und er hüllte sich fester in die ttdecke. Weiter kam kein Klagelaut über seine Lippen. verlangte den Beichtvater, bekannte seine Sünden, heuerte, daß er von Herzen dem Governatore von m (Hieronymus Frederici, Bischof von Sagona, in fica) und dem Fiscal Pallantieri verzeihe: die beiden te er, als seine erklärten Feinde, in dem Anfange des ocesses zu recusiren gesucht. Er betete die sieben Buß- lmen, kleidete sich an, und bat, man möge ihm den rpurmantel und das Cardinalsbarett reichen. Die bei- Stücke, hieß es, müsse man ihm verweigern. „Mon- ore, macht ein Ende, wir haben noch andere Geschäf- rief der Polizeibeamte. Den Hals reichte der Car- al dem Henker dar, die Schnur wurde angelegt und ezogen, sie brach: mit einer zweiten Schnur wurde er lich, doch mit Mühe, erdrosselt. Seinen Leichnam hte man nach der Kirche von S. Maria transpon- . Alfons Caraffa, der jüngere Cardinal, war ledig- beschuldigt, einige, der päpstlichen Kammer angehö- Kostbarkeiten sich zugeeignet zu haben, auch daß er, einen Gunsten, verschiedene Breven von dem Secre- us der Breven habe ausfertigen lassen, ohne daß der ende Paul IV. dazu den Befehl gegeben. Von dem hmten Marc Anton Borghese vertheidigt, wurde er hwol zu einer Geldbuße von 100,000 Scudi verur- t. Wiewol nun Pius dieselbe nachmals bedeutend bsetzte, das ganze h. Collegium sich besteuerte, um Rest aufzubringen, Alfons auch von allen Ständen Zeichen der aufrichtigsten Theilnahme empfing, so war hwol die Lebenslust in ihm erloschen. Unaufhörlich ebte ihm des Hauses Schicksal vor Augen. Er ging Neapel, um die dasige Kirche persönlich, wie früher h einen Vicarius, zu regieren, wurde da feierlich den Nov. 1562 empfangen, und starb, 25 Jahre alt, 24. Aug. 1565. Im December desselben Jahres auch Papst Pius IV. und bei dessen Nachfolger m der Marchese von Montebello und Diomedes Ca- , des Herzogs von Paliano Sohn, um eine Revision gegen den Herzog und gegen den Cardinal ergange- Verdammungsurtheils ein. Mit Sorgfalt wurde der e Proceß revidirt, dann von Pius V. erkannt, daß Cardinal ungerechter Weise zum Tode verurtheilt wor- sei. Dessen Andenken wurde demnach hergestellt, den Erben die Einweisung in den Nachlaß ertheilt. das über den Herzog gefällte Urtheil wurde, so viel Punkt von Hochverrath und Felonie betrifft, cassirt, daß der übrigen Anklagepunkte in dem zweiten Ur- Erwähnung geschehen wäre. Hingegen wurde der l Pallantieri zum Tode verurtheilt, weil er in sei- an Pius IV. erstatteten Relationen die Schuld der ffa wesentlich vergrößert, und zu deren Nachtheil die e Sache in falsches Licht gesetzt habe. Von Anfang tten viele Juristen vom ersten Range die Verurthei- des Cardinals für ungesetzlich gehalten, weil sie 1) Zeugenbeweis erfolgt war, auf die bloße Ansicht der von ihm geschriebenen Briefe, auch Dinge berührte, welche er auf den bestimmten Befehl Paul's IV. gethan zu haben versicherte; 2) weil er nicht, wie es doch die Praxis der römischen Gerichtshöfe erfoderte, auf die Folter gespannt worden, um das Geständniß der ihm schuldgegebenen Verbrechen zu erzwingen; 3) weil man ihm die gefoderten Fristen versagt hatte; 4) weil man seinen Sachwalter nicht so oft gehört hatte, als es der Bedarf der Vertheidigung verlangte. — Nach jener Revision verschwindet der Marchese von Montebello aus der Geschichte; den einzigen Sohn, den Cardinal Alfons, hatte er begraben, die beiden Töchter, Constantia und Agnes, dem Klosterleben gewidmet. Constantia starb im August 1601. Auch des Herzogs von Paliano Töchter, Maria und Paula, hatten Zuflucht gesucht in jener von Papst Paul's IV. Schwester Maria zu Neapel gestifteten Sapienza. Gleich Seifenblasen sind die riesenhaften Entwürfe Paul's und seiner Nepoten vergangen, die demüthige Stiftung der frommen Klosterfrau bestand, um dereinst den verlassenen Töchtern jener Gewaltigen eine Freistätte zu sein. Maria, eingekleidet im J. 1562, starb im Febr. 1619, Paula im Jan. 1636. Auch ihres Oheims, Ferdinand Caraffa's, des dritten Grafen von Montorio einzige Tochter, Katharina, war Nonne in der Sapienza, starb aber bereits im August 1594. Des Herzogs von Paliano einziger Sohn, Diomedes, fünfter Graf von Montorio, der eine Zeit lang den Titel eines Marchese von Cavi geführt hatte, starb in dem Alter von 20 Jahren, einen einzigen Sohn hinterlassend aus seiner Ehe mit Cornelia Caraffa, des Grafen Thomas von Cerretto Tochter. Dieser Sohn, Alfons Caraffa, sechster Graf von Montorio, kam zu Streit mit Ferdinand Loffredo, dem Marchese von Trevico, und wurde im Zweikampfe getödtet, März 1584. Nur 21 Jahre zählend und mit Victoria Caracciola verheirathet, hinterließ er keine Nachkommenschaft; das Haus Montorio wurde mit ihm zu Grabe getragen. (*v. Stramberg.*)

PAUL V. (Camillus Borghese). Sein Vater Marcus Antonius Borghese, ein Patricier aus Siena, war von da nach Rom gezogen und als Consistorialadvocat zu großem Reichthum und Ansehen gelangt, sodaß selbst Paul IV. in den schwierigsten Angelegenheiten ihn zu consultiren pflegte. In der Ehe mit Flaminia Astali, einer edlen Römerin, die noch edler durch ihre Tugenden, wurde Marcus Antonius ein Vater von sechs Kindern. Der dritte Sohn, Camillus, geb. zu Rom den 17. Sept. 1552, studirte zu Perugia Philosophie, zu Padua Jurisprudenz, und war Abbreviator ecclesiasticus, wie er am 20. Mai 1574 vor St. Peter's Kirche die Bulle Gregor's XIII. für das Jubiläum ablas. Bald darauf erscheint er als utriusque signaturae referendarius und als Vicarius der Kirche von Sta. Maria maggiore. Im J. 1588 wurde er als des Cardinals Alexander Montalto Vicelegat nach Bologna geschickt und regierte zwei Jahre lang, mitunter in bedenklichen Umständen, wie in den Sedisvacanzen nach Sixtus V. und Urban's VII. Ableben, diese immer noch besondere Aufmerksamkeit erfodernde Stadt. Es starb sein älterer Bruder, Horatius Borghese, für den der Vater das wichtige Amt eines Au-

ditore della camera um 70,000 Scudi erkauft hatte. Zu diesem Amte, mit welchem nicht nur ein jährliches Einkommen von 14,000 Scudi, sondern auch die Aussicht auf einen Cardinalshut verbunden, ward Camillus durch die Gunst des Papstes Clemens VIII. befördert. Von demselben Papste wurde er nach Spanien, mit den Vollmachten eines Legaten a latere gesendet, um von Philipp II. eine Türkenhilfe für Ungarn zu erbitten, und bei seiner Rückkehr mit dem Purpur und dem priesterlichen Titel von S. Eusebio bekleidet. Als Mitglied der congregatione del S. Officio hatte er 1600 eine der bedenklichsten Ketzereien zu bestreiten, und es wurden durch ihn 50 Jünglinge aus den angesehensten Familien zu Abschwörung verschiedener Irrthümer bewogen. Später zu den Titeln von Santi Giovanni e Paulo und von S. Grisogono auch zu dem Amte eines Vicario del Papa (mit einer monatlichen Provision von 100 Ducati) befördert, lebte er gleichwol nur seinen Büchern und Acten, in keinerlei politische Geschäfte sich einlassend, sorgfältig den Ruf eines exemplarischen Wandels sich bewahrend. Von Allen geehrt, von bedeutenden Feindschaften frei, trat der Cardinal von S. Grisogono in das nach Leo's XI. Ableben berufene, am 8. Mai 1605 eröffnete Conclave. Ungemein lebhaft entwickelten sich die Wahlkämpfe, in denen vorzüglich Aldobrandino und Montalto, die Creaturen des Letzten und die eines frühern Papstes, einander gegenüber standen. Zuweilen führte die eine und sogleich auch die andere Partei den Mann ihrer Wahl in die eine oder in die andere Kapelle; gleich feindlichen Heeren standen sie sich einander entgegen, bald wurde mit diesem, bald mit jenem Candidaten ein Versuch gemacht, Sauli, Bellarmin, Baronius, Peter Benedetti von Camerino, hatten jeder ihren Anhang. Dominicus Tosco von Reggio wurde durch Aldobrandino vorgeschlagen, von der spanischen Faction gebilligt und augenblicklich seiner Celle entführt; sie brachten ihn nach der Sixtinischen Kapelle, wo das ganze Conclave zur Adoration sich einfand; schon fühlte sich Tosco als Papst, schon wurde seine Celle im Conclave, sein Palast in der Stadt geändert. Aber Baronius widerstrebte: nur im äußersten Nothfalle und der Letzte von Allen würde er solchen Papst anerkennen, und seine mächtige Stimme zerstörte mit einem Hauche das ganze Werk. Ergriffen vom apostolischen Eifer des Baronius rief Montalto aus: „Sanctum hunc hominem S. Petri collocemus in sede," und Baronius, obwol mit Händen und Füßen sich sträubend, wurde nach der Capella Paolina geführt, seinerseits die Adoration zu empfangen; allein abermals zeigte die Opposition sich stärker, es konnte von allen denen keiner als Papst durchgesetzt werden. Nachgerade sollte es auch bei der Papstwahl weniger darauf ankommen, wer die meisten Verdienste als wer die wenigsten Feinde habe. Endlich ersah sich Aldobrandino unter den Creaturen seines Oheims einen Mann, der allgemeinen Beifall sich erworben, gefährliche Feindschaften vermieden hatte; für den Cardinal Borghese gelang es ihm, die Franzosen zu gewinnen, die bereits eine Annäherung zwischen Montalto und Aldobrandino bewirkt hatten, Alexander Montalto wurde durch Joyeuse zu Gunsten des neuen Candidaten bestimmt und Borghese, der Cardinal von S. Grisogono, der Bischof von Jesi, der Protector von Schottland erwählt, den 15. Mai 1605, ehe und bevor die Spanier erfahren hatten, daß er vorgeschlagen sei. Er nahm den Namen Paul V. an, und empfing am 28. Mai in S. Peter's Kirche die dreifache Krone. Am 1. Juni ertheilte er in dem Vatican den Cardinälen große Audienz, die vornehmlich zu Gnadenbezeigungen bestimmt war. Am andern Tage verlieh er unter öffentlicher Feierlichkeit dem Gennasio, Zapata, Madruzzi und Doria den Cardinalshut, am 28. Juni verkündigte er ein Jubiläum, dessen Zweck die Erflehung göttlichen Beistandes für die Regierung der katholischen Kirche und für ihre gegenwärtigen Bedürfnisse war. Am 28. Juli beschenkte er im Quirinal seiner Schwester Sohn, den Scipio Caffarelli, mit dem Purpur und zugleich mit dem Namen und Wappen des Borghesischen Geschlechtes, wozu er im August beim Öffnen des Mundes den Titel von S. Grisogono fügte. An den Cardinal Octavio Aquaviva verlieh er das Erzbisthum Neapel. Am 6. November, an einem Sonntage, nahm er Besitz vom Lateran unter den hergebrachten Feierlichkeiten. Daß Paul ohne sein Zuthun, ohne alle künstliche Mittel zum Papstthume gelangt war, erschien nicht nur der Mehrzahl der Gläubigen, sondern auch ihm selbst, als die unmittelbare Wirkung des heiligen Geistes. Betrachtend das Große, das an ihm gewirkt worden, fühlte er sich über sich selbst erhoben; die Veränderung in Haltung und Bewegung, in Mienen und in dem Tone der Rede, die von dem ersten Augenblicke an bei ihm bemerklich ward, setzte selbst den Hof in Erstaunen, der gewöhnt war, die ungeheure Kluft zwischen einem Cardinal und der höchsten Würde mit einem Schritt zurücklegen zu sehen, den folglich Umwandlungen aller Art nicht zu überraschen pflegten. Aber auch Paul's gebietende Strenge setzte den Hof in Erstaunen; dieselbe Unbeugsamkeit, in der er in seinen bisherigen Ämtern den Buchstaben des Gesetzes gehandhabt, legte er als Papst an den Tag. Piccinardi, aus einer Schriftstellerfamilie von Cremona entsprossen, hatte sich in einer Lebensbeschreibung des Papstes Clemens VIII. erlaubt, diesen, dem Wenige gleichgekommen sind in Tugenden und Frömmigkeit, dem Kaiser Tiberius zu vergleichen. Gedruckt war das abgeschmackte Pasquill nicht, doch Freunden und Bekannten mitgetheilt worden, und eine Frau verklagte den Schriftsteller. Er wurde eingezogen, doch äußerte sich der Papst mit vieler Ruhe über die Sache, auch schien sie um so weniger gefährlich, da sich mächtige Personen, selbst Botschafter, für Piccinardi verwandten. Aber nach den Gesetzen hatte der Pasquillant das Verbrechen der beleidigten Majestät begangen, und in jedem Lande würde er jenes Verbrechen in der gleichen Weise haben büßen müssen. Er wurde enthauptet, seine Habseligkeit eingezogen. An dem Hofe erneuerte Paul alsbald die Anordnung des tridentinischen Conciliums über die Residenz; zu dem Ende empfing der Vicario, der Cardinal Pansili, die gemessensten Befehle. Der Papst erklärte es für eine Todsünde, die Einkünfte eines Bisthums zu genießen und auswärts zu wohnen; hier-

von nahm er die Cardinäle nicht aus, anderweitige Ämter waren ihm keine Entschuldigung. Viele wanderten nach ihrer Diöcese, andere baten um Aufschub, andere, um nur in Rom zu bleiben, verzichteten auf ihre Sprengel. Im Laufe seiner kanonischen Studien hatte Paul den Begriff des Papstthums in seinem ganzen Umfange und auf das Schärfste aufgefaßt. Die Lehre, daß der Papst der Stellvertreter Jesu Christi, daß die Schlüsselgewalt seinem Gutdünken anvertraut, daß er von allen Völkern und Fürsten in Demuth zu verehren sei, hatte sein Gemüth durchdrungen. Nicht durch Menschen, lehrte er, sondern durch den Geist Gottes sei er auf diesen Stuhl erhoben worden; die Pflicht habe er übernommen, die Immunitäten der Kirche, die Gerechtsame Gottes wahrzunehmen, in seinem Gewissen sei er gehalten, alle seine Kräfte anzustrengen, um die Kirche gegen Usurpation und Vergewältigung zu schützen. Lieber wollte er um ihretwillen das Leben wagen, als einstens wegen Vernachlässigung seiner Pflichten vor dem Throne Gottes zur Rechenschaft gezogen werden. Mit juridischer Schärfe erfaßte er die Aussprüche der Kirche, wie sie sich im Laufe der Jahrhunderte zu Recht ausgebildet hatten, und als eine Gewissenspflicht sah er es an, die vernachlässigten Rechte in aller Strenge zu erneuern und durchzusetzen. Diese Richtung war die allgemeine des Katholicismus; durch die heftigen Stöße der Gegner aus langem Schlafe aufgerüttelt, aufmerksam gemacht auf seine Kräfte, und zu deren Benutzung durch die Bemühungen einiger ausgezeichneten Päpste angeführt, vollkommen endlich das Schlachtfeld und den Gegenstand des Streites erkennend, war es eine seiner vornehmsten Bestrebungen geworden, die Ideen, auf welchen die Hierarchie überhaupt beruht, zu erneuern, insbesondere alle Berechtigungen der Kirchengewalt auf das Innere der katholischen Staaten geltend zu machen. Nachdem die Bischöfe zu größerer Regelmäßigkeit und strengerem Gehorsam verpflichtet, die geistlichen Orden zu ihren Satzungen und hiermit zugleich zu der engsten Verbindung mit dem heil. Stuhle zurückgeführt, die Reformationen in dem Geist der Kirche vollzogen waren, erneuerte und regelte sich zugleich das System der Nuntiaturen, die, in vielen Hauptstädten sich niederlassend, mit dem einer einflußreichen Macht gebührenden gesandtschaftlichen Ansehen jurisdictionelle Rechte verbanden, und hierdurch auf die unmittelbarsten Verhältnisse des Lebens und des Staates eine wesentliche Einwirkung übten. Selbst da, wo sich die Kirche im Einverständnisse mit dem Staate hergestellt, wo beide vereinigt den Glaubensneuerungen widerstrebt hatten, waren in einem solchen Verhältnisse Irrungen und Misverständnisse nicht auszuschließen. Besonders angelegen ließ es sich der römische Hof stets sein in Italien seine Rechte streng recht zu halten; grade das natürliche Verhältniß forderte das von ihm, gleichwie dieses Verhältniß wiederum Veranlassung wurde, daß etwa über diese Rechte sich erhebende Streitigkeiten weder im Allgemeinen durch ein entscheidendes Princip, noch im Besondern durch Übereinkunft und Vertrag entschieden zu werden pflegten. Es war das Streben der weltlichen Mächte gewesen, über schwierige Augenblicke ohne Nachtheil wegzukommen, die günstigen hingegen zu ihrem Nutzen zu ergreifen, und die Fragen, über welche zu entscheiden, waren hierdurch gewissermaßen vor den Richterstuhl der Politik zu gegenseitiger Foderung und Nachgiebigkeit gezogen worden. Paul V. hatte für solche Schranken keinen Sinn, in den kanonischen Vorschriften verehrte er das göttliche Gesetz; wo seine Vorgänger nachgegeben, übersehen hatten, da glaubte er nicht an die innere Nothwendigkeit ihres Verhaltens, sondern er entdeckte lediglich eine persönliche Nachlässigkeit, die wieder auszugleichen er sich berufen fühlte. Bald nach seiner Thronbesteigung befand er sich mit allen seinen Nachbarn in bitterem Streit. In Neapel hatte der Präsident des königlichen Raths einen apostolischen Notar, von dem die Information über eine Ehesache dem bürgerlichen Gericht verweigert, und einen Buchhändler, von dem des Baronius Werk gegen die sicilische Monarchie verbreitet worden, zu den Galeeren verurtheilt; nachdem das, von Clemens VIII. hiergegen erlassene Monitorium ohne Folgen geblieben, verhängte Paul V. die Excommunication. Der Herzog von Savoyen hatte einige Pfründen vergeben, deren Verleihung dem römischen Hofe zukommen mochte, in Genua war eine von Jesuiten geleitete Congregation unter dem Vorwande unterdrückt worden, daß die Sodalen die Wahlen zu den Ämtern zu beherrschen versuchten. Lucca hatte die Execution von Decreten päpstlicher Beamten ohne vorläufige Genehmigung der Staatsbehörden im Lande untersagt, auch Verfügungen in Ansehung einiger Bürger, die, im Auslande wohnhaft, zu der protestantischen Kirche übergetreten waren, erlassen; in Venedig wurden einige Geistliche ihrer Verbrechen wegen vor die weltliche Gerichtsbarkeit gezogen. Eine solche Allgemeinheit des Widerstandes erzürnte besonders den Papst. Strenge Befehle und Drohungen richtete er nach allen Seiten hin, zum Theil sogar die bisherigen Ansprüche kirchlicher Autorität erweiternd. So sagt er, nicht dem Staate komme es zu, seinen Unterthanen den Verkehr mit den Protestanten zu verbieten, sondern dieses sei Angelegenheit der Kirche, gehöre ausschließlich ihren Befugnissen an. Die meisten der italienischen Staaten wichen dem Unwillen und den Gründen Paul's. Der Großherzog von Toscana meinte, che il Pontefice non era uso a governar come principe grande, perchè aver havuto qualche governo di città della chiesa, dove si procede col rigor ecclesiastico e da prete, non basta per saper governare come capo supremo," die Spanier würden den Ton angeben, entweder freiwillig entlassen werden, oder das Netz zerreißen, ein solches Beispiel müsse man abwarten. Genua gab den kindischen Streit mit der Congregation auf, der Herzog von Savoyen ließ die streitige Pfründe an einen päpstlichen Nepoten gestatten, der Präsident von Neapel suchte und empfing vor zahlreichen Zeugen die Absolution. Allein die Venetianer, sonst klug und schmiegsam, verschmähten eine solche versöhnende Politik. Es vereinigten sich aber viele Umstände, um von beiden Seiten die Spannung zu erhöhen. Die alten Grenzstreitigkeiten mit Ferrara wurden, seitdem dieses Herzogthum dem Kirchenstaate einverleibt war, von Rom aus

ührt; die Republik wurde in der Regulation
sie eben mit großen Kosten ausführte, in dem
Fischereien gestört; sie ließ jene Arbeiten durch
Fahrzeuge beschützen und päpstliche Unterthan
en, als Repressalien für die von dem Lega
ıra weggenommenen Fischerbarken. Ein Ver
pellationen von des Bischofs von Ceneda Ge
Rom zu ziehen, führte zu sehr herben Ent
von Seiten der Venetianer: der päpstliche
itt zu Excommunicationen, der Senat sorgte
sie ohne bürgerliche Wirkung blieben. Der
thigt den Kaiser Rudolf in dem fortwähren
riege mit Subsidien zu unterstützen, verlangte
ı Beitrag von den Venetianern, den diese,
feigen Politik in den Angelegenheiten des
ſagten. Das angebliche Schutz- und Herr
adriatischen Meere immer weiter ausdehnend,
Venetianer alle Schiffe, welche fremde Waaren
afen des adriatischen Meeres nach dem andern
Venedig anzulegen. Der Senat behauptete, den
der Geistlichkeit sters eingezogen zu haben, ohne
ſt darum befragt worden, und wollte auch jetzt
)en, daß eine Bewilligung des Papstes erfoder
ı diese Abgabe heben zu können. Hingegen klagte
Cardinäle mit ihren reichen Pfründen, die
r zur Hälfte, die Bettelorden außerdem alle,
ärts im Dienste der Kirche beschäftigt, oder
einem Titel der päpstlichen Hofhaltung zu
en, endlich auch diejenigen, denen Pensionen
ische Pfründen angewiesen, eximirt sein soll
eine Folge wäre, daß der Zehnte von dem
inkommen von eilf Millionen Dukaten, wie
(man vergesse nicht, daß selbst das 18. Jahrh.
u rechnen verstand) dem Staate nur 12,000
verse. Das Gesetz vom 16. Jan. 1603, wo
ıtersagt wurde, ohne Bewilligung der Regie
Kirchen oder Klöster zu erbauen, ein zweites
26. März 1605, wodurch das 1536 für den
ein gegebene Decret, das jede Schenkung,
ierung von unbeweglichen Gütern zu Gunsten
ıstalten untersagte, auf das ganze Gebiet der
sgedehnt wurde, erschienen dem Papst als di
e auf die Kirche.

gesellte sich die von dem Rathe der Zehner
haftung der beiden, in der That höchst straf
lichen, des Kanonikus Scipio Sarraceno von
des Abtes von Narvesa, aus dem Geschlechte
di Val di Marino, gleichwie Bresciano, ein
önch, nachdem er wegen nicht minder grober
ı von den Ordensobern zu den Galeeren ge
n war, auf Befehl des Senats nochmals vor
ellt und geviertheilt wurde, während ein Do
der P. Antonio, dafür, daß er es gewagt
n zur Verbannung ausgeführten Bruder in
ng zu begleiten, ebenfalls in die Verbannung
de. Schon des Sarraceno Auslieferung hatte
von dem venetianischen Gesandten Morosini
eit gefodert, zugleich auch mit aller Macht
gegen die Decrete um den Bau neuer Kirchen und den Gütererwerb kirchlicher Anstalten sich erhoben. „Es sei," fügte er hinzu, „im göttlichen Rechte die Immunität geistlicher Personen begründet, das eine wie das andere Decret null und nichtig. Der Republik Genua Beispiel müßten die Venetianer befolgen, ihnen bleibe nichts übrig, als zu gehorchen und Buße zu thun." Der Gesandte berichtete an den Senat, und es folgte die Einziehung des Abtes von Narvesa. Paul versammelte ein Consistorium, nicht um Rath zu fodern, sondern um seinen Verdruß den Cardinälen mitzutheilen, dann ließ er zwei Breven durch seinen Nuntius dem Dogen zustellen. Bevor sich der Nuntius seines Auftrags hatte entledigen können, starb den 26. Dec. 1605 Marino Grimani, der Doge. Sofort empfing der Nuntius den Befehl, sich der Wahl eines Nachfolgers zu widersetzen, zumal eine solche, von Excommunicirten vorgenommen, ohnehin ungültig sein würde. Um Protestation gegen die Wahl einlegen zu können, mußten die Breven insinuirt werden; das versuchte der Nuntius, es wurde ihm aber wiederholt die Audienz verweigert, dergleichen, hieß es, pflege die Signoria während einer Sedisvacanz nicht zu ertheilen. Viel war hiermit für die Opposition gegen die päpstliche Gewalt gewonnen. Es bestand diese Opposition seit längerer Zeit in Venedig, gewöhnlich unter der Maske der in dem ganzen Volke thätigen Feindschaft gegen Spanien und Österreich verborgen, und häufig von solcher Feindschaft Beistand und Verstärkung empfangend. Für Heinrich IV. hatte diese antispanische, antipäpstliche Partei 1589 ihre Sympathien geäußert, des Königs Sieg und die gewaltige seitdem von Frankreich entwickelte Macht verliehen ihr einen erhöhten Grad von Ansehen. Die Männer dieser Opposition schienen vorzüglich geeignet, in den Irrungen mit dem Papst die Interessen der Republik wahrzunehmen. Leonardo Donato, das Oberhaupt dieser Partei, wurde den 10. Jan. 1606 zum Dogen erwählt. Man erzählt, Paul, damals noch Cardinal, sei einstens mit Donato, dem venetianischen Gesandten, in einem Gespräche zum Streit über Principien gekommen. „Ich, Papst, so die Republik mir Anlaß zum Misvergnügen gäbe, würde meine Zeit nicht in Erinnerungen und Unterhandlungen verlieren, ich würde sogleich ein Interdict verhängen." „Mich, Doge, sollte das wenig kümmern," erwiederte der Gesandte. Alle seine Freunde, durch deren Theilnahme er in dem Kampfe der Parteien obgesiegt, zog Donato zur Theilnahme an den Geschäften heran. Indem Paul die streitigen Ansprüche seiner Gewalt mit rücksichtlosem Eifer verfolgte, gerieth die Regierung zu Venedig in die Hände von Männern, welche der katholischen Kirche abgewendet, die Opposition gegen den h. Stuhl nicht nur als eine Meinungssache, sondern auch als eine Glaubenssache fortsetzten, welche, durch das Princip dieser Opposition zur Herrschaft erhoben, solches um so nachdrücklicher behaupteten, da es ihnen zugleich dienen mußte, ihre Gegner innerhalb der Republik abzuwehren, zu unterdrücken. Die Wahl war vollzogen, der Zeitpunkt vorüber, um zu protestiren. Der Nuntius übergab die beiden Breven, worin die Handlungen der

venetianischen Regierung censirt und annullirt, die Entlassung der beiden Gefangenen, ihre Gestellung zu des Nuntius Verfügung verordnet, und die Zurücknahme der beiden Decrete gefodert waren, jener Decrete, die in so entschiedenem Widerspruche zu den Schlüssen der Concilien, den Constitutionen der Vorgänger, den Satzungen des kanonischen Rechtes ständen. Alle, welche bei jenen Handlungen betheiligt, werkthätig, oder nur durch Zustimmung, sollten den geistlichen Strafen, Excommunication und Verlust der von der Kirche empfangenen Lehen verfallen sein, und härtere Strafen waren angedroht für den Fall, daß die Gerechtigkeit nicht durch eine schleunige unbedingte, vollständige Unterwerfung entwaffnet würde. Nicht lange aber blieb man bei den unmittelbaren Gegenständen des Streites stehen, von beiden Seiten wurden ihm weitere Beschwerden angeknüpft. Kirchlicher Seits fand man sich durch die Verfassung von Venedig überhaupt beeinträchtigt. Die Republik verbiete den Recurs nach Rom, schließe diejenigen, welche durch geistliche Ämter in Verbindung zu der Curie getreten, unter dem Titel von Papalisten von der Berathung über geistliche Angelegenheiten aus und belege sogar den Klerus mit Auflagen. Die Venetianer dagegen erklärten diese Beschränkungen für unzureichend. Sie foderten, daß die Kirchenpfründen nur an Eingeborene verliehen, nur mit diesen die Gerichtshöfe der Inquisition besetzt würden, meinten, jede Bulle müsse der Genehmhaltung des Staates unterworfen, jede geistliche Versammlung durch einen Weltlichen beaufsichtigt, alle Geldsendung nach Rom untersagt sein. Von solchen Fragen war der Übergang zu den allgemeinen Grundsätzen leicht und natürlich. Die Jesuiten säumten nicht, das System von der Gewalt des Papstes vorzutragen, das das Resultat ihrer Forschungen in dem Gebiete des geistlichen Rechtes. „Der Geist," sagt Bellarmin, „leitet und beherrscht, züchtigt zu Zeiten auch mit Fasten und Wachen das Fleisch, aber das Fleisch leitet, beherrscht, züchtigt niemals den Geist. Also ist die geistliche über die weltliche Macht erhaben, kann und muß sie leiten und beherrschen, und regieren, auch bestrafen, wenn sie fehlt, aber die weltliche ist der geistlichen Macht nicht vorgesetzt, kann die geistliche Macht nicht leiten oder regieren, kann ihr nicht befehlen, noch sie bestrafen, außer in dem Falle von Rebellion und Tyrannei, wie solche zu Zeiten von heidnischen oder ketzerischen Fürsten ausgeübt wurde. Der Fürst ist des Papstes Schäflein und geistlicher Sohn, aber in keiner Weise kann der Priester des Fürsten Sohn oder Schäflein heißen, indem die Priester und alle Kleriker überhaupt ihren geistlichen Fürsten haben, von dem sie nicht allein in geistlichen, sondern auch in weltlichen Dingen abhängen." Anderweitig sagt Bellarmin, von den Laien möge der Fürst Abgaben fodern, von den Priestern empfange er die ungleich werthvollere Beihilfe des Gebetes und Opfers. Von allen sachlichen und persönlichen Lasten sei der Geistliche frei, er gehöre der Familie Christi an. Beruhe diese Exemtion auch nicht auf einem ausdrücklichen Gebot der heil. Schrift, so begründe sich dieselbe doch auf Folgerungen aus derselben und Analogie. Den Geistlichen des neuen gebühre mit den Leviten des alten Testaments das gleiche Recht. Solchen Ansprüchen setzten die Venetianer die Theorie entgegen ihres Staatsconsultors, des Serviten Paul Sarpi, dessen erste Aufgabe und eine der schwierigsten es sein mußte, die einheimischen Juristen für seine Meinung zu gewinnen, denn auch von diesen hielten die einen, mit Bellarmin, die Exemtion der Geistlichen für eine Anordnung des göttlichen Rechts, während die andern wenigstens annahmen, daß der Papst jene Exemtion habe anordnen dürfen. Dafür beriefen sie sich auf die Beschlüsse der Concilien, in welchen die Exemtion ausgesprochen: wie viel mehr stehe dem Papst zu, was ein Concilium gedurft habe. Hingegen suchte Sarpi vornehmlich zu beweisen, daß die Concilien, auf die es ankomme, von den Fürsten berufen, als Reichsversammlungen anzusehen, von ihnen auch eine Menge politischer Gesetze ausgegangen sei. Er und seine Freunde gingen von dem Grundsatze aus, daß alle fürstliche Gewalt unmittelbar von Gott stammend, Niemandem unterworfen sei. Der Papst habe nicht einmal zu untersuchen, ob die Handlungen eines Staats sündlich seien, außerdem würde er alles zu prüfen, in alles einzugreifen haben: die weltliche Herrschaft würde dadurch aufgelöst werden. Dieser Herrschaft seien Geistliche wie Weltliche unterthan. Alle Gewalt komme von Gott, das sage der Apostel. Von dem Gehorsam gegen die Obrigkeit sei Niemand ausgenommen, so wenig wie von dem Gehorsam gegen Gott. Der Fürst gebe Gesetze, richte, fodere die Abgaben, in dem allen sei der Klerus den nämlichen Gehorsam schuldig, wie der Laie. Rein geistlich sei die dem Papst zustehende Jurisdiction. Eine weltliche Gerichtsbarkeit habe Christus nicht ausgeübt; was von dem Heiland nicht in Anspruch genommen worden, das habe er auch nicht an St. Peter oder dessen Nachfolger übertragen wollen. Nimmermehr schreibe die Exemtion der Geistlichkeit von einem ursprünglichen göttlichen Rechte sich her, sie beruhe allein auf den Bewilligungen des Fürsten. Der Fürst habe der Kirche Besitz und Gerichtsbarkeit verliehen, er sei ihr Patron, ihr Protector, von ihm hange billig die Ernennung der Geistlichen, die Publication der Bullen ab. Der Fürst selbst könne diese Gewalt, das ihm mit ihr anvertraute Fideicommiß, nicht aufgeben; in seinem Gewissen sei er verbunden, sie unversehrt dem Nachfolger zu überliefern. Auf die Grundzüge dieses Systems bauend, schritt der venetianische Senat zu einer Berathung über den Inhalt der Breven, von 150 Stimmen soll nicht eine zweifelhaft gewesen sein. In den bestimmtesten, doch ehrerbietigsten Ausdrücken wurde dem Papst gesagt, die Republik müsse bei ihrem Verfahren bestehen, da durch solches keine der Berechtigungen der geistlichen Gewalt angegriffen, und es sei nicht zu erwarten, daß der heil. Vater in der Fülle seiner Weisheit die Venetianer bestrafen wolle um Handlungen, welche von allen seinen Vorgängern als gesetzlich anerkannt worden. Ein außerordentlicher Gesandter trug diese Erklärung nach Rom: „es sei die Sache Gottes," erwiederte Paul, „und die Pforten der Hölle würden nichts gegen sie vermögen." Nachträglich that er Vorschläge zu einer Ausgleichung:

die beiden Gesetze sollten zurückgenommen werden, wenn man ihm den Kanonikus überliefere, wolle er den Abt von Narvesa aufgeben. Hingegen erboten sich die Venetianer, in Ansehung des Kanonikus zu willfahren, auf die Gesetze zurückzukommen, das verweigerten sie. Die Fristen verstrichen, und der Papst versammelte das Consistorium, um, wie er sagte, der Cardinäle Meinung über ein von ihm selbst entworfenes Monitorium zu vernehmen. Giustiniani äußerte, man würde die Venetianer in der Sünde ermuthigen, wenn man länger ihre Bestrafung aufschieben wolle. Denn, fügte Zapeta hinzu, es gebe keine Strenge, die nicht gerecht sei in der Anwendung gegen eine Republik, wo der Zustand der Geistlichen schlimmer sei, als jener der Israeliten unter Pharao; eine goldene Bildsäule müsse die dankbare Kirche dem h. Vater, ihrem unerschrockenen Vertheidiger, setzen [1]). Mit vollständiger Zustimmung des h. Collegiums sprach Paul am 17. April 1606, nach der Form vergangener Jahrhunderte, mit ausdrücklicher Berufung auf Vorgänger, wie Innocentius III. und Bonifacius VIII., über Doge und Senat von Venedig, deren Consultoren, Fautoren und Adhärenten die Excommunication aus. Zu etwanigem Widerrufe gestattete er den Verurtheilten nur die kürzesten Fristen, drei von acht, eine von drei Tagen. Nach deren Verlaufe sollte Stadt und Gebiet von Venedig dem Interdict unterliegen, während dessen Dauer weder Messe noch anderer Gottesdienst stattfinden, und das ohne Ausnahme von Ort oder Personen und ohne Rücksicht auf Privilegien. Den Geistlichen des Landes ward aufgegeben, dieses Erkenntniß den zum Gottesdienste versammelten Gemeinden vorzutragen, und es an den Kirchthüren anzuheften, bei schwerer Strafe göttlichen und menschlichen Gerichts. Sogleich, und ohne sich zu beurlauben, trat Peter Duodo, der außerordentliche Gesandte, den Rückweg nach Venedig an. Viel wurde da in dem Senat von den sichtbaren Nullitäten des Interdicts gesprochen. Um ihretwillen, und weil das Urtheil des Papstes an sich null und nichtig sei, nicht einmal den Schein von Gerechtigkeit habe, wurde der Vorschlag, eine Protestation einzulegen, nicht beliebt. In dem Publicandum vom 6. Mai 1606 eröffnete der Doge der Geistlichkeit den gefaßten Beschluß, die fürstliche Autorität, die in weltlichen Dingen außer Gott, keinen Oberen erkenne, aufrecht zu erhalten: ein getreuer Klerus werde von selbst die Nullität der verkündigten Censuren erkennen, und in seinen Amtsverrichtungen, Seelsorge und Gottesdienst, ununterbrochen fortfahren. Keine Befürchtung, keine Drohung wurde öffentlich, um so rauher aber zu den Einzelnen gesprochen. Der Generalvicar des Bischofs von Padua äußerte gegen den dasigen Podesta, er werde in so schwieriger Angelegenheit den Eingebungen des h. Geistes folgen, worauf der Podesta antwortete: es habe der h. Geist bereits dem Rath der Zehner eingegeben, alle diejenigen henken zu lassen, die sich weigern würden, den Willen des Senats zu vollstrecken. Der Pfarrer von Sta. Maria Formosa in der Stadt Venedig hatte seine Kirche zugeschlossen, um dem Interdict zu gehorchen. Als er am andern Morgen das Bett verließ, fand er unter seinen Fenstern einen Galgen aufgetichtet. Franz Barbaro, der Patriarch von Aquileja, verrieth einige Neigung, die päpstlichen Censuren in seinem Sprengel zu verkündigen, dafür bedrohte ihn der Doge in den härtesten Ausdrücken mit der Landesverweisung, und hierauf von der Tribune herab das Volk anredend, betheuerte Donato, nicht um Religion handele es sich in dem Zwist zwischen Papst und Venedig, sondern um das Heil und die Freiheit des Vaterlandes. Wie wenig diese Freiheit, oder richtiger die Herrschaft, durch die Ansprüche des Papstes in der Wirklichkeit bedroht war, das ergab sich eben damals auf das Deutlichste aus der öffentlichen Stimmung. Nicht nur die Laien hielten sich fest auf der ihnen von der Regierung vorgeschriebenen Bahn, auch die Geistlichkeit wagte es nicht, durch vergeblichen Widerstand die Herrschaft zu erzürnen, die sicherlich damals noch in ihrer Wirkung auf das Innere die unwiderstehlichste aller Herrschaften genannt werden mußte. Die Geistlichkeit gehorchte der Republik. Von den päpstlichen Breven ward nicht eines angeschlagen. Die von dem Papste gegebenen Fristen verstrichen, allenthalben ging der Gottesdienst in gewohnter Weise fort. Wie die Weltgeistlichen, thaten die Klöster. Nur die neugegründeten Orden machten hiervon eine Ausnahme, sie zeigten, von dem kirchlichen Gesichtspunkte angesehen, wie unentbehrlich der Kirche die Schöpfung neuer Orden, gegenüber dem Dahinwelken, der Fäulniß der alten Gesellschaften war. Jesuiten, Theatiner und Capuciner machten eine Ausnahme von der allgemeinen Fügsamkeit. Die Jesuiten befragten zuerst den Provinzial in Ferrara, dann den General in Rom, und dieser wandte sich unmittelbar an den Papst. Die Antwort war, sie müßten das Interdict beobachten, oder Venedig verlassen. Darauf traten vier Priester ihrer Gesellschaft vor den Dogen, ihm anzuzeigen, daß die Regel ihnen gebiete, das Interdict zu beobachten, wenn solches dem Senat misfalle, müßten sie Stadt und Land verlassen. Die Frage schien so wichtig, daß sie nochmals vor den Senat getragen wurde, welcher den Jesuiten einen kurzen Termin zum Auswandern setzte und die Versicherung beifügte, sie würden niemals zurückkommen dürfen. Am 10. Mai 1606 schiffte sich die Gesellschaft in zwei Barken ein, um zunächst nach Ferrara zu gehen: auf dem Wege zum Hafen war eine Menge Volks aufgestellt, das sich bemühte über den Abzug der Väter große Freude an den Tag zu legen, viele riefen ihnen Schmähungen und Flüche nach; als sie das Schiff besteigen wollten, warfen sie sich vor dem Generalvicarius nieder, der von ihrem Hause Besitz genommen hatte und jetzt ihre Ausweisung leitete; sie erbaten und empfingen seinen Segen. Der Jesuiten Beispiel riß die beiden an-

1) In einer glühenden Rede ruft Baronius: „Perge igitur, sancte pater, quod coepisti, in quo te nemo redarguere potest nimiae festinationis, quod dicat Paulus ad christianos fratres scribens, ecclesiam in promptu habere ulcisci omnem inobedientiam, in promptu hoc illi faciendum praecipit. Tua vero Sanctitas in his diutius est immorata, scribens, dilationemque iterans in hunc usque diem. Ego, ut ingenue fatear, exsulto spiritu et superabundo gaudio.“

dern Orden nach sich; Vendramino, der Patriarch von Venedig, begab sich nach Padua. Der Papst war erstaunt; nimmer hätte er sich bei den Venetianern einer solchen Festigkeit, bei der Geistlichkeit einer solchen Präponderanz der zeitlichen Interessen versehen. Er dachte zuweilen an Kriegsgewalt, in den Congregationen erwachte einstens eine kriegerische Stimmung, der Cardinal Sauli sprach von Züchtigung der Venetianer; es wurden Völker geworben, die Besatzungen verstärkt, ein Kriegsrath, in dem 16 Cardinäle saßen, übernahm die Leitung dieser Zurüstungen. Den Krieg selbst durfte Paul nicht versuchen. Venedig war mit den meisten der teutschen Höfe in genaue Berührung getreten, es konnte auf den Beistand aller Protestanten in Holland und Teutschland zählen. Eine höchst gefährliche Zerrüttung Italiens, der katholischen Welt überhaupt, würde die unausbleibliche Folge eines Angriffs geworden sein. Den Dogen vor die Inquisition zu ziehen und ihn als Ketzer verurtheilen zu lassen, wie Paul einen Augenblick das Vorhaben hatte, konnte zu nichts führen, waren auch die Beweise von der Ketzerei noch so schlagend. Es mußte am Ende der Weg diplomatischer Verhandlung gesucht werden, nicht zwar durch die Betheiligten selbst, deren Entzweiung war dazu zu feindlich, sondern durch Vermittlung befreundeter Mächte. Spanien und Frankreich waren diejenigen, welchen ein solches Geschäft anheimfallen mußte. Freilich gab es in einem, wie in dem andern Reiche eine Partei, welche den Ausbruch der Feindseligkeiten wünschte. In Spanien hofften die eifrigen Katholiken, es werde ein Krieg den heil. Stuhl auf das Neue der engen Verbindung mit der Monarchie zuführen, welche durch das wohlverstandene gemeinschaftliche Interesse gefodert wurde; es hofften die Statthalter der italienischen Landschaften, es werde ein Krieg ihre Macht noch vergrößern, es hoffte insbesondere der Statthalter in Mailand, Peter Enriquez, Graf von Fuentes, Gelegenheit zu finden, seinen blutigen Haß gegen Frankreich zu befriedigen, oder wie der beinahe 80jährige Mann es ausdrückte, einzukehren in voller Rüstung in das Paradies, denn wie keiner, hatte Fuentes den unersättlichen Ehrgeiz, die heimtückische Politik des französischen Hofes ergründet; der spanische Gesandte in Rom zählte auf reiche Pfründen für seine Angehörigen, im Falle der Papst mit den Venetianern zu weiterem Bruche und in Verlegenheiten geriethe. Wie in Spanien die Zeloten und Patrioten, so bewegten sich in Frankreich die Protestanten. Sully und seine Glaubensgenossen hätten einen italienischen Krieg gewünscht, wäre es auch nur gewesen, um den von Spinola bedrängten Niederländern eine Diversion zu bereiten. Darum drückt sich Sully in seinen Memoiren so ungemein ungeschickt und trivial über diese Wirren aus; seine eigentliche Meinung zu offenbaren, hielt er seiner Stellung als Minister für ungeziemend. Die Parteien der Bewegung brachten es auf beiden Seiten zu Demonstrationen. Fuentes ließ Truppen werben, an die 8000 Mann soll er in Bereitschaft gehalten haben. Der König von Spanien, in einem Schreiben an den Papst, vom 9. Juli 1606, sagte seine Hilfe zu, wenn auch in allgemeinen Ausdrücken. In Frankreich wurden dem venetianischen Botschafter Anerbietungen für Truppenwerbungen gemacht: er meinte, in Monatszeit ein Heer von 15,000 Franzosen zusammenbringen zu können. Diese kriegerischen Richtungen erhielten jedoch nirgends die Oberhand. Der allgewaltige Premier-Minister in Spanien, Lerma, wünschte in dem Gefühle seiner Unfähigkeit und in dem Erkenntnisse der unglaublichen Schwäche der Monarchie, alles Ernstes die Ruhe zu erhalten, und die streng katholische Richtung von Villeroy, dem Staatssecretair in Frankreich, hätte nie zugegeben, daß sich sein König zu den Feinden des Papstes geselle. Heinrich IV. begriff, daß er seine verrückten Entwürfe um den ewigen Frieden, deren erstes Resultat die Vernichtung aller katholischen Macht sein mußte, auf das Spiel setze, wenn er für die Republik wider den Papst das Schwert ziehe. Philipp III. schrieb nochmals den 3. August an den Papst, er werde ihn unterstützen, aber zum Guten, nicht zum Bösen, sodann müsse er Sicherheit haben für Erstattung der Kosten. Es zerschlugen sich hiermit die Möglichkeiten eines Kriegs. Die beiden Mächte wetteiferten nur, welche am meisten zu dem Frieden beitragen und dabei ihren Einfluß am gründlichsten befestigen, am glänzendsten leuchten lassen könne; zu solchen Endzwecken kamen nach Venedig, 14. Nov. 1606, des Herzogs von Lerma Neffe, Franz von Castro y Portugal, der später aus dem achten Grafen von Lemos ein Mönch geworden ist, und für Frankreich der Cardinal von Joyeuse. Der Cardinal fand es nicht schwierig, seinem Mitbewerber den Rang abzulaufen, in Venedig war alles für Frankreich gestimmt, das Volk, die Regierung, der geheime Illuminatenbund, der um jeden Preis die neue Lehre einführen wollte, und auch der Papst, das eigentliche Interesse der Kirche verkennend, überschätzte den Werth der ihm von Frankreich bewiesenen Aufmerksamkeiten, die Dienste, die er von Joyeuse und der fanzösischen Partei im Conclave empfangen, und die Ehre, daß er des Dauphins, nachmaligen Ludwig's XIII., Pathe geworden war. Schwieriger ergab es sich für die Vermittler, die gegenseitigen Foderungen der streitenden Mächte zu vereinigen. Vor Allem verlangte der Papst die Suspension der Gesetze von 1603 und 1605, davon sollte die Suspension der Censuren abhängen. Als diese Foderung der Republik mitgetheilt wurde, kam sie im Januar 1607 zur Berathung; von dem Collegium nicht gradezu verworfen, veranlaßte sie in dem Senat achttägige Debatten. Eine gemäßigte Partei faßte Hoffnung, ein Auskunftsmittel durchzusetzen, allein es trafen bestimmtere Nachrichten von der Unentschlossenheit des spanischen Cabinets ein, und daß im schlimmsten Falle Fuentes, auf seine eigenen Mittel reducirt, der zugesagten Mitwirkung von 8000 Neapolitanern und 8000 Spaniern würde entbehren müssen „e fu per ciò preso la total negativa di so spensione," mit 99 gegen 78 Stimmen. Joyeuse, durch das dem Papste gegebene Wort gebunden, wußte den Antrag nochmals, im März, zur Berathung zu bringen. Von den vier Opponenten im Collegium trat einer zurück, im Senat kam es zwar nicht zu förmlicher und ausdrücklicher Suspension, aber zu dem Beschlusse, daß die

Republik mit gewohnter Frömmigkeit sich betragen werde. In diesen dunkeln Worten meinten der Gesandte und der Papst die Erfüllung ihres Wunsches zu vernehmen. Der Papst suspendirte die Censuren. Sogleich erhob sich, sehr unerwartet, eine andere Schwierigkeit. Die Republik weigerte sich die Jesuiten, gegen welche im Juni 1606 ein Verbannungsdecret gegeben worden, wieder aufzunehmen. Joyeuse ließ sich die Sache der Gesellschaft sehr angelegen sein, aber ein unüberwindlicher Widerstand wurde ihm entgegengestellt. Er trat selbst eine Reise nach Rom an, um den Papst zu überzeugen, daß sich für jetzt keine Möglichkeit ergebe, die Jesuiten wieder herzustellen. Er wagte es nicht, unmittelbar nach seiner Ankunft, 17. März, sich dem Papste zu nähern. Baronius mußte es vielmehr, auf des Cardinal du Perron Ersuchen, übernehmen, den Papst vorzubereiten. Gesprächsweise erwähnte Baronius der Ankunft des Cardinals von Joyeuse, der wol sicherlich, meinte der Erzähler, eine sehr gnädige Aufnahme finden dürfte. Denn außerordentliche Mühe habe Joyeuse sich geben müssen, um ein erträgliches Abkommen durchzusetzen. Dafür gebühre ihm der Dank aller Katholiken und man hoffe, daß Se. Heiligkeit, in Erwägung, daß die von Joyeuse erlangten Bedingungen ihr im Namen des Königs von Frankreich geboten, nicht mit aller Strenge auf ihrem Rechte beharren würde. Am folgenden Tage kam Joyeuse zur Audienz. Er trug den Stand der Unterhandlung vor, verhehlte nicht, daß die Zurückberufung der Jesuiten einem andern Zeitpunkte vorbehalten sein müsse, meinte aber doch ein untrügliches Mittel gefunden zu haben sie herbeizuführen, wenn anders Se. Heil. ihm die nothwendige Unterstützung nicht versage. Das Mittel wollte er jedoch nur dann offenbaren, wenn der Papst sich in Betreff der übrigen Punkte ausgesprochen haben würde. Die ganze Nacht brachte Paul in peinlicher Unruhe hin. „Ich litt den Kreuzestod," sagte er am Morgen zu Joyeuse und Neufville d'Allincourt, die er zu sich bescheiden lassen, um das Geheimniß zu vernehmen. Der Cardinal erwiederte, es möge Se. Heil. die Bulle für die Revocation des Interdicts und für die Absolution ihm anvertrauen, die werde er in Venedig blicken lassen, und solcher Anblick müsse eine den Jesuiten günstigere Stimmung bei allen denjenigen erwecken, welche nach Frieden verlangten, und die jetzt schon eine bedeutende Majorität ausmachten. Da bezweifelten viele immer noch des Papstes Aufrichtigkeit, und meinten, er suche nur Zeit zu gewinnen, um dann plötzlich verstärkt durch alle Streitkräfte der spanischen Monarchie, die Republik anzufallen; die Ansicht der Bulle würde jeden Zweifel verscheuchen, und an dessen Stelle sofort die vollkommenste Willfährigkeit für alle Wünsche des heil. Vaters treten. Wenige Wirkung machte dieser Vortrag, Paul betheuerte, er würde sich niemals mit den Venetianern vergleichen, sie hätten denn die Jesuiten zurückgerufen. Sein Wort habe er der Gesellschaft verpfändet, seinen Getreuen, deren einziges Verbrechen unverbrüchliche Anhänglichkeit zu dem Oberhaupte der Kirche sei. Joyeuse, nicht wenig betroffen durch eine so bestimmte Erklärung, mußte seinen Collegen du Perron zu Hilfe rufen, und dieser, noch Patient, wendete seine ganze Theologie und Diplomatie gegen den immer in Zweifel sich verwickelnden Papst an. So lebhaft wußte du Perron die aus einer unzeitigen Hartnäckigkeit hervorgehenden Nachtheile darzustellen, daß Paul zuletzt für den Fall einwilligte, daß die Restitution der Jesuiten nicht durchgesetzt werden könnte, sich mit einer, in den Vergleich aufzunehmenden Clausel zu begnügen, des Inhalts, daß der Papst in keiner Weise die Interessen der Gesellschaft verabsäumt habe. Auf der Stelle aber ergab sich eine neue Schwierigkeit, um den Ort, wo die Revocation des Interdicts zu verkündigen. Der Papst wollte, daß dieses zu Rom geschehe, damit nicht die Spanier genöthigt würden zu glauben, man wolle ihnen jeden Antheil an dem Geschäfte verweigern. Du Perron und Joyeuse stimmten für Venedig, um auch in diesem Punkt die Überlegenheit des französischen Einflusses zu bethätigen, und das mußte der Papst nach langem Widerstreben sich gefallen lassen. Er versprach, die Revocation an Joyeuse auszuhändigen, der sich aber verpflichten mußte, keinen Gebrauch davon zu machen, er habe denn zuvor alles erschöpft, was zum Besten der Jesuiten zu versuchen möglich wäre. Endlich versprach Paul, den Vergleich, wie er ihm von den französischen Gesandten vorgelegt würde, anzunehmen. So weit war die Angelegenheit gediehen, als ein Schreiben von Franz de Castro aus Venedig (1. April 1607) beinahe alles rückgängig gemacht hätte: es meldete dieser Gesandte dem Papst, er dürfe nur auf der Wiederaufnahme der Jesuiten bestehen und sie würde ihm zugestanden werden. Du Perron hatte den gewaltigen Eindruck, den diese Mittheilung auf Paul's Gemüth gemacht hatte, noch keineswegs heben können, als neue Depeschen von Castro sowol, als dem spanischen Gesandten in Venedig Iñigo de Cardenas eintrafen, von einer dem Schreiben vom 1. April gradezu entgegengesetzten Richtung. Der Doge Donato, der mehrmals Gesandter in Spanien gewesen war, unterhielt daselbst einflußreiche Verbindungen, und indem er fürchtete, doch endlich den Bemühungen der Franzosen um die Jesuiten weichen zu müssen, ließ er seine Freunde auf den Herzog von Lerma wirken. Dieser blind den Dominikanern ergeben, denen er eben zu Valladolid ein Kloster, vielleicht das prächtigste im ganzen Orden, und ein zweites in seinem Schlosse zu Lerma erbaut hatte, war kein Freund der Jesuiten, und leicht ließ er sich beibringen, daß es unrecht sei, einen Staat zu nöthigen ungehorsame Unterthanen wieder aufzunehmen. In diesem Sinne instruirte er die Gesandten in Venedig, und darum mußte Castro seine frühern Schritte zurücknehmen[2]). Der Abfall der Spanier verwunderte und betrübte den Papst in gleichem Maße; irgend ein tiefer liegendes Geheimniß darunter verborgen wähnend, fühlte er sich um so mehr zur Nachgiebigkeit in

2) Sentendo (Castro und Cardenas) che Francesi insistevano nell' introduzione de' Gesuiti, scrissero a Roma et a Venezia, che non trattassero di ciò, dando ragione alla republica di non volere capitolare con gente suddita, che l'aveva si gravemente offesa.

Sache der Jesuiten geneigt. Noch war eine Disciplifrage zu erledigen; eine Partei in dem h. Collegium, den Interessen Spaniens ergeben war, meinte, die tianischen Bischöfe, die dem Interdict ungehorsam gen, könnten nicht in der allgemeinen Absolution einbesen sein, sondern müßten angehalten werden, persönin Rom die Absolution nachzusuchen. Abermals war Perron gerüstet, um dem Papst solchen Scrupel ausden. Dergleichen, sagte der gewandte Unterhändler, de von Leuten erdacht, die dem Frieden die Unruhe ögen; wolle man die Bischöfe von der übrigen Kleritrennen, so würden sie ungezweifelt mit Hartnäckigbehaupten, daß sie keinen Censuren verfallen gewesen, Senat würde nicht verfehlen, Partei für sie zu neh, und die Flamme der Zwietracht, die im Erlöschen iffen unter den Laien, könnte zu neuem Brande aufn unter den Geistlichen. Wiederum übermannt, erte der Papst an Joyeuse die Vollmacht, auch die Bie, selbst in Hinsicht der Culpa, zu absolviren. Ohne men eilte der Cardinal nach Venedig, um noch ein die Sache der Jesuiten zu verhandeln; lebhaft sprach ir sie, betheuerte, daß ohne ihre Wiederkehr nimmer das Interdict gehoben werden solle. Lächelnd horchte stürmischen Rede der Doge, dann sprach er von Mittheilungen, welche die spanischen Gesandten ihm von Instructionen gemacht haben. Es sei demnach ung um einen Punkt zu streiten, der längst entschieden . Der Cardinal verstummte, und es war nur mehr von Auslieferung der beiden, auf Geheiß der Reit verhafteten, Geistlichen. Sie war stipulirt, aber der Auslieferung wollte die Signoria zugleich eine tsverwahrung einlegen. Dagegen setzte sich der Papst das Entschiedenste. Ein wunderlicher Ausweg wurde bt. Der Secretair des Senats führte die Gefangein den Palast des französischen Gesandten, und übersie ihm „aus Rücksicht," sagte er, „für den allerchristen König, und mit dem Vorbehalt, daß das Recht Republik, ihre Geistlichen zu richten, damit nicht gelert sein solle." „So empfange ich sie," antwortete Gesandte, und führte sie dem Cardinal von Joyeuse der in einem andern Zimmer auf- und abging. „Dies die Gefangenen, die dem Papste auszuantworten sind," der Gesandte, ohne des Vorbehalts zu erwähnen. ein Wort zu entgegnen, ließ der Cardinal sie dem lichen Commissarius überliefern, der sie mit dem Zei des Kreuzes annahm. Dem sollte die Aufhebung Censuren, die Ertheilung der Absolution folgen. Wieerhoben die Venetianer Einwendungen, sie blieben , daß die Censur in sich null und nichtig gewesen und daß sie demnach keiner Lossprechung bedürften. erklärte, die Formen der Kirche könne er nicht rn. Endlich kam man überein, daß die Absolution die gewöhnliche Öffentlichkeit gegeben werden solle. 21. April 1607 erscheint Joyeuse, von dem Gesandde Fresne begleitet, in dem Collegium, wo der Doge 25 der bedeutendsten Senatoren sich eingefunden hat. Bei verschlossenen Thüren wurde das Revocationsverlesen, dann ertheilte der Cardinal dem Senat und allen Ständen der Republik die Absolution; über den Hergang wurde sofort in der Zeugen Gegenwart ein Protokoll aufgenommen, was zugleich der Auslieferung der beiden Geistlichen gedachte. Die Thüren wurden geöffnet, und Franz de Castro trat herein, um dem Senat seinen Glückwunsch für die bewerkstelligte Aussöhnung darzubringen. An demselben Tage erließ der Doge ein in gemessenen Ausdrücken abgefaßtes Circulare, worin den Patriarchen, Bischöfen und Erzbischöfen, Generalvicarien, Äbten, Pfarrern und andern geistlichen Obern des Staatsgebietes angekündigt wurde, daß das Interdict aufgehoben sei, der Senat seine, gegen die Censuren erhobene, Protestation zurücknehme, nach Wiederherstellung der Eintracht mit dem h. Stuhle Doge und Senat dem Papste nach wie vor die Verehrung zollten, welche gehorsame Söhne dem gemeinsamen Vater der Gläubigen schuldig wären. Schon vorher und seitdem die Absolution im Werke gewesen, hatten die Priester, welche dem Interdict ungehorsam gewesen waren, sich von ihren Obern Verhaltungsbefehle erbeten, auch in deren Erwartung sich der Übung ihres Amtes enthalten, um durch diesen verspäteten Gehorsam scheinbar wenigstens ihre Ehrfurcht den Censuren zu bezeigen. Nicht so durchaus zum Vortheil der Venetianer, wie gewöhnlich angenommen, waren hiemit die streitigen Punkte erledigt. Die Gesetze, die dem Papste anstößig, waren suspendirt, die verhafteten Geistlichen ihm überliefert; die Absolution hatten die Venetianer annehmen müssen, wenn auch nur unter Beschränkungen, und so viel möglich versteckt. Hingegen fand sich der Papst in dem Nachtheil, daß er in Bezug auf die Jesuiten eine auffallende und wenig ehrenvolle Concession hatte machen müssen, der ganzen Welt zum Aufsehen. Aber es hatte der venetianische Klerus und demnächst Philipp III. ihn aufgegeben: von seiner eigenen Streitmacht, von seinen natürlichen Verbündeten verlassen, wußte Paul gleichwol mit großer Gewandtheit das Ansehen der Kirche im Allgemeinen zu handhaben. Seitdem kehrten wenigstens äußerlich die Verhältnisse des h. Stuhles zu Venedig in das alte Gleis zurück. Den ersten Gesandten der Republik empfing Paul mit der Versicherung, das Alte sei beseitigt, alles werde neu; später beklagte er zuweilen, daß Venedig nicht vergessen wolle, was er vergessen habe, er zeigte sich so mild und nachgiebig wie einer seiner Vorfahren. Aber damit wurden im Grunde nur neue Feindseligkeiten vermieden, die innern Gegensätze blieben, und eigentliches Vertrauen stellte sich nicht eher ein, als bis der Erzherzog Ferdinand die Reformation von Innerösterreich vollendet und auch in den übrigen Erbstaaten angeordnet hatte. Der Verbindung mit den teutschen Protestanten, oder wenigstens der Möglichkeit, von ihnen Hilfe zu empfangen, beraubt, befanden sich die Illuminaten in Venedig außer Stand, ihr Regiment nach den Maximen des Doge Donato fortzusetzen.

In derselben unvollständigen Weise, wie die Irrung mit Venedig, wurde der Streit zwischen Jesuiten und Dominikanern beseitigt. Ihn hatte zuerst des Jesuitengenerals Aquaviva Studienordnung von 1584 veranlaßt,

worin er zugibt, daß St. Thomas von Aquino, der Doctor Angelicus, an dessen Lehre S. Ignatius ausdrücklich seine Schüler gewiesen hatte, allerdings der beifallswürdigste Kirchenvater sei, doch möge es ein unerträgliches Joch heißen, wenn man in allen Dingen des Engels der Schulen Fußtapfen folgen, gar keine eigene, freie Meinung hegen sollte. Von neuern Theologen sei manche alte Lehre besser begründet und manche neue Wahrheit herausgehoben worden, die trefflich zur Bekämpfung der Ketzer diene; in solchen Dingen möge man diesen Doctoren folgen. Eine gewaltige Gährung wurde durch des Generals Äußerung in ganz Spanien hervorgerufen, denn da waren die Katheder noch größtentheils von Dominikanern eingenommen. Man erklärte die Studienordnung für das anmaßendste, verwegenste, gefährlichste Buch, ging König und Papst und Inquisition darum an. Ungleich lebhafter mußte die Bewegung werden, als des Jesuiten Ludwig Molina Buch: de gratia Dei cum libero arbitrio in nobis ad salutem cooperante, 1573, worin dem freien Willen des Menschen größerer Spielraum vindicirt, wie er in dem Thomistischen Lehrbegriff angenommen, von den Jesuiten dem beiweitem größern Theile nach, gegen die harten Anfechtungen der Dominikaner in Schutz genommen wurde. Ein großer Streit, bei dem auch die Politik sich betheiligte, trennte seitdem und für immer die beiden Orden. Clemens VIII., dessen höchstes theologisches Interesse diesem Streite zugewendet war, hat, zum Theil aus Politik, einer Entscheidung sich enthalten, nachdem doch in seiner Gegenwart 65 Versammlungen, 37 Disputationen über alle Punkte, welche hierbei zu Frage kommen konnten, stattgefunden hatten, nachdem er selbst Verschiedenes darüber geschrieben hatte. Paul V., die Sache mit dem Eifer ergreifend, der überhaupt den Anfang seiner Verwaltung auszeichnet, schien sie alles Ernstes einem Ausgange entgegenzuführen; vom 14. Sept. 1605 bis 1. März 1606 wurden 17 Versammlungen in seiner Gegenwart gehalten; nicht minder als sein Vorgänger begünstigte er die Dominikaner, denn grenzenlose Verehrung empfand er für St. Thomas von Aquino. Im Oct. und Nov. 1606 wurden Versammlungen gehalten, um die Form für die Verdammniß der Molinistischen Lehre festzusetzen, die Dominikaner glaubten den Sieg in Händen zu haben. Der Papst hielt inne. Eine Weile ließ er die Sache ruhen, dann consultirte er nochmals am 28. Aug. 1607 die zur Untersuchung der Sache verordneten Cardinäle, und drei Tage darauf gab er eine Erklärung, durch welche Disputatoren und Consultatoren nach ihrer Heimath entlassen wurden: die Entscheidung werde zu seiner Zeit bekannt werden, indessen sei es St. Heiligkeit ernstliche Willensmeinung, daß keine Partei die andere verunglimpfe. Die Molinistische, so vielfach angefochtene, Meinung ist nicht bestätigt und nicht verworfen worden. Es sind dieses die beiden wichtigsten Angelegenheiten der Regierung Paul's V., denn was uns Sully erzählt von seinem Beitritte zu der großen Union, welche, um den immerwährenden Weltfrieden zu begründen, dem Hause Österreich alle seine Länder entreißen sollte, scheint doch nur auf Plaudereien zwischen König Heinrich seinem Minister und zwischen dem Nuntius Ub zu beschränken. Ubaldini berichtete dem Könige, der Papst für den Dienst der Union 10,000 F 1500 Reiter und acht Kanonen aufbringen, wer Frankreich für einen Zeitraum von drei Jahren terhalt dieser Völker übernehmen und hinreichen schaft bestellen wolle, daß das Königreich Neapel chenstaate einverleibt werde. Außerdem müsse sprochen werden, daß nur ein Katholik die K empfangen könne, daß die katholische Religion ihren Rechten, die Geistlichkeit bei ihren Freih Privilegien geschützt werden würde, daß es den ten nicht vergönnt sein sollte, sich in Ländern ni sen, die ihnen zur Zeit der Unterzeichnung des verschlossen gewesen. Für alles das soll Uba dem Könige ein feierliches Versprechen empfang Paul V. war weit entfernt, sich im Ernste mit aussehenden, gefahrvollen, kindischen Projecten zu vielmehr erzeigte er sich, belehrt durch die Er mit Venedig, ruhig und gemäßigt; er verstand Frieden zwischen den katholischen Mächten aufrec halten, und nicht selten gab er den Ton einer schaftlichen Politik an. Wie sehr es ihm angele jede Veranlassung zu möglichen Reibungen al entfernen, erkennen wir aus seinen Bemühung Zwist der Herzoge von Savoyen und Mantua mitteln. Den Erzherzog Matthias mit dem K dolf zu versöhnen, entsandte er den Anton Gaet nachmals den Cardinal Millini nach Teutschland Kaiser Rudolf bewilligte er für seinen Türkenkri völker und Subsidien, und dem Kaiser Ferdinan in dem böhmischen Kriege durch Bewilligungen geistlichen Gütern und Gefällen zu Hilfe. U scheint Paul in reifern Jahren in seiner Vor Frankreich erkaltet zu sein. Manches war dort das ihn verletzen mußte. Im J. 1608 vereini auf seinen Betrieb, die französischen Cardinäle laten zu einer Eingabe an den König, um, w mehrmals versucht worden, die Publication des nischen Conciliums zu erlangen. Abermals w verweigert, nicht zwar aus Gründen, sondern König dem Papst seinen Unwillen zu erkenne wollte. Heinrich hatte seinem Bastard, dem von Verneuil, das Bisthum Metz zugedacht, aber noch ein Knabe von sieben Jahren war, w doppelte Dispens erfoderlich, der Geburt und d wegen. Von dem Fehler der Geburt dispensi ohne Bedenken, in Ansehung des andern Gebre rief er sich auf die kanonischen Satzungen und ciplin der Kirche, durch welche ihm jede Nachsi untersagt wäre. Nur mit der äußersten An konnte ihm entlockt werden, was im Curialstyl pectative genannt wird, die Zusage, daß jener K einst das Bisthum Metz besitzen solle, und die stigung, daß er jetzt schon den Titel davon Für solche unvollständige Befriedigung nahm d seine Rache in der verweigerten Verkündigung

Daß auch die Reichsstände sie verwiesen, kann von ihnen 1614 jene Verbindung sie mit der Zusammenziehung dieser Stände. Die betreffen. Der Jesuiten Suarez Defensio fidei catholicae et apostolicae adversus anglicanae sectae errores erregte in ganz ungewöhnlicher Weise ungnade des pariser Parlaments, und wurde von e am 17. Juni 1614 verurteilt und der Flamm ergeben. Hiergegen schrieb sich Paul mit großer der erwogene die eigentlichen Tendenzen des, e Papa monarchia ecclesiarum et ancilora papistarum Buche und es wurde von Rom aus Summe des Verantwortlichkeit gefordert. Die bestimmungen Sixtus in seinem Gebiete, bis XIII. an Gerichtsbarkeit gelangt, erklärt, es sei se seine Meinung, daß durch Handhabung des r Parlament eingegebene Verantwortlichkeit, weltlichen Personen in den Ehestand e gerufen werden. Indem aber sich entschieden aber nur wenig der Papst bewegen konnte, mittelt bestimmter das Urteil in suspenso zu e Sache in die entscheidenden Folgen nach sich nun zuerst bis zum Jahr 1674. Hier hat er die Theorie des Staats entwickelt, i wagte sie in Sorbonne, Edmund Richer in seinem die potestate ecclesiastica eines Angriff gegen auf die unmittelbare Gewalt des Papstes und gegen die Bischöfe. Gerichte in alle Rechte die sie der weltlichen Macht einnehmen und den der Freiheiten der gallikanischen Kirche der mäßigen Ansehen zu erlangen. Ersten Richer den Ge- ehr nur indem auch die Schriften Pauls V. nur unpolitische bezeugt als das Buch in ß selbst entfernt und der Gerichte des Staats der venezianischen Kanzler entlegt wurde. 1612. ng Jacob von England den Paul zu Verteidi- der heimischen Gerichtsbarkeit. Während das ie ihn mit den neuen die Katholiken betreffen- ständen beschäftigt und befreundet mit den Jesu- che zu Rom den Jesuiten die Katholiken in und zu überlassen, in welchen sie die katholischen Interessen anerkannt und verteidigt wissen wollten, n der Gegenwart eines Gesandten der der Hof e Venedig ansässig war und sich von der Ge- en Angelegenheiten entfernen. Von der zwei- wesentlicher Schriften war das eine an Card e Sarpi gerichtet und sollte von der Hof e Inquisition als ketzerisch und verdächtig verurteilt werden. Das andere Schreiben, as selbst angeblich bezeugt der ersten Ur- ge der ganz Verschiedenheit und eine Empfin- den der katholischen Kirchen. Jacob ver- ung und bei dem Gefangenen des Lords Sa- ßen und war seine Ansicht sich zu entfernen. Papst der Hexerei von Spalt entgegen daß er) sich ganz unrecht verurteilt. Inzwischen der ner Schwiegersohn Karl zu Ende und an ihr katholischer und seine hatte er für das heil- mit Staatsberichten, sondern aus Überzeugung damit sich Katholiken, aber ganz hier er auch Andern. Ein Concilium versammelt zu wollen, würde allzu schwie- rig fallen, er wünsche nur, daß man eine Zusammenkunft gelehrter Männer veranlaßte, um eine Ausgleichung zu versuchen. Kommt der Papst mit einem einzigen Schritte ihm entgegen, so werde er von seiner Seite vier Schritte thun. Auch er verlasse keineswegs seine Anerkennung der Autorität der Kirchenväter: St. Augustin gelte ihm mehr, als Luther, St. Bernhard mehr als Calvin, ja er sehe in der römischen Kirche in der heutigen Kirche, die wahre Kirche, aber mit vielen Flecken, mit denen sie der Reinigung. Er bekenne, was er selbst einem Romanisten nicht, daß der Primat und Herrschaft anerkennen könne, daß der Papst das Haupt der Kirche, der oberste Bischof sei. Deshalb gebühre ihm großer Respekt, wenn man ihn als Knecht der Christlichen Kirche: ein Knecht sei er nicht, denn er glaube eher das, was der Papst glaube, nur daß dieser einiges mehr annehme: er sei auch ihrer Schwachheit bewußt, er halte den Papst für das Oberhaupt der Kirche." Eine Schrift gegen Jacob gegen den Papst seine eigentliche Denkweise auf, nämlich wurde der Streiten um alle seine päpstlichen Behauptungen verdächtig und Paul in die weite schrieb der Gesandten des Königs von Frankreich, der in seiner Bestimmung empfahl, keine nicht eine gewisse Unterwerfung des katholischen Klerus in England erlaube, schrieb das Breve vom 22. Juni 1606, worin er die englischen Katholiken in ermunternder und ermahnender Weise über die auf ihnen lastende Verfolgung zu trösten sucht, sie zur Standhaftigkeit ermahnt. Es bekümmert, mit seinem Vorgange nur so auch zu erhalten, die Legaten scher Zensur zu befreien und der Inhalt vorgenommenen Freiheiten bestimmter und ermahnt sich bei den Katholiken der Lage zu bemächtigen. Einem mitgegeben er einen die Lösung der alten Eide, wenn sie Treue enthalten die Anerkennung der Gewalt der Päpste enthalten. Diese Breve wurde heimlich mit Entsetzen, mit tiefem Schmerze empfangen: die schlimmen Folgen, die es für den katholischen möglicht abzuwenden. Auch in der Verbreitung war, es ist das Breve nur als eine Privatschrift Pauls V. zu betrachten. Dieses wurde nach Rom berufen und daß die meisten nicht nur der Eid leisten, sondern auch mit dem Worte sich mögen daß sie unbeschadet ihrem Gewissen können, wenn der Eid nur so den Fürsten schulde Treue betreffe, auch sich seinen überzeugt daß man nur die Worte lese, die der Eid schwöre, in Erwägung ziehe nicht, beziehungsweise aber die politischen, den weltlichen Interessen, welche derselbe entnehmen könne. Hiergegen zu nun nicht der Papst zu Anfange des Jahres 1607 ein gerichtet Breve an die katholischen Engländer, worin er zuerst seine Verwunderung ausdrückt, daß sie anderen Katholiken das erste Breve als das Ergebnis von den Einflüsterungen und Zudringlichkeiten seiner Feinde be- trachten wollen, indem alle Gründe beweisen, welche nicht als den wenigsten Anlaß seiner neuen Ver-

zeugung aufzunehmen, und nochmals sie ermahnet, den Eid zu verweigern. Blackwell selbst erlag der Verfolgung, die, wie er vorausgesehen, durch die Breven sehr gesteigert werden mußte, und erließ vom Kerker aus ein Rundschreiben an seine Glaubensgenossen, daß er den Eid in dem Sinne, wie der Gesetzgeber ihn erkläre, geleistet habe, und er sie berechtigt glaube, seinem Beispiele zu folgen (7. Juli 1607). Seinen Gründen und Ausführungen setzte Bellarmin das Schreiben vom 28. Sept. 1607 entgegen, worin in bittern Ausdrücken die Handlung des Erzpriesters gerügt und aufgestellt wurde, daß niemand den Eid schwören könne, ohne dem Primat des apostolischen Stuhls abzusagen. Blackwell vertheidigte sich (13. Nov. 1607), indem er den Eid, der gefodert werde, um die Unterthanen in der Treue gegen ihren Fürsten zu befestigen, von einem Eide unterscheidet, der ausdrücklich dem päpstlichen Primat entgegengesetzt sein würde. Er lehrte auch, daß die Gewalt des Papstes ihre natürliche Grenzen habe, und nicht auf das Zeitliche auszudehnen sei, außer in dem Falle der höchsten Nothwendigkeit und der dringendsten Gefahren. Der Papst antwortete durch die Ernennung Birket's an Blackwell's Stelle, König Jacob aber, in seinem Zorne bis aufs Äußerste gesteigert, verordnete neue Hinrichtungen, und schrieb den berühmten Tractat: Triplici nodo triplex cuneus, sive apologia pro Juramento fidelitatis, dem Persons und Bellarmin eine Widerlegung entgegensetzten. Aber weder die Schriften Jacob's und seiner Theologen, die ihm helfen mußten, le livre le plus fou et le plus pernicieux, qui se soit jamais fait sur tel sujet (*la Boderie*), schreiben, noch die Repliken seiner Gegner brachten den Streit zur Entscheidung, der vielmehr den größten Theil des Jahrhunderts hindurch die Katholiken in England entzweite. Wenn die Mehrzahl den Eid verweigerte, leisteten ihn doch viele sehr angesehene Laien und Kleriker.

Hingegen erfreuten sich die auswärtigen Missionen während der Regierung Paul's V. eines besondern Fortgangs; mit gleichem Eifer, mit weltumfassender Thätigkeit wurde in Indien, China, Japan, auf dem Hochlande von Äthiopien, in Persien, am Tigris und Euphrat, in Congo, das Evangelium verkündigt. In Decan hatte der Jesuit P. Nobili eine früher ungekannte Methode gefunden, um selbst den höchsten Kasten das Christenthum annehmlich zu machen, und von ungemeinen Erfolgen war seine Sendung begleitet: im J. 1607 hatte er bereits 70 Braminen gewonnen. An dem Hofe von Delhi empfingen, wie Akbar kaum die Augen geschlossen, drei Prinzen, aus dem Geschlechte Tamerlan's, die Taufe; 1621 wurde in Agra ein Jesuitencollegium, in Patna eine Station gegründet, 1627 hatte Paul zu Cranganor ein Erzbisthum errichtet. In China wirkten Männer, wie Ricci und Trigaut und Hunderte von Predigern, die im Glaubenseifer wenigstens den genannten zu vergleichen waren. In Nanking wurde 1611 die erste Kirche geweiht, 1616 gab es deren bereits in fünf Provinzen des Reichs. Den drohenden Stürmen wußten die Jesuiten auszuweichen, so eng wie möglich schlossen sie sich den Gebräuchen des Landes an; dazu wurden sie in einem und dem andern Stücke 1619 von Paul V. ermächtigt, und so verging denn kein Jahr, wo sie nicht Tausende bekehrten. In Japan, wo man 1579 an die 300,000 Christen gezählt, wo der 1606 verstorbene P. Valignano 300 Kirchen, 39 Residenzen gegründet hatte, war eine schwere Verfolgung über Lehrer und Schüler gekommen. Aber sie erzeigten sich größer, als die Verfolgung. Den Märtyrertod begehrten die Neubekehrten, eine Märtyrersodalität hat sich gebildet, deren Mitglieder sich gegenseitig zur Erduldung der bittersten Leiden ermuthigten und abhärteten. Wie unausgesetzt auch in dieser aera Martyrum die Verfolgung zunahm, in jedem Jahre gab es neue Bekehrungen, 239,339 von den Jahren 1603 — 1622. Im Oct. 1615 empfing Paul eine Gesandtschaft aus Japan, die ihm Namens eines der mächtigsten Fürsten des Reichs die Obedienz leistete. In Äthiopien glückte es dem P. Paez, sich bei Hofe Eingang zu verschaffen. Der Großkönig Segued, nachdem er in seinen fortwährenden Kriegen die Wichtigkeit portugiesischer Hilfstruppen erprobt, wünschte mit dem Könige von Spanien in näheres Verhältniß zu treten, Paez machte ihm die Nothwendigkeit begreiflich, daß er vorher dem Schisma entsage. Disputationen wurden angestellt, in welchen der Abuna und seine Mönche unterlagen; der Bruder des Kaisers, Sela-Christos, ein gefeierter Held, wurde bekehrt, unzählige Andere folgten seinem Beispiele, und der Kaiser eröffnete eine Verbindung mit Paul V. und König Philipp III. Es folgten lange Bürgerkriege, in welchen die Verfechter des bisherigen Lehrsystems zuletzt überwältigt wurden. Segued entschied 1621 den Streit über die beiden Naturen in Christo nach dem Sinne der katholischen Kirche; er verbot für den alexandrinischen Patriarchen zu beten, ließ in seinen Städten, in seinen Gärten katholische Kirchen und Kapellen erbauen, empfing von P. Paez, dem er vorher gebeichtet hatte, das Abendmahl. In Congo hatten die Missionen solchen Fortgang, daß der König des Landes sich veranlaßt sah, 1608 einen Gesandten nach Rom zu entsenden: der schwarze Ambassadeur, Anton Emanuel Nigriten, Marquis von Funesta, starb daselbst, empfing aber noch auf dem Todtenbette Paul's V. Besuch. Der Nestorianer Patriarch zu Babylon oder Mosul, Elias, schickte seinen Archidiaconus camerae, den Archimandriten Adam nach Rom, wo derselbe 1615 im eigenen Namen und im Auftrage der großen Majorität seines Volkes den Lehren des Nestorius entsagte. In Persien wirkten mit Eifer und Erfolg die unbeschuheten Karmeliter, die sogar in Ispahan ein Kloster sich erbauen durften. Die Mission in Constantinopel gelangte durch den Einfluß des französischen Gesandten zu einer gewissen Festigkeit und Haltung, sodaß sie u. a. den Patriarchen Cyrillus Lucaris, der sich zu Calvin's Meinungen hinneigte, im J. 1621 wenigstens auf einige Zeit zu entfernen vermochte. Die Möglichkeit, ähnliche Resultate auch der Zukunft zu bewahren, gründete Paul den 7. Mai 1613 auf dem Quirinal, bei der h. Susanna-Kirche, in dem Kloster der Barfüßer-Karmeliter, unter des Apostels der Heiden, unter St.

Paul's, Anrufung, ein Seminarium für die Bildung von jungen Geistlichen, welche zu Missionen in den Ländern der Ketzer, Schismatiker, Sarazenen, Heiden und Juden zu verwenden wären, und damit es niemals an evangelischen Lehrern fehle, um in allen Ländern die Wahrheiten der Religion vortragen zu können, verordnete den 31. Juli 1610, daß in allen von Ordensgeistlichen geleiteten Gymnasien mit besonderm Fleiße die linguistischen Studien, besonders hebräische und arabische Sprache, getrieben würden. Er ließ chaldäische Lettern anfertigen, auch ein chaldäisches Brevier drucken. Den Maroniten machte er Geschenke mit Missalen, silbernen Kelchen, priesterlichen Kleidungen, worunter besonders ausgezeichnet ein vollständiger Schmuck für den Patriarchen war; das einfache, gläubige Bergvolk, seine Dankbarkeit für den fernen Oberhirten zu bezeigen, wies seinem Bildnisse eine Stelle an in der Patriarchalkirche zu Kannobin neben dem Altar. In der allgemeinen Richtung der geistlichen Angelegenheiten trat in besonderer Bedeutung hervor die ernst und innigst kirchliche Richtung, die von Paul IV. gegeben, von Pius V. geordnet und geheiligt, seitdem fortwährend im Wachsen begriffen war. Mit großer Aufmerksamkeit wurden die Diptycha und Fasten der Kirche durchblättert, um dem Verdienste Heil. Bekenner und Märtyrer seine Krone, um den künftigen Geschlechtern Beispiele der Nacheiferung und Erhebung zu reichen. Am 29. Mai 1608 wurde Franziska, die Witwe, am 1. Nov. 1610 Karl Borromäus heilig gesprochen. Ignatius von Loyola, Philippus Nerius, die Jungfrau Theresa, Ludwig Beltrandi, Isidor Agricola, Joachim von Siena wurden beatificirt, in die Zahl der Seligen aufgenommen, eben wie, am 29. Oct. 1618 Paschalis Baylon, am 24. Sept. Thomas von Villanova, am 25. Oct. 1619 Franz Xavier, „cum facultate recitandi Officium, ac celebrandi Missam de communi confessoris non Pontificis, quotannis die 2. Decembris.“ Die Festlichkeit des H. Ubaldus, Bischofs von Ugubio, wurde am 26. Oct. 1605 von Paul wiederhergestellt und erneuert, auch ihr der 16. Mai gewidmet. Er erlaubte der Kirche von Salerno, das Fest des h. Gregorius VII. mit Officium duplex und Messe zu begehen, 28. Juli 1609. Er verordnete, daß des H. Casimir, des Jagellonen, Officium in allen Kirchen begangen werde, ließ dasselbe auch in das Brevier und das römische Missale aufnehmen. Dem h. Laurentius Giustiniani, dem Patriarchen von Venedig und dem Schutzengel widmete er besondere Feste und Officien, gleichwie dem Andenken von Stanislaus Kostka, Aloysius von Gonzaga, Jacob Salomon, Margaretha von Castello, Pius V., Philipp und Peregrinus, beide vom Orden der Serviten, eine größere Verehrung. Das Officium der seligen Coletta, Clarissenordens, das von Clemens VIII. allein für die Stadt Gent gegeben war, dehnte er auf die übrigen Klöster ihres Instituts aus. Er verordnete, daß St. Albert, der Bischof von Lüttich, die gebührende Verehrung empfange, nachdem er vorher dessen Ansprüche auf die Martyrpalme begründet gefunden hatte. Dem Karmeliterorden vergönnte er, das Andenken Albert's, des Patriarchen von Jerusalem, zu feiern. Mehre Orden und Congregationen empfingen ihre Bestätigung von Paul V., wie z. B. die Karmelitessen, die unbeschuhten Karmeliter und Barfüßer-Augustiner, die Paulaner, die Ursulinerinnen, 23. Sept. 1611, die Kleriker von dem Oratorium des h. Philippus Nerius in Italien, 26. Juni 1612, die Oratorianer in Frankreich, 10. Mai 1613. Die früher in Italien errichtete Congregation fratrum Joannis Dei, welche sich auch über die Hospitäler von Teutschland, Frankreich und Polen verbreitet hatte, erhob er zu einem förmlichen Orden, unter St. Augustin's Regel, und sollte in demselben den drei Grundgelübden, das vierte, um die Bedienung der Kranken hinzugefügt sein (13. Febr. 1617). Das neue Institut des 40stündigen Gebets hat Paul begünstigt und andern Kirchen mitgetheilt. Die Leitung der Armen-Kinder-Schulen in der Stadt übergab er einer aus Lucca herstammenden Congregation von Weltpriestern St. Mariä, die auch anderwärts dergleichen Schulen anlegen und den Namen der Congregation der h. Mutter Gottes tragen sollte, 14. Jan. 1614; indem aber diese Congregation nachmals die Übernahme der Schulen ablehnte, errichtete Paul (6. März 1617) eine Congregatio Paulina pauperum Matris Dei scholarum piarum, welcher Joseph Calasanza zum ersten Präfect gegeben. Sie sollte die Armenschulen in Rom und einem Umkreise von 20 Miglien regieren. Es ist dieses das Institut der frommen Schulen. Am 6. Oct. 1607 hatte Paul bereits die Brüderschaft Doctrinae Christianae zu einer Erzbrüderschaft erhoben. Zweckmäßige Ordinationen und Statuten schrieb er am 21. März 1608 der Cassinensischen Congregation vor, und am 19. April 1616 bildete er aus den Cistercienserklöstern der Provinzen Aragon, Valencia, Mallorca, Catalonien und Navarra eine eigene Congregation, die zwar dem Ordensgeneral in allen Dingen unterworfen bleiben, jedoch ihren Generalvicar haben sollte. Die weite Entfernung und die Kriege hatten es den Äbten von Cisterz selten verstattet, jene Provinzen zu visitiren, die Anstellung des Generalvicars konnte einem solchen Übelstande abhelfen. Aus ähnlichen Rücksichten trennte Paul die Congregation der Dominikaner von der Observanz, oder die Occitanische Congregation von den übrigen Ordensprovinzen, und der General Augustin Galamini setzte ihr einen eigenen Generalvicar, den Sebastian Michaelis, der diese seine Reform zuerst 1596 in Toulouse eingeführt und dafür 1608 die päpstliche Bestätigung empfangen hatte. Der dem Dominikanerorden angehörigen Erzbrüderschaft vom Rosenkranze gab der Papst alle ihr von seinen Vorgängern verliehenen und in Vergessenheit gerathenen Privilegien zurück. Am 6. Juli 1616 erneuerte er die von Sixtus IV. und Pius V. in Bezug auf die Lehre von der Empfängniß der h. Jungfrau Maria gegebenen Constitutionen. „Impositio majorum poenarum in transgressores, a locorum ordinariis, et haereticae pravitatis inquisitoribus puniendos“ und am 12. Sept. 1617 untersagte er, in actibus publicis die Behauptung aufzustellen, Beatissimam Mariam Virginem in peccato originali fuisse conceptam.“ Der Constitu-

50,000 Zecchinen. Den Hafen
en, reinigen, befestigen, hiermit
nzen Urbino und Romagna eine
für die Zufuhr zu verschaffen.
e von Civita vecchia, die Stadt
her. Zum Besten der Seefah-
errichten, den Getreidehandel be-
Sorgfalt, über 800,000 Zecchi-
amit das Brod stets in billigem
Congregation von Prälaten und
n ernannt, um ihrer Rathschläge
Gegenstand sich bedienen zu kön-
ützte er durch Privilegien, und
ganz eigentlich für die Belebung
Bei allen seinen großartigen
noch Mittel, für unvorhergese-
von 900,000 Zecchinen zurück-
für die Anschaffung einer kost-
Den Armen erzeigte er sich
pflegte Paul einige heirathsfä-
Ältern auszusteuern. Eine An-
mpfing im größten Geheimnisse
damit sie vor der Versuchung
der Schönheit der Töchter den
gsten Nutzen zu suchen. Reich-
für die Bedürfnisse der Findel-
licum erschien, so empfing jeder
en 16 Jahren seiner Regierung
Weise über 1,500,000, zu Lie-
hrlich wenigstens eine Million
. Auch die minder schreiende
Fürsorge nicht; viele bürgerliche
ihm Unterstützung in Brod,
. Auswärtige Arme, mittellose
n sie in den der Ketzerei verfal-
aus der Sklaverei erlösete Ge-
igebig, stets mit der, nur in
ten Rücksicht für des Standes
wie z. B. die Familie des gro-
großer Zahl, die der Heimath
m Glauben nicht zu entsagen,
Unterhalt, in bestimmten jähr-
ürde unstreitig das würdigste
wesen sein, auch den heiligsten
t ein unverdächtiger Geschicht-
e Makel der übermäßigen An-
nilie. Diese Anhänglichkeit ist
Charakter. Dem Cardinal Sci-
er durch Talent oder Brauch-
ohlen, überließ er eine Autori-
s VIII. kaum Peter Aldobran-
Scipio wol noch größere Reich-
n sein Hut wurde zu 60,000
1618 wird das jährliche Ein-
besessenen Pfründen zu 150,000
eid, durch so viele Macht und
suchte der Cardinal durch Wohl-
zuvorkommendes Wesen zu ver-
mindern, doch gelang ihm das nur unvollkommen. Die weltlichen Ämter kamen an des Papstes Brudersohn, an Marc Anton Borghese; für den wurde das Fürstenthum Sulmona, in dem südlichen Abruzzo, um 150,000, Rignano um 353,000 Scudi erkauft. Für die ihm geschenkten vier Herrschaften in der Campagna bezahlte Paul 700,000 Scudi; an den Palast Borghese in der Stadt, das Cembalo di Borghese, den er durch die Baumeister Martino Longhi und Flaminio Bonzio aufführen ließ, hat er 300,000 Scudi verwendet, ohne ihn doch ausbauen zu können. Häufig empfingen die Nepoten Geschenke von Edelgesteinen, Silbergeräthe: prächtige Tapeten wurden unmittelbar aus dem Garde-meuble genommen und den Lieblingen zugeschickt; bald werden ihnen Carossen, bald sogar Musketen und Falconette gegeben, aber die Hauptsache ist immer das baare Geld. Es findet sich, daß die Nepoten bis zum J. 1620 im Ganzen 689,727 Scudi 31 Bajochi baar, in Luoghi di Monte 24,600 Scudi, in Ämtern, nach dem gewöhnlichen Kaufpreise 268,176 Scudi erhielten. Solche Geschenke wußten die Nepoten trefflich, mehrentheils in liegende Gründe zu verwenden. In der Campagna haben sie gegen 80 Güter an sich gekauft: die bisherigen Besitzer ließen sich durch die schönen Preise, und durch die hohen Zinsen, welche die dafür angekauften Luoghi di monte trugen, verführen, der Väter Erbe wegzugeben. Auch in vielen andern Landschaften des Kirchenstaats siedelten die Borgheser sich an; dabei wurden sie von dem Papst durch Privilegien begünstigt. Zuweilen empfingen sie das Recht, Verbannte herzustellen, oder einen Markt zu halten, es wurden ihnen Gabellen erlassen, oder ihre Unterthanen mit Exemtionen begnadigt: sie erhielten eine Bulle, kraft deren ihre Güter niemals sollten confiscirt werden können. Auch andere Mittel wurden nicht verschmähet, wenn sie dienen konnten, den Reichthum des Hauses zu mehren. In einer vornehmen und reichen Familie hatte der Vater seine beiden Kinder gezwungen, allen Gefühlen der Kindesliebe nicht nur, sondern auch der gemeinen Achtung gegen seine Menschenwürde abzusagen. Die Tochter schlief in seinem Zimmer, und mußte dort nicht selten Zeuge der größten Schändlichkeiten werden, die er sich gegen ihre Mutter erlaubte. Mehrmals erneuerte er den Versuch, der Tochter Gewalt anzuthun. Den Abscheu und die Verzweiflung im Herzen, beschloß sie, sich durch Meuchelmord des Ungeheuers zu entledigen. Zwei für das Verbrechen erkaufte Theilnehmer wurden in die Stube eingeführt, erweichten aber bei dem Anblicke des schlafenden alten Mannes und entflohen, da erfaßte die Jungfrau den Dolch und stieß ihn dem Vater in das Herz. Nicht begehrend, die That zu verbergen, noch ein Leben zu verlängern, das ihr unerträglich geworden, wurde sie vor Gericht gestellt, überführt und hingerichtet, und weil die Mutter und der 13jährige Bruder um ihr Vorhaben gewußt, mußten auch diese sterben. Die einzige Gnade, die Paul der unglücklichen Familie Cenci bewilligen wollte, bestand darin, daß er in dem Augenblicke der Vollstreckung des Urtheils auf der Engelsburg einige Kanonen lösen ließ, bei diesem Zeichen abwesend über die Ster-

benden den Segen zu sprechen. Die außerordentliche Schönheit der jungen Cenci, die außergewöhnliche Standhaftigkeit, in welcher sie den tödtlichen Streich empfing, erweckte bei allen Zuschauern die tiefste Rührung, Paul aber verlieh seinem Nepoten das confiscirte Eigenthum der Familie. Ebenso streng bezeigte er sich bei einer andern Gelegenheit, als ein Schwindler, Bartholomäus Lanceschi aus Siena, es wagte, unter dem falschen Namen Bartholomäus Borgheſe, und als angeblicher päpstlicher Nepote, eine Menge Betrügereien in Frankreich auszuüben. Paul ließ die Sache, die eigentlich nur die dasigen Gerichte betraf, durch seinen Nuntius mit dem König verhandeln, und ruhete nicht, bis der Betrüger verurtheilt worden, vor der Notredamekirche und vor der Wohnung des Nuntius Abbitte zu thun, dann an den Galgen gehenkt, endlich zu Asche verbrannt wurde (1608). Des lebhaften Antheils, den Paul an der Lage der teutschen Angelegenheiten genommen, und an den Gefahren, welche sich um die teutsche Linie des österreichischen Hauses häuften, ist bereits Erwähnung geschehen. In den beiden, bald nach einander verkündigten Jubiläen spricht sich sehr lebhaft seine Besorgniß aus. In der Bulle vom 12. Juni 1617 heißt es: Ecce tribulationes apprehenderunt nos. Diaboli tentamenta grassantur in nobis. Quapropter merito nos tenet timor Divinae irae. Intelligimus enim pressuras et angustias secundum peccata nostra venire.“ In der zweiten Bulle, worin abermals ein Jubiläum bewilligt, um die göttliche Hilfe in den gegenwärtigen Bedrängnissen der Kirche anzuflehen, 13. Jan. 1619, sagt Paul: Id vero nos cogitantes, sicut pro nostra pastorali cura maximo cordis dolore afficimur cernentes, tantis, ac tam gravibus procellis interdum, ac praecipue hoc tempore in inclyta Germania et vicinis provinciis agitari ecclesiam Dei.“ Was die Finanzen erlaubten, das that unter diesen Umständen Paul V. für die österreichischen Waffen; viel mehr, als Geld, hat er ihnen gespendet in dem P. Dominicus a Jesu Maria, der auf sein Geheiß das Heer nach dem Weißenberg geleitete. Bei der Procession, die in Rom veranstaltet wurde, um den Sieg vom 8. Nov. 1620 zu feiern, wurde Paul vom Schlage getroffen; dem ersten folgte kurz darauf ein zweiter Anfall, an dessen Folgen er entschlummerte, den 28. Jan. 1621. Er hatte 16 Jahre und 6 Monate regiert und in diesem Zeitraume 60 Cardinäle creirt, ein Umstand, der seinen Nepoten auf die Wahl des Nachfolgers Gregor's XV. den wichtigsten Einfluß sichern mußte. Paul war ein schöner Mann, von einnehmenden Zügen und gleich einnehmendem Wesen, gern beschäftigten Maler und Bildhauer sich mit der Auffassung seiner edlen und regelmäßigen Züge. Die kostbarste unter seinen Abbildungen möchte wol das vormals in dem Cembalo aufbewahrte Brustbild von Mosaik sein; hoch drei, breit zwei Spannen, soll das ausgezeichnete Kunstwerk nicht weniger denn 1,600,000, der Bart allein 4000 Steinchen erfodert haben. (*v. Stramberg.*)

PAUL I., Kaiser von Rußland. Wer das Leben dieses Monarchen mit der Überzeugung betrachtet, daß jeder Mensch nur das Resultat der Kräfte ist, mit denen er geboren ward, und der Verhältnisse, die auf ihn einwirkten, muß diesen unglücklichen Monarchen bedauern, dessen Geisteskräfte bei viel gutem Willen der furchtbaren Last, die ihn niederbeugte, unterlagen, und dessen ganzes Leben ein Gewebe mannichfacher Leiden und ungünstiger Verhältnisse war. Er wurde den 1. Oct. 1754 geboren. Sein Vater, damals Großfürst, der nach dem Tode der Kaiserin Elisabeth (1762) als Peter III. den russischen Thron bestieg, hatte aus Abneigung gegen seine Gemahlin Katharina II. seines Sohnes Geburt nicht für rechtmäßig anerkennen wollen. Zu seinem Nachfolger hatte er, nach einer nicht ganz verbürgten Nachricht, den Prinzen Iwan bestimmt, einen Schwesterenkel der Kaiserin Anna, der schon von dieser zum Thronfolger ernannt, auch nach ihrem Tode (1740), kaum zwei Monate alt, auf den Thron gelangt, doch 1741 durch Peter's des Großen Tochter Elisabeth wieder verdrängt und verhaftet worden war.

Ohne Vater- und Mutterliebe zu kennen, verlebte Paul seine ersten Lebensjahre. Er stand im neunten Lebensjahre, als sein Vater (1762) Reich und Leben verlor, und Katharina den russischen Thron bestieg. Nach Iwan's unglücklichem Ende war er der einzige Erbe des Reichs. Katharina sorgte mit Eifer für die Erhaltung seiner schwächlichen Gesundheit. Von seinem Dasein schien gewissermaßen auch ihre Existenz abzuhängen. Sie betrachtete ihn als die Stütze ihres Throns, weil die Russen an ihm mit großer Liebe hingen. Auf seine Erziehung wandte sie zwar große Sorgfalt, damit aber seine Neigungen und Denkart ihr nicht gefährlich werden könnten, beschränkte sie seinen Wirkungskreis in möglichst enge Grenzen. Dem Gerücht, sie liebe ihren Sohn nicht, und wünsche seinen Tod mehr als sein Leben, suchte sie dadurch zu widersprechen, daß sie sich zuerst die Blattern einimpfen ließ, ehe diese Operation mit glücklichem Erfolg vollzogen ward [1]). Laut ward nun ihr Muth und ihre mütterliche Zärtlichkeit gepriesen.

Ihr erster Minister, Graf Panin, ein ränkevoller und herrischer Mann, ward Oberhofmeister des jungen Prinzen. Den entschiedensten Einfluß gewann auf seine Bildung unter seinen übrigen Lehrern besonders Äpinus, ein wissenschaftlich gebildeter Kopf, von streng moralischem Charakter. Unter der Leitung dieses trefflichen Mannes wuchs Paul heran. Gewöhnt an strengen Fleiß, machte er rasche Fortschritte in der Mathematik, Physik, Geschichte, Statistik und in andern ihm nöthigen wissenschaftlichen Fächern. Wie sehr der Kaiserin Katharina Paul's Erziehung am Herzen gelegen, beweisen ihre vielfachen Bemühungen, den berühmten d'Alembert durch ihren Geschäftsträger, den Grafen Soltikof, in Paris für die Erziehung des Prinzen zu gewinnen. Diese Versuche scheiterten, obgleich Katharina ihm einen Jahrgehalt von 100,000 Livres hatte zusichern lassen und mehrmals eigenhändig an ihn geschrieben, in sehr schmeichelhaften

1) Vgl. Essai historique sur S. A. I. Paul Petrowitz. (Paris 1782.) p. 8.

Ausdrücken, doch zugleich verletzt über seine ablehnende Antwort [2]).

Paul's Jugendjahre flossen dahin unter nützlichen Beschäftigungen, die ihn auf seinen künftigen erhabenen Beruf vorbereiten sollten. Er liebte Thätigkeit und war ein Feind der Hoffeste und Zerstreuungen, an denen er nur mitunter Theil nahm, um sich von ernsten Studien zu erholen. Seine Äußerungen waren lakonisch, gerade und aufrichtig, ohne alle Spur von dem intriguanten Geiste seiner Mutter. Sie war völlig mit ihm zufrieden; denn ihre scharfe Beobachtungsgabe entdeckte in ihm auch nicht die mindeste Neigung, die ihr zu Besorgnissen hätte Anlaß geben können. Mit Ruhe schien er den Zeitpunkt zu erwarten, der ihrem Leben ein Ziel setzte und ihn auf den Thron rief. Durch seine Erziehung war er so zum Gehorsam gewöhnt worden, daß Katharina in allen seinen Äußerungen und Handlungen nur den Ausdruck kindlicher Gesinnung und unbedingter Unterwerfung unter ihren Willen zu erblicken glaubte. Theils von dieser Sinnesart, theils von dem rastlosen Eifer, seine Kenntnisse zu erweitern, ließ sich erwarten, daß er es nie wagen würde die kindliche Ehrfurcht zu verletzen. Durch seine Lehrer zur Geradheit und Offenheit gewöhnt, lernte er doch allmälig seine Gefühle verbergen. Die fortwährende Übung dieser Klugheitsmaßregel gab ihm späterhin jene Verschlossenheit, die einen Hauptzug in seinem Charakter bildete. Eine nicht völlig verbürgte Anekdote erzählt, daß er in seinem vierzehnten Jahre gefragt, warum man seinem Vater das Leben genommen? und hinzugefügt, daß viele vor der Zukunft gezittert hätten. Diese Äußerungen wären auch der Kaiserin hinterbracht worden, die jedoch wenig Rücksicht darauf genommen und geäußert, einige unruhige Köpfe hätten mehr Theil an diesem Gerede als der Prinz selbst.

Längst schon hatte sich Katharina mit der Idee beschäftigt, den Großfürsten zu vermählen, der jedoch bisher gegen das weibliche Geschlecht eine große Gleichgültigkeit gezeigt, ungeachtet seines lebhaften und feurigen Charakters. Schwierig war besonders die Wahl einer Schwiegertochter, von der Katharina nichts zu befürchten hätte. Sie konnte den Gedanken nicht ganz verbannen, daß ihr vielleicht eben das Schicksal, das einst ihren Gemahl entthronte, bereitet werden könnte. Ihre Sicherheit verlangte, daß die Gemahlin ihres Sohnes weder Neigung noch Macht hatte, ihr Thron und Leben zu rauben. Lange spähete daher Katharina umher nach den teutschen Fürstentöchtern. Endlich warf sie ihre Augen auf die drei Töchter des Landgrafen von Hessen-Darmstadt. Eine seltsame Zumuthung war es, die Landgräfin mit ihren drei Töchtern nach Petersburg einzuladen. Der russische Thron hatte indessen so viel Reize, daß jene Fürstin sich über conventionelle Verhältnisse hinwegsetzte. Sie verfügte sich mit ihren Töchtern nach Petersburg, sie gleichsam zur Schau ausstellend, und ward dort aufs Glänzendste empfangen. Katharina bat dringend, die Reisekosten ersetzen zu dürfen. Unter den drei jungen Fürstinnen, die ihr vorgestellt wurden, fiel Katharina's Wahl auf die Prinzessin Wilhelmine, die ihr in jeder Hinsicht eine Schwiegertochter. Vor ihrer Vermählung (den 10. Oct. 1773) hatte sie dem Lutherischen Glauben entsagen und sich zur griechischen Kirche bekennen müssen.

Von einer liebenswürdigen Seite zeigte sich Paul's Charakter in der gerechten Anerkennung der Verdienste, die sich der früher erwähnte Graf Panin um seine Erziehung erworben. Er schilderte der Kaiserin die mannichfachen Dienste, die dieser Mann dem russischen Reich geleistet, und suchte ihn wieder in ihre Gunst zu erheben, aus der er durch den Grafen Orlow verdrängt zu sein schien. Panin behielt seine bisherigen Ämter und die Wohnung im kaiserlichen Palast, die er auf Katharina's Befehl hatte räumen sollen. Auch erhielt er von ihr ein sehr schmeichelhaftes Schreiben, das ihm für die Sorgfalt dankte, die er auf die Erziehung des Großfürsten gewandt. Vergebens aber bemühte sie sich durch diese und andere Schritte die Liebe des Volkes zu gewinnen. Sie war demselben schon als Ausländerin verhaßt, besonders aber deshalb, weil sie sich durch Verbrechen auf den Thron geschwungen. Mit Sehnsucht schien man daher den Zeitpunkt zu erwarten, wo Paul den Thron besteigen würde. Peter's III. Regierung, deren Gutes man nicht verkannte, hoffte man durch Paul erneuert zu sehen. Die Liebe zu ihm zeigte sich vorzüglich, als er 1775 die Kaiserin Katharina auf einer Reise nach Moskau begleitete. Alle Festlichkeiten, alle Äußerungen der Freude schienen nur ihm zu gelten, und die Kälte, die man der Kaiserin bewies, war so auffallend, daß es ihrem Scharfblick nicht entgehen konnte. In der Furcht von ihrem Sohne entthront zu werden, obgleich Paul sich durchaus keine Verletzung des kindlichen Gehorsams zu schulden kommen ließ, muß man großentheils die Ursachen ihres spätern Benehmens gegen den Großfürsten suchen. Die Zahl seiner Anhänger war nicht klein; die meisten russischen Großen gehörten zu seiner Partei, besonders Panin, der, wenn er gestürzt worden wäre, sicher Alles aufgeboten haben würde zum Sturz der Kaiserin. Selbst Preußens König, Friedrich II., schien des Großfürsten Partei zu unterstützen. Wenigstens gab er dies zu verstehen, so oft er etwas zu erlangen wünschte von der Kaiserin.

2) „Philosophe comme vous êtes," heißt es in einem dieser Briefe, „je comprends qu'il ne vous coute rien de mépriser qu'on appelle grandeurs et honneurs de ce monde. A vos yeux tout cela est peu de chose, et assurement je me range de votre avis. Votre philosophie est fondée sur l'humanité; permettez-moi de vous dire, que de point se prêter à la servir tandis qu'on le peut, c'est manquer son but. Je vous sais trop honnête homme, pour attribuer votre refus à la vanité, je sais que la cause n'en est que l'amour du repos pour cultiver les lettres et l'amitié; mais à quoi tient-il? Venez avec tous vos amis, je vous promets, à eux et à vous aussi tous les agrémens et facilités qui peuvent dépendre de moi, et peut-être vous trouverez plus de repos et de liberté que chez vous." Am Schlusse dieses Briefes blickt ihre mütterliche Zärtlichkeit unverkennbar hervor: „Vous ne vous prêtez point aux instances du Roi de Prusse et à la reconnaisance, que vous lui devez; mais ce Prince n'a point de fils. J'avoue, que l'éducation de ce fils me tient si fort à coeur, et vous m'êtes si nécessaire, que peut-être je vous presse trop. Pardonnez mon indiscrétion en faveur de la cause etc. S. Essai historique sur son A. I. Paul Petrowitz etc. Paris 1782 p. 5 sq.

Unter denen, die sich in seiner nächsten Umgebung befanden, hatte Paul keinem ein größeres Vertrauen geschenkt, als dem Grafen Andreas Rasumowsky, einem schönen, aber auch entschlossenen Mann, beseelt von kühnem Unternehmungsgeist. Dies Verhältniß erregte die Besorgnisse der Kaiserin, und sie konnte sich nicht beruhigen bis sie diesen Mann, der ihr sehr gefährlich schien, von dem Großfürsten getrennt. Mit schlauer Arglist machte sie ihn aufmerksam auf ein angebliches Liebesverhältniß zwischen seiner Gemahlin und Rasumowsky. Vielleicht war er ihr nicht gleichgültig als der Vertraute ihres Gatten, oder sie war blos deshalb mit ihm in Verbindung getreten, um sich an der Kaiserin wegen der Beschuldigung zu rächen, die sie getroffen. Gewiß ist, daß sie in Briefwechsel mit ihm gestanden. Als eine unglückliche Entbindung (1776) in ihrem 21. Jahre ihrem Leben ein Ziel setzte, mischte sich in des Großfürsten Trauer um ihren Verlust zugleich leidenschaftlicher Ingrimm. Er verlangte von der Kaiserin die exemplarische Bestrafung Rasumowsky's, als er Briefe von ihm vorfand unter den Papieren seiner verstorbenen Gemahlin. Ein strafbares Verhältniß war aus jenen Briefen freilich nicht zu erweisen, und Katharina, die nicht den Sohn des Mannes unglücklich machen wollte, der so viel zu ihrer Thronbesteigung beigetragen, schickte ihn, statt nach Sibirien, als Gesandten nach Venedig.

Um diese Zeit befand sich der Prinz Heinrich von Preußen in Petersburg, um einige Grenzstreitigkeiten zu berichtigen, die durch Polens Theilung entstanden waren. Ihm theilte Katharina den Plan mit, den Großfürsten wieder zu vermählen, und zwar mit einer würtembergischen Prinzessin, die bereits mit dem Erbprinzen von Hessen-Darmstadt verlobt war. Friedrich II., an den ein Courier gesendet worden, billigte diese Vermählung, und seinen Vorstellungen gelang es, den Erbprinzen von Hessen-Darmstadt zu bewegen, daß er der Verbindung mit der würtembergischen Prinzessin entsagte. Ihre eigene Einwilligung schien kaum zu bezweifeln bei dem Glanze, der den russischen Thron umgab. Paul ward hierauf von Friedrich II. nach Berlin eingeladen, um dort die Prinzessin kennen zu lernen; und dem König selbst mochte die persönliche Bekanntschaft des künftigen Beherrschers von Rußland in mehrfacher Hinsicht erwünscht sein. Der Großfürst ging, von dem Feldmarschall Romanzow begleitet, den 13. Juni 1776 nach Berlin, wo er mit den ausgezeichnetsten Ehrenbezeigungen und Festlichkeiten empfangen ward. Bei der Königin machte er die Bekanntschaft der Prinzessin von Würtemberg, Sophia Dorothea Auguste Luise, die seine Mutter zu seiner künftigen Lebensgefährtin gewählt. Die Vermählung ward sofort beschlossen. Nach mannichfachen Festlichkeiten, die Friedrich II. ihm zu Ehren in Berlin, Potsdam und Sanssouci veranstaltet, und nach einem Besuch des Prinzen Heinrich von Preußen in Rheinsberg, wo er sehr glänzend empfangen ward, kehrte Paul wieder zurück nach Petersburg [3]). Dorthin folgte ihm auch seine Verlobte, die zur griechischen Religion sich bekennend, die Namen Maria Feodorowna annahm. Die Vermählung geschah den 7. Oct. 1777.

Des Großfürsten Leben floß einige Jahre ruhig und ungestört dahin. Jugendlicher Frohsinn, die Neuheit seiner Verhältnisse, der Besitz einer liebenswürdigen Gemahlin, die Geburt zweier Prinzen und mannichfache Geschäfte ließen ihn nur wenig die unangenehme Situation fühlen, in der er sich befand. Katharina's Argwohn hatte ihm keine Befehlshaberstelle anvertraut und ihn an den Regierungsgeschäften auch nicht den entferntesten Antheil nehmen lassen. Ihm war der Weg abgeschnitten, sich auf seine künftige Bestimmung, als Beherrscher eines großen Reichs, vorzubereiten. Zwar hatte die Kaiserin ihn zum Großadmiral ernannt, doch bekleidete er diese Stelle blos dem Namen nach. Nur allgemeine Berichte wurden ihm abgestattet; er durfte keinen Entschluß fassen, keine eigenmächtige Verordnung ertheilen. Sein Einfluß auf das Seewesen war so gering, daß ihm nicht einmal erlaubt war, die kronstädter Flotte zu besuchen. Der damals allgewaltige Fürst Potemkin, Katharina's Günstling, hatte mehr über die Flotte zu gebieten, als der eigentliche Großadmiral. Er disponirte selbst über die Admiralitätscasse für seine eignen Bedürfnisse nach Willkür. Selbst die Uniform der Marine zu tragen, war ihm im Allgemeinen nicht erlaubt. Nur an einem Tage im Jahr, am Ritterfeste des St. Georgenordens, den man ihm als Thronfolger nicht einmal verliehen, durfte er in der Kleidung eines Großadmirals erscheinen.

Die damaligen mannichfachen Zerstreuungen am petersburger Hofe mochten ebenfalls dazu beitragen, daß er den Druck seiner äußern Verhältnisse minder fühlte. Katharina's Eitelkeit hatte sich sehr geschmeichelt gefunden durch die Anwesenheit mehrer hohen Häupter in Petersburg. Der teutsche Kaiser, der König von Schweden und Preußens Kronprinz waren abwechselnd dort gewesen. Geweckt ward in der Kaiserin dadurch die Idee, auch ihren Sohn im J. 1780, von seiner Gemahlin begleitet, eine Reise durch Polen, Österreich, Italien, Frankreich und Holland antreten zu lassen [4]). Die Meinung derer, welche glaubten, sie habe den Großfürsten aus Argwohn, oder, um einen milderen Ausdruck zu brauchen, aus Politik entfernt, schien dadurch Bestätigung zu erhalten, daß Katharina, unter dem Vorwande mütterlicher Zärtlichkeit, auch von den kleinsten Umständen unterrichtet sein wollte, die sich auf jener Reise zugetragen. Täglich mußte ihr ein Courier gesandt werden von dem Orte, wo die Reisenden sich befanden, während diese von dem, was sich in Petersburg ereignete, auch nicht das Mindeste erfuhren.

Fast anderthalb Jahre vergingen, ehe sie wieder nach Rußland zurückkehrten. Paul lebte seitdem größtentheils zu Gatschina, in stiller Eingezogenheit, mannichfachen wis-

3) Vergl. Ausführliche Beschreibung der Reise Sr. Kaiserl. Hoheit, des Großfürsten von Rußland, Paul Petrowitz, von St. Petersburg an den Königl. Preuß. Hof nach Berlin, nebst den dabei vorgefallenen Feierlichkeiten und Freudenbezeigungen ꝛc. (Berlin 1776.)

4) Paul reiste mit seiner Gemahlin unter dem Namen eines Grafen und einer Gräfin von Norden. Ihren Aufenthalt in Venedig, im Januar 1782, schildert die zu Paris 1782 erschienene Schrift: Du séjour des Comtes du Nord à Venise.

senschaftlichen Beschäftigungen. An den fortwährenden Hofcabalen schien er keinen Antheil zu nehmen. Aber sein Unmuth regte sich oft lebhaft, wenn sich ihm Gelegenheit bot, die Plane und Intriguen seiner Mutter zu durchschauen. Es würde ihm nicht an Anhängern und an Unterstützung gefehlt haben, wenn er irgend etwas gegen Katharina hätte unternehmen wollen. Seine Partei war groß, und gab, ungeachtet seiner zurückgezogenen Lebensweise, noch immer den Plan nicht auf, ihn auf den russischen Thron zu heben. Bekannt jedoch mit seinen Gesinnungen und überall belauscht von den Kundschaftern der Kaiserin und ihrem eignen wachsamen Auge konnten sie nur im Stillen auf ihn einwirken. Ein damals durch Katharina's Feinde verbreitetes Gerücht, daß Paul bei Gatschina eine Stadt erbauen wolle und Ansiedler suche, zog zahllose Menschen herbei. Das Ganze schien auf einen allgemeinen Aufstand berechnet, welcher der Kaiserin leicht Thron und Leben hätte kosten können, wenn Paul die Herbeiströmenden nicht von der Nichtigkeit jenes Gerüchts überzeugt hätte. So hatte er ihr Leben gerettet zu einer Zeit, wo sie ihm nach dem seinigen trachtete. Ihr nie schlummernder Argwohn gegen den Großfürsten war noch vermehrt worden durch die Einflüsterungen ihres Günstlings Lanskoi, der ihn, um von fortwährender Unruhe befreit zu sein, auf der Jagd überfallen und ermorden sollte. Der Fürst Potemkin, obschon nicht Paul's Freund, ward sein Retter, empört durch den abscheulichen Plan, den seine geheimen Kundschafter ihm mitgetheilt. Ein anderer ward beredet, des Großfürsten Kleider anzuziehen. In einiger Entfernung lauschten Paul und der Prinz von Würtemberg mit ihren Vertrauten. Als sie das Geräusch des Angriffs hörten, eilten sie aus ihrem Schlupfwinkel dem Unglücklichen zu Hilfe und Lanskoi stürzte als Opfer seines Unternehmens und seines Muths unter ihren Streichen. Schwer verwundet ward er zur Kaiserin gebracht und verschied bald nachher, sie in einem Zustande von Schmerz und Trauer zurücklassend, der fast an Besinnungslosigkeit grenzte.

Entrissen ward sie demselben durch die politischen Ereignisse, besonders durch einen Krieg mit der Pforte, welche von dem englischen Ministerium gegen Rußland aufgewiegelt worden war, wegen der bewaffneten Neutralität, die auf Katharina's Antrieb im nordamerikanischen Befreiungskriege zu Stande gekommen [5]). Allgemein verbreitete sich damals das Gerücht, der Großfürst werde sich an die Spitze eines beträchtlichen Heeres stellen und nach Oczakow gehen. Wirklich hatte Paul sogleich nach dem Ausbruche des Kriegs sich schriftlich an die Kaiserin gewendet und um Erlaubniß gebeten, im nächsten Frühjahre (1788) zur Armee abzugehen. Ihn begeisterte das Beispiel der preußischen Prinzen, die durch ihre Talente und ihren Muth zum glücklichen Ausgange der Kriege Friedrich's des Großen wesentlich beigetragen. Auch er wünschte etwas zu thun für den Ruhm der russischen Monarchie. Seine Bitte kam der Kaiserin sehr unerwartet. Sie erinnerte sich ihres unfreundlichen Benehmens gegen ihren Sohn, und schloß auf ähnliche Gesinnungen von seiner Seite. Der Argwohn faßte abermals Wurzel in ihrem Herzen. Sie und ihr Günstling Potemkin, dem sie des Großfürsten Brief mitgetheilt, kamen überein, daß Paul's Vorhaben hintertrieben werden müßte. Beide waren jedoch aus sehr verschiedenen Gründen dieser Meinung. Katharina fürchtete, ihr Sohn möchte die Armee zu Ausführung von Planen brauchen, die ihr Nachtheil brächten. Potemkin dagegen wünschte den schlechten Zustand des russischen Heeres dem künftigen Thronfolger zu verbergen [6]). Doch rieth er, dem Großfürsten vor der Hand unbedingt die Erlaubniß zur Abreise zu gewähren. Allein er fügte zugleich nöthige Instructionen hinzu, wie man sich ferner bei der Sache zu verhalten habe. Man ließ den Großfürsten alle Anstalten zu seiner Reise treffen, doch ohne ihm den geringsten Zuschuß zu den Kosten derselben zu gewähren. Katharina's Argwohn sann indessen auf mannichfache Mittel, ihn in seinem Entschlusse irre zu machen. Selbst die angebliche Schwangerschaft seiner Gemahlin mußte ihr dienen zu diesem Zwecke. Seinen Muth, schrieb Katharina dem Großfürsten, wisse sie zu schätzen, würde sich jedoch Vorwürfe machen, ihn zu entlassen, bei den bedenklichen Umständen seiner Gemahlin. Er selbst werde einsehen, fügte sie hinzu, daß die Pflichten des Sohnes, Gatten und Vaters dringend von ihm verlangten, seinen Entschluß, zur Armee zu gehen, bis zur Entbindung seiner Gemahlin zu verschieben. Seine Gegenvorstellungen blieben fruchtlos, und die Kaiserin, des lange geführten Briefwechsels müde, endigte ihn mit den Worten: „Ganz Europa werde sagen, der Großfürst von Rußland sei ein gehorsamer Sohn."

Eine neue Gelegenheit, sich an die Spitze der Truppen zu stellen und ihren Muth durch sein Beispiel zu entflammen, wies sich für Paul, als Schwedens König Gustav, nach den längst zwischen den Höfen von St. Petersburg und Stockholm obwaltenden Irrungen, einen unvermutheten Angriff auf Finnland wagte. Potemkin, den Katharina stets zu Rath zu ziehen pflegte, war diesmal der Meinung, den Großfürsten zur Armee in Finnland stoßen zu lassen. Doch rieth er, ihn dort scharf zu beobachten und ihm kein eignes Commando anzuvertrauen, damit er keinen Einfluß auf das Heer gewänne. Paul freute sich schon im Voraus auf die Lorbeern, die bei der Heimkehr sein Haupt schmücken würden. Mit solchen Hoffnungen ging er nach Finnland, sah sie jedoch ent-

5) Katharina schrieb darüber an den von ihr sehr geschätzten Verfasser des Buchs über die Einsamkeit, den Leibarzt und Ritter von Zimmermann in Hanover, den 8. Dec. 1787: „Peu de temps après mon retour de Moscow, il a plu à la sublime Porte et à ses non sublimes conseillers de me déclarer la guerre, comme il vous est connu, ainsi soit il, jusqu'ici ce mal encore n'est pas plus grand, si je parviens à battre mes ennemis, j'espère que les uns et les autres en seront plus contents, et comme j'ai pour maxime, que quand il s'agit de coup, il vaut beaucoup mieux en donner que d'en recevoir, j'ai tâché de faire mes arrangemens en consequence." s. Zimmermann's Verhältnisse mit der Kaiserin Katharina II. von H. M. Marcard (Bremen 1803). S. 356.

6) s. die Schilderung, die v. Archenholz in der Minerva 1798 von der russischen Armee entwirft.

schwinden wie ein nichtiges Traumgebild, als er sich auf der Bahn des Ruhms überall gehemmt sah durch die strengen Befehle des Grafen Mussin Pasokkin, eines Mannes ohne alle militairischen Talente, dem das Obercommando über die russische Armee übergeben worden war. Auch sah er sich überall von geheimen Kundschaftern umgeben, die der Kaiserin auch von seinen geringfügigsten Handlungen sogleich Bericht abstatteten. Mismuthig kehrte er bald wieder zurück nach Petersburg. Die mannichfachen Kränkungen, die er erduldet, wirkten nachtheilig ein auf seine Gesundheit. Er ward ernstlich krank. Dessen ungeachtet sah er sich noch immer von seiner Mutter mit einer Strenge behandelt, die seinen freien Willen durchaus beschränkte. Einige seiner vertrautesten Freunde, unter andern der Fürst Kurakin, hatten sich vom Hofe entfernen müssen. Stets hatte Katharina ihres Sohnes Gesellschaft möglichst vermieden, und ihm daher auch nicht erlaubt, sie auf ihrer Reise nach der Krimm zu begleiten. Er erfuhr die Demüthigung, daß der Graf Bruce, ein Mann ohne alle Talente und Fähigkeiten, zum Generalgouverneur von Petersburg und dadurch zu einem Posten erhoben ward, der ihm als künftigen Thronfolger gebührte. Er stand da ohne Freunde, wenigstens ohne solche, die mächtig genug waren, ihm einen wahren Dienst zu leisten. Sein Jugenderzieher, der Graf Panin, war gestorben. Seine Stelle ersetzte ihm einigermaßen die treue Anhänglichkeit des Grafen Besborodko, der ihm manches mittheilte von den geheimen Staatsverhandlungen und Hofintriguen, von denen er sonst vielleicht nichts erfahren hätte. Paul wußte diese Anhänglichkeit zu schätzen und belohnte sie durch das Vertrauen, welches er späterhin als Kaiser dem Grafen schenkte.

Katharina war noch in Krieg verwickelt, als die französische Revolution ausbrach. Sie misbilligte die glücklichen Fortschritte derselben, weil sie in dem Aufkeimen der Freiheit den Despotismus allmälig hinwelken zu sehen glaubte. Als nun der teutsche Kaiser, durch Bande des Bluts an das regierende französische Haus geknüpft, mit den übrigen europäischen Mächten zur Wiederherstellung der monarchischen Gewalt in Frankreich zu wirken suchte, und nach dem Tractat zu Pillnitz gemeinschaftlich mit Preußen ein Heer gegen die französische Grenze anrücken ließ, bot er Alles auf, auch die Kaiserin Katharina zur Theilnahme an diesem Kriege zu bewegen. Der eben erst geendete Feldzug gegen die Türken entschuldigte sie hinlänglich, jene Theilnahme zu verweigern. Überdies sah sie es gern, wenn jene beiden Mächte, die einzigen, die sie zu fürchten hatte, ihre Kräfte schwächten durch jenen Krieg. Von allen Seiten ward sie jedoch bestürmt, als auch England (1790) in jenen Kampf verwickelt ward. Da schloß sie endlich mit England den 18. Febr. 1795 einen Allianztractat, nach welchem Rußland, im Fall eines feindlichen Angriffs, England mit 12,000 Mann, England dagegen Rußland mit zwölf Linienschiffen zu unterstützen versprach. Katharina erfüllte jedoch die Bedingungen dieses Vertrags nur theilweise durch eine mäßige Unterstützung an Geld. Sie ließ zwar eine Flotte zu den Engländern stoßen, doch geschah es mehr in der Absicht, sich zu üben, als die Operationen der Briten zu unterstützen, denn der Oberbefehlshaber jener Flotte soll gemessene Befehle gehabt haben, sich durchaus in kein Gefecht einzulassen mit den Franzosen.

Um diese Zeit befanden sich, wie schon früher, zwei Parteien am petersburger Hofe, die des Großfürsten und die englische. Zu jener gehörten Ostermann, Woronzow und Besborodko. Die Hauptmitglieder der englischen Partei, oder derjenigen, die dem Großfürsten abgeneigt waren, waren Katharina's Günstling Plato Subow, dessen Vater, seine drei Brüder Nicolai, Valerian und Alexander Subow, Arcadius Markow und Soltikow. Den bösartigsten Charakter, der sich schon auf seinem Gesicht ausgeprägt haben soll, besaß unstreitig Markow, der den Großfürsten, dessen baldige Thronfolge sich mit großer Wahrscheinlichkeit vermuthen ließ, völlig vernachlässigte, und selbst auf den Sturz Besborodko's, Woronzow's ꝛc. sann, denen er seinen Rang und seine Würden zu verdanken gehabt [7]). Mit Hilfe dieser Partei gelang es dem englischen Gesandten Whiteworth, der ebenfalls dazu gehörte, die Kaiserin zu dem Entschluß zu bewegen, ein Heer von 60,000 Mann gegen Frankreich marschiren zu lassen. Les affaires du Roi de France, äußerte Katharina in einem damaligen Briefe (vom 16. Sept. 1791), sont celles de tous les Souverains, et sa dignité lezée demande une réparation éclatante.

Der Haß jener, dem Großfürsten abgeneigten, Partei ging indessen so weit, daß dieselbe die Kaiserin vermochte, in ihrem Testamente Paul von der Thronfolge auszuschließen und ihren Enkel Alexander, für dessen Erziehung sie unermüdet gesorgt, zu ihrem Nachfolger zu ernennen. Die meisten Großen des Reichs und andere angesehene Personen, unter andern Suwarow, hatten dies Testament eigenhändig unterzeichnen müssen, und offenbar lag hierin der Grund, warum späterhin so viele ausgezeichnete und talentvolle Männer ihre Dienstentlassung erhielten. Ehe indessen die Kaiserin das Testament vollstrecken und die thätige Theilnahme an dem Kriege gegen Frankreich unterzeichnen konnte, rührte sie den 16. Nov. 1796 der Schlag. Als Paul, davon benachrichtigt, aus seiner gewöhnlichen Residenz zu Gatschina nach Petersburg eilte, fand er seine Mutter in einem traurigen und hoffnungslosen Zustande, der ihrem Leben bereits den 17. Nov. 1796 ein Ziel setzte. So verließ eine Frau den irdischen Schauplatz, welche die glänzendsten Eigenschaften in sich vereinigte, stolz und herrschsüchtig auf einer Seite, und auf anderer sich wieder schmiegend unter das Joch der Sinnlichkeit, bei manchen Schwächen nicht arm an Zügen von Großmuth und Seelenadel [8]). Mit Recht be-

7) Nach Paul's Thronbesteigung empfing er seine verdiente Strafe. Er mußte sein prächtiges Palais in der Nähe des kaiserlichen Winterpalastes sofort verlassen, sich einstweilen in einem Gasthofe einmiethen und sich acht Tage nachher auf seine Güter zurückziehen. 8) Charakteristisch sind Katharina's eigene Äußerungen in einem Briefe an Zimmermann in Hanover, vom 29. Jan. 1789. „Si mon siècle m'a craint," sagt sie dort, „il a eu grand tort, je n'ai jamais voulu inspirer de la terreur à personne, j'aurais souhaité d'être aimée, et estimée ce que je vaux, et rien de

hauptet Seume [9]), daß ihr Charakter liebenswürdig gewesen sein müsse, weil sie im Allgemeinen die Liebe der ganzen Nation besessen. „Alle diejenigen," sagt er, „die näher um sie gewesen, oder sie auch nur ein einziges Mal gesehen, waren eingenommen von ihrem humanen Betragen. Ihre Güte war mit Ernst gemischt und die Majestät mit Freundlichkeit. Sie verstand mehr, als irgend ein König der Erde, den die Geschichte nennt, viele Freunde zu haben, und selbst alle ihre Feinde zu Freunden zu machen. Nie wußte eine Person mit so vieler Feinheit und Klugheit Menschen zu behandeln, wie sie; niemand ging unzufrieden von ihr, selbst diejenigen nicht, denen ihre Bitte nicht gewährt worden war. Alle Einheimische und Ausländer ohne Unterschied fanden in ihrem Benehmen die unwiderstehliche Magie der männlichen Würde und weiblichen Grazie vereint."

Aller Augen waren auf den Mann gerichtet, der unter dem Namen Paul's I. den russischen Thron bestiegen, und bestimmt war zum Beherrscher eines großen Reichs, dessen Scepter seit langer Zeit nur in weiblichen Händen geruht hatte. Von einer liebenswürdigen Seite zeigte sich Paul's Charakter bald nach seinem Regierungsantritt durch die Großmuth gegen den ihm verhaßten Günstling seiner Mutter, Plato Subow. Er bestätigte ihn in allen seinen Ämtern, äußerte: que l'ami de sa mère serait aussi le sien, und erhob ihn späterhin zum Inspector der Artillerie. Vorzüglich dachte er aber auf Belohnung derjenigen seiner Freunde, die keine Gefahr vermocht, ihn zu verlassen. Den Grafen Ostermann ernannte er zum Großkanzler, den Fürsten Kurakin zum Vicekanzler, den Grafen Rasumowsky zum Staatssecretair, und den Grafen Besborodko, der ihm die entschiedensten Beweise treuer Anhänglichkeit gegeben, zum Feldmarschall. Die Fürsten Repnin und Kurakin wählte er zu Mitgliedern eines von ihm errichteten geheimen Conseils. Obgleich er die Hauptleitung der auswärtigen Angelegenheiten sich selbst vorbehielt, ließ er den Großfürsten Alexander Theil nehmen an den Regierungsgeschäften, von denen er, was er oft bedauerte, gänzlich ausgeschlossen gewesen.

Mannichfache Beweise von Gunst und Gnade bezeichneten die ersten Tage seiner Regierung. Sie waren zum Theil Wirkungen seiner natürlichen Gutmüthigkeit und Gerechtigkeitsliebe. Aber er wollte dadurch auch die ihm abgeneigte Partei versöhnen und seinen Thron vor dem Ausbruche von Verschwörungen sichern. Daß er das Regierungssystem seiner Mutter befolgen werde, schien nicht wahrscheinlich. Er schien sich eher Peter III. zum Muster gewählt zu haben. Die Liebe des Volks gewann er durch das Aufheben der auf Katharina's Befehl angeordneten Rekrutirung. Hinsichtlich des Militairs traf er wesentliche Veränderungen. Er theilte es in eilf Divisionen und entließ die kostspielige und zur bloßen Parade dienende Chevaliergarde. Vorzüglich aber führte er eine strengere Disciplin ein unter den russischen Truppen.

Einem wesentlichen Misbrauch unter Katharina's Regierung half er durch die öffentliche Bekanntmachung ab, daß Bittschriften jeder Art, nicht, wie es früher üblich gewesen, den Dikasterien, sondern ihm selbst übergeben werden sollten. Zwei Tage in jeder Woche bestimmte er zu einer Audienz, um die Bedrängnisse seiner Unterthanen kennen zu lernen. Jeder konnte überdies seine Wünsche schriftlich vortragen und versichert sein, in wenig Tagen eine bestimmte Antwort zu erhalten. Erst durch den Misbrauch, der von dieser Erlaubniß, Bittschriften einzureichen, gemacht ward, sah sich Paul genöthigt, jene Erlaubniß einigermaßen zu beschränken. Nach den ersten Handlungen, die seinen Regierungsantritt bezeichneten, schien er ein Monarch zu sein, den das Wohl seiner Unterthanen rastlos beschäftigte. Unverkennbar war das Streben, sein Volk glücklich zu machen. Späterhin trugen jedoch seine Entwürfe und die Mittel, sie auszuführen, oft das Gepräge der drückenden Verhältnisse, die seinen Geist 20 Jahre hindurch eingeengt. Sie waren einseitig und überspannt, und verleiteten ihn, bei wechselnder Gemüthsstimmung oft zu Handlungen, die den dadurch beabsichtigten Zweck verfehlten. Das Mislingen derselben und die damit verknüpften Folgen machten ihn zu einem Misanthropen und führten allmälig jenen Seelenzustand herbei, dessen trauriges Opfer er ward, nachdem er nicht lange den russischen Thron behauptet.

Der Anfang seiner Regierung berechtigte jedoch zu den schönsten Hoffnungen, und nicht blos Rußland, selbst ganz Europa ertönte von seinem Lobe. Nur die gegen Frankreich verbundenen Mächte schienen nicht mit ihm zufrieden, als er sich weigerte, den Tractat zu unterzeichnen, den Katharina mit dem englischen und österreichischen Hofe geschlossen. Jener Vertrag verlangte, daß er ein ansehnliches Truppencorps stellen sollte. Er wandte indessen ein, daß er seit seinem Regierungsantritte sich für verpflichtet gehalten, vorzugsweise für das Wohl seines Reichs zu sorgen. Es war nicht blos der

---

plus. J'ai toujours pensé, qu'on me calomniait parceque l'on ne me comprenoit pas. J'ai vu beaucoup des gens qui avoient infiniment plus d'esprit que moi. Je n'ai jamais ni haï ni envié personne. Mon desir et mon plaisir auroit été de faire des heureux; mais comme chacun ne sauroit l'être que selon son caractère ou la fantaisie ou entendement, mes souhaits souvent ont trouvé en ceci des obstacles auxquels je ne comprenois rien. Mon ambition assurement n'étoit pas méchante, mais peut-être ai-je trop entrepris que de croire les hommes susceptibles à devenir raisonnables, justes et heureux. La race humaine en général penche au deraisonnement et à l'injustice, avec cela l'on ne sauroit guere être heureux. J'ai fait cas de la Philosophie, parceque mon ame a toujours été *singulierement républicaine*; je conviens que c'est peut-être un singulier contraste que cette trempe d'ame avec le pouvoir illimité de ma place; mais aussi personne en Russie ne dira que j'en aie abusé. Pour ma conduite politique j'ai tâché de suivre les plans qui m'ont paru les plus utiles pour mon Pays et les plus supportables aux autres; si j'en avais connu de meilleurs, je les aurais adopté, l'Europe a eu tort de s'allarmer de mes desseins, auxquels au contraire elle ne pouvait que gagner. Si j'ai été payée d'ingratitude, du moins personne ne dira t'-il, que j'ai manqué de reconnaissance, souvent je me suis vengée de mes ennemis en leur faisant du bien ou en les pardonnant. L'humanité en général a eu en moi un Ami, qui ne s'est dementi en aucune occasion. Man s. Zimmermann's Verhältnisse mit der Kaiserin Katharina II. v. H. M. Marcard (Bremen 1803). S. 377 fg.

9) s. Seume's sämmtliche Werke. 8. Bd. S. 237.

Haß gegen die republikanischen Neufranken, was ihm jene Äußerung eingab, sondern auch die Abgeneigtheit, sich dem zu fügen, was seine Mutter angeordnet, und wozu sie von der ihm abgeneigten Partei zum Theil bewogen worden. Solche Gründe mochten ihn auch bestimmen, dem Liv- und Kurländischen Erbadel seine frühern Privilegien wieder zu geben, und die Gerichtsbarkeit und Justizverwaltung in jenen Provinzen völlig umzugestalten. Auch die Polen, hart gedrückt unter Katharina's Regierung, begünstigte der neue Beherrscher Rußlands. Viele erhielten ihre Freiheit wieder, unter andern auch Kosciusko, die meisten auch ihre Güter. Darf man den damaligen Gerüchten glauben, so regte sich auch in Paul's Kopfe die Idee, Polen als selbständiges Reich wiederherzustellen, was, wie leicht begreiflich, nicht gebilligt werden konnte von den andern europäischen Mächten, die einen Antheil von jenem Lande erhalten hatten.

Eins der ersten Geschäfte, worauf Paul seine Aufmerksamkeit richtete, war die Verbesserung der durch Katharina's Prachtliebe und Verschwendung sehr zerrütteten Finanzen. Er ließ gegen 500 Banknoten verbrennen, wodurch die noch cursirenden bis zu 52 Procent stiegen. In seiner Hofhaltung führte er eine strengere Ökonomie ein, entließ die kostspieligen Generalgouverneure in den Provinzen, hob in kurzer Zeit über 15,000 Civilstellen auf und bestimmte die Zahl der Gouvernements auf 41 [10]). Auch die Zollordnung vom Jahre 1782 wurde wieder eingeführt.

Zu diesen Schritten für das Wohl seines Landes traten jedoch bald andere, in denen man den liebenswürdigen Charakter, den er vor seiner Thronbesteigung gezeigt, kaum wieder erkannte. Nicht blos der Günstling seiner Mutter, Plato Subow, den er in dem ersten frohen Gefühle, sich befreit zu sehen, von einem lästigen Zwange, in allen seinen Ämtern bestätigt, ward seiner Dienste entlassen mit dem Befehl, sich auf seine Güter zu begeben; auch verdienstvolle Generale traf ein gleiches Schicksal, unter andern Suwarow, der das Testament der Kaiserin mit unterzeichnet. Zum Vorwande diente die Unzufriedenheit dieses Generals mit den neuen militärischen Verordnungen des Kaisers. Zahlreiche Dienstentlassungen führte die sehr strenge Disciplin herbei, welche Paul bei der russischen Armee eingeführt wissen wollte. Die geringste Nachlässigkeit im Dienste ward bei dem General wie bei dem Subalternofficier aufs Härteste geahndet, und die Bekanntmachung der Strafen in der Hofzeitung war eine doppelte Demüthigung. Durch solche Schritte vermehrte Paul, oft rauh, wild, auffahrend und selbst grausam, die Zahl seiner Feinde, die nur auf eine Gelegenheit zu warten schienen, sich zu rächen und nur durch die furchtbaren Einöden Sibiriens von einem gemeinschaftlichen Zusammenwirken abgeschreckt wurden.

Fruchtlos waren bisher noch immer die Bemühungen der gegen Frankreich verbündeten Mächte gewesen, auch den Beherrscher Rußlands in ihr Interesse zu ziehen und ihn zur Theilnahme am Kriege zu bewegen. Gleichwol haßte er die Franzosen, und konnte sich bis ans Ende seines Lebens nie ganz von der Furcht vor den Jacobinern befreien, deren Grundsätze er überall witterte. Allein ungeachtet er den Auffoderungen Österreichs und Englands, zu ihren Armeen ein Truppencorps stoßen zu lassen, fortwährend auswich, zeigte er doch gegen beide Höfe die freundschaftlichsten Gesinnungen. Durch die Erneuerung des Handelsvertrags, den Katharina mit England abgeschlossen, erhielten die Bewohner dieses Reichs fast gleiche Vortheile mit den russischen Eingebornen. Dem wiener Hofe empfahl er sich durch wohlwollende Aufnahme des österreichischen Gesandten, Grafen v. Dietrichstein, und durch die Beseitigung der mehrjährigen Grenzstreitigkeiten mit Österreich in Polen. Seinen Haß gegen die Franzosen und alles, was französisch, zeigte er durch die Begünstigung der Emigrirten in seinen Staaten, und besonders dadurch, daß er dem französischen Kronprätendenten, Ludwig XVIII., ein Asyl in Rußland gewährte, mit einem Jahrgehalte von 2000 Rubeln. Den Haß gegen die Franzosen zeigten aber auch seine polizeilichen Verordnungen, die großentheils in der französischen Revolution ihren Grund gehabt zu haben scheinen. Vielleicht wollte er den gemeinschaftlichen Berathungen über öffentliche Staatsangelegenheiten vorbeugen, als er die Verordnung erließ, daß keine Bittschrift von mehr als einer Person unterzeichnet sein sollte. Eine andere kaiserliche Ukase untersagte die Verbreitung aller Bücher, deren Inhalt die Reichsgrundsätze, die Religion und Moralität zu gefährden schien. Censurbehörden in Moskau, Petersburg, vorzüglich in Riga, unterwarfen jede Schrift einer scharfen Prüfung, und sprachen oft unbilliger Weise das Verwerfungsurtheil darüber aus. Fremde Bücher waren einer noch strengeren Censur unterworfen, als die einheimischen, und späterhin traf alle französischen Schriften ein unbedingtes Verbot. Seine eigene Lectüre mochte ihn aufmerksam gemacht haben auf die Verbreitung verderblicher Grundsätze und halbwahrer Nachrichten in manchen Büchern, und die Literatur des Auslandes schien ihm eine Pestseuche, vor der er seine Unterthanen schützen zu müssen glaubte [11]).

Die stete Furcht vor dem Einsaugen gefährlicher Freiheitsideen rief die Verordnung hervor, die den 6. Mai 1798 allen Fremden untersagte, den russischen Boden zu betreten. Späterhin nahm er, unter gewissen Beschränkungen, die handeltreibenden Ausländer von jenem Verbot aus. Manche seiner Verordnungen, besonders in Be-

10) Die neuen Gouvernements waren: 1) Moskau. 2) St. Petersburg. 3) Nowogorod. 4) Twersk. 5) Pokowsk. 6) Smolensk. 7) Tulsk. 8) Kajusk. 9) Taroslaw. 10) Kostemsk. 11) Wlodimir. 12) Rizegrod. 13) Wologrod. 14) Archangel. 15) Wiatsk. 16) Kazansk. 17) Perinsk. 18) Tobolsk. 19) Irkuzk. 20) Dramburgsk. 21) Sibir. 22) Penzen. 23) Astrakan. 24) Worowsk. 25) Tombowsk. 26) Rezensk. 27) Kurzk. 28) Orlow. 29) Slobodko. 30) Ukraine. 31) Neu-Rußland. 32) Livland. 33) Ehstland. 34) Wyborsk. 35) Kurland. 36) Lithauen. 37) Minsk. 38) Bialorusk. 39) Wollhynien. 40) Podolien. 41) Kiow.

11) Vergl. (*Massow*) Mémoires secrètes sur la Russie. T. II. p. 183 sq.

auf die Kleidung, sowol der Civilpersonen, als des
kairs [12]), streiften ans Übertriebene und selbst Lächer-
Doch bewirkte er durch anderweitige Beschränkungen
wieder manches Gute, besonders, als er der unter
niedern Volksclassen und den Landleuten immer mehr
mmenden Sucht, um Kleinigkeiten weitläufige Pro-
zu führen, kräftig Einhalt that. Peter's III. Schick-
atte ihn gelehrt, daß die russische Nation ihren Mon-
n, so lange er nicht gekrönt, nicht als rechtmäßigen
erain betrachtet. Paul hatte daher diese Feierlich-
n Moskau den 13. März 1797 beschleunigt. Merk-
ig ward diese Krönung vorzüglich durch das bei die-
elegenheit erneuerte Reichsgesetz Peter's des Großen,
es das weibliche Geschlecht von der Thronfolge ausschloß.
Die französischen Angelegenheiten hatten indessen eine
andere Wendung genommen, als man bisher vermuthet.
teutsche Kaiser, durch Bonaparte's glänzende Siege,
n bis in die Nähe von Wien führten, von mehren
n gedrängt, mußte den Friedensvorschlägen Gehör
, mit denen Bonaparte, von Proviant entblößt und
efahr eingeschlossen zu werden, gewissermaßen auch
gezwungen hervortrat. Nach kurzen Unterhandlun-
war der Friede zu Leoben zu Stande gekommen,
welchem Österreich auf die Niederlande und die Lom-
i verzichtete. Des abgeschlossenen Waffenstillstandes
chtet wurden die eroberten teutschen Provinzen von
Franzosen auf's Feindseligste behandelt. Mehre teut-
Kreise, unter andern der fränkische und schwäbische,
dringend Rußlands Monarchen um seinen Schutz
um Erhaltung der Integrität des teutschen Reichs.
its im Juni 1797 ließ Paul Truppen nach der fran-
hen Grenze marschiren, die, obschon zerstreut, in kur-
eit zusammengezogen werden konnten. Durch den
itivfrieden, zwischen Österreich und der französischen
blik den 17. Oct. 1797 zu Campo Formio abge-
sen, und durch den eingetretenen Waffenstillstand zwi-
Frankreich und dem teutschen Reiche, war das Corps
Prinzen Condé, das bisher in englischem Solde ge-
en, entlassen worden, und einer Einladung Paul's
Rußland gefolgt. Die meisten jener Truppen wa-
in die ihnen angewiesenen Cantonirungen zu Wladi-
Lucz und Kowel in Wollhynien eingerückt. Langsam
en unterdessen die Unterhandlungen des rastadter Con-
es fortgeschritten, der den Frieden für Teutschland
itteln sollte. Die Reichsdeputirten mußten sich ganz-
den gebieterischen Foderungen Frankreichs fügen. Um
den Herzog von Würtemberg eine Entschädigung für
Abretung von Mömpelgard auszuwirken, würde auch
einen Gesandten nach Rastadt gesendet haben, wenn
elbe nur angenommen worden wäre.

Eine festere Haltung schien die Reichsdeputation gewonnen zu haben, seit die furchtbare Seeschlacht bei Abukir das politische System der europäischen Mächte verändert hatte, die bisher den mannichfachen Anmaßungen der französischen Gewalthaber, der Unterjochung der Schweiz, der Wegnahme von Malta und dem Einbruch in Ägypten gleichgültig zugesehen hatten. Die vertriebenen Malteserritter suchten und fanden um diese Zeit Schutz in den russischen Staaten. Paul hatte ihnen einstweilen Petersburg zu ihrem Wohnsitze angewiesen und erklärte sich zum Protector des Ordens [13]), der ihn, längst unzufrieden mit seinem bisherigen Großmeister v. Homperch, in dessen Titel und Würden einsetzte, aus Dankbarkeit für die wohlwollende Aufnahme. Diese Ernennung Paul's zum Großmeister des Malteserordens war jedoch keineswegs allgemein, sondern geschah nur von dem russischen Großpriorat [14]). Doch blieben die Verwendungen der Ordenscapitel in Spanien, Baiern und Böhmen zu Gunsten des seiner Würde entsetzten Großmeisters v. Homperch fruchtlos. Paul hielt einen Widerruf unter seiner Würde, nachdem er einmal den Maltesern seinen Schutz versprochen und von ihnen zu ihrem Oberhaupte ernannt worden. Um die mannichfachen Irrungen, die daraus hervorgingen, zu beseitigen, stiftete Paul einen Oberregierungsrath für die Angelegenheiten des Malteserordens, der zu seinen vornehmsten Mitgliedern den Großfürsten Alexander und den Grafen Soltikow zählte. Den Fürsten Wolkonsky ernannte der russische Monarch sogar zum Commandanten auf Malta, obgleich diese Insel sich noch in französischen Händen befand. Die beiden Großpriorate, das russisch-katholische, bereits den 1. Jan. 1797, und das russische, den 29. Nov. 1798 gestiftet, wurden getrennt, um für sich zu bestehen, während der Prinz Condé das Priorat in den ehemaligen polnischen Provinzen erhielt.

Friedliebend, wie er war, ist sehr zu bezweifeln, ob Paul jemals die Franzosen angegriffen haben würde, wenn sie nicht durch Eroberungssucht und Plünderungswuth verleitet worden wären, alle Schranken der Billigkeit zu überschreiten. Als die Feindseligkeiten, ungeachtet des mit

12) Eine kaiserliche Ukase verbot das Tragen von Fracks, Gi-
runden Hüten, Bänderschuhen, Pantalons ꝛc., weil ihn diese
t an die ihm verhaßten Neufranken erinnerte. Um diesen
nen nicht zu gleichen, erhielt das russische Militair Befehl,
r in Locken, Zöpfen, Hüten ꝛc. und überdies gepudert zu er-
en. Wer die sämmtlichen Verordnungen Paul's kennen lernen
, findet sie in einer eignen Sammlung, die zu St. Petersburg
n Jahren 1797—1798 in zwei Quartbänden erschienen ist.

13) In einem von Paul unterzeichneten Cabinetsschreiben vom 21. Dec. 1798 befinden sich die Worte: „Les malheurs des tems sont parvenus au point, que l'Ordre de St. Jean de Jerusalem, illustre par ses vertus depuis tant de siècles, aujourd'hui jetté traitreusement loin du siège de ses ancêtres, se trouve en butte aux dangers les plus éminens. Nous avons jugé qu'il étoit conforme à la qualité de *Protecteur*, que nous avons acceptée, de venir au secours de cet Ordre et de le sauver du naufrage, dont il étoit menacé. Nous avons daigné à cet effet le recueillir dans la détresse au sein de notre Empire, comme dans un port assuré, et nous avons établi dans notre Capitale sa nouvelle residence.“ 14) S. Manifeste du Grand-Prieuré de Russie. Dies Manifest findet man unter den Beilagen zu der anonym (v. A. C. Kayser) herausgegebenen Schrift: Kurzgefaßte Nachricht von Sr. russisch kaiserl. Majestät Paul's I. Gelangung zur Würde eines Großmeisters des Ordens St. Johann von Jerusalem ꝛc (Ronneburg 1799.) Die Schrift ist ein Auszug aus den Annales historiques de l'Ordre Souverain de St. Jean de Jerusalem depuis l'année 1725 jusqu'au moment. (St. Petersbourg 1799.)

dem teutschen Kaiser geschlossenen Friedens, noch immer fortdauerten, schien er den Einflüsterungen des englischen Gesandten ein aufmerksameres Ohr zu leihen. Dieser sowol, als der österreichische, schilderten ihm mit lebhaften Farben den Ruhm, durch seine Heeresmacht, der Wiederhersteller des Königthums in Frankreich und der Vertilger des Jacobinismus zu werden. Das Wohl von ganz Europa, äußerten sie schmeichelnd, ruhe in seinen Händen. Diese Vorstellungen verfehlten nicht ihre Wirkung auf seinen leicht erregbaren Charakter, und überall in den russischen Staaten begannen, bald nach dem Frieden zu Campo Formio, die lebhaftesten Kriegsrüstungen.

Neue Abgaben wurden eingeführt und die alten erhöht, um die Kosten eines solchen Unternehmens zu decken[15]). Paul's Charakter erschien, unter jenen Zurüstungen, plötzlich in einem ganz andern Lichte. In dem eifrigen und leidenschaftlichen Gegner, zu welchem er durch die Beredsamkeit des englischen und österreichischen Gesandten gemacht worden war, erkannte man kaum den Sinn für Neutralität wieder, den er zu Anfang seiner Regierung gezeigt. Ungeduldig schien er den Zeitpunkt zu erwarten, wo er den Franzosen seine ganze Macht fühlen lassen könnte. Um ihnen schon jetzt so viel als möglich Abbruch zu thun, erließ er einen Befehl zur Wegnahme aller französischen Güter und Waaren, ohne alle Einschränkung, ohne in seiner leidenschaftlichen Stimmung zu bedenken, daß er durch diese Maßregel die ersten Principien des Völkerrechts verletzte. Seine übrigen Maßregeln zeigten, daß er entschlossen war, thätigen Antheil zu nehmen an dem Kriege gegen Frankreich. Eine russische Flotte vereinigte sich mit der englischen vor dem Terel, eine andere kreuzte in der Ostsee, und eine dritte ward im schwarzen Meere ausgerüstet. Lebhafter als jemals wurden die Rüstungen in ganz Rußland betrieben und zahlreiche Rekruten ausgehoben. Bald hatte sich ein beträchtliches Heer an der Grenze von Galizien versammelt.

In Übereinstimmung mit dem londoner Hofe suchte Paul auch den König von Preußen in sein Interesse zu ziehen. Die gespannten Verhältnisse dieses Monarchen mit der französischen Regierung ließen hoffen, daß der Fürst Repnin, damals nach Berlin gesandt, leicht den dortigen Hof zu thätiger Theilnahme an dem bevorstehenden Kriege bewegen werde. Preußens König war vorzüglich entrüstet über die Anmaßungen des französischen Directoriums in den jenseit des Rheins gelegenen, provisorisch abgetretenen Provinzen. Die Unterhandlungen des Fürsten Repnin hatten indessen wenig Erfolg gehabt, und er eilte nach Wien, um den teutschen Kaiser in das russische Interesse zu ziehen. Dies gelang, und man freute sich schon im Voraus, die verlorenen Besitzungen wieder zu erobern. Die Feindseligkeiten sollten im nächsten Frühjahre beginnen. Bis dahin aber mußte einem Bruch von französischer Seite möglichst vorgebeugt werden, damit die russischen Truppen Zeit gewännen zu marschiren. Hieraus erklärt sich zum Theil die große Nachgiebigkeit und das Zögern des Grafen von Metternich, der sich als kaiserlicher Bevollmächtigter auf dem Congreß zu Rastadt befand.

Daß die Pforte nicht Frankreichs Partei ergreifen werde, davon konnte man nach ihrer, den 1. Sept. 1798 erlassenen Kriegserklärung völlig überzeugt sein, nachdem sie von den Franzosen in Ägypten angegriffen worden. Um aber auch einem partiellen Frieden der Türken mit Frankreich vorzubeugen, schloß Paul den 23. Dec. 1798 eine Defensiv-Allianz mit der Pforte. In diesem Vertrag garantirten sich beide Mächte ihre gegenseitigen Besitzungen, wie sie dieselben vor Bonaparte's Einfall in Ägypten besessen, versprachen sich gegenseitige Unterstützung zu Wasser und zu Lande, Sicherung der Integrität ihrer Staaten und Aufrechthaltung des politischen Gleichgewichts unter den übrigen europäischen Mächten, wodurch allein die allgemeine Ruhe bedingt werden konnte. Die Dauer jenes Vertrags ward auf acht Jahre bestimmt. Daß man nicht alle Hoffnung aufgegeben, auch den König von Preußen zur thätigen Theilnahme an dem Kriege gegen Frankreich zu bewegen, zeigte die Einladung, jenem Tractat beizutreten, wozu auch der teutsche Kaiser und der König von England aufgefodert worden waren. Allein der großbritannische Abgeordnete Thomas Grenville war nicht glücklicher in seinen Unterhandlungen mit dem berliner Hofe, als früher der Fürst Repnin. Das Einzige, was er erlangte, war das von preußischer Seite ihm gegebene Versprechen einer völligen Neutralität.

Zu jenem großen Bunde gegen Frankreich gehörte auch der König beider Sicilien, die einzige bedeutende Macht in Italien, die sich bisher durch kluges Temporisiren gegen die französischen Anmaßungen gesichert. Allein die Eroberung Malta's, worüber Sicilien die Lehnsherrschaft zu haben behauptete, brachte die französischen Truppen in eine für die neapolitanischen Staaten so gefährliche Nähe, daß die englische Flotte dort alle Unterstützung fand, um unter Nelson's Fahnen den glänzenden Sieg bei Abukir zu erkämpfen. Bitter beschwerte sich die französische Regierung gegen den König von Neapel, daß der Friedenstractat zwischen Frankreich und Italien verletzt worden durch seine angeknüpften Verbindungen mit England, Rußland und Österreich. Jene Vorstellungen indessen wenig beachtend, rüstete sich der König von Neapel zum Kriege, besonders da die französische Regierung das gewöhnliche Mittel ergriff, seine Unterthanen gegen ihn aufzuhetzen. Den gefährlichen Folgen, die hieraus hervorgehen konnten, vorzubeugen, war ein Hauptmotiv zu der Defensiv-Allianz des Königs von Neapel mit dem teutschen Kaiser, nach welcher sich beide Theile ihre Besitzungen garantirten und sich wechselseitige Hilfe versprachen. Der französischen Regierung konnte dieser Vertrag nicht gleichgültig sein. Sie kannte die Wichtig-

15) Nach einem kaiserlichen Befehl vom 18. Dec. 1797 mußte der russische Adel zur Unterhaltung der Gerichtshöfe und anderer Anstalten jährlich 1,640,000 Rubel aufbringen; die Städte mußten den Aufwand für die polizeilichen Anstalten bestreiten, der Landmann jährlich 16 Kopeken mehr Kopfgeld entrichten, der Kaufmann, der bereits eine Vermögenssteuer von einem Procent jährlich gezahlt, noch ein Viertelprocent mehr geben, der Bürger 50 Kopeken mehr von seinem Vermögen ꝛc. Vergl. Paul I. Eine historische Skizze (Leipzig 1802). S. 79 fg.

es Königs von Neapel bei dem Ausbruch eines Krie-
t Italien, und ihre Schutzländer gegen diese Gren-
paren gänzlich unbedeckt. Überdies mußte sie ihre
t theilen. Fruchtlos blieben jedoch die Versuche des
sischen Gesandten, Lacombe St. Michel, die entstan-
Mishelligkeiten auszugleichen. Nicht ohne Grund
nd, daß dies von französischer Seite nicht unge-
t bleiben möchte, warf sich der König von Neapel
nd in die Arme, und schloß den 29. Nov. 1798
ieser Macht einen Allianz-Tractat, durch den sie sich
en Gefahren sichern wollten, die der Sicherheit jedes
eordneten Staats von den verderblichen Planen der
sischen Regierung drohten. Beide verpflichteten sich
ngestürzten Staatsgewalten und Regierungen wie-
erzustellen, und den rechtmäßigen Besitzern die von
ranzosen ihnen geraubten Provinzen wieder zu er-
Paul versprach, den König von Neapel mit sei-
n mittelländischen Meere befindlichen Flotte zu un-
ten, und außerdem mit neun Bataillons Infanterie
200 Kosaken, die, sobald es die Jahreszeit erlaubte,
Marsch antreten sollten. Keinem Theil sollte, ohne
mung des andern, erlaubt sein, Frieden oder Waf-
stand zu schließen. Die Dauer des Tractats war
cht Jahre bestimmt. Ähnliche Verträge wurden
en dem Könige von Neapel mit Großbritannien und
forte errichtet, und Frankreich sah sich abermals von
n umzingelt, wie zu Anfange des Krieges, nur mit
Unterschiede, daß statt Preußen Rußland auf dem
schauplatze erschien.

Noch ehe das ebengenannte Reich den Allianz-Trac-
it der Pforte abgeschlossen, hatte sich bereits den
Sept. 1798 eine russische Flotte, befehligt von dem
al Uschakow, bei den sieben Thürmen von Constan-
l mit der türkischen Seemacht vereinigt[16]). Zwei
nen, die von jeher feindlich einander gegenüber ge-
n, kämpften jetzt vereinigt für eine gemeinschaftliche
. Das Glück begleitete ihre Operationen, zuerst
enetianischen Inseln geltend, die noch von den Fran-
besetzt waren. Cerigo ward den 28. Sept. erobert,
unterwarf sich auf die erste Auffoderung den 15.
bald nachher auch Cefalonia, wo die Sieger 46
ten erbeuteten. Auf diesen eroberten Inseln blieben
ntheils Russen als Besatzung. Ohne daß sich eine
eiden Mächten den Besitz derselben anmaßte, ward
ine provisorische Regierung angeordnet, aus Adligen
ürgerlichen bestehend, woraus hervorzugehen scheint,
aul schon damals den Entschluß gefaßt, den vene-
hen Staat wieder herzustellen.

Während die vereinigten Flotten sich vor der Haupt-
Korfu gelagert und sie den 4. November zur Unter-
g aufgefodert, doch dort einen größern Widerstand
en, als sie erwartet, waren im Innern des russi-
Reichs mannichfache Irrungen und Misverhältnisse
den, die durch die übermäßige Strenge Paul's her-
hrt und vermehrt worden. Ein unüberlegtes Wort,

ein leichtes Vergehen hatte schon mancher Redliche büßen müssen mit dem Aufenthalte in Sibiriens unwirthbaren Steppen. Heimliche Einflüsterungen verleiteten den russischen Monarchen, der immer gerecht zu sein glaubte, oft zu den größten Ungerechtigkeiten. Ein geheimes Inquisitionsgericht, dessen Spione überall umherstreiften, bestrafte die geringste Privatbeleidigung mit der Knute oder gar mit der Verweisung nach Sibirien. Dies Verfahren, das an die lettres de cachet in Frankreich erinnerte, mußte die Gemüther des Volks um so mehr erbittern, da der Kaiser den Beschuldigungen leicht sein Ohr lieh, und sich nur selten davon überzeugte, daß sie völlig ungegründet, wie unter andern, als ein gewisser Tamanski die sämmtlichen Bewohner Riga's des Jacobinismus beschuldigte. Kaum würde eine Nation von feurigerem Charakter als die russische, die längst an Sklaverei gewöhnt, jenen furchtbaren Druck lange geduldig ertragen haben; nur in Lithauen entstand eine Verschwörung, doch weniger aus Unmuth über dies harte Joch, als aus Unzufriedenheit mit der russischen Regierung, und aus dem Wunsche, diese mit einer selbstgewählten zu vertauschen. Dombrowski war das Haupt jener Verschwörung, die aber so unglücklich endete, daß zwölf der vorzüglichsten Mitglieder, grausam verstümmelt, auf Paul's Befehl nach Sibirien verwiesen wurden.

Mehre seiner damaligen Schritte und Verordnungen zeigten, daß ihm der erhöhte Glanz seines Hauses nichts weniger als gleichgültig war. Dahin gehört der Entwurf eines allgemeinen Wappenbuches in drei Abtheilungen. In der ersten sollten, nach Paul's Idee, die uralten adeligen Familien, Fürsten, Grafen und Barone verzeichnet werden; die zweite sollte diejenigen Familien enthalten, die durch des Kaisers Gnade in den Adelstand erhoben worden, und die dritte Abtheilung endlich diejenigen namhaft machen, die ihrem Range nach und durch ihre Ämter den Adel erhalten. Die Idee, seinen Namen zu verewigen durch ein Kunstwerk, das die, auf Katharina's Befehl errichtete, kolossale Statue Peter's des Großen noch übertreffen sollte, lag wahrscheinlich dem Bau eines prachtvollen Palastes zu Grunde an der Stelle, wo die Moika sich in die Fontanka ergießt. Dieser Palast, mit mannichfachen Kunstschätzen, von größerem und geringerem Werth, ohne strenge Auswahl überhäuft, soll 15 bis 18 Millionen gekostet haben[17]).

Während er so zum Glanze seiner Monarchie beizutragen suchte, hinderte ihn sein tief eingewurzelter Haß gegen Frankreich und die Furcht vor der Verbreitung gefährlicher Grundsätze in seinen Staaten für die höhere wissenschaftliche Bildung zu sorgen. Wie sehr er dieselbe beschränkte durch das strenge Verbot französischer Schriften, ist bereits erwähnt worden. Er untersagte jedoch auch seinen Unterthanen, ihre Söhne nach Leipzig, Göttingen, Frankfurt a. d. O. und anderen teutschen Universitäten zu senden, wo sie sich mit Erfolg den Studien wid-

) Sie bestand aus sechs Linienschiffen, jedes von 50 Kano-
Fregatten und 16 Galeeren.

17) Eine ausführliche Beschreibung findet man im zweiten Theile von Kotzebue's merkwürdigstem Jahre seines Lebens (Berlin 1801).

men konnten, für welche bei dem damaligen Mangel an wissenschaftlichen Anstalten in Rußland wenig gesorgt war. Um daher den Klagen über diesen Mangel abzuhelfen, beschloß Paul in Livland eine Universität zu errichten. Er wählte hierzu Dorpat, wo ehemals eine Anstalt dieser Art gewesen. Zugleich errichtete er drei geistliche Seminarien zu Reval, Dorpat und Wiburg, um bei der Besetzung geistlicher Ämter nicht genöthigt zu sein, seine Zuflucht zu Ausländern zu nehmen. Späterhin ging er noch weiter, und rief alle auswärts studirende Jünglinge zurück, sie mitten aus der Bahn ihrer begonnenen Studien entfernend. Sie mußten diesem Befehle augenblicklich gehorchen, wenn sie nicht eine Anstellung in ihrem Vaterlande für immer verscherzen wollten. Aus der Besorgniß, daß die Verbreitung anarchischer Principien eine Revolution in Rußland hervorrufen möchte, die ihm Thron und Leben kosten konnte, ging auch Paul's Befehl hervor, die russische Armee durch keine Ausländer zu rekrutiren, und nur Adelige zu Officieren zu wählen, weil er glaubte, daß er diesen von ihm begünstigten Stand weniger zu fürchten habe. Daß seine Truppen, indem er sie gegen die Franzosen sandte, von diesen den Despotismus verabscheuen lernen und mit den Principien von Nationalfreiheit bekannt werden könnten, daran ließ ihn sein Haß gegen jenes Volk nicht denken.

Während ihn fast ausschließlich der Gedanke beschäftigte, die französische Demokratie zu vertilgen, schloß er mit einer andern auswärtigen Macht, den Persern (1798), zu Tiflis einen vortheilhaften Frieden, nach welchem Ali Mehemed Khan alle von den Russen in jenem Kriege gemachte Eroberungen zurückerhielt, außer der Festung Derbent und dem linken Ufer des Flusses Kur, der seitdem die Grenze zwischen beiden Staaten bildete. Unterdessen hatten sich die russischen Truppen unter Suwarow's Commando, den der wiener Hof ausdrücklich verlangt, am Bog zusammengezogen, und näherten sich, 23,000 Mann stark, in zwei Colonnen und vier Abtheilungen der Grenze von Westgalizien. Ihre Bestimmung wußte Niemand. So viel schien gewiß, daß sie, im Fall eines Krieges, gegen Frankreich gebraucht werden möchten. Auf die enge Verbindung Rußlands mit Großbritannien gründete sich die hier und da geäußerte Behauptung, jene Truppen wären zum Schutz von Hanover bestimmt. Diese und andere Muthmaßungen hatten durchaus keinen festen Grund. Vielleicht wußten die beiden verbundenen Mächte in diesem Augenblicke selbst noch nicht, wo sie diese Truppen auftreten lassen sollten. Sie nahmen vor der Hand ihren Marsch nach Brünn, wo sie in die Cantonirungsplätze verlegt wurden. Um ihren Muth zu beleben, rühmte ein kaiserliches Decret in der petersburger Hofzeitung ihre Treue und Tapferkeit, und hielt sich ihrer kühnen Thaten und Siege zur Vertheidigung des Glaubens und allgemeinen Wohls im Voraus versichert.

Dieser Marsch der Russen in das kaiserliche Gebiet erregte eine große Sensation auf dem rastadter Congresse. Die Franzosen, längst bekannt mit Paul's Gesinnungen, konnten keine gleichgültigen Zuschauer bleiben in dem Augenblicke, wo eine feindliche Macht die Grenzen eines Staats überschritt, mit dem sie bisher wenigstens in friedlichen Verhältnissen gestanden. Indessen glaubte die französische Regierung, die in das österreichische Gebiet eingerückten Truppen wären nach Teutschland bestimmt, da Paul schon oft mehren teutschen Reichsständen seinen Beistand zugesichert. Daher erklärte der französische Gesandte in Rastadt den 3. Jan. 1799: wenn der Reichstag zu Regensburg das Vorrücken der russischen Truppen in dem Reichsgebiete billige, oder nicht kräftige Maßregeln dagegen ergreife, so könne man in jenem Einmarsch der russischen Truppen in das teutsche Gebiet nichts anderes erblicken, als eine Verletzung der Neutralität; die Unterhandlungen des Congresses wären dadurch abgebrochen, und die Republik und das Reich befinde sich in gleichem Verhältnisse, wie vor der Unterzeichnung der Präliminarien zu Leoben und vor Abschluß des Waffenstillstandes. Übrigens glaube man kaum sich zu irren in der Politik des petersburger Cabinets, wenn man glaube, daß Rußland nur darum die Offensive gegen Frankreich ergreife, um den Frieden auf dem Continent zu hindern, und die große Usurpation, die es längst beabsichtigt, dadurch zu verhüllen. — Ähnliche Erklärungen waren von dem französischen Ministerium an die österreichischen und preußischen Gesandten erlassen worden.

Als endlich nach langem Zögern ein Reichsschluß zu Stande gekommen war, der so gut als gar keiner zu betrachten, da die drei Reichscollegien (die Kurfürsten, Fürsten und Städte) sich in demselben nicht einmal hatten vereinigen können, waren die Feindseligkeiten zwischen Frankreich und Österreich bereits eröffnet, und Graubündten bereits von den österreichischen Truppen besetzt, doch wieder geräumt worden durch den französischen General Massena, der selbst in Tyrol eindrang. Der General Jourdan ging bald nachher mit einer beträchtlichen Heeresmacht über den Rhein, und suchte diesen Schritt dadurch zu rechtfertigen, daß die Österreicher, die unter dem Commando des Erzherzogs Karl über den Inn gegangen, dadurch den im December 1797 zu Rastadt abgeschlossenen Vertrag gebrochen. Die Russen waren indessen, statt nach Teutschland, wie man allgemein glaubte, nach Italien aufgebrochen. Das Commando über diese Truppen hatte Paul dem General Suwarow übergeben — ein Beweis, daß seine frühere Abneigung gegen diesen Feldherrn gewichen sein mußte, der das in ihn gesetzte Vertrauen bald durch die glänzendsten Siege rechtfertigte. Erst nachdem er die Franzosen aus Piemont in die liguriſchen Gebirge vertrieben, gönnte er seinen erschöpften Truppen einige Ruhe, und beschäftigte sich mit der Belagerung von Mantua, Turin und anderer Festungen. Unterdessen focht ein anderes Corps Russen, mit Türken und Engländern vereinigt, in Unteritalien, und machte der dortigen Revolutionsherrschaft kein Ende. Auch nach der Schweiz hatte Paul, rasch und leidenschaftlich in allen seinen Entwürfen, ein Heer von 36,000 Mann gesandt, befehligt von dem General Rimskoi Korsakow, um die Österreicher zu unterstützen.

Dessen ungeachtet schien das gute Vernehmen zwi-

schen den Österreichern und Russen gestört worden zu sein; denn Suwarow hatte sich nach Böhmen zurückgezogen und Teutschland seiner eignen und des Kaisers Vertheidigung überlassen. Paul erklärte jedoch auf dem teutschen Reichstage, daß sein Eifer keineswegs erkaltet, und er vielmehr seine Anstrengungen verdoppeln werde, falls die teutschen Reichsstände einverstanden wären mit seinen Planen. Sollte er sich hierin getäuscht sehen, so sei er genöthigt, seine Kriegsmacht wieder in seine Staaten zurückzuziehen, und ein Unternehmen aufzugeben, das so schwach unterstützt werde von denen, die sich den größten Antheil an den erfochtenen Siegen beigemessen. Höchst wahrscheinlich würde Paul, was er späterhin that, seine Truppen nicht zurückgezogen haben, wenn er unter seinen Verbündeten mehr Patriotismus und Gemeingeist gefunden.

Sich nicht damit begnügend, daß er zwei beträchtliche Heere gegen die Franzosen gesandt, wollte er sie noch durch ein drittes bekämpfen, und der Revolution für immer ein Ende machen, indem er die ihm verhaßte Nation von allen Seiten bedrängte. Bereits den 29. December 1798 hatte er mit der britischen Regierung einen provisorischen Allianztractat abgeschlossen, worin beide Mächte sich verpflichteten, sich den Fortschritten der französischen Waffen zu widersetzen, und die Verbreitung der anarchischen Principien zu hemmen, zur Wiederherstellung eines dauerhaften Friedens und des Gleichgewichts unter den europäischen Mächten. Frankreich sollte wo möglich wieder in seine alten Grenzen, wie sie vor der Revolution bestanden, eingeschränkt und alles versucht werden, den König von Preußen zur Theilnahme an ihren Planen zu bewegen. Rußland versprach in diesem Falle, ihn mit 45,000 Mann zu unterstützen, zu deren Ausrüstung Großbritannien 225,000 Pf. St. und monatlich noch 75,000 Pf. St. Subsidien zahlen wollte. Allein die Bemühungen, sowol des Fürsten Repnin, als des englischen Gesandten Thomas Grenville, den König von Preußen zur Theilnahme an ihren Entwürfen zu bewegen, waren fruchtlos geblieben, und der Plan der verbündeten Mächte dahin abgeändert worden, daß jene 45,000 Mann gegen den gemeinschaftlichen Feind gebraucht werden sollten, wo es für beide Mächte am vortheilhaftesten sein würde. Ehe sie aber jene Erklärung den 29. Juni 1799 unterzeichneten, hatten sie einige Wochen früher eine Convention geschlossen, die Franzosen aus Holland zu vertreiben, und zu diesem Zweck gemeinschaftlich eine Armee von 30,000 Mann auszurüsten, wozu Paul 17,593 M. stellen wollte, die sich in Reval versammeln und von da nach Holland eingeschifft werden sollten. Dorthin waren auch die Engländer, in Folge dieser Übereinkunft, gesegelt, und den 27. Aug. im Helder gelandet. Die Anfangs erlangten Vortheile der Engländer und Russen wurden bei dem schwankenden Kriegsglück bald wieder eingebüßt, so daß der Herzog von York, entrüstet über die Vorwürfe, die einem Angriff der vereinigten französischen und batavischen Armee (den 19. Sept. 1799), die Russen nicht gehörig unterstützt und dadurch ihre Niederlage herbeigeführt zu haben, schien geneigt, das ganze Unternehmen aufzugeben. In Folge dieser Misverständnisse zwischen den verbündeten Mächten räumten sie Holland wieder, ohne ihren Zweck erreicht zu haben.

Die Russen waren jetzt, bis auf eine kleine Zahl, die im neapolitanischen Gebiet stand, vom Kriegsschauplatz abgetreten. Noch immer jedoch kämpften die französischen und österreichischen Truppen mit einander in Italien und in Teutschland; noch immer hofften Österreich und England die gänzliche Unterdrückung der Franzosen, wenn Rußlands Herrscher zu fernerer Theilnahme an dem Kriege bewogen werden könnte. Dazu schien Paul jedoch nicht geneigt. In seinem Plane lagen nicht neue Eroberungen. Nur die vertriebenen Fürsten wollte er wieder einsetzen in ihre Staaten, unter andern, nach der Eroberung Piemonts, den ihm befreundeten König von Sardinien. Dies verweigerte jedoch die österreichische Regierung, die Piemont als eine eroberte Provinz behandelte, und Paul sah bald ein, daß die Österreicher aus ganz anderen Absichten den Krieg unternommen, als er, und die österreichische Politik zeigte sich ihm eben nicht von der empfehlenswerthesten Seite. Mannichfache Irrungen bei der Eroberung von Ancona schienen ihm, wenn sie auch ausgeglichen wurden, zu beweisen, daß er nur Undank einernte für seine gemeinnützigen Absichten. Der schnelle Abmarsch des Erzherzogs Karl aus der Schweiz schien ihm absichtlich, um die Russen aufzuopfern. So gestimmt, schien er die Partei der Verbündeten verlassen zu wollen, ungeachtet der Familienbande, die ihn an das österreichische Haus knüpften. Die russischen Truppen standen noch in Böhmen und Suwarow in Prag. Diesen Feldherrn vom Rückmarsche nach Rußland abzuhalten, boten der englische Gesandte in Wien, Lord Minto, und der österreichische General Bellegarde ihre ganze Beredsamkeit auf bei einer persönlichen Zusammenkunft mit Suwarow in Prag. Dieser schützte jedoch die gemessenen Befehle vor, die ihm der Kaiser zum Rückmarsch ertheilt, und die dieser noch schärfte, als man den Einfluß des englischen Gesandten in Petersburg benutzte, ihn für die Partei der Coalition zu gewinnen, der er abhold geworden zu sein schien.

Einigen Grund hatte man jedoch noch immer zu hoffen, daß Paul den Kriegsschauplatz, von dem er sich zurückgezogen, nochmals betreten werde. Spanien war nicht zu bewegen gewesen, dem mit Frankreich geschlossenen Freundschaftsbündnisse zu entsagen. Diesem Staate, der ihn außerdem noch dadurch verletzt, daß er ihn nicht als Großmeister des Johanniterordens hatte anerkennen wollen, erklärte Paul den Krieg. Charakteristisch ist das von ihm erlassene Manifest. „Er und seine Bundesgenossen," sagt Paul darin [18]), „hätten sich entschlossen, die gesetzlose, jetzt in Frankreich herrschende Regierung zu stürzen, und er sei deshalb mit aller Macht dagegen aufgestanden. Unter der kleinen Anzahl von europäischen Mächten, die jener Regierung äußerlich ergeben schienen, in der That sich aber nur vor ihr fürchteten, obgleich sie

18) s. die Schrift: Paul I. Von einem unbefangenen Beobachter (Leipzig 1801). S. 67 fg.

durch mannichfache Versprechungen seinen Zorn zu besänftigen. Noch immer hielt sie gleichwol seinen Beitritt zur Coalition nicht nur für möglich, sondern sogar für wahrscheinlich, besonders seit Paul an der Grenze von Galizien eine Armee zusammengezogen, die man ohne allen Grund gegen Frankreich bestimmt hielt. Bald nachher ordnete er eine Versammlung von drei Armeen an, die unter den Befehl von Pahlen, Kutusow und Soltikow gestellt werden sollten. Die Trüglichkeit dieser Hoffnungen zeigte indessen ein Artikel in der petersburger Hofzeitung [20]).

Von den Gesinnungen Paul's und seiner Abneigung gegen England Vortheil zu ziehen bemühte sich Niemand mehr, als Bonaparte. Die französischen Blätter, früher mit Schmähungen gegen den russischen Monarchen angefüllt, schmeichelten ihm nun auf alle ersinnliche Weise. Bonaparte kannte die Wichtigkeit des Beitritts der russischen Macht zur Coalition zu gut, um nicht alles aufzubieten, Paul's Gunst zu gewinnen, und die Einflüsterungen der Engländer oder Englischgesinnten unwirksam zu machen. Er ließ die russischen Gefangenen kleiden, und an den General Sprengporten, den Paul nach Brüssel gesandt, um mit der französischen Regierung wegen Auslösung der Gefangenen Unterhandlungen anzuknüpfen, erging eine Einladung Bonaparte's, nach Paris zu kommen. Jener General war aber zugleich insgeheim beauftragt, durch einen allgemeinen Frieden das politische Gleichgewicht wieder herzustellen unter den europäischen Mächten. Daß dies Gleichgewicht gestört worden, konnte dem russischen Monarchen, so mächtig er auch war, und so wenig er Ursache hatte, sich vor irgend einem Staat zu fürchten, doch nicht gleichgültig sein. Sein Eifer für die gemeinschaftliche Sache erkaltete jedoch bei dem laut geäußerten Verlangen Österreichs, Italien unter seinem Scepter zu behalten. Auch den venetianischen Staat hätte Paul gern wieder hergestellt gesehen, und fühlte sich daher von Österreich immer mehr entfremdet, ungeachtet der Bande des Bluts, die ihn an dies Haus knüpften. Britanniens stolze Anmaßungen und das unverkennbare Streben dieses Reichs nach Alleinherrschaft zur See trennten ihn auch von dieser europäischen Macht, und näherten ihn wieder der französischen Regierung, die er bisher mit dem bittersten Haß verfolgt. Auch dem preußischen Staat, der ihn durch den hartnäckig verweigerten Beitritt zur Coalition verletzt, schien er nicht mehr so abgeneigt zu sein, wie früher, und selbst eine Verbindung mit dieser Macht zu wünschen, um seine Plane ausführen zu können, die hauptsächlich die Wiederherstellung des allgemeinen Friedens betrafen.

Allein Paul's Gesinnungen gegen die Franzosen änderten sich wieder durch ihre neuen Eroberungen im Sommer 1800. Er schien sich wieder dem verwandten Hause nähern zu wollen. Unbeständig schwankte er von einer Seite zur andern, während die französische Regierung alles aufbot, seinen Haß gegen die Engländer zu nähren. Die Anmaßungen dieser Nation hatten wirklich den höchsten Grad erreicht, und es fehlte nicht viel, so hätten die nordischen Mächte sich gänzlich unter ihr Joch beugen müssen. Kräftige Maßregeln mußten ergriffen werden. Eine bewaffnete Neutralität, wie sie im amerikanischen Kriege bestanden, schien dem russischen Monarchen am zweckdienlichsten, und er fand die nordischen Mächte geneigt, der Verbindung mit ihm beizutreten. Die Unterhandlungen hatten zu Petersburg bereits begonnen, und den 16. Dec. 1800 war dort bereits eine Convention zwischen Schweden und Rußland unterzeichnet worden.

In dieser Convention, die gewissermaßen als Codex des Seerechts betrachtet werden konnte, war der Contrebandehandel mit den Unterthanen der kriegführenden Mächte aufs Strengste untersagt, und die Artikel, die man für verbotene hielt, waren aufs Genaueste bestimmt worden. Der übrige Handel der neutralen Mächte sollte durchaus keine Beschränkung erleiden, und für blokirt nur der Hafen gelten, der so eingeschlossen sei, daß kein Schiff ohne augenscheinliche Gefahr einlaufen könne. Neutrale Schiffe sollten nur bei gerechten Veranlassungen und unter triftigen Gründen angehalten, und, wenn sie unschuldig befunden würden, der durch die Verzögerung verursachte Schaden ihnen ersetzt werden. Die Erklärung des commandirenden Officiers des begleitenden Kriegsschiffes, daß die Kauffahrtheischiffe keine Contrebande geladen, sollte hinreichend sein, mithin keine Visitation stattfinden. Um die gewünschte Absicht der von ihnen geschlossenen Convention möglichst zu erreichen, hatten sich die contrahirenden Mächte verbunden zur Ausrüstung einer hinlänglichen Zahl von Kriegsschiffen, und um Betrügereien vorzubeugen, sollte jedes Schiff, um dem Lande, dessen Flagge es führe, als zugehörig angesehen zu werden, einen Befehlshaber aus demselben Lande und wenigstens die Hälfte Eingeborene als Besatzung an Bord haben, und überdies mit gehörigen Pässen und Beglaubigungsschreiben versehen sein. Jede Nation sollte ferner die Schiffe der andern beschützen, und bei irgend einer Beeinträchtigung der Schiffahrt und des Seewesens machten sich beide Nationen anheischig, mit vereinigten Kräften Genugthuung zu erhalten, entweder durch gütliche Vorstellungen, oder nöthigenfalls durch Repressalien. Sollte eine der contrahirenden Mächte angegriffen werden wegen dieser Convention, so sei die andere verpflichtet, sie kräftig vertheidigen zu helfen.

Dies war der Hauptinhalt einer Convention, die besonders deshalb wichtig, weil sie nächste Ursache zu den großen Begebenheiten war, die kurze Zeit die Ruhe des Nordens erschütterten und vielleicht lange Zeit die traurigsten Folgen für ganz Europa hätte herbeiführen können, wenn Paul, der so großen Antheil daran hatte, nicht so plötzlich der Welt wäre entrissen worden. Bei den Unterhandlungen jener Convention war der schwedische Ge-

20) „Nach mehren Berichten des geh. Raths Kalitschew (russischen Gesandten in Wien, der aber diese Residenz bereits verlassen,) sei es bekannt geworden, daß der römische Kaiser eine außerordentliche Gesandtschaft wegen der Vorfälle in Ancona an den kais. russ. Hof abzufertigen gesonnen sei, und hierzu den Fürsten von Auersperg zum außerordentlichen Gesandten ernannt habe. Aber Se. k. Maj. habe weder den Gesandten, noch die Gesandtschaft anzunehmen geruht."

sandte, Curt Stedingk, besonders thätig gewesen. Dänemark trat sogleich jenem Vertrage bei, und den 17. Dec. 1800 unterzeichnete ihn auch der preußische Gesandte. Überhaupt schien Preußen wieder in den freundschaftlichsten Verhältnissen mit Rußland zu stehen. Dem Grafen v. Burthöwen, den Paul nach Berlin gesandt, war es gelungen, Preußens Monarchen in Rußlands Interesse zu ziehen, und beide Mächte beschäftigten sich nun mit der Herstellung eines allgemeinen Friedens, waren jedoch in ihren Bemühungen nicht so glücklich als die französischen Waffen, die endlich den teutschen Kaiser zwangen, den 9. Febr. 1801 von den Franzosen den Frieden zu Lüneville anzunehmen.

Dessen ungeachtet blieben noch manche Gegenstände mit der französischen Regierung zu verhandeln übrig. Die wichtigsten waren die Könige von Neapel und Sardinien. Für beide fühlte Paul ein entschiedenes Interesse. An den König von Neapel knüpfte ihn ein Allianztractat, und mit Sardiniens Herrscher ketteten ihn persönliche Freundschaftsbande[21]). Jenem verschaffte er durch seinen Gesandten zuerst einen vortheilhaften Waffenstillstand, und hierauf einen nicht minder vortheilhaften Frieden[22]). Weniger Erfolg hatten Paul's Bemühungen dem König von Sardinien wieder zu dem Besitze seiner Staaten zu verhelfen, die ihm ungerechter Weise entrissen worden. Bonaparte schien zwar auf Paul's Fürsprache Rücksicht nehmen zu wollen, hielt ihn jedoch mit leeren Versprechungen hin, weil ihm die Festungen Piemonts eine mächtige Vormauer dünkten gegen alle feindlichen Angriffe auf Frankreich von dieser Seite. Wenn er jedoch auf diese Weise Paul's Absichten nicht völlig gemäß handelte, so zeigte er sich dem russischen Monarchen auf mehrfache Weise gefällig, und Paul entsagte, aus Erkenntlichkeit, so gänzlich seinem Haß gegen alles, was Französisch, daß er Ludwig XVIII. ein Asyl in seinen Staaten vergönnte, und ihm Mitau zu seiner Residenz einräumte. Doch ließ er sich, durch Bonaparte bestimmt, bald wieder zu der Ungerechtigkeit verleiten, den französischen Kronprätendenten wieder aus Rußland zu entfernen, der hierauf in den preußischen Staaten eine Zuflucht suchte. Auch in diesem Schritt bewährte sich Paul's schwankender und unbeständiger Charakter, der von jedem neuen Eindruck leicht hingerissen ward, ohne der bessern Überzeugung irgend Gehör zu geben.

Noch ehe die Neutralitäts-Convention abgeschlossen worden, hatte Paul Beschlag gelegt auf die britischen Waaren und Schiffe, und dadurch alle Verbindung mit England aufgehoben. Großbritannien hatte den schen Hof gewählt, wenn auch nicht zum Ve doch wenigstens zu einer Mittelsperson bei jenen S mit Rußland. Allein der Äußerung des preußisd nisteriums, Gewalt mit Gewalt zu vertreiben, n russische Kaiser seine feindseligen Maßregeln fortse Paul die an alle fremde Mächte gerichtete Erklär gegen, daß er, da Malta, ungeachtet seiner wiel und vom Könige von Neapel unterstützten Gege lungen, im Namen des Königs von Großbritan setzt worden, den auf die englischen Schiffe geleg schlag nicht eher aufheben werde, als bis die in l vention vom 30. Dec. 1798 stipulirten Punkt worden. Durch diese drückende Maßregel glaub seinen Zweck zu erreichen, störend einzuwirken Handel der Engländer nach dem Norden hin, von nen auch die nöthige Zufuhr von Schiffsbaumc abgeschnitten war. Allein er bedachte nicht, d Unterthanen dabei am meisten litten durch den ve ten Absatz der Landesproducte. Sein Haß g englische Regierung verleitete ihn jedoch sogar zu men Schritten, wie unter andern, daß er meh trosen von den englischen Schiffen wegführen un Innere von Rußland transportiren ließ, wo sie sten Elend leben mußten, damit sie es ja nich konnten, mit ihren Schiffen zu entfliehen. Entrüs durch alle jene Maßregeln der Starrsinn der e Regierung noch immer nicht gebeugt ward, sa täglich auf neue Mittel, dem Handel der Engl schaden. Er verbot die Einfuhr aller englischen und als er erfahren, daß die Engländer Gelegen funden, die ihnen so nöthigen Producte Rußlan Preußen zu beziehen, untersagte Paul auch nac Staat die Ausfuhr russischer Waaren und P Schon früher, seit dem 3. Jan. 1801 hatte er die gegen Preußen aufs Strengste sperren lassen, weg angeblich dort ausgebrochenen Pestseuche. Zwar n bei Lossoszna errichtete Schlagbaum den 20. Jan der geöffnet, und wer mit einem Gesundheitspaß preußischen Kammer und den Landräthen verseh durfte wieder die russische Grenze betreten; allein am 22. Januar ward jene Erlaubniß widerrufen Grenzsperre erneuert mit einer so großen Stren Rußland für ein völlig geschlossenes Land gelten aus dem man sogar kaum Nachrichten erhalten ko eine Maßregel, die Handel und Wandel fast aufhob, und die Unzufriedenheit der Nation imm steigerte.

Die längst gehegten Besorgnisse, daß die v terogene Verbindung Rußlands mit der ottoma Pforte zu einem Kriege führen möchte, durch d leicht die Türken aus Europa getrieben werden k schienen nicht ganz ungegründet. Russische Armee sich an der türkischen Grenze zusammen. Der B venetianischen Inseln, die von den Russen und gemeinschaftlich erobert worden, konnte leicht eine zum Kriege werden. Es kam jedoch bald nachh schen Rußland und der Pforte ein Tractat zu

21) Man hat ohne Grund es bezweifelt, daß Paul und mit ihm Preußens Monarch sich bei der französischen Regierung für den König von Sardinien verwendet habe. Schon in dem politischen Interesse jener beiden Mächte mußte es liegen, die an und für sich kolossale Macht Frankreichs nicht noch zu verstärken durch die in Piemont gelegenen Festungen. Die innige Verbindung zwischen Paul und dem Könige von Sardinien geht schon daraus hervor, daß sich fortwährend ein russischer Gesandter bei jenem Fürsten aufhielt und ihn mit Gelde versorgte. 22) Der Waffenstillstand ward zu Foliano den 18. Febr. 1801 und der Friede zu Florenz den 28. März desselben Jahres geschlossen.

welchem beide Mächte auf den Besitz jener Inseln
chteten, und dieselben als eine freie Republik aner-
ten, die unter dem Schutze der Pforte stehen sollte[23]).
's Haß gegen die englische Regierung hätte jedoch
he einen Krieg mit den Türken veranlaßt, als diese
der englischen Regierung nach der tapfern Vertei-
g von St. Jean d'Acre, wiederholt und dringend
fodert, eine Armee nach Syrien sandten, die nach
Plane der Engländer in Ägypten eindringen sollte.
das englische Corps, das bei Abukir landete, wo
den Großvezier vergebens erwartete, ward von Bo-
te geschlagen und vernichtet, und der französische Ge-
Kleber sah sich später genöthigt zur Räumung Ägyp-
eine Convention abzuschließen, die aber weder von
nd noch von Rußland genehmigt ward und daher
ertreibung der Türken aus Ägypten zur Folge hatte.
englische Regierung hatte indessen alles aufgeboten,
ürken zur Theilnahme an einer nochmaligen Expe-
nach Ägypten zu bewegen. Paul jedoch glaubte,
es England gelänge, die Franzosen dort zu vertrei-
was bei der Schwäche der letztern leicht möglich, so
e Großbritannien jenes Land leicht für sich behalten.
ies zu verhindern, drohte Paul der Pforte mit Krieg,
sie die Engländer unterstützen sollte, und gab sei-
Drohungen noch einen größern Nachdruck durch zahl-
Truppenmassen, die er an der türkischen Grenze
menziehen ließ.

Ein unbedeutender Umstand hätte beinahe den Aus-
dieses Krieges beschleunigt. Im December 1800
zwischen den russischen und türkischen Matrosen ein
t entstanden, bei welchem einige russische Officiere,
ls Vermittler aufgetreten, getödtet worden waren.
russische Gesandte behandelte den an sich unbedeu-
n Vorfall in seinem Bericht an den Kaiser Paul
ine Sache von ungemeiner Wichtigkeit. Allein der
arch war zu sehr beschäftigt mit den englischen An-
nheiten, als daß dieser Vorfall zum Ausbruche des
es hätte Anlaß geben sollen. Er ließ es bei der
genthuung bewenden, die ihm die Türken gegeben durch
chleunige Hinrichtung der Schuldigen.

Enger als jemals schien das Freundschaftsband zwi-
Rußland und Dänemark geknüpft zu sein. Allein
Paul's argwöhnischem und leidenschaftlichem Charakter
der geringfügigste Umstand hinreichend, auch die festesten
de wieder aufzulösen. Er glaubte Ursache zu haben,
der dänischen Regierung unzufrieden zu sein. Der
che Gesandte in Petersburg, Baron von Rosenkranz,
t sofort Befehl, jene Residenz zu verlassen, und sei-
eignen Gesandten rief Paul aus Kopenhagen zurück.
n die gemeinschaftliche Gefahr, die den nordischen
ten von England drohte, vereinigte sie bald wieder
stellte das gute Vernehmen wieder her, das durch
's Leidenschaftlichkeit gestört worden. Wirklich schien
englische Regierung Gewalt mit Gewalt zu vertreiben
und die nordischen Mächte zu Entsagung der Neutralitäts-Convention zwingen zu wollen. Den 14. Jan. 1801 legte England Embargo auf die in seinen Häfen befindlichen russischen, dänischen und schwedischen Schiffe, und ließ in großer Eile eine Flotte ausrüsten, die der Admiral Parker, und unter ihm der durch seinen Sieg bei Abukir berühmte Nelson befehligen sollte. Diese Maßregeln veranlaßten auch lebhafte Rüstungen von Seiten der nordischen Mächte. Daß die feindlichen Absichten Englands hauptsächlich Rußland galten, schien aus der Foderung hervorzugehen, daß die dänische Regierung den Engländern die freie Fahrt durch den Sund gestatten sollte. Dies Verlangen äußerte der englische Unterhändler Drummond, der den 14. März nach Kopenhagen gesandt worden war; und fast unvermeidlich wäre der Krieg zwischen England und Rußland gewesen, wenn Paul nicht plötzlich der Welt entrissen worden und sein Nachfolger nicht friedliebender und nachgiebiger gewesen wäre. Mit Preußen war das freundschaftliche Verhältniß des Kaisers Paul wieder gestört worden, seit dieser Staat die hanöverischen Lande in Besitz genommen, die sowol für Rußland als für Frankreich eine Lockspeise gewesen waren, England zum Frieden zu zwingen. Auch hatte die preußische Regierung längst hinlänglichen Grund zur Unzufriedenheit gehabt durch die früher erwähnte strenge Grenzsperre.

Während dieser Periode, und besonders in den letzten Jahren seines Lebens hatte Paul manche Anordnungen getroffen, die seinem Lande zu großem Vortheil gereichten, durch andere Schritte jedoch auch die Unzufriedenheit und Erbitterung seiner Unterthanen aufs Höchste gesteigert. Sehr viel hatte er, wenn man die Grenzsperre ausnimmt, besonders für die Aufnahme des Handels gethan, vorzüglich des amerikanischen, durch die Errichtung einer Handelscompagnie in Irkuzk. Um den Handel mit China, der gänzlich in Verfall gerathen, wieder zu beleben, hatte er an der chinesischen Grenze eine beträchtliche Colonie angelegt. Andere Verordnungen, aus einem ganz entgegengesetzten Geiste hervorgegangen, verdunkelten indessen wieder jene für das allgemeine Wohl berechneten Einrichtungen. Das Verbot der Einfuhr aller Bücher ohne Ausnahme, das Decret, daß alle bei der Parole gegebene Befehle für mündliche Ukasen gelten sollten, waren Beweise des furchtbarsten Despotismus. Den Großen des Reichs machte er sich besonders verhaßt durch eine Maßregel, die als die nächste Ursache zu seinem Tode betrachtet werden kann. Mehre Starosteien, die er seinen Günstlingen geschenkt, nahm er ihnen wieder, unter dem Vorwande, daß sie die Unterthanen über alle Maßen gedrückt und die Ökonomie hätten in Verfall gerathen lassen. Der Fürst Subow verlor auf diese Weise die Starosteien Schuwelew und Georgenburg. Jene schenkte Paul Ludwig XVIII., diese dem Prinzen von Würtemberg. Unpolitisch schien dies Verfahren besonders gegen einen Mann, der von jeher sein Feind gewesen, und den er seines Einflusses und seiner mächtigen Verbindungen wegen entweder schonen oder auf einmal vernichten mußte.

Einige Zeit vor seinem Tode schien er jedoch das

[23]) Für diesen Schutz sollte die Pforte einen gewissen Tribut
m, der jedoch nicht mehr betragen durfte, als die Abgaben,
die venetianischen Inseln ehemals an Venedig bezahlt.

Unrecht zu fühlen, dessen er sich schuldig gemacht durch die Verabschiedung vieler redlichen Staatsdiener, sowol Militair- als Civilpersonen. Er beschloß dies Unrecht wieder zu vergüten durch die Erklärung, daß die vom Militairdienst ausgeschlossenen Personen, wenn nicht ein Spruch des Kriegsgerichts dies Schicksal über sie verhängt, wieder ihre frühere Anstellung erhalten, doch zuvor persönlich in Petersburg erscheinen sollten, um ihm präsentirt zu werden. Ähnliche Anordnungen traf er hinsichtlich der vom Civiletat ausgeschlossenen Personen.

Um den Misbräuchen, die sich in allen Theilen der Staatsverwaltung eingeschlichen, kräftig entgegenzuwirken, sandte er zwei Senatoren mit unumschränkter Vollmacht in die verschiedenen Provinzen des Reichs, zu genauer Untersuchung, ob auch wirklich nach den bestehenden Gesetzen verfahren werde; ein Beweis, daß er wirklich gerecht sein wollte, sich aber in der Wahl der Mittel und Personen vergriff. „Man hat," sagt Seume [24]), „den Kaiser Paul oft der Ungerechtigkeit beschuldigt. Diese Beschuldigung aber sind' ich ungegründet, so sehr ich auch glaube, daß er manchmal aus falschen Prämissen geschlossen und gehandelt hat." Verleitet ward er dazu durch die zunehmende Leidenschaftlichkeit in den letzten Jahren seines Lebens. Immer gerechtere Besorgnisse erregte dieser Grundzug seines Charakters, der zuletzt Keinem mehr einen sichern Blick in die nächste Zukunft gestattete. Schon im September 1800 waren mehre russische Große, welche die ersten Kriegs- und Staatsämter bekleideten, zusammengetreten zu einer Verschwörung, deren Zweck war, Paul zu entthronen, und seinen ältesten Sohn Alexander zu seinem Nachfolger zu erheben. Der Widerwille des Letztern hatte bisher die Ausführung verhindert. Unverkennbare Zeichen der gesteigerten Geistesverwirrung des Kaisers und vielleicht mehr noch das Wachsthum der eignen Gefahr nöthigten die Urheber jener Verschwörung, auch ohne Alexander's Theilnahme zu Werke zu schreiten.

Am Morgen des 23. März hatte Paul bei der Parade auf seinem Hute einen Brief an Bonaparte geschrieben, und am Abend Befehle geschickt an seine Gesandten in Berlin und Kopenhagen, schleunigst ihre Posten zu verlassen. Die neuen seltsamen Gedanken, die in seinem Kopf aufgestiegen, sind unbekannt geblieben; denn noch in derselben Nacht den 24. März 1801 ward er durch einen gewaltsamen Tod der Welt entrissen. Unter den 30 Verschwornen, die dabei thätig, befanden sich der Fürst Jaschwill, der nachher verschollen, der Fürst Plato Subow, Katharinens letzter Günstling, Graf Valerian Subow, Nicolaus Subow, die Generale Benningsen und Duwarow, der Kriegsgouverneur von Petersburg, General Graf Pahlen, der Gardeoberstlieutenant Tatischeff u. A. Unter diesen Männern soll Valerius Subow den 23. März 1801 Abends bei dem Kaiser geblieben sein. Die übrigen Verschwornen, Plato Subow an der Spitze, gelangten durch eine verborgene Treppe Nachts eilf U das Vorzimmer des Kaisers, in dem Palast St. Mi Der Leibhusar, der die Wache hatte, öffnete die als man ihm sagte, es sei Feuer und man wolle der ser wecken. Die eindringende Menge macht ihn be Er wollte sich widersetzen, ward jedoch schwer verwu Die Verschwornen drangen hierauf in Paul's Schla mer. Fürst Subow foderte ihn auf eine Abdankun kunde zu unterzeichnen, die ihn für unfähig erklärte, ger den Thron zu behaupten. Seinem ältesten S Alexander, hieß es in jenem Documente, solle e Scepter übergeben. Während ihm jene Schrift vo sen ward, soll Paul gerufen haben: Ich bin Kaise will es bleiben! in demselben Augenblicke aber von laus Subow zu Boden geworfen und mit dessen Sc erwürgt worden sein [25]). In einem Manifest der p burger Hofzeitung ward Paul's Tod einem Schlag zugeschrieben. — Ihn betrauerte eine zahlreiche Famili war zweimal vermählt, seit dem Jahre 1773 mit W mine (Natalie Alexiewna), einer Tochter des Land Ludwig IX. von Hessen-Darmstadt. Als sie an den gen einer unglücklichen Niederkunft den 26. April starb, vermählte Paul sich den 18. October des ge ten Jahres mit Sophie Dorothea Auguste (Maria dorowna), einer Tochter des Prinzen Friedrich Euge Würtemberg. Aus dieser Ehe entsproßten zehn Kind

24) In seinen Briefen über die neuesten Veränderungen in Rußland seit der Thronbesteigung Paul's I. (Leipzig 1797, wieder abgedruckt im 8. Bande von Seume's sämmtlichen Werken. Leipzig 1827.)

25) Die Umstände seines Todes werden verschieden e Nach einer nicht völlig verbürgten Nachricht soll, während sic auf das Papier gebückt, um die Abdankungsurkunde zu unte nen, einer der Verschwornen, den er am empfindlichsten ge ihm das Degengefäß ins Genick gestoßen haben, wovon er todt zu Boden gesunken. Nach andern Angaben soll er, st unterschreiben, nach einer Pistole gegriffen und hierauf von de schwornen erwürgt worden sein. Die ausführlichste Nachrich seinen gewaltsamen Tod befindet sich im 7. Stück der europ Annalen vom Jahre 1807. Vergl. damit die Notizen von dow im ersten Bande seiner Chronik des 19. Jahrh. un *Carr's* Northern Summer etc. (London 1805.) 26) 1) A der, geb. den 23. Dec. 1777, vermählte sich den 9. Oct. 17 Luise Marie Auguste (Elisabeth Alexiewna), einer Tochter des prinzen Karl Ludwig von Baden, und starb den 1. Dec. 2) Constantin, geboren den 8. Mai 1779, vermählte sich d Febr. 1796 mit Julie Henriette (Anna Feodorowna), einer T des Erbprinzen Franz Friedrich von Sachsen-Coburg, und den 27. Juni 1831 zu Biala in Polen. 3) Alexandra, ge 9. Aug. 1783, vermählte sich den 30. Oct. 1799 mit Joseph, herzog Palatin von Ungarn, starb aber bereits den 16. März wenige Tage vor ihrem Vater. 4) Helena, geb. den 24. 1784, vermählt den 23. Oct. 1799 mit dem Erbprinzen Fr Ludwig von Mecklenburg-Schwerin. Sie starb den 24. Nov. 5) Maria, geb. den 4. Febr. 1786, seit dem 3. Aug. 180 mählt mit dem Erbprinzen (jetzt regierenden Großherzog) Friedrich von Sachsen-Weimar. 6) Katharina, geb. den 21. 1788, vermählte sich 1809 mit dem Prinzen Georg von Ho Oldenburg, und nach dessen Tode 1816 mit dem damaligen prinzen und nachherigen Könige von Würtemberg. Sie star 9. Jan. 1819. 7) Olga, geb. den 12. Juli 1792, gest. de Jan. 1795. 8) Anna, geb. den 10. Jan. 1795, vermähl den 9. Febr. 1816 mit Wilhelm Friedrich Georg Ludwig, prinzen der Niederlande. 9) Nicolaus, der jetzt regierende von Rußland, geb. den 7. Juli 1796, vermählt seit 1817 m Prinzessin Charlotte (Alexandra Feodorowna) von Preußen. Michael, geb. den 8. Febr. 1798.

ältester Sohn Alexander verwarf Anfangs die Krone, an seinem Vater so grausam entrissen, und über- erst die Regierung, nachdem sein Abscheu gegen vollbrachte That durch die lebhafteste Darstellung der endigkeit des Geschehenen und seiner eignen dem schuldigen Pflichten überwunden worden war. e übrigens sein Tod eine Wohlthat sein, nicht nur ine Unterthanen, sondern selbst für die ganze Welt, Ermordung selbst empört als eine pflichtvergessene das moralische Gefühl. Über seinen Charakter, der die Verhältnisse seiner Jugend früh eine falsche ng erhalten, ist manches schiefe und herbe Urtheil worden. Höchst parteiisch und mit viel zu grellen schildert ihn der Engländer William Hunter. „Ich hn," sagt er[27]), „als Souverain verachtet, als t gefürchtet, als Mensch verabscheut. Bei allen chen und bei vielen Lastern der menschlichen Na- urden diese Unvollkommenheiten durch keine von ännlichen und imponirenden Tugenden ins Gleich- t gebracht, die ohne die Fehler verzeihlich zu ma- einen gewissen Glanz darüber verbreiten. Paul's ollende Handlungen waren die eines Mannes, der szutheilen hat, der aber ohne Unterschied spendet; rausamen, ungerechten und tyrannischen Handlun- e eines Mannes, der eine unumschränkte Macht be- die er auszuüben entschlossen ist; seine launenhaften ungen die Erzeugnisse eines zuweilen ganz zerrüt- Kopfes, eines übertriebenen reizbaren Gefühls und unmännlichen, feigen, argwöhnischen Herzens. Die derung eines Feindes oder der Untergang eines Freun- die Bestrafung der Unschuldigen oder die Lossprc- der Schuldigen; die Erhebung eines Bauers oder erweisung eines Adeligen sind Erzeugnisse, die nicht em Verdienste der dabei interessirten Individuen ab- n, sondern von den augenblicklichen Vorurtheilen ei- aunenhaften und bethörten Despoten. Ein bitterer , verrätherischer Freund, angeblicher Held, ehrgeizig Muth, ein Tyrann seines Reichs und seiner Fami- in Wesen mit einer gewissen Schärfe der Urtheils- und schneller Thätigkeit begabt, sanguinisch in sei- Hoffnungen, aber wankelmüthig, wechselsweise jäh- , eitel, thöricht, würdevoll; großmüthig bis zur hwendung, und dann wieder von einer beschränkten ungsart, die nur ihr eigenes Vergnügen berücksich- So war der Mann, der durch seine Inconsequen- nd Ungerechtigkeiten dazu bestimmt schien, die Flamme allgemeinen Kriegs aufs Neue zu entzünden, die merude Erbitterung rivalisirender Nationen zu wecken, ie tragischen Auftritte zu erneuern, die den schönsten der Welt schon so lange verwüstet."

So lautet diese, der Wahrheit wenig entsprechende derung, zu welcher der gehässigste Parteigeist die Far- gelieben zu haben scheint. Treffender charakterisirt nglücklichen Monarchen ein Epigramm, das unmit- erschien[28]). Seume rühmt in den früher erwähn- ten Briefen über die neuesten Veränderungen in Rußland[29]) Paul's strenge Gerechtigkeit, Ordnungsliebe und Unparteilichkeit. „Ein Monarch," fügt er hinzu, „hat selten öffentliche Feinde, aber desto mehr Widersacher im Stillen; aber selbst diese und alle, die unter seinen Verfügungen litten und seine Maßregeln miszustellen suchen[30]), sind genöthigt, diesen Charakter zu unterschreiben, den vielleicht der Verfasser der neuerlich erschienenen Anekdoten über Katharina II. am treffendsten geschildert zu haben scheint. Paul's Charakter ist gut, man hat nicht nöthig, ihm zu schmeicheln und zu sagen, er habe nicht die Fehler seines Ahnherrn: er scheint sie allerdings zu haben. Wo ist Licht ohne Schatten? Er ist sehr heftig, und man erzählt sich von seiner Heftigkeit Beispiele, die der Procedur Peter's I., als er den saumseligen Senat an der Thüre des Saals auf seine eigene Manier bewillkommte, nicht viel nachgeben. Man hat ihn auch der Ungerechtigkeit beschuldigt; diese Beschuldigung aber finde ich ungegründet, so sehr ich auch glaube, daß er manchmal aus falschen Prämissen geschlossen und gehandelt."

Ein interessantes Gemälde und den Hauptzügen nach vielleicht das richtigste entwirft Ségur der Ältere in seinen **Mémoires ou Souvenirs et Anecdotes**[31]) von Paul noch als Großfürst. Ségur, damals französischer Gesandter am russischen Hofe, hatte Gelegenheit ihn persönlich und genau kennen zu lernen. „Leider," sagt er, „verband Paul Petrowitsch mit vielem Verstande und den ausgebreitetsten Kenntnissen einen höchst unruhigen, mistrauischen Charakter und eine unbeschreibliche Veränderlichkeit. Zuweilen

---

On le connoit trop peu, lui ne connait personne;
Actif, toujours pressé, bouillant, impérieux,
Aimable, séduisant, même sans la couronne,
Voulant gouverner seul, tout voir, tout faire mieux,
Il fit beaucoup d'ingrats, et mourut malheureux.

29) Leipzig 1797 und im 8. Bande von Seume's sämmtlichen Werken. 30) Dies hat unter andern Charles François Philibert Masson, den 1797 das Loos der Verbannung getroffen, in seinen anonym herausgegebenen Mémoires secrètes sur la Russie (Paris 1800. 2 Voll.) gethan, einem Werke, worin er den Charakter Paul's aufs Gallsüchtigste entstellt. Friedrich's des Großen Vater, behauptet Masson (a. a. O. T. I. p. 317 sq.), habe dem russischen Monarchen zum Vorbilde (prototype) seiner Regierung und seiner Handlungen gedient: „La même dureté," sagt Masson, la même inflexibilité, la même austérité de moeurs, la même passion pour les soldats, se trouvent dans l'autocrate russe. Au reste, je crois avoir tracé le caractère de Paul, en racontant, ce qu'il a fait; sinon j'avoue l'ouvrage au-dessus de mes forces. La singularité, qu'il affecte dans ses habits, la dureté qu'il a dans ses manières, rehaussent de beaucoup sa laideur. Sans en excepter les Kalmouks et les Kirguis, Paul est l'homme le plus laid de son empire; et il trouve lui même sa figure si choquante qu'il n'a osé la faire empreindre sur la monnaie." Masson schildert hierauf einige Züge seines Despotismus, besonders gegen das Militair (a. a. O. T. I. p. 319 sq.) mit sehr grellen Farben, die er dann zu mildern versucht durch die Worte: A travers cette foule de bizarreries, Paul laissoit éclater des traits d'humanité, des pensions, qu'il donnait aux malheureux, des hôpitaux qu'il fondait pour les soldats, des distributions de viande qu'il faisoit à ses pauvres officiers; et plusieurs traits de bienfaisance et de justice attestoient, qu'il étoit encore plus capricieux que méchant. 31) Paris 1827. 3 Voll. Vergl. Blätter f. literar. Unterhaltung 1839. Beil. Nr. 4. S. 944.

7) In dem Political State of the Northern Powers (Lon- 800). 28) Es lautet, wie folgt:

herablassend bis zur größten Vertraulichkeit, zeigte er sich im Augenblicke darauf hart, stolz und despotisch, und vielleicht gab es nicht einen launischern, weniger geeigneten Mann, das Glück Anderer zu seinem eignen zu machen. Seine Regierung legt den Beweis dafür ab. Es war nicht eigentlich aus bösem Willen, daß er so viele Ungerechtigkeiten ausübte, so viele Unglückliche ins Exil verwies; es geschah aus einer wahren Gemüthskrankheit. Er quälte alle diejenigen, die sich ihm nahten, weil er in einer beständigen Selbstquälerei begriffen war. Sein Thron schien ihm von Abgründen umgeben. Die Furcht verwirrte sein Urtheil, und da er immer vor eingebildeten Gefahren zitterte, so bereitete er sich am Ende wirkliche; denn ein Fürst flößt über kurz oder lang das Mistrauen und die Furcht ein, die er selbst empfindet. Nichts aber spricht lebhafter für seinen despotischen Sinn als folgender Vorfall mit Dumouriez. Er hatte diesem General, während dessen Aufenthalt zu Petersburg, zur Pflicht gemacht, ihn recht oft zu besuchen — eine Erlaubniß, welche Dumouriez auch fast täglich benutzte. Verwundert daher, ihn eines Tages nicht gesehen zu haben, fragte der Kaiser den General den Morgen darauf auf der Parade: ob er krank gewesen. Nein, Sire! erwiederte Dumouriez, aber einer der bedeutendsten Großen des Hofes hatte mich zu sich eingeladen, und ich habe geglaubt, diese Einladung annehmen zu müssen. „Apprenez Monsieur," erwiederte der Kaiser in strengem Tone, „qu'il n'y a de considérable ici que la personne, à laquelle je parle et pendant le tems, que je lui parle. — Peut-on, fügt Ségur hinzu, pousser plus loins l'orgueil et la puissance et le mépris pour les hommes!"

Freilich mochte, was Ségur nicht anführt, und was geltend zu machen die Unparteilichkeit der Geschichte doch auch verlangt, die frühere Abhängigkeit des unglücklichen Monarchen von Katharina's Günstlingen, besonders von dem mächtigen Fürsten Potemkin viel dazu beigetragen haben, seinen Sinn zu verdüstern. Vater und Mutter hatte er ohnedies nie gekannt, und die Art, wie sein Vater Reich und Leben verloren, mochte einen tiefen Eindruck zurückgelassen haben auf sein Gemüth. Aus seinen ungünstigen Jugendverhältnissen muß sein physisch und moralisch krankhafter Zustand erklärt werden, die fortwährende geistige und körperliche Spannung, die daraus entstehende Mischung von Härte und zartem Gefühl, das grenzenlose Hingeben und das ängstliche Mistrauen, das so auffallend hervorstach in seinem Charakter. Seine Geisteskräfte zerrüttete das Streben, das auf einmal zu bewirken, was nur das Werk einer langen, glücklichen und vorsichtigen Regierung sein konnte; und sein Unmuth steigerte sich zur heftigsten Leidenschaftlichkeit durch das Misglücken seiner auf Gerechtigkeit abzweckenden Wünsche und Handlungen. Er fühlte oft bald nachher, daß er unklug gehandelt, und empfand dann die lebhafteste Reue, wie unter andern über seine Theilnahme an dem französischen Kriege. Um gleichsam dafür zu büßen, dictirte er sich selbst seine Strafe in einer satyrischen Auffoderung der kriegführenden Mächte, die er in mehre Zeitungen einrücken ließ. Es scheint seine Absicht gewesen zu sein, sein in politischer Hinsicht unkluges Benehmen hellste Licht zu stellen [32]).

Noch ehe ihn das Schicksal auf den Thron war er seiner Mutter Katharina II. so völlig gewesen, daß sich nach deren Tode wol eine Ve der von ihr befolgten Regierungsgrundsätze erw Aber diese Veränderung war um so bedeuten Paul nicht selten das Wesentliche mit dem Au lichen verwechselte und beides mit gleicher Wich handelte. Wenn er seinen Vater Peter III., de ner sechsmonatlichen Regierung plötzlich gestort die Krönung erlebt zu haben, nach 34 Jahren Klostergruft holen ließ, um ihn zu krönen und der Kaiserin zugleich beisetzen zu lassen; wen von seiner Mutter geerbten Krieg gegen Pers einen schnellen Frieden beendigte, in welchem Festung Derbent und die Stadt Baku abgetret wenn er die von seiner Mutter herrührende geo Eintheilung Rußlands gänzlich veränderte, und Namen der katharinoslaw'schen Statthalterschaf te; wenn er ein neues Successionsgesetz bekann nach welchem die weibliche Linie so lange von d folge ausgeschlossen ward, als männliche Nac schaft vorhanden; wenn er eine Menge von die Katharina II. vielleicht zu zahlreich angestellt absetzen und brodlos umherirren ließ; wenn er men Polizei eine Ausdehnung und einen Ein vor dem selbst der rechtliche Mann zittern mußt er alle in- und ausländische Schriften der streng sur unterwarf, die im Auslande studirenden ode reisenden Russen zurückrief, und allen, sogar der ten, Ausländern die russische Grenze verschloß; lästige Ehrenbezeigungen für seine Person au Straße und die Abschaffung moderner Kleidungs der äußersten Strenge verlangte, und mit rasche keit Familienväter und ausgezeichnete Männer, bei dem Schein eines Verdachts, nach Sibirie — so mußte seine Regierung durch alle diese und kleinern Züge und Schattirungen einen au Contrast bilden mit dem Verfahren seiner Mutt zählige Personen fanden sich durch ihn gekränkt leidigt, wiewol er in einzelnen Fällen das ihnen Unrecht wieder zu vergüten suchte, wie denn i in seinem Charakter tiefer Sinn für Rechtlichkeit Seltsamste vermischt war mit den höchsten Begr beschränkter Macht.

---

32) Dies merkwürdige Actenstück lautet wörtlich, „Man sagt, daß Se. Maj. der Kaiser, da er sieht, daß päischen Mächte sich nicht vereinigen können, und einen beendigen wünscht, der seit eilf Jahren wüthet, einen schlagen gedenkt, wohin er alle Potentaten einladen will ihm in geschlossenen Schranken zu kämpfen, zu welchem ihre aufgeklärtesten Minister und geschicktesten Generale pen, Kampfrichter und Herolde mitbringen sollen, als da gut, Pitt und Bernstorf. Er selbst (Paul) sei gesonnen, fen v. Pahlen und Kutusow zur Seite zu haben. Man ob man diesem Gerücht Glauben beimessen soll; indessen nicht ohne Grund, da es den Stempel dessen trägt, wessen oft beschuldigt hat."

us diesen überspannten Begriffen floß seine Herrsch- nd sein Stolz, der keine Grenzen kannte. Kein ischer Herrscher kann mehr von seinen Unterthanen als Paul von den seinigen. Bekannt ist, daß m, oder nur einem Mitgliede der kaiserlichen Fa- n einem Wagen begegnete, sobald er die kaiserliche ge erblickte, still halten und aussteigen mußte, um üthiger Stellung zu grüßen [33]). Es ward auf's te geahndet, wenn Jemand diesem Befehl entge- elte. Ein vorherrschender Zug in Paul's Charak- der Jähzorn, durch den er nicht nur seinen Un- n, sondern auch seiner eignen Familie fürchterlich In andern Augenblicken war er mild, wohlwol- enschenfreundlich und bereit, das begangene Unrecht üten. Obgleich ein zärtlicher Gatte und Vater, sich dadurch nicht abhalten, seine Neigung auch Frauenzimmern zu schenken, wie unter andern nnten Madame Chevalier, der schönen Tochter nzmeisters aus Lyon, der er einen fast unbegrenz- fluß gestattete. In seiner Lebensweise, bei Tafel seinen Vergnügungen war er mäßig, und höchst in seiner Kleidung. Ohne eben Wissenschaften nste sehr zu lieben, besaß er viele Kenntnisse und lose Thätigkeit. Er stand gewöhnlich früh um auf. Eine Stunde später mußten sich seine bei ihm einfinden. Den ganzen Vormittag wid- den Geschäften. Um zwei Uhr ging er zur Ta- nach derselben arbeitete er wieder. Nur von sechs nds widmete er seine Zeit dem Vergnügen. Er ich dann entweder im Theater oder hatte einen aftskreis um sich. Dort zeichnete er sich, bei ei- r richtigen Urtheil über einzelne Menschen, oft ch seine angenehme Unterhaltung und hinreißende ürdigkeit. Auch in seinen Briefen herrschte Geist, nn und ein edler Ausdruck.

nahe berührten sich in einem und demselben In- die verschiedenartigsten Eigenschaften. Kann ihn Geschichte nicht ganz freisprechen von dem Vor- r Inconsequenz, der Veränderlichkeit und eines, mer von Überlegung geleiteten Hanges zu hefti- ßregeln, so kann ihm doch in den historischen An- e ehrenvolle Erwähnung nicht entgehen, deren er dig gemacht durch seinen, über die kleinlichen Kün- Politik erhabenen Geradsinn, durch seinen Eifer chtigkeit und durch seine persönlichen Tugenden [34]).

(*Heinrich Döring.*)

Vergl. Seume's sämmtliche Werke. 8. Bd. S. 57 fg. Essai historique sur Son Altesse Impériale *Paul Pe-* Czarowitz et Grand Duc de Russie (Paris 1782). Du Comtes du Nord à Venise en Janvier MDCCLXXXII.... (*Ch. F. Ph. Masson*) Mémoires secrètes sur la Russie ntérement sur la fin du règne de Catharina II. et le ment de celui de Paul I. (Paris 1800. 2 Voll.) J. e, Zwei Briefe über die neuesten Veränderungen in Rußl- der Thronbesteigung Paul's I. (Leipzig 1797, auch in sämmtlichen Werken. 8. Bd.) Paul I. Kaiser von Rußl- einem unbefangenen Beobachter (Leipzig 1801). Paul I. Selbstherrscher aller Reußen. Eine historische Skizze 02). Leben Paul's I., Kaisers aller Reußen, nebst einer

PAUL (St., die Grafschaft und die großen Grafen). St. Paul, St. Pol, kleine Stadt des Departements Pas-de-Calais, mit nicht viel über 3000 Einwohnern, gibt einem Bezirke den Namen, der in sechs Cantonen und 193 Gemeinden eine Bevölkerung von 80,676 Köpfen enthält. Bis auf die französische Revolution war St. Paul eine sehr weitläufige Grafschaft, die durch Erbtheilung von der Grafschaft Boulogne abgesondert, der Gegenstand fortwährender Händel zwischen den Landschaften Artois und Picardie geworden ist. Die eine wie die andere wollte ihrer Hoheit die Grafschaft unterwerfen. Nach den Ansichten der Franzosen war sie unter vier königliche Prevôtés des Amtes Amiens vertheilt. Die erste, jene von Dourlans, erstreckte sich über die größere, westliche Hälfte der Stadt S. Paul, und über alle die Ortschaften, die abwärts nach Hesdin zu sich ausdehnen, oder durch die Castellanei Pas begrenzt sind. Der Prevôté von Montreuil waren die Castellaneien Crequy und Fressin, der Prevôté von Beauquesne, außer dem übrigen Theile der Stadt St. Paul, auch die Castellaneien Pas und Orville zugetheilt. Als vierte Prevôté galt der Siège royal zu Beauquesne, der vor dem Vertrage von Madrid, 1526, seinen Sitz zu Arras in der Cité gehabt hatte; dem waren unterworfen die Castellaneien Pernes und Epinoy und mehre einzelne Dörfer. Die Grafschaft St. Paul hielt 15 Meilen im Umfange, und waren in ihren sieben Castellaneien, Crequy, Epinoy, Fressin, Orville, Pas, St. Paul und Pernes, 131 Kirchspiele und 282 Ortschaften, Städte, Flecken, Dörfer und Weiler enthalten, für welche eine Zählung vom Ende des 17. Jahrhunderts 5010 Feuerstellen und 25,050 Menschen berechnete: in Wahrheit möchte schon damals eine Bevölkerung von 40—50,000 Köpfen vorhanden gewesen sein. Adolf, Adalulf, der jüngere von den Söhnen Balduin's des Kahlen, des Grafen von Flandern, erhielt von dem Vater den Pagus Arkensis, umfassend die Gebiete von Boulogne, St. Paul, Guines, Therouanne, auch St. Bertin's Kloster zu St. Omer. Adolf starb 933, und der Pagus Arkensis fiel an seinen Bruder, den Grafen Arnulf von Flandern, zugenannt der Große oder der Alte. Wie auch dieser, hochbejahrt, am 27. März 965 starb, reizte das unmündige Alter seines Enkels, des Grafen Arnulf II., einen mächtigen Nachbar, Wilhelm I. Grafen von Ponthieu und Montreuil, um sich den Pagus Arkensis anzueignen, wobei ihm Lothar, der König der Westfranken, behilflich war. Vor seinem Tode vertheilte der Graf von Montreuil sein Besitzthum unter vier Söhne, indem er hierbei, wie versichert wird, eines jeden Neigung zu Rathe zog. Der zweite Sohn, Arnulf,

authentischen Geschichte der Feldzüge der Russen in Italien. Von einem russischen Officier (Frankfurt 1804. (Busse) Verordnungen Sr. kaiserl. Maj. Paul's I. (St. Petersburg 1797—1798. Zwei Bände.) Ausführliche Beschreibung der Reise Sr. kaiserl. Hoheit des Großfürsten von Rußland, Paul Petrowitz, von Petersburg an den königl. preußischen Hof nach Berlin (Berlin 1776). (A. C. Kaiser) Kurzgefaßte Nachricht von Sr. russ. kaiserl. Maj. Paul's I. Gelangung zur Würde eines Großmeisters des Ordens St. Johann von Jerusalem (Ronneburg 1799).

ein leidenschaftlicher Jäger, erhielt die solche Leidenschaft begünstigende Grafschaft Boulogne. Dem dritten Sohne, Hugo, der den Ackerbau liebte, wurde die Grafschaft St. Paul zugetheilt. Ein Sohn dieses Hugo ist Graf Hugo II. von St. Paul, der seine Tochter Rosella nach dem J. 1000 an den Grafen Radulf von Guines verheirathete. Im J. 1038 war Roger Graf von St. Paul, der innerhalb seiner Burg zu Ehren St. Salvator's ein Collegiatstift widmete, und dasselbe mit reichen Gütern zu Quesque, Floury, Beauchesne, Orville, Ménil, Frevent, Moriancourt, Agnes, Flers, Marcone, Ampliers, Poupliers begiftete. Ein Guido, Graf von St. Paul, wird 1057 zusammt seinem Bruder Hugo genannt, und sie sind vielleicht Roger's Söhne, gleichwie Hugo jener Hugo der Alte, Graf von St. Paul, sein könnte, dessen Witwe Clemencia, indem ihre unmündigen Kinder eines Voigtes bedürftig, den Arnold I. von Selvesse oder Ardres heirathete. Unter beiden Namen ist Arnold bekannt, jener von Ardres allein hat sich aber auf seine Nachkommenschaft vererbt, sintemal er selbst das Stammhaus Selvesse, die Burg, abbrechen lassen [1]). So lange Frau Clemencia bei Leben, führte Arnold den Titel eines Grafen von St. Paul, und die Grafschaft regierte er in Weisheit und mit fester Hand [2]). Es hat aber Clemencia in ihrer zweiten Ehe keine Kinder geboren; nach ihrem Tode fiel es Arnolden nicht ein, den Kindern ihrer ersten Ehe die reiche Erbschaft zuwenden zu wollen, er gab die Grafschaft auf, und lebte von dem an zu Ardres, auf seinem Erbe. Es scheint, daß von Hugo's des Alten und der Clemencia Kindern keins zu männlichen Jahren gekommen, und deshalb die Grafschaft an einen Vetter, an des Hermes Sohn, Anselm, an den Bruder der an Burkard von Crequy verheiratheten Richildis gefallen ist. Anselm führt als Graf von St. Paul den Beinamen Candavene. Ein Sohn von ihm ist vielleicht der Graf Hugo von St. Paul, der 1080 in Urkunden vorkommt, und dies der Hugo, Graf von St. Paul, der zusammt seinem Sohne Ingelram, auf der ersten Kreuzfahrt unter den Begleitern des Herzogs von Niederlothringen genannt wird. Der Sohn fiel bei der Belagerung von Maarah, 1098. Nachmals wird Ingelram's Vater, Graf Hugo, als einer der ersten genannt, welche bei dem Sturm auf Jerusalem, 15. Jul. 1099, die Bresche erstiegen. Jener Graf von St. Paul, Hugo Candavensis, der in den Jahren 1115—1117 eine Fehde mit Balduin Hapkin, dem Markgrafen von Flandern, bestand, und zuletzt durch Vermittlung des Grafen Eustachius von Boulogne gesühnet wurde, ist wol Hugo II., derselbe, der in erster Ehe mit Heliendа, in anderer Ehe, nach dem J. 1126 (er kann demnach nicht 1126 verstorben sein), mit Margaretha, der Tochter Reinald's, des Grafen von Clermont-en-Beauvaisis, der Witwe Karl's von Dänemark, des Grafen von Flandern, sich verheirathete. Eine Tochter Hugo's II., ohne Zweifel aus der andern Ehe, Beatrix, war an Robert I. von Boves, den gewaltthätigen und grausamen Grafen von Amiens, verheirathet. Dieser hatte aus Verdacht gegen die Keuschheit seiner Frau, einige ihrer vertrautesten Diener dem Feuertode bestimmt (1155); indem aber Beatrix in Unschuld und Reinheit lebte, wurden auch ihre Diener wunderbar von der ihnen zugedachten Pein erlöset. Der Nekrolog der bischöflichen Kirche von Amiens nennt die Beatrix: „soeur du très-vaillant Chevalier Hugues, Comte de Saint-Paul.“ Dieser Bruder ist wol Graf Hugo III., und vielleicht derselbe, der gemeinschaftlich mit seiner Hausfrau Beatrix, im J. 1137, an der forellenreichen Canche, drei Stunden südwestlich von St. Paul, das herrliche Cistercienserkloster Cercamp stiftete, wo die spätern Grafen von St. Paul ihr Erbbegräbniß hatten. Dieser Hugo soll 1142 verstorben sein. Er hinterließ drei Söhne, Ingelram, gest. 1145 ohne Nachkommenschaft, Guido, Gem. Mathilde, die Tochter Godebert's von Dourlans, des Jüngern, und Anselm; auch wird als seine Tochter, oder genauer als Ingelram's Schwester, bezeichnet Aquilina von St. Paul, die 1145 als Anselm's von Houdain Hausfrau erscheint. Der jüngste von Hugo's III. Söhnen, Anselm, wurde durch den Tod seiner Brüder Graf von St. Paul, und hatte aus seiner Ehe mit Beatrix von Champagne die Söhne Hugo IV., Ingelram und Guido, dann eine Tochter Beatrix Candavene, die 1184 und 1190 als des Grafen Johann I. von Ponthieu dritte Gemahlin erscheint. Ingelram Candavene hinterließ den Sohn Hugo, Besitzer der Herrschaft Beauval; Guido Candavene kommt als Seneschalk von Ponthieu vor. Der älteste Bruder, Hugo IV. Candavene, war mit Yolantha von Hennegau, einer Tochter des Grafen Balduin IV., verheirathet; Yolantha war, als sie mit dem Grafen von St. Paul in die Ehe trat, die kinderlose Witwe des Grafen von Soissons, Ivos III. von Nesle (seit 1157), und lebte noch 1202. Dem Grafen von St. Paul hat sie zwei Töchter geboren, die jüngere, Eustachia, war noch ein Kind zur Zeit ihrer Verlobung mit dem Grafen Arnulf II. von Guines, und heirathete nachmals den Bruder des Grafen Radulf von Soissons, den Johann II. von Nesle, Castellan zu Brügge. Hugo's IV. ältere Tochter, Isabella, nahm zum Manne Herrn Galcher III. von Châtillon. In ihrer Nachkommenschaft hat sich die Grafschaft St. Paul vererbt.

Das Stammhaus der großen Herren von Châtillon. Das Städtchen Châtillon-sur-Marne empfängt diesen Beinamen von seiner Lage auf dem nördlichen Ufer der Marne, zwischen Epernay und Château-Thierry, in Champagne, und war in frühern Jahrhunderten den Erzbischö-

1) Per totam Franciam, Angliam et Normanniam, Burgundiam nihilominus quam per Flandriam famosissimus fuit et notissimus Arnoldus. Fuit enim in consilio Nestor, et calliditatis praescientia, licet alicuius solatium non haberet Penelopes, alter Ulixes: in judicio (tantum absint Veneris insidiae) pastor Alexander: in pulchritudinis elegantia, quantum permisit adhuc invida et satis spectabilis aetas, Absalon; in militiae gloria non Triptolemus, sed Achilles, se ipsum in armis suis contra quosque hostes exhibens; in sapientia, quod superest, et dominandi continentia Salomon, ut magis appareret regni heros, quam Ardensis heres. 2) Uxori autem prae omnibus et in omnibus venerationem exhibens, non tantum ut uxori sed ut dominae reverentiam exhibuit et obsequium.

sen von Rheims lehnbar. Milo, Herr von Châtillon und Basoche, wird als der Vater jenes Eudo oder Otto genannt, der 1087 auf St. Peter's Stuhl erhoben, als Papst Urban II. einen welthistorischen Ruf hinterlassen hat. Des Odo Bruder mag Milo, Herr von Châtillon und Basoche, in Soissonnais an der Vesle, zwischen Rheims und Soissons, sein, welcher an den Dom zu Soissons, und nachmals an das Priorat zu Coincy die Kirche von Bainson vergabte. Einer von dessen Söhnen, Manasses, starb unvermählt, um 1080, ein anderer, Guido I. von Châtillon, verm. mit Irmgardis von Choiso, wird als Zeuge genannt im Bestätigungsbriefe des Königs Philipp I. für die Abtei St. Jean-des-vignes zu Soissons (1076). Dieses Sohn, Galcher I., war auf dem Kreuzzuge (1096) des Grafen Stephan Heinrich von Champagne und Blois Begleiter, und sah die Heimath nicht wieder, noch auch die Söhne Heinrich, Reinald und Hugo. Von ihnen wird der älteste, Heinrich I., Herr von Châtillon, in einer Urkunde von 1117 genannt, und 1130 beschenkt der nämliche die Abtei Igny, bei Dormans, gemeinschaftlich mit seiner Hausfrau Irmengard, die eine Tochter von Alberich Payen, dem Herrn von Montjay, war. Von ihren drei Söhnen sind allein Galcherus II. und Reinald zu merken. Reinald von Châtillon, einer der Gefährten König Ludwig's VII. auf dem Kreuzzuge von 1147, war unter den tapfersten Rittern der Christenheit hoch gepriesen, als Constantia, die einzige Tochter und Erbin des Fürsten Boemund II. von Antiochia sich ihn zum Gemahl erwählte. Damals (1152) war Constantia Witwe von Raimund von Poitiers, dem andern Sohne des Herzogs Wilhelm IX. von Aquitanien, der ihr im J. 1135 angetraut worden, und ihr vier Kinder hinterlassen hatte. Es scheint aber nicht allein der hohe Ruf des Ritters, sondern auch seine Schönheit auf die Wahl der Fürstin gewirkt zu haben, welche, so versichert Wilhelm von Tyrus, allen christlichen Baronen ein Gegenstand der Verwunderung geworden [3]). Für den Krieg allein geschaffen, konnte Reinald in dem Erwerbe eines Fürstenthums nur Veranlassung zu rastlosem Kriege mit den Ungläubigen finden. Gleich im J. 1153 entriß er ihnen drei feste Schlösser. In demselben Jahre bat ihn der griechische Kaiser Manuel I. um Hilfe gegen Thoros, einen Fürsten der Armenier, der in Cilicien arge Verheerungen anrichtete. Der Armenier wurde von dem Fürsten von Antiochia dergestalt in die Enge getrieben, daß er demüthig bei dem Kaiser Frieden suchen mußte. Aber Manuel war uneingedenk der Verheißungen, durch welche er sich Reinald's Beistand erkaufte, und dieser verfehlte nicht, mittels eines Einfalles in die nächste Provinz des griechischen Reichs sich für die Wortbrüchigkeit seines Verbündeten schadlos zu halten. Er landete auf Cypern 1154, besiegte das kleine, sich ihm entgegenstellende Heer, und überließ die ganze Insel grausamer Plünderung und Verheerung. Auch die heiligsten Orte wurden nicht verschont, und großen Raub hat die Flotte Reinald's nach dem Orontes getragen. Aber Manuel's hochfahrender Sinn konnte nicht ungerächt dergleichen Beleidigung hinnehmen, mit Heereskraft legte er sich vor Antiochia, und der Mittel zu wirksamer Gegenwehr entbehrend, versank Rainald in die tiefste Erniedrigung. In Lumpen gehüllt, einen Strick um den Hals, trat er vor den griechischen Kaiser, zu dessen Füßen sein Schwert niederlegend. Durch solche Hingebung entwaffnet, gewährte Manuel Frieden. Die Liebe seiner Unterthanen scheint der Fürst von Antiochia weder gesucht noch gefunden zu haben: gegen seine tyrannische Herrschaft bildete sich in der Hauptstadt eine mächtige Partei. Durch Grausamkeit und Schrecken besiegte er diese Partei; ihren vornehmsten Führer, den Patriarchen, ließ er auf einem Thurme der Pfalz von Antiochia, das entblößte Haupt mit Honig bestrichen, einen ganzen Tag über der glühenden Sonne und den Fliegen aussetzen. Rastlos den Krieg gegen die Ungläubigen fortsetzend, wurde Reinald in einem unglücklichen Gefechte (23. Nov. 1159) Nureddin's, des Sultans von Aleppo, Gefangener. Viele Jahre verlebte er in dem Kerker, nach dem Tode der Fürstin Constantia wurde ihr Sohn erster Ehe, ihr Nachfolger, Boemund III., in dem Treffen bei Harenc (10. Aug. 1165) wurde auch er des Sultans Gefangener, sodaß Vater und Sohn sich in der Mazmorra zu Aleppo begegnen konnten; endlich fand Reinald Erlösung in der Aufopferung treu ergebener Waffenbrüder. Die in einem glücklichen Streifzuge durch das Gebiet von Damask gewonnene Beute gaben sie hin, statt des unmäßigen, für ihren Freund gefoderten Lösegeldes. Seiner Fesseln entledigt (1176) kam Reinald nach Jerusalem, wo die Erinnerung an seine Thaten und an sein schweres Leiden um den christlichen Glauben ihm bei König und Baronen die ehrenvollste Aufnahme erwarb. Das allgemeine, ihm zugewandte Interesse diente ihm als Brautwerber bei der Witwe Humfried's von Thoron, Stephanie von Montreal, der Tochter Philipp's, des Herrn von Neapolis, mit deren Hand er zugleich Besitzer von Karak und einigen andern Schlössern wurde, durch welche das Land der Moabiter beherrscht ward, das schwer zugängliche Tiefthal, welches sich von dem Plateau Arabiens nach dem todten Meere hinabzieht. Es ist diese Einsenkung der Schlüssel zugleich von dem peträischen Arabien und von dem gelobten Lande; von der Höhe von Karak aus, das zu Zeiten von einem Bergstrome durchschnittene Thal entlang, wird in weiter Ferne das todte Meer, und gegenüber Jerusalem sichtbar. In gleicher Weise, wie durch Karak das peträische Arabien beherrscht wird, ist Montreal, eine andere der von Reinald erheiratheten Burgen, nordöstlich von Karak, eine Tagereise weit im Osten von El Hôssa, der Schlüssel zu dem wüsten Arabien. Daß von solchen Localitäten Reinald von Châtillon den möglichen Vortheil zu gewinnen wußte, wird niemand bezweifeln; zu größerer Verstärkung nahm er noch in die ihm unter-

3) Als einen Gregarius bezeichnet der Geschichtschreiber des h. Landes den zweiten Gemahl der Constantia, und für diese Albernheit empfängt er von Michaud die verdiente Zurechtweisung. Aber Michaud selbst läßt den Reinald von Châtillon aus Châtillon-sur-Indre herstammen. Einem Geschichtschreiber der Kreuzzüge oder der großen Ritterorden sind zumal genealogische Kenntnisse unentbehrlich.

[illegible] auf, und [illegible] Schicksal. Seine Einrichtungen für Angriff und Vertheidigung waren getroffen, und [illegible] wiederholt die Grenze von [illegible] bis 1182 zwischen Saladin und dem Königreiche Jerusalem ein Waffenstillstand abgeschlossen wurde. Es kam dem von Châtillon ungelegen, und indem er sich durch Verhandlungen, um die er nicht befragt worden wäre, nicht gebunden glaubte, nahm er tägliche Streifereien gegen die Nachbarschaft von Karak vor, und plünderte die auf der Fahrt nach Mekka begriffenen muselmännischen Pilgrime. Saladin beklagte sich beim Könige Balduin IV. über die Verletzung der Verträge, aber es stand nicht in der Macht des Königs von Jerusalem, die gefoderte Genugthuung zu geben. An unschuldigen Wallfahrern nahm Saladin seine Rache; Herr Reinald pflegte nicht, an Anderer Leiden viel Antheil zu nehmen. Der Sultan zog von Neuem das Schwert, die Christen zu befehden, indem er sie aber gegen sein Erwarten gerüstet fand, wandte er seine Waffen einstweilen gegen die Atabeken in Mosul. Allein zu unbedeutenden Streifereien gegen das Gebiet von Damaskus weiß König Balduin des gefürchteten Gegners Entfernung zu benutzen, aber Rainald, nicht zufrieden, mehrmals als Sieger die Küsten des mittelländischen Meeres durchzogen zu haben, erfaßt den ungeheuern Gedanken, bis Mekka und Medina vorzudringen, die Kaaba und das Grab des Propheten zu plündern. Die Schrecken des Todes gingen ihm voraus, und mit unwiderstehlicher Hast durchzog er das niemals von Christen betretene Land. Schon hatten Reinald und seine unerschrockenen Gefährten das Thal Rabi, fünf Meilen von Medina, erreicht, da wurden sie von einem aus Ägypten herzugeeilten Heere überfallen, und nach hartnäckigem, blutigem Gefechte überwältigt. Reinald entkam gleichsam durch ein Wunder der Verfolgung, und erreichte, von wenigen der Seinen begleitet, die Burg Karak. Seine übrigen Gefährten wurden zum Theil nach Ägypten geführt, wo sie, nach dem Urtheil der Kadi, gleich gemeinen Verbrechern, die Todesstrafe erlitten; eine andere Abtheilung wurde nach Mekka gebracht, um dem großen Beiramfeste zur Verherrlichung zu dienen. Zugleich mit den gewöhnlichen Opferthieren wurden diese Gefangenen geschlachtet. Durch dieses Menschenopfer noch nicht gesättigt, schwur Saladin auf den Koran, den Schimpf zu rächen, welcher durch die grenzenlose Ruchlosigkeit der Christen in jener verunglückten Unternehmung dem Islam angethan worden. Wie eine drohende Wolke hing er von dem an über der Grenze von Palästina, stets gerüstet, die Nachlässigkeiten der Vertheidiger zu benutzen und fürchterlich zu bestrafen. Es wurde ihm hinterbracht, daß Reinald in Karak seines Stiefsohnes, des Humfried von Thoron, Vermählung mit Isabella, der Schwester König Balduin's IV., feiere (1184), und mit der Geschwindigkeit des Blitzes fuhr der Sultan nach jenem Schauplatze der Lust. Er fand von Possenreißern, Tänzern und Spielleuten das Schloß erfüllt, und alle Bewohner der umliegenden Gegend versammelt, um den Festlichkeiten beizuwohnen. Ohne Zeitverlust wurde die Stadt von den Muselmännern erstiegen, und nur durch die Unerschrockenheit eines Jünglings die Burg gerettet. Wie Horatius Cocles hielt der einzige Asvenes oder Ivenne den Ungestüm der Sarazenen auf, während man hinter ihm die Brücke abwarf, durch welche das Schloß mit der Stadt verbunden war. Getäuscht in seiner Berechnung unternahm Saladin eine förmliche Belagerung; während er das ganze Land der Plünderung hingab, ängstigte er mit acht großen Schleudermaschinen die Besatzung der Feste. Die aus seinen Geschützen geworfenen Mühlsteine schlugen wie rollende Donner gegen die Bollwerke, die festesten Gebäude sanken in Staub, aber einen ganzen Monat lang trotzte Reinald aller Kunst und Gewalt der Feinde, bis König Balduin zum Entsatze kam. In der Schlacht bei Tiberias (3. Juli 1187), wo die Macht von Jerusalem für immer den Streichen der Sarazenen erlag, wurde, wie König Guido selbst, wie der Großmeister des Tempels und so viele andere berühmte Ritter, auch Reinald gefangen. Die vornehmsten Anführer ließ der Sultan vorführen: mit Güte behandelte er den König, dem auch ein in Schnee gekühlter Trank gereicht wurde. Guido nippte und reichte die Schale dem Herrn von Châtillon: „Halt," rief der Sultan, „ich will nicht, daß dieser Treulose in meiner Gegenwart trinke, denn ihm kann ich nicht verzeihen," und gegen Reinald sich wendend: „endlich hat der gerechte Himmel dich in meine Hände gegeben. Erinnere dich der Treulosigkeit, der Grausamkeiten, welche du, auch im Frieden, gegen die Muselmänner übtest. Erinnere dich deiner Räubereien, deiner Lästerungen des Propheten und deiner gottlosen Unternehmung gegen die heiligen Städte Mekka und Medina. Die Zeit ist gekommen, so viele Verbrechen zu bestrafen und meinen Eid zu erfüllen. Geschworen habe ich, durch meine Hand sollst du sterben. Willst du dem Tode entgehen, so nimm meinen Glauben an, dessen Verfolger du gewesen." Trotzig und verächtlich antwortete Reinald, während der Sultan mit dem Säbel nach ihm hieb. Auf ein gegebenes Zeichen stürzte eine Mörderbande in das Zelt, der wehrlose Gefangene wurde ergriffen, und mit den Mördern theilte Saladin sich in die blutige Arbeit. Dem Könige von Jerusalem rollte das Haupt des Märtyrers vor die Füße. Reinald's zweite Ehe war kinderlos geblieben, die Fürstin von Antiochia aber hatte ihm zwei Töchter, Agnes und Alix, geboren. Agnes, gestorben 1196, wurde die erste Gemahlin des Königs Bela III. von Ungarn, die Mutter der Könige Emerich und Andreas II., die Großmutter der heil. Elisabeth, und es ist ein Irrthum der ungarischen Geschichtschreiber und Genealogisten zu rügen, welche die Agnes für eine Tochter des Fürsten Boemund III. von Antiochia halten. Reinald's andere Tochter, Alix, wurde Azzo's V. (III.), des Markgrafen von Este und Ferrara, Gemahlin, und ist eine ihrer Töchter, Beatrix von Este, an König Andreas II. von Ungarn vermählt worden.

Reinald's älterer Bruder, Galcherus II., Herr von Châtillon, Troissy und Montjay, war, wie sein Bruder, auf dem Kreuzzuge König Ludwig's Begleiter, und fiel

in einem Gefechte jenseit Laodicea, am Lycus, den 19. Januar 1148. Sein Sohn, Guido II., nahm zum Weibe die Alix von Montmorency, des Matthäus I. Tochter, und K. Ludwig's VII. Halbschweſter, die nach des Guido Ableben noch zwei Männer hatte. Er ſelbſt kommt 1156 und 1170 in Urkunden vor. Sein jüngſter Sohn, Robert, war Theſaurarius am Dom zu Beauvais, wie er im Juni 1210 zum Biſchof von Laon erwählt wurde. Mit ſeinem Bruder Galcher befand er ſich bei Bouvines in dem franzöſiſchen Heere; 1215 iſt der Biſchof geſtorben. Guido, ſein Bruder, beſaß Montjay und fand vor Ptolemais 1191 den Tod. Des Biſchofs älteſter Bruder, Galcherus III., Herr von Châtillon, Troiſſy, Montjay, Crecy und Pierrefons, wurde Graf von S. Paul, durch ſeine Vermählung mit des Grafen Hugo IV. Erbtochter Eliſabeth. Berühmt ſeit jener Belagerung von Ptolemais, die dem Bruder das Leben koſtete, empfing der aus dem h. Lande zurückgekehrte Galcher von dem Herzog von Burgund das Amt eines Seneſchalks von Burgund, jenes eines Mundſchenken von Champagne von dem Grafen Theobald. Er beſchenkte im J. 1202 die Abtei du Val bei Pontoiſe, folgte 1203 dem König in die Eroberung der Normandie, und 1204 dem Grafen von Montfort in den Kampf gegen die Albigenſer. In dem Kriege mit Flandern nahm er das wichtige Tournay (1213), und in der Schlacht bei Bouvines führte er mit hoher Auszeichnung den aus den Aufgeboten von Ile-de France und Champagne zuſammengeſetzten, den Flamändern gegenüberſtehenden Heerhaufen. Er ſtarb, wie er eben gegen die Albigenſer das Kreuz genommen, vor dem October 1219; gemeinſchaftlich mit ſeiner Gräfin hatte er 1218 zu Cambray reichliche Almoſen ausgetheilt. Außer zwei Töchtern hinterließ Galcherus die Söhne Guido und Hugo. Guido, Graf von St. Paul, Herr von Montjay ꝛc., huldigte 1223 dem König wegen St. Paul, und ebenſo dem Grafen von Champagne, wegen ſeiner daſigen Beſitzungen, folgte dem König in den Krieg gegen die Albigenſer und wurde in der Belagerung von Avignon (Auguſt 1226) durch einen Steinwurf getödtet. Die Leiche wurde in dem Priorat Longueau, bei Châtillon-ſur-Marne, des Ordens von Fontevrault, beigeſetzt. Guido's Gemahlin, Agnes, Tochter Herbert's IV., von Donzy und St. Aignan, und der Mathilde von Courtenay, der Gräfin von Nevers, Auxerre und Tonnerre, war als eine der größten Erbinnen im Reiche dem Könige Heinrich III. von England zugeſagt geweſen, hatte aber 1217 dem älteſten Sohne König Ludwig's VIII., dem Prinzen Philipp, die Hand reichen müſſen. Als deſſen kinderloſe Witwe ging Agnes die zweite Ehe ein mit Guido von Châtillon, dem ſie zwei Kinder, Galcher und Yolantha, ſchenkte. Galcher von Châtillon, Herr von Montjay, Donzy, in Nivernais ꝛc., befand ſich in König Ludwig's IX. Heere, in der bei Taillebourg (1242) dem Grafen von la Marche und den Engländern gelieferten Schlacht, und erlegte eigenhändig den Seneſchalk von Saintonge, als dem des Grafen Banner anvertraut. Auch in dem Kreuzzuge von 1248 befanden ſich Galcher und ſein Oheim „le vaillant comte Hugues de S. Paul," unter Ludwig's IX. Begleitern. Mehrmals gedenkt Joinville des Neffen [4]). Am Abend der Schlacht vom Faſtnacht-Dinstag (1250) trat vor den König „messire Jehan de Valery [5])." In derſelben Nacht fielen die Heiden in das Lager der Chriſten [6]). Wie der König den Rückzug gen Damiata anzutreten verſuchte, führte Galcher abermals den Nachtrab [7]). Galcher war 28 Jahre alt, als ſein Heldentod (5. April 1251) alle die glänzenden Hoffnungen ſeiner Zukunft vernichtete. Außer einem reichen Antheile an dem Stammgute hatte er das bedeutende Erbe der Herren von Donzy beſeſſen; nach ſeiner Großmutter Tode ſollten ihm die Grafſchaften Nevers, Auxerre und Tonnerre zufallen; endlich war ſeine Gemahlin Johanna von Boulogne, die einzige Tochter Philipp's des Borſtigen oder Hurepel, des Grafen von Clermont-en-Beauvoiſis, Mortain und Aumale, und der Gräfin Mathilde von Boulogne und Dammartin. Vermählt durch Eheberedung vom December 1236 beſaß Johanna ſeit dem Ableben ihres Vaters, der ein Sohn von König Philipp Auguſt und der ſchönen Agnes von Meran war, die Grafſchaften Clermont-en-Beauvoiſis, Mortain und Aumale; die Mutter hatte ihr 1245 die große Grafſchaft Boulogne eingeräumt, dazu ſollte noch dereinſt Dammartin kommen. Der Sohn Galcher's von Châtillon würde unter den mächtigſten Fürſten von Frankreich Platz genommen haben, aber er kam nicht, dieſer Sohn und den kinderloſen Galcher beerbte ſeine Schweſter Yolantha, oder deren mit Archibald IX. von Dampierre, dem Herrn von Bourbon, erzeugte Töchter, Mathilde und Agnes. Galcher's Oheim, Graf Hugo von St. Paul, Herr von Châtillon und Crecy, Großmundſchenk von Champagne, erſcheint mit Auszeichnung unter den

4) „Lequel moult bien se porta et eust moult vallu, s'il eust longuement vesqu." 5) „Lui faire une requeste, qui estoit: que le sire de Chastillon le prioit qu'il lui donnast l'arrière-garde. Ce que le roi lui octroia moult voulentiers." 6) Et puis le roi, poure ce que nous ne povions vestir nos haubers, nous envoya messire Gaultier de Chastillon, lequel se logea entre nous et les Turcs, pour estre au devant des engins. Quant messire Gaultier de Chastillon eust rebouté les Sarrazins par plusieurs fois."..... 7) Duquel je ouy parler a ung chevalier, qui l'avoit veu en une rue près du Kasel, là où le roy fut prins, et avoit son espée toute nue ou poing. Et quant il veoit les Turcs passer par celle rue, il leur couroit sus, et les chassoit à tous les coups de devant lui. Et en fuiant de devant lui les Sarrazins, qui tiroient aussi derrière comme devant eux, le couvrirent tout de pilles. Et me dist celui chevalier que quant messire Gaultier les avoist ainsi chassez, qu'il se deffichoit de ses pilles qu'il avoist sur lui, et se armoit de rechief. Et long-temps fut-il là ainsi combatant, et le vit plusieurs fois se eslever sur ses estriefz, criant: „ha! Chastillon, chevalier! Et où sont mes preudes hommes?" Mais ne s'en trouvoit pas ung. Et ung jour après comme j'étois avec l'admiral des gallées, je m'enquis à tous ses gens-d'armes s'il y avoit nully qui en sceust à dire aucunes nouvelles. Mai je n'en peu jamés rien savoir, fors à une foiz, que je trouvay ung chevalier qui avoit nom messire Jehan Frumons, qui me dist, que quant on l'emmenoit prisonnier, il vit ung Turc, qui estoit monté sur le cheval de messire Gaultier de Chastillon, et que le cheval avoit la cullière toute sanglante; et qu'il lui demanda qu'estoit devenu le chevalier à qui estoit le cheval. Et le Turc lui dist, qu'il lui avoit coupé la gorge tout dessus son cheval, et que le cheval estoit ainsi ensanglanté de son sang.

mit seiner Gräfin, zu Tournay den Kreuzbrüdern ein Kloster. Mathilde starb den 29. Sept. 1288, Hugo den 12. März 1289; beide wurden in der Abtei Cercamp beerdigt, wo später die Söhne ihnen ein prachtvolles Monument setzten, was mit vergoldetem Kupfer und Emaillebildern, umschlungen von einem Kranze von Edelsteinen, eingelegt war. Die Söhne Hugo, Graf von Blois, Guido, Graf von St. Paul und Jacob, Herr von Leuze, haben alle drei Nachkommenschaft hinterlassen. Von den drei Töchtern nennen wir die einzige Beatrix, gefeiert als eine der schönsten Frauen und verheirathet an den Grafen von Eu, Johann I. von Brienne. Hugo von Châtillon, der älteste Sohn, wurde durch den Tod seiner Muhme, der Gräfin von Alençon, Graf von Blois und Dunois, Herr von Avesnes, Guise ꝛc. Der Vater war noch bei Leben, wie Hugo, in Gesellschaft seines Bruders Guido, dem Herzog Johann I. von Brabant zuzog, um dessen Streit wegen Limburg ausfechten zu helfen. Mit den zehn Rittern ihres Gefolges nahmen die Brüder Theil an dem großen Tage bei Woringen (5. Juni 1288), und ihnen und dem ihnen zur Unterstützung beigegebenen Grafen von Aërschot mußte sich der Erzbischof von Cöln nach heißem Gefechte gefangen geben. In demselben Augenblicke wurde aber der Andrang der Bergischen so heftig, daß die Kinder von St. Paul ihren Gefangenen nicht übernehmen konnten, sondern ihn dem Grafen von Berg überlassen mußten, der ihn sofort nach Monheim, jenseit Rheins, und in sichern Gewahrsam bringen ließ. Graf Hugo errichtete 1299 sein Testament, starb um 1303 und wurde in der Abtei la Guiche beigesetzt. Seiner Gemahlin, Beatrix von Dampierre, war von dem Vater, dem Grafen Guido von Flandern, in der Eheberedung vom Januar 1287 eine Rente von 1800 Livres Parisis, ein Gut in Flandern und Anderes zugesagt worden. Der Jüngere ihrer beiden Söhne, Johann von Châtillon, genannt von Blois, Herr von Château Renaud, in Touraine, und von Millançay, in Blésois, starb kinderlos nach 1329, der ältere, Guido von Châtillon, Graf von Blois und Dunois, Herr von Avesnes, empfing zu Pfingsten 1313 von König Philipp dem Schönen zugleich mit dessen drei Prinzen, den Ritterschlag, und unterstützte in dem Feldzuge von 1339 mit aller Macht seinen Schwager, den König Philipp von Valois, weshalb auch seine Stadt Guise von Johann von Avesnes niedergebrannt wurde. Er starb 1342, und wurde neben seinem Vater zu la Guiche beigesetzt. Unter ihm ist die Münze zu Blois besonders thätig gewesen; seine Turnose tragen auf der einen Seite die Aufschrift: Castro Blesis, in dem Revers heißt es: Guido comes. Verlobt seit dem 6. Oct. 1310 mit der Prinzessin Margaretha von Valois, des Grafen Karl Tochter, und vermählt den 22. Juli 1311, hatte Guido von ihr drei Kinder, Ludwig, Karl, Maria. Maria von Châtillon, genannt von Blois, wurde dem Herzog Rudolf von Lothringen, und als dessen Witwe vor dem J. 1358 dem Grafen Friedrich von Leiningen angetraut; in ihrer Eheberedung mit Herzog Rudolf war ihre Mitgift auf Guise, Boves, Habonnieres, Rumigny und Aubenton versichert worden. Ihr Bruder, Karl von Blois, welchem der Beiname der Heilige geworden, vermählte sich mit Johanna, der Nichte des Herzogs Johann III. von Bretagne, und sollte in deren Rechte das Herzogthum haben. Diese Erbschaft wurde ihm aber von Johann von Montfort bestritten, und es erhob sich der langwierige Erbfolgekrieg um Bretagne, der bei der Verschwägerung des Hauses Châtillon mit den Valesen auch die Könige von England zu der lebhaftesten Theilnahme aufforderte. Von diesem Krieg und von Karl's von Blois Nachkommenschaft werden wir unter dem Art. Penthièvre handeln. Ludwig von Châtillon, der ältere Sohn Guido's I., und als solcher Graf von Blois und Dunois, Herr von Avesnes ꝛc., verfocht mit Eifer und Ergebenheit seines Bruders und der Valesen Erbrecht, und fiel in der Schlacht bei Creci 1346. Das Jahr darauf schritt seine Witwe, Johanna von Hennegau, zur zweiten Ehe mit dem Grafen Wilhelm I. von Namur. Dem Grafen von Blois hat sie drei Söhne geboren, Ludwig, Johann und Guido II., welche die Erben der mütterlichen Besitzungen, der Grafschaft Soissons, der großen Herrschaften Chimay und Beaumont, in Hennegau, auch der Gebiete von Gouda und Schoonhoven in Holland geworden sind. Ludwig, Graf von Blois, Dunois und Soissons, starb 1372 unverehlicht. Der zweite Sohn, Johann von Châtillon, Graf von Blois und Dunois, besaß bei Lebzeiten seines ältern Bruders allein die Güter in Holland, am 4. Dec. 1356 hat er die Handfeste von Schoonhoven bestätigt und erweitert. Von Holland aus kam er zu Verbindungen mit geldernschen Edelleuten, und diese Verbindungen wurden so innig, daß eine Partei den Gedanken erfaßte, nach des Herzogs Reinald I. Tod ihm das Land zuzuwenden. Mit Reinald war nämlich der Regentenstamm, den man immer noch alberner Weise von den Grafen von Nassau herleitet, zu Grabe getragen worden, und es rief sofort die mächtige Partei der Bronchorsten den siebenjährigen Sohn von Reinald's jüngerer Schwester Maria, den Prinzen Wilhelm von Jülich, als Herzog, und dessen Vater, den Herzog Wilhelm von Jülich, als vormundschaftlichen Regenten aus, während die entgegengesetzte Partei, die der Hekeren, Reinald's ältere Schwester, Mathilde, als Herzogin anerkannte. Mathilde war in erster Ehe mit Gottfried von Heinsberg, dem einzigen Sohne des Grafen Theoderich II. von Looz, in anderer Ehe mit dem Grafen Johann von Cleve verheirathet gewesen, die Hekeren verlangten und erhielten, daß sie sich in Johann von Châtillon den dritten Eheherrn beilege (1372). Nicht nur von seiner Partei und von der Stadt Arnheim, auch von der Mehrzahl der benachbarten Fürsten, denen die fortwährende Vergrößerung des jülich'schen Hauses bedenklich schien, wurde Johann als Herzog von Geldern verehrt. In demselben Jahre aber empfing zu Aachen Wilhelm von Jülich von Kaiser Karl IV. die Belehnung, um auf solche bequeme und wohlfeile Weise seinen Bruder, den Herzog Wenzel von Luxemburg, der in dem Treffen auf der bastweiler Heide Gefangener der Jülicher geworden war, zu lösen. Dem Grafen von Blois blieb allein die Entscheidung der Waffen. Er überrumpelte von Arnheim aus Wageningen

und Kranenburg, belagerte vergeblich zwar Geldern, und nahm verschiedene Burgen in der Veluwe, dann auch Lobith. Arnheim verlor er an die Jülicher, dagegen wurde für ihn Thiel durch Goswin von Vaarick gewonnen. Die Herzogin, seine Gemahlin, unternahm in Gesellschaft ihres treuen Verbündeten, des Bischofs von Utrecht, Arnold von Horn, eine Lustreise nach Thiel [8]). Kaum daß Mathilde und der Bischof der Gefangenschaft entgingen. Dieser nahm bald seine Rache in der Wiedereinnahme von Thiel, in der Eroberung von Venlo und Harderwyk. Zaltbommel wurde von dem Grafen von Blois genommen und gebrandschatzt. Der Bischof kam aber auch mit Holland in Fehde, was der Herzog von Jülich trefflich benutzte (1373 und 1374), wohingegen 1375 die Stadt Zütphen, gegen sein vormundschaftliches Regiment sich erhebend, Partei nahm für die Gräfin von Blois, vorbehaltlich einer Entschließung über die Erbfolge des jüngern Wilhelm von Jülich, sobald dieser zu voigtbaren Jahren gekommen sein würde. Fast die ganze Veluwe huldigte der Gräfin, daher sie auch 1376 die Stadt Harderwyk, Hattem und Elburg um 25,000 alte Schilde an den Bischof von Utrecht verpfänden konnte. Bedeutende Edelleute, wie Gisbert von Bronchorst, Herr zu Borkeloo, Gerhard, und Sweder von Werdenburg, Walram und Jordan von Wyk, Hauptstützen bisher der Gegenpartei, leisteten dem Grafen von Blois die Lehenshuldigung und erkannten ihn als ihren Herzog. Dem zerrütteten Lande suchte Johann einige Erholung zu sichern durch den, Anfangs des J. 1377, mit dem größten Theile der Ritterschaft, und mit den Städten Huissen, Thiel, Wageningen, Harderwyk, Elburg und Hattem auf sechs Jahre errichteten Landfrieden. Zütphen, Nimmegen, Arnheim, Geldern, mit dem Oberquartier, befanden sich demnach noch immer in der Gewalt der Feinde; diese Theile des Herzogthums, durch die Aussicht auf Frieden und Ruhe, an sich zu ziehen, mag Johann gehofft haben; hierin getäuscht, des nutzlosen und kostspieligen Kampfes müde, überließ er dessen Fortsetzung seiner Gemahlin und dem Bischof von Utrecht. Für seine Person wandte er sich nach Schoonhoven, um dort dem Vergnügen und der Üppigkeit zu leben. Das Heranwachsen des Prinzen von Jülich, die Versetzung des Bischofs Arnold von Utrecht nach Lüttich, der Abfall des Gemahls, wirkten höchst nachtheilig auf die Stellung der Gräfin Mathilde. In den ihr scheinbar vollkommen zugethanen Landestheilen erhob sich eine Gegenpartei, zu Thiel wurden in einem Aufruhre mehre von Mathildens Hofdienern und von den Rittern ihres Gefolges erschlagen. Die in ihrem Namen aus den Burgen Eyll und Hönreberg gegen die Bürger von Nimmegen geführte, von argen Plackereien begleitete Fehde wurde verglichen, und der berüchtigtste Raubritter im Lande, Hermann von Eyll, suchte bei dem Herzog von Jülich Versöhnung. Im J. 1379 legte dieser die vormundschaftliche Regierung nieder und der Sohn handelte von dem an als selbständiger Fürst, überzog auch in demselben Jahre, wiewol von dem Vater unterstützt, einen von Mathildens entschiedensten Anhängern, den Reinald von Brederode zu Gennep. Walter von Voorst, als er dem von Brederode eine Schar teutscher Söldner zuführte, wurde erschlagen, Thiel eröffnete seine Thore dem Herzoge, der einen allgemeinen Landfrieden verkündigte, und den Hekeren und den Bronchorsten gleich freundlich sich erwies. Von Allen verlassen mußte Mathilde der Nothwendigkeit sich ergeben, Frieden und eine auf Huissen versicherte Rente, ein dürftiger Ersatz für das Herzogthum, annehmen. Zu Huissen ist sie 1380, zu Schoonhoven das Jahr darnach ihr Gemahl verstorben. Dieser ruht zu Valenciennes bei den Franziskanern, nicht aber in dem von ihm nach dem Brande von 1365 neu aufgebauten Karmelitenkloster zu Schoonhoven. Eheliche Nachkommenschaft hat er nicht hinterlassen, wol aber von Isabella von Isberg oder Zimberg zwei Söhne, Johann und Guido, die Bastarde von Blois, von denen und von deren Sippschaft am Schlusse des Artikels gehandelt wird. Der dritte von Ludwig's I. und der Johanna von Hennegau Söhnen, Guido II. von Châtillon, vereinigte demnach in seiner Person das ganze Eigenthum dieser Linie, bis auf die Grafschaft Soissons, die er durch Vertrag vom 15. Jul. 1367 an den König von England, oder an dessen Schwiegersohn, Ingelram von Coucy, hatte abtreten müssen, hiermit seine Freiheit zu erkaufen. Guido befand sich nämlich unter den Geiseln, welche vor Entlassung König Johann's aus der englischen Gefangenschaft, als Sicherheit für die vollständige Erfüllung des Vertrages von Bretigny gegeben werden mußten, und war mit seinen Unglücksgefährten, seit dem Bruche des Vertrags, als ein Gefangener behandelt worden. Guido benutzte die kaum wieder gewonnene Freiheit zu einem Zuge gegen die Heiden in Preußen, empfing daselbst den Ritterschlag, diente 1370 in dem von den Herzogen von Berry und Anjou gegen die Engländer nach Aquitanien geführten Heere und führte in der Schlacht bei Roosebeek (1382) das Hintertreffen. Nach dem Verluste des einzigen Sohnes verkaufte er 1391 seine Grafschaften Blois und Dunois um 200,000 Goldfranken an den Herzog von Orléans. Die Mutter dieses Sohnes war Maria von Namur, des Grafen Wilhelm II. Tochter. Sie wurde dem Grafen Guido durch Vertrag vom 22. August 1374 vermählt, und hatte, neben einer Aussteuer von 18,000 Goldgulden, eine jährliche Rente von 1000 Gulden aus der Grafschaft Namur zu beziehen, wogegen Guido ihr am 11. März 1374 (1375) ein Witthum von 3000 Pfund jährlich auf die Herrschaft Beaumont anwies, ihr auch durch spätere Urkunden von 1390 und 1396 von den Herrschaften Beaumont und Chimay die Leibzucht verschrieb. Ihr Sohn Ludwig III. von Châtillon, Graf von Dunois und Herr von Romorentin, vermählte sich laut Eheberedung vom 29. März 1386 mit der Prinzessin Maria, Tochter Johann's, des Herzogs von Berry, und starb kinderlos zu Beaumont, den 15. Juli 1391. Der Vater starb auf seiner Burg zu Avesnes, und wurde, gleichwie der Sohn zu Valen-

8) Wo: Na eenige daegen daer binnen met slempen, dansen en hoveeren hadden doorgebraght, heeft ze Willem (der Herzog von Jülich) van Nymegen op 't onvoorsienste koemen verstooren, ende by nacht de mueren beklommen.

es, bei den Franziskanern, in der Kapelle von Blois
igt; ein prächtiges Monument hat er daselbst gehabt.
Ludwig's III. junge Witwe zur zweiten Ehe mit
pp von Artois, dem Grafen von Eu, schritt, so that
ihre Schwiegermutter, die Gräfin Maria. Diese
scheint sich in einer gewissen Abhängigkeit zu dem
g von Orléans befunden zu haben; durch sie vor-
lich wurde jener, den Erben von Châtillon so nach-
ge, Verkauf um Blois und Dunois durchgesetzt; sie
e auch zu ihrem zweiten Manne (1400) einen Hof-
des Herzogs von Orléans, den Peter Brebant, ge-
Clignet, welchen der Herzog nachmals, Vielen zur
underung, zu der Würde eines Admirals von Frank-
beförderte. Das von Graf Guido hinterlassene Ei-
um wurde getheilt, Beaumont und Beaufort in
egau, Gouda und Schoonhoven in Holland fielen
erzog Albert von Baiern, oder vielmehr an Henne-
und Holland zurück; Chimay nahm Theobald von
ons oder Moreuil, in dem Rechte seiner Urgroßmut-
Yolantha von Soissons, die eine Tochter des Gra-
on Soissons, Radulf's III. von Nesle, gewesen;
es und Landrecies kamen an die Linie von Chatil-
enthièvre, an Johann von Blois, den Sohn Karl's
eiligen.

Die Linie von St. Paul. Guido von Châtil-
er andere Sohn des Grafen von Blois, Guido's I.
der Mathilde von Brabant, wurde mit der Graf-
St. Paul, mit Dourlans, Ancre ꝛc. abgefunden.
seinem Bruder stritt er bei Woringen mit höch-
uszeichnung. König Philipp der Schöne, von des-
Gemahlin er der halbbürtige Oheim war, ernannte
en 15. Mai 1296 zum Bouteillirer von Frankreich
000 Franken Gehalt. Er war es, der am Schlusse
eldzugs von 1297 in St. Martin's Abtei zu Tour-
die Friedensunterhandlungen mit England betrieb,
enigstens zu einem Waffenstillstande von zwei Jah-
ührten; sodann ging er nach Rom, um vor Papst
facius VIII., dem von beiden Kronen für ihren Zwist
ten Schiedsrichter, die für Frankreich sprechenden
de, geltend zu machen. Am 5. Sept. 1299 schloß
Strasburg mit Kaiser Albrecht I. das Friedens-
Freundschaftbündniß, dem bald darauf des Herzogs
f von Österreich Vermählung mit Blanca von Frank-
folgte. Wiederum erscheint Guido in dem Congreß
snieres, am 26. Jan. 1301 unter den Abgeordneten
hilipp's. Unter dessen Räthen ist ungezweifelt der
von St. Paul einer der einflußreichsten, von ganz
derer Wichtigkeit zumal für den Zwist mit Papst Bo-
rs. Das Schreiben der Herzoge, Grafen, Barone
Edlen von Frankreich à honorables pères lors chiers
ciens amis les cardinaux de la sainte église de
e, vom J. 1302, trägt unter andern des Grafen
St. Paul Siegel, und er, Ludwig Graf von Evreux,
önigs Bruder, der Graf von Dreux, und Wilhelm
Plasian, Herr von Bezenobre, übernahmen es, als
issarien des Königs, die im Louvre versammelten
de von Frankreich (13. Juni 1303) anzureden. Sie
en von den Gefahren, von welchen durch das Ver-
fahren des Papstes die christliche Republik bedroht, schwu-
ren auf die Evangelien, daß Bonifacius überladen sei mit
Verbrechen, daß eine dringende Nothwendigkeit fodere, der
Kirche einen rechtmäßigen Oberhirten aufzufinden, daß der
König, als der Vorfechter des Glaubens, verbunden sei,
die Einberufung einer Kirchenversammlung zu bewirken,
und gaben schließlich zu erkennen, daß die Prälaten als
Säulen der Religion, die Edlen, als Streiter Israels,
zur Pflicht es sich rechnen müßten, für so heilsames Werk
in Einstimmigkeit zu handeln. Es sollte diese Rede, wie
man sieht, der wüthenden Anklage als Einleitung dienen,
die Wilhelm von Plasian vor derselben Versammlung ge-
gen den Papst erhob. Bonifacius seinerseits täuschte sich
keineswegs um die Personen, von welchen dergleichen An-
griffe ausgingen; in einem öffentlichen Consistorium nannte
er den Siegelbewahrer von Frankreich, den Peter Flotte,
einen Ahitophel, aus schwarzer Nichtswürdigkeit geformt,
einen Ketzer, ein dämonisches Wesen, das beflissen wäre,
den König und das Königreich zu verderben, einen treu-
losen, allem Guten feindlichen Diener, der zu Trabanten
die Grafen von Artois und St. Paul habe. Ihrer be-
diene sich Peter Flotte, um das Gemüth des Königs zu
vergiften. In der Schlacht bei Courtray (11. Juli 1302)
führte der Graf von St. Paul das Hintertreffen, das er
beinahe unversehrt aus der Schlacht brachte; von einigen
wurde der zeitige Rückzug, den er bei dem Anblicke der
hoffnungslosen Zerrüttung des Mitteltreffens anordnete,
der Klugheit, von andern der Zaghaftigkeit zugeschrieben.
Dagegen war er es vornehmlich, welcher, obgleich sein
Lagerquartier, wie jenes des Grafen von Valois, von den
stürmenden Flamändern eingenommen worden, an dem
blutigen Tage von Mons-en-Puelle (19. Aug. 1304) die
Ehre der französischen Waffen, und auch die hart be-
drängte Person des Königs errettete, sodaß es ihm allein
zuzuschreiben war, wenn das Ergebniß dieser, von den
Franzosen als ein Sieg verkündigten, Schlacht unentschie-
den geblieben ist. Als die abermaligen Zwistigkeiten mit
Flandern (1313) sich, bei dem Anzuge der französischen
Heere, zu Unterhandlungen wendeten, waren es die Gra-
fen von Evreux und St. Paul, dann Ingelram von Ma-
rigny, denen die Führung dieser Handlung anbefohlen
wurde. In Philipp's des Schönen Testament ist St.
Paul zu einem der Executoren bestellt. Unter der neuen
Regierung diente er vorzüglich seinem Schwiegersohne, dem
Grafen von Valois, um Ludwig's X. Gemüth gegen In-
gelram von Marigny einzunehmen, um dem jungen Kö-
nige beizubringen, daß der Fall des gehaßten Ministers
das einzige Mittel wäre, um den Groll des Volkes zu
beschwichtigen. Noch enger wurde des Grafen von St.
Paul Verbindung mit dem Grafen von Valois nach dem
Absterben Ludwig's X.: wie eine mächtige Partei in Er-
wartung der Entbindung der Königin, die Regentschaft
nicht dem Bruder des verstorbenen Königs, sondern dem
Grafen von Valois zuwenden wollte, erscheint St. Paul
als einer der Leiter dieser Partei. Philipp der Lange
wurde aber nicht nur von dem Parlament als Regent,
sondern bald auch als König anerkannt, und zu rechter
Zeit, hiermit aller fernern Unannehmlichkeit entgehend,

starb Graf Guido, den 6. April 1317. Maria, Tochter des Herzogs Johann II. von Bretagne, vermählt 1292, gest. 5. Mai 1339, hatte ihm acht Kinder geboren. Der zweite Sohn, Jacob, Herr von Ancre, starb um 1365, ohne Nachkommenschaft, daher seine Herrschaft Ancre seinem Neffen, Radulf von Coucy, zufiel. Mathilde von Châtillon genannt von St. Paul, wurde, laut Eheberedung vom Juni 1308 die dritte Gemahlin des Grafen Karl von Valois, und starb den 3. Oct. 1358, Mutter, unter andern, der Kaiserin Blanca, Gemahlin Karl's IV. Beatrix von Châtillon wurde an den Vicomte von Châteaudun, Johann von Flandern, Isabella an Wilhelm von Coucy verheirathet; laut der Eheberedung vom Mai 1311 sollte Isabella eine Mitgift von 20,000 Livres haben, als deren Bürgen der Vater unter andern den Grafen von Valois bestellte, während er sich zugleich anheischig machte, vier „des bonnes villes de sa comté de St. Paul," nämlich St. Paul, Lucheu, Pernes und Ancre zu bewegen, daß sie sich nöthigenfalls zu Zahlung der 20,000 Livres verpflichten würden. Maria von Châtillon wurde an Aimar II. von Valence, Grafen von Pembroke, Eleonora an Johann II. Malet von Graville, einen der größten Barone der Normandie, Johanna an Milo von Noyers, des Königs von Frankreich Statthalter in Artois, verheirathet. Johann von Châtillon endlich, Graf von St. Paul, Herr von Bohain, Dourlans ꝛc., Guido's älterer Sohn, erscheint in großem Ansehen an dem Hofe Philipp's VI., auch an des Königs Seite in den Feldzügen gegen die Engländer, und starb vor 1344. Er hatte sich im Dec. 1319 mit Johanna von Fiennes verheirathet, und von ihr drei Kinder: Guido II., Mathilde und Johanna. Diese, Frau auf Freneuch, blieb unverheirathet. Guido II., Graf von St. Paul, stand, so lange er minderjährig war, unter der Vormundschaft seiner Mutter, und nachmals ihres zweiten Mannes, des Johann von Mortagne. Guido folgte seinem Oheime, dem Connétable Robert von Fiennes, in die Feldzüge von 1357—1359, wurde mit andern Großen als Geisel für die Erfüllung des Vertrags von Bretigny gegeben, und starb gleich nach seiner Ankunft in England 1360, ohne Kinder zu hinterlassen, aus seiner am 8. Dec. 1350 eingegangenen Ehe mit Johanna, der Tochter Johann's von Luxemburg-Ligny. Es beerbte ihn demnach seine Schwester Mathilde, die seit 1350 an seinen Schwager, Guido von Luxemburg, verheirathet. Mathilde hat nicht nur die Grafschaft St. Paul, sondern auch der Fiennes reiches Besitzthum in das Haus Luxemburg getragen.

Die Linie von Leuze. Jacob von Châtillon, dritter Sohn des Grafen Guido I. von Blois und der Mathilde von Brabant, wurde mit den hennegauischen Herrschaften Leuze und Condé, beides ungemein bedeutende Besitzungen, abgefunden. Im J. 1293 verbürgte er sich mit andern für den Grafen Johann von Hennegau, daß dieser künftig dem König von Frankreich hold und gewärtig sein werde. Im J. 1295 wurde er von seinem Neffen, dem König Philipp dem Schönen, an das Hoflager Adolf's von Nassau, des teutschen Kaisers, abgesandt, und gelang es ihm, denselben von der angedrohten Theilnahme an dem Kriege mit England abzulenken. Im J. 1295 durch eine starke Subsidie für den Dienst des Königs von Frankreich gewonnen, nahm er von dem an an allen Unternehmungen Philipp's des Schönen Theil, von dem er auch 1300, nach der scheinbaren Unterwerfung von Flandern, dem Lande zum Statthalter gesetzt wurde; beigegeben war ihm eine von dem Grafen Robert von Boulogne befehligte Kriegsmacht von 1200 Reisigen. Bald äußerte sich in Brügge ein drohendes Misvergnügen über die neue Ordnung der Dinge; das Volk befreite den wegen demagogischer Gesinnung zu Gefängniß gebrachten Vorsteher der Wollenweberinnung, den Peter de Koning, und trieb die zum Widerstand gerüsteten, auf Entsatz von dem Statthalter hoffenden Geschlechter, durch seine Übermacht in das Castell (Juli 1300). Jacob von Châtillon (er hieß nicht Jacques d'Espinoy, wie in einem neuern Geschichtswerke zu lesen, war auch nicht Graf von Châtillon) befand sich mit 500 Reisigen vor den Thoren der Stadt, ohne es jedoch wagen zu dürfen, den Eingang zu erzwingen, vielmehr mußte er sich entschließen, den Anzug seines Bruders, des Grafen von St. Paul, abzuwarten. Bei dem Anblicke der unter den Befehlen der beiden Brüder vereinigten Macht fielen die von Brügge in Kleinmuth und capitulirten. Peter de Koning und sein Anhang verließen die Stadt, der Statthalter wurde gebührend aufgenommen, verfuhr leidlich mit den einzelnen Bürgern, ließ aber die Mauern und Wehrthürme der Stadt, sammt den Thoren, abbrechen. Dagegen suchte die Gemeinde Hilfe zu Paris, bei dem Parlament; der Statthalter aber, gleichwie er in Lille und Courtray Burgen erbaute, wollte dergleichen zu mehrer Sicherheit auch in Brügge aufführen. Um die Gelder zu solchem Bau aufzubringen, wurden ganz unerhörte Abgaben eingeführt: während der Statthalter die höhern Stände gänzlich verschonte, mit Ausnahme nur der Familien, die ihm durch ihre besondere Ergebenheit zu dem flamändischen Grafengeschlechte gehässig, foderte er von den Handarbeitern eine Gewerbesteuer, die ein Viertheil des täglichen Verdienstes ausmachte. Viele der gedrückten Arbeiter mußten ihr Gewerbe aufgeben, viele Kaufherren gingen außer Landes. Die um solche Bedrückung erhobenen Klagen beantwortete der Statthalter durch eine neue Mehlsteuer, der Hoëkthol genannt. Von der Stimmung in Brügge hörten des Grafen von Flandern zwei Söhne, Johann und Guido von Dampierre, jener in Namür Graf, und sie versuchten es, von ihr Vortheil zu ziehen gegen die Unterdrücker ihres Hauses. Auf ihren Betrieb kehrte Peter de Koning mit seinem Anhang nach Flandern zurück, und es versammelte um ihn der Zulauf der vertriebenen Weber und Walker eine bedeutende Macht, daß er es wagen durfte, in der Vaterstadt wieder sich blicken zu lassen. Grade (Frühjahr 1302) erkannte das Parlament in Paris, in Beantwortung der angebrachten Klage, es müßten die Festungswerke von Brügge geschleift bleiben: durch Aufruhr sei die Bürgerschaft der früher besessenen Rechte und Freiheiten verlustig gegangen und dem Willen des königlichen Statthalters verfallen. Der hierdurch veranlaßte allgemeine Unwille der Stadt wurde für Ko-

ning ein Sporn zu weiterer Kühnheit; mit Gewalt verjagte er Châtillon's noch immer bei der Schleifung der Mauern und Wälle beschäftigte Arbeiter. Ihm das zu wehren, oder das zu bestrafen, vermochte Châtillon gleich wenig, vielmehr verließ er, begleitet von allen Anhängern der Franzosen, nochmals die Stadt. Ähnliche Dinge ereigneten sich um dieselbe Zeit im Lenzmonate zu Gent, dessen Bürger allein durch die Abneigung gegen das Haus Dampierre sich abhalten ließen, mit Brügge gemeine Sache zu machen. Unangesehen der Lauheit der Genter trugen die von Brügge über ihre Mauern hinaus den Krieg, sie bemächtigten sich verschiedener Posten, sie luden einen nahen Anverwandten des Hauses Dampierre, den Grafen Wilhelm von Jülich ein, sich in ihre Mitte zu begeben, und die Leitung der Operationen gegen Châtillon und die Franzosen zu übernehmen. Während der Junker von Jülich unter dem Jubel des begeisterten Volkes in Brügge eintritt, hielt Châtillon einen Tag zu Courtray, zu welchem er, außer der Ritterschaft von Flandern, auch viele Edle aus Hennegau und Vermandois geladen hatte, um die Mittel gegen den allem ritterlichen Wesen bedrohlichen Aufruhr in Brügge zu berathen und zu bereiten. Dem Junker von Jülich, als er von der Macht des zu Courtray versammelten Adels hörte, entsank der Muth; heimlich entwich er aus der Stadt nach dem Lande der vier Ambachten. In der allgemeinen, durch seinen Abfall erzeugten, Niedergeschlagenheit unternahm Peter de Koning gleichwol einen Zug nach Aardenburg, wo man für Frankreich Partei ergriffen hatte. Siegreich kehrte er von dannen nach Hause, aber die Anhänger der Franzosen, die Lilianen, hatten mittlerweile die Zeit benutzt, um bei ihren Mitbürgern Besorgnisse wegen der Folgen des zeitherigen Treibens zu erwecken. Peter de Koning und seine Scharen fanden die Thore geschlossen und der Anzug von Châtillon ließ ihnen nichts weiter übrig, als zu thun, wie der Junker von Jülich, nach den Ambachten sich zu wenden. Der rüstigsten Vertheidiger und des unerschrockenen Rathgebers beraubt, suchten die Bürger von Brügge Gnade bei dem Statthalter, und sie wurde ihnen auch diesmal nicht versagt. Nur sollten die, welche sich schuldig fühlten, für ihre Lebzeit die Stadt verlassen, die Übrigen sich unbedingt der Entscheidung des Königs ergeben. Über 5000 Menschen ergriffen den Wanderstab und gingen zum Theil nach Damm und Aardenburg; ein anderer Haufen legte sich vor Oostburg, nahm das und erschlug die Lilianen. Am 24. Mai zog Châtillon in Brügge mit 1700, nicht, wie er es versprochen, mit 300 Reisigen und mit einer angemessenen Zahl Fußvolkes ein, und bemühte sich den Haß in keiner Weise zu verbergen, den er gegen die hochmüthigen Krämer und das freche Gesindel von Brügge empfand. Die unwahrscheinlichsten Gerüchte über das Schicksal, das er der Stadt bereite, fanden Glauben; in der allgemeinen Aufregung wurden den Ausgewanderten Boten nachgesandt, sie zu eiliger Rückkehr aufzufordern, damit sie ihre Frauen und Kinder retten mögen. Sie gehorchten dem Rufe, und zu dem verzweifelten Haufen, der schon am andern Morgen mit Tagesanbruch vor den Thoren hielt, gesellten sich Bauern in großer Menge und de Koning mit seinen Anhängern. Von allen Seiten wurde die Stadt bestürmt, während drin die Bürger gegen die Franzosen sich erhoben, der Bouverye-, Smede- und Catelynepoorte Meister wurden, hatten Breyel und Koning von außen erfolgreiche Angriffe gegen die Spey- und Cruyspoorte gerichtet. In ihren Quartieren von den Wirthen verrathen oder gemordet, von einer Straße zur andern getrieben, konnten die Franzosen sich nirgends zu Haufen vereinigen, und je hartnäckiger der Widerstand der Einzelnen war, je blutiger wurde die Niederlage. Von den Reisigen fielen 1500, von den Fußgängern 2000, denn jeder war des Todes, der nicht mit flamändischem Accent zu sagen wußte: Schilt en vrient. Châtillon, dem das Pferd unter dem Leibe erstochen worden, verbarg sich bis zur Nacht in dem Hause eines befreundeten Edelmanns, dann schlich er sich Abends um sieben Uhr, in eine Mönchskutte gehüllt, in Gesellschaft des Siegelbewahrers von Frankreich, des Peter Flotte, nach der Smedepoorte, da schwammen die beiden, wehrend der ihnen folgende Diener ertrinken mußte, über den Graben und entkamen nach Courtray, für dessen Bewahrung und Befestigung sie sogleich Vorsorge trafen. Das Gleiche that Châtillon zu Lille, gleichwie er den Gentern, nur um sie von der Verbindung mit Brügge abzuhalten, alle Freiheiten bestätigen ließ, die sie nur zu haben wünschten. Als aber, seinen Bemühungen zum Trotz, eine Stadt um die andere verloren ging, fand er es nöthig, persönlich an den Hof zu gehen, um da mächtige Hilfe zu suchen, und ließ er den Peter Flotte in Lille als Commandanten zurück. Alsbald wurde ein stattliches Heer von 7000 Reisigen und 40,000 Fußgängern ausgerüstet und von Robert von Artois nach Flandern geführt; da kam es bei Courtray (11. Juli 1303) zur Schlacht, die mit beispielloser Niederlage der Franzosen endigte. Jacob von Châtillon befand sich unter den Todten. Mit Katharina von Condé hat er die Herrschaften Carency, Bucquoy, Duisant und Aubigny in Artois erheirathet. Sein älterer Sohn, Hugo Châtillon, Herr von Leuze, Condé, Carency, Bucquoy, und Aubigny, empfing von König Philipp dem Schönen eine Pension, als Belohnung der Verdienste seines Vaters, folgte dem Connetable von Châtillon in den Zug nach Artois, 1323, und starb 1329. Aus seiner Ehe mit Johanna, Frau von Argies und Catheu, kamen die Töchter Johanna und Katharina. Johanna von Châtillon, Frau auf Leuze, Condé, Carency, Aubigny, wurde 1335 an Jacob I. von Bourbon, Grafen von la Marche, verheirathet, und starb um Mariä Himmelfahrt 1371. Ihre Schwester Katharina, vermählt 1) an Johann von Pecquigny, 2) an Graf Johann III. von Grandpré, erhielt 1383 ein Urtheil, welches ihrem Neffen, dem Prinzen des Hauses la Marche, auferlegte, mit ihr zu theilen. Des bei Courtray gefallenen Jacob von Châtillon jüngerer Sohn, Guido von Châtillon, Herr von Blais, war der Großvater von Jacob II., Kaspar und Hugo. Kaspar und Hugo fielen bei Azincourt, 1415, Jacob II. von Châtillon, Herr von Blais und la Bastie, wurde der Vater von Nicolaus, mit dessen Töchtern, Mathilde und Blanka, die ganze Linie in Leuze erloschen ist.

Die Linie von Porcien. Galcher von Châtillon, des Grafen Hugo von St. Paul und der Gräfin von Blois, der Maria von Avesnes, dritter Sohn, empfing sein Erbtheil in Gütern in der Brie, namentlich die Herrschaften Crecy, Crevecoeur, Marigny und Troissy, heirathete Isabella, die Tochter des Marschalks von Champagne, des Wilhelm von Villehardouin genannt Lisigny, und starb 1261. Sein älterer Sohn, Galcher II., Herr von Châtillon und Crecy, Graf von Porcien, wurde, als ein Ritter von bedeutendem Rufe, 1286 von König Philipp dem Schönen zum Connétable der Champagne bestellt, und vertheidigte in dieser Eigenschaft 1297 die Provinz gegen einen verheerenden Angriff des Grafen Heinrich III. von Bar, als dieser seinem Schwiegervater, dem König Eduard I. von England, zu gute, eine Diversion machen wollte. Die feindlichen Scharen wurden zurückgeworfen. Im J. 1302 ging Galcher mit Johann von Harcourt und Johann Moucher nach Italien, um daselbst des Königs Erklärung, daß dieser nicht weiter den Papst zum Schiedsrichter in seinem Zwiste mit England haben wolle, anzubringen. Nach der Niederlage bei Courtray an die Stelle des Radulf von Nesle zum Connétable von Frankreich ernannt, mußte Galcher die unbeschützte Grenze gegen den Andrang der siegestrunkenen Flamänder vertheidigen. Er sammelte bei St. Omer die dem Blutbade entkommenen Heerestrümmer, zog alles Volk an sich, die bei der Bewehrung von Tournay, Terouanne, Bethune entbehrlich, und suchte durch den kleinen Krieg die Gegner hinzuhalten. Lessines mußte er an sie aufgeben, dafür besiegte er das Aufgebot von Wynorbergen, das 1000 Mann auf dem Platze ließ. Wiederum wurde ein anderer Haufen von Flamändern, der das Schloß zu Arques, an der Aa, belagerte, mit Verlust von 3000 Mann abgetrieben, nicht minder die Unternehmen der Feinde auf St. Omer vereitelt. Aber in dieser Stadt waren Galcher und die Seinigen in so drückende Schulden gerathen, daß er unter dem Vorwande, mit den Flamändern schlagen zu wollen, auszog, und nicht wieder kam, vielmehr in Arras sich festsetzte. Bei Mons-en-Puelle (1304) stritt er mit großer Auszeichnung, auch war er der Begleiter von Ludwig, dem ältesten Prinzen König Philipp's, auf der Fahrt nach Navarra (Juli 1307). Galcher vereitelte alle Anschläge des Kronprätendenten, Don Fortunius, den er, mit den vornehmsten seiner Anhänger, nach Toulouse in die Gefangenschaft schickte, und ließ sodann zu Pamplona, am 1. Oct. 1307, seinen Prinzen krönen. Als Ludwig hierauf auch den Thron von Frankreich bestieg, fiel dem Connétable, wie von selbst, die oberste Leitung der Angelegenheiten zu, und sterbend noch bewährte Ludwig das dem Connétable geschenkte Vertrauen, indem er denselben zu einem seiner Testaments-Executoren bestellte. In dem Zwiste um die Ernennung eines Regenten, während der Schwangerschaft der Königin Clementia, war es vornehmlich der Connétable, welcher die Ansprüche des Bruders von Ludwig X. gegen den Grafen von Valois schirmte. Zur Zeit von Ludwig's X. Absterben befand der Prinz Philipp sich in Avignon, und nur auf wiederholte Mahnung trat er den Weg nach Paris an. Der Connétable zog aus, ihn zu empfangen, und wollte den Prinzen in den Louvre einführen. Den hatte aber der Graf von Valois eingenommen und mit Reisigen und Schützen wohl besetzt. Da rief der Connétable die Bürger ins Gewehr, führte sie zum Angriff, und nahm, aller Gegenwehr ungeachtet, die Burg. Von dem Regenten wurde er sofort (1316) ausgesandt, um den um die Erbfolge in Artois schwebenden Streit durch eine Sequestration beizulegen, und den bewaffneten Parteien im Lande Frieden zu gebieten; dann that er, in demselben Jahre noch, in Auftrag des Regenten, jetzt Philipp's V., einen verheerenden Einfall in Flandern, der vornehmlich die Umgebung von Wynorbergen traf, und mit einem Waffenstillstande, bis Pfingsten 1317, endigte. Nach dessen Ablauf führte der Connétable abermals ein Heer über die Grenze, es kam zu neuen Handlungen, zu Anstand auf längere Zeit, endlich zu dem Frieden vom 5. Mai 1320. Von König Karl IV. wurde Galcher zu einem der Executoren seines Testaments vom October 1324 bestellt, und im Friedenstractat mit England, vom 31. Mai 1325, sowie in dem zweiten Vertrage vom 31. März 1326, erscheint er unter den Commissarien. Der bei Montcassel, am 22. Aug. 1328 über die Flamänder erfochtene große Sieg, wurde mehrentheils seinen Anordnungen zugeschrieben. Er hat denselben aber nur kurze Zeit überlebt, und ist, mit Ruhm und Ehren bedeckt, 1329 gestorben, in einem Alter von 80 Jahren. Er wurde in der Abtei Pont-aux-dames beerdigt, deren besonderer Wohlthäter er gewesen war. Im J. 1303 hatte er von König Philipp das für ihn zu einer Grafschaft erhobene Porcien, oder Château-Porcien, an der Aisne, gegen die Hingabe von Châtillon-sur-Marne eingetauscht. Er war dreimal verheirathet, mit Isabella von Dreux, mit Helisende von Vergy, der Witwe des Grafen Heinrich II. von Vaudemont (sie ist 1312 gestorben), mit Isabella von Rumigny, des Herzogs Theobald II. von Lothringen Witwe, verm. 1314. Als Witthum von Lothringen besaß Isabella, außer einer Rente von 1200 Pfund, Neufchâteau, die Stadt und Burg an der Maas. Daselbst ließ der Connétable münzen. Das wollte sein Stiefsohn, Herzog Friedrich IV. von Lothringen, verhindern, indem er befürchtete, es möge der Connétable das von seinem König gegebene Beispiel nachahmen, unter gutem Stempel schlechte Münze prägen, und dergleichen loose Waare in Lothringen absetzen. In den Verträgen von 1318 und 1321 mußte der Herzog zugeben, daß der Connétable, so lange seine Gemahlin am Leben wäre, jedoch nach nancyer Fuß, münze, wogegen dieser sich verpflichtete, den halben Schlagschatz an die herzogliche Kammer abzuliefern, auch seine guten Dienste versprach, um dem lothringischen Gelde in Frankreich Cours zu verschaffen. Aus der ersten Ehe hatte der Connétable sechs Kinder: Galcher III., Johann, der Stammvater der Linie in la Ferté, Hugo, von dem die Linie der Vidames von Laon herkommt, Johanna, die Gemahlin des Herzogs von Athen, Walter's V. von Brienne, Maria, vermählt an Guichard VI. von Beaujeu und Dombes, Isabella, die Äb-

tissin von Nôtre-Dame zu Soissons. In der zweiten Ehe des Connétable war der einzige Sohn Guido geboren, der Ahnherr der Linie von la Fere-en-Tardenois. Dieser besaß, außer la Fere-en-Tardenois, St. Lambert und Guisigny, vermählte sich 1325 mit der Prinzessin Maria von Lothringen, des Herzogs Theobald II. Tochter, war 1335 Statthalter in Hochburgund, und starb den 2. Oct. 1362. Sein Sohn Galcher, Vicomte von Blaigny, verkaufte 1394 die Castellanei la Fère-en-Tardenois an den Herzog von Orleans, starb 1404 und wurde in der durch ihn neuerbauten Kirche der Abtei Igny beigesetzt. Galcher's ältere Tochter, Maria von Châtillon, Vicomtesse von Blaigny, ward an Heinrich von Mömpelgard auf Orbe, die jüngere, Johanna, Frau auf St. Lambert, an Johann von Ghistel verheirathet. Geraume Zeit vorher war auch die Linie der Vidames von Laon erloschen. Galcher, der Sohn ihres Begründers, des Hugo, der von dem Vater her Pontarcy, Auzoy, Rozoy in Thierache und Requignies, von der Mutter wegen Clacy, Chaufery und die Vidamé von Laon besaß, hinterließ aus seiner Ehe mit Maria von Coucy drei Töchter, von denen die älteste, Maria von Châtillon, verm. 6. Mai 1364 mit Johann von Craon auf Dommart, am 6. Mai 1389 die Vidamé Laon um 9000 Livres an Friedrich Cassinel, den Bischof von Aurerre, verkaufte. Des Connétable von Châtillon ältester Sohn, Galcher III., Herr von Tour, Dampierre und Sompuis, in Champagne, durch seine Vermählung mit Margaretha von Dampierre (1305), gerieth wegen der Auseinandersetzung der Erbschaft des Hauses Dampierre in Fehde mit Wilhelm von Dampierre, dem Oheime seiner Frau, 1310, und starb den 25. Aug. 1325, vor dem Vater, was bei der Gleichheit der Namen einige Schriftsteller veranlaßt haben mag, den Tod des Connétable in das J. 1325 zu versetzen. Galcher's III. jüngerer Sohn, Johann, stiftete die Linie Châtillon-Dampierre, der ältere, Galcher IV., folgte dem Großvater in der Grafschaft Porcien, besaß außerdem Tour und Nesle, erheirathete mit Johanna, der Tochter Hugo's von Conflans, des Marschalks von Champagne, die Herrschaften Precy und Berneuil-sur-Marne, und starb 1342, nachdem er noch einen sehr widerwärtigen Rechtshandel mit dem Domcapitel zu Rheims, wegen der auf dessen Gebiet angerichteten Verwüstung, hatte führen müssen. Sein ältester Sohn, Johann von Châtillon, Graf von Porcien, Herr von Tour und Nesle, empfing 1346 den Ritterschlag, unterstützte getreulich seinen Vetter, Karl von Blois, in dem Kriege um Bretagne, und wurde 1360 als Geisel für den Vertrag von Bretigny, nach England gebracht. Bei dem Wiederausbruche der Feindseligkeiten, 1369, hatte K. Eduard III. nicht übel Lust, ihm den Kopf abschlagen zu lassen; nachmals gegen schweres Lösegeld freigegeben, diente er 1380 mit einem Ritter und acht Wäpelingen, unter dem Herzoge von Burgund gegen die Engländer in Champagne und Picardie. Er lebte noch 1390. Seine erste Frau, Johanna von Aspremont, verm. vor dem Oct. 1346, besaß die Herrschaft Chaumont, in dem Lande Porcien; die zweite, Jacobine von Trie, erscheint bereits 1350 als Gräfin von Porcien und quittirt am 4. Juli 1371 über 120 Goldfranken: „que le roi lui avait ordonnez, pour s'ordonner et monter plus honorablement en la compagnie de madame Jeanne de France ès parties d'Arragon.“ Jacobine lebte nicht mehr 1388; ihr scheinen die beiden Kinder, Johann II. und Margaretha, anzugehören. Johann II. von Châtillon, Graf von Porcien, Herr von Tour und Nesle, führte 1389 Proceß mit der Schwester um die mütterliche Erbschaft, verkaufte am 10. Oct. 1400 die Grafschaft Porcien an den Herzog von Orleans, und starb ohne Nachkommenschaft. Seine Schwester, Margaretha, wurde an Wilhelm de Fayel, den Stammler, verheirathet, und haben ihre Kinder, nach der Blanca von Trie Absterben, die Grafschaft Dammartin ererbt.

Die Linie in Dampierre. Johann von Châtillon, der zweite Sohn Galcher's III. und der Margaretha von Dampierre, und demnach ein Enkel des Connétable, besaß Dampierre und Sompuis, diente den beiden ersten Königen aus dem Stamme der Valesen mit Auszeichnung, vornehmlich in der Vertheidigung von Bethune gegen die Flamänder, und starb 1362. Sein und der Erbin von Rollencourt, in Artois, Sohn, Hugo von Châtillon, Herr von Dampierre, Sompuis und Rollencourt, diente 1359 unter Arnold von Cervolle, dem Landeshauptmann in Berry und Nivernais, und 1360—1361 mit 4 Rittern und 50 Wäpelingen unter dem Connétable von Fiennes in Languedoc. Am 14. Oct. 1364 wurde er als Maître des Arbalestriers eingeführt. Bei dem Wiederausbruche des Krieges mit England befehligte er in der Picardie ein besonderes Corps: er nahm mit Gewalt Abbeville, durch Übereinkunft St. Valery, Rue, le Crotoy, bis ein bedeutendes Heer, von dem Herzog von Lancaster herübergeführt, weiteren Fortschritten ein Ziel setzte. Mit Mühe nur wurde Harfleur, und die daselbst vor Anker liegende Flotte gegen den blitzschnellen Andrang der Engländer gerettet. Mismuthig über das Verfehlen eines wohlausgedachten Entwurfs wandte sich der Herzog von Lancaster nach der Somme zurück; da hatte Châtillon seiner Nachhut einen Hinterhalt gelegt, allein, indem Hugo die Engländer zu überraschen wähnte, wurde er selbst von des Königs von England Seneschalk in Ponthieu, von Nicolaus von Louvain, überfallen und zum Gefangenen gemacht. Bei der Einnahme von Abbeville hatte der Seneschalk sich ihm gefangen geben müssen, war aber gleich gegen Lösegeld entlassen worden, jetzt wurde Châtillon nach England geführt, und zwei Jahre festgehalten, bis er mit schwerem Golde, dazu König Karl V. 8000 Franken steuerte, sich lösen konnte. Zum capitaine général et souverain für Picardie, Artois und Boulonais ernannt, erscheint Hugo in dieser Eigenschaft in den J. 1373 und 1374. Im J. 1379 wurde er seines Amtes als Maître des Arbalestriers entsetzt, vielleicht um des Verdachtes willen, daß er, als ein Châtillon, den Widerspruch der Witwe Karl's von Blois gegen die verordnete Einziehung von Bretagne zur Krone unterstützen möchte. Gleichwol diente er 1380 unter dem von Coucy in der Picardie, 1381 bei der Belagerung

von Gent, und 1382, nachdem er vorher in das Amt eines Maître des Arbalestriers wieder eingesetzt worden, in der Schlacht von Rovsebeek. Noch 1388 bekleidete er dieses Amt, 1390 war er bereits gestorben. Aus seiner Ehe mit Agnes von Sechelles, der Witwe Johann's II. Tirel von Poix, kamen zwei Söhne. Der ältere, Jacob von Châtillon, Herr von Dampierre, Sompuis, Rollencourt, königlicher Rath und Kämmerer, ergab sich, nachdem er verschiedene Feldzüge gemacht hatte, namentlich unter den Befehlen Walram's von Luxemburg, des Grafen von St. Paul, jenen von 1405, gänzlich der Partei des Herzogs von Burgund. Dieser ließ ihm am 23. April 1408 das einem Anhänger des Hauses Orléans, dem Peter von Brebant, genommene Amt eines Admirals von Frankreich verleihen. Brebant gab aber darum das Amt nicht auf, vielmehr hatte der von Châtillon mit ihm bis in das J. 1413 zu streiten. Am Feldzuge des Herzogs von Burgund gegen die Lütticher, von 1408, nahm Châtillon Theil, und 1410 schloß er zu Boulogne mit dem englischen Gesandten einen Waffenstillstand ab. Zuletzt der Admiralschaft entsetzt, zog er sich nach Rollencourt auf sein Gut zurück, bis die Wiederaufnahme der Feindseligkeiten gegen die Engländer ihn nochmals zu den Waffen rief. Bei Azincourt (25. Oct. 1415) fand er den Tod. Um das Jahr 1392 hatte er sich mit Johanna de la Rivière, die damals zwar noch ein Kind von etwa zehn Jahren war, vermählt. Johanna, eine der berühmtesten Schönheiten des Hofes, hatte von ihrem Vater, von Karl, alias Bureau de la Rivière, dem ersten Kammerherrn der Könige Karl V. und VI., die Herrschaft Beauval zur Mitgift erhalten, und lebte noch 1445. Von ihren drei Söhnen, Jacob, Walram und Ludwig, starb der jüngste, Ludwig, ohne Nachkommenschaft, nach 1460; er hatte 1445 mit der Mutter um die von ihrem Vater herrührende Herrschaft Yerre vor dem Châtelet zu Paris einen Rechtsstreit geführt. Jacob von Châtillon, Herr von Dampierre, Sompuis und Rollencourt, entsagte zu Anfange des J. 1413 aus Furcht vor den Unruhen, welche er kommen sah, seinem bisherigen Aufenthalte zu Paris. Von dem Tode des alten Königs an hielt er unverbrüchlich zu Karl VII., weshalb von der englischen Regierung seine Güter eingezogen und an den Grafen von Brenne verliehen wurden. Zu einigem Ersatze dafür erhielt er von dem Könige das durch Johann's von Naillac Tod erledigte Amt eines Groß-Panetier von Frankreich, um welches er aber bis zum J. 1439 mit Roland von Donguerre zu streiten hatte. Dann entschied ein Parlamentsspruch zu Gunsten Jacob's. Er starb bald nach 1446; seine Ehe mit Johanna Flotte, der Erbin von Revel und Montcresson, der Witwe des Franz von Aubischecourt, war kinderlos. Sein Bruder, Walram von Châtillon, Herr von Beauval, und nachmals auch von Dampierre, Sompuis und Rollencourt, erhielt aus der Erbschaft seines Oheims de la Rivière die in Nivernais belegenen Herrschaften Drury und Burcy, die er an Jacob von Chabannes verkaufte; er lebte noch 1471. Aus dessen Ehe mit Johanna von Saveuse kamen zwei Töchter, Margaretha, Frau auf Dampierre, Sompuis und Rollencourt, die an Philipp von Lannoy auf Willerval, und Barbara, Frau auf Beauval, die 1479 an Johann II. von Soissons-Moreuil verheirathet worden ist.

Die Linie von la Ferté-en-Ponthieu. Des Connétable Galcher und der Isabella von Dreux anderer Sohn, Johann von Châtillon, besaß Gandelus, nordwestlich von Château-Thierry, Troissy und Marigny. Von König Karl dem Schönen 1314 zu einem seiner Testamentsexecutoren benannt, stellte er bei der Krönung Philipp's von Valois den Grand-Queux von Frankreich vor. Er vertheidigte 1340 Tournay mit Geschick und Erfolg gegen den König von England, empfing 1350 das Amt eines Souverain maître de l'hotel du roi, stritt zu Poitiers 1356, und starb hochbejahrt 1363; zu Cerfroy, unweit Gandelus, in der Kirche des Mathurinerklosters, fand er seine Ruhestätte. Seine erste Gemahlin, Eleonore de Roye, Frau auf la Ferté, in Ponthieu, auf Dury und Yaucourt, hatte ihm die Söhne Galcher, Johann, Galcher II. (von dem die um 1420 erloschene Nebenlinie in Dours herstammt) und Hugo geboren. Aus Johann's zweiter Ehe mit Isabella von Montmorency kamen drei Söhne, Karl, Johann und Hugo. Von Johann stammt die mit dessen Sohne wieder erloschene Linie in Bonneuil. Karl, Herr auf Souvain und Jonchery, wurde 1374 von den Engländern gefangen und diente nach seiner Befreiung in dem Heere, das bei Roosebeek siegte, sowie in der Belagerung von Montcassel (1383). Am 4. Juli 1384 wurde er zum Souverain et général réformateur des eaux et forêts de France, und 1390 zum Grand-Queux ernannt; er verkaufte den 29. Aug. 1397 Gandelus an den Herzog von Orleans, und starb 1401 mit Hinterlassung von zwei Töchtern. Sein ältester Bruder, aus der ersten Ehe, Galcher I. von Châtillon, auf Troissy und la Fère, Ritter des Sternordens, Souverain maître de l'hôtel de la reine und Capitaine général der Stadt Rheims, folgte dem Grafen Robert von Roucy in dem Amte eines Souverain maître et réformateur des eaux et forêts de France, und leistete dem König Karl V., in verschiedenen, ihm übertragenen Unterhandlungen, wie namentlich in Angelegenheit der Vermählung des Prinzen Philipp von Frankreich mit der Erbin von Flandern die wesentlichsten Dienste. Galcher I. ist 1377, sein Sohn Galcher II. 1413 gestorben. Dieses zweiter Sohn, Wilhelm von Châtillon, empfing 1418 von König Karl VI. die Ämter eines Capitaine der Stadt Rheims und Grand-Queux de France, die er nachmals im Namen des Königs von England ausübte. Von dem Grafen von Salisbury 1423 zum Ritter geschlagen, vertheidigte Wilhelm Château-Thierry gegen die Völker Karl's VII., nahm sodann, bis zum Waffenstillstande von 1431, seinen Aufenthalt zu Paris, an dem Hofe des Herzogs von Bedford. Viel hat er zu dem Frieden von Arras beigetragen, welcher ihm zugleich eine Gelegenheit wurde, zu dem Gehorsam Karl's VII. zurückzukehren. In dessen Heere findet er sich bei der Belagerung des Schlosses zu Creil, bei der Vertreibung der Engländer aus Paris; sein Todestag ist nirgends angemerkt. Nur

weiß man, daß er, wie sein am 18. Juli 1427 verstorbener Sohn Jacob, in dem Priorat zu Bainson beerdigt worden ist. Wilhelm's jüngerer Bruder, Johann von Châtillon, auf la Fère, Capitaine zu Epernay, befand sich unter den Commissarien des Herzogs von Burgund für die Friedenshandlung zu Arras, diente sodann dem König in der Normandie, und fand daselbst den 29. Oct. 1443 einen rühmlichen Tod. Seine Tochter, Margaretha, hat la Ferté und Troissy, ihrem Eheherrn, Peter I. von Roncherolles zugetragen, und ist im Juni 1519 gestorben. Galcher's II. ältester Sohn, Karl I. von Châtillon, auf Sourvilliers und Marigny, königlicher Rath und Kammerherr, fiel bei Azincourt, sein Sohn Karl II. auf Sourvilliers und Marigny, wozu er noch von der Mutter Bouville, Farcheville, Boisses erbte, starb 1480 und hinterließ aus seiner Ehe mit Katharina Chabot, der ältesten Tochter von Theobald IV. Chabot und der Bruniende von Argenton, fünf Söhne. Von dem zweiten derselben, von Jacob, entstammt die zu Ende des 17. Jahrhunderts erloschene Linie in Marigny. Der älteste Johann von Châtillon, Baron von Bouville, Herr von Argenton, Farcheville, la Grève, Montcontour, Chantemerle und la Rambaudière, starb im Juli 1520; durch Urtheil vom J. 1515 hatte er die Herrschaft Argenton, in Poitou, den Lieblingsbesitz des Geschichtschreibers Comines, gegen dessen an Renat von Brosse, Grafen von Penthièvre, verheirathete Tochter Johanna erstritten. Johann's Sohn, Claudius, auf Bouville, Argenton, Montcontour, Farcheville, la Rambaudière, lebte noch 1539, und wurde der Großvater von Ägidius von Châtillon, Baron von Argenton, Bouville, Farcheville, la Rambaudière und Boisrogues, geb. 3. Aug. 1574, vermählt 26. Febr. 1599 mit Maria von Vivonne. Der Sohn von diesem, Andreas, Marquis von Argenton, starb um 1666; aus seiner Ehe mit Maria Margaretha Gouffier, des Herzogs Ludwig von Rouannois Tochter, stammten drei Kinder, die alle drei unbeerbt gestorben sind. Franz von Châtillon auf Boisrogues, in Loudunois, und auf la Rambaudière, ebenfalls ein Sohn des Ägidius, hatte neun Kinder in seiner Ehe mit Magdalena Franziska Honoré und starb den 9. Sept. 1662, sein ältester Sohn, Karl Galcher, den 27. Nov. 1662. Der dritte Sohn, Alexius Heinrich, der Marquis von Châtillon genannt, auf Chantemerle und la Rambaudière, seit dem 31. Dec. 1688 Ritter des h. Geistordens, war Hauptmann bei den Gardes-du-corps des Herzogs von Orléans, dann dessen erster Gentilhomme de la chambre, Gouverneur der Stadt Chartres, Mestre-de-camp des Regiments Chartres und starb 1736, nur Töchter hinterlassend aus seiner Ehe mit Maria Rosalia de Brouilly de Piennes, der Dame Patour der Herzogin von Orléans. Claudius Elzear, Graf von Châtillon genannt, auf Argenton und Boisrogues, ein älterer Bruder des Marquis von Châtillon, war Mestre-de-camp von der Cavalerie und des Herzogs von Orléans premier gentilhomme de la chambre. Sein und der Anna Moret Sohn, Alexius Magdalena Rosalia, Graf und nachmals Herzog von Châtillon, war den 20. Sept. 1690 geboren. Obrist eines Dragonerregiments seines Namens 1705, Brigadier von der Armee seit Oct. 1712, Maréchal-de-camp den 1. Febr. 1719, Mestre-de-camp-général de la cavalerie legère, wurde er 1713 mit der Landvoigtei im Elsaß und zu Hagenau, als einem Mannlehen, mit einem jährlichen Ertrag etwa von 40,000 Livres, begnadigt. Es scheint das ein Theil von der Aussteuer seiner Gemahlin, Charlotte Waltrudis Voisin, der Tochter des Kanzlers Voisin, gewesen zu sein. Sie wurde ihm am 22. Jan. 1711 angetraut, starb aber bereits den 13. Aug. 1723. In den Feldzügen von 1733 und 1734 stand der Graf bei der Armee in der Lombardei, er focht bei Parma und Guastalla, und empfing in dieser letzten Schlacht einen Flintenschuß in das Bein. Generallieutenant seit 1. Aug. 1734, wurde er von seinem besondern Gönner, dem Cardinal von Fleury, für das wichtige Amt eines Gouverneurs bei dem Dauphin ausersehen. Als solcher wurde er am 15. Jan. 1736 in großer Feierlichkeit eingeführt, und im März desselben Jahres erhob der König seine Baronie Mauléon, in Poitou, zu Herzogthum und Pairie, zugleich den Namen Mauléon in Châtillon verwandelnd: „Et S. M. veut, qu'à l'avenir la dite ville de Mauléon, ainsi que le dit duché, soit appellée ville de Châtillon." Übrigens enthält die Urkunde eine Lobrede des Hauses Châtillon. „Im J. 1739 im Mai ward der Herzog Generallieutenant für Bretagne, und stand beim Könige in ganz besonderer Gnade, die auch dann nicht erlosch, als sein großer Gönner, der Cardinal von Fleury, den 29. Jan. 1743 starb. Er ward vielmehr nach seiner Genesung von den Blattern (1744) zum ersten Kammerjunker und Grand-maître der Garderobe bei dem Dauphin, mit Beibehaltung der Gouverneurstelle, seine Gemahlin aber zur Dame d'Honneur bei der künftigen Dauphine ernannt. Allein diese Gnade hörte noch vor Ausgang des Jahres plötzlich auf. Die zu Metz überstandene Krankheit des Königs, die diesen Monarchen zu Abandonnirung der Herzogin von Châteauroux und anderer, bei ihm viel geltender Damen bewogen, mochten den Herzog verleitet haben, seinem Prinzen darüber einige Moralien zu geben, die bei Hofe bekannt und durch einige übelgesinnte Hofleute dem Könige ungleich vorgebracht, genügten, um ihn bei dem Könige in Ungnade zu bringen. Er erhielt daher im Nov. 1744, ehe der König von der Armee zurückkam, durch den Marquis von la Lucerne eine lettre de cachet, kraft deren er sich unverzüglich von Versailles auf seine Güter begeben mußte, ohne auch nur vorher die Königin oder den Dauphin sprechen zu dürfen, sondern indem er in sein Cabinet ging, um etwas daraus zu holen, folgte ihm der gedachte Officier mit zwei Mann nach und nöthigte ihn, sich in den Wagen zu setzen, auf welchem er nach einem seiner Güter in der Normandie gebracht wurde, wohin ihm auch seine Gemahlin nachfolgte. Der Dauphin war über die Ungnade seines Gouverneurs sehr betreten, mußte sich aber den Willen des Königs, seines Vaters, gefallen lassen. Der Herzog wurde von allen rechtschaffenen Leuten bedauert, weil man ihn für den redlichsten Herrn am Hofe hielt, auch von ihm rühmte, daß er sich in nichts

gemischt, was nicht seine Bedienungen anging. Es fielen zu gleicher Zeit noch mehr vornehme Herren in des Königs Ungnade, erhielten aber meistens wieder Erlaubniß, nach Hofe zu kommen, nur der Herzog von Châtillon konnte hierzu nicht gelangen. Es durfte sogar Niemand für ihn eine Fürbitte einlegen, wenn er nicht selbst in des Königs Ungnade fallen wollte." Dem Publicum wurde gesagt, es bestrafe der König die Vermessenheit des Gouverneurs, der ohne Befehl es gewagt, den Dauphin nach Metz zu bringen, wie Ludwig XV. daselbst krank lag und von den Ärzten aufgegeben war. Im J. 1747 erhielt der Herzog die Erlaubniß, aus seiner Verbannung zurückzukehren, doch erschien er nicht mehr bei Hofe. Er starb zu Paris, nach einer langwierigen und schmerzhaften Krankheit, den 15. Febr. 1754. Es überlebten ihn seine Gemahlin, Anna Gabriele le Veneur, Tochter des Grafen von Tillieres, Witwe des Roger Constant de Madaillan, Grafen von Manicamp, und die beiden Kinder dieser Ehe, Ludwig Galcher Rosalia, geb. 27. Juli 1737, und Olympia Rosalia Gabriele, geb. 9. Juni 1728 (der Sohn der ersten Ehe, Alexius Galcher, der am 24. Nov. 1721 getauft worden, muß in der Kindheit verstorben sein). Die Tochter wurde im Dec. 1748 mit dem Prinzen von Henrichemont, Maximilian Anton Armand, verheirathet. Der Sohn, Herzog von Châtillon durch des Vaters Ableben, wurde im März 1754 mit der Stelle eines Lieutenant-général in dem Gouvernement von Bretagne bekleidet (sie trug jährlich 25,600 Livres), vermählte sich den 4. Oct. 1756 mit Adriane Emilie Felicitas de la Baume-le-blanc, des Herzogs Ludwig Cäsar von la Vallière einziger Tochter, und wurde Maréchal-de-camp den 10. Febr. 1759, nachdem er vorher Oberster bei den Grenadiers de France, sodann Oberster à-la-suite bei dem Cavalerieregiment von Henrichemont gewesen. Im März 1762 wurde ihm das Cavalerieregiment du Roi und die Anwartschaft auf die von seinem Schwiegervater bekleidete Stelle eines Ober-Falkenmeisters von Frankreich; er starb aber in dem Alter von 25 Jahren zu Paris den 15. Nov. 1762. Mit ihm erlosch der Mannsstamm seines großen Hauses, denn ein Sohn, geb. 31. Jan. 1759, lebte nur wenige Monate; von den beiden Töchtern wurde die eine, Louise Emanuele, den 10. Juli 1781 an Karl Britannicus Maria Joseph, Herzog von la Tremouille, die andere an den Herzog von Uzès verheirathet.

Noch haben wir von den natürlichen Söhnen Johann's von Châtillon, des Grafen von Blois und Herzogs von Geldern, zu sprechen, von Johann und Guido, den Bastarden von Blois, als deren Mutter Isabella von Isberg oder Zimberg genannt wird (nach holländischen, vermuthlich irrigen Nachrichten soll Sophia van Daallem, aus dem Hause Arkel, des Johann Mutter gewesen sein). Johann von Blois wurde von dem Vater reichlich ausgestattet, namentlich mit der bedeutenden Herrschaft Trélon, zwischen Chimay und Avesnes, in Hennegau, mit Cabau, Benthuysen und vielen andern Gütern in Holland und Seeland. Im J. 1396 folgte er dem Herzog Albrecht in den Krieg gegen die Friesen und 1416 erscheint Jan, Bastard van Blois, Heer van Tresloing, unter den Ständen von Holland, welche des Herzogs Wilhelm Tochter Jacobe als dereinstige Erbin der Grafschaft anerkannten. Seine Frau, Sophie van Arkel oder van Daallem, hatte ihm sechs Söhne geboren. Von dem zweiten, von Ludwig, stammt die Linie in Veenhuysen, von der hernach die Rede sein soll. Der älteste, Johann II. von Blois auf Trélon, der mit Maria von Heemstede verheirathet, wird 1434 als Mitglied des Raths im Haag genannt, und hinterließ zwei Söhne, von denen der jüngere die Nebenlinie in Jumigny stiftete, während der ältere, Adrian von Blois, in der Ehe mit Isabelle von Hennin-Liétard der Vater Ludwig's I. geworden ist. Dieser, verm. mit Johanna von Ligne, Tochter Wilhelm's, des Barons von Barbançon, hatte zwei Kinder. Die Tochter, Anna, wurde, laut Eheberedung vom 28. Jan. 1518, an Johann von Montmorency-Wastines verheirathet, und starb den 9. Febr. 1558. Der Sohn, Ludwig II. von Blois, Herr von Trélon, Braigne und Fresnoy, ist jener Großmeister der Artillerie, der bei der Vertheidigung von Cambray, 1553, in französische Gefangenschaft gerieth. Von den sieben Kindern seiner Ehe mit Charlotte von Humières sind die beiden ältern Söhne, Balduin und Johann, ohne Nachkommenschaft gestorben. Der dritte, Ludwig III. von Blois, Herr von Trélon, Groß-Bailli von Dendermonde, befehligte 1575, in der Belagerung von Buuren, Oudewater, Schoonhoven, die Artillerie der königlichen Truppen. Später (1577) gerieth er als Commandant der Staaten in der Citadelle von Antwerpen in den Verdacht, diesen wichtigen Posten an Don Juan überliefern zu wollen; Namens des Prinzen soll er bereits der Besatzung den Treueid abgefodert haben. Pontus von Noyelles, der Herr von Bours, verhinderte, daß dieser Eid geschworen würde, und befürchtend, es möge Trélon die teutschen, in der Stadt einquartierten, Knechte an sich ziehen, versicherte er sich des Beistandes von einigen Hauptleuten in der Citadelle, unter deren Mitwirkung er am Abend des 1. Aug. 1577 die Besatzung zu den Waffen rief. Indem er den versammelten Soldaten die ihm von den Staaten ertheilte Vollmacht vorzeigte, gelang es ihm, sie zu einem Angriffe auf Trélon's Compagnie, die grade die Wache hatte, zu führen. Diese Compagnie wurde überwältigt und zerstreut, Trélon selbst entwaffnet und zu Hast gebracht. Ludwig III., in kinderloser Ehe mit Anna von Merode, starb zu Mons 1580, und die Herrschaft Trélon fiel an seine älteste Schwester, Johanna von Blois, die in erster Ehe mit Philipp von Lannoy-Beauvoir vermählt gewesen, nachmals aber, den 1. Mai 1582, den Herzog von Aërschot, Philipp III. von Croy, heirathete. Die Herzogin blieb in beiden Ehen ohne Kinder, und nach ihrem Tode (1605) fiel Trélon an ihre Schwester, Louise von Blois, die Gemahlin Ludwig's von Merode.

Die Linie von Jumigny wurde von Gerhard von Blois, dem jüngern Sohne Johann's II., gegründet. Gerhard's Sohn Adrian, auf Jumigny und Warelles in Hennegau, König Philipp's I. Rath und Kämmerer, er-

athete mit Katharina von Barbançon die Herrschaft
mstienne, in der Grafschaft Namur, und wurde Va-
von sechs Söhnen. Einer der jüngern, Ludwig, ge-
n zu Domstienne, im J. 1506, ward als Kaiser
l's V. Menin erzogen, zog sich aber in die Abtei
ies, Benedictinerordens, unweit Avesnes, zurück. In
Einsamkeit scheint er das Bedürfniß einer höhern
dung empfunden zu haben; er ging, um zu studiren,
Löwen. Er war 22 Jahre alt, als des Capitels
timmiger Wunsch ihn dem betagten Abbé Ägidius
p als Vicarius zugesellte. Zwei Jahre später folgte
emselben in der äbtlichen Würde, und Karl V. hatte
das Bisthum Cambray zugedacht. Das verbat sich der
gling, um einzig der ihm befohlenen Gemeinde leben
dürfen. Durch ihn wurde die Abtei Liessies in allen
n Theilen erneuert, die klösterliche Ordnung gehand-
, der Geist der wahren Andacht gepflegt, das zeitliche
eresse in keiner Weise verabsäumt, die Kirche ganz
und prächtig erbaut. Über 150 Jahre blühte die
i in der genauen Befolgung der ihr von Ludwig
eschriebenen, 1545 von Papst Paul III. bestätigten
ungen. Er starb im Geruche der Heiligkeit, den 7.
. 1566. Der Welt ist er noch durch seine vielfälti-
und viel aufgelegten, und viel gelesenen Erbauungs-
er nützlich geworden. Das berühmteste derselben ist
Speculum religiosorum, dem Ludwig ursprünglich
griechischen Titel Dacryanus gegeben hatte, hiermit
m dem Buche enthaltenen Klagen um den Verfall
Klosterzucht anzudeuten. Davon ist des Jesuiten
ze Directeur des ames religieuses (Paris, 1726.)
gute Übersetzung. Ludwig schrieb ferner, zum Theil
anzösischer Sprache, eine mystische Theologie; geist-
Institutionen; geistlichen Trost für die Kleinmü-
ge; psychagogiam ex Augustini comment. in
lmos; das Conclave der getreuen Seele; die Erklä-
g der Passion des Herrn, nach Tauler; marguerite
rituelle; farraginem utilissimarum institutionum;
retiens spirituels, die 1741 zu Valenciennes in 12.
zösisch herausgekommen sind; das Leben Jesu Christi,
1585 zu Ingolstadt lateinisch, zu Cöln 1653 teutsch,
1705 zu Gotha von C. F. Pfanner herausgegeben
den. Eine Gesammtausgabe dieser Werke besorgte
Schüler des heiligen Abtes, Jacob Frojus (Cöln
1. Fol.) und ist ihr des Autors Lebensgeschichte bei-
gt; von des Frojus Arbeit erschien ein zweiter Ab-
k (Cöln 1589 und Paris 1606 in 4.). Die letzte
sammtausgabe hat der Abt zu Liessies, Anton Win-
s, veranstaltet (Antwerpen 1633). Ludwig's ältester
der, Wilhelm von Blois, Herr von Domstienne, Rath
Oberstallmeister der Königin Maria von Ungarn,
den 13. Febr. 1536 und hinterließ von seiner zwei-
Frau, Anna von la Loye, der Erbin von Crupré, zwei
ne und zwei Töchter.

Die Linie zu Cabau. Ludwig von Blois, der
te Sohn Johann's, des Bastards von Blois, besaß
m, erscheint 1448 als Rath in dem Hofe von Hol-
, und starb 1470; aus seiner Ehe mit Maria van
mstede, aus Seeland, stammte eine zahlreiche Nach-
kommenschaft. Der jüngste seiner Söhne, Cornelius, war Hauptmann derer von Rotterdam, unter Junker Franz von Brederode, und wurde in einem Gefechte bei Gouda (1489) erschlagen. Raso, Ludwig's zweiter Sohn, vermählt mit Christina van Coenen van Adrichum, und gestorben 1498, wurde der Vater Ludwig's, gest. 1526, der mit Anna von Assendelft das Gut Veenhuysen erheirathete, von welchem die von ihm abstammende Linie ihre unterscheidende Benennung empfängt. Es ist aber der Mannsstamm dieser Linie mit Ludwig's Enkel, Dirk van Blois van Treslong, des Teutschordens Comthuren in Maasland, zu Rhenen und Utrecht, im J. 1612 erloschen. Johann, der älteste Sohn des Stifters der Linie in Cabau, war Rath bei dem Hofe von Holland, Amtmann zu Gouda und Vater von fünf Söhnen in seiner Ehe mit Stephanie van der Boukhorst. Der älteste dieser Söhne, Kaspar I. van Blois van Treslong, Ritter, war 1527 Schout zu Haarlem, und hatte aus seiner Ehe mit Katharina van Wyngarden die Söhne Johann, Isbrand und Wilhelm. Von Isbrand könnten vielleicht die noch heute in Holland vorhandenen Personen des Namens van Blois van Treslong (der Name wird in Holland gesprochen, wie er geschrieben ist) herstammen; Johann wurde 1568 zu Brüssel, wegen seiner Theilnahme an den niederländischen Unruhen, enthauptet. Wilhelm van Blois van Treslong (wir wollen erinnern, daß Treslong kein, von etwaniger körperlicher Länge entlehnter, Beiname ist, sondern die alterthümliche Form des Namens Trélon, die Stammherrschaft in Hennegau), Herr van Gijssenoorde, Houtvester von Holland und Admiral von Seeland, erscheint als Theilnehmer bei dem Geusenbunde, 1566, wie auch in den Unruhen zu Amsterdam, März 1567, als einer der thätigsten Anhänger von Brederode. Besonders gefährdet bei dem momentanen Siege der königlichen Partei, entfloh Wilhelm nach England, um von dort aus Seeräuberei zu treiben, dann mit seinen Kaperschiffen sich der kleinen, zu einer Expedition gegen Briel bestimmten Flotte anzuschließen. Die Stadt wurde den Wassergeusen überliefert (April 1572). Lumay ließ die Kirchen plündern, und war auch Willens, die Häuser in Brand zu stecken; ihm widersetzte sich aber der von Blois, der darauf bestand, man solle den Ort als Stützpunkt in dem gegen die Spanier zu führenden Kriege behaupten, und bei Oranien Unterstützung suchen. Es gelang, einen Angriff des aus Utrecht herbeieilenden Grafen von Bossu abzuschlagen, wobei Treslong besonders thätig in Vernichtung der von Bossu in dem Bernisse zurückgelassenen Transportschiffe, und die Provinzen Holland und Seeland gingen allgemach für Spanien verloren. Zum Admiral von Seeland ernannt, beförderte Treslong aus allen Kräften den Fortgang der Revolution, und scheint er in der Wahl der dazu förderlichen Mittel nicht eben ängstlich gewesen zu sein: man kennt seinen Entwurf, das frühere Oberhaupt der Malcontenten in den wallonischen Provinzen, den Franzosen la Motte-Pardieu, nachdem derselbe mit dem Könige ausgesöhnt worden, auf sein Schiff zu locken und dann dem Prinzen von Oranien zu überliefern; man weiß, daß der Ent-

wurf nur an dem Zartgefühle eines bei der Unterhandlung dienenden Matrosen scheiterte (1582). Alexander Farnese unternahm die Belagerung von Antwerpen, die Aufführung des riesenhaften Dammes, der die Schelde verschließen sollte. Die Vertheidiger von Antwerpen zählten auf eine Anstrengung der seeländischen Flotte, durch welche die Fortsetzung des ihnen so verderblichen Werkes hintertrieben werden möge. Die Flotte blieb den ganzen Winter 1584—1585 unbeweglich, und ward die Schuld davon allein dem Admiral durch das murrende Volk beigemessen. Mit Freuden ergriffen einige Mitglieder der Admiralität diese Gelegenheit, den Mann zu verderben, der nicht selten ungerechten Zumuthungen und Foderungen widerstanden hatte. Treslong wurde verhaftet, aller seiner Ämter entsetzt, von dem Staatsrathe mit der ganzen Leidenschaftlichkeit revolutionairer Gewalten verfolgt: man foderte des Admirals Leben und Güter, und wollte ihn auf die Folter spannen. Die Staaten von Holland verwendeten sich für ihn, und da die Furcht, seine mächtigen Verfolger zu erzürnen, in Seeland ihn keinen Vertheidiger finden ließ, kam aus Holland ein Advocat herüber, dem Angefeindeten beizustehen. Die Gegner fühlten sich in ihren Bestrebungen gehemmt, und sie ließen dem Gefangenen eine Möglichkeit des Entkommens andeuten, eigentlich nur, um eine Schlinge ihm und seinem Gelde zu legen. Als Leicester die Regierung der jungen Republik übernahm, wollte die Königin Elisabeth nicht länger die unwürdige Behandlung eines ihr durch seine Feindschaft gegen Spanien empfohlenen Mannes zugeben; auf ihr Gebot wurde Treslong in Freiheit gesetzt, blieb aber seines Amtes verlustig, zumal mittlerweile Justin von Nassau, des Prinzen von Oranien Bastard, mit der Admiralität von Seeland bekleidet worden. Treslong ging nach England, der Königin für den ihm verliehenen Schutz seinen Dank zu bezeigen, durfte es aber erst 1587, und nur in Begleitung von Lord Russel, wagen, sein Vaterland wieder zu betreten. Er starb 1594, und im folgenden Jahre erging der richterliche Spruch, durch welchen er von allen, ihm schuldgegebenen Verbrechen, vollständig frei erkannt wurde. Seine Hausfrau, Adriana, Otto's von Egmond-Kennenburg Tochter (gest. 1587), hatte ihm zwei Söhne und eine Tochter geboren. Der ältere Sohn, Kaspar II. van Blois auf Oudenhoorn, Hauptmann in Dienst der Staaten und Commandant auf dem Schlosse Lövestein, geb. 1576, starb 1650 und hinterließ von zwei Frauen, Lucretia de la Sale, der Tochter eines Rittmeisters aus Gascogne, und Adriana van Steenhuysen, eine zahlreiche Nachkommenschaft. Eine Tochter, Adriana, wurde an Franz Cuppf, den Prediger der wallonischen Gemeinde zu Leyden, verheirathet; der älteste Sohn, Wilhelm van Blois van Treslong, Hauptmann im staatischen Dienste, hatte aus seiner Ehe mit Anna de Hertoge van Dismale die Söhne Johann und Otto. Otto van Blois van Treslong hatte sich den Seedienst gewählt und befehligte im J. 1665 als Capitaine den Gouda von 56 Kanonen und 230 Mann, und am 11. Juni 1666, am ersten Tage der dreitägigen, den Engländern gelieferten Schlacht, den Duyvenvorde von 46 Kanonen. Brennende Pfropfen, aus den eigenen Kanonen oder von dem holländischen Schiffen geschossen, und durch Stärke des Windes auf den Duyvenvorde zurückgefen, setzten das Schiff in Brand, während der Cap seine ganze Aufmerksamkeit dem Feinde zuwandte. so reißender Unwiderstehlichkeit verbreitete sich die F me, daß Otto nur mit der äußersten Anstrengung die beiden, ihm anvertrauten französischen Volontairs Prinzen von Monaco und den Grafen von Guiche, ten konnte; er selbst endete in dem glühenden F Sein Bruder, Johann, Major bei der staatischen G und des Teutschordens Landcomthur zu Utrecht, der Letzte seines Geschlechts, im J. 1683. Johann's mit einer van Velsen war unfruchtbar geblieben.

Die Linie in Haaften. Guido von Blois jüngere von den Bastardsöhnen des Herzogs von dern, wurde von dem Vater mit dem Gute Haaften Tiel in Geldern, bedacht, und ruhet, sammt seiner Clara von Botland, in St. Walpurgenkirche zu wo ein prächtiges Monument ihm errichtet ist. Sohn, Otto van Blois van Haaften, wurde in der mit einer von Berlaar der Vater Johann's I., der Josina van Haargand Louvensteyn erheirathete, glei dieses Sohn, Walram I. van Blois auf Haaften Louvensteyn, mit Margaretha van Vaaryk das Herwynen', im tieler Werth, erheirathete. Auf W folgten sein Sohn, Johann II., sein Enkel, Walrar der noch als Herr von Haaften und Herwynen be net, sein Urenkel, Johann III. van Blois auf Herwy ein Sohn dieses lebte 1621, und war mit Philiberte Immerzeele verheirathet. Vorlängst aber war das Haaften von der Erbin einer Seitenlinie in das Gesc van Waardenburg getragen worden, welches seitdem ter dem Namen von Haaften vorkommt und in dem satze Châtillon die Erinnerung an die Herkunft der H van Haaften bewahret.

Ein ritterliches Geschlecht von St. Paul, oder S poll, in der gewöhnlichen Aussprache, welches lange wood, in Lincolnshire, an der Grenze von Yorkshir saß, scheint dem Wappen nach nicht sowol aus Hause von Châtillon, als aus jenem von Luxemburg zustammen. Es hat nämlich, wie bereits erzählt den, Guido von Luxemburg mit Mathilde von Châ die Grafschaft St. Paul erheirathet, und ist seitdem verschiedenen Prinzen des Hauses Luxemburg der S St. Paul mit hohem Ruhm großer Thaten oder gr Unglücks getragen worden, bis Maria von Luxem die Enkelin des Connétable von St. Paul, den Hr reichthum ihres Hauses den Bourbons zubrachte, ihre Vermählung mit Franz, dem Grafen von Ven (1487). Der jüngere ihrer Söhne, Franz von Bou ist jener Graf von St. Paul, der in den italieni Kriegen, 1525—1536, mehrmals an der Spitze fran scher Heere erscheint; mit dessen Tochter, Maria, gel St. Paul an ihren Eheherrn, Leonor von Orléans, Herzog von Longueville. Nach dem Erlöschen des Ma stammes verkaufte Maria von Orleans, Damoisell Longueville, im J. 1705 St. Paul an Ludwig von

lun, den Prinzen von Epinoy, um 375,000 Livres, und von diesem hat sein Neffe, der Prinz von Soubise, Karl von Rohan, die Grafschaft ererbt. Ludwig XIV. verordnete im Jan. 1707, daß sie unmittelbar von der Krone und von dem Hauptthurm des Louvre zu Lehen gehen solle, gegen eine Abgabe von 10 Livres bei jedem Lehensfalle, für droits et reliefs. — Das Wappen des Hauses Châtillon zeigt im rothen Felde drei Pfähle von Eisenhütlein, darüber ein Schildeshaupt von Gold. Die Bastardlinie von Blois-Trélon bediente sich des Wappens des Hauses Arkel, im rothen Felde zwei silberne Querbalken mit zu beiden Seiten abgewechselten Zinnen, dem als einzelne Vierung das Wappen von Châtillon beigefügt ist. — Der Palast von St. Paul in Paris, welcher im Mittelalter der Sitz vieler Könige war, und dem in Großartigkeit keiner beinahe in der Christenheit zu vergleichen, hatte nicht von den Grafen von St. Paul den Namen, sondern von der Pfarrkirche St. Paul, in deren Sprengel er gelegen. (*v. Stramberg.*)

PAUL, vom Kreuze, geb. den 3. Jan. 1694 zu Ovada, einer kleinen Stadt im Genuesischen, gest. den 18. Oct. 1775, der vor seinem Eintritt in den Mönchsstand Paul Franz Danei hieß, war der Stifter eines von Papst Pius VI. durch die Bulle Praeclara virtutum kurz vor dem Tode Paul's bestätigten Ordens der „unbeschuhten Kleriker vom Kreuze und Leiden Jesu Christi." Er gründete in verschiedenen Orten Italiens zwölf Mannsklöster und ein Frauenkloster dieses Ordens zu Corneto. Das Ordenskleid ist schwarz. Papst Pius VII. kanonisirte den Stifter unter dem 18. Febr. 1821. (Biogr. univ.) (*H.*)

PAUL (Amand-Laurent), stammte aus einer angesehenen Familie zu St. Chamas in der Provence und wurde daselbst im J. 1740 geboren. Den ersten Unterricht ertheilte ihm ein älterer Bruder, François Paul, der sich gleichfalls als Schriftsteller im Fache der Medicin bekannt gemacht hat und bereits 1777 im 43. Jahre seines Alters gestorben ist [1]). Nachdem er in einem College zu Marseille seine Studien vollendet hatte, trat er in den Orden der Jesuiten und lehrte in ihren Collegien die schönen Wissenschaften bis zur Aufhebung der Gesellschaft Jesu. Hierauf ward er Professor der Rhetorik zu Arles und lehrte daselbst mit dem glücklichsten Erfolg. Der Tod seines Bruders gab ihm Veranlassung dem Lehramte zu entsagen und im Schooße seiner Familie alle Zeit der Beschäftigung zu widmen, welche ihn d'Alembert's Auszüge aus Tacitus hatten lieb gewinnen lassen. Er lieferte nämlich eine Reihe von Übersetzungen römischer Historiker, deren Treue man lobt, denen man aber noch größere Eleganz wünscht. Zuerst erschien Vellejus Paterculus avec le texte corrigé, des notes critiques et historiques, une table géogr., une liste des editions et un discours préliminaire zu Avignon 1769 und bereits im folgenden Jahre verbessert zu Paris 1770. in 8. [2]). Ebenfalls mit dem lateinischen Texte und erklärenden Anmerkungen erschien Abrégé de l'histoire romaine de L. Ann. Florus zu Paris 1774 in 12. und in neuer Ausgabe 1822. Es folgte im Jahre 1774 Histoire universelle de Justin extraite de Trogue Pompée — avec de courtes notes critiques, historiques et un dictionnaire géographique de tous les pays dont parle Justin, in zwei Bänden in 12.; im J. 1781 Cornelius Nepos, der sich einer großen Verbreitung zu erfreuen hatte, weshalb zu Lyon 1807, zu Paris 1813 und 1820, zu Avignon 1825 neue Auflagen veranstaltet werden mußten. Morceaux choisis de Tite Live — pour l'usage des classes superieures erschienen zu Paris 1784 in zwei Bänden in 12.; die Fabeln des Phädrus zu Lyon 1805 in 12.; von Eutrop und Sulpicius Severus fehlen mir die genauern Angaben. Wie er bei diesen Arbeiten eine Erleichterung der Schulstudien im Auge gehabt zu haben scheint, so bezogen sich auch seine übrigen Werke auf die Schulbedürfnisse, z. B. ein cours complet de latinité, Fabeln und Thierbeschreibungen für den Unterricht in den Elementen der lateinischen Sprache, Versions chrétiennes und Thèmes chrétiens. Seine genaue Bekanntschaft mit den lateinischen Dichtern und seine eigene Kunstfertigkeit in lateinischer Versification bewährte er durch ein Recueil de morceaux de nos meilleurs poètes (Lyon 1804), in welchem er lateinische Übersetzungen französischer Dichtungen, namentlich von Boileau's Art poétique lieferte. Die Stürme der Revolution hatten ihn aus seinem Vaterlande vertrieben und ihn genöthigt in Spanien einen Zufluchtsort zu suchen. Dort erwarb er sich zu Toledo eine so gründliche Kenntniß der spanischen Sprache, daß er eine Schrift Guicciardini's in dieselbe übertragen konnte. Er starb, wie es scheint [3]), in ärmlichen Verhältnissen zu Lyon den 29. Oct. 1809. Nachrichten über sein Leben und seine Schriften geben Ersch 3. Bd. S. 28 und die Biogr. univ. XXXIII. (*Eckstein.*)

Paul Lucas, s. Lucas.

Paul Veronese, s. Caliari.

PAUL (St.), 1) kleine Stadt und Hauptort des gleichnamigen Cantons im französischen Departement der Niederalpen (Provence), Bezirk Barcelonnette, liegt, 5 Lieues von dieser Stadt entfernt, in dem nach ihr benannten Thale und an der Ubaye, ist der Sitz eines Friedensgerichts, sowie eines Einregistrirungsamtes, und hat eine Pfarrkirche und 1793 Einwohner, welche zwei Jahrmärkte unterhalten. Der Canton St. Paul enthält in drei Gemeinden 3206 Einwohner. 2) P. St., Flecken im Cantaldepartement (Auvergne), Canton Salers, Bezirk Mauriac, ist 5¼ Lieues von dieser Stadt entfernt und hat eine Succursalkirche und 1025 Einwohner. 3) P. St., Gemeindedorf im Oisedepartement (Picardie), Canton Auneuil, Bezirk Beauvais, ist 1¼ Lieue von dieser Stadt entfernt und hat eine Succursalkirche und 1139 Einwohner. 4) P. St., kleine Stadt im Departement der Ostpyrenäen, Hauptort des gleichnamigen Cantons im Bezirk Perpignan, liegt 10¼ Lieues von dieser Stadt und 330 Lieues von Paris entfernt, ist der Sitz eines Friedensgerichts, sowie eines Einregistrirungs- und Briefpost-

1) s. Motermund zu Jöcher V. p. 1685. 2) Krause gibt auch eine Ausgabe dieser Übers. Avignon 1770 an.

3) Vgl. Allg. Lit.-Zeit. 1810. n. 195. p. 616.

für eine verkannte Heilige ausgibt und zum Beschlusse wichtigsten Bekehrungsbriefe derselben mittheilt. Daß solches Buch in Italien ohne Angabe des Buchdruckers auskommen mußte, ist in der Ordnung, weil unter chen Umständen die Erlaubniß zur Veröffentlichung des- en von keiner Behörde gegeben werden konnte. Auf e Lebensbeschreibung stützte sich wahrscheinlich P. Hi- ion de Coste, ein Minime, in seinem Werk: Éloge s Dames illustres, wo auch sie unter den ihrer Hei- eit wegen berühmten Frauen prangt. Auf alle Fälle, Helyot hinzu, kannte der Pater den Ausspruch des ergerichts und den Befehl Julius' III. nicht, er würde sonst nicht unter die Zahl der belobenswerthen Frauen etzt haben, von deren Beispiel sich zum Glück die übri- Angeliken nicht im Geringsten verleiten ließen.

(*G. W. Fink.*)

PAULA (aus Foligny), hat ihren Namen von ih- Geburtsstadt, wo sie am 25. Jan. 1561 das Licht Welt erblickte. Weil in jenen Zeiten die Ursuline- nen (s. d. Art.) besonders darum Aufsehen machten sehr beliebt geworden waren, daß sie sich vorzüglich unentgeltlichem Unterrichte der Mädchen beschäftigten, wurde die fromme Lust, auf diesem Wege sich nützlich machen und zugleich für das Heil ihrer Seele und er zu sorgen, in dieser Frau im Jahre des großen iläums 1600 lebendig. Sie setzte Alles in Bewe- g, eine neue Congregation der Ursulinerinnen in ih- Stadt zu stiften, um so mehr, je weniger der Bischof er Hauptstadt Umbriens Anfangs damit einverstanden . Die eifrige Frau hatte aber für ihre Absicht den inal Baronius gewonnen, welcher sich zum Beschir- der neuen Einrichtung hergab. Dies änderte die An- des Bischofs von Foligny, N. Bizzoni, so um, daß selbst Unterstützung zur Erbauung ihres Wohn- und thauses bewilligte. Noch in demselben Jahre segnete am Peter-Paulstage das neue Haus ein, hielt selbst erste Messe darin und gab der Stifterin, die zur Su- orin ernannt wurde, so wie zweien andern das Kleid. nige Tage darauf sah sich der ganz kleine Verein um Schwestern vermehrt und wuchs schnell bis auf 50. s war um so mehr zu verwundern, da hier nur solche men aufgenommen wurden, die von Adel oder doch desfens so vermögend waren, daß sie davon leben konn- , ohne gezwungen zu sein, auf Verdienst durch ihre beiten zu rechnen. Dazu waren die Einrichtungen die- Schwestern bedeutend streng. Sehr selten erlaubte n ihnen durch die Stadt, nicht einmal nach andern chen, nur nach ihrem Bethause zu gehen. Selbst die laubniß, in Loretto oder in Rom zu beten, wurde ih- n von ihrem Beichtvater nur zuweilen und nur dann heilt, wenn sich achtbare Bürgen fanden, deren Ver- chen, für ihre Bewachung zu stehen, als vollgültig an- nommen werden konnte. Dies hielt man für um so noth- ndiger zur Aufrechthaltung der Ehre der Congregation, il die meisten Mitglieder in ihren Häusern wohnen blie- n, wogegen die Superiorin und sieben andere Nonnen, von der ganzen Schwesterschaft gewählt wurden, nebst en Dienerinnen im Kloster bei dem Bethause strengen Verschluß hatten, sodaß sie mit Andern nur durch das Gitter redeten, das jede Einzelne absonderte. Niemand wurde eingelassen, sogar die nächsten Anverwandten nicht einmal unter dem Vorwande eines Krankenbesuches, in welchem äußersten Nothfalle es nur dem Beichtvater, dem Arzt und Wundarzt zugestanden wurde. Ihre Haupt- pflicht war gleichfalls unentgeltliche Unterweisung junger Mädchen im Lesen, Schreiben und in den ersten Grün- den der Religion, dann anhaltendes Gebet für das Wohl der Kirche und ihrer geistlichen Orden. Schon 1621 wurde die strenge Mutter Paula von dem Bischof zu Ves- cia, nicht weit von Foligny gelegen, ersucht, ein Kloster nach ihrer Einrichtung herzustellen, was sie ins Werk setzte, sowie ein drittes zu Pergala im Herzogthum Urbino. Diese beiden neuen Klöster nahmen alle ihre Regeln und die Art ihrer Kleidung an, ernannten sie auch zu ihrer Superiorin. Rom selbst war von der Frömmigkeit der Paula und ihrer Nonnen so überzeugt, daß man sie 1638 zur Verbesserung der Sitten der übrigen Klöster ihrer Stadt gebrauchte und ihnen erlaubte, daß je zwei mit ihrer Superiorin einige Tage in jedem andern Nonnen- kloster der Stadt zubrächten, damit die übrigen durch ihr Beispiel erbaut und gestärkt werden möchten. Sol- ches Ansehen guter Sitte und frommer Klosterweise er- hielt auch die Stifterin der neuen Congregation bis an ihren Tod, welcher 1647 in ihrem 76. Lebensjahre er- folgte. Nicht allein die Bürger dieser Stadt, sondern auch selbst ihre Nonnen und der ganze Orden der Ursu- linerinnen ersuchten den Bischof zu Foligny, über das Leben der Entschlafenen gerichtliche Untersuchungen anzu- stellen, damit diese einst zu ihrer Seligsprechung dienstlich sein könnten. Die Tracht dieser Congregation bestand in einem schwarzen Leibrock, der vorn mit Haken zugemacht wurde. Der Gürtel bestand aus einem Stricke von ro- ther Wolle. Daheim trugen sie einen weißen Schleier, über welchen, gingen sie aus, ein schwarzer genommen wurde, der bis an den Gürtel reichte. (Nach Helyot.)

(*G. W. Fink.*)

PAULA, die Fromme, eine nicht unangesehene Rö- merin, Gemahlin eines begüterten Römers Torotius und Freundin der Marcella, die beide vorzüglich dem heiligen Hieronymus ungemein ergeben waren und sich von ihm, als dem hierin berühmtesten Manne seiner Zeit, als er zum zweiten Male nach 380 in Rom sich aufhielt, die heilige Schrift auslegen ließen. Als zwei seiner eifrigsten und glühendsten Schülerinnen wurden auch beide von sei- nem Flammeneifer entzündet, den er vor allem andern zur Ausbreitung des Nonnenthums bis an sein Ende in Jugendhitze lodern ließ. Paula, eine Mutter von vier Töchtern (Blesilla, Paulina, Eustachium und Rufina) und einem Sohne, war durch den Tod ihres Mannes so gebeugt worden, daß sie, kaum vom eignen Tode befreit, der schwärmerischen Neigung für aufopfernd mönchischen Religionsmysticismus sich hingab und einen beträchtlichen Theil ihres Vermögens unter die Armen vertheilte. Nur Einiges, nicht zu Weniges nach unsern Begriffen, sich selbst vorbehaltend, trat sie alles Übrige ihren Kindern ab und begab sich, aus christlichem Eifer, das heil. Land

sich das Lob mehrer Kirchenväter erwarb. Außer der
nigen Eustachium (s. d. Art.) wurde auch noch eine
nkelin der frommen Paula, die Tochter ihres Sohnes
rotius und der Láta, die auch ihres Namens wegen
cher gehört, in den christgeliebten Stand der Nonnen
ördert. Sie hieß gleichfalls Paula, und war von
r Mutter schon vor der Geburt zum frommen Wan=
bestimmt worden. Der Vater that nichts dafür, denn
war nicht einmal Christ. Aber Láta verehrte den heil.
eronymus, wie viele Römerinnen damals und leitete
Erziehung ihres Kindes ganz nach seinen mönchischen
rschriften; endlich rieth er, sie nach Bethlehem zu sen=
zu den frommen Frauen ihrer Familie, wo er selbst
ihre Erziehung sorgen wolle. Dies wurde gethan.
an kann denken, daß die Erziehung dieser jungen Rö=
in unter solchen Vorbildern vollkommen angemessen
fiel, sodaß auch sie in der Folge unter die muster=
ten Nonnen gezählt werden mußte. (*G. W. Fink.*)

PAULAH, nennt man eine ältere ostindische Kupfer=
nze mit malaiischen Schriftzügen, welche Sultan Ak=
prägen ließ. Ihr Werth war ¼ Dam, nach unserm
de etwa 1½ Pfennig *). (*K. Pässler.*)

PAULARO, großes Gemeindedorf im Paluzza=Di=
te (XVI.) der venetianischen Delegation Friaul, im
sten Theile der carnischen Alpen in der Nähe der
thnerischen Grenze, im Thale d'Incarojo, am linken
des Wildbaches Chiarso, mit einem Gemeindevor=
de, einer eigenen katholischen Pfarre, welche zum
rthum Udine gehört, einer katholischen Kirche und einer
elle. Zu dieser Gemeinde gehören die Subborghi Bi=
nis, Castoja; die Borgate Misiacini, Quagliat und
nis; die Frazioni Chiasazzo, Chiaulis und Dierico;
Dörfchen Sallins, Trelli und Villafuori und die Vil=
Riu und Villa di Mezzo, endlich Lambruno, welche
mtlich nach Paularo eingepfarrt sind. (*G. F. Schreiner.*)

Paulcon, Constanz, s. Phaulcon Const.

PAULDING, Grafschaft in dem nordamerikanischen
staate Ohio, welche nördlich an Williams, nordöstlich
Henry, südöstlich an Pulnam, südlich an Vanwert,
lich an Indiana grenzt und von dem Maumeo und
Glaize bewässert wird, an welcher letztern das Fort
owne liegt. Die Grafschaft ist erst im Entstehen und
er noch fast ganz unbekannt. (*G. M. S. Fischer.*)

PAULE, Gemeindedorf im franz. Nordküstendepar=
ent (Bretagne), Canton Mael Carhair, Bezirk Guin=
p, hat eine Succursalkirche und 1356 Einwohner,
che einen Jahrmarkt unterhalten. (Nach Barbichon.)
(*Fischer.*)

PAULET (von Foligny), der Sohn eines Schwe=
, Bagnotius de Trinci, welcher sich zu Foligny nieder=
ssen hatte. Hier begab sich Paul als noch nicht voll
ähriger Knabe 1323 unter die Franziskanermönche, als
mbruder, den man seiner Jugend wegen Paulet nannte.
war aber gleich so hochmönchisch, daß seine Mitge=
sen sich über sein zahlloses Stöhnen, Seufzen und hef=
s Schreien, das ihm in seinen weichlichen Entzückun=
gen, seiner selbst entrückt, entfuhr, schwer beklagten. Man
mußte ihm daher eine eigene Celle einräumen. Die Ent=
artung dieser Mönche und der Abstand des Lebens, das
der fromme Thomas von Foligny hier führte, machten
ihn so eifrig, daß er bald sein Vorbild erreichte und mit
dem Bewährten in große Freundschaft kam, deren Haupt=
unterhaltung die nothwendige Verbesserung des Ordens
war, die sie um so weniger durchzusetzen glauben konn=
ten, da schon Einige daran scheiterten. Um sich besser
nach den strengen Regeln des Ordens zu richten, ging
Paulet auf den Berg Cesi, wo Franziskus aus Baum=
zweigen eine geringe Hütte gemacht hatte. An diese reihete
er noch andere, wie zu einem kleinen Kloster, dem er
auch eine kleine Kapelle beifügte zu Ehren der Verkündi=
gung der Maria. Hier träumte er, den rechten Geist des
Ordens wieder herzustellen. Darüber verspotteten und
verfolgten ihn die andern Mönche unaufhörlich, so daß er
sich mit Genehmigung seiner Vorgesetzten in einen Thurm,
der zum Gefängniß der Stadt gehört hatte, und den ihm
sein Vetter, als Herr der Stadt, einräumte, begeben
mußte. Das Beispiel des jungen Menschen und seine
wiederholten Ermahnungen fanden jedoch, wie natürlich,
unter den Mönchen auch einige Bewunderer, die sich sei=
nen Absichten anschlossen. Als nun grade damals der Or=
densgeneral, Thomas von Farignano, dahin kam, Capitel
zu halten, hatte der Vetter des kleinen Paul Alles zur
Verpflegung vorbereitet, wofür ihm der General in Per=
son dankte. Diese Gelegenheit benutzte Hugolin de Trinci
auf Veranlassung des jungen Eiferers, denselben für Pau=
let um die Einsiedelei Brutiano zu bitten, die ihm gern
zugesagt wurde. Die Mönche beredeten zwar den Ge=
neral, sein Wort zurückzunehmen: allein Hugolin bestand
mit solcher Festigkeit auf die Gewährung des Verspro=
chenen, daß der General gezwungen einwilligte. An die=
sen Ort verfügte sich nun Paulet 1368, und hatte viele
Brüder, die mit ihm zogen. Alle wußten, daß sie kei=
nen angenehmen Aufenthalt daselbst haben würden: allein
so übel, als sie es fanden, hatten es sich die Meisten nicht
vorgestellt. Die ganze Umgegend war voller Moräste,
das Beste noch war unfruchtbares, wüstes Land. Jeder
floh die Gegend und nur in den Gebirgen wohnten we=
nige arme Landleute in Schafspelze gehüllt und hölzerne
Sandalen tragend, das Einzige, was Paulet von ihnen
lernte, und für seine Verbesserung, die den Namen der
Observanz erhielt, annahm. Die meisten seiner Beglei=
ter hielten es in dieser feuchten, durch böse Dünste ver=
dorbenen Luft nicht aus und verließen ihn zu seinem Kum=
mer. Dafür stellten sich treuere ein, sodaß man an=
bauen mußte. Der General überließ ihnen auch andere
Orte zu Klöstern, meist Gefängnisse. Über diese Vergün=
stigungen wurden die übrigen Franziskaner so aufgebracht,
daß sie noch in demselben Jahre ihren General Thomas
von Farignano der Ketzerei verdächtig anklagten, was ihm
eine halbjährige Untersuchung zuzog, die so sehr zu sei=
ner Ehre ausfiel, daß er nicht nur in sein Amt wieder
eingesetzt, sondern sogar von Gregor XI. zum Patriar=
chen zu Grado und später zum Cardinal erhoben wurde.
Ihm folgte als Ordensgeneral Leonhard von Giffon. Auch

*) *F. C. Tychsen*, De numis Indicis. p. 185.

dieser war 1373 von Paulet's Verbrüderungen so befriedigt, daß er ihnen erlaubte, ihre Mönche in alle benachbarte Provinzen zu senden, wie es beliebe. Damals übergaben auch die Franziskanermönche zu Perusa ihr Kloster dem Paulet, weil sie es für das einzige Mittel erachteten, den Übermuth der Fratricellen oder Freroten, die auch Begharden und Beguinen hießen, zu brechen. Diese lange bestandene, weit verbreitete und keine Vorgesetzten als ihre eigenen Häupter anerkennende Gesellschaft war zwar von Johann XXI. und XXII. als Ketzer verdammt und doch bis 1373 noch nicht ausgerottet worden, vielmehr begünstigte sie das Volk, das seine Lust daran hatte, wenn sie laut die Entartung der Franziskaner straften. Jetzt kehrte sich die Sache um; Paulet besiegte durch seine Strenge und kluge Reden dergestalt, daß die Freroten die Stadt und ihr Gebiet verlassen mußten. Für diese That erhielt er das Kloster des heil. Franziskus vom Berge bei Perusa 1374, machte sich bei den Provinzialen und Superioren sehr beliebt und der Ordensgeneral verlieh seiner Congregation manche Vorrechte. Man nannte sie nur die Einsiedlerbrüder und später Brüder von der Observanz; dagegen hießen die nicht so streng lebenden Franziskaner Conventualen. Im J. 1378 brachte noch die Spaltung des römischen Stuhls, für den zwei Päpste auf einmal gewählt wurden, auch eine Spaltung in den Orden, welcher so lange zwei Generale, als der römische Stuhl zwei Päpste hatte. Auch unter dieser bedenklichen Zeit nahm Paulet's Congregation bedeutend zu und wußte sich durch ihre Demuth sogar bei den Conventualen beliebt zu machen. Im J. 1384 übertrug und bestätigte man dem Bruder Paulet die Gewalt, überall Klöster anzulegen, wohin man ihn berufen würde. Die Seinigen breiteten sich also in Italien immer mehr aus und gewannen an Einfluß. In Frankreich erhoben sich ähnliche Verbesserungen, desgleichen in Teutschland, Spanien ꝛc. Noch im J. 1390 übergab man dem Paulet drei Klöster in la Marca mit voller Obergewalt. Durch Aussendungen seiner beiden geschickten Ordensbrüder Angelus von Mont-Leon und Johann von Stronconio verpflanzte sich die Verbesserung noch weiter. Immer blieb aber die gewesene Einsiedelei Brutiano das Haupthaus der Verbesserten. Dort hatte sich Paulet abermals ein Jahr aufgehalten und hatte hier vor Alter und Anstrengung das Licht seiner Augen verloren. Die Seinen wünschten ihn nun nach Foligny und schickten Abgesandte. Und da er seinen nahen Tod voraussah, begab er sich dorthin, allein nicht zu Wagen oder in anderer Bequemlichkeit, sondern zu Fuß auf seinen Stab und seinen Führer gestützt. Dies geschah 1389, und herbergte im Kloster der Conventualen zu Foligny. Hier wünschte er noch, ungeachtet seines Alters und seiner Blindheit, das Grab des h. Franziskus von Assisi zu besuchen, und führte es auch aus. Auf der Rückreise wurde er krank und starb zu Foligny 1390 im 81. Jahre seines Alters. Sein Nachfolger, Johann von Stronconio, überkam durch die Einrichtungen des Gründers dieser Verbesserungen viel Ansehen und Gewalt und verstand sie zu bewahren und zu mehren. (Nach Helyot.)

(*G. W. Fink.*)

PAULET. Ein Hercules von Tournon, a
Picardie, soll, zu Zeiten König Heinrich's I. sich in
land niedergelassen, und von dem Gute Paulet, i
merſetſhire, nördlich von Bridgewater, den Namen
nommen haben, der seinen vermeintlichen Nachk
geblieben ist. Johann Paulet, auf Paulet und
hurst, in Somersetshire, starb 1356 und hinterli
seiner Ehe mit Elisabeth, der Tochter und Erbi
Thomas Reyney, auf Shirston, in Somersetshir
Sohn Johann. Dieser, vermählt mit Elisabeth, de
ter und Erbin von Wilhelm Creedy auf Creedy, i
vonshire, starb 1378; in seinen Söhnen, Thoma
Wilhelm, theilte sich das Haus in zwei Linien. D
tere von ihnen, Thomas, hatte einen Sohn, Wilhel
mit Elisabeth Deniband, Johann's Tochter, Hint
George in Somerset erheirathete, und der Vate
Wilhelm, der Großvater von Amyas Paulet wurde. A
Hauptmann der Insel Guernsey, ist eine historisch
son geworden, als der letzte Kerkermeister der un
chen Königin Maria Stuart (seit 1585). Ein
des verächtlichen Leicester, ein strenger und roher
ner, schien Amyas vor Allen geeignet, das Werkz
der moralischen Marter zu werden, welche Elisabet
Feindin zugedacht hatte, und er besaß die Eigens
eines vollendeten Kerkermeisters in so ausgezeic
Grade, daß er sich z. B. bei der Entdeckung freut
seine Gefangene in dem langwierigen Leiden zu
Krüppel geworden wäre, der unfähig sei, ohne A
sich von dem Bette zu erheben, daß er auch eine
gen Katholiken, der verdächtig war, ein Priester z
am 5. April 1585 zu Tutbury vor Mariens
aufknüpfen ließ: allein Maria wie Elisabeth irrten,
sie den finstern Fanatiker eines Meuchelmordes fähig
ten, und so willig er in der Vollstreckung der harte
gewordenen Befehle die Vorschriften des Anstande
der Großmuth hintansetzte, so durften diese Befehl
nicht die Grenze moralischer und religiöser Pflicht
schreiten. In einigen höchst sparsamen Fällen hat
sogar Regungen von Menschlichkeit verrathen. D
nigin von Schottland klagte, als sie nach Tutbu
bracht worden war, über ihr Bett, das fleckicht un
riechend geworden wäre, worauf ihr Somer sein
Federbett überließ. Auch dieses war jetzt verbrauch
die zusammengeballten und zerschlissenen Federn ver
ten der leidenden Königin Schmerz. Sie bat u
Dunenbett und Amyas erwiederte, „als redliche
mitleidiger Mann könne er sich nicht weigern, ihre
bei Walsingham vorzutragen," wie denn auch g
Noch vor Verhaftung Ballard's und seiner Mitversc
nen war Paulet angewiesen worden, die Papiere d
nigin in Beschlag zu nehmen, und er machte sich
schig, „mit der Gnade Gottes" den Auftrag zu
hen. Bei Gelegenheit eines Spazierrittes führte
Königin mit Gewalt nach Tixal, wo sie drei Woche
gesperrt, selbst des Schreibzeugs beraubt blieb. A
erlaubt worden, nach Chertsey zurückzukehren, fa
ihre Schränke geöffnet: Geld, Siegel und Papiere
verschwunden. Nach kurzem Schweigen sprach

aulet mit Hoheit: „Zwei Dinge sind noch übrig, die
r mir nicht nehmen könnt: das königliche Blut, wel-
s mir ein Recht auf die Thronfolge gibt, und die An-
nglichkeit für den Glauben meiner Väter.“ Von dem
wurde Maria der ärmlichen äußern Zeichen der Kö-
gswürde entkleidet, die man ihr bisher gegönnt hatte,
d die Hüter näherten sich ihr seitdem mit bedecktem
upte. In diese Zeit mag wol auch der Königin Eli-
eth bekannter Brief gehören: „Amyas, mein überaus
gsamer und getreuer Diener, Gott lohne Dich dreidop-
t für dein höchst beschwerliches, so wohl erfülltes Amt.
enn Ihr wüßtet, mein Amyas, wie gütig und überdem
ichtgemäß mein dankbares Herz Eure zweifachen Ar-
ten und getreuen Handlungen, Eure weisen Befehle
d Sicherheitsmaßregeln in einem so gefährlichen und
wierigen Amte erkennt; so würde das Eure Mühe er-
htern und Euer Herz erfreuen, indem ich den Werth,
ı ich auf Euch lege, durch nichts in meinem Sinne
fwiegen kann, ich auch des festen Dafürhaltens bin,
ß kein Schatz einer solchen Treue das Gegengewicht
t, und ich würde mich selbst eines Fehlers zeihen, den
nie beging, wenn ich solche Verdienste nicht belohnte.
, verlassen mögt Ihr mich in der höchsten Noth, wenn
solche Verdienste nicht erkenne durch einen Lohn non
nibus datum.“ Als Elisabeth am 1. Febr. 1587 den
efehl zur Hinrichtung der gefangenen Königin unter-
chnete, und im Begriff stand, den Secretair Davison,
ihr solchen vorgelegt hatte, zu entlassen, schien ihr
tzlich ein Gedanke zu kommen. „Gewiß,“ sprach sie
dem Secretair, „Paulet und Drury (seit kurzem des
mas College in dem Hüteramte) könnten mich von
Last befreien. Forschet sie aus, Ihr und Walsing-
m.“ Ein Brief, wie die Königin ihn begehrte, wurde
h Fotheringay, dem neuesten Gefängnisse Mariens,
esendet. „Die Königin,“ heißt es darin, „scheint nach
igen jüngst vorgekommenen Äußerungen in Euch eine
ngkeit in der Sorgfalt und dem Eifer für Euern Dienst
hrzunehmen, darin, daß Ihr seit so langer Zeit nicht
Euch selbst, ohne weitere Andeutung, irgend einen
eg gefunden habt, das Leben jener Königin zu ver-
zen. Außerdem, daß Ihr hierin, und folglich in der
be zu der Königin Elisabeth Euch lässig zeigtet, be-
rkte sie, daß die Hüter Mariens nicht sorgten für die
ewahrung ihrer Religion und ihrer Ehre vor dem Pu-
tum, deren Besitz doch bei ihnen vorausgesetzt werden
isse. Sie hätten sogar einen Grund gehabt, darüber
Gewissen zu beschwichtigen, nämlich den Vergesell-
aftungseid, wodurch sie sich beide feierlich verpflichteten,
schottische Maria bis zum Tode zu verfolgen, sobald
se der gegen sie zur Klage gebrachten That schuldig
funden sein würde. Die Königin,“ also fährt der Brief
t, „nimmt es höchst ungnädig auf, daß Männer, die
ihrer Monarchin in Liebe ergeben angesehen sein wol-
, dennoch aus Lässigkeit in Erfüllung ihrer Pflicht, der
nigin die Last aufbürden, Marien das Leben zu neh-
n, da doch der Monarchin Abscheu vor allem Blut-
gießen so wohl bekannt, und man um so mehr von ihr
nauszusetzen könnte, mit welchem Widerwillen sie das
Blut ihrer Verwandten und Schwester-Königin würde
fließen lassen.“ Aber Paulet, wenn er auch Marien
haßte, ihren Tod wünschte, weil er in ihr die Feindin
seines Glaubens erblickte, war ein ehrlicher Mann, zu
klug, um sich durch Walsingham's Sophismen täuschen
zu lassen, und zu fest, um sein Gewissen dem Willen sei-
ner Gebieterin zu opfern. Er beantwortete noch an dem-
selben Tage (2. Febr. 1587) allein den an ihn und an
Drury zugleich gerichteten Brief: er beklagt, den unglück-
seligen Tag erlebt zu haben, an dem er von seiner Mon-
archin aufgefodert werde, eine That zu begehen, die in
göttlichen und menschlichen Gesetzen verboten wäre. Sein
Leben und seine Habe erklärt er, ständen Ihrer Maj.
zu Gebote, auch begehre er nicht, nach Verlust Ihrer Gunst,
dieser Güter zu genießen, „doch Gott verhüte, daß ich
mein Gewissen so schändlich hingeben oder meiner Nach-
kommenschaft einen so schändlichen Fleck anheften sollte,
wie geschähe, wenn ich ohne Gesetz und Urtheil Blut ver-
gießen würde.“ Dieses Schreiben mußte Davison der
Königin vorlesen, und sie sprach nicht mehr von dem lie-
ben, getreuen Amyas, sondern von einem eigensinnigen,
gezierten Burschen, von dem läppischen, ängstlichen Ge-
sellen, der viel verspreche und wenig leiste, der seinem
Eide ungetreu werde, um den Tadel, der auf unangeneh-
mer Nothwendigkeit lasten könnte, von sich ab und auf
seine Königin zu wälzen; aber sie kenne Andere, die min-
der bedenklich, an die werde sie sich wenden. Der ver-
heißene Lohn, non omnibus datum, war für Paulet
verloren, selbst die Briefe, die in der finstern Angelegen-
heit an ihn geschrieben worden, sollten ihm nicht verblei-
ben. Davison verlangte wiederholt, daß er sie verbrenne,
„indem sie zur Aufbewahrung nicht geeignet seien.“ Dar-
auf erwiederte Paulet, den 8. Febr. 1587: „Wenn ich
sagte, ich hätte die Papiere verbrannt, so würde mir kaum
jemand glauben, und behalte ich mir darum vor, sie Euch
zu eigenen Händen zu übergeben, sobald ich nach Lon-
don komme.“ Das mag geschehen sein, aber Amyas hatte
Briefe und Antwort in sein Correspondenzregister einge-
tragen, und hierdurch wurde der schändliche Hergang der
Nachwelt aufbewahrt. Als die Königin von Schottland am
9. Februar 1587 zum Tode geführt wurde, befand sich
Amyas an der Spitze des Trauerzuges, und es fügte
sich, daß er der Fürstin die Hand reichen mußte, um ihr
das Ersteigen des Blutgerüstes zu erleichtern. „Ich danke
Euch,“ sprach Maria, „es ist die letzte Mühe, die ich Euch
mache, und der beste Dienst, den Ihr mir je erwiesen.“ —
Des Sir Amyas einziger Sohn, Anton, war mit Katha-
rina, der Tochter von Lord Heinrich Norris, verheirathet
und wurde der Vater von Johann Paulet auf Hinton
St. George, der am 23. Juni 1627 zum Lord Paulet
creirt wurde, im J. 1642 als ein getreuer Anhänger des
Königs seine Vasallen aufbot, um die Armee des Mar-
quis von Hertford bilden zu helfen, und am 20. März
1649 starb. Sein Urenkel, Johann Paulet, Graf von
Paulet und Viscount Hinton, beides durch Creation vom
24. Dec. 1706, wurde im J. 1710 erster Schatz-Com-
missarius (dieses Amt ging 1713 verloren, durch die Er-
nennung eines Groß-Schatzmeisters, in der Person des

Grafen von Oxford), im J. 1711 Lord Steward of the household, und den 5. Nov. 1712 Ritter des Hosenbandordens. Er starb, in einem Alter von mehr denn 80 Jahren, auf seiner Burg zu Hinton St. George, den 28. Mai (8. Juni) 1743; er hatte ein Einkommen von 12,000 Pf. St. und darüber besessen. Aus seiner Ehe mit Brigitta Bertie kamen vier Söhne und vier Töchter. Der älteste Sohn, Johann, Graf von Paulet, starb unvermählt, den 5. Nov. 1764, und hatte seinen Bruder Vere zum Nachfolger, jenen Grafen von Paulet, der im Januar 1771 in Westminsterhall dem Lord Milton eine Ohrfeige gab, und dafür ein Duell bestand, in dem Niemand blieb. Veres' Sohn, Johann, vierter Graf von Paulet, Ritter des Distelordens, Lord-Lieutenant von Somerset und Recorder von Bridgewater, starb den 14. Jan. 1819, und es succedirte ihm sein ältester Sohn, Johann Paulet, Graf von Paulet, Viscount Hinton, und Baron Paulet of Hinton St. George, geb. den 5. Juli 1783. Buckland, in Dorsetshire, sechs Meilen von Dorchester, ist einer von des Grafen Landsitzen.

Wilhelm Paulet, Johann's und der Elisabeth Creedy jüngerer Sohn, erheirathete mit Eleonora, der Schwester und Erbin von Elias de la Mere, das Gut Noney de la Mere, in Somerset, und wurde der Großvater von Johann Paulet, Ritter, der in seiner Ehe mit Elisabeth, einer Schwester des gestrengen Amyas Paulet, der Vater geworden ist von Wilhelm Paulet. Wilhelm, geb. 1474, wird unter den Begleitern des Herzogs von Norfolk genannt, in der großen in Frankreich ausgerichteten Gesandtschaft (Aug. 1533). Er war Schatzmeister des königlichen Hauses, als Heinrich VIII. ihn am 9. März 1538 zum Lord St. John de Basing ernannte, daher er bereits 1539 Platz in dem Oberhause nehmen konnte. In dem J. 1544 stand er in dem Belagerungsheere vor Boulogne, 1545 empfing er den Hosenbandorden, und in Heinrich's VIII. Testament war er, der Obersthofmeister Lord St. John, als einer der 16 Executoren ernannt. Unter Eduard VI. wurde er Groß-Siegelbewahrer, dann Großkanzler; als Präsident des Staatsrathes war er besonders thätig, um diese Behörde dem Protector Somerset zu entfremden, und hiermit, am 6. Oct. 1549, das Signal zu dem Sturze dieses mächtigen Mannes zu geben. Zu Belohnung dieses wichtigen Dienstes empfing er von dem neuen Machthaber, von Dudley zuerst, den 19. Jan. 1550, den Titel eines Grafen von Wiltshire, dann, 1551, das dem Herzoge von Somerset entzogene Amt eines Lord-Schatzmeisters, endlich, nachdem er in Somerset's Proceß als High Steward präsidirt hatte, am 12. Oct. 1552 den Titel eines Marquis von Winchester. Mit den übrigen Gliedern des geheimen Raths unterzeichnete er jene Schrift, worin die Verbindlichkeit übernommen wurde, des Königs Verordnung wegen der Thronfolge zu vertheidigen, was ihn nicht verhinderte, der Königin Maria Partei zu ergreifen, sobald ihm eine Ahnung von ihrer Überlegenheit geworden war. Dafür bestätigte die dankbare Königin den Lord-Schatzmeister in seinem Amte, wie später auch Elisabeth gethan hat. Der Marquis von Winchester starb den 10. März 1572, nachdem er 103 Kinder oder Kindeskinder gesehen, „und hat er in der aufrührischen Zeit, des Lebens satt, ein glückseliges Ende genommen, das unter den Hofleuten ein großes Wunder ist." Dieses Wunder erklärte er selbst: „Salicem me praebendo, non robur." Er hat zu Chelsey prächtige Gebäude aufgeführt, auch das Schloß zu Basing St. John, in Hants, gebaut, das nicht allein der Größe, sondern auch der Zierde halber für einen Wunderbau gehalten wurde, welches aber eine solche Last gewesen, daß seine Nachkommen ein Einfallen besorgten, und daher einen Theil davon wiederum abbrechen ließen. Ein Schloß von einem Lord-Schatzmeister erbauet, konnte wol nur von einem Lord-Schatzmeister unterhalten werden. Der Marquis von Winchester war in erster Ehe mit Elisabeth, einer Tochter des Ritters Wilhelm Capel, in anderer Ehe mit Winifridis, Witwe von Richard Sackville, Tochter von Johann Bruges, verheirathet. Winifridis starb 1586, und hat ihr Denkmal in der St. Nicolauscapelle zu Westminster; vor dem Monument kniet ein gewaffneter Ritter und eine Frau in tiefer Trauer; hinter der Frau ruhet ein Kind auf einem Taufstein. Der älteste Sohn, Johann Paulet, folgte dem Vater in den Titeln eines Marquis von Winchester, Graf von Wiltshire und Baron St. John, und starb den 4. Nov. 1576. Seine erste Gemahlin, Elisabeth Seymour, war die Witwe des Lord Gregor Cromwell, die andere, Elisabeth Willoughby, eine Tochter von Robert Lord Brooke, theilte sich mit ihrer Schwester, der Lady Mountjoye, in die reiche Verlassenschaft des Vaters. Der zweite Marquis von Winchester hatte vier Söhne: Wilhelm III., Georg, Richard und Thomas: einer der jüngern, wir können ihn nicht näher bezeichnen, war von Papst Gregor XIII., dem er als uomo di fede sincera bekannt war, der unglücklichen Maria Stuart zum Gemahl bestimmt. Georg Paulet, auf Crundall, war im J. 1608 Gouverneur von Londonderry. Einige beißende Ausdrücke, die er sich gegen Caher O'dogherty, den Häuptling von Innishowen, erlaubte, und von einer Ohrfeige begleitete, veranlaßten den Irländer zur Empörung. Bei Gelegenheit eines Hochzeitschmauses wurde Londonderry überfallen (April 1608); die Officiere saßen meist alle zu Tische, daher leistete die Besatzung nur geringen Widerstand, Paulet und fünf andere wurden der Rache des Häuptlings geopfert. Daß der älteste Sohn, Wilhelm III., dem katholischen Glauben anhing, wie der der Königin von Schottland bestimmte Sponse, ergibt sich als wahrscheinlich, weil derselbe mit Agnes oder Anna Howard, der Tochter des Großadmirals Effingham, verheirathet war. Agnes ist allem Ansehen nach jene englische Dame, die in verschiedenen, in dem Archiv zu Simancas aufbewahrten Briefen an König Philipp II. in so lebhaften Zügen die ausschweifenden Sitten der Königin Elisabeth und ihres Hofes schildert. Philipp II. mag die Marquise an dem Hofe der Königin Maria kennen gelernt haben. Der Marquis starb den 24. Nov. 1597. Sein unehelicher Sohn, Wilhelm Paulet von Eddington, ist der Vater jener Elisabeth Paulet geworden, die im J. 1631 an Robert Devereux, den Grafen von Esser, verheirathet,

schon nach zwei Jahren durch ihre Aufführung eine Ehescheidung herbeiführte. Wilhelm IV., ein Sohn Wilhelm's III. und der Agnes Howard, succedirte als Marquis von Wincheſter, erzeugte in ſeiner Ehe mit Lucia Cecil, des Grafen Thomas von Exeter Tochter, ſechs Söhne, worunter beſonders Johann und Heinrich zu merken, und ſtarb den 4. Febr. 1629, daß er demnach ſeinen älteſten Sohn, Wilhelm Lord Paulet St. John, überlebte. Dieſer war im Auguſt 1621 geſtorben, ohne aus ſeiner Ehe mit Maria Browne, der Tochter Anton's des Viscount von Montagu, Kinder zu hinterlaſſen. In Titel und Gütern ſuccedirte darum ein jüngerer Sohn, Johann Paulet, jener Marquis von Wincheſter, der ſein Caſtell Baſing mit ſo hartnäckigem Muth gegen Cromwell vertheidigte, bis daſſelbe endlich mit Gewalt erobert und von Grund aus zerſtört wurde. Nur wenige Vertheidiger entrannen dem Tode, die Beute war unermeßlich, daß eines gemeinen Soldaten Antheil in die 300 Pf. St. betrug. Johann, fünfter Marquis von Wincheſter, ſtarb den 5. März 1675, nachdem er drei Frauen gehabt, Johanna Savage, Honora, die einzige Tochter von Richard de Burgh, dem Grafen von Clanrikard, und Iſabella Howard, die Tochter des unglücklichen Viscount Staffort. Der einzige Sohn der erſten Ehe, Karl Paulet, Marquis von Wincheſter, war, als ein katholiſcher Peer, zugleich mit Lord Petre, einer der Gegner der Non-Reſiſting-Teſt, welche 1675 in dem Oberhauſe ſo merkwürdige, ganzer 17 Tage fortgeſetzte Debatten veranlaßte. Im J. 1679 wurde er in den neu gebildeten geheimen Rath aufgenommen. Der innern Politik Jacob's II. durchaus entgegen, heuchelte er eine Geiſteszerrüttung, die ihn der Nothwendigkeit überhob, an dem Miniſterium Antheil zu nehmen, oder auch nur eine Meinung zu äußern, aber ſeine beiden Söhne, Karl, der Graf von Wiltſhire, und Wilhelm, gingen, ſicherlich nicht ohne ſein Vorwiſſen, nach Holland, um ſich den Scharen des Prinzen von Oranien beizugeſellen. Die Revolution war kaum vollbracht, als der Marquis ſeine Geiſtesfähigkeit wieder fand, Wilhelm III. belohnte die von ihm empfangenen Dienſte mit dem Titel eines Herzogs von Bolton, durch Creation vom 21. April 1689. Der Herzog ſtarb den 26. Febr. 1699. Seine erſte Gemahlin, Chriſtiana, eine Tochter von Johann Freſcheville auf Staveley, hatte ihm einen einzigen Sohn geboren, der in der Kindheit ſtarb. Die andere, Maria, war die natürliche Tochter von Emanuel Lord Scroope, nachmaligem Grafen von Somerſet, und kinderloſe Witwe von Heinrich Carew, des Grafen von Monmouth anderem Sohne. Sie erbte von dem Vater die weitläufige Herrſchaft Bolton, in dem North-Riding von Yorkſhire, in deren Grenzen der Herzog Karl ein neues prächtiges Schloß erbaute. Sein jüngerer Sohn, Wilhelm Lord Paulet, vermählte ſich 1689 im Haag, mit N., der einzigen Tochter von Armand de Caumont, Marquis von Montrevillon, Generallieutenant im Dienſte der Generalſtaaten, und von Amalia Wilhelmina von Bredérode, dann in anderer Ehe mit Anna, der Tochter des Generals Randolf Egerton, und hatte aus der erſten Ehe die Söhne Wilhelm und Karl Armand, dann zwei Töchter, aus der andern Ehe die einzige Henriette. Karl Armand, Generalmajor, erhielt im Februar 1751 des verſtorbenen Oberſten Naizon Dragonerregiment. Henriette vermählte ſich den 29. Mai 1725 mit William Townshend, und beerbte nicht nur Vater und Brüder, ſondern auch, von Mutterſeite, das Haus der Viscount Bayning und ſtarb 1755. Der heutige Lord Bayning von Forley, in Berks, Heinrich Wilhelm Paulet (late Townshend), geb. den 8. Juni 1797, iſt ihr Enkel. Des erſten Herzogs von Bolton älterer Sohn, Karl Paulet, Herzog von Bolton, Marquis von Wincheſter, hatte bei des Vaters Lebzeiten die Stellen eines Kammerherrn der Königin Maria und eines Lord Juſticier von Irland bekleidet; Mitglied des geheimen Raths ſeit 1714, Lord-Lieutenant von Hants und Dorſetſhire, Ritter des Hoſenbandordens, Vicekönig von Irland, war er 1719, während der Abweſenheit des Königs, einer von den Lords-Regenten. Er ſtarb den 2. Febr. 1722, nachdem er drei Frauen gehabt: 1) Margaretha, des Lord Georg Coventry einzige Tochter, verm. 1679, geſt. 1683; 2) Franziska, eine Tochter von Wilhelm Ramsden von Byrom, in Yorkſhire; 3) Henriette Croſts, eine natürliche Tochter des Herzogs von Monmouth, verm. zu Dublin, im J. 1697. Von der letzten Gemahlin kam ein einziger Sohn, Naſſau Lord Paulet, geb. im Juni 1698, verm. den 13. Dec. 1732 mit Iſabella Tuſton, einer Tochter des Grafen von Thanet. Seine einzige Tochter und Erbin, Iſabella Paulet, wurde am 4. Juni 1765 mit Johann Jacob Perceval, dem dritten Grafen von Egmont, verheirathet. Aus der zweiten Ehe des Herzogs von Bolton waren die Söhne Karl III. und Heinrich. Karl III., Herzog von Bolton, geb. im Aug. 1691, erhielt, nachdem er einige Feldzüge in den Niederlanden gemacht, den Rang eines Oberſten und die Würde eines kön. Geheimraths, und am 28. Oct. 1722 den Hoſenbandorden. Im März 1738 wurde er Connétable vom Tower, im Mai 1740 Capitain der adeligen Garde, und von 1740—1746 erſcheint er, in den Reiſen des Königs nach dem Continent, jedesmal als einer der Lords-Regenten. Im Juli 1742 wurde er Gouverneur der Inſel Wight, auch Lord-Lieutenant von Hants. Im J. 1745 warb er auf eigene Koſten ein Regiment, um die Schotten zu bekämpfen, wogegen er, Januar 1746, das Prädicat eines General-Lieutenants empfing. Aber ſchon im folgenden Monate legte er ſeine Bedienungen nieder, um fortan von dem Hofe entfernt zu leben. Seine erſte Gemahlin, Anna Vaughan, eine Tochter des Grafen Johann von Carberry, ſtarb den 4. Mai 1751 ohne Kinder, daher ihr großes Vermögen, beſonders viele Plantagen auf Jamaika, an ihre Verwandte zurückfielen. Im Nov. n. J. ging der Herzog eine zweite Ehe ein mit Lavinia Beswick, die er auf einer Reiſe durch Frankreich kennen gelernt; die Ehe wurde zu Aix, in der Provence, geſchloſſen, blieb aber gleichfalls kinderlos. Der Herzog ſtarb den 6. April 1754 auf einem ſeiner Güter in Hants, und wurde von ſeinem Bruder Heinrich beerbt. Heinrich, vierter Herzog von Bolton, hatte ſich dem Seeweſen gewidmet, und wurde im Febr. 1733 Commiſſarius von

die Meusel verzeichnet hat [4]), lieferte er einzelne Beiträge zu Journalen, besonders zu den halle'schen Intelligenzblättern [5]) und ein Schediasma historicum de Ecclesia Cenchreensi, in D. *Gerdesii* Miscell. Duisb. T. I. Fasc. 1. Nr. 3 [6]). (*Heinrich Döring.*)

PAULI, 1) Jacob Heinrich, Simon Pauli's Sohn. Geboren zu Kopenhagen, begab sich Pauli, wie es damals Sitte war, nach Vollendung seiner Studien 1658 auf Reisen, wo er vorzüglich die Bekanntschaft der berühmtesten Ärzte suchte, und kehrte vielfach gebildet zurück. Einige Jahre ertheilte er jetzt Privatunterricht, doch 1662 erhielt er die Professur der Anatomie und 1663 die der Geschichte zugleich mit dem Titel eines königl. Historiographen. Er erwarb sich deshalb 1664 die Magisterwürde, legte jedoch schon im nächsten Jahre seine Professur nieder, behielt aber den erwähnten Titel bei und begab sich abermals und mit gleichem Erfolge, wie das erste Mal, auf Reisen. Heimgekehrt, zog er die Aufmerksamkeit König Christian's V. auf sich; dieser ernannte ihn zum Gesandtschaftssecretär und als solcher fungirte er an mehren Höfen. Die Art, wie er die Angelegenheiten seines Königs in Frankreich betrieb, verschaffte ihm dessen Gunst im höchsten Grade. Kaum war er daher wieder in Dänemark angelangt, so wurde er 1683 zum Canzleirath in Glückstadt ernannt, nichtsdestoweniger häufig als Gesandter verschickt und endlich zum Residenten in Hamburg erwählt. Hier kam er in Verdacht, eine Verschwörung gegen die Freiheit dieses kleinen Staates eingeleitet zu haben, ein Verdacht, gegen welchen er sich in mehren lateinischen Schriften vertheidigte, welche jedoch auch teutsch erschienen. Im J. 1693 wurde er als Gesandter nach England gesendet, nach seiner 1697 erfolgten Zurückberufung aber in den Adelsstand erhoben, wobei er den Zunamen Rosenschild erhielt. Jetzt schlug er seinen Wohnsitz in Lübeck auf, wo er sich verheirathete und mehre Kinder erzeugte. Sein Todesjahr ist ungewiß. Außer seinen in der hamburger Angelegenheit erlassenen Vertheidigungsschriften haben wir von ihm ein Poema in homagium regis Daniae, Friderici III.; Anatomiae bilsianae anatomen; libellum epigrammatum; hymnologiam sacram; von fremden Schriften gab er heraus: *Bellini* observationes anatomicas de structura renum und *Borelli* judicium de usu rerum. 2) Karl Friedrich, dieser durch die Menge seiner Schriften, von welchen wir nur die in acht Bänden enthaltene allgemeine preußische Staatsgeschichte, sowie die Fortsetzung der allgemeinen vom Ritter von Solignac begonnenen Geschichte Polens erwähnen wollen, bekannte Mann, wurde am 4. Sept. 1723 zu Saalfeld in Preußen geboren, studirte von 1740 zu Königsberg und von 1742 zu Halle die Rechte, erwarb sich 1747 die Würde eines Magisters der Philosophie und erhielt, nachdem er einen Ruf nach Königsberg abgelehnt hatte, 1751 die Stelle eines außerordentlichen Lehrers des Staatsrechts und der Geschichte in Halle, welche er 1765 mit der eines ordentlichen Professors der Geschichte und Philosophie vertauschte. Er starb am 9. Febr. 1778. 3) Gregorius, diesen gelehrten polnischen Geistlichen finden wir im J. 1555 zu Wola bei Cracow und darauf in letzterer Stadt selbst angestellt. Er gehörte zu den freimüthigsten Gegnern der sogenannten heil. Dreieinigkeit, weshalb er auch aus Cracow vertrieben wurde. Nachdem er eine Erklärung schwieriger Stellen der heil. Schrift, so wie den späterhin von Lälius Socinus und Peter Statorius umgeänderten rakower Katechismus hatte erscheinen lassen, starb er 1591 zu Rakow. (*G. M. S. Fischer.*)

PAULI (Johannes), wird in den meist kurzen Nachrichten, die wir von seinen Lebensumständen haben, Lesemeister zu Thann, Tann oder Tone genannt. Nähere Aufschlüsse über diesen Ort gibt eine Notiz von Wadding (Annales Minorum. XVI. p. 291) bei dem Jahre 1530: Floruit hoc tempore in provincia Argentina frater Joannes Paulus, professor conventus Thannensis; und die Vergleichung zweier andern Stellen bei demselben Schriftsteller, welche eine statistische Übersicht aller Franziskanerklöster enthalten (Vol. IX. p. 223. cl. VII. p. 266), daß die Stadt Thann am Thurflusse, welche ehemals österreichisches Besitzthum war und jetzt im Departement Oberrhein liegt, zu verstehen ist. Dort hatte er, wie es in der vom Jahre 1519 datirten Vorrede von „Schimpf und Ernst" heißt, bei 40 Jahre gepredigt. Darnach müßte er dies Amt bereits 1479 angetreten haben und, wenn dies etwa im 24. Lebensjahre geschehen ist, um 1455 geboren sein. Im J. 1530 läßt ihn die Bibliotheca universa Franciscanorum (concinnata a Joanne a S. Antonio) noch am Leben sein. In den Jahren 1506 — 1510 hatte er zu Strasburg Geiler's Predigten fleißig mit angehört und aufgezeichnet, 1515 beendigte er als Lesemeister zu Schletstadt die Redaction der Brösamlin, 1517 besorgte er eine neue Ausgabe des Evangelienbuchs, 1519 unterzeichnete er die Vorrede zu Schimpf und Ernst. Das sind die einzigen sicheren Data aus dem Leben des merkwürdigen Mannes, den sein erbitterter Gegner Peter Wickgram ganz entschieden als loripes Judaeus baptismate lotus und verpus bezeichnet. Ammon (Gesch. der Homiletik. I. S. 307) will diesen Vorwurf figürlich deuten und auf das Streben nach unredlichem literarischen Gewinne beziehen, aber eine Vergleichung der Lebensbeschreibung des Konrad Pellicanus [1]) macht es sehr wahrscheinlich, daß der dort erwähnte Paulus Pfedersheimer, welcher zu Mainz das Judenthum verließ, Magister der freien Künste geworden und in den Orden der Franziskaner getreten war, eben unser Pauli ist, dessen eigentlicher Name vielleicht von dem

4) S. dessen Lexikon der vom J. 1750—1800 verstorbenen teutschen Schriftsteller. 10. Bd. S. 295 fg. 5) 1729. S. 17. 1750. S. 327. 678. 1731. S. 120. 311. 677. 679. 1733. S. 74. 665. 1735. S. 312. 6) Vergl. s. Lebenslauf in der von A. Ph. Ursinus verfaßten Gedächtnißpredigt (Halle 1750). S. 39 fg. Moser's Beitrag zu einem Lexico jetztlebender Theologen. S. 640 fg. Schmersahl's Nachrichten von jüngst verstorbenen Gelehrten. 2. Th. S. 167 fg. Strieder's hessische Gelehrtengeschichte. 10. Bd. S. 268. H. Döring, Die gelehrten Theologen Teutschlands. 3. Bd. S. 233 fg.

1) In Adam vitae eruditorum p. 128.

Orte, woher seine jüdische Familie gekommen war, entlehnt ist. Interessanter wird er für uns durch seine schriftstellerische Thätigkeit, die sich theils auf die Herausgabe vieler Predigten Geiler's von Kaisersberg bezog, theils auf die Bearbeitung eines viel verbreiteten Volksbuches.

Zur Anhörung der Geiler'schen Predigten hatte ihm sein Aufenhalt in Strasburg als Guardian des dortigen Barfüßerklosters die Gelegenheit verschafft, die er auch mit der äußersten Sorgfalt benutzte und nach jeder Predigt zu Hause aufschrieb, was ihm aufzeichnungswerth erschien. Aus diesen Materialien, auf deren Redaction er mehre Jahre seines Lebens verwandte, entstand 1) „das Evangelibuch, gepredigt von Geiler von Kaisersberg, von Johannes Pauli behalten und uß seinem Mund uffgeschrieben." (Straßburg 1515. Fol.) Es sind die Evangelien des ganzen Jahres mit den Auslegungen des berühmten Redners; sie wurden mit solchem Beifall aufgenommen, daß schon zwei Jahre nachher eine neue Ausgabe veranstaltet werden mußte. Gegen diese Sammlung erhob Geiler's Neffe und Erbe, P. Wickgram [2]), harten Tadel, indem er behauptete, Pauli habe ohne die nöthigen Kenntnisse jene Predigten aufgefaßt, eigene Possen eingeschwärzt und die schuldige Rücksicht der Schicklichkeit und des guten Anstandes wenig beobachtet. Dieser Vorwurf scheint aber ungerecht und falsch, ja mit den eigenen Versicherungen Pauli's und dem Charakter der übrigen Geiler'schen Schriften in offenbarem Widerspruche zu stehen und vielleicht dadurch veranlaßt, daß Wickgram die zahlreichen schmuzigen Reden des Oheims durch den Druck lieber nicht verbreitet gesehen hätte. Darum haben auch Chr. Fr. Ammon (Geschichte der Homiletik. I. S. 305) und Fr. W. Ph. v. Ammon (in Geiler's Leben. S. 21) an der Wahrhaftigkeit und Treue Pauli's nicht gezweifelt. 2) „Die Emeis. Dis ist das Buch von der Omeißen. und auch Her der künnig ich diente gern." (Straßburg 1516 und 1517. Fol.) Die Ameise enthält 41 Predigten, welche Geiler in der Fastenzeit des Jahres 1508 gehalten hatte. Ammon (Gesch. der Homiletik. I. S. 269) erkennt zwar in vielen Stellen Geiler's fruchtbare Einbildungskraft und die ganze Manier seiner Darstellung, hält sie aber doch für corrupt und untergeschoben, was bei dem fast regelmäßig wiederkehrenden Schlusse „und behielt Bruder Johannes Pauli solches von derselben Predigt" oder „behielt so viel davon" wenig glaublich erscheint. 3) „Die Brösamlin Doct. Keiserspergs uffgelesen von Johann Paulin [3])." (Straßburg 1517. Fol.) Er sagt in der Vorrede, Geiler habe im hohen Stift zu Strasburg 1508 gepredigt von den 15 Staffeln, die man aufsteigt zu Gott, er habe aufgeschrieben, so er von jeglicher behalten und durch vieles Bitten bewogen sie in Druck gegeben. Diese Predigten schließen Fol. XLV und es folgen die von dem vier Löwengeschrei 1507 gehalten, dann 25 Predigten von dem Wannenkrämer (d. h. Hausirer), mit denen eigentlich auf Fol. CX das Buch geschlossen werden sollte, wie dies eine förmliche Schlußanzeige vermuthen läßt [4]). Allein es folgen noch 92 Blätter anderer Predigten, mit denen eine neue Signatur und Blätterzahl angeht. Es sind zum Theil blos Bruchstücke von Predigten, denen aber gewöhnlich Ort und Zeit, wo und wann sie gehalten und sonstige Bemerkungen beigefügt sind, aus denen recht deutlich hervorgeht, mit welchem Eifer Pauli die Geiler'schen Predigten angehört und selbst allerlei damit in Verbindung stehende Anekdoten und charakteristische Züge des Redners gewissenhaft aufzuzeichnen nie verabsäumt hat. 4) Bekannter als die bisher besprochenen Sammlungen ist: „Des hochwürdigen Doctors Johann Gayler's von Keysersperg Narrenschiff, so er gepredigt hat zu Straßburg — uß latin in tütsch bracht von Johann Pauli" (Straßburg 1520. Fol.) [5]). Die im J. 1498 gehaltenen Predigten hatten großen Beifall gefunden und waren daher von Jacob Other (Argent. 1510. 1511 u. 1513. 4.), einem Schüler Geiler's, in lateinischer Sprache herausgegeben. Allein viele wollten die Predigten teutsch lesen, und dies veranlaßte Pauli auf die Bitte vieler ehrsamen Personen die Predigten frei zu übertragen, was hier um so nöthiger war, weil er nicht selbst Gelegenheit gehabt hatte, dieselben anzuhören [6]). Trotz dem hat dieses Buch, wie alle übrigen Bekanntmachungen der Geiler'schen Reden, ein doppeltes Verdienst, indem es uns auf der einen Seite über die Sitten und die Denkweise jener Zeiten reiche Aufschlüsse darbietet, auf der andern aber als sprachliche Denkmale ganz unschätzbar sind und in diesem Sinne auch von Oberlin bei der neuen Ausgabe von Scherz Glossarium sorgfältig benutzt wurden.

Jene eifrige Beschäftigung mit den Geiler'schen Predigten, noch mehr aber die ganze Richtung der Zeit, die im Leben an den kräftigen Späßen der Hofnarren und lustigen Räthe ihre Freude hatte und in der Literatur auch an dem Komischen und Grotesken sich erheiterte, Späße eifrig sammelte und selbst die früher in poetischer Form erzählten Schwänke in Anekdoten und Witze umgestaltete; diese Richtung, sage ich, ward Veranlassung zu dem einzigen selbständigen Werke Pauli's, zu einer Sammlung von Schnurren, die er im J. 1518 zusammenschrieb und unter dem Titel: Schimpff vñ Ernst heisset das buch mit namē, zu Straßburg bei Grüninger 1522 in Fol. zum ersten Male herausgab. Es enthält in den verschiedenen Ausgaben eine verschiedene Anzahl von Erzählungen, Geschichten, Mythen, Fabeln, Beispielen, Gleichnissen, die unter gewisse Überschriften sind gebracht worden und theils durch sich, theils durch die beigegebene Nutzanwendung die Menschen belehren sollen, wie sie rechtschaffen und klug sich im Leben zu benehmen haben. Die Zahl der Exempel ist natürlich verschieden, beläuft sich aber an 600. Über die Quellen, aus welchen Pauli die-

2) In der Dedication der sermones et varii tractatus Kaisspergii vom J. 1518. 3) So steht durch einen Druckfehler auf dem Titel.

4) s. Panzer's Annalen der ältern teutschen Literatur. 1. Bd. S. 400. 5) Eine vollständige Angabe des Titels gibt Flögel, Gesch. der komischen Liter. III. S. 130. 6) Daher ist Bouterwek (Gesch. der Poesie. IX. S. 520) im Irrthume, wenn er meint Pauli habe die Ausdrücke beizubehalten gesucht, deren sich Geiler auf der Kanzel bedient hatte.

ſer Schwärmer und Jacob Heinrich Paulli, als Profeſſor der Anatomie in Kopenhagen (ſ. d. Art.).

(*A. Sprengel.*)

PAULIAHS, richtiger Puhleahs oder Puhliahs, eine der verachtetſten indiſchen Kaſten, welche in den Wäldern von Malabar, beinahe wie wilde Thiere, lebt und ſich nicht einmal Hütten bauen darf. Vgl. dieſe Encyklopädie II. Sect. 17. B. S. 222. (*H.*)

PAULIAN (Aimé-Henri), geb. zu Nîmes den 23. Juli 1722, geſt. im Dorfe Manduel in der Nähe von Nîmes, etwa 1802. Sein Großvater war ein proteſtantiſcher Prediger geweſen, der unter Ludwig XIV. ſich zum Katholicismus bekehren mußte. Unſer Paulian lernte bei den Jeſuiten und trat ſpäter ſelbſt in den Orden. Er verfaßte mehre Elementarbücher über Phyſik, die jetzt ziemlich veraltet ſind, aber zu ſeiner Zeit nicht wenig Glück machten. Schriften: 1) Dictionnaire de physique (Avignon 1761 drei Bde. 4.; öfters von Neuem aufgelegt). 2) Traité de paix entre Descartes et Newton. 3) Conjectures sur l'électricité. 4) Système général de philosophie (Avignon 1769, vier Bde. 12.). 5) Véritable Système de la nature (Avignon 1771. 2 Bde. 12.). 6) Dictionnaire philosophico-théologique (1774) u. a. (*H.*)

PAULIANA ACTIO, war bei den Römern der Name der Klage, durch welche die von einem Schuldner zum Nachtheil ſeiner Gläubiger vorgenommenen Veräußerungen, ihr Gegenſtand mochte eine Sache oder ein Recht ſein, rückgängig gemacht und ihre Wirkung vereitelt wurden. Es war dies alſo eine actio rescissoria und nahe verwandt den actiones Faviana und Calvisiana. Vgl. §. 6. J. de actionib. (IV, 6), den Titel der Pandekten quae in fraudem creditorum facta sint ut restituantur (lib. XLII, tit. 8). *Haenlein*, de actionis Paulianae natura, requisitis et usu forensi (Onoldi 1785. 4.); ſ. auch Schuldrecht, römiſches. (*H.*)

PAULICIANER, eine chriſtliche Sekte im Orient ſeit dem 7. Jahrh., die durch ihr Auftreten gegen die mancherlei Misbräuche und Verirrungen der griechiſch-orthodoxen Kirche, ganz die Aufmerkſamkeit verdient, die ihr neuerlich die Kirchengeſchichte zugewandt hat. Jene Partei iſt zwar auf einer Grundlage errichtet, die in directem Gegenſatze mit allem Chriſtlichen ſteht, nämlich auf der dualiſtiſchen Annahme eines guten und böſen Gottes, wie ſie in dem Manichäismus und den verſchiedenen Syſtemen der Gnoſis ausgebildet war; dennoch macht dieſe Anſicht beinahe nur zufällig den Hintergrund der Theorie aus, da ſich die Sekte aus einem mit manichäiſchen und gnoſtiſchen Ideen angefüllten Boden herausbildete; ſie vermochten ſich wenigſtens davon nicht los zu machen: dagegen das eigentlich lebendige Element an ihr iſt in mehrfacher Hinſicht ein proteſtantiſches, und beginnt wirklich hier die große Reihe von Zeugen der Wahrheit gegen den geſunkenen Zuſtand der Kirche, die jetzt nicht wieder abbricht, ſich vom Morgenlande ins Abendland verzweigt, und endlich mit der Reformation des 16. Jahrhunderts endet. Ihr Widerſpruch gegen alle Hierarchie, gegen das hohle Ceremonienweſen, ihr ausdrückliches Zurückgehen auf den Boden der heil. Schrift, laſſen in ihr weſentlich proteſtantiſche Elemente anerkennen, die ſelbſt durch die ungünſtige Einwirkung jenes Dualismus nicht haben zurückgehalten werden können. Aber freilich waren ſie in ebendieſer Form zu ſchwach, um der ganzen griechiſchen Kirche als Heilmittel zu dienen; von ihr überwältigt mußten ſie eine Sekte bleiben, und zwar da ſie der materiellen Gewalt bald ebenfalls bewaffneten Widerſtand entgegenſetzten, eine zugleich politiſche Sekte, ſtark durch aufgeregten Fanatismus, wovon die Spuren ſich ſelbſt bis in die Gegenwart herüberziehen.

Als Quellen für ihre Geſchichte ſind hauptſächlich drei gleichzeitige Schriften zu nennen: des Photius, des berühmten conſtantinopolitaniſchen Patriarchen, um 860, Bericht: *Διήγησις περὶ τῆς τῶν Μανιχαίων ἀναβλαστήσεως* in *Wolfii* Anecdota graeca (Hamburg. 1722) Tom. I. und II. *Petri Siculi* Historia Manichaeorum gr. et. lat. ed. *M. Raderus* (Ingolstad. 1604. 4.); dieſer Peter Siculus ſchöpfte ſeine Nachrichten an Ort und Stelle, da er 868 vom Kaiſer Baſilius, um Gefangene loszukaufen, zu den Paulicianern geſchickt war und ſich neun Monate unter ihnen aufhielt. Endlich des *Johannes Ozniensis* (aus Oznun in Großarmenien, geb. 668, Katholikos oder Patriarch der armeniſchen Kirche ſeit 718) oratio contra Paulicianos, deſſen Werke von den Mechitariſten auf San Lazaro bei Venedig mit der lateiniſchen Überſetzung Aucher's (Venedig 1834) herausgegeben ſind. Bearbeitungen ihrer Geſchichte waren bis in die neueſte Zeit ſehr dürftig: Boſſuet erwähnte ihrer, Histoire des variations des églises Protest. T. II. p. 129 sq.; Mosheim ging näher auf die Quellen ein, Instit. hist. eccles. p. 350., und Gibbon in ſeinem genialen Werke History of the decline and the fal cet. cap. 54., beachtete auch dieſes feindliche Einwirken auf römiſches Regiment. Neuerlich erſchienen gleichzeitig zwei Monographien über dieſen ſo intereſſanten Punkt: *Friedr. Schmid* diss.: Historia Paulicianorum Orientalium (Hafniae 1826) und: die Paulicianer, eine kirchenhiſtoriſche Abhandlung in Winer's und Engelhard's Neuem kritiſchen Journal der theologiſchen Literatur, 7. Bd. (1827) St. 1. u. 2.; eine durch ſcharfe Kritik und geiſtreiche Ausführung des behandelten Stoffes ausgezeichnete Beurtheilung der letzteren beiden Schriften gab dann D. Gieſeler in den theologiſchen Studien und Kritiken (1829) 2. Bd. St. 1. S. 79 fg.: Unterſuchungen über die Geſchichte der Paulicianer mit Rückſicht auf die zwei neueſten Bearbeitungen derſelben; an die hier gewonnenen Reſultate lehnt ſich größtentheils Neander an, in ſeiner Kirchengeſchichte, 3. Bd. S. 342 fg., nur mit Benutzung der ſeitdem eröffneten armeniſchen Quellen.

Die bisherige Geſchichte der Paulicianer (bei Photius ꝛc.) leitet den Urſprung der Sekte von einer Manichäerin Kallinike, etwa im 5. Jahrhundert, und deren zwei Söhnen, Paulus und Johannes, ab, die den Manichäismus von Samoſata aus nach Phanaroa und Epiſparis verbreitet habe, und will man ſogar den Namen aus einer Zuſammenſetzung von Paulus und Johannes, *Παυλοιωάνναι*, erklären. Allein da das eigentlich Cha-

leristische des Paulicianismus sich ausdrücklich erst bei
Stifter desselben, Constantinus, in der zweiten Hälfte
7. Jahrhunderts findet, so wird jene Erzählung von
Mutter und den zwei Söhnen, auch wenn sie wahr
auf bloße Ausbreitung des Manichäismus hinauskom-
, ohne daß man darin schon die neue Paulicianische
n finden darf. D. Gieseler sucht indessen nicht un-
rscheinlich jene Erzählung auf ein mythisches Gebiet
ckzuweisen, indem die beiden Apostel Paulus und Jo-
nes, an welche die Sekte sich besonders anschließt, von
Katholikern zu zwei Manichäern herabgesetzt seien,
dann in unbestimmte Zeit vor den eigentlichen Stif-
Constantinus, hinaufgerückt werden mußten.

Der Name der Sekte ist vielmehr von dem Apostel
lus abzuleiten, auf dessen christliche Ansicht dieselbe
chieden zurückgeht: Photius selbst, der jene Ableitung
dem Brüderpaare berichtet, gibt an mehren Stellen
zu (lib. II. p. 190, III. p. 43) und gesteht ein
p. 13), daß die Secte jenen Namen erst seit dem
treten des Constantinus trage. Nur darf nicht ange-
men werden, daß die Sekte selbst sich diesen Namen
elegt habe; dies geschieht schwerlich je von einer Sek-
die ja eben dadurch sich als losgetrennte Partei hin-
n würde; vielmehr nannten sich die Paulicianer selbst,
jede Sekte darauf Anspruch machen wird, Christen,
στομολίται, und bezeichneten die Katholiker als Rö-
, wie ja überhaupt die Einwohner des griechischen
hs benannt werden. Auch schon die auffallende Form
Namens, worin offenbar die zwei Endungen —ικοὶ
—ιανοὶ vermengt sind, deutet bestimmt auf eine
günstige Benamung hin, die nicht ein Anschließen an
Apostel Paulus, sondern sofort eine häretisirende Ab-
hung dabei markiren wollte. Die früher angenom-
e Ableitung der Sekte vom Gebiete des Manichäis-
ist durch D. Gieseler's Untersuchung durchaus besei-
; vielmehr deutet die dualistische Grundlage, worauf
System errichtet ist, auf eine Form der Gnosis, am
rsten auf die Marcionitische hin, deren Anhänger sich
nen Gegenden nachweisen lassen. Nur die Bericht-
tter, die überall, wo sie Dualismus erblicken, sofort
Manichäer denken, haben jene Verwechselung hervor-
fen. Nichts bei den Paulicianern entspricht dem Ma-
äismus bei genauerer Prüfung, während Manches
selben widerspricht. Die Weltschöpfung ist bei ihnen
k eines unvollkommenen Demiurgs im Sinne der
sis, während die Manichäer dieselbe von dem höch-
Gotte ableiteten zur Läuterung der gefallenen Licht-
rie; höchstens in der Entgegnung des Johannes von
un findet sich eine Verehrung der Sonne erwähnt,
aber so wenig mit ihrem ganzen Systeme harmonirt,
man darin wol eine polemische Beschuldigung erbli-
muß, ausgegangen von der Annahme des vollen Ma-
äismus bei ihnen. Besonders entscheidend dagegen
ihr strenges Anschließen an die Schrift, namentlich an
Apostel Paulus: ihre Vorsteher werden nach Namen
dem Paulinischen Kreise benannt, Sylvanus, Titus,
motheus, Tychicus; ihre Gemeinden legen sich Namen
ulinischer Stiftungen bei, Achaja, Ephesus u. dgl.
Auch in dieser Anhänglichkeit an die Paulinische Auf-
fassung des Christenthums erkennt man die Verwandtschaft
mit Marcion wieder, sowie selbst in der Benutzung der
neutestamentlichen Schriften eine Verwandtschaft mit dem
Kanon des Marcion nachgewiesen ist; sie hielten sich nur
an das dritte und vierte Evangelium, und unter diesen
vorzugsweise an den Lucas, als Schüler des Paulus, so-
wie an die Briefe des Letztern. Der Beweis, daß sich
in der Gegend von Samosata, wo doch die Wiege des
Paulicianismus zu setzen ist, die Marcionitische Partei in
den spätern Jahrhunderten erhalten hatte, ist ebenfalls
geführt, und es erscheint Alles erklärt durch die Annahme,
daß Marcion's System dort auf syrischem Boden sich mit
der entschieden dualistischen Form der Gnosis, etwa des
Saturnin, gemischt habe, was dann hinreichend war, ihnen
bei den Umgebungen, besonders den orthodoxen Griechen,
den Namen der Manichäer zuzuziehen. Der Zustand je-
ner gnostischen Gemeinden muß unter den steten Verfol-
gungen der griechischen Kaiser ganz so hilflos, aber auch
so unberührt von dem Verderben der griechischen Kirche
gewesen sein, daß eine Reformation, wie sie durch ein zu-
fällig in die rechten Hände gekommenes Exemplar des
neuen Testaments anbrach, sofort bei der ganzen Partei
entschiedenen Anklang finden mußte. Der Stifter derse-
ben konnte sich dabei von manchen Grundzügen seines
frühern Lehrbegriffs, namentlich dem Dualismus, nicht
losmachen; deshalb unterschied er fortwährend den Jeho-
va des alten Testaments als bösen Weltschöpfer von dem
guten Gotte des neuen. Ungeachtet dieser störenden Grund-
züge ward nun aber eine sich eng an das Paulinische
Urchristenthum anschließende Reformation versucht.

Ohne auf die oben abgewiesene Fabel von der Ent-
stehung der Sekte durch die Manichäerin Kallinike und
ihre zwei Söhne weiter Rücksicht zu nehmen, ist als
wahrer Stifter der Partei ein gewisser Constantin zu be-
trachten, aus dem Flecken Mananalis unweit Samosata
zur Zeit des Constantinus Pogonatus (668—685), der
von einem aus sarazenischer Gefangenschaft heimkehrenden
Diakonus für Gastfreundschaft mit einem Exemplare des
Neuen Testaments beschenkt ward, und durch den Ein-
druck desselben den Entschluß faßte, die verwilderte Form
seiner Umgebungen im Sinne der apostolischen Kirche zu
reformiren; seine dualistische Grundansicht glaubte er da-
bei mit den Aussprüchen des Paulus über den Kampf
zwischen Fleisch und Geist, Finsterniß und Licht vereini-
gen zu können. Da nur der Geist des Apostels Paulus in
der Gemeinde herrschen sollte, so nahm er von dem Schü-
ler desselben den Namen Sylvanus an, und arbeitete 27
Jahre lang, von 657—684, unermüdet für Ausbreitung
seiner Grundsätze, nannte seine Anhänger, ebenfalls aus
dem Paulinischen Kreise, Macedonier. Die Ausdehnung
seiner Gemeinden erregte die Aufmerksamkeit des Kaisers,
der einen Hofbeamten, Symeon, dorthin absandte, um
die Häupter derselben zum Widerruf zu zwingen, oder
mit dem Tode zu bestrafen. Constantin-Sylvanus fand
den Tod durch Steinigung, wozu nach den Berichten ein
treuloser Adoptivsohn, Justus, zuerst Hand anlegte. In-
dessen blieben nicht nur die meisten Anhänger bei den

weitern Bedrängungen, wozu sie den benachbarten Bischöfen übergeben waren, ihrer Überzeugung treu, sondern die Gewalt, womit jene Anklänge apostolischen Christenthums, der verderbten Gestalt der griechischen Kirche gegenüber, die Gemüther zu ergreifen geeignet waren, zeigte sich an eben jenem kaiserlichen Beamten Symeon selbst. Es gelang ihm zwar, den erhaltenen Eindruck drei Jahre lang zu unterdrücken; zuletzt entwich er heimlich aus Constantinopel, ging nach Cibossa, sammelte die Trümmer der Paulicianischen Gemeinden um sich her, und stellte sich, unter dem Paulinischen Namen Titus, selbst an ihre Spitze, fand aber dasselbe Ende wie sein Vorgänger; er starb unter Justinian II. 690 bei einer neuen Verfolgung, standhaft auf dem Scheiterhaufen (*Photius* I. p. 72).

Nach jener Verfolgung sammelte sich die Paulicianische Gemeinde aufs Neue unter einem Armenier, Paulus, der diese Denkart zu Episparis in der Gegend von Phanaroa zuerst ausbreitete, weshalb also hier, nach der Fabel von der Kallinike, nicht deren eigentlicher Herd gefunden werden darf. Er selbst ernannte seinen ältesten Sohn, Gegnäsius, als Timotheus, zu seinem Nachfolger; wogegen aber der jüngere, Theodorus, mit der Behauptung auftrat, das Vorsteheramt knüpfe sich nicht an traditionelle Übertragung, sondern an den Besitz der Geistesgaben, die ihm unmittelbar verliehen seien; er fand Anhänger, doch verschwindet seine Partei bald wieder. Dagegen jener Gegnäsius ward aufs Neue angeklagt, und vom Kaiser Leo dem Isaurier dem Patriarchen der Hauptstadt zum Verhör übergeben. Hier wußte er sich durch eine, der ganzen Sekte anklebende, Verstellungskunst, die sich für ihre Verstellungen orthodox klingender Formeln bediente, zu rechtfertigen. Wenn der Patriarch von der katholischen Kirche sprach, so erklärte sich Gegnäsius als deren Anhänger, verstand aber darunter die Gemeinde der Paulicianer selbst, welche die Reinheit der Kirche Christi herstellen wollte: so verstand er unter der Maria die unsichtbare Gemeinde, das himmlische Jerusalem, aus der Christus ausgegangen: unter dem Zeichen des Kreuzes dachte er sich Christum selbst, unter dessen Fleisch und Blut die Lehre, unter der Taufe Christum als das lebendige Wasser; er ward freigesprochen und gegen spätere Anklagen in Schutz genommen. Man hat in dieser Begünstigung des Mannes den Einfluß des Bilderkriegs gefunden, indem der Kaiser, als Feind des Aberglaubens, auch die freiere Paulicianische Form gern gesehen habe. Nach dem Berichte des Johannes von Oznun läßt sich auch nicht verkennen, daß die Paulicianer von der elenden Gestalt des ikonolatrischen Aberglaubens Anlaß hernahmen, die griechische Kirche zu bekämpfen und manche Anhänger zu gewinnen. Dennoch konnte jene Begünstigung des Kaisers wenigstens keine offene sein, da grade die Bilderstürmer sich übrigens dem Volke möglichst orthodox zu zeigen suchten, auch die spätern unter diesen Kaisern keineswegs Milde gegen die Paulicianer bewiesen.

Nach des Gegnäsius Tode, welcher der Partei 30 Jahre vorgestanden hatte, folgte sein Sohn Zacharias im Vorsteheramte, dem aber ein anderes Haupt, Josephus, entgegentrat, und die Oberhand behielt, indem er seinen Haufen den Angriffen der Sarazenen glücklich entzog, dem der andere erlag. Unter Josephus, mit dem Beinamen Epaphroditus, erfolgte auch eine Ausbreitung der Lehre über die bisherigen Grenzen hinaus; er selbst entfloh vor den kaiserlichen Nachstellungen nach Phrygien und Pisidien, wo er seine Grundsätze ausbreitete; ja will man einem spätern Historiker, dem Cedrenus, glauben, wofern er nicht Späteres damit verwechselt, so erfolgte schon jetzt unter Constantinus Kopronymus eine Verpflanzung der Paulicianer aus Armenien nach Constantinopel und Thrazien. Auf Josephus folgte als Vorsteher Baanes, der aber durch cynisches Leben die Gemeinde in Verfall brachte, und selbst den Namen des Schmutzigen, ὁ ῥυπαρός, erhielt. Ein Reformator, dessen die Sekte so sehr bedurfte, trat jetzt zu Anfang des 9. Jahrhunderts in der Person des Sergius auf, der gegen jenen Baanes eine Partei bildete.

Sergius, mit dem Ehrennamen Tychikus, Vorsteher seit 801, gab der Sekte auch dadurch einen neuen Aufschwung, daß er als Missionair weit in Asien umherzog, wie er selbst aussagte, von Osten nach Westen, von Norden nach Süden pilgerte, um das Evangelium zu verkünden. Er war nächst dem Stifter Constantin der bedeutendste Lehrer der Sekte, gewann die Herzen Vieler durch Freundlichkeit und Milde für jene Sätze eines praktischen Christenthums. Er selbst war durch ein Weib gewonnen, das ihm zuerst ein Exemplar des N. T. in die Hände gab, und seine Scheu vor dem Lesen eines Buchs, das die griechische Kirche den Laien vorenthielt, überwand. Aus demselben, besonders aus den Paulinischen Briefen, schöpfte er die evangelischen Grundsätze, die er weit umher ausbreitete. Charakteristisch für die äußere Verfassung der Sekte ist es, daß er dabei das Handwerk eines Zimmermanns trieb, sicher ebenfalls als ein Anschließen an den Apostel Paulus. Hiermit ist kaum vereinbar, wenn er nach den Berichten beschuldigt wird, sich selbst für den heiligen Geist, oder doch wenigstens für den großen Lehrer ausgegeben zu haben, den Christus als den kommenden Paraklet verheißen hatte. Dabei ist wol Misverstand, vielleicht selbst von den Seinen, bei der bekannten hyperbolischen Ausdrucksweise des Orients, und theilweise auch Entstellung durch die Gegner, anzunehmen.

Unter seiner Amtsführung ging mit den Paulicianern eine große Veränderung vor, wodurch sie aus einer religiösen Sekte nun in eine politische Partei verwandelt ward. Unter dem Kaiser Nicephorus (802—811) hatte sie Ruhe gehabt, da ja der Kaiser selbst für einen Anhänger derselben ausgegeben wird; dagegen die Nachfolger, Michael Rhangabe (811—813) und Leo der Armenier (813—820) erneuerten die Verfolgungen. Letzterer sandte eine geistliche Commission ab, um die von der weltlichen Obrigkeit eingefangenen Ketzer prüfen und zum Übertritt bearbeiten zu lassen, während die Hartnäckigen der Tod erwartete; die Paulicianischen Einwohner von Kynoschora dadurch zur Verzweiflung gebracht, vereinigen sich zur Ermordung jener Abgeordneten, worauf sie in

das sarazenische Gebiet des ehemaligen zweiten Armeniens entfliehen, und als Feinde der Römer bereitwillig aufgenommen, die Stadt Argaum (vielleicht Arcas) als Wohnsitz angewiesen erhalten. Von hier aus unternehmen sie nun rächende Plünderungszüge ins römische Reich, bringen Gefangene heim, unter denen sie zahlreiche Proselyten machen. Selbst Sergius war mit dorthin gezogen, allein die Raubzüge misbilligte er entschieden: er fand bei Argaum seinen Tod; als er seinem Handwerk getreu, im Walde mit Baumfällen beschäftigt war, wird er von einem fanatischen Katholiken mit seiner eigenen Art erschlagen, nach Gieseler 835. Er war der Letzte, der als alleiniges Haupt der Sekte vorstand; um nicht frühere Spaltungen sich wiederholen zu sehen, beschloß man, den sämmtlichen Schülern desselben unter dem ebenfalls apostolischen Titel *συνέκδημοι* (Actor. 19, 29. 2 Kor. 8, 19) völlig gleiche Vorsteherrechte zu gestatten.

Bei dieser Umgestaltung der Sekte, die jetzt zu einem der gefährlichsten Feinde des römischen Reichs erwächst, wird es passend sein, ihre Lehrart genauer zu verzeichnen, sodaß wir zuletzt nur noch die mehr militairischen Schicksale derselben beizufügen haben werden. Für diesen Punkt stimmt zu den obigen Quellen noch eine andere, die formula receptionis Manichaeorum in *Tollii* insignia itinerarii Italici, wo von S. 144 die Paulicianer berücksichtigt werden.

Der Bibelkanon, dessen sie sich bedienen, schloß sich vorzüglich an die Pauliniſchen und damit zusammenhängenden Schriften an: dem des Marcion war er zwar ähnlich, nahm aber doch aus dem katholischen Codex noch Einiges mit auf. Nach einer Randbemerkung bei Petrus Siculus haben sie zwei Evangelien gehabt, sicher das des Lucas und Johannes, während Marcion sich durchaus nur an den Lucas hielt und daraus sein Evangelium zurechtmachte. Entschieden verwarfen sie die Petrinischen Briefe, wofür der Grund in dessen Spannung mit Paulus und in der offenen Hinneigung zu der judaisirenden Form gefunden werden muß. Unter den Pauliniſchen Briefen wird noch ausdrücklich eines an die Laodicener gedacht; doch ist nicht auszumachen, ob dies unser Epheserbrief, oder irgend ein apokryphischer ist. Nächst dem Paulus gestehen sie auch vier Propheten großes Ansehen zu, worunter mit Sicherheit die vier ersten Vorsteher verstanden werden müssen, also Constantin, Symeon, Gegnäsius und Joseph; Sergius, der dies berichtet, rechnet zwar sich selbst nicht mit dazu, macht aber doch unter sehr bedeutsamen Titeln auf hohes Ansehen Anspruch; so nennt er sich die glänzende Fackel, die scheinende Leuchte in der Gemeinde, den Thürhüter, den guten Hirten, den Führer des Leibes Christi, d. h. der Gemeinde; verheißt den Seinen, bis ans Ende der Welt bei ihnen zu sein, woraus man die obige Anmaßung, der heil. Geist zu sein, gemacht hat.

Bei dem Lehrbegriff der Paulicianer ist eine doppelte Richtung zu unterscheiden, gemäß dem Entstehen der Sekte aus der Reformation einer dualistischen Denkart, nämlich einmal in den mehr dogmatischen Sätzen ist überall der Dualismus zu erblicken, in den praktischen Bestrebungen dagegen jene reformatorische Tendenz, die überall auf den Standpunkt des apostolischen Urchristenthums zurückwill.

1) Ihr Dualismus ist völlig entschieden: der gute Gott ist der Herr des Himmels, dagegen der böse Gott ist Schöpfer und Herr dieser Welt; beide ausschließlich auf ihr Reich eingeschränkt, und ohne Gewalt in dem Gebiete des Andern. Wenn die Angabe des Photius, daß der böse Gott aus Finsterniß und Feuer entstanden ist, keinen Misverstand enthält, so liegt darin wol nur, daß er sich aus der früher bewußtlosen Hyle zu bewußter Persönlichkeit entwickelt habe. Wie die Sekte diese Ansicht mit den von ihnen recipirten neutestamentlichen Schriften in Einklang gebracht habe, ist uns bei dem Schweigen der Quellen, und dem Mangel an Beispielen ihrer Exegese, nicht klar. Ebenso wenig ist auszumachen, wie ein Zusammenwirken beider Principien bei der Schöpfung des Menschen stattfand, wo ausdrücklich dem bösen Gott die Hervorbringung des Körpers, als Sitz und Reiz des Bösen, dem guten Gotte dagegen die Verleihung der Seele zugeschrieben wird; nur aus Analogie anderer, dem Marcion verwandter, Systeme der syrischen Gnosis läßt sich vermuthen, daß der gute Gott dem von dem bösen erschaffenen Menschenbürger theils aus Erbarmen, theils um dadurch den Kampf gegen das andere Princip zu führen, einen Funken seines höhern Lebens eingesenkt habe. Den Sündenfall beschreiben sie als eine *πορνεία*, erklären sie aber für eine *εὐεργεσία*, was den übrigen Formen der Gnosis analog ist, als Abfall von dem Gebote des bösen Demiurgs, wodurch die Menschen erst das Erbarmen des guten Gottes sich erwarben. Die Bestimmung der Erlösung muß darnach gewesen sein, die Menschheit von der Tyrannei des Demiurgs völlig zu befreien. In der Lehre von Christo konnten sie nur Doketen sein, da derselbe unmöglich den Leib von der bösen Materie annehmen konnte: er hat ihn also mit vom Himmel gebracht, und ist durch den Leib der Jungfrau nur wie durch einen Kanal durchgegangen; so erklärt sich ihre Annahme, daß die Mutter Christi nicht die Maria, sondern das himmlische Reich, das obere Jerusalem sei, von wo er ausgegangen, und konnten sie deshalb sich in der Verehrung der Maria mit den orthodoxen Formeln leicht verständigen.

2) Ihr reformatorisches Streben hängt nun allerdings auch mit diesem dualistischen Fundament zusammen; sie fanden in der katholischen Kirche den Grund aller Misbräuche darin, daß dieselbe sich von der Herrschaft des alttestamentlichen Judengottes nicht frei mache, deshalb überall in die Mängel des fleischlichen Judenthums zurückfalle; ihr spirituelles Streben dagegen, das hierin überall auf die einfachere apostolische Form dringt, sollte eben jenes böse, judaistische Element bekämpfen, worin ja schon Marcion ihnen vorangegangen war; daher ihr Widerspruch gegen alle Äußerlichkeiten im Cultus. Der Maria können sie keine Verehrung, ja nicht einmal die Jungfräulichkeit zugestehen, da sie ja dem Joseph später noch mehre Kinder geboren habe; die Heiligen sind offenbar nur Diener des Demiurgen, durch dessen Hilfe

Herzogin von Holstein-Plön, erblickte den 23. Febr. 1769 zu Ballenstädt das Licht der Welt. Am Fuße des Harzes, in den Umgebungen einer reizenden Natur, verginen ihr die Jahre der Kindheit. Ihre Geisteskräfte entwickelten sich früh unter einer sorgfältigen Erziehung und unter der besondern Aufsicht des Fräuleins von Rauschenplatt, der ersten Hofdame ihrer bereits den 2. März 1769 gestorbenen Mutter. Den entschiedensten Einfluß auf ihre wissenschaftliche Bildung gewannen der als Dichter bekannte Legationsrath Meyer, und der damalige Instructor des Erbprinzen, Rohleder mit Namen. Von diesen Lehrern ward Pauline in den Anfangsgründen der alten und neuen Sprachen, in der Geschichte und Politik und in andern wissenschaftlichen Zweigen unterrichtet. Ihr moralisches Gefühl weckte und befestigte der Hofprediger Paldamus in seinen Belehrungen über religiöse Gegenstände. Angeborene Neigung und rastloser Fleiß unterstützten und erhöhten die Sorgfalt, die der Vater auf die Erziehung seiner Tochter wandte. Mit der französischen Sprache und Literatur wurde sie bekannt durch eine junge Französin, Bourgeois de Pierre, die ihr Vater aus Yverdun nach Ballenstädt gerufen. Auch ihre Unterhaltung mit dem vielseitig gebildeten Freiherrn von Adlerkas, den seine Gesundheitsumstände genöthigt, den preußischen Militairdienst zu verlassen und einem Ruf nach Ballenstädt zu folgen, wirkte in mehrfacher Hinsicht günstig für die rasche Entwickelung ihrer Geistesfähigkeiten. Die Stunden der Muße verlebte sie an der Seite ihres Vaters, unter regem Antheil an seinen Regierungsgeschäften, mitunter auch wol auf seinen Jagdzügen ihn begleitend. Ihr Charakter erhielt dadurch schon früh eine gewisse männliche Haltung, deren Gepräge sich selbst in ihren Gesichtszügen ausdrückte. Wissenschaftliche Beschäftigungen schienen ein bleibendes Interesse für sie gewonnen zu haben. Sie wurden gewissermaßen ihr Lebensberuf. Sie erregte dadurch schon in ihrem 14. Jahre fast ungetheilte Bewunderung in den Hofcirkeln. Die unerläßliche mechanische Übung ließ sie weniger Geschmack finden am Zeichnen, an der Musik und andern verwandten Künsten. Eine gleichgestimmte und theilnehmende Freundin fand sie an der Prinzessin Luise von Holstein-Sonderburg, mit der sie abwechselnd zu Ballenstädt und zu Augustenburg lebte, und die sie späterhin auch auf der Insel Alsen wiederfand, als sie ihren Vater auf seiner Reise nach Dänemark begleitete. Der frühe Tod der geistvollen Prinzessin Luise trennte dies Freundschaftsbündniß. Auch machte sie die Bekanntschaft anderer Fürstenfamilien, wie unter andern der von Asseburg'schen zu Meisdorf, und lebte genußreiche Stunden in dem benachbarten Quedlinburg in dem Umgange mit der dortigen Äbtissin, der Prinzessin Sophie Albertine von Schweden.

Durch vielseitige Kenntnisse hatte sie, als sie im 18. Jahre stand, ihren Geist immer mehr ausgebildet, und war zu einem richtigen Verständniß der ältern und neuern Sprachen gelangt. Die Schwierigkeiten des lateinischen Lapidarstyls zu überwinden, Birkenstock's Gedicht auf den Tod Friedrich's II. ins Teutsche zu übersetzen, gelang, und zeugte von ungemeiner Gewandtheit in ihrer Muttersprache und zugleich von einer sehr glücklichen C binationsgabe [1]). Von den bisher erlernten Spr wandte sie sich zu der dänischen, mit so großem C daß sie bald im Stande war, die vorzüglichsten N nalschriftsteller zu lesen. Zu poetischen Beschäftigu ward sie wieder durch Gleim geführt, mit dem sie früh in einen fast ununterbrochenen Briefwechsel get zu sein scheint. Gleim, rastlos bemüht, jedes aufkeim Talent zu ermuntern, fällte auch ein nicht ungünst Urtheil über ihre poetischen Versuche, so wenig sie dem unten mitgetheilten Briefe öffentlich damit he zutreten wagte. Noch ein andres Band knüpfte si den halberstädter Dichter. Sie theilte seinen Abscheu gen die französische Revolution, und die mannichfc Greuel, die dies Ereigniß hervorgerufen. Den Gan ner Staatsumwälzung verfolgte sie mit aufmerksa Blicken und fand dadurch die Richtschnur für ihre Denk- und Handlungsweise. Ihren christlich-relig Sinn verwundeten die entsetzlichen Auftritte der französi Revolution, und wiederholt äußerte sie die Idee, daß Regenten anzurathen sei, die gesteigerten Volksansp zu bekämpfen, damit die Volkswillkür keinen Spielr erhalte. Sie übersah dabei freilich, wie Irrthum Wahrheit hier nahe an einander grenzen. Als Ludwig X zum Blutgerüst geführt werden sollte, schrieb sie an Gl „Mit Vergnügen habe ich die Übereinstimmung un Meinungen bemerkt, hinsichtlich der traurigen, ganz ropa erschütternden Begebenheit. Als Beweis davon ich Ihnen ein Lied zu überschicken, welches bei der N richt des Königsmordes meinem Gefühl entquoll [2]). schließt diesen Brief mit der prophetischen Verkündig „daß des Schicksals Eisenruthe keine Pflichtverletzung gestraft lasse, und daß die an den Enkeln schwer pönte Missethat durch Vergötterung der Manen des f men Ludwig's versöhnt werden müßte."

In jenem Briefe, vom 26. Febr. 1793 datirt, wähnt sie der Feier ihres Geburtstages, und bemerkt, sie „ihr 25. Jahr mit einem großen Vorrath von lenruhe und Zufriedenheit angetreten." Ihr fortges Briefwechsel mit Gleim, der nie unterließ, ihr an i Geburtstage seine herzlichsten Glückwünsche darzubrin gibt mehrfache Belege, wie neben ihren poetischen schäftigungen die politischen Ereignisse ihre Aufmerk

1) Wie bescheiden sie selbst von diesem Versuch urtheilte, gen die nachfolgenden Äußerungen in einem Briefe an Gleim, 19. Febr. 1787. „Birkenstock's treffliches Latein," schrieb Pa „kannte ich längst, aber nicht die berliner Verteutschung. wagte es, selbst eine für meinen Vater zu entwerfen. Sie ist zer, weicht aber in einigen Stellen ab, und ich traue ihr nicht Da Sie gewiß beim ersten Anblicke die schwierigen Schönheite Lateins empfanden, wäre es eine Schwachheit, Ihnen meine setzung zu schicken. — Hätt' ich alle diese Beweggründe über so war in Ihrem Briefe Ein Wort, das mich zittern m Drucken! — Nein! nie sollen die Beschäftigungen meiner gen Stunden öffentlich bekannt werden!" 2) Dies Lied be mit den Versen:

Schwammen jünast an eure Küsten
Panther, Löw' und Wolf herbei?
Soget ihr an Tigerbrüsten
Blutdurst, Wuth und Meuterei?

keit in Anspruch nahmen. „Sie haben, verehrter Freund," schrieb sie unter andern im März 1795 an Gleim, „meines Geburtstages auf die schmeichelhafteste Weise gedacht[3]); Sie haben mir ein Zutrauen bewiesen, das ich würdige, und ich verschiebe meinen Dank keinen Augenblick länger. Lächelten mir die Musen unausgesetzt[4]), so würde ich Ihnen zierlicher, aber gewiß nicht aufrichtiger meine große Erkenntlichkeit versichert haben. Ihnen, dem warmen Vaterlandsliebenden, darf ich zu dem nicht mehr zweifelhaften Frieden doch Glück wünschen! Sie freuen sich gewiß sehr, daß die blutige Krisis vorüber ist, die ohne Zweifel in der Reihe der Dinge nöthig und wohlthätig war, weil die Vorsehung sie geschehen ließ; uns, den Zeitgenossen, aber die bitterste Arzenei, eine Quelle der Thränen und der Besorgniß ward. Das 18. Jahrhundert wird unter seinen Brüdern einst mit blutigem Schleier erscheinen. Schon oft wünschte ich meinen Lebenslauf in einen andern Zeitraum versetzt. Ich habe so ganz gefühlt, daß die Erde ein Paradies wäre, wenn die Menschen sich selbst genügten, und liebende Brüder blieben. Aber sie wählen das Vorbild des Erstgeborenen Adam's zum Muster; sie halten sich für den Mittelpunkt der Schöpfung, und schaden am Ende, indem sie Andern Nachtheil bringen, sich selbst am meisten. Jeder denkt nur an sich und vielleicht existirt jetzt weniger Moralität, als zu jener Zeit, wo man von der Sittenlehre Compendien in allen Formen und Farben hatte. Ich schreibe dies dem Indifferentismus zu, dem Mangel an Religiosität, dem Brandmal. Wird man lau gegen Christi Religion, undankbar gegen den göttlichen Urheber unsers Daseins, so ist die Scheidewand des Lasters übersprungen und jedes Verbrechen näher gerückt."

Nicht minder charakteristisch, als diese Äußerungen, sind einige Verse in diesem Briefe, die eine entschiedene Neigung verrathen zu ländlicher Zurückgezogenheit, fern von dem Schauplatz des öffentlichen Lebens. Es war interessen wol nur eine momentane Stimmung, in der sie von jedem Antheil an dem Staatsregiment sich förmlich lossagte[5]). Mit der höhern Ausbildung ihres Geistes entwickelte sich in ihr eine rastlose Thätigkeit, die sich vorzugsweise auf die Regierungsgeschäfte in ihrem ganzen Umfange hinlenkte. Mit Eifer studirte sie die Landesgesetze, unterhielt sich mit Staatsmännern über alle Zweige der öffentlichen Verwaltung, arbeitete selbst einzelne Gesetze aus und verfertigte Gutachten aus ihr mitgetheilten Acten. Durch glücklich vermittelten Vergleich sehr complicirter Streitigkeiten entsprach sie dem von ihrem Vater geschenkten Vertrauen vollkommen, und ihre gründliche Kenntniß der französischen Sprache setzte sie in den Stand, seit dem Jahr 1790 einen großen Theil seiner Correspondenz zu übernehmen. Auch unterzog sie sich der Führung der auswärtigen Geschäfte, als diese seit dem März 1793, nach dem Tode des letzten Fürsten von Anhalt-Zerbst, einen beträchtlichen Umfang gewonnen hatten, mit großer Umsicht und Gewandtheit bis zu ihrer Vermählung. Ihre Mußestunden widmete sie einigen kleinen schriftstellerischen Versuchen. In jene Zeit fällt eine kleine Sammlung von Jagdliedern, die im Kreise des Hofes vertheilt wurden. Bemerkenswerth ist aber vorzüglich, theils wegen ihres echt menschenfreundlichen Sinnes, theils wegen ihrer genauen Bekanntschaft mit der Lebensweise der niedern Volksclassen, eine von ihr verfaßte Abhandlung über die Schädlichkeit des Kaffees und des Branntweins[6]).

Pauline, die um diese Zeit ihr 27. Jahr erreicht, hatte mehre Anträge zu einer Vermählung zurückgewiesen, da sie ihren Wünschen nicht entsprachen, um so mehr mit Zustimmung ihres Vaters, da er wohl fühlen mochte, wie viel er verlor durch die Trennung von der geliebten Tochter. Zu Ende des Jahrs 1795 reichte sie ihre Hand dem regierenden Fürsten Friedrich Wilhelm Leopold zu Lippe-Detmold. Den 2. Jan. 1796 ward sie vermählt. Gleim's Glückwunsch beantwortete sie zwei Tage später durch die briefliche Äußerung: „Mein Gemahl ist ein redlicher, rechtschaffener und sehr edeldenkender, mich zärtlich liebender Mann. Deshalb traue ich Ihren freundschaftlichen Prophezeiungen, und nehme sie dankbar an." Die Liebe und Achtung ihres Gemahls und die allgemeine Anerkennung ihres persönlichen Werths mußten sie trösten bei der Nachricht von dem plötzlichen Tode ihres Vaters (9. April 1796), von dem ihr die Trennung schwer geworden war. Der fern von ihrer Heimath in Detmold lebenden Fürstin ward auch ihr Gemahl, dem sie zwei Söhne geboren, den 4. Febr. 1802 entrissen. Dem Testament des Verblichenen und der kaiserlichen Bestätigung zufolge trat Pauline die vormundschaftliche Regierung des Landes an, ohne laut gewordenen Widerspruch der Stände, obgleich dieselben große Beschränkungen ihrer bisherigen Rechte besorgten. Es war ein kritischer Zeitpunkt, in welchem die verwitwete Fürstin ihren neuen Wirkungskreis betrat, der mit jedem Jahre sorgenvoller zu werden drohte durch manchen Stoff zur Zwietracht daheim und nach Außen hin durch den Andrang großer Staatsumwälzungen. Selbst ihre vertrautesten Freunde hatten nicht gewagt, durch lobpreisende Glückwünsche ihre Berufspflichten in ein reizendes Licht zu stellen. Sie war

3) Gleim's Brief, datirt vom 23. Febr. 1795, befindet sich in den Zeitgenossen. Neue Reihe, Bd. 2. Heft. 6. S. 16 fg. 4) „Nur selten und schüchtern," heißt es in einem frühern Briefe, „wage ich, den Musen zu opfern, aus Furcht, mein Weihrauch möchte, als mittelmäßiges Rauchwerk, den neun vergötterten Schwestern mißfallen." 5)

Auf einem Fürstenthron wohnt selten wahres Glück,
Umschleiert ist dort oft der süßen Ruhe Blick;
Und wenn chimärisch ich mir Seligkeiten träumte,
So glaube, daß mein Wunsch im Mittelstande säumte.
Ein heitrer Geist, ein stilles Landgut nur,
Ein Musensitz im Schooße der Natur,
Ein Kleines Haus, in eines Waldes Mitte,
Sieh, Freund, das ist das Loos, das ich mir einst erbitte.
Von Politik will ich entfernt gern bleiben,
Will Keinem Unrecht thun, kein Todesurtheil schreiben;
Der Menschheit leises Wohl ist jedes Wesens Pflicht:
Regentin aber bin, Regentin werd' ich nicht.

6) Späterhin wieder abgedruckt im dritten Stück von v. Cölln's Beiträgen zur Beförderung der Volksbildung (Frankfurt a. M. 1802). Jene Abhandlung führt dort den Titel: Über ein schädliches, zerstörendes Gift, das allgemein zu verfertigen erlaubt, und sogar obrigkeitlich befördert wird.

vielmehr von ihnen darauf aufmerksam gemacht worden, daß die wahre Würde des Regenten den einzig haltbaren Grund habe in der genauen Kenntniß des Umfangs und der Wichtigkeit seines Berufs; daß jene Würde zunächst auf dem festen Willen beruhe, nach dieser Erkenntniß zu handeln, und dadurch die obliegenden Pflichten vollkommen zu erfüllen [7]).

Die hervorleuchtenden Eigenschaften, mit welchen Pauline ihre neue Laufbahn betreten, waren rastlose Thätigkeit und Selbstständigkeit. Mit rühmlichem Eifer sorgte sie für die Verbesserung des Armenwesens in Detmold [8]), errichtete eine Erwerbs- und Freischule, ein freiwilliges Arbeitshaus, ein Kranken- und Waisenhaus, ein Schullehrerseminar und andere wohlthätige, für das allgemeine Beste berechnete Institute. Auch eine Irrenanstalt, für die sie sich sehr interessirte, kam zu Stande, ungeachtet des Widerspruchs der Landstände, denen sie diese Idee mitgetheilt. Für das Erziehungswesen blieb der Fürstin fortwährend ein ungeschwächtes Interesse. Um Pestalozzi's Unterrichtsmethode kennen zu lernen und für ihre Zwecke zu benutzen, hatte sie im J. 1813 Passavant nach Yverdun, und, einige Jahre später, zwei andere Lehrer nach Oldenburg gesendet. Immer neue Plane für das allgemeine Wohl entwerfend, schrieb sie der Hilfsgesellschaft zu Zürich, mit der sie schon seit längerer Zeit in Verbindung stand, im J. 1813: „Mich beschäftigt noch eine Anstalt; und wenn ich noch so glücklich bin, friedliche Zeiten zu erleben, so werde ich sie wol ausführen können. Bis jetzt ist es mir noch nicht gelungen, zu erfahren, ob es dergleichen Anstalten anderswo gibt; und doch ist ein Aufbewahrungs- und Trennungsort für Fallsüchtige so nöthig. Unter diesen gibt es höchst Unglückliche; und weil der Anblick ihr Übel fortpflanzen könnte, so nehmen wir sie hier weder ins Waisen- noch Irrenhaus. In England hat man viele dieser Unglücklichen durch die Ausdünstung der Kühe geheilt und sie in den Ställen schlafen und leben lassen. Versuche im Kleinen, hier gemacht, sind nicht ganz mislungen. Ich möchte einen großen Kuhstall und eine Melkerei anlegen mit Schlafstätten, und die unglücklichen Fallsüchtigen hier vereinigen. Sie würden die Kühe warten und melken, Butter und Käse machen, und bei den Kühen schlafen und sein. Schreiben Sie mir doch, ob unter den Sennen und Alpenhirten, die ungefähr so leben, es Beispiele von Menschen gibt, die an Gichtern leiden. Überhaupt empfehle ich Ihrer freundschaftlichen Wärme für Menschenwohl diese nicht unwichtige Angelegenheit zu Fragen und Erkundigungen." Die hierauf erhaltene Auskunft beantwortete die Fürstin mit den Worten: „Dank für die interessante Kunde von den Wirkungen der Kuhställe auf die schweizerischen Fallsüchtigen; sie ist mir willkommen, und ein wichtiges, theures Geschenk. Diese Wirkungen sollen meinen weitern Nachforschungen, meinen Versuchen im Kleinen, zur Grundlage dienen. — Wie Ihre Wärme auch Andere durchglüht, wie Sie Gutes so rasch vermögen, habe ich in den schnellen Antworten bewundert, die Sie mit so sichtbarer Theilnahme über die Epileptischen erhalten; Niemand hätte das in so kurzer Zeit vermocht."

Einen theilnehmenden und thätig mitwirkenden Freund fand Pauline an dem Generalsuperintendenten von Cöln zu Detmold. Er ward ihr besonders werth durch seinen rastlosen Eifer Gutes zu wirken, und seine echt religiöse Sinnesart gab sich auf unzweideutige Weise kund in dem, was er für Kirche und Schule leistete. Unter den Mitarbeitern an den von ihm herausgegebenen „Beiträgen zur Beförderung der Volksbildung" (Frankf. a. M. 1802) finden wir auch den Namen der edlen Fürstin [9]). Mit

7) Siehe die von der Fürstin selbst herausgegebene Sammlung auserwählter Predigten aus C. F. A. v. Cölln's Nachlaß, nebst einer Charakteristik des Verfassers (Bielefeld 1806. S. 122 fg.). Die dort befindliche Rede, die der von der Fürstin hochverehrte Generalsuperintendent bei ihrem Regierungsantritt, den 22. Mai 1802, gehalten, schildert ausführlich den Umfang und die Wichtigkeit der Pflichten eines Regenten. Vgl. Zeitgenossen. Neue Reihe, 2. Bd. Heft 6. S. 23 fg.

8) Durch die Besteuerung des Branntweins, über dessen Schädlichkeit sie, wie früher erwähnt, einen eignen Aufsatz geschrieben, gewann sie unter andern einen Subsidialfonds für die Armen. Vgl. Clostermeier's kritische Beleuchtung einer von Seiten der Lippe'schen Regierung der Bundesversammlung übergebenen Druckschrift. S. 64 fg.

9) Außer dem bereits früher erwähnten Aufsatze über die Schädlichkeit des Branntweins, theilte sie in dem vierten Stück der obengenannten Beiträge ihr Glaubensbekenntniß mit über die Verpflichtungen des Staats zur Erhellung der Gottesverehrung und der Schulen. Ebendies Stück enthält (S. 25 fg.) ihren Vorschlag, eine pariser Mode nach Detmold zu verpflanzen. Den auffallenden Titel des kleinen Aufsatzes erklärt der Eingang, der beweist, daß es sich darin nicht etwa um den Schnitt eines Kleides, oder die Form einer Haube handelt. „Wenn ich," sagt die Fürstin, „bisher öffentlich zu reden, zu bitten, aufzufodern versuchte, so mußte ich mich immer allein und vorzüglich an die Männer wenden, welches mir dann aus Gründen der Weiblichkeit nie so ganz recht war. Herzlich willkommen ist mir deswegen diese Gelegenheit, mich mit Zutrauen und freundlichen Hoffnungen meinen Mitbürgerinnen zu nahen. Schon so lange ist es Observanz, daß gegen die der Mode dargebrachten Opfer, besonders gegen die Nachahmung französischer Erfindungen, von den Sittenlehrern gepredigt, von den Satyrikern gespottet, von den Vätern geschmält, von den Gatten geeifert wird, daß mancher nicht mehr darauf achtet. Ich, viel zu sehr ein Weib, um nicht zu wissen, daß dieses kein Mittel zum Zweck, oder mein Geschlecht zu gewinnen sei, erscheine mit ganz entgegengesetzten Vorschlägen. Ich wünsche und bitte, daß wir hier in Detmold, im Schooße des schon von dem bösen, hämischen Voltaire so sehr verleumdeten Westfalens, die schnellsten sein mögen, eine neue pariser Mode völlig und ganz nachzuahmen. — Madame Buonaparte und mehre zierliche und vornehme Damen der unermeßlichen Hauptstadt des französischen Reichs wählten und errichteten mit wahrhaft weiblichem Schwestergefühl und beneidenswerther Feinheit in den Vierteln der großen Stadt Depots und Säle, wo die zarten Kleinen armer, mit auswärtiger Arbeit beschäftigter Mütter einstweilen genährt, verpflegt, versorgt werden. Jeden Morgen überbringen die dadurch beruhigten, beglückten Mütter ihre Kinder; jeden Abend holen sie sie freudig und dankbar wieder ab, und die Stifterinnen der milden Anstalt übernehmen wechselsweise die Aufsicht. — Welchem wirklich weiblichen Herzen thut diese liebevolle, einfache, hohe Idee nicht wohl! — Man hadert mit seinem eignen Kopfe und Herzen, daß man dahin geleitet, dazu durch Beispiele geweckt werden mußte. Wenigstens ist dies meiner Gefühle Bekenntniß, als ich gerührt jene Erzählung las. Es war in der traurigen Zeit der schmerzlichsten Prüfung, wo nähere, mein ganzes Wesen, alle meine Kräfte umfassende Pflichten mich ganz foderten, und mir es nicht erlaubten, meinen reinsten, edelsten Erholungen auch nur einen Theil meiner Zeit zu widmen, wodurch auch dieser Plan denn zurücktrat. Aber er verschwand deshalb nicht.

tiefem Schmerz erfüllte sie daher der am 18. Febr. 1804 erfolgte Tod jenes von ihr hochverehrten Mannes. Wie sie sein Andenken ehrte, bewies sie von ihr besorgte Herausgabe mehrer seiner Schriften [10], zu denen sie später hin noch eine Sammlung seiner vorzüglichsten Predigten hinzufügte [11].

Einer sehr bedenklichen Periode sah sie um diese Zeit (i. J. 1806) entgegen, als der Verfall der teutschen Reichsverfassung, der bisher den kleinen teutschen Staaten politische Sicherheit gegeben, mit dem 6. August des genannten Jahres sich aufgelöst, und Kaiser Franz II. die teutsche Reichskrone niedergelegt hatte. Auch in diesem kritischen Zeitpunkt bewährte sie [illegible] mit ihrer gewöhnlichen Klugheit und Umsicht. [illegible] für den Beitritt zum Rheinbunde [illegible] während des Krieges [illegible] Lande manche [illegible] von Jena blieb auf [illegible] Livre [illegible] hatte außer [illegible] einigen [illegible] den Kriegsschauplatz [illegible] der Fürstin [illegible] 1807 [illegible] sche Truppen [illegible] der Fürstin [illegible] gewalt [illegible] waren [illegible] [illegible] Dekorum [illegible] lassen, [illegible] [illegible] [illegible]

[illegible] bei eintretenden Vacanzen ihre Deputirten ernennen lassen. In jeder Beziehung erwarb sie sich unter [illegible] Zeitverhältnissen allgemeine Achtung, [illegible] auf mehrfache Weise zu [illegible] viel Kraft und Energie zeigte, zum Wohl [illegible] und ihres Beistandes, [illegible] Frau, [illegible] [illegible] im März 179[illegible], [illegible] „Regierung [illegible] [illegible] durch [illegible] Würzburg [illegible] [illegible] [illegible]

reits den 29. Nov. 1813 zu Frankfurt a. M. dem Bündniß der alliirten Mächte beigetreten, die Teutschlands Unabhängigkeit erkämpfen und sichern wollten. Den in dieser Hinsicht von ihr übernommenen Verpflichtungen unterzog sie sich mit dem regsten Eifer. Am 7. December des genannten Jahres setzte sie ihr Volk von dieser neuen politischen Verbindung in Kenntniß, und den 6. Jan. 1814 erließ sie einen Aufruf zu freiwilligen Beiträgen, um die gehörige Ausrüstung der Landwehr zu beschleunigen. Aus dieser Proclamation sprach ihre echt patriotische Gesinnung [12]). Auch die Bildung des Landsturms ward nicht vergessen [13]). Ihre rastlose Thätigkeit schien keine Grenze zu kennen. Sie las, prüfte, erwog und erließ manche Verordnungen, die der Augenblick zu fodern schien; musterte selbst ihr Truppencorps in der einen Stunde, während sie in der nächsten neue Etats zur Verpflegung desselben entwarf, durchblätterte bändereiche Acten über verwickelte Rechtshändel, und führte viele Stunden lang, mit ungetheilter Aufmerksamkeit den Vorsitz in ihren Regierungscollegien.

Noch war der Krieg gegen Frankreich kaum begonnen, als die Stände des Fürstenthums Lippe an dem auf den 6. Mai 1814 anberaumten Communicationstage auf die Wiederherstellung der landständischen Verfassung drangen und auf die genaue Revision der ohne ihre Zustimmung erlassenen Steuergesetze. Die Fürstin, Anfangs zögernd, weil sie die nähern Bestimmungen des Bundestags erwartete über die Natur und Art jener Verfassung, die in allen Bundesstaaten eingeführt werden sollte, entschloß sich endlich, dem Beispiel anderer teutschen Fürsten folgend, den 19. Nov. 1816 Commissarien zu ernennen, welche die Grundlagen einer Volksvertretung vorschlagen und sie gemeinschaftlich mit den bisherigen Ständedeputirten zur landesherrlichen Entscheidung bringen sollten. Allein die Ständeversammlung, am 27. Febr. 1817 zusammenberufen, fand die eingeleiteten Maßregeln so wenig geeignet für die Ansprüche, die sie machen zu können glaubte, daß sie entschlossen schien, zu einer Modification der alten landständischen Verfassung erst die Hand zu bieten, wenn der Landtag von der Fürstin nach allen Befugnissen wieder anerkannt und in volle Wirksamkeit getreten. Auch der von der Fürstin am 15. März den Landständen vorgelegte Plan einer neuen, auf Volksrepräsentation gegründeten, Verfassungsurkunde schien die Landstände nicht zufrieden gestellt zu haben. Sie suchten vielmehr bei dem Bundestage um die Aufrechthaltung ihrer bisherigen Constitution nach. War auch die Schrift, in der sie diese Wünsche öffentlich aussprachen [14]), ihrem Inhalt nach völlig geeignet, Misvergnügen gegen die bestehende Regierung einzuflößen, so hatte die Fürstin sich durch ihre Humanität und weise Verwaltung eine fast ungetheilte Verehrung erworben. Sie erhielt davon einen unzweideutigen Beweis, als die Abgeordneten der Stadt Lemgo (1818) sie dringend ersuchten, das damals erledigte Bürgermeisteramt selbst zu übernehmen, da dieser Posten, bei den zerrütteten Finanzen der Stadt, eine ganz vorzügliche Klugheit und Umsicht fodere. Dieser Antrag, auf sechs Jahre lautend, ward von der Fürstin zwar nicht zurückgewiesen, jedoch äußerte sie, da ihre vormundschaftliche Regierung vor Ablauf jener Zeit endige, so könne sie nur so lange in dem neuen Verhältnisse wirken, als das Vertrauen der bessern Mehrheit der Bürger ihr zusage. Es erfolgte die Gegenerklärung, daß die vormundschaftlichen Verhältnisse durchaus in keiner Verbindung ständen mit der Übernahme des Stadtregiments und daher auf die Dauer desselben keinen Einfluß haben könnten. — Die von ihr selbst entworfene Verfassungsurkunde ließ die Fürstin jedoch erst den 8. Juni 1819 publiciren, nachdem sie auf ihren Reisen nach Frankfurt und Würtemberg das Urtheil mehrer ausgezeichneten Staatsmänner über die Verfassungsangelegenheit ihres Landes eingeholt hatte [15]). Sie mußte indessen dem Wunsche, ihr begonnenes Werk zu realisiren, wieder entsagen und die Ausführung der neuen Verfassungsurkunde verschieben, als sie erfuhr, daß die bisherigen Landstände und mit ihnen der Fürst zu Lippe-Schaumburg sich durch eine der Bundesversammlung übergebene Protestation feierlich verwahrt hatten gegen alle Folgen, die aus den Verordnungen und Schritten der Fürstin entstehen könnten.

Interessante Züge ihres innern Lebens enthält ihre Correspondenz, von der ein Theil, einzelne Briefe aus den Jahren 1809—1816 enthaltend, öffentlich mitge-

12) „Nichts darf unterlassen, alles muß angewendet werden," sagt die Fürstin dort, „damit Teutschlands wiedergeborene Freiheit unerschütterlich fest begründet und ein ehrenvoller dauernder Friede erkämpft werde. Was zum großen Zwecke führt, ist nur augenblicklich ein schweres Opfer; er gewährt künftig ruhige Freude und süße, bleibende Erquickung für das ganze Leben. Wer sollte nicht gern einigen Bedürfnissen und Bequemlichkeiten entsagen, um dem Vaterlande zu nützen, und dieses Vaterland hat jetzt eine so große, schöne, begeisternde Ausdehnung gewonnen; von allen Seiten hört und sieht man Anstrengungen, Hingebungen des bewunderungswürdigsten Enthusiasmus. Da wird der Lipper nicht zurückbleiben, wo alle seine Nachbarn so viel vermögen; er wird nach seinem festen, treuen, ruhigen Sinn alles, was erwartet wird, still und wohlthätig leisten, ohne zu begehren, daß es hochgepriesen werde. Schon stehen unsre wehrhaften Männer und Jünglinge bereit, Blut und Leben zu opfern. Wer nicht in ihre Reihen trat, wer den heimathlichen Herd wartet, kann durch freiwillige Gaben seinen Eifer dennoch bethätigen." — Die Fürstin unterzeichnete zu solchem Zwecke eine bedeutende Summe aus ihrem Privatvermögen. 13) In der den 31. Jan. 1814 erlassenen Verordnung äußert die Fürstin: „Es ist ein Volkskrieg für alle Teutsche gegen die Unterdrücker der Freiheit. Alle streitbare Männer müssen Theil nehmen an diesem allgemeinen Kampfe. — Der Zweck ist groß. In der Heimath Ruhe zu sichern, dem eindringenden Feinde auf alle mögliche Weise Abbruch zu thun und regulirte Truppen gegen ihn zu unterstützen, das ist des Landsturms dreifach große Bestimmung."

14) Der Titel dieser Schrift, die ohne Angabe des Druckorts im J. 1818 erschienen, lautet, wie folgt: „Geschichtliche und rechtliche Darstellung der in dem fürstlich lippe-detmoldschen Lande rechtmäßig und vertragsmäßig bestehenden, jedoch dem Lande vorenthaltenen, landständischen Verfassung, und der pflichtmäßigen, aber vergeblichen Schritte der Landstandschaft, die Wiederherstellung derselben herbeizuführen." 15) Im Eingange dieser Verfassungsurkunde sagt die Fürstin: „Möge sie dem geliebten Lande, dem siebenzehn Jahre unsre treue, mütterliche Fürsorge gewidmet war, bei dem nahen Ende unserer vormundschaftlichen Regierung, ein theueres Vermächtniß und die Grundlage ungestörter Einigkeit zwischen Haupt

theilt worden [16]). Als der Tod einen allgemein geachteten Staatsdiener, den fürstlich lippe'schen Regierungsrath Johann Friedrich Wippermann, ihr und dem Vaterlande entrissen, schrieb sie den 5. März 1811: „Nur angestrengte Thätigkeit, nur Überzeugung, man nütze und wirke, heilt die Leiden der Seele. Ich verlor mit dem Beginn des Jahres einen vorzüglichen, ausgezeichneten, unersetzlichen Diener [17]), den dritten, den letzten ganz nahen Freund, seit ich regiere. Meine Gesundheit hat sehr gelitten; ich war betrübt bis in den Tod. Aber ich selbst habe vorerst den größten Theil seiner Arbeit übernommen. Wenn ich am Abend alle die Actenstücke sehe, die ich vollendet, wenn ich mir sagen kann: der nicht frohe Tag war doch nützlich, so wird mir Ruhe; ich sehe mit zwiefacher Ergebung empor [18])."

Einen tiefen Blick in ihre Denk- und Empfindungsweise gestattet ein späterer Brief, im Herbst 1811 geschrieben. „Erfahrungen des praktischen Lebens," äußert die Fürstin darin, „wirken immer tiefer und nützlicher, als die geschmücktesten Hypothesen; jene sind der Wirklichkeit Töne, diese sollen sie erst versuchen. — Kein fühlender und denkender Mensch wandelt wol ohne der Phantasie glänzende Bilder durch das Leben; sie sollen ihm die Rosen ersetzen, wenn sein Pfad durch Dornen sich schlängelt; sie halten ihn ab, das Thier gebieten zu lassen; aber sie haben dann auch ihr Ziel gefunden, sie erbleichen und treten zurück, wenn das wirkliche Leben beginnt. — Was wir träumen, ach! wir finden es nicht! Die magischen Farben zerrinnen in der Wirklichkeit; das Prisma wird zum geschliffenen Glase; keine Regenbogenfarbe ist und bleibt ihm eigen, und dann gehören ja alle bessern, alle wahren Menschen dem höhern Leben; sie umfassen auf Erden immer nur Wolken; ihre Saturnia thront über denselben. Es ist eine gewohnte Tröstung, daß wir hier nur pilgern, daß dort das Vaterland ist. Aber ich kenne doch keine, die so vielseitig, so alles umschlingend ist; denn wie gern duldet man auf Reisen Beschwerden, belehrt und unterhält, sammelt sich Früchte, behält das Ziel im Auge, und denkt: Zu Hause ist Ruhe! — Man spottet des Sybariten, der in jeder Auberge lucullische Tafel sucht, und in keinem Rosenlager das gefaltete Blatt ertragen will; — und auf der Lebensreise allein begehren wir überall eine Heimath? — Doch nein! wir irren nur von Zeit zu Zeit; der wahre Mensch schaut dauernd zum Vater, und je weniger ihm hienieden ganz wohl wird, je mehr fühlt er die Nähe der Verklärung, das Wehen des wahren Vaterlandes. Aber hier muß er es sich erwerben durch praktisches Handeln zum Wohl der Brüder." —

„Sie beneiden mich," schrieb die Fürstin den 18. Dec. 1811, „um meine dauernde Kraft, rastlos zu arbeiten. Ich meine, diese Fertigkeit hängt vom ernsten Willen, von der ruhigen Betrachtung der Dinge, und besonders von der Gewohnheit ab, nie mit seinen Pflichten zu handeln. Drang und Leidenschaft möchte in dieser Lehre, wo alles Überlegung und Ordnung ist, weniger helfen, wenigstens kein Anhalten zu Wege bringen. Jeder denkende Mensch muß seinen Beruf verstehen und wissen; aber die Phantasie gaukelt bisweilen nur kosend vor, was uns das Liebste ist."

Der Ernst des Lebens, durch mannichfache Erfahrungen ihr aufgedrungen, schien sie selbst nicht zu verlassen, wenn sie die bei überhäuften Geschäften nur sparsam gegönnten Musestunden dem Lesen vorzüglicher teutscher Dichter und Prosaisten widmete. Mitten unter solchen Beschäftigungen entfloß ihrer Feder eine Dichtung, in welcher sie den Gesammtberuf ihres Geschlechts mit so treffender und tiefempfundener Wahrheit dargestellt hat, daß sich darin unverkennbar ihre eigne Charakteristik kund gibt. Diese Dichtung, bezeichnet mit der Jahreszahl 1805, führt den Titel: „Die Theestunde einer teutschen Fürstin," und eröffnet das zweite Heft des ersten Bandes der von Helmina v. Chezy herausgegebenen Zeitschrift Iduna. Bemerkt zu werden verdient indessen, daß die Fürstin sich mit dem in der neuen Literatur herrschenden Geschmack nie ganz befreunden konnte. „Das muß ich sagen," schrieb sie den 18. Dec. 1811, daß unsere Zeit, zerrissen, aufgeregt durch Wunder und Greuel, es nicht ist, wo der Muse Lehre und Zauberton viel zu wirken hoffen darf. Sie kann Keime in junge, unverdorbene Busen streuen, sie kann manchen Kummer leise trösten, — und beides ist viel dem auserwählten Barden. Aber zur Angelegenheit der Nation werden, wie Klopstock's Sionitin, auch nur Kriegermuth entflammen, wie Kleist und Vater Gleim, dazu ist wenig Hoffnung in unserm Guckkastenzeitalter, wo sich wichtige Begebenheiten schnell folgen, und der Journalist daneben steht, die Erklärung ableiernd, und der ungeduldige Pöbel, mit Ordensketten und Diamanten, ruft: Nichts Neues weiter? — Freilich ist Nervenstärke nöthig, aber man verliert und vermindert sie durch zu große Reizbarkeit. Was die Seele, wenn sie ausgezeichnet groß ist, über den Körper vermag, habe ich oft

---

und Gliedern werden. Es bedarf keiner neuen Landesconstitution; es war unnöthig, Rechte zu sichern, die zu entziehen nie unsere Absicht war, Pflichten einzuschärfen, die sich von selbst verstehen. Wir wollen nur die Hauptzüge der landständischen Verhältnisse nach den Bedürfnissen des uns anvertrauten Landes bezeichnen, und überlassen es gern der Zukunft, im segensreichen Einverständnisse der künftigen Regenten und der künftigen Stände, die Landeseinrichtungen, fortschreitend mit den Bedürfnissen der Zeit, zu vervollkommnen und auszubilden. Es ist ein schönes Vorrecht hoher Menschenwürde, niemals still zu stehen, nie am Ziele sich zu glauben; denn was die Väter beglückte, paßt nicht mehr ganz für die Söhne; was diese bedürfen, würde schwerlich mehr den Enkeln genügen. Aber unerschütterlich steht es fest, daß, wo es dem allgemeinen Wohl gilt, dem persönlichen Vortheil, den hergebrachten Gewohnheiten entsagt werden muß, und das Glück der Gesammtheit allein Richtschnur sein und bleiben darf."

16) Von dem Director des Blindeninstituts in Dresden, D. Steckling, in der Abendzeitung 1821. Nr. 31. 59. 60 und 118. 17) Eine ausführliche Schilderung seines Werths enthält ein späterer Brief der Fürstin vom 13. Aug. 1811. s. Zeitgenossen. Neue Reihe. 2. Bd. 6. Heft. S. 59 fg. 18) Auf ähnliche Weise äußert die Fürstin sich in einem spätern Briefe: „Hab' ich den Tag vollendet, so kann ich mir sagen: Gott Lob! du hast viel und mehr und nützlicher, wenn auch anders gearbeitet, wie der Tagelöhner, der im Schweiße seines Angesichts seine Familie ernährt. Du hast den Schlaf verdient, wenn er dir auch nicht wird. Dein Vater wird dich nicht verwerfen, sollte der Todesruf dir auch unerwartet ertönen! — Dann bin ich zufrieden und ruhig!"

mit Bewunderung an dem unvergeßlichen Freunde gesehen [19]), an dessen Verlust mich das Ende dieses, und der Beginn des künftigen Monats schmerzlich erinnert."

Nach einer Stelle in dem ebenerwähnten Briefe sehnte die Fürstin sich in den Privatstand zurücktreten [20]) und ihrem ältesten Sohne die Regierung des Landes übergeben zu können. Innig erfreuten sie die schönen Hoffnungen, wodurch sie die der Erziehung ihrer Kinder gewidmete Sorgfalt belohnt sah [21]). Leopold Alexander Paul mit dem 25. Lebensjahre majorenn geworden, hatte die Regierung übernommen, und es ward der Fürstin die Freude, ihn seit dem 23. April 1820 glücklich vermählt zu sehen mit einer Tochter des regierenden Fürsten von Schwarzburg-Sondershausen. Je näher der Zeitpunkt der Übergabe ihrer vormundschaftlichen Regierung herannahte, desto strenger schien die Fürstin über die Aufrechthaltung ihrer Autorität zu wachen. Dadurch wird manche viel Aufsehen erregende Maßregel erklärlich, wie denn unter andern ein unbedeutender Rechtsstreit, zwischen den bückeburger Gerichten und dem Hofgericht zu Detmold höchst leidenschaftlich geführt [22]), zu einer förmlichen Staatsangelegenheit werden konnte.

Aber von der Regentenlaufbahn, an deren Ziel sie sich jetzt befand, konnte die Fürstin wenigstens mit dem Bewußtsein abtreten, in einer stürmischen und vielfach bewegten Zeitperiode, durch Klugheit und Umsicht manches drohende Unheil abgewandt zu haben. Unter allen Gefahren war des kleinen Staats Integrität unverletzt erhalten; die seit dem Jahre 1793 auf 1½ Million berechneten Kriegskosten waren bis auf 18,000 Thaler, die durch die französischen Entschädigungsgelder bereits gedeckt worden, völlig getilgt; von den Landes- und Kammerschulden waren außerdem 300,000 Thaler abgetragen, eine Menge trefflicher, gemeinnütziger Anstalten begründet, die Leibeigenschaft aufgehoben, die Justizpflege verbessert, und eine gleichmäßigere Besteuerung aller Landesbewohner eingeführt worden. Den 4. April 1820 hatte sie ihrem Sohne Leopold Paul Alexander die Regierung übergeben. Mit tief bewegtem Gemüth entließ sie einige Tage nachher die Landesbehörden ihrer Pflichten und wies sie an den neuen Regenten, mit mütterlichen Bitten und Ermahnungen an denselben. Die bei dieser Gelegenheit von ihr gesprochene Rede enthält die trefflichste Fürstenmoral in wenig Worten. „Ich bitte Gott," heißt es unter andern darin, „daß mein Sohn ein gerechter, liebevoller, selbstthätiger und entschlossener Regent werde, und ich hoffe es zu dir, mein geliebter Leopold! Dein Herz hat sich noch keiner Pflicht geweigert; wie solltest du nicht fühlen, wie schön, groß und heilig der Beruf ist, der Trost, die Hoffnung, der Vater vieler Tausende zu sein? Ich empfehle dir, nie Jemand zu verdammen, der sich noch nicht vertheidigen konnte, nie auf Günstlinge zu hören, gut und sorgsam im Kleinen, wie im Großen hauszuhalten, um der christlichen Tugend, Wohlthätigkeit, dem fürstlichen Vorzuge der Großmuth, dich nicht weigern zu müssen. Ich bitte dich um rasche Thätigkeit; wenn man nie ohne Noth aufschiebt, hat man Zeit zu Allem, und dem Regenten sind Freuden und Zerstreuungen nur dann erlaubt, wenn seine Geschäfte beendet sind. Glaubst Du mir Dank schuldig zu sein, willst Du mir Freude sichern für die mir noch übrigen Lebensjahre, so handle diesen Ermahnungen gemäß. Dann ist mein mütterlicher Segen dein Theil, und was unendlich mehr ist, Gottes Wohlgefallen dein Eigenthum."

In der ebenerwähnten Rede hatte die Fürstin unter andern geäußert: bei dem Verlust einer weit verbreiteten, rühmlichen Thätigkeit erscheine das Stillleben des Privatstandes wie ein partieller Tod, der, wie die Erfahrung vielfach bestätigt, nicht selten den Vorhang des Erdenlebens schnell fallen lasse. Diese Äußerungen, in prophetischem Geiste gesprochen, gingen bald in Erfüllung. Körperliche Leiden trübten die von ihr so oft gewünschte Ruhe, und Vorahnungen baldiger Auflösung kehrten oft wieder in ihren Gesprächen. In einem Briefe vom 13. Oct. 1820 schrieb die Fürstin: „Ich bin schon zwei Monate an einem Nerven- und Schleimfieber sehr ernstlich krank, und, wenn die Genesung eintritt, durch Rückfälle an mein Zimmer, an mein Ruhebette gefesselt. — Mir scheint das Loos geworden zu sein, meine öffentliche Wirksamkeit nicht lange zu überleben." Bereits in der Nacht des 29. Dec. 1820 verließ sie unter schweren Kämpfen, mit vollem Bewußtsein, den irdischen Schauplatz, auf dem sie so beglückend gewandelt.

Schätzbare Beiträge zu ihrer Charakteristik finden sich in dem Anhange zu den zwei Predigten, durch welche der Generalsuperintendent F. Weerth das Andenken der verewigten Fürstin feierte. Ein freier Auszug dieser wol nicht allgemein bekannten Schrift verdient hier eine Stelle: Schon das Äußere der Fürstin Pauline, Körperbau, Haltung, Blick und Miene, erfüllten selbst die, welche mit Vorurtheilen gegen sie eingenommen waren, mit hoher Achtung. Mit ungewöhnlichen Geisteskräften begabt, verband sie mit hellem Verstande ungemeine Willenskraft, Muth und Entschlossenheit im Handeln. Sie besaß eine seltene Gewandtheit, die Unterhaltung, selbst über gewöhnliche und alltägliche Gegenstände, zu beleben. Witzeln und Spötteln über die Schwächen der Menschen duldete sie nie in ihren Kreisen. Was sie sprach, war bestimmt, durchdacht, klar, für jeden verständlich, der der Sache nicht durchaus unkundig war. Von einem nach Gründen und reiflicher Überlegung gefaßten Entschluß ließ sie sich nicht leicht abbringen, und die Vermuthung, daß man demselben entgegenwirken oder ihn misdeuten möchte, ward ihr ein Sporn, die Sache um so ernstlicher zu betreiben. Völlig frei war ihr Charakter von einem Schwanken nach augenblicklichen Eindrücken, von Anwandlungen der Furcht vor dem Erfolg, vom Ermatten, wenn das

19) Der früher erwähnte fürstl. lippe'sche Regierungsrath Johann Friedrich Wippermann. 20) Sie motivirte diesen Wunsch durch die in einem Briefe vom 26. Mai 1816 enthaltenen Worte: „Ich habe auf jede Weise die letzten Jahre gelitten, und meine Gesundheit erholt sich nicht wieder." 21) „Meine Söhne," schrieb sie in dem eben angeführten Briefe, „studiren in Göttingen, sie werden gut und brav." 22) Die ausführliche Schilderung dieses Processes findet man in den Zeitgenossen. Neue Reihe. 2. Bd. 6. Heft. S. 64 fg.

Ziel nicht sogleich erreicht werden konnte. Fühlte sie sich durch äußere Umstände gezwungen, von einem Vorhaben abzustehen, so ward es selten ganz aufgegeben, sondern nur verschoben auf eine günstigere Zeit, und innig freute sie sich, wenn nach Jahren gelang, was früher fruchtlos versucht worden. Führte sie irgend etwas in Verbindung mit andern aus, so konnten diese auf ihre Beharrlichkeit rechnen, ohne fürchten zu dürfen, daß sie sich bei einem etwanigen ungünstigen Ausgange des Unternehmens zurückziehen und es ihnen überlassen möchte. Über Menschen, die sie näher kannte, oder zu kennen glaubte, fällte sie ein entschiedenes Urtheil, das sie nicht leicht abänderte. Zwar konnte sie in solchen Fällen wol mitunter irren; aber wie sie bei Personen, von denen sie im Ganzen eine vortheilhafte Meinung hegte, über Einzelnes sich oft misbilligend äußerte, so ehrte und erhob sie auch in gewissen bestimmten Fällen Individuen, für die sie sonst keine persönliche Achtung empfand. Nichts weniger als gleichgültig gegen Beleidigungen und Kränkungen, war sie doch rasch zur Verzeihung geneigt.

Flüchtig erwähnt worden ist bereits früher der Fürstin rastlose Thätigkeit. Vom frühen Morgen bis zum späten Abend wußte sie sich auf eine nützliche Weise zu beschäftigen. Sie klagte nur dann über Langeweile, wenn sie durch zufällige Umstände, über die sie nicht gebieten konnte, an ihrer gewohnten Thätigkeit verhindert ward. Selbst die Stunden bei der Tafel vergingen ihr oft in Gesprächen mit ihren Räthen über das Wohl des Landes, und so wußte sie in solchen Unterhaltungen manches einzuleiten und zu berichtigen, wofür der officielle Geschäftsweg weniger geeignet schien. Bei den täglichen Spazierfahrten, die ihre Gesundheit nothwendig machte, las sie Zeitungen, Journale oder Verschiedenes, was die Post ihr überbracht, sich dadurch vorbereitend auf Arbeiten in ihrem Cabinet. Von allem, was auf ihrer Unterthanen Wohl irgend Einfluß haben konnte, suchte sie sich möglichst selbst zu unterrichten, und stand daher mit mehren ihrer Räthe in fast ununterbrochener Correspondenz. Nie blieb sie in Geschäftssachen eine Antwort, auch nur verzögernd, schuldig. Ihre Begriffe von Berufstreue waren so streng, daß sie sich von der Vollendung ihres Tagewerks weder durch Unwohlsein noch durch Zerstreuungen irgend einer Art abhalten ließ [23]). Diese Pünktlichkeit war die Folge jener streng geregelten Thätigkeit, womit sie für ihre mannichfachen Geschäfte Zeit und Stunde bestimmte. — Eine ungewöhnliche Fülle physischer und intellectueller Kraft ließ sie selten ermüden in den oft mehre Stunden dauernden Sitzungen der Regierungscollegien, denen sie unausgesetzt und mit ungetheilter Aufmerksamkeit beiwohnte. Nur in den letzten Jahren ihres Lebens glaubte der aufmerksame Beobachter eine sichtbare Abnahme ihrer Kräfte zu bemerken. Fruchtlos blieben jedoch die Bitten ihrer nächsten Umgebungen, sich mehr Ruhe zu gönnen. Daß sie bei ihrer eignen viel verzweigten Thätigkeit und Kraftfülle auch an ihre Untergebenen sehr bedeutende, oft dem Maß ihrer Kräfte nicht ganz angemessene Anfoderungen machte, ist leicht erklärlich. Doch übersah sie manches, wo sie nur Berufseifer wahrnahm. Nur der Nachlässige, der Träge konnte nie hoffen, bei ihr in Gunst zu stehen. Ein liebenswürdiger Zug ihres Charakters war ihre strenge Gerechtigkeitsliebe. Jeder ihrer Unterthanen durfte an den Tagen der öffentlichen Audienz seine Beschwerden vortragen. Mit eben der Sorgfalt aber, womit sie die Sicherung des Rechts und den äußern Wohlstand ihrer Unterthanen zu fördern strebte, lag ihr auch deren Bildung und Sittlichkeit am Herzen, sowie alles, was mit echt christlicher Religiosität in irgend einer Beziehung stand. Besonders bestand sie auf die Heiligkeit der ehelichen Verhältnisse, und alles, was in dieser Hinsicht Leichtsinn beförderte, fand bei ihr keine Schonung [24]). Daher erkundigte sie sich auch bei Ertheilung von Ämtern immer sehr sorgfältig nach dem sittlichen Wandel der in Vorschlag gebrachten Personen. Das Kirchen- und Schulwesen war und blieb ein Gegenstand ihrer ungetheiltesten Aufmerksamkeit, und sie wirkte viel Gutes durch Errichtung von Schulen und Erziehungsanstalten, durch Verbesserung des Gehalts der Landschullehrer, durch sorgsame Wahl der Individuen, denen sie den Volksunterricht übergab. Armen und Nothleidenden war sie eine kräftige Stütze und gab oft bedeutende Summen her aus ihrem Privatvermögen. Ihr echt religiöser Sinn und ihre ungeheuchelte Frömmigkeit lehrten ihr diese Milde. Ihr ganzes Wesen neigte sich übrigens zu sehr zum Hellen und Klaren, um der Mystik neuerer Zeit Geschmack abgewinnen zu können. Daher nahm sie auch verhältnißmäßig nur wenig Kunde von den verschiedenen Meinungen der Theologen und Philosophen über das Wesen der Religion. Traf auch die in mancher Beziehung achtbare Fürstin der Tadel des Einzelnen, so bleibt ihr doch der Ruhm, das Glück ihrer Unterthanen ernstlich gewollt zu haben. Manchen schweren Kampf mochte es ihrem Herzen kosten, in den traurigen Zeiten, wo Teutschlands Fürsten fremdem Willen gehorchen mußten, völlig gegen ihre Überzeugung zu handeln, wie bei dem angeordneten Conscriptionssystem. Es that ihr weh, durch strenge Gerechtigkeit hart scheinen zu müssen. Ein schöner Beweis der väterlichen und weisen Fürsorge der Beherrscher des kleinen Fürstenthums, dessen Scepter einst in ihrer Hand ruhte, bleibt es jedoch, daß dessen Unterthanen noch jetzt nur zu denselben Abgaben verpflichtet sind, die sie vor bereits hundert Jahren entrichtet [25]). (*Heinr. Döring.*)

23) Etwa zehn Jahre vor dem Tode der Fürstin ward ein auf sie sich beziehendes Gedicht in ihrer Gegenwart recitirt. Es schloß mit den Worten: „Sie war treu in jeglichem Beruf.“ Mit sichtbarer Rührung äußerte sie den Wunsch, daß man bei ihrem Tode sie nur dies Zeugniß geben könnte; — und Niemand konnte es ihr versagen.

24) „Was in frühern Zeiten,“ äußerte sie einst, „unter andern Völkern, bei einer andern Religion und Verfassung, wenigstens scheinbar vertheidigt werden kann, lasse ich dahin gestellt sein; ich werde hier nie nachgeben.“

25) Vergl. *D. J. E. P. Greveri* Progr. diis manibus Paulinae Christ. Guil. Seren. Lippiae Principis. (Lemgo 1821. 4.) F. Weerth, Zwei Predigten zum Gedächtniß der Fürstin Pauline Christine Wilhelmine von der Lippe, gehalten in der Kirche zu Detmold. Nebst einer Zugabe (Lemgo 1821). Zeitgenossen. Neue Reihe. 2. Bd. 6. Het. S. 9—74. v.

schrieb Andreas, der Bischof von Erlau, für den Gebrauch der Pauliner neue Satzungen, und sie haben dieselben beobachtet, bis ihnen Papst Johannes XXII. d. d. Avignon, November 1319, die Regel des h. Augustinus, mit der Freiheit, sich einen General zu erwählen, verlieh, auch verordnete, daß von den durch ihre Hände gebauten Äckern und Weinbergen kein Zehnten erhoben werden solle. Hierin suchte der Papst sich dem Könige Karl I. von Ungarn gefällig zu machen, als welcher König zeitlebens der besondere Gönner und Beförderer des Ordens verblieben ist, und an dessen weiterer Verbreitung großen Antheil gehabt hat. Allein in Ungarn zählte der Orden 70 Klöster, darunter das von St. Lorenz, in welchem 500 Mönche Tag und Nacht ununterbrochen der Psalmodie, dem Lobe des Herrn oblagen. Auch große Herrschaften besaß das Kloster, bedeutende Herren waren ihm zinsbar, seit König Ludwig I. im J. 1381 den Leib des ersten Eremiten, des h. Paulus, aus Venedig nach St. Lorenz hatte übertragen lassen. Nach Polen wurden die Pauliner durch Wladislaw, Herzog von Oppeln, Wielun, Ostrzeschow und Dobrzin, gezogen. Diesen, so erzählt die Legende, wollte ein Marienbild, das er in Belzk, in Rothreußen, gefunden hatte, nach Oppeln übertragen; als er aber den Clarenberg bei Częstochowa, in der Woiwodschaft Krakau, übersteigen sollte, wuchs das Bild zu solcher Last, daß ihr keine menschliche Kraft gewachsen war. Indem er hieraus zu ersehen glaubte, daß die h. Jungfrau hier verehrt zu werden verlange, handelte Herzog Wladislaw mit dem Pfarrherren in Częstochowa stara, verschaffte sich dessen Einwilligung, zusammt einer Bestätigung von Seiten des Bischofs von Krakau, und erbaute auf dem Clarenberg ein Kloster, zur Aufnahme des Bildes, und übergab das Kloster den Paulinern, für deren Unterhalt er die Villas Częstochowa stara und Krowodrza, den Zehnten von den Zöllen zu Częstochowa und Ostrzeschow, die Fruchtzehnten zu Gaientzycze, Dworzischowicze, Dupicze, Kruplin und Brzecznicza stara, den Immenzehnten zu Przemiłowicze, Przewodzischowyce, Babrowniki, Nadalicze, Koschączin, Biskupicze, in dem olsztyner, zu Bobrowniki und Kamyen, in dem wieluner District, widmete (9. Aug. 1382). Diese Stiftung wurde nachmals, am 22. Febr. 1393, von König Wladislaw II. nicht nur bestätigt, sondern auch so erweitert, daß von da an die vordem königlichen Villen Częstochowa stara, Krowodrza, Grabowa, Scharleiowska, Eigotha, sowie das Revier Janiska, in dem Bergwerksdistrict von Zakrzow, Eigenthum des Klosters geblieben sind. Überhaupt gelangte das Kloster sehr bald zu großem Reichthum, sowol an Ländereien, als an Kostbarkeiten, und wenn auch manche Schätze 1430 in der Plünderung durch die Hussiten, die zugleich 25 Priester ermordeten, verloren gingen, so fand sich gleich wieder Ersatz in der Freigebigkeit der Hunderttausende von Pilgrimen, welche Jahr aus Jahr ein in Częstochowa sich begegneten. Fernere räuberischee Anfälle abzuwehren, wurde der Berg 1560 befestigt, und unter der Regierung der Könige Wladimir IV. und Johann Kasimir das Kloster zu einer regelmäßigen Festung, mit vier Bastionen und einem in den Felsen ausgehauenen Graben umgeschaffen. In solcher Verfassung fanden die Schweden das Kloster, als sie an die 10,000 Mann stark, und von dem General Müller, dem Landgrafen von Hessen-Cassel, dem Grafen Wrzesowicz und dem Obersten Sandowsky befehligt, am 18. Nov. 1655, die Laufgräben davor eröffneten. Die Besatzung zählte nur 160 Mann, denen sich fünf Edelleute angeschlossen hatten, und mit denen die Mönche, 70 an der Zahl, alle Anstrengungen und Gefahren theilten. Aber keine schwedische Kugel soll die Klostergebäude erreicht haben, während sich diese Kugeln zu Tausenden auf den Wällen anhäuften. Nach sechs mühsamen Wochen sahen sich die Schweden genöthigt, die Belagerung aufzuheben (den 27. Dec. 1655). Im J. 1657 fand König Johann Kasimir auf Częstochowa Zuflucht. Im J. 1703 ließ Karl XII. die Festung durch Gyllenstierna vergeblich berennen; 1704 dachte Reinschild, der 8000 Schweden befehligte, das Kloster zu überrumpeln, aber die Sturmleitern waren zu kurz, und die Besatzung, 300 Mann, setzte den tapfersten Widerstand entgegen. Abermals war Częstochowa gerettet. Im J. 1705 kam Strömberg, Brandschatzung von dem Kloster zu fodern, und weil sie ihm verweigert wurde, steckte er die Neustadt in Brand. In der Glanzperiode des Klosters lagen über 100 Kanonen, alle klösterliches Eigenthum, auf den Wällen, eine Compagnie von 100 Mann bildete die gewöhnliche Besatzung, ebenfalls Haustruppen, und den Festungscommandanten, stets eines seiner vornehmsten Mitglieder, ernannte der Orden. Die Krönungs-Reichstags-Constitution, 1765, verordnete aber, daß ins Künftige der Commandant ein Laie sein und von dem König ernannt werden solle, auch daß die Einkünfte von den zu der Festung gehörigen Gütern dem Reiche zu berechnen seien. Trotz dieser neuen Einrichtung mußte sich die bis dahin unbezwungene Festung nach langer Einschließung und darauf erfolgter ernstlicher Belagerung, am 15. Aug. 1772, mit Capitulation an die Russen ergeben. Am 6. März 1793 wurde sie von den Preußen besetzt, nachdem vorher die polnische Besatzung unter allen Kriegsehren ausgezogen, und in der Capitulation die Unverletzlichkeit des Kirchenschatzes, des Zeughauses und der Privilegien und Besitzungen der Bürgerschaft stipulirt worden. In Folge dieser Capitulation wurden nur die Güter, von denen Unverstand einst behauptet hatte, sie möchten wol $\frac{1}{13}$ von Polen ausmachen, als Staatsgut eingezogen, das Kloster aber blieb bei seiner Verfassung, gleichwie der Kirchenschatz nicht die mindeste Anfechtung erlitt, vielmehr von König Friedrich Wilhelm II. Geschenke empfing. Es waren die im J. 1793 vorgefundenen Schätze jedoch beiweitem nicht so bedeutend, als man sich gedacht hatte; denn daß sie in den Zeiten der Noth als Nationalschätze zur Vertheidigung des Vaterlandes verwendet zu werden pflegten, und einst der Kron-Großfeldherr, Johannes Sobiesky, durch Reichstagschluß ermächtigt worden war, diese Schätze theilweise zu versilbern, um von deren Erlös ein Heer zur Abwehr eines Einfalles von Türken, Tataren und Kosaken aufzubringen, davon war die Erinnerung verloren gegangen.

In frühern Zeiten hatte man bei einer Inventarisirung allein 200 Kelche gezählt, meistens von reinem Golde; auch goldene Kreuze waren da zu sehen, Kappen und Meßgewande, von Drapd'or, so reichlich mit großen Perlen und mancherlei Edelsteinen besetzt, daß der stärkste Priester ein solches Gewand nicht ohne Beschwerde tragen mochte. Der Altar und die Wände waren mit goldenen oder silbernen Platten bekleidet, auf welchen die vornehmsten der hier gewirkten Mirakel in getriebener Arbeit vorgestellt waren; ein Kind von massivem Silber war von einer Fürstin, Lubomirska, Gemahlin des Woiwoden von Krakau, um die Mitte des 17. Jahrhunderts, in Folge eines Gelübdes, geopfert worden. Sie hatte nämlich, nachdem sie ihre Kinder immer nach wenigen Monaten verloren hatte, der Mutter Gottes in Częstochowa, falls ihr jüngstgeborner Sohn ein volles Lebensjahr zurücklegen würde, einen silbernen Knaben von dem Gewichte, das ihr Kind alsdann haben würde, gelobt. Eine große Anzahl silberner Ampeln brannten Tag und Nacht. Über dem Altar war ein kleiner Teppich, mit Perlen und großen Diamanten besäet, angebracht, darunter das Gnadenbild, das für eine Arbeit des Evangelisten Lucas gehalten wurde, und in jedem Falle, nach der schwärzlichen Farbe des Angesichts, dem Orient angehören muß. In Częstochowa war demselben eine eigene Kapelle gewidmet, unstreitig die prächtigste Abtheilung der stattlichen Kirche. Fortwährend ist Częstochowa oder, wie das Kloster auch genannt wird, Jasno Gura um ihretwillen das Ziel zahlreicher Bittfahrten, die zum Theil entfernten Gegenden angehören. Im J. 1804 bestand das Capitel aus 44 Köpfen, denen ein Prior vorgesetzt; zum größten Theile mögen das wol Edelleute gewesen sein, gleichwie in frühern Zeiten nur Edelleute aus den vornehmsten Geschlechtern aufgenommen wurden. Am Fuße des Clarenbergs liegt die Neustadt oder Częstochowka, deren Einwohner sich hauptsächlich von der Verfertigung und dem Verkaufe von Heiligenbildern, Rosenkränzen u. dgl. für den Gebrauch der Wallfahrer ernähren. Dieser Neustadt gegenüber, an dem andern Fuße des Berges, liegt ein zweites Paulinerkloster, zu St. Barbara genannt, eigentlich nur das Noviziat von dem Clarenberge, in welchem 1804 noch sechs Mönche vorhanden, und in der von der Neustadt durch einen Raum von 2000 Schritten getrennten Stadt Częstochowa stara, befindet sich ein drittes Kloster, 1804 mit fünf Capitularen besetzt.

Gleichwie der Clarenberg, so scheint auch des h. Nicolaus Kloster extra muros Vielunenses eine Stiftung des Herzogs Wladislaw von Oppeln zu sein; dieselbe wurde am 20. Febr. 1393 von König Wladislaw II. bestätigt und zugleich an das Kloster die villa regia Dersili, in terra Vielunensi, sammt dem Fruchtzehnten zu Trabaczow, Januszowa, Niwiska, Sczity, und duabus urnis mellis zu Sokolniki vergabt. Dieses Kloster zählte im J. 1804 noch neun, das zu Brdow, bei Konin, sieben, das zu Wieruszow, nordwestlich von Wielun, sieben, das zu Konopnice fünf, Wielkomliny, bei Radomsk, sechs, Warschau acht Capitularen. So viel von dem Theile Polens, der damals Südpreußen hieß. In Neu-Ostpreußen hatten die Pauliner keine Niederlassung, in Westpreußen das einzige Kloster zu Topolno, in dem Hauptamte Schwetz. Von dem russischen Antheile von Polen, von Westgalizien, fehlen uns alle Nachrichten; das einzige Paulinerkloster in Ostgalizien, zu Krzeszow, wurde von Kaiser Joseph II. aufgehoben. Allein nicht auf Ungarn und Polen hatte sich der Orden beschränkt. In Schlesien wurde er durch jenen Herzog Wladislaw von Oppeln eingeführt, den wir als den ersten Stifter von Częstochowa kennen gelernt haben. Einigen Ordensbrüdern, die vielleicht auf dem Clarenberge entbehrlich waren, schenkte er d. d. Ober-Glogau, am Tage Fabiani und Sebastiani 1388, den Zins der Dörfer Albrechtsdorf und Mochau, sammt der Fischerei in der Hotzenplotz, und einer Wiese bei der Stadt Ober-Glogau, die zu Erbauung eines Klosters und einer der heil. Dreifaltigkeit gewidmeten Kirche dienen sollte. Von dieser Wiese trägt das Kloster, um das sich ein kleines Dorf gebildet hat, den Namen Wiese. Von den Hussiten eingeäschert, wurde dasselbe 1578 von Częstochowa aus vollkommen hergestellt und erneuert. Von König Friedrich II. erhielt es 1743 die Erlaubniß, mit den übrigen Klöstern des Ordens in Gemeinschaft zu bleiben, und die Ordensgeistlichen nach Gutbefinden versetzen zu können. Im J. 1784 waren außer dem Prior vier andere Capitularen vorhanden, statt der sechs, für welche die Stiftung berechnet. Seit 1809 ist auch dieses Kloster aufgehoben worden. Ihm gehörten die Dörfer Leschnig, Wiedrowicsz und Polnisch-Olbersdorf, dann ein Antheil an Mochau, von der Stiftung her; das Gut Wilkau aber hatte der Prior Matthias Chorinsky 1589 von der Hofkammer gekauft. In Böhmen erbauten die Brüder Peter und Johann von Rosenberg 1384 in ihrer Waldung bei Friedberg den Eremiten des h. Paulus eine steinerne Kapelle mit sechs Cellen, und widmeten die Herren dazu, außer dem anstoßenden Gebäude, verschiedene Gefälle. Es wurde aber dieses Kloster, Heuraffel genannt, dessen Stiftung der prager Erzbischof Johannes am 29. Sept. 1384 bestätigte, spätestens in der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts von den Hussiten zerstört, nachmals den von Peter von Gambacorta gestifteten Einsiedlern des h. Hieronymus übergeben, endlich vor 1584 dem Cistercienserstift Hohenfurt einverleibt; vgl. Professor Millauer's erschöpfende „Diplomatische Nachrichten über das ehemalige Eremitenkloster Heuraffel in Böhmen" (Hesperus 1816. S. 305—310). Gleichsam als Entschädigung für Heuraffel gab Thomas Peßina von Czechorod, der berühmte prager Weihbischof, dem Orden in Böhmen ein neues Kloster, das er auf seinem, um 17,000 Fl. erkauften Gute Woborzischt, in dem berauner Kreise, im J. 1675, stiftete, von Grund aus, sammt der schönen Kirche, erbauete, und nachmals mit dem Gute Woborzischt selbst, mit einer baaren Summe von 10,000 Fl. und seiner zahlreichen Büchersammlung beschenkte. In diesem Kloster lebte Michael Syder, gleich verdienstvoll als Priester, fleißiger Chronist und geschickter Kupferstecher; bei der Aufhebung, den 17. Febr. 1786, fanden sich, außer dem Prior, acht andere Geistliche vor. Das Gut wurde an

die Herrschaft Dobrzisch verkauft. Das Kloster zu Kromau, znaimer Kreises in Mähren, wurde 1659 von dem Grundherrn, dem Fürsten Ferdinand Johann von Liechtenstein, gestiftet, und mit dem Dorfe und Gute Marschowitz, brünner Kreises, und mit dem Freihofe zu Dobrzinsko, in der kromauer Herrschaft, begabt, wozu der Fürst 1661 noch eine Mühle zu Eybentschitz, und seine Gemahlin den Hof zu Rackschitz fügte. In diesem Kloster befand sich bis zum J. 1774 eine lateinische Schule mit den vier ersten Classen; darin lebten gewöhnlich 15 Mönche. Bei der Aufhebung wurde Marschowitz, landtäflich auf 25,357 Fl. 55 Kr., der Freihof zu Dobrzinsko auf 10,137 Fl. 15 Kr., der Hof zu Rackschitz auf 2592 Fl. abgeschätzt. In Österreich unter der Enns hatte der Orden zwei Klöster und eine Residenz, Ranna, Neustadt und Hernals. Ranna, Klosterranna, wurde von Johann von Neidegg auf seiner Herrschaft Ranna V. O. M. B. in einer wilden Schlucht an der Krems gestiftet. Die unweit der Burg Ranna vorhandene Kirche der h. Jungfrau und St. Stephan's widmete der Stifter dem Gottesdienst der neuen Klostergemeinde, und wies zu ihrem Unterhalte die Pfarrkirche zu St. Georg, innerhalb der Ringmauern seiner Burg, mit allen von St. Georg abhängenden Gefällen an; endlich ließ er seine Stiftung 1452 durch Papst Nicolaus V. und 1455 durch Calixtus III. bestätigen. Das Kloster zu Neustadt hatte den Kaiser Friedrich IV. zum Stifter, 1476, und sollte dasselbe, nach der ursprünglichen Anordnung, nur zwölf Priester zählen, es ist aber diese Anzahl zwei Jahrhunderte später sehr vergrößert worden. Der Kirche waren drei Kapellen angebaut, deren eine eine kunstvolle Copie des Frauenbildes zu Czaſtochowa bewahrte. Häufig wurde dieses Kloster von den österreichischen Regenten besucht, wenn sie sich in tiefer Stille geistlichen Übungen hingeben wollten. Bei der Aufhebung der Jesuiten (1773) mußten die Mönche ihr Kloster verlassen, und die Schulen im Jesuitencollegium übernehmen; schon vorher hatten sie Schule gehalten. Auch sie wurden im J. 1783 aufgehoben; ein Theil ihres vormaligen Klostergebäudes wurde zu einer Caserne verwandt, und beherbergt gegenwärtig eine Abtheilung des Rakettencorps, die Kirche dient als Redoutensaal. Noch stehen die Bogengänge und die vielen einzelnen Cellen, Monumente der eigenthümlichen Lebensart der Eremiten des h. Paulus. Die Residenz in Hernals entstand auf den Wunsch K. Karl's VI.; er ließ 1722 einige Pauliner nach diesem, für die österreichische Reformationsgeschichte so merkwürdigen Ort kommen, um durch sie den Gottesdienst versehen zu lassen. Sie erbauten sich bei der Kirche am Calvarienberg 1747 eine Residenz, und hatten am 13. Aug. 1766 den Grundstein zu der neuen, im J. 1769 eingeweihten Kirche, die als eine Wallfahrt großen Zulauf hatte; besonders stark war der Andrang bei Processionen in der Fastenzeit, keine aber in Zahl dem am Charfreitag von Wien ausgehenden Kreuzzug zu vergleichen, in welchem die Personen der Kreuzigung durch Bilder dargestellt wurden. Im J. 1784 wurde auch diese Residenz, wie überall in Österreich der Orden, aufgehoben, das Wohngebäude zu einem k. k. Erziehungsinstitut für Officierstöchter, die Kirche dem pfarrlichen Gottesdienste der Gemeinde gewidmet. Zugleich wurde die bis dahin in der Kapelle zu St. Anna und U. L. F. auf dem Calvarienberg aufbewahrte Copie des marianischen Gnadenbildes von Czaſtochowa, das man 1683 im türkischen Lager, von Kugeln und Pfeilen durchbohrt, gefunden hatte, auf dem Hochaltar der neuen Pfarrkirche angebracht. In Steiermark besaß der Orden zwei Klöster, Maria-Trost und Ulimic. Maria-Trost hat den Namen von einem hölzernen Marienbilde, welches, als ein aus dem Kloster Rein empfangenes Geschenk, Maximilian von Wilfersdorf in einer auf seinem Gute Puerberg, eine kleine Stunde von Grätz, erbauten Kapelle, der öffentlichen Verehrung aussetzte." Puerberg kam an Franz Kaspar Conduzi von Heldenfeld; zu seiner Zeit vereinigten sich mehre Wohlthäter zum Bau einer großen prachtvollen Kirche und des damit verbundenen Paulinerklosters, das auf dem Gebiete von Puerberg errichtet wurde. Im J. 1746 wurde das Gnadenbild aus der Kapelle in die neue Kirche übertragen, und ist die Wallfahrt so berühmt geworden, daß ihr Name Maria-Trost den alten Puerberg gänzlich verschlingen konnte. Am 12. Febr. 1786 wurde das Kloster aufgehoben, die Wallfahrtskirche zu einer Pfarrkirche erhoben. Ulimic, obgleich im cilier Kreise, zwischen Cili und Rain gelegen, ist gleichwol der kroatischen Provinz des Ordens zugetheilt. Das Kloster zu U. L. Frauen am See, Klostèr pèr Jeseru, liegt in Istrien, zwischen Pedena (Biben) und Persetz unweit des zhepitscher Sees und der Arsa, in einer höchst fruchtbaren, aber durch die Ausdünstungen des Sees verpesteten Gegend. Es wurde 1396 von den Gebrüdern Nicolaus und Hermann von Guteneck, in der Nähe ihrer Burg Wachsenstein, Kosliak, gestiftet, und empfing 1450 aus K. Friedrich's IV. Händen die von ihren zeitherigen Inhabern verlassene Abtei St. Peter im Wald, Kloster S. Petra, zwei Meilen südlich von Mitterburg. Dahin ward das Priorat übertragen, während in U. L. Frauen am See ein einziger Ordensgeistlicher hospitirte. Im J. 1755 ward die Kirche zu St. Peter erneuert, und besonders mit werthvollen Gemälden von der Hand eines Klosterbruders, des Fra Leopoldo, bereichert. Die Aufhebung erfolgte 1782; das Kloster am See wurde um 7000 Fl. an die aursbergsche Herrschaft Belay verkauft, das mit 21 ordinären Huben katastrirte und zu 30,000 Fl. tarirte Gut St. Peter, eine der herrlichsten Lagen des schönen Istriens, in Kammeral-Verwaltung genommen. Rohrhalden, das in der schwäbisch-österreichischen Grafschaft Hohenberg belegene Kloster, nahm seinen ersten Anfang im J. 1348. Allmälig mehrte sich die Stiftung. Graf Rudolf von Hohenberg, Kastenvoigt der Pfarrkirche Sülchen, befreiete 1364 das Haus zu Rohrhalden von dem Pfarrverband, und 1444 wurde das Bruderhaus durch die Herren von Österreich von der stets kostbaren, oft auch schädlichen Jäger- und Hundslage entbunden. Viele der Stiftungen wurden besonders von Adligen und Bürgern zu Rottenburg gemacht, und die Besitzungen des Klosters mehrten sich bis auf die neuesten Zeiten. Die Aufhebung erfolgte 1787; die Mönche

angesiedelt, als unter dem Generalat des F. Thomas König Ludwig I. d. d. Ofen, Samstag vor Pfingsten 1377, die Kirche U. L. Frauen im Thal dem Paulinerorden verlieh[2]). Zwei Jahre später verordnete Ludwig, daß die Grenzen des auf solche Weise von der ballensteiner Herrschaft abgesonderten marienthaler Klostergebiets durch den Castellan von Altenburg und durch die Chorherren von Presburg festgestellt werden sollten. Es fanden sich auch viele andere Wohlthäter. Ladislaus von Rozgony schenkte 1471 das Haus in Presburg, welches unter dem Namen des Marienthalerhofes oder des Weißmönchenhauses bekannt ist. Der Judex curiae, Graf Peter von St. Georgen und Pösing, vermachte in seinem letzten Willen (1515) das ganze Dorf Besztercze (Bistricza) als Ersatz für das von seinem verstorbenen Bruder, dem Grafen Christoph, nach Marienthal bestimmte Vermächtniß, und konnte das wohlgelegene Dorf zugleich als einiger Ersatz für die eben damals durch die Türken zerstörten Ordenshäuser Kamenska und Benkowecz in Slavonien gelten. Es ist aber von späteren Pfandherren der von den Grafen von St. Georgen hinterlassenen Güter, wo wir nicht irren, von den Fugger, der Besitz des Klosters in Besztercze vielfältig angefochten, auch endlich das Dorf zu der Herrschaft Stampfen gezogen worden. In neuerer Zeit machte sich vornehmlich der Cardinal Erzbischof von Gran, Christian August, Prinz von Sachsen-Zeitz, um das Kloster verdient; Andacht und die wunderschöne Umgebung lockte ihn oft aus Presburg nach dem stillen, friedlichen Hause, er wollte da begraben sein und hatte sich zu dem Ende in der neuen, großentheils durch seine Freigebigkeit entstandenen Kirche ein prächtiges Grabmal erkauft. Allein er starb in Regensburg den 20. Aug. 1725 und wurde auf kaiserlichen Befehl zu St. Martin, binnen Presburg, beigesetzt, wohin auch das Monument übertragen werden mußte. Von allen Wallfahrtsorten in Ungarn ist Marienthal der berühmteste. Kaiser Leopold I. hat ihn nicht selten besucht, und pflegte dann mit den Brüdern an einem Tische zu speisen. Häufig war das ans Kloster angebaute Dorf mit allen seinen Wirthshäusern zu klein, um an hohen Festen, besonders zu Mariä Geburt, die Beter aufzunehmen, sodaß ganze Scharen in der Kirche Nachtquartier nehmen mußten. Diese weitschichtige Kirche mit prächtigen Frescomalereien und Vergoldungen am Plafond hat neun Altäre, denjenigen, der das Gnadenbild trägt, eingerechnet. Die Kirche schließt sich an das, gleichfalls sehr weitläufige Klostergebäude sammt Thurm. Von dem Kloster führt eine lange, dicht verwachsene Kastanienallee nach der Quelle, in welcher das Bild aufgefunden worden, und nach der Kapelle, die an deren Rande erbaut ist. Von drei Seiten von Bergen umschlossen, öffnet das Thal sich gegen Westen, um sich der weiten Ebene des Marchfeldes anzuschließen; mit Presburg und Pösing bildet das Kloster ein Dreieck. Unter Joseph II. wurde es, gleichwie alle übrigen Klöster des Ordens in dem Umfange der Monarchie, aufgehoben, was in Ungarn wenigstens Schwierigkeiten hätte finden sollen, da der Orden daselbst die Reichsstandschaft besaß. War der General ein Ungar, was meistens der Fall war, so residirte er in Marienthal, wie ein Pole seinen Sitz zu Częstochowa, ein Kroate zu Lepoglava nahm. Der zweite der ungarischen Convente, jener zu Pesth, entstand durch die Freigebigkeit Kaiser Leopold's I. im J. 1693. 3) Sasvár (Schassin, Schoßberg), in dem skalitzer Bezirk der neitraer Gespanschaft, hatte schöne Gebäude, das wunderthätige Marienbild wird auch jetzt noch alle Jahre von vielen Tausend Wallfahrern aus nahen und fernen Gegenden besucht. 4) Lefánd (Elefánt). Unter dem Generalat des F. Tristan (1369) schenkte Michael de Sevu, aus dem edlen Geschlechte von Elefánt, zu Stiftung eines Paulinerklosters auf seinem Gute Szent-Janós-Elefánt, in neitraer Gespanschaft und Bezirk, 100 Joch Ackerland; sein Sohn Michael fügte nachmals zur ersten Stiftung einen Weinberg und die Mühle in Beed, von sieben Rädern, hinzu. Im J. 1390 vermachten die Brüder Lorenz und Johann von Baracska, Stephan's Söhne, die eben gegen die Türken zu Felde lagen, mit Verhängniß König Sigismunden, dem Kloster St. Johann Baptist zu Elefánt die Possessid Welkapolya (der Teutschen Hochwies), sammt den Mühlen zu Ugrócz, Kolocsna und Patyth. In demselben Jahre erhielt das Kloster durch Peter's von Praznoch letzten Willen die Possessionen Poruba, Kolechem, Hunnyarad und Paznóch, eine jede zur Hälfte, ferner die Mühle an der Neitra, zwei Fischteiche und das Prädium Szarkahal. Benedict von Elefánt schenkte 1499 dem Kloster St. Johann Baptist die Hälfte der Possessionen Felső-Elefánt und Szalakaz und der an der Neitra belegenen Mühle. Auf Geheiß K. Ferdinand's I. fügten die Inhaber der Burg Lewenz 1540 allen diesen Gaben noch die Possessio Nicolgaran hinzu, und weder die Türkenkriege, noch die bürgerlichen Fehden konnten den Wohlstand des Klosters vernichten. Ursprünglich als ein Priorat dem Vicariat von Nosztre unterworfen, wurde es selbst zum Vicariat erhoben, als Nosztre dem Elende der Zeiten erlag; im J. 1636 hat der Vicarius P. Paulus Ivanovicz, der nachmalige General, Bischof von Knin und Propst zu St. Thomas auf dem Granerberg, die altväterischen, zum Theil verfallenen Gebäude ganz neu hergestellt. In der häufig von Wallfahrern besuchten Kirche hatten die Elefánt und nachmals die Forgacs ihre Grabstätten. Die Lage des Hauses ist in hohem Grade reizend, selbst das zwölf Meilen entfernte presburger Schloß wird von da auch sichtbar. Der Orden besaß nur wenige Klöster, welche an Schönheit der Gebäude und Wohlhabenheit mit diesem zu vergleichen wären. 5) Skalitz Szakolcza, ebenfalls in der neitraer Gespanschaft. Im J. 1777 wurde der Convent in das Jesuitencollegium versetzt, um daselbst den Schulunterricht fortzusetzen. 6) Nosztre, insgemein Nostra Maria, in dem ipolitaner

2) Quod nos spem et devotionem nostram, quam ad Beatissimam et Gloriosam Virginem Mariam habemus, et ad ordinem Fratrum Eremitarum S. Pauli primi Eremitae, gerimus specialem, volentes claustra ipsorum Fratrum Eremitarum numerositate et locis in regno nostro ampliare, ecclesiam B. Virginis, in terra Thall vocata, supra castrum Borostyan, ab ipso castro et ejus jurisdictione et dominio eximendo, ordini Fratrum Eremitarum perpetuo dedimus possidendam."

Bezirk der honther Gespanschaft, unweit des Marktes Ipolj und der Donau, 2½ Stunden von Gran, einst von den Klöstern des Ordens eins der bedeutendsten, hatte trotz wiederholter Zerstörungen immer noch Gebäude von Belange. Zu seinen Besitzungen gehörte unter andern das slowakische Kirchdorf Noszkre. 7) Tyrnau, in der presburger Gespanschaft. 8) Sajoláb, in dem myskolczer Bezirk der borsoder Gespanschaft, das gleichnamige Dorf war Eigenthum des Klosters. In diesem Kloster empfing 1506 unter dem zweiten Generalat des P. Stephan, Georg Martinuzzi Utissénowicz, der nachmals so berühmt gewordene Cardinal-Erzbischof von Gran, den Ordenshabit. 9) Filsogyer, in dem borsoder Comitat, war nur eine Residenz. 10) Uihely, in dem varanover Bezirke der zempliner Gespanschaft, wurde im J. 1355 gestiftet. Im J. 1691 erscheint als Vorsteher des Hauses Graf Ladislaus Nadasdy, zugleich vicarius Provincialis. Der Kirche, zum h. Ägidius genannt, ist die Rakotzy'sche und die Dreifaltigkeitskapelle angebaut. Die Rakotzy'sche Kapelle, aus gehauenen Steinen aufgeführt und schön ausgemalt, enthält neben andern Reliquien den unverweseten Körper des P. Georg Csepelleny, der von allen seinen Brüdern der einzige es wagte, während der Tökelischen Unruhen im Kloster auszuharren und den Gottesdienst fortzusetzen, bis er von den Malcontenten ergriffen und hin und her durch Wildnisse und Abwege herumgezerrt, im J. 1672 enthauptet wurde. 11) Varano, in dem davon benannten Bezirke der zempliner Gespanschaft, hatte schöne Gebäude und nicht unerhebliche Besitzungen, worunter das Prädium Kajnya. Das daselbst verehrte Gnadenbild soll im J. 1687 Thränen vergossen haben. Der Umstand, daß beinahe jedes einzelne Kloster ein eigenthümliches Bild, eine Wallfahrt besaß, scheint Joseph's II. besondere Abneigung gegen einen Orden zu erklären, der sich mit Schulen befaßte und dessen Schulen sicherlich nicht schlechter waren, als andere. 12) Terebes, in dem varanoer Bezirk der zempliner Gespanschaft. 13) Sathmar, in der gleichnamigen Gespanschaft. 14) Matsár, in dem kaposer Bezirk der ungher Gespanschaft, war nur eine Residenz von dem Administrator und dessen Gespan bewohnt, und übte die Grundherrschaft in dem gleichnamigen Dorfe. Der Convent in Ungvár selbst bestand nicht mehr seit den Türkenkriegen. 15) Stuhlweißenburg; nach der Aufhebung der Jesuiten wurde ihr Collegium, wie anderwärts, diesem Kloster übergeben. 16) Acsa, in dem csákvárer Bezirk der stuhlweißenburger Gespanschaft, war nur eine Residenz. 17) Wandorf, ½ Stunde von Ödenburg, wurde 1482 von der ödenburger Stadtgemeinde gestiftet, die dazu eine Curie sammt zwei anstoßenden Hügeln einräumte. Im J. 1643 wurde das heutige Kloster erbaut, geschmackvoll in seiner Anlage und gehoben durch die reizendste Umgebung. Die Söhne Benedict's und Bernhard's, Ignatii und Francisci, haben selten die Meisterschaft in der Wahl ihres Wohnortes erreicht, welche S. Paul's Eremiten so gewöhnlich war. Das ödenburger Beneficium zu Mariä Heimsuchung, dem 234 Pfund Weingärten von ausgezeichneter Güte zuständig, wurde seit der Mitte des 17. Jahrhunderts von der Stadtgemeinde regelmäßig, für längere oder kürzere Zeit, an das Kloster verliehen. Als Eigenthum des Religionsfonds wurden die Gebäude von der Gewerkschaft der brennberger Kohlengruben in Pacht genommen, und seitdem von einigen Bergofficianten bewohnt. 18) Neusiedl am See, eine 1689 gestiftete Residenz in dem Bezirke jenseit der Leitha, der wieselburger Gespanschaft. 19) Groß-Waradein. 20) Kásmark; der Convent hatte seine eigene Kirche, aber auch die Pfarrkirche zum heil. Kreuz, die dem Kloster am 24. Sept. 1672 übergeben worden, zu bedienen. 21) Papa, in dem obern Bezirk des vesprimer Comitats. 22) Tüskevar, in dem mittlern Bezirk des vesprimer Comitats. 23) Fünfkirchen. 24) Heilige Kreuz in dem baranyer Comitat und 25) Csotad, angeblich eine Residenz in dem neitraer Comitat. Indessen halten wir den Namen des Ortes und Comitats für verfälscht. Den kroatischen Paulinern gehörten: 26) Lepoglava, in dem warasdiner Comitat. 27) Warasdin, gleichwie Lepoglava, in jeder Beziehung ein sehr bedeutendes Kloster. 28) Remetta, eine Stunde von Agram, im Gebirge. 29) Szweticzа, in dem agramer Comitat. 30) Csaktornya, in dem eiländischen Bezirk des szalader Comitats. Das Kloster lag außerhalb des Marktfleckens auf einem Berge. 31) Kreuz, in der Comitatsstadt. 32) Possega; seit 1776 leiteten sechs Ordenspriester den Unterricht in dem vormaligen Jesuitencollegium. Die dalmatischen Pauliner besaßen 33) Czirzuntha, in dem agramer Comitat. 34) Novi, in dem ungarischen Litorale. 35) Zeng. 36) St. Nicolaus in der Capella, karlstädter Generalats, war nur eine Residenz. 37) Beska, auf der Insel Veglia. Wozu dann endlich noch drei Klöster in Siebenbürgen kommen. 38) Torda, in dem mezö-czáner Bezirk der clausenburger Gespanschaft. 39) Illyefalva, in dem St. györgyer Bezirke der haromßeker Gespanschaft. Das Kloster wurde 1701 gestiftet. 40) Tövis, in dem nagy-enyeder Bezirke der weißenburger Gespanschaft. Das prächtige Kloster erbaute Johannes von Hunyad, aus der bei St. Emerich, 1445, von den Türken gewonnenen Beute. Als Joseph II. die Vernichtung des Ordens aussprach, war er noch in fünf Provinzen getheilt, Ungarn, Teutschland und Kroatien, die zu einer Provinz vereinigt waren, Polen, Istrien und Schwaben. Auf Bitten K. Ludwig's I. von Ungarn hatte Papst Gregor XI. durch Bulle vom 12. Sept. 1371 und durch Breve vom August 1377 den Orden von der Gerichtsbarkeit der Ordinarien befreit, und ihn dem unmittelbaren Schutze des h. Stuhls unterworfen. Bonifacius IX. dehnte auf ihn, durch Breve von 1390, alle Privilegien der Karthäuser aus. Martin V. bestätigte alle die bisher den Paulinern bewilligte Gnaden, untersagte zugleich, daß irgend einer der Brüder zu einem Orden von gleicher, oder noch größerer Strenge übergehe. Neue Bestätigungen der Privilegien wurden von Urban VIII., 1623, und von Alexander VII., 1658, ertheilt, und in einem Breve vom 3. April 1676 verordnete Clemens X., daß der Orden in acht verschiedenen Klöstern ein vollständiges Studium einrichten solle, nämlich zu Marienthal, Ujhely, Czenstochowa, St. Stanislaus binnen Krakau, Wienerisch-Neustadt, Le-

poglava, Langenau und Rom. Er bestimmte ferner, daß Niemand ohne die Würde eines Doctors der Theologie zu haben, zu irgend einer Dignität im Orden gelangen solle, er werde denn aus gewichtigen Gründen durch das Definitorium dispensirt; auch daß der General berechtigt sein solle, den Aspiranten das Doctorat zu verleihen, jedoch nur nach vorhergegangenem langwierigem Examen; daß diese Doctores mit jenen der Universitäten die gleichen Privilegien genießen sollten, und daß endlich ihre Zahl, damit solche nicht allzusehr anwachse, von dem Generalcapitel festzustellen sei. Um den weißen Habit, welchen der Orden sich gegen das Jahr 1341 zulegte, nachdem bisher das Kleid braun gewesen, wurde er angefeindet, bis Papst Urban V. in einer eignen Bulle ihm solchen weißen Habit bestätigte. Seitdem waren Kutte, Scapulier und Kapuze weiß, Scapulier und Kapuze durch eine Mozette verbunden; der Bart wurde lang getragen im Chor ein weißer Mantel umgeworfen, außerhalb des Klosters der lange, schwarze Mantel der Canonici regulares getragen, dreimal die Woche wurde Fleisch gegeben mit Ausnahme des Advents und der drei Rogationstage, wo nur Quadragesimalfleisch genossen werden durfte. In den Vigilien aller Marienfeste war jede gekochte Speise untersagt. Auch andere Mortificationen hatten die Pauliner sich auferlegt, doch war ihnen der Gebrauch der Leinwand vergönnt. Das Ordenswappen zeigte einen Palmbaum, bei dem zwei Löwen stehen; auf einem Zweige hat ein Rabe sich niedergelassen. Dieser Rabe findet sich auch in dem Titel des von Andreas Eggerer gelieferten Geschichtwerkes: Fragmen Panis Corvi Proto Eremitici, seu reliquiae Annalium Eremi Coenobiticorum, Ordinis Fratrum Eremitarum S. Pauli Primi Eremitae. (Viennae 1663. Fol.)

Auch Portugal hatte eine Congregation von Paulinern. Ihr Stifter, Mendo Gomez de Simbra, hatte in seiner Jugend dem König Johann I. in den Kriegen mit Castilien gedient und sich namentlich bei der Einnahme von Ceuta, 1415, ausgezeichnet. Plötzlich der Welt und ihren Ehren entsagend, suchte Mendo sich eine einsame Stelle in der Nähe von Setuval, um daselbst in Gebet und Bußübungen, getrennt von menschlicher Gesellschaft zu leben. Sein heiliger Wandel erregte die öffentliche Aufmerksamkeit, Alles drängte sich herbei, Klause und Klausner zu sehen, er empfing bedeutende Geschenke, die er zur Anlegung von neuen Einsiedeleien verwandte. Von seinen Schülern, mit welchen er diese neuen Anlagen besetzte, als ihr Oberhaupt verehrt, empfing er von den Eremiten der Serra de Ossa den Antrag, die Leitung ihres durch den Tod des Juan Fernandez verwaiseten Instituts zu übernehmen. Das Gebirg, oder die Serra de Ossa, im Innern der Landschaft Alentejo, war früh von Eremiten besetzt worden, welchen zumal die zerrissene und nackte Nordseite des Gebirgs eigenthümliche Reize bieten mußte. Ferdinand Yanez, der Großmeister von Aviz, soll zuerst um 1186 den Versuch gemacht haben, diese Eremiten zu einer Gemeinde zu versammeln, auch zu dem Ende ihnen ein Kloster erbaut haben. Seine Absicht mag er nur unvollkommen erreicht haben, denn auf Papst Gregor's XI. Geheiß reformirte der Bischof von Coimbra diese Eremiten, untersagte ihnen zugleich das einsame Leben, je vier sollten zusammen hausen, und weil dieses immer noch zu wenig, um eine klösterliche Gemeinde darzustellen, verordnete Gregor XII. eine abermalige Vereinigung der Einsiedeleien, sodaß ins Künftige zehn dieser Eremiten in Gemeinschaft leben sollten. Schon vorher hatten sie sich, wie es scheint, mit den Eremiten des h. Paulus in Ungarn verbrüdert, und sich, wie es das Institut jener Brüder erfoderte, einen Provincial als Vorsteher erwählt. Die Verbindung mit dem fernen Pannonien wurde bald zu lästig, der Provincial entzog sich dem Gehorsam des Generals, und wäre es nicht unmöglich, daß die Betrachtung dieser Unregelmäßigkeit einigen Antheil an Mendo Gomez' Weigerung, dem Rufe der Eremiten von der Serra de Ossa zu folgen, gehabt hätte. Gleichwol mußte er den dringenden, unablässigen Bitten nachgeben; er übernahm die Leitung des Klosters von der Serra, und vereinigte mit demselben die Einsiedeleien seines Instituts zu einer Congregation, unter der Anrufung St. Paul's, des ersten Eremiten. Von dem neuen Wohnsitze schienen Mendo's Tugenden neuen Glanz zu empfangen. Ganze Tage brachte er ohne Nahrung zu, beinahe ohne Unterbrechung, durch Tag oder Nacht, verharrte er in der Kirche, im Gebete. Häufig kam König Edward, ihn zu besuchen, in jeder Trübsal ließ ihn der Monarch zu sich fodern, um die Tröstungen dessen zu genießen, den er sich als einen Engel des Lichts zu verehren gewöhnt hatte. Mendo starb in hohem Alter, den 24. Jan. 1481, und trägt nach ihm die durch ihn erbaute und bewohnte Einsiedelei bei Setuval den Namen Mendoliva. Sein Nachfolger, Lobo de Portel, wurde in dem Generalcapitel von 1482 erwählt, und zugleich das Statut angenommen, welches bis um die Mitte des 16. Jahrh. die Gesellschaft regierte. Der damalige Legatus a latere in Portugal, der Cardinal-Infant Heinrich, ein besonderer Gönner der Pauliner, veränderte manches an diesem Statut, und setzte endlich an dessen Stelle die Regel des h. Augustinus, daß also in dieser Beziehung der Orden jenem in Ungarn vollkommen gleichgestellt wurde. Für das also modificirte Institut erbat und erhielt er 1578 des Papstes Gregorius XIII. Bestätigung, und die Eremiten, die bisher mehrentheils nur Laienbrüder gewesen waren, verpflichteten sich durch feierliche Gelübde, empfingen die priesterlichen Weihen, widmeten sich den Studien und dem Predigtamt. Auch wurde eine feste Kleidertracht beliebt; eine Tunica von Lohfarbe, Scapulier, Mantel und schwarzer Hut. Endlich wurden dem Papste authentische Nachrichten von dem Leben und Wirken verschiedener Eremiten, die im Geruche der Heiligkeit gestanden hatten, vorgelegt. Zu Anfang des 18. Jahrh. zählte der Orden, außer dem Collegium zu Evora, 16 Klöster; er wurde von einem General regiert.

Einen andern Orden von Eremiten des h. Paulus hatte ihr angeblicher Generalsuperior, der P. Wilhelm Callier oder Cellier in Frankreich einzuführen gesucht. In den Zeiten einer Pest, 1624, trat er mit seinem Gefährten in Rouen auf, um sich dem Dienste der Pestkranken

selbe Kleidung, aber die Conversen hatten statt der Capuze den Hut, der allen andern Ordensmitgliedern untersagt, und nur dem Generalsuperior für den Fall einer Reise bewilligt ward. Das große Amtssiegel des Generalsuperiors zeigte das Bild des h. Eremiten Paulus, darunter ein Todtenkopf mit den kreuzweise verschrägten Gebeinen, als Umschrift die Worte: „Sanctus Paulus, Eremitarum primus pater, memento mori.“ In dem kleinen Siegel war blos der Todtenkopf mit den Gebeinen, als Legende die Worte: Memento mori. Mit denselben Worten war jede von den 270 Seiten der Statuten bezeichnet, und sind diese Statuten zu Paris lateinisch und französisch 1622, und 1623 lateinisch allein gedruckt worden. In Rouen hießen diese Pauliner im gemeinen Leben: les frères de la mort, nach ihrer Beschäftigung, ihrem vorherrschenden Gedanken und ihrer Ordenstracht, und ist dieser Name den Augustiner-Discalceaten verblieben, welche das von den Paulinern geräumte Kloster einnahmen. Befremdendes hat die melancholische Ansicht des Lebens, wie sie von dem P. Callier in seinem Institut aufgestellt ist, nicht, denn sie findet sich in mehren Schöpfungen jener Zeit wieder, nur ist als Maßstab für die religiöse Stimmung oder Überspannung jener Zeit bemerkenswerth, daß dieselben Männer, welche sich unablässig mit dem Gedanken an den Tod, an die Nichtigkeit aller Dinge beschäftigten, sich bis zu der Einschwärzung einer unechten Bulle vergessen konnten, daß ein Institut von dem höchsten asketischen Interesse, verbunden mit der menschenfreundlichsten Selbstverleugnung, auf Unwahrheit begründet werden sollte. (*v. Stramberg.*)

Pauliner, Äpfelsorten, s. Pomologie.

Paulinische Briefe, Paulinischer Lehrbegriff, s. Paulus, der Apostel.

Paulinisten, die Anhänger des Paulinus von Antiochien, s. d. Art.

PAULINUS*), Presbyter in Antiochien um 362, dann Bischof daselbst, aber nur für den Theil der Gemeinde, der am nicänischen Glauben festhielt. Seit der Absetzung ihres Bischofs Eustathius, 331, wegen strengen Haltens am Athanasianischen Lehrbegriff, durch Constantin, hatte sich unter den Bedrückungen der Arianer dort ein kleiner Haufen Orthodoxer erhalten, die Paulinus leitete. Sie kamen in eine seltsame Stellung, als die Coalition der Semi-Arianer mit den Athanasianern begann; überall war der Friede im Abschließen begriffen, nur in Antiochien blieben jene Altgläubigen hartnäckig, und dies um so mehr, da sie nach früherem Sprachgebrauch ὑπόστασις und οὐσία synonym faßten, und deshalb in der Trinität nur eine Hypostase lehrten, während der seitdem fortgeschrittene Gebrauch jene beiden Termini unterschied, und deshalb von drei ὑποστάσεις in einer οὐσία sprach, obgleich man der Sache nach übereinstimmte, wie eine unter Athanas 362 zu Alexandrien gehaltene Synode ausdrücklich anerkannte. Zum völligen Schisma gedieh der Streit, als der fanatische Lucifer von Calaris, der aus dem Abendlande verjagt hier exilirte, nach Antiochien gesandt war, um den Frieden herzustellen, statt dessen aber jenen Presbyter Paulinus zum Bischof ordinirte, während die Semi-Arianer, oder jetzigen Neu-Nicäner unter ihrem Bischof Meletius standen, daher Meletianisches Schisma. Mit jenem Paulinus blieb Ägypten und das Abendland in Gemeinschaft, aber auffallend zum Concil nach Constantinopel 381 wird nicht er, sondern Meletius entboten. Der Streit endete erst zu Anfang des 5. Jahrhunderts. (*Rettberg.*)

PAULINUS, von Aquileja, Patriarch daselbst seit 776, war durch seine Wissenschaft bei Karl dem Großen angesehen, der ihn außer andern Schenkungen auch zu dem genannten Patriarchenstuhl erhob. Er gehört zu dem Kreise von Theologen, die Karl zur Beilegung der Religionshändel aufbot, welche das fränkische Reich damals bewegten, namentlich der Bilderstreit und die adoptianische Ketzerei des Elipandus von Toledo und des Felix von Urgel: gegen diese schrieb er 793 unter dem Titel Sacrosyllabus einen libellus de sanctissima Trinitate adversus Elipandum Toletanum et Felicem Orgelitanum. An den Concilien, welche gegen die Adoptianer zu Frankfurt, 794, und zu Aquileja 795 gehalten wurden, nahm er thätigen Antheil, und ward von Alcuin zum Beistande in der Disputation gegen jenen Felix aufgefodert; drei andere Bücher adversus Felicem Orgelitanum hat, nebst jenem Sacrosyllabus, du Chesne hinter den Werken Alkuin's herausgegeben (Paris 1617). Paulinus starb 803. (*Rettberg.*)

PAULINUS, von Nola, in Campanien, Bischof dieser Stadt seit 409. Pontius Meropius Paulinus gehört zu der nicht unbedeutenden Anzahl Männer, die ihre Jugend im römischen Staatsdienste und in Ehrenstellen, dagegen ihr Alter im Dienste der Kirche vollbrachten, und dadurch einen schlagenden Beweis für die Gewalt abgaben, womit die christlichen Ideen die Gemüther um jene Zeit ergriffen hatten. Paulinus stammte aus einem angesehenen Geschlechte in Bourdeaux; etwa 353 oder 354 geboren, genoß er den Unterricht des bekannten Rhetors Ausonius. Seine Bekehrung und Taufe erfolgte 389, worauf er sich mit seiner Gemahlin Therasia nach Spanien, angeblich in mönchische Zurückgezogenheit, begeben haben soll; nach Entäußerung seiner Güter zum Besten der Armen trat er in den Klerus, wobei, wie gewöhnlich, er nur widerstrebend dem Zureden seiner Umgebungen nachgegeben haben soll. Von Spanien ging er 394 nach Italien, wo Ambrosius von Mailand ihn für seinen Klerus zu gewinnen wünschte. Minder günstige Aufnahme fand er in Rom, weshalb er sich mit seiner Gemahlin nach Nola in Campanien begab, wo er sich durch Verdienste um die Kirche, namentlich durch Gründung kirchlicher Gebäude, solches Ansehen erwarb, daß er 409, im 56. Lebensjahre, zum Bischof daselbst erwählt ward. Auch dort werden seine Verdienste bei dem Einfalle der Gothen, bei mancherlei kirchlichen Verhandlungen gerühmt; er starb 431, am 22. Juli, im 78. Lebensjahre. Die Schriftsteller der Zeit sind seines Lobes voll, wie er namentlich seine Güter zum Besten der Kirche verwendet habe. Gregor I. berichtet über ihn, daß er bei dem Einfall der

*) Vgl. auch Paullinus.

Gothen in Campanien seine ganze Habe für Loskaufung der Gefangenen aufgewandt habe, und als er zur Lösung des Sohnes einer armen Witwe, den die Vandalen nach Afrika geschleppt hatten, nichts mehr besaß, habe er sich selbst an dessen Stelle in die Gefangenschaft begeben, bis er dort erkannt und ehrenvoll freigegeben sei; diese Erzählung schmeckt aber zu sehr nach dem Legendenton, und ist, da sie der Biograph des Mannes, Uranius, der sein Schüler war, nicht kennt, von der Kritik längst verworfen. Seine Werke, unter denen sich, dem Geschmacke der Zeit gemäß, viele in Versen befinden, werden von Hieronymus ausgezeichnet gerühmt; Gennadius gibt von ihnen ein Verzeichniß, wornach aber Vieles für uns verloren ist. Die erste Ausgabe derselben erschien zu Paris 1516; dann Cöln 1560, Antwerpen 1622. 8.; letztere mit dem Leben des Heiligen von Fr. Sacchinus; endlich zu Paris 1685. 4. zwei Bände, von Joseph Baptist le Brun. Mit diesem Paulinus von Nola werden leicht einige Andere desselben Namens verwechselt, die gleichzeitig lebten; so war ein Paulinus im mailändischen Klerus zur Zeit des Ambrosius angesehen, der an den Verhandlungen in Afrika wegen des Pelagius Theil nahm, und von dem die Biographie des Ambrosius stammt, die dessen Werken vorgesetzt zu werden pflegt. Die Verwirrung unter den Literatoren, welchem von den verschiedenen Paulinus die einzelnen Werke beigelegt werden müssen, ist nicht zu lösen. (*Rettberg.*)

PAULINUS, Bischof von Trier seit 349, Nachfolger des heil. Maximin, gehört zu den Verfechtern der Athanasianischen Orthodoxie im Abendlande gegen die Arianer und so auch gegen den Kaiser Constantius, der dieselbe im Abendlande einzuführen suchte, und neben Liberius von Rom, Lucifer von Calaris, Hilarius von Poitiers auch den Paulinus ins Exil schickte. Nach Hilarius erfolgte seine Verbannung auf dem Concile zu Arles, 353, weil er dort nicht in die Verurtheilung des Athanas willigen wollte (ed. *Benedict.* fragm. I. p. 1282. nr. 6); dagegen Sokrates (II. c. 36) und Rufin (I, 19) lassen die Exilirung erst zu Mailand erfolgt sein, wo dieselbe Sache verhandelt ward. Auch Athanas (histor. Arian. ad monach. p. 363) gedenkt seiner als exilirt. Die Verbannung geschah nach dem Martyrologium des Ado nach Phrygien, dagegen läßt Notker ihn nach Afrika gehen: doch wird Ersteres wol richtiger sein; er starb dort 358 nach der Angabe des Hieronymus chronic. im 5. Jahre des Exils. Einheimisch-trierische Nachrichten wissen, daß er geköpft ist, sicher, um noch die Ehre des Märtyrerthums zu erhöhen; seine Gebeine sollen durch den Bischof Felix aus Phrygien geholt sein und Wunder verrichtet haben (Act. Sanct. Bolland. d. 31. August.). In Trier führt ein Stift seinen Namen, dessen Gründung eben jenem Bischof Felix beigelegt wird, um 396. Vgl. *Brower*, Hist. Trevirens. p. 274. (*Rettberg.*)

PAULINUS GOTHUS (Laurentius), ein berühmter schwedischer Bischof im 17. Jahrhundert, geboren zu Söderköping in Ostgothland 1565; gestorben zu Upsala, 1646. Seine Studien vollendete er auf den Universitäten Rostock und Helmstedt; letztere creirte ihn 15[illegible] Magister. Nachdem ihm 1594 die Professur der [illegible]matik zu Upsala übertragen worden, ordinirte ihn der damalige Erzbischof von Upsala, Abraham Angermannus; worauf er 1600 die erste schwedis[illegible] gisterpromotion zu Upsala hielt und dort 1601 [illegible] der Theologie und erster Rector magnificus ward. wollte ihn 1606 König Karl IX. zum Bischof v[illegible] sterås befördern, als Umstände eintraten, die ihm [illegible]nigliche Ungnade zuzogen, und er dem ausbr[illegible] Sturme durch Annahme der kleinen Pfarre Nås[illegible] sala entging. Bald ward der König ihm wied[illegible] und ernannte ihn 1608 zum Bischof von Skara; ward es ihm verstattet, dieses Bisthum mit d[illegible] Strengnås zu vertauschen. Hier verwaltete er 2[illegible] das Amt mit großer Treue; 1617 ward er Do[illegible] Theologie; durch seine Bemühung entstand das [illegible] sium zu Strengnås, wo er auch eine Buchdruckerei [illegible] Im J. 1637 ward ihm das Erzbisthum Upsala[illegible] hen, welches er, obzwar schon mehr denn 70 Je[illegible] mit Kraft und Eifer verwaltete; selbst in den nör[illegible] Districten hielt er Visitationen, war auch in L[illegible] Er liegt in Strengnås begraben. Paulinus [illegible] gründlicher Theolog, der seine Gelehrsamkeit und [illegible] migkeit der christlichen Kirche dienstbar zu mache[illegible] tete. Dies war auch das Ziel seiner zahlreichen [illegible] ten. (*v. Sc[illegible]*

PAULINUS, von St. Bartholomeo, der [illegible] Karmeliter und indische Missionär, s. unter seinem [illegible] chen Namen Joh. Phil. Werdin.

PAULINUS. Unter den Ärzten des Nam[illegible] wähnen wir nur zwei, den einen, dessen Galen (d[illegible] position. medicamentor. secundum locos lib[illegible] p. 590 ed. *Charter* T. 13. p. 211 *Kühn*) ἐκλεικτὸν ἡπατικὸν Παυλίνου, und den Paulinu[illegible] thopolites, der in der Mitte des 3. Jahrhunder[illegible] ein Schüler des Plotin war und von Porphyrius [illegible] ben des Plotin angeführt wird. Von andern [illegible] hervor den Paulinus aus Pella, Enkel des A[illegible] der in hohem Alter im J. 456 ein Gedicht in [illegible] tern, eucharisticon de vita sua, verfaßte, was [illegible] Ausgaben von dem, vermuthlich der zweiten H[illegible] 5. Jahrh. angehörigen, gleichfalls in heroischen [illegible] verfaßten Gedichte des Paulinus Petrocorius „[illegible] Leben des heiligen Martinus" gewöhnlich hinten [illegible] gedruckt ist. (Vgl. *Fabric.* bibl. Gr. XIII, 35[illegible] 410.)

PAULINZELLE. 1) Schwarzburg-rudolst[illegible] Kammergut, welches ein Lehen von Sachsen-G[illegible] und, zwei Meilen von Rudolstadt und eine M[illegible] Schwarzburg entfernt, in einem waldbekränzte[illegible] zwischen Stadt Ilm und Königssee da liegt, wo [illegible] Bären- und Rottenbach vereinigen. Im Jah[illegible] stiftete hier Morichon's Tochter, Pauline, ein N[illegible] nerkloster, dessen erster Abt der hirschauer Mönch [illegible] war und welches 1534 aufgehoben wurde, währ[illegible] dabei befindliche Nonnenkloster schon etwas frü[illegible] selbe Schicksal hatte. Noch finden sich hier, n[illegible]

fähr 100 Menschen wohnen, Ruinen der ehemaligen, auch vielfach in Kupfer gestochenen, Klostergebäude, welche Hinsichts ihrer Schönheit und ihres Umfanges selbst die von Walkenrieth und Memleben übertreffen dürften. Der ermüdete Reisende findet in den Felsenkellern des Orts ein sehr erquickendes Bier. 2) Amt in der Oberherrschaft Schwarzburg-Rudolstadt mit 1500 Einwohnern.

(*G. M. S. Fischer.*)

PAULI-RITTERORDEN St., wurde von dem Papste Paul III. im J. 1540 gestiftet. Die Ritter desselben, welche den Namen Participantes führten, trugen am Jahrestage der Krönung dieses Papstes ein rothes, an dem des Absterbens desselben ein schwarzes Kleid. Das besondere Ordenszeichen bestand aus einer auf das Kleid geheften Abbildung eines ein gezücktes Schwert haltenden entblößten Armes, dergleichen Abzeichen niemand weiter, bei Strafe des über ihn auszusprechenden Kirchenbannes und einer aus 1000 Goldgülden zu erlegenden Geldstrafe zu tragen sich erlauben durfte. Mit der Verleihung dieses Ordens empfingen Nichtadelige zugleich den Erbadel und mußten zu diesem Ende die Lilien des Hauses Farnese in ihrem Wappen aufnehmen. Bei der Stiftung des fraglichen Ordens wurden 200 Personen zu dessen Rittern ernannt, weil sie dem h. Vater 100,000 Scudi zum — Geschenk gemacht hatten. Dergleichen Art der Verleihung mag dann wol auch einen Grund abgegeben haben, daß die spätern Ritter dieses Ordens nur aus geringerer Dienerschaft bestanden, welche nicht einmal ein besonderes Ordenskleid trugen. — Einige sind der Meinung, daß dieser Orden mit dem St. Peter- und St. Paul's-Orden, welcher von Papst Leo X. im Jahre 1520 errichtet, von Papst Paul III. bestätigt, aber nachher wieder aufgehoben wurde, einer und derselbe gewesen sei. (Vgl. den Art. Paulus- und Petrus-Orden und *Helyot* T. VIII. p. 366.) (*K. Pässler.*)

PAULISTEN, Bewohner der brasilischen Provinz Sao Paulo (s. d. Art.), namentlich die weißen Einwohner. (*H.*)

PAULLINA (Lollia). Diese Frau, welche durch ihre Prachtliebe und Verschwendung nicht minder, als durch ihre Verbindung mit dem Kaiser Caligula, sich einen Namen in der Geschichte erhalten hat, stammte aus einem angesehenen und berühmten Geschlechte. Sie heißt Tochter des Marcus Lollius, eines Consularen [1]), Enkelin des Marcus Lollius, der unter dem Principate des Augustus zu großem Ansehen gelangte, und bei diesem Fürsten in so hoher Gunst stand, daß er ihn zum Gouverneur des Cajus auf seinem Zuge in den Orient ernannte [2]). Beiden gibt man gewöhnlich den Familiennamen Palikanus, welchen man in neuerer Zeit, aus unzureichenden Gründen, in Paullinus ändern zu müssen geglaubt hat (vgl. *Obbarius* ad *Horat.* epist. I. 2. p. 133). Ob ihr Vater derselbe sei, welchem Horaz die zweite und achtzehnte Epistel des ersten Buches zuschrieb, kann nur vermuthet, aber zu keiner Gewißheit gebracht werden. In welchem Jahre er zum Consulate gelangte, ergibt sich weder aus den Consularfasten, noch sonst aus irgend einem Zeugnisse eines alten Schriftstellers, Tacitus aber nennt ihn consularis. Er heirathete eine Schwester des L. Volusius Saturnius, der einem sehr alten und berühmten Geschlechte angehörte (*Tacit.* Ann. III. 30. *Rutil.* itinerar. 169). Aus dieser Ehe wurde unsere Lollia geboren. Sie verheirathete sich mit Cajus Memmius Regulus [3]), der bei Tiberius in Gunst stand und nicht nur zur consularischen Würde gelangte, sondern auch als Feldherr in mehre Provinzen geschickt wurde. Auf diesen Zügen wurde er von seiner Gemahlin begleitet. Als einst von der großen Schönheit ihrer Großmutter die Rede war, entbrannte der Kaiser Caligula, in allen buhlerischen Künsten erfahren und in gemeiner Wollust versunken, vor Verlangen, sie selbst zu sehen und zu besitzen. Sie ward aus Macedonien herbeigerufen, ihrem Manne entrissen und dieser, um der Verbindung die gesetzliche Weihe zu geben, genöthigt, seine Ehe unter dem Vorwande, er selbst sei Vater der Lollia, aufzulösen und die frühere Gemahlin als sein eigenes Kind dem Kaiser zu verloben [4]). Aber das neue Verhältniß dauerte bei der Unbeständigkeit Caligula's nicht lange; sie ward bald verstoßen, angeblich wegen ihrer Unfruchtbarkeit, in der That aber nur darum, weil der Kaiser sie satt hatte und durch die verführerischen Künste der weder jugendlichen noch schönen Milonia Caesonia gefesselt war [5]). Als Claudius zur Regierung gekommen war und nach dem unglücklichen Erfolge seiner Ehe mit Messalina den Entschluß, nicht wieder zu heirathen, gefaßt hatte, mußten seine Freigelassenen, des Kaisers Gewohnheit sich von Weibern lenken zu lassen wohl kennend, auf eine neue Gemahlin denken. Die Wahl war unter drei Frauen, Älia Petina, Lollia und Agrippina, von denen die Bewerbungen der ersteren durch Narcissus, die der Lollia durch Callistus, der Agrippina endlich durch Pallas begünstigt wurden (*Tac.* Annal. XII, 1. *Suet.* Claud. c. 26). Obgleich Callistus geltend machte, daß die Kinderlosigkeit der Lollia und die von ihr gegen die Stiefkinder zu erwartende Liebe (*Tac.* Annal. XII, 2) ihre Bewerbung vorzüglich begünstigen müsse, so ward doch für Agrippina entschieden und alle noch so nahen verwandtschaftlichen Verhältnisse (sie war eine Toch-

1) *Tacit.* Ann. XII, 1. Lolliam Paullinam M. Lollii consularis, wozu in der Vulgata noch filiam hinzugefügt war, das die neuern Herausgeber, gestützt auf die Zeugnisse der besten Handschriften und alten Ausgaben, entweder als unecht bezeichnet oder ganz weggelassen haben. Es ist die von mir zu *Vossius* de constr. c. 7. p. 1052 ausführlich behandelte Ellipse von filia. 2) Vergl. über diesen von den meisten Schriftstellern hart getadelten, von Horaz jedoch sehr gelobten Feldherrn Norisius (Cenotaph. Pisan. II, 14. p. 253. Interpr. *Suet.* Aug. 23. Tiber. 12. *Ruhnken.* in *Vell.* II. 97. *Lips.* in *Tacit.* Ann. III, 48. *Tzschuck.* in *Eutrop.* VII, 10, 2.

3) Vor Gronov hieß derselbe in den Ausgaben des Tacitus Mennius, aber die besten Handschriften und die Zeugnisse anderer Schriftsteller bestätigen jene Form. 4) *Euseb.* chron. MMLVI. impellens eum ut uxoris patrem esse se diceret; daher bei *Suet.* Calig. 25 *perductam* a marito coniunxit sibi und *Dio Cass.* LIX, 12: *αὐτὸν τὸν ἄνδρα αὐτῆς ἐγγυῆσαί οἱ τὴν γυναῖκα ἀναγκάσας, μὴ καὶ ἀνέγγυον αὐτὴν παρὰ τοὺς νόμους λάβῃ.* 5) *Dio Cass.* LIX, 23: *προφάσει μὲν ὡς μὴ τίκτουσαν, τὸ δ' ἀληθὲς ὅτι διαφορὰς αὐτῆς ἐγεγόνει.*

ter des Germanicus, des Bruders des Claudius) unberücksichtigt gelassen, ja sogar die Ehe durch Senatsbeschluß gut geheißen. Claudius unterwarf sich ihr noch unbedingter als seiner früheren Gemahlin; sie erhielt unbeschränkten Einfluß und wendete denselben zunächst an, um ihre Nebenbuhlerinnen aus dem Wege zu räumen. Ein Ankläger war bald gefunden, die Befragung von Sterndeutern und des Orakels des Clarischen Apollo, wegen der Heirath des Kaisers, wurde ihr zum Verbrechen gemacht; ihr Vermögen als dem Staate gefährlich und Ränke begünstigend bezeichnet und so ihre Verbannung aus Italien und die Confiscirung ihres Vermögens beschlossen (*Tac.* Annal. XII, 22). Jedoch quinquagiens sestertium ex immensis opibus exsuli relictum, d. h. ein Vermögen von 2,650,000 Thalern sächsisch. Agrippina begnügte sich damit noch nicht; ein Tribun wurde abgesandt, um sie zum freiwilligen Tode zu zwingen, der im Jahre der Stadt 803 (50 n. Chr.) erfolgte. Ihr Haupt wurde nach Rom gebracht und erst an der Eigenthümlichkeit der Zähne erkannte die Kaiserin, daß ihre Rache befriedigt sei[6]). Erst zehn Jahre später durfte ihre Asche nach Rom gebracht und ihr ein Grabmal errichtet werden (*Tac.* Annal. XIV, 12). Sie besaß ein ungeheures Vermögen, das sie nicht durch die Freigebigkeit ihres kaiserlichen Gemahls erworben, sondern durch Erbschaft von ihrem Großvater erhalten hatte. Die zügellose Plünderung des Orients hatte diesen in den Besitz desselben gesetzt. Dadurch ward sie in den Stand gesetzt, auf Putz große Summen zu verwenden und in Perlen und Edelsteinen ihren Reichthum zu zeigen und selbst bei gewöhnlichen Festen ganz bedeckt mit solchen Kostbarkeiten zu sein, die nach einer Erzählung bei Plinius (H. N. IX. c. 35 sect. 58. §. 117) und Solinus (Polyh. c. 53) einen Werth von mehr als zwei Millionen Thalern hatten. Eine Münze mit der Aufschrift: LOLLIA PAVLINA M. LOL. F. C. CAES. AVG. hält Montfaucon für unecht (s. *Reimar.* ad Dion. p. 915. l. 64). — Paullina hieß auch die Gemahlin des L. Annäus Seneca, die dieser im vorgerückteren Alter heirathete. Sie war eine Schwester des Pompejus Paullinus, der in Teutschland Befehlshaber gewesen war[7]), und damals noch ziemlich jung, als sie jene Ehe einging. Trotz dem hing sie an ihrem Gemahl mit großer Zärtlichkeit und war insbesondere um dessen Gesundheit sehr besorgt (*Senec.* epist. 104). Als Nero in grausamer Wuth den Tod seines Lehrers beschlossen und einen Centurio mit dem Todesbefehl an ihn abgesandt hatte, war Seneca mit seiner Gemahlin beim Mahle. Mit großem Muthe umarmte er seine Gattin, tröstete sie wegen dieses Verlustes und ermahnte sie, der Tugend getreu zu bleiben. Sie aber hatte bereits beschlossen, seinen Tod zu theilen und so dringend wußte sie zu bitten, daß endlich Seneca nachgab. Sie öffneten sich gemeinschaftlich die Adern; während Seneca nur mit großer Mühe den Abfluß des Blutes aus dem vom Alter entkräfteten Körper beförderte, ward Nero veranlaßt, um nicht allzu grausam zu erscheinen, zu befehlen, die Arme der Paullina wieder zu verbinden, das Blut zu hemmen, und sie dem Leben wiederzuschenken. Die darin sich offenbarende Milde des Kaisers gab ihr wieder Lebenslust, sie ließ ihre Heilung geschehen und überlebte ihren Gemahl um einige Jahre, zwar mit bleicher Farbe, aber in treuer Erinnerung an die Tugenden des Abgeschiedenen. So erzählt Tacitus (Annal. XV. c. 60. 63. 64), günstiger als der Epitomator des Dio (LXI, 10. LXII, 25). Ein Misverständniß der letzteren Stelle, zu dessen Hebung Reimarus *αὐτῆς ἥψατο* schrieb und Reiske *ἑαυτοῦ* emendirte, ohne hinlänglichen Grund, hat die Paullina auch zur Schriftstellerin gemacht, da doch die Vergleichung der Tacitinischen Erzählung hätte zeigen können, daß nur von Schriften Seneca's die Rede sei. Vgl. *Reimarus* in *Dion.* p. 1021. l. 86. Einige Historiker, wie Goldsmith (II. S. 197), nennen sie fälschlich Plautina. — Paullina war endlich der Name einer Schwester Hadrian's, welche den Servianus heirathete. Sie wird von Dio Cassius (LXIX, 11) und in einer Inschrift (bei *Gruter* p. CCLII. nr. 4) erwähnt. (*Eckstein.*)

PAULLINI (Christian Franz), ward geboren zu Eisenach, wo sein Vater Kaufmann war, im J. 1643. Da er seine Ältern frühzeitig verlor, so unterstützte ihn seine Pathe, die Herzogin Witwe, bei seinen Studien, welche er auf die Heilkunst, seiner Neigung nach, und auf Theologie, um ein Gelübde seiner Mutter zu lösen, zugleich ausdehnte. Nachdem er die namhaftesten Universitäten Teutschlands besucht hatte, ging er nach Kopenhagen, um den berühmten Thom. Bartholin zu hören, wobei er sich seinen Unterhalt durch Ertheilung von Unterricht erwarb. Diesen Unterricht setzte er darauf in Hamburg fort, wo er sowol das Magisterdiplom von der Universität Wittenberg erhielt, als auch zum Poëta laureatus und zum kaiserlichen Notar ernannt wurde. Auf einer größeren Reise durch Holland und England, wo er sich längere Zeit aufhielt, durch Norwegen, Schweden, Lappland und Island, erlangte er die medicinische Doctorwürde in Leyden. Kaum war er nach Hamburg zurückgekehrt, so berief ihn der Großherzog von Toscana, auf die Empfehlung des Paters Kircher, Steno's und K. Patin's als Professor nach Pisa, allein eine schwere Krankheit veranlaßte ihn, in Hamburg zu bleiben, wo er die Heilkunst mit dem größten Beifall ausübte. Der Kaiser Leopold ernannte ihn im J. 1675 zum Pfalzgrafen, kurz darauf der Bischof von Münster zu seinem Leibarzte und Historiographen. Nach dem Tode des Bischofs verweilte er zehn Jahre am Hofe des Herzogs von Braunschweig-Wolfenbüttel unter steten Arbeiten für die teutsche Geschichte. Endlich berief ihn seine Vaterstadt Eisenach im J. 1689 als ersten Arzt und hier starb er im J. 1712 in Folge eines vernachlässigten Fußübels. Paullini besaß eine staunenswerthe Gelehrsamkeit, in Folge deren er von fast allen gelehrten Gesellschaften damaliger Zeit zum Mitgliede aufgenommen worden war (als Mitglied der kaiserlichen Gesellschaft der Naturforscher hieß er Arion), und

6) *Dio Cass.* LX, 32: *τὸ στόμα αὐτῆς αὐτοχειρίᾳ ἠνέῳξε καὶ τοὺς ὀδόντας ἐκένψατο ἰδίως πως ἐχοντας.* 7) So *Ryck.* ad *Tac.* Ann. XIII, 53. Tillemont (I. Th. S. 554) nennt sie dessen Tochter.

einen seltenen Fleiß; denn bei einer großen Praxis und einem über Teutschland und Italien ausgedehnten Briefwechsel fand er doch noch Zeit, eine Menge von Schriften herauszugeben. Außer zwei Bänden teutscher Gedichte, einer Sammlung lateinischer Epigramme und vielen kleineren Abhandlungen, z. B. über den Esel, Wolf, Hasen, Maulwurf, die Kröte, den Aal, den Regenwurm, die Salbei, Jalappa, Muscatnuß u. s. w., sind die wichtigsten folgende: 1) Diss. de Harcutero, famosissimo gigante boreali. (Florent. 1677. 4.) 2) De admirabili electione regia veterum borealium disquisitio. (Holm. 1677. 4.) 3) Cynographia curiosa, s. canis descriptio. (Norimb. 1685. 4.). 4) Theatrum virorum illustrium Corbeiae Saxonicae. (Jen. 1686. 4.) 5) Observationum medico-physicarum decades duae. (Norimb. 1689. 4.) 6) Diss. historicae variorum monasteriorum Germaniae origines etc. explicantes. (Giessae 1693. 4.) 7) Heilsame Dreckapotheke (Frankf. 1696). 8) Flagellum salutis, oder curiöse Erzählung, wie mit Schlägen allerhand schwere, langwierige und fast unheilbare Krankheiten curirt werden (Frankf. 1698). 9) Antiquitatum germanicarum syntagma. (Francof. 1698. 4.) 10) Geographia curiosa. (Francf. 1699. 4.) 11) Observationes medico-physicae, quatuor centuriis comprehensae (Lips. 1706). — (Biogr. univ.) (*A. Sprengel.*)

PAULLINIA. So nannte Plumier eine Pflanzengattung aus der dritten Ordnung der achten Linné'schen Classe und aus der Gruppe der Paullinieen der natürlichen Familie der Sapindeen, zu Ehren entweder des Arztes Sim. Paulli (s. d. Art.), wie gewöhnlich angenommen wird, oder wahrscheinlicher des Polyhistors Chr. Fr. Paullini (s. d. Art.). Char. Der Kelch fünfblättrig, stehenbleibend; die Blättchen dachziegelförmig über einander liegend; vier nagelförmige Corollenblättchen (die Stelle des fünften fehlenden ist leer) sind innen an der Basis mit Schüppchen versehen; zwischen den Corollenblättchen und Staubfäden stehen zwei oder vier Drüsen; die ungleichen Staubfäden tragen ablange, zweifächerige Antheren am Rücken befestigt; drei dicke, kurze, zusammenstoßende Griffel; die Kapsel birnenförmig, dreikantig, dreifächerig, mit kahnförmigen Klappen und einer dreiflügeligen Axe; die Samen sind an der Basis mit einer zweilappigen, schwammigen Decke versehen. Es sind gegen vierzig Arten dieser Gattung bekannt, welche als kletternde Sträucher (Lianen) mit Haftfäden, zusammengesetzten Blättern und unansehnlichen grünlich-weißen Blüthen, vorzugsweise in den Wäldern des tropischen Amerika's vorkommen; nur eine Art findet sich im tropischen Afrika und eine andere in Japan. Zwei Arten werden als giftig bezeichnet: P. pinnata *L.* (Sp. pl. p. 366. *Plum.* amer. 76. t. 91. *Gärtner* de fruct. t. 79), in Brasilien, Meriko, Gujana, auf den Antillen und im tropischen Afrika, und P. australis *Aug. de St. Hilaire* im südlichen Brasilien, namentlich sollen aus den Blüthen der letztern die Bienen hauptsächlich den giftigen Lecheguana-Honig eintragen. Dagegen wird die fleischige Samendecke von P. subrotunda *Persoon* (Syn. I. p. 443. Semarillaria subrotunda *Ruiz* et *Pavon* fl. per. I. p. 92) in Peru ohne nachtheilige Folgen gegessen und aus den Samen der P. sorbilis *Martius* in Brasilien wird eine magenstärkende Paste, die Guarana, bereitet. (*A. Sprengel.*)

PAULLINUS (Cajus Suetonius), ist der Name eines römischen Feldherrn, welcher im ersten Jahrhunderte n. Chr. lebte. Die erste Erwähnung desselben geschieht bei dem Aufstande Mauritaniens unter der Regierung des Kaisers Claudius im Jahre der Stadt 795 (42 n. Chr.); damals war er als Proprätor in Numidien, besiegte die Empörer und drang mit dem römischen Heere bis zum Atlas vor [1]). Er war der erste, welcher dies Gebirge bestieg und umständlich von seiner Höhe, den dort am Fuße sich findenden Wäldern und deren Bäumen, sowie von den Anwohnern erzählte. Sein Bericht über diese Expedition mag dem Plinius (H. N. V. c. 1. s. 1. §. 14. 15) vorgelegen haben, aus dem Solinus spärliche Notizen auszog (*Polyh.* c. 24); doch kann diese Reise im Ganzen nicht grade viel zur nähern Kunde des Gebirges beigetragen haben [2]). Bedeutender trat er unter der Regierung des Nero hervor, unter dem er im J. 813 (59 n. Chr.) als Führer des römischen Heeres nach Britannien geschickt wurde. Zwei Jahre lang war er in seinen Unternehmungen durch glücklichen Erfolg begünstigt worden; er hatte mehre Völkerschaften unterworfen und zur Sicherung der römischen Herrschaft als Zufluchtsort für das Heer mehre feste Plätze angelegt. Dadurch sicher gemacht unternahm er einen Angriff auf die Insel Mona (jetzt Anglesey), um sie zu züchtigen für die den Empörern gewährte Unterstützung und diesen einen Zufluchtsort abzuschneiden. Auf flachen Schiffen setzte er das Fußvolk über, die Reiterei benutzte seichte Stellen oder erreichte schwimmend mit ihren Rossen das Gestade der kleinen Insel. Dort standen in dichten Reihen die Feinde, zu fanatischem Kampfe durch die Beschwörungen der Weiber und die Verwünschungen der Druiden angefeuert. Aber die Römer siegten über den verworrenen Haufen, die heiligen Haine wurden verheert und eine Besatzung zurückgelassen (*Tacit.* Ann. XIV, 29 u. 30. Agricol. c. 14). Durch diesen Heereszug hatte Paullinus den Britannen Gelegenheit gegeben ihre Streitkräfte zu sammeln und einen neuen, heftigeren Kampf gegen ihre Unterdrücker zu beginnen. Boudicea [3]), die Königin der Icener, die Witwe des Königs Prasutagus, hatte mit ihrer Familie und ihren Unterthanen von der Grausamkeit und Habsucht der römischen Beamten schwere Unbill erduldet. Ihre Töchter waren geschändet, sie selbst mit Schlägen gemishandelt, die Vornehmsten des Volkes ihrer Güter beraubt und wie Sklaven behandelt. Solche Schmach, durch die Soldaten und den Procurator Decianus Catus verübt, sollte nicht un-

1) *Dio Cass.* LX, 9. 2) s. Heffter in der allgem. Schulzeitung. 1832. II. Nr. 76. 3) Diese Form des Namens haben nach den besten Handschriften die neuesten Herausgeber des Tacitus und auch Walch im Agricola (S. 224) aufgenommen. Bei Dio steht *Βουνδουΐκα*, sonst schwanken die Formen zwischen Boadicea, Boodicia, Voadica. Vergl. *Walther* ad *Tacit.* Annal. XIV, 31.

gerächt bleiben. Die geringe Zahl der anwesenden Soldaten und die Abwesenheit des römischen Feldherrn begünstigte den Aufstand, zu dem sie die Erinnerung an die Thaten ihrer Vorfahren begeisterte (*Tacit.* Agric. c. 15). Die Icener griffen zu den Waffen, mit ihnen die Trinobanten und andere Völker, auf denen der Druck der römischen Herrschaft noch nicht allzuschwer lastete, im J. 61 n. Chr. Mit barbarischer Grausamkeit ward Camulodunum eingenommen, da es nur schwach besetzt und unzureichend von dem Procurator unterstützt war, Petilius Cerialis der Legat mit der neunten Legion in die Flucht geschlagen und Catus nach Gallien zu entfliehen genöthigt (*Tacit.* Ann. XIV, 32). Ja ganz Britannien wäre für die Römer verloren gewesen, wäre nicht Paullinus [4]) auf erhaltene Nachricht schleunigst zurückgekommen. Er eilte nach Londinium; zu schwach jedoch, um diese Stadt zu behaupten, gab er sie dem Feinde Preis, der bald darauf auch Verulamium einnahm. 70,000 Römer und Bundesgenossen waren bereits auf grausame Weise ums Leben gekommen und noch immer zögerte Paullinus mit einer offenen Schlacht, weil er kaum 10,000 Mann unter seinem Befehle hatte, die Zahl der Feinde aber auf 23,000 angegeben wurde. Mangel an Lebensmitteln nöthigte ihn endlich sein Zaudern aufzugeben. Auf günstigem Terrain ordnete er seine Krieger und ermahnte sie, sich durch die Masse der Feinde und ihr lärmendes Getöse nicht schrecken zu lassen. Schweigend und in strenger Ordnung schritten sie vor und erwarteten erst den Angriff der Feinde; dann aber brach Fußvolk und Reiterei mit desto größerer Kraft ein und brachte solche Verwirrung in die feindlichen Reihen, daß fast 8000 von ihnen gefallen sein sollen. Die Zahl der Todten unter den Römern betrug etwa 400, ebenso viel waren Verwundete. Boudicea endigte ihr Leben mit Gift, um dem Sieger nicht in die Hände zu fallen. Ihr Tod zerstreute die Empörer; der entscheidende Sieg entriß den Britannen nicht blos die Hoffnung, sondern auch das Verlangen nach Wiedererlangung der Freiheit [5]). Julius Classicianus, der neue Procurator, war dem Paullinus wenig gewogen und wußte es durch ränkevolle Insinuationen dahin zu bringen, daß ein besonderer Commissarius nach Britannien geschickt und jenem wegen des Verlustes einiger Schiffe der Oberbefehl genommen und dem Petronius Turpilianus übergeben wurde (*Tacit.* Ann. XIV, 39). Er scheint hierauf in die Stadt zurückgekehrt zu sein und bekleidete im J. 819 (66 v. Chr.) mit Cajus Lucius Telesinus das Consulat [6]). Ein Feldherr von solchem Rufe konnte in der nach Nero's Tode folgenden bewegten Zeit nicht unthätig bleiben und allgemein war der Glaube verbreitet, daß Otho ihn in allen militairischen Angelegenheiten zu Rathe ziehe (*Tacit.* Hist. I, 90). Als daher Otho im J. 822 (69 n. Chr.) den Entschluß faßte, gegen die empörten teutschen Legionen zu Felde zu ziehen, war auch Paullinus unter den zur Leitung des Heeres berufenen Feldherren, konnte jedoch bei der hohen Gunst, in welcher Licinius Proculus stand, sein Ansehen gegen die Intriguen des Günstlings nicht geltend machen [7]). Als Cäcina unüberlegt bei Castores [8]) eine Schlacht begann, und die Othonianer durch einen Hinterhalt zu überrumpeln beabsichtigte, übernahm Paullinus den Oberbefehl des Fußvolkes, verzögerte das Zeichen zum Angriffe, ließ erst Gräben ausfüllen, das Feld öffnen und die Schlachtreihen ausdehnen. Erst als die Vitellianer aus einem naheliegenden Walde einen neuen Angriff wagten, brach er hervor und brachte so allgemeine Verwirrung in die Reihen der Gegner, daß Cäcina mit seinem ganzen Heere hätte vertilgt werden können, wenn nicht Paullinus zum Rückzug hätte blasen lassen. Zwar schützte er vor, er habe die Soldaten nicht durch einen langen und beschwerlichen Weg ermüden und den Angriffen frischer Truppen aus dem Lager des Vitellius aussetzen wollen, aber nur wenige billigten diesen Grund und die Menge ward gegen ihn eingenommen (*Tacit.* Hist. II, 24—26). Als nun Cäcina und Valens, die bisher getrennt gewesen waren, ihre Truppen vereinigten und beabsichtigten, es zu einer allgemeinen Schlacht kommen zu lassen, berief Otho, welcher bei Bedriacum zu seinem Heere gestoßen war, einen Kriegsrath, um zu berathschlagen, ob es besser sei den Krieg in die Länge zu ziehen oder das Glück zu versuchen. Paullinus war für das erstere in der Meinung, daß Eilfertigkeit den Feinden, Zögerung ihnen selbst Vortheil bringen werde. Alle Besonnenen billigten seine Ansicht, nicht Otho und die Unerfahrenen unter seinen Rathgebern. Die Schlacht am Padus hatte einen ungünstigen Ausgang und die überlegene Disciplin des Vitellianischen Heeres entschied das Schicksal des Tages. Paullinus blieb zwar in dem Heere, aber Niemand benutzte seine Einsichten und dem Gerüchte, daß nach der Schlacht die Othonianischen Heerführer zum Aufschub gerathen hätten, widerspricht Tacitus ausdrücklich, weil er einem Manne von solcher Erfahrung den Glauben an die Mäßigung der aufgeregten Menge nicht zutrauen kann [9]). Seine Besonnenheit ward für Verrath gehalten und darum vermied er nach der unglücklichen Schlacht das Lager. Er fiel in die Hände des Vitellius, „der ihn nebst Proculus lange in kläglichem Zustande hinhielt, bis sie endlich verhört wurden und ihre Vertheidigung mehr Werk der Noth als der Ehre war. Sie machten sogar Ansprüche für ihren Verrath. Die Weite des Marsches vor dem Treffen, die Ermüdung der Othonianer, das Gewirre des Trains und andere Zufälligkeiten schrieben sie ihrer Hinterlist zu. Vitellius glaubte die Treulosigkeit und verzieh ihre Treue." So erzählt Tacitus (Hist. II, 60) und erwähnt den Paullinus nicht weiter. Ein großer Makel würde demnach an seinem Charakter haften, da er sein

4) Beiläufig mag der Irrthum in Pauly's Real-Encyklopädie (I. S. 1123) berichtigt werden, wo dieser Feldherr Suetonius Tranquillus heißt. 5) Vergl. die ausführlichen Beschreibungen bei *Tacit.* Annal. XIV, 29—37. *Dio Cass.* LXII, 1—12 und die kurzen Andeutungen bei *Tacit.* Agr. c. 5 u. 16. *Sueton.* Nero c. 39. 6) s. *Tacit.* Ann. XVI, 14. *Dio.* LXIII, 1. *Plin.* l. c. 7) *Tacit.* Hist. I, 87: is auctoritatem Paullini — criminando, quod facillimum factu est, pravus et callidus bonos et modestos anteibat. 8) So ausdrücklich *Orosius* VII, 8; bei *Tacit.* Hist. II, 24 locus Castorum vocatur; bei *Suet.* Otho c. 9 ad Castoris quod loco nomen est. 9) s. die Erzählung bei *Tacit.* Hist. II, 31—41.

Leben lieber durch das falsche Eingeständniß eines beabsichtigten Verraths retten als mit kühner Selbstverleugnung und edler Standhaftigkeit dem ruhmvollen Beispiele Otho's folgen wollte. An der Wahrheit dieses Zuges darf um so weniger gezweifelt werden, als ihn grade der Schriftsteller mittheilt, der überall mit dem größten Lobe von dem Feldherrntalente des Paullinus spricht, der ihn einen thätigen und besonnenen Heerführer nennt (Agric. 5), der ausdrücklich erwähnt, daß er für den einsichtsvollsten Kriegsmann in jener Zeit gegolten habe (Hist. II, 31) und der (Hist. II, 25) ihn dahin schildert, daß er von Natur ein Zauderer gewesen sei, der mehr auf vorsichtig berechnete Plane als auf die Gunst des Zufalls gehalten habe.

2) Denselben Namen finden wir auch bei Pompejus Paullinus, der im J. der Stadt 811 (58 n. Chr.) Befehlshaber in Germanien war und die grade damals durch keine Expedition beschäftigten Soldaten zur Vollendung des Dammes benutzte, welchen 63 Jahre früher Drusus begonnen hatte, um die allzugroßen Verwüstungen bei den Überschwemmungen des Rheins zu verhindern (*Tacit.* Ann. XIII, 53). Denn daß an einen solchen Bau und nicht an die berühmte fossa Drusiana zu denken sei, macht die Vergleichung von Histor. V. c. 19 quin et diruit molem a Druso Germanico factam, Rhenumque prono alveo in Galliam ruentem, disiectis quae morabantur, effudit sehr wahrscheinlich. Ob er identisch sei mit dem Pompejus Paullinus, von welchem Plinius (H. N. XXXIII. c. 11. s. 50) erzählt, daß er eines römischen Ritters von Arelate Sohn gewesen und wegen seines zu großen Luxus in Silbergeschirr, das ihn selbst auf seinen Feldzügen begleitete, ferocissimis gentibus oppositus sei, bleibt dahingestellt. Jener ward 815 (62 nach Chr.) mit Lucius Piso und Ducenius Geminus zum Aufseher der Staatseinkünfte bestellt. Tacitus (Ann. XV, 18) nennt ihn dabei consularis, aber die Fasten führen seinen Namen nicht auf.

3) Valerius Paullinus, aus Forum Julii gebürtig und dort in dem Besitze großer Landgüter (*Plin.* Epist. V, 19), war Tribun bei den Prätorianern gewesen und von Vespasian, dem er schon vor der Erhebung zur kaiserlichen Würde befreundet war, zum Procurator im narbonensischen Gallien ernannt worden. Dort sammelte er die von Vitellius abgedankten Soldaten, welche freiwillig wieder Dienste nahmen und verlegte sie als Besatzung nach Forum Julii, dem Schlüssel des Meeres (*Tacit.* Hist. III, 43). Gegen Valens, der durch Sturm an die stöchadischen Inseln verschlagen war, schickte er einige Galeeren, durch die er die Schiffe desselben vernichtete (822 = 69 n. Chr.). Auch in dem jüdischen Kriege bewährte er sich als einen tüchtigen Kriegsmann (*Joseph.* A. Jud. III, 14. *Hegesipp.* III, 22). In welchem Jahre er das Consulat bekleidet, ist ungewiß. Unter seinen nächsten Freunden war der jüngere Plinius, von dessen Briefen fünf (II, 2. IV, 16. V, 19. IX, 3 u. 37) Zeugniß geben von dem innigen und vertrauten Verhältnisse, welches zwischen beiden Männern bestand.

(*F. A. Eckstein.*)

PAULLO, großes Gemeindedorf im Distrikte II (Zelo buon persico), und Sitz des königl. Distrikts-Commissariates im nordwestlichsten Theile der lombardischen Delegation Lodi und Crema, dicht an der Grenze des Mailändischen, unfern vom linken Ufer des Muzzakanales, der hier schiffbar ist, in reich bewässerter Gegend gelegen, mit einer Gemeindedeputation, einer eignen katholischen Pfarre, welche zum Bisthume Lodi gehört, einer katholischen Kirche, einem Oratorium, einer Gendarmeriebrigade, einer Briefsammlung des Postamtes Lodi und einer sehr ergiebigen Viehzucht. Zu diesem ansehnlichen Gemeindedorfe gehören die Frazioni: Conterico mit einem Oratorium, Cosaghetto, Bentevoglie, Crolone, Le Porte di Muzza mit einem Oratorium, Ronco, St. Picho und Tombone, meist vereinzelt gelegene Häusergruppen oder Meiereien. (*G. F. Schreiner.*)

PAULLO POST FUTURUM. Die griechische Sprache hat im Passivum nicht nur, wie im Activum, zwei, der Bedeutung nach völlig gleiche, Formen des Futur, sondern auch ein sogenanntes drittes oder Paullo post futurum, was sich ebenso durch die Bedeutung, wie durch die Form von den beiden andern unterscheidet. Es wird dieses nicht von allen Verben gefunden, und namentlich nur selten, wenn auch zuweilen, von denen, die das augmentum temporale haben, z. B. ἠτιμώσεται, ἠρήσεται. Wenn es aber auch vorzugsweise dem Passiv angehört, so findet man es doch auch von einigen neutralen Verben, die im Präsens active Form haben, wie von θνήσκειν. Gebildet wird es vom Perfecto Passivi so, daß man aus dem αι seiner zweiten Person ein ομαι macht, z. B. aus πέπεισαι, πεποίησαι: πεπείσομαι, πεποιήσομαι, jedoch mit der Modification, daß es da, wo der im ersten Futurum Activi lange Vocal im Perf. Pass. verkürzt wird, die Länge beibehält, z. B.: λύω, λῦσω, λέλυμαι, λελῦσομαι. Was die Bedeutung betrifft, so bezeichnet es nicht, wie die beiden andern Futura, die Zukunft einer vorübergehenden Handlung, sondern die eines bleibenden Zustandes, z. B. καταλελείψεται heißt: „es wird übrig bleiben;" bei den Verben daher, wo das Präsens nur den Beginn, den ersten Moment, und erst das Perfectum die vollständige Handlung bedeutet, wird die Zukunft dieser durch das Paullo post futurum bezeichnet; θνήσκειν heißt „sterben," τεθνηκέναι „todt sein," θανοῦμαι „ich werde sterben," τεθνήξομαι „ich werde todt sein;" κτάομαι „ich erwerbe," κτήσομαι „ich werde erwerben," κέκτημαι „ich habe erworben," und daher „ich besitze," κεκτήσομαι „ich werde besitzen." Daher wird dieses Futur häufig gebraucht, wo man ausdrücken will, daß eine Handlung so schleunig bewirkt werden solle, daß man schon an die, durch sie herbeizuführende Wirkung, d. h. an den auf sie folgenden Zustand denken könne (Vgl. *Buttmann*, Gr. Gr. T. I. p. 444 sq. II, 423. *Matth.* §. 498. *Bernhardy*, Synt. 380). (*H.*)

PAULLO*) TOPA, Sohn des letzten der perua-

*) Vergl. auch Paulo.

nischen Incas, Huayna Capac, und Bruder des Manco Inca, der zwar von Pizarro, noch ehe er das Alter von 18 Jahren erreicht hatte, zum Inca erhoben wurde, aber sich eine Behandlung gefallen lassen mußte, die durchaus nicht auf Bereitwilligkeit des Eroberers, den alten Thron als unabhängig zu erkennen, hindeutete. Die Peruaner hatten Partei ergriffen in den zwischen den Conquistadoren ausgebrochenen, bald zum Bürgerkriege führenden Unruhen. Manco Inca schlug sich auf die Seite Pizarro's und brachte sich hierdurch um das Vertrauen und die Zuneigung des größeren Theils seiner Unterthanen. Drohungen der Niedrigsten, Anhänger Pizarro's, flößten dem Inca eine so große Furcht ein, daß er durch Flucht sich zu retten beschloß, und zu Almagro sich schlug. Um die Gunst dieser Partei zu gewinnen, gab er Almagro zu seinem Zuge nach Chile eine sehr große Anzahl von Peruanern als Hilfstruppen mit und zwar unter Anführung seines Halbbruders Paullo Topa. Belehrt durch Erfahrung, daß er durch Geduld und Ergebung den Thron seiner Väter von den Spaniern nicht zurückerhalten werde, entfloh er in die Gebirge, versammelte mehr als 200,000 Indier um sich, und begann einen Krieg, der zwar den Europäern viele Menschen kostete, aber am Ende doch zu ihrem Vortheile ausschlug. Von dieser Zeit an entstand eine Spaltung zwischen den Brüdern; Paullo Topa scheint für Almagro wahre Freundschaft empfunden und das Hoffnungslose eines Kampfes gegen die Spanier wohl eingesehen zu haben. Von Almagro zum Inca erhoben, ermahnte er den Manco häufig zum Frieden und der Unterwerfung, und erbot sich in diesem Falle, seiner Würde zu Gunsten des Bruders sogleich zu entsagen. Indessen blieben seine Vorstellungen ohne Erfolg, der Krieg dauerte fort, und würde der fremden Herrschaft ein Ende gemacht haben, indem damals der Kampf unter den Spaniern selbst seine Höhe erreicht hatte, wäre der peruanische Anführer erfahrener und im Besitze größeren Selbstvertrauens gewesen. Paullo Topa ist übrigens weder als Verräther noch als feiger Mann anzusehen, allein er hoffte durch Anhänglichkeit an die Partei Almagro's den Untergang der grausamen und wortbrüchigen Pizarros zu beschleunigen, und bei wiederkehrender Ruhe von der Gerechtigkeit des Kaisers die Wiedereinsetzung seiner Familie zu erlangen, auf welche er nicht rechnen durfte, so lange die Soldateske der Spanier in Peru regierte. Seinen Muth stellte er mehrmals in glänzendes Licht; er war der Retter der Spanier während des Zuges nach Chile und bewies in Almagro's Schlachten gegen die Pizarros Tapferkeit und Feldherrentalent. Selbst in Spanien blieb sein Charakter und sein Benehmen während der Bürgerkriege nicht unbemerkt. In den umständlichen Instructionen des Licentiaten Vaca de Castro, der 1541 nach Peru abging, um die Ruhe wiederherzustellen, wurde gute Behandlung Paullo Topa's besonders anempfohlen. Wirklich gab man diesem einen großen Theil seines Familieneigenthums zurück. Er ließ sich taufen und nahm zur Ehre des Vaca de Castro den Vornamen desselben, Christoval, an. Der Vicekönig, Blasco Nuñez, brachte einen Brief voll Danksagungen des Königs von Spanien an Paullo Topa mit, de letzter regierender, wenn auch beschränkter Erbe der cas von dem Volke hoch geehrt wurde, und dem durch seine Vermittelung gewiß auch mehr genützt als sein Bruder durch Versuche eines übel geleiteten derstandes. Er starb friedlich zu Cuzco, auf das J ste betrauert von dem peruanischen Volke, welches nun an auch dem Schatten einer Regierung durch eingebornen Fürsten entsagen mußte. (*Pöp*

PAULLUS [1]), römischer Familienname. Das lische Geschlecht, zu welchem diese Familie gehörte, eins der ältesten unter den patricischen (*Tacit.* A III, 22. 23. VI, 27, 29. *Plutarch.* Aemil. c. 2) führte seinen Ursprung nach einer Überlieferung bi Ascanius zurück, der zwei Söhne, Julius und An gehabt habe [2]), nach einer andern bis zu Numa's Z indem entweder ein Sohn dieses Königs, oder (wa der durch den Mythus verbreiteten Verbindung Nu mit Pythagoras nicht auffallend erscheinen wird) ein dieses Philosophen, Mamercus, wegen der Lieblichkei ner Rede (*δι' αἰμυλίαν λόγου*) den Namen Ämiliu halten haben soll (*Plutarch.* Numa 8. 21). Unte einzelnen Familien, die schon frühzeitig zu den hö Ehrenstellen gelangten, sind die Barbulá, Papi, R besonders aber die Pauli, Lepidi und Scauri die nehmsten.

Was die Schreibung des Namens Paullus anl so ist lange über die doppelte oder einfache Liquid stritten worden; Turnebus namentlich (Adversar. X 28) und Scaliger (de caussis ling. lat. I. c. 27) ren für einfaches l und glaubten diese Ansicht durch nisse der alten Grammatiker, wie des Prisčian (II 614 *Putsch.*) und Velius Longus (de orthogr. p. 2 12) stützen zu können, aber diese sprechen nur vo Partikel paullum, und ein Fehler im Index von P hat sie zu solchem Fehlgriff verleitet. Ursprünglich gewiß die Schreibart mit einem l, da die Verdopp der Liquidä überhaupt erst nach der Mitte des 6. hunderts nach Erbauung der Stadt eintrat. Die chischen Schriftsteller bleiben der einfachen Form römische Monumente bieten aber in überwiegender zahl LL dar, so die Münze meist PALLUS [3]), de chen zahlreiche Inschriften, die Cellarius (Orthogr latin. p. 307) anführt, nicht minder die ältesten un sten Handschriften der alten Schriftsteller. Von der diceischen Handschrift der Ciceronianischen Briefe ver es Victorius (ad Famil. XII, 12), für andere P (ad *Virg.* Aen. IV, 649) und daher haben Sig (ad *Livium* X, 3, 3), Schottus (ad *Aurel. V*

1) Obgleich dies die richtige Schreibart ist, haben wir do Namen, bei denen sich einmal durch den Gebrauch die falsche bung Paulus fixirt hat, unter dieser aufgeführt, vergl. als Paulus. Red. 2) *Paulus*, De verborum significat. p. 2 *O. Müller*: Aemiliam gentem appellatam dicunt a Mamerc thagorae philosophi filio, cui propter unicam humanitate gnomen fuerit Aemylos. Alii, quod ab Ascanio descenda duos habuerit filios, Julium et Aemylon. 3) s. *Ursin. Eckhel.* p. 129, eine einzige bei diesem, nr. 6, hat PAVLVS.

vir. illustr. c. 56), Duker (ad *Flor.* II, 6, 17) und die meisten Neueren diese Form mit Recht vorgezogen.

Mit Berücksichtigung der einzelnen Zeugnisse ergibt sich folgende Geschlechtstafel dieser Familie, aus welcher die bedeutendsten Männer genauer besprochen werden sollen:

Lucius Aemilius Paullus
|
Lucius Aemilius Paullus
|
1. Marcus Aemilius Paullus
|
2. Marcus Aemilius Paullus
|
3. Lucius Aemilius Paullus

4. Lucius Aemilius Paullus — Aemilia

Q. Fab. Aemilianus — P. Cornelius Scipio Aemilianus — Zwei früh verstorbene Söhne — Drei Töchter

1) Der erste, welcher in den Verzeichnissen der Consuln und bei den Historikern erwähnt wird, ist Marcus Æmilius Paullus, den die Fasten Sohn des Lucius und Enkel des Lucius nennen. Er gelangte zum Consulate im J. der Stadt 452 (302 v. Chr.) mit Marcus Livius Denter. Über seinen Namen geben die alten Bücher bei Livius (X, 1, 7) nichts Übereinstimmendes, da manche Handschriften ihn Cajus, alte Ausgaben vor Aldus ihn Quintus nennen und darin einen Fehler begehen, den zwar Sigonius schon erkannte, aber erst J. Fr. Gronov durch die glückliche Verbesserung *Marcis* Livio Dentre et Aemilio hob. Dadurch kommt Livius in Übereinstimmung mit Diodor (XX, 106). Als in jenem Jahre die Äquer durch die Anlegung neuer Colonien in ihrem Gebiete zur Verzweiflung getrieben, Krieg gegen Rom begannen und dadurch große Bestürzung in der Stadt hervorbrachten, traten die Consuln zurück und man wählte einen Dictator, C. Junius Bubulcus, der in wenigen Tagen einen Sieg erfocht und triumphirend in die Stadt zurückkehrte. Als um dieselbe Zeit Kleonymus, Enkel des bei Leuctra gefallenen Königs Kleombrotus, mit 5000 in Griechenland geworbenen Söldnern den Tarentinern gegen Metapontum zu Hilfe zog und nach Beendigung seiner Hilfsleistung zum Abzug nach Korcyra bewogen war, benutzte er diese Insel als Waffenplatz, kehrte von dort mit einer Flotte an die Küste von Messapien zurück, eroberte Thuriae [1]) und führte die Einwohner in die Knechtschaft. In ihrer Noth suchten die Salentiner römischen Schutz; der Consul Æmilius [2]) ward ihnen zu Hilfe geschickt, verjagte den Spartiaten und gab den Salentinern die geräumte Stadt zurück (vgl. Niebuhr's röm. Geschichte III. S. 316 fg.). Wahrscheinlich derselbe Æmilius ist es, welcher im folgenden Jahre als Magister Equitum mit Q. Fabius, oder nach Livius' (X, 3, 3) etwas verworrener Erzählung mit Marcus Valerius Maximus, dem Dictator, gegen die Marser und nach deren rascher Unterwerfung gegen die Etrusker zog, von diesen aber in Abwesenheit des Dictators überrumpelt und mit großem Verlust in das Lager zurückgetrieben wurde.

2) Der Sohn des vorher genannten heißt gleichfalls Marcus Æmilius Paullus. Er war Consul mit Serv. Fulvius Pätinus Nobilior [3]) im Jahre 499 (255 v. Chr.). Diese Zeitbestimmung ergibt sich aus den Angaben über die Niederlage, welche das römische Heer unter Regulus im Anfange dieses Jahres erlitt, und über die Gefangenschaft, in welche der Feldherr selbst mit 500 der Seinigen fiel. Zweitausend Mann nämlich hatten sich in der Verwirrung der Verfolgung fast wie durch ein Wunder nach Clupea gerettet, und sich dort so muthig und tapfer gegen die angestrengten Bemühungen der Carthaginienser vertheidigt, daß diese freiwillig von der Belagerung abzustehen sich veranlaßt fanden. Die römische Flotte, aus 300 Schiffen bestehend [4]), ward zu ihrer Hilfe unter dem Befehle beider Consuln abgesandt. Sie segelten im Frühjahr ab [5]), unterwarfen Cossura der römischen Hoheit und begegneten der ihnen entgegengesandten punischen Flotte am hermäischen Vorgebirge. Der Kampf begann, blieb aber unentschieden, bis auch die in Clupea stehende römische Escadre auslief und die Carthaginienser zu einer Theilung ihrer Streitkräfte nöthigte. Dadurch ward dieser glänzende Sieg errungen; 104 feindliche Schiffe wurden zerstört, 30, vollständig bemannt, erobert, 30,000 Mann waren umgekommen [6]). Polybius erzählt von 114 eroberten Schiffen in wahrscheinlich verdorbenen Zahlen [10]), und Diodor (XXIII. exc. 14) schweigt ganz von zerstörten Schiffen und erwähnt blos 24 genommene. Die Römer zählten 1100 Todte und nur neun zerstörte Schiffe. Nach diesem Siege landeten die Consuln bei Clupea; durch eine Schlacht, in welcher die Feinde 9000 Mann verloren haben sollen, wurden die Carthaginienser aus der ganzen Gegend vertrieben und die Einschiffung der dortigen römischen Besatzung gesichert. Mangel an Lebensmitteln verhinderte die Römer, länger in Afrika zu verweilen und ihren glänzenden Sieg auch in seinen Folgen zu benutzen. Im Anfange des Juli [11]), gegen den Aufgang des Sirius, wo überhaupt

---

4) Diese Form des Namens ist auch bei Stephanus von Byzanz. 5) Niebuhr (R. G. III. S. 319) sagt „der Consul M. Æmilius oder der Dictator C. Junius," weil Livius (X, 2, 3) beider Erzählungen gedenkt. Wenn aber in den Worten adversus hunc hostem consul Aemilius missus praelio uno fugatum compulit in naves einzelne Handschriften bald consul, bald Aemilius weglassen, so kann das nur als eine Änderung des Schreibers, dem die Vorstellung des Appellativums vor das nomen proprium, die z. B. Sigonius (ad *Liv.* XXII. 14, 13) für Livius ganz leugnete, auffallend erscheinen mochte. Aber die vorhergehende Erwähnung des Dictators macht die Hinzufügung des consul nothwendig, zu dessen genauerer Bestimmung dann der Name nicht fehlen durfte.

6) Zonaras (VIII, 14) sagt: *Ἐπὶ τοὺς ἐν Σικελίᾳ τε Λιβύῃ ὄντας Ῥωμαίους σπουδῇ τοὺς ὑπάτους ἐπεμψαν Μάρκον Αἰμιλλιον καὶ Φούλβιον Παίτινον.* 7) So *Orosius* IV, 9. Polybius (I, 36, 10) redet von 350. 8) *Polyb.* l. c.: *Τῆς ἡσυχίας ἀρχομένης.* Vergl. *Schweighäuser* ad I, 37, 4. 9) So Livius und Orosius; *Eutrop.* II, 22: CIV naves hostium demersit, XXX cum pugnatoribus cepit, XV millia hostium aut occidit aut cepit. 10) Er sagt *ναῦς ἔλαβον αὐτάνδρους ἑκατονδεκαπέσσαρας.* 11) *Polyb.* I, 37, 4: *Μεταξὺ γὰρ ἐποιοῦντο τὸν πλοῦν τῆς Λιλίωνος καὶ Κυνὸς ἐπτολῆς.*

cke gehaßt und verfolgt, doch zeigte das Unglück bei Cannä sowol seine Einsicht, als seinen Muth. Denn als er seinen Amtsgenossen durch Überredung nicht vom Kampfe abhalten konnte, nahm er wider seinen Willen Theil an der Schlacht, nicht an der Flucht, sondern blieb stehen und fiel kämpfend." — Er hatte einen Sohn und eine Tochter, Namens Ämilia, welche an den großen Scipio verheirathet war (vgl. *Polyb.* XXXII, 11).

4) Lucius Ämilius Paullus, von seinem Siege über Perseus und der Unterwerfung Macedoniens mit dem Beinamen Macedonicus geehrt. Das erste Amt, welches er nach den Überlieferungen der Geschichtschreiber unter dem Consulate des L. Quinctius Flamininus und Cn. Domitius Ahenobarbus im J. der Stadt 562 (192 v. Chr.) bekleidete, war die curulische Ädilität, zu welcher er vor zwölf andern Mitbewerbern gewählt wurde. Sein Amtsgenosse war M. Ämilius Lepidus; beide bestraften eine Menge der Pächter von öffentlichen Weideplätzen (pecuarii) und errichteten von den eingezogenen Strafgeldern vergoldete Schilde auf der Spitze des Jupitertempels, sowie sie auch durch Anlegung zweier Säulengänge an sehr geeigneten Stellen für die Bequemlichkeit der Stadtbewohner sorgten (*Liv.* XXXV, 10, 12). Bald nachher scheint er in das Collegium der Augurn aufgenommen zu sein; in welchem Amte er mit großer Strenge an den alten und hergebrachten Gebräuchen festhielt und alle Pflichten, die ihm diese priesterliche Würde auferlegte, mit ebenso großer Einsicht als emsigem Eifer erfüllte (*Plutarch.* c. 3). Für das folgende Jahr (563 d. St., 191 v. Chr.) gelangte er zur Prätur; Livius (XXXV, 24, 6) nennt ihn zuerst unter seinen Collegen. Bei der Verlosung der Provinzen fiel ihm das jenseitige Hispanien zu. Da die dort wohnenden Lusitanier und andere Völkerschaften noch immer die Römer beunruhigten, zu gleicher Zeit auch der Krieg gegen Antiochus die Anwendung großer Streitkräfte erfoderte und die tüchtigsten Feldherren in Anspruch nahm, so wurde zu schnellerer Beendigung des lusitanischen Krieges dem Ämilius nicht nur das Heer seines Vorgängers M. Fulvius überlassen, sondern auch eine außerordentliche Verstärkung desselben durch 3000 Mann zu Fuß und 300 Reiter bewilligt, die zum dritten Theile aus der Zahl der Bürger ausgehoben werden sollten (*Liv.* XXXVI, 2, 8). Im Anfange kämpfte er mit geringem Glücke; er wurde bei der Stadt Lycon[23]) im Gebiete der Vastetaner von den Lusitaniern geschlagen und verlor 6000 Mann. Mit dem Reste seiner Truppen konnte er nicht einmal das Lager vertheidigen und sah sich zu einem eiligen Rückzug in eine weniger von den Feinden gefährdete Gegend genöthigt (*Liv.* XXXVII, 46, 7. 8). Aber ehe noch sein Nachfolger P. Junius ankam, hatte er jenen Unfall gerächt; denn mit den eiligst verstärkten Truppen machte er einen so glücklichen Angriff auf die Feinde, daß 18,000 von ihnen geschlagen, 3300 gefangen genommen und ihr Lager erobert wurde (*Liv.* XXXVII, 57, 6). Livius nennt ihn bei der Erzählung dieser Begebenheit Proconsul, ebenso Orosius (IV, 20), und es darf an der Richtigkeit jenes Titels um so weniger gezweifelt werden, je deutlicher die ausdrückliche Bemerkung bei Plutarch (c. 4), daß er nicht sechs, wie andere Prätoren, sondern zwölf Fasces und darin das Ansehen eines Consuls gehabt habe[24]), denselben rechtfertigt. Der letztere Schriftsteller gedenkt der frühern Niederlage nicht, erwähnt aber zwei siegreiche Schlachten, in denen Ämilius gegen 30,000 Mann geschlagen habe, 230 Städte hätten sich freiwillig ergeben und der römischen Hoheit unterworfen, und erst, nachdem er durch einen Frieden die Ruhe der Provinz auf längere Zeit gesichert, wäre er nach Rom zurückgekehrt. Daß er für diese Waffenthat zu der Ehre des Triumphes gelangt sei[25]), beruht allein auf der wenig zuverlässigen Nachricht des Vellejus (I, 8).

Für das Jahr 182 (572 d. St.) ward er zum Consul gewählt[26]), nachdem er in den vergangenen Jahren dreimal vergeblich sich um dasselbe beworben hatte (*Valer. Max.* VII, 5, 3. *Aurel. Vict.* de vir. illustr. 56). Sein Amtsgenosse ward Cn. Bäbius Tamphilus. Bei der Verloosung der Provinzen fiel ihnen Ligurien zu. Die Bewohner jenes Landes waren kriegerisch und streitbar; bei der großen Nähe Roms hatten sie römische Kriegskunst kennen gelernt und vieles davon angenommen. Durch die Lage ihres Landes an einer weit ausgedehnten Küste begünstigt, trieben sie Seeräuberei und beunruhigten mit ihren Raubschiffen das Mittelmeer bis an die Säulen des Herkules. Erst im Anfange des Frühlings 181, also nach Ablauf des Consulatsjahres, zog Paulus gegen sie zu Felde (*Liv.* XL, 25). Als er das feindliche Gebiet betrat, erschienen Gesandte bei ihm mit dem Auftrag einen billigen Frieden zu erbitten; aber vor der völligen Unterwerfung wollte er sich auf keine Unterhandlungen einlassen und gewährte nur einen zehntägigen Waffenstillstand, während dessen er seine Truppen nicht über die benachbarten Berge zur Fouragirung zu schicken versprach.

---

h) Da der Name dieser Stadt sich sonst nirgends findet, so hielt Doujat eine Corruptel des Livianischen Textes und schlug vor, welches er für identisch mit dem bei Ptolemäus (II, 6) in Laconimurgi hielt. Beides ist unwahrscheinlich.

24) Er sagt: *Στρατηγὸς οὐκ ἐξ ἴχνων πελέκεις, ὅσους ἔχουσιν οἱ στρατηγοῦντες, ἀλλὰ προσλαβὼν ἑτέρους τοσούτους, ὥστε τῆς ἀρχῆς ὑπατικὸν γενέσθαι τὸ ἀξίωμα.* Darum ist auch das Livianische proconsul nicht in propraetor zu ändern, obgleich beide Namen in den alten Büchern oft mit einander verwechselt sind. 25) Bei Vellejus heißt es: Qui et praetor et consul triumpharverat, und man glaubte ihm Glauben beimessen zu können, weil eine alte Inschrift bei Gruter (p. CCXCVIII, 2): L. AEMILIVS L. F. PAVLLVS COS. *II.* CENS. AVGVR TRIVMPHAVIT. TER. gleichfalls dreier Triumphe gedenkt. Da aber dies in offenbarem Widerspruche mit allen andern Überlieferungen steht, so vermuthete man bei Vellejus eine Corruptel, die man entweder durch die Emendation qui et priore consulatu triumphaverat oder durch qui et proconsul tr. gehoben zu haben glaubte. Aber der Text ist nicht anzutasten und in der Fiction eine Schmeichelei des Vellejus gegen das zu seiner Zeit noch in hohem Ansehen stehende Ämilische Geschlecht zu erkennen. Vergl. *Perizon.* animadv. histor. c. VI. p. 211 — 219 ed. Harl. und dessen Abh. de aere gravi p. 132. 156 u. 229. 26) Die Zeitbestimmung ergibt sich aus *Livius* XXXIX, 56, 4 cum M. Aemilio Lepido hic aedilis curulis fuerat: a quo consule quintus annus erat, cum is ipse Lepidus post duas repulsas consul factus esset; außerdem *Nepos* Hannib. c. 13. Obsequens c. 60.

Durch diese günstige Bedingung waren die Feinde vor jeder Beobachtung sicher gestellt, und sie benutzten die Zeit, um ein großes Heer zusammenzubringen. Mit demselben führten sie nach Ablauf jener Zeit ganz unerwartet einen so schlau ersonnenen und kräftigen Angriff auf das römische Lager aus, daß Paullus nicht einmal Gelegenheit erhielt seine Truppen zum Kampfe aufzustellen und sich auf die Vertheidigung seines Lagers beschränken mußte. In solcher Bedrängniß foderte er von seinem in der Nähe befindlichen Collegen Truppenverstärkung und beschloß, bis diese angekommen wäre und eine günstigere Gelegenheit sich dargeboten hätte, sein Heer im Lager zu halten. Aber die Unterstützung blieb zu lange aus; er glaubte daher selbst für sich eine Schlacht versuchen zu müssen und ordnete die Truppen so, daß aus allen vier Thoren des Lagers zugleich der Angriff geschehen konnte [27]). Das treulose Verfahren der Feinde hatte den Zorn der Soldaten erregt; kaum bedurfte es von Seiten des Feldherrn einer Ermunterung zu muthigem Kampf. Zwar standen nur 8000 Mann unter seinem Befehle, und die Zahl der Feinde belief sich auf 40,000 (*Plut.* c. 6), allein sie waren durch das bisher von dem römischen Consul beobachtete Zaudern sorglos gemacht und hatten, keinen Angriff erwartend, auch an dem zur Schlacht bestimmten Tage wie bisher ohne Ordnung ihr Lager verlassen. Um so größer war die Überraschung und um so allgemeiner der Schrecken, als die Römer plötzlich aus allen Thoren ihres Lagers hervorbrachen. Dadurch ward ihnen der Kampf leicht; in großer Verwirrung flohen die Feinde, über 15,000 fielen, 2500 wurden gefangen genommen und das feindliche Lager von der nachsetzenden Reiterei genommen. Die Ligurier mußten sich ergeben, alle Seeräuber ausliefern und die Raubschiffe den Händen der Römer überliefern. Die bei ihnen vorgefundenen Gefangenen wurden freigelassen. Große Freude war in Rom, es wurde ein allgemeines Dankfest angeordnet und dem Paullus ein Triumph gewährt, den viele angesehene Ligurier als Gefangene schmückten. Von der Beute erhielt jeder Soldat 300 Sesterzien [28]). Vergl. *Liv.* XL, 25—28 u. 34. Mit dem unterworfenen Volke schlossen die Römer ein Bündniß, weil sie durch dasselbe einen kräftigen Schutz gegen die Einfälle der Gallier zu erhalten hofften. Das Vertrauen, welches sich Paullus als Prorátor in Spanien erworben hatte, veranlaßte einige Jahre später seine Wahl zum Schutzherrn von Hispania ulterior zugleich mit Sulpicius Gallus (*Liv.* XLIII, 2, 6 u. 7) [29]). Bei den fernern Bewerbungen um das Consulat war er weniger glücklich; er wurde mehre Male übergangen und zurückgewiesen, und beschloß daher, sich während der übrigen Zeit seines Lebens von Staatsgeschäften fern zu halten und sich ganz der Erziehung seiner Kinder zu widmen (*Plut.* c. 6). Die Rücksicht auf das Wohl des Vaterlandes ließ ihn nach geraumer Zeit jenen Plan ändern; seine Bürger beriefen ihn in bedrängter Lage noch einmal zur obersten Leitung der Geschäfte. Der König von Macedonien nämlich, Perseus, hatte, obschon selbst zaghaft und feig, doch im Vertrauen auf seine Macht und seinen Reichthum Krieg gegen Rom begonnen. Er wußte mehre Völker für sich zu gewinnen und siegte über mehre römische Consuln. Solche Niederlagen empfand man in Rom um so schmerzlicher, je glänzendere Siege kurz vorher gegen Antiochus in Syrien und gegen Philippus in Macedonien waren erfochten worden und je erbärmlicher ihnen grade dieser Gegner erscheinen mußte. Daher war man bei der Wahl der Consuln für das Jahr 168 (586 d. St.) vorsichtig und bedächtig; nicht auf die Volksgunst noch auf die schmeichelnden Reden der sich bewerbenden Candidaten wollte man achten, sondern einen klugen und erfahrenen Mann wählen, der zur Führung des macedonischen Krieges geeignet wäre. Die allgemeine Stimme des Volkes bezeichnete als solchen den Paullus, aber er lehnte die ihm zugedachte Ehre ab, denn er bedürfe derselben nicht mehr. Nur den dringenden Bitten seiner Angehörigen und Freunde gelang es endlich ihn zu bewegen, unter den Bewerbern um das Consulat aufzutreten und sich seinem Vaterlande in dringender Gefahr nicht zu entziehen (*Plut.* c. 10).

Schon war er 60 [30]) Jahre alt und vierzehn Jahre waren seit seinem ersten Consulate verflossen, aber noch war seine Kraft ungeschwächt und in seine kluge Besonnenheit und reiche Kriegserfahrung setzten alle Bürger die sichere Hoffnung des Sieges. Daher ward er mit Cajus Licinius Crassus zum Consul erwählt [31]). Plutarch erzählt, die Führung des macedonischen Krieges sei ihm ohne vorhergegangene Verloosung übertragen worden; Livius (XLIV, 27, 7), die Erwartung des Volkes sei so gespannt gewesen, daß man die Designirten alsbald über die Vertheilung der Provinzen habe loosen lassen, um die Vorbereitungen zu dem bevorstehenden Feldzuge desto eifriger treffen zu können. Denn Paullus erhielt, wie allgemein gewünscht war, die Führung des Krieges gegen Perseus und traf mit großer Umsicht seine Einrichtungen. Zunächst trug er im Senate darauf an, daß eine besondere Commission nach Macedonien geschickt würde, um die Bedürfnisse des Heeres und der Flotte, die Stellungen der Truppen, die Macht des Gegners zu untersuchen und zugleich über die Zuverlässigkeit der Bundesgenossen und die Größe der von ihnen zu erwartenden Hilfe Bericht zu erstatten; den müsse man abwarten, ehe nähere Beschlüsse gefaßt werden könnten (*Liv.* XLIV, 18). Als er nun an den Idus des März (ibid. 19) sein Amt antrat, ließ er in seiner Botschaft an den Senat die macedonischen Ver-

27) Die ganze Anordnung wird sehr genau von Livius (XL, 27) beschrieben; dahin gehört auch Frontin (Strateg. III, 17, 2); die Anekdote bei demselben (I, 2, 7) macht größere Schwierigkeit. 28) Man hat diese Summe zu gering gefunden und daher an der Richtigkeit der Zahlen gezweifelt; aber die Frugalität jener Zeiten und die Analogie nicht bedeutenderer Geschenke schützt dieselben gegen jede Änderung. Vergl. *Drakenborch* ad *Liv.* XL, 34, 8. 29) Bei Livius stand vor Gruter L. Aemilium M. F. Paullum, wonach der unter Nr. 3 von mir besprochene zu verstehen sein würde; aber die chronologischen Verhältnisse nöthigen dessen Sohn, unsern Lucius, anzunehmen. Das hatte schon Pighius erkannt.

30) *Liv.* XLIV, 41. *Diod.* Fragm. T. IX. p. 419. *Plut.* c. 10. 31) *Liv.* XLIV, 17. *Plut.* c. 10. *Sulpic. Sever.* II, 27. *Zonar.* IX, p. 457. C. *Valer. Max.* I, 5, 3.

hältnisse ganz unberührt, versprach aber die laufenden Geschäfte und die festlichen Opfer zu beschleunigen. Erst nach der Rückkehr jener Commission stellte er seine Anträge, die der Senat genehmigte. Die Anzahl der Truppen wurde bedeutend vermehrt und bei der Wahl der Befehlshaber wurden hauptsächlich diejenigen zugelassen, welche bereits Ehrenstellen bekleidet hatten. Paullus ermahnte das versammelte Volk, ihm entweder unbedingtes Vertrauen zu schenken und sich dann aller Einmischung in die Angelegenheiten des Krieges, alles Rathens und Redens zu enthalten, oder die übertragene, von ihm gar nicht gewünschte, Würde ihm abzunehmen und einen andern Feldherrn an seiner Stelle zu senden (*Polyb.* XXIX, fr. 1. a. *Liv.* XLIV, 22. *Plut.* c. 11). Das war aber nöthig zu erinnern, weil jeder Bürger sich berufen glaubte zu urtheilen und zu richten und solche unverständige Urtheile schon viel Unheil über den Staat gebracht hatten. Die Rede verfehlte ihren Eindruck nicht und vermehrte nur das gute Zutrauen der Bürger. Selbst an einer guten Vorbedeutung fehlte es nicht. Denn als er am Abend dieses Tages nach Hause zurückkehrte, fand er sein jüngstes Töchterchen, Tertia, weinend und klagend; und da er sie umarmend nach der Veranlassung ihres Kummers fragte, antwortete sie: Vater, weißt du nicht, daß Perseus gestorben ist? Sie meinte aber ein junges Hündchen dieses Namens. Hierauf soll Ämilius gesagt haben: Ich nehme diese Vorbedeutung an [32]). Unter sehr zahlreicher Begleitung verließ Paullus mit dem Prätor Cn. Octavius die Stadt, um sich zum Heere zu begeben [33]).

Das Glück begünstigte seine Reise; er gelangte bei günstigem Winde in einem Tage von Brundisium aus über das ionische Meer nach Korcyra, war darauf nach fünf Tagen in Delphi, wo er dem Apollo ein feierliches Opfer darbrachte und kam in abermals fünf Tagen bei dem römischen Heere an (*Plut.* c. 12 u. 36). Perseus hatte mit 40,000 Mann zu Fuß und 4000 Reitern ein Lager an dem Fuße des Berges Olympus bezogen, welches theils durch die Beschaffenheit des Terrains, theils durch Befestigungswerke so gesichert war, daß er in demselben längere Zeit ausdauern und so durch Hinhalten den Ämilius aufreiben zu können vermeinte. Im römischen Lager dagegen hatten die frühern Unfälle Entmuthigung herbeigeführt; außerdem waren viele über den Verzug unwillig und trauten sich größere Einsicht zur Leitung der Kriegsgeschäfte zu als selbst dem Feldherrn. Darum mußte Paullus wie früher die Bürger in der Stadt so jetzt die Soldaten mit strafenden Worten an ihre Pflicht erinnern, weil, wenn jeder reden wollte, unmöglich etwas Gutes gethan werden könnte (*Liv.* XLIV, 34. *Plut.* c. 13). Er traf zweckmäßige Anstalten für bessere Ordnung und größere Sicherheit [34]); um dem Wassermangel abzuhelfen, ließ er Brunnen am Fuße des Olympus graben und hatte die Freude eine reiche Fülle des gesundesten Wassers zu finden (*Liv.* XLIV, 33. *Plut.* c. 14). Durch solche Einrichtungen gewann er bald das unbedingte Vertrauen der Soldaten, denen damit auch die Lust, ihre Kräfte mit dem Feinde zu messen, wuchs. Aber Paullus zögerte noch immer mit dem Angriffe und hielt die Truppen ruhig im Lager dem Feinde gegenüber. Er wollte zuvor die nach Perrhäbien führenden Pässe besetzen und dem Feinde in den Rücken fallen, in welcher Absicht Scipio Nasica und des Feldherrn eigner Sohn Q. Fabius Maximus mit 8000 Mann aufbrachen [35]). Unter dem Vorwande sich nach Heracleum zu begeben und sich auf der dorthin beorderten Flotte einzuschiffen, um die macedonischen Küsten zu beunruhigen und so den König zu einer Theilung seiner Streitmacht zu nöthigen, brach Nasica auf; ein leichtes Vorpostengefecht sollte den Zug maskiren und die Aufmerksamkeit der Feinde abwenden. Sobald er in Heracleum angekommen war, eröffnete er den übrigen Befehlshabern die wahre Absicht seiner Expedition und führte seine Truppen wieder landeinwärts nach Pythium zu. Dort blieb er während der Nacht und gönnte den Soldaten Zeit zur Ruhe und Erholung. Inzwischen war Perseus durch einen kretischen Überläufer von dem Unternehmen unterrichtet und schickte Milo mit 2000 Macedoniern und 10,000 von den Miethstruppen ab, damit sie sich der Höhen bemächtigen sollten. Nach dem Berichte des Polybius wurden diese von den Römern im Schlafe überfallen; nach des Nasica eigner Erzählung [36]) ist es auf den Bergen zu einem hitzigen Kampfe gekommen, in welchem die überwiegende Tapferkeit der Römer die Feinde zum Weichen brachte und in die Flucht schlug. Nach diesem Verluste dachte auch Perseus selbst an Rückzug: zwei Wege standen ihm offen, entweder mit dem Heere vor Pydna sich zu setzen und eine Schlacht zu wagen oder den Krieg in sein eignes Land zu ziehen. Letzteres schien ihm zu gefährlich und langwierig, und da auch Freunde und Rathgeber zu ersterem ermunterten und durch die glänzenden Versicherungen von der Tapferkeit der Truppen seinen Muth erhöhten, so ließ er bei Pydna ein Lager aufschlagen. Paullus hatte sich inzwischen wieder mit Nasica vereinigt und rückte mit dem gesammten Heere gegen die Macedonier vor. Da aber diese ein sehr günstiges Terrain ausgesucht hatten und die zunehmende Hitze des vorrückenden Tages (es war bereits gegen Mittag) die von dem Marsche ohnehin ermüdeten Krieger noch mehr zu ermatten schien, so ver-

32) Diese Anekdote erzählt *Cic.* de divinat. I, 46, 103. cl. II, 40, 83; aus ihm *Plut.* Aem. c. 10 u. Apophthegm. regum et ducum p. 197 F. = p. 785 ed. *Wyttenb.* *Valer. Max.* I, 5, 3. *Nicephor. Gregoras* in Synes. de insomn. p. 589. *Joannes Sarisber.* Policr. I, 13. p. 45, der jedoch den Perseus in einen König der Perser verwandelt hat. 33) *Liv.* XLIV, 22: Traditum est memoriae, maiore quam solita frequentia prosequentium consulem celebratum. *Fast.* Verrian. p. 77: Kal. April. L. Aemilio Paullo II. C. Licinio Crasso cos. Paullus cos. et Cn. Octavius praetor paludati egressi sunt urbe in provinciam Macedoniam profecti ingenti atque inusitata frequentia prosequente. *Cic.* Epist. ad Attic. IV, 13, 2.

34) Dahin gehören die Anordnungen in Betreff der Befehle und in Betreff der Wachtposten, wovon Livius (XLIV, 3, 7—11) redet. 35) Plutarch (c. 15) erzählt, Nasica habe 3000 Mann von den italischen Hilfsvölkern, 5000 vom linken Flügel, 120 Reiter und 200 Thraker und Kretenser geführt. 36) Plutarch (c. 16) ist hier der einzige Gewährsmann, da die Stelle, wo Livius diese Vorfälle erzählen mußte, verloren gegangen ist.

weigerte Paullus ungeachtet des Drängens der kampfbegierigen Soldaten und trotz der Erinnerungen des Nasica das Zeichen zum Angriff und ließ ein Lager aufschlagen. Durch ein kluges Manoeuvre konnte er dieses vollenden und die Truppen aus der Schlachtordnung allmälig zurückziehen. Bei einbrechender Nacht, als die Soldaten sich zur Ruhe begeben wollten, trat eine Mondfinsterniß ein, der die Römer, im voraus durch Sulpicius Gallus [37]) auf die Erscheinung und ihre Veranlassung aufmerksam gemacht, ohne Besorgniß zusahen, während man im macedonischen Lager dieselbe mit Furcht und Zittern betrachtete und eine Vorbedeutung für den Untergang des Königs darin zu erkennen glaubte (*Suidas* v. *πολλὰ ζενά*). Mit Anbruch des Tages brachte Ämilius ein feierliches Opfer dar, wartete aber mit dem Anfange der Schlacht, bis sich die Sonne gegen Westen neigte, damit ihr Schein nicht den gegen Morgen aufgestellten Römern ins Gesicht fallen und ihnen bei der Schlacht selbst hinderlich sein sollte (*Plut.* c. 17). Ein Scharmützel ging der eigentlichen Schlacht voran. Reibungen zwischen Thraciern und Römern, veranlaßt durch die erstern, machten den Anfang und bald rückte die übrige Heeresmacht nach. Fest und unerschütterlich stand besonders die macedonische Phalanx, gegen die alle Angriffe der Römer nichts auszurichten vermochten. Umsonst warf Salvius [38]), der Anführer der Peligner, das Feldzeichen mitten in die Phalanx, um zur Wiedererlangung desselben kühneres Vordringen seines Volkes herbeizuführen; gegen die ausgestreckten Spieße war nicht anzukommen und die Kraft der damit gemachten Stöße so groß, daß sogar Schilde und Harnische der Römer durchbrochen wurden. Da verlor Ämilius die Hoffnung des Sieges (*Suidas* v. *φάλαγξ* u. *ἀνθωμολογεῖτο*); da aber die Beschaffenheit des Terrains und die große Ausdehnung der Phalanx nicht immerfort gleich festes Schließen der Reihen gestattete, so theilte er sein Heer in kleinere Haufen, welchen er in die Lücken und Öffnungen einzubrechen und an verschiedenen Stellen zugleich zu kämpfen befahl. Durch solche Flankenangriffe wurde die Phalanx bald getrennt; mit ihren kurzen Dolchen konnten die Macedonier in dem Einzelgefecht nicht viel ausrichten, und daher kam es, daß der Sieg sich schnell auf die Seite der Römer neigte. Von den Macedoniern sind nach Livius (XLIV, 42) 20,000 erschlagen, 11,000 gefangen genommen; nach Plutarch (c. 21) überhaupt 25,000 Feinde getödtet; der Verlust der Römer belief sich auf 100, oder, wie Nasica berichtete, gar nur auf 80 Mann, meist Peligner, welche bei dem rasenden Angriff auf die Phalanx gefallen waren; viel größer war die Zahl der Verwundeten. Den noch übrigen Theil des Tages setzten die Römer den fliehenden Feinden nach und machten eine große Zahl von Gefangenen, die noch größer gewesen sein würde, wenn nicht der Kampf so spät begonnen hätte. Dieser 22. Juni [39]) vernichtete das macedonische Reich. Der feige König floh mit der Reiterei, welche nur wenig gelitten hatte, nach Pella; aber die Furcht vor der Verrätherei seiner eignen Unterthanen nöthigte ihn die Residenz zu verlassen, um den Fluß Apius zu erreichen, von dem er hoffte, daß er die Römer von weiterer Verfolgung abhalten würde. Aber auch hier wagte er sich nicht zu setzen, und so kam er drei Tage nach der unglücklichen Schlacht nach Amphipolis, von wo aus er vergeblich Vorschläge zum Frieden machte. Mit dem kleinen Reste treu gebliebener Begleiter floh er nach Samothrace und beabsichtigte von dort nach Kreta überzuschiffen. Aber hier mußte er sich dem Octavius ergeben. Paullus hatte gleich nach der Schlacht zur Sicherung der Ruhe Befehlshaber in die Städte Beröa, Thessalonike, Pella und andere, welche sich ergeben hatten, geschickt; er selbst war den Tag nach der Schlacht mit dem ganzen Heere nach Pella aufgebrochen, wo er sich mehre Tage aufhielt. Von da zog er, als er die Nachricht von der Flucht des Perseus nach Samothrace erhielt, nach Amphipolis. Dort empfing er den gefangenen König, der sich demüthig bittend vor ihm zur Erde warf, aber gütig aufgenommen und mit aller seinem frühern Range und dem jetzigen Unglück gebührenden Hochachtung [40]) behandelt wurde. Zu genauerer Beaufsichtigung wurde er dem Älius Tubero, dem Schwiegersohne des Consul, übergeben (*Liv.* XLV, 7. 8. *Plutarch.* c. 26. 27). Das Heer wurde nach Beendigung der Feindseligkeiten in die einzelnen macedonischen Städte in Winterquartiere gelegt.

Den Herbst benutzte Paullus zu einer Reise durch Griechenland, dessen vielgerühmte Merkwürdigkeiten kennen zu lernen er lebhaftes Verlangen trug. Er besuchte auf dieser Tour zuerst das Apollinische Orakel zu Delphi, wo er im Tempel auf einer Säule statt des Bildnisses des Perseus sein eigenes aufstellen ließ (*Polyb.* XXX. fragm. 15. *Liv.* XLV, 27, 7. *Plutarch.* c. 28), dann den Tempel des Zeus Trophonios in Lebadea, Chalcis mit dem Euripus, Aulis, Oropus, Athen, Korinth, dessen glückliche Lage er bewunderte (*Suidas* v. *εὐκαιρία*), Sicyon, Argos, Epidauros (*Suidas* v. *μετέωρος*), Lacedämon, Megalopolis und Olympia, wo die Statue des Zeus von Phidias auch ihm gerechte Bewunderung einflößte (*Suidas* v. *Φειδίας* u. *βάρος*) und er dem Gotte ein

37) *Cic.* de rep. I, 15, 23. *Val. Max.* VIII, 11, 1. 38) So erzählt Frontin (Strateg. II, 8, 4), bei Plutarch (c. 20) stand bisher *Σάλιος*, aber mit Recht bemerkt der neueste Herausgeber C. Sintenis vix dubito quin scribendum sit *Σάλουιος*. 39) Da nach astronomischen Berechnungen die vorher erwähnte Mondfinsterniß auf den 21. Juni fällt (s. *Dodwell.* append. ad praelect. *Cambden.* p. 752 und dissert. 10. de cyclo. §. 18), so ergibt sich dieses Datum für die Schlacht, das auch mit den eigenen Zeitangaben des Paullus übereinstimmt. Nun aber setzt Livius (XLIV, 37, 8) in den Worten nocte, quam pridie Nonas Septembres insecuta est dies die Schlacht auf pridie Non. Septembr. und Eutrop (IV, 7) auf III. Non. Septembris, wo Dodwell Nonas Sextiles ändern wollte, Drakenborch aber die Integrität des Livianischen Textes durch die Beziehung auf Eutrop schützte. Offenbar ist es ein Irrthum der Schriftsteller, die das Datum der Gefangennahme des Perseus mit dem Schlachttage verwechselt haben.

40) *Dio Cass.* Fragm. Peiresc. 75: *Ὅτι ὁ Περσεὺς ὑπολοιτὴς εὑρέθη καὶ αὐτὸν ἐς τὴν Ἀμφίπολιν ἀχθέντα ὁ Παῦλος οὐδὲν οὔτε ἔργῳ οὔτε λόγῳ δεινὸν ἔδρασεν· ἀλλὰ καὶ προσιόντα οἱ ὑπανιστὰς τά τε ἄλλα ἐδεξιώσατο καὶ ὁμόσιτον ἐποιήσατο ἔν τε φυλακῇ ἀδέσμιον καὶ ἐν θεραπείᾳ πολλῇ ἦγε.* *Flor.* II, 12, 11. *Valer. Max.* V, 1, 8. *Aurel. Victor.* de vir. ill. c. 56.

Opfer brachte. Nirgends ließ er sich von der Pracht und dem Kunstwerthe der Weihgeschenke hinreißen, dieselben sich anzueignen, und allgemein rühmten die Hellenen, daß er nicht nur nichts genommen, sondern noch δῶρα καὶ τιμὴν αὐτοῖς καὶ σεμνότητα πολλὴν hinzugefügt habe (*Dio* fragm. Peiresc. 123). Bei seiner Rückkehr nach Amphipolis erwarteten ihn Abgesandte des Senats, mit denen er die politischen Angelegenheiten Macedoniens ordnete, gegen die Unterworfenen große Milde und Sanftmuth zeigte, zur Schwächung ihrer Macht aber und zur Sicherung der römischen Eroberung eine Theilung des Reiches in vier Provinzen vorzunehmen rieth. Nachdem so Alles, selbst zur Zufriedenheit des eroberten Landes, geordnet war, brach Paullus von Amphipolis auf, kam in fünf Tagen nach Pella und sandte von Speläum aus den Nasica nebst seinem Sohne zur Unterwerfung der Illyrier, welche den König Perseus bei seinen Unternehmungen gegen Rom unterstützt hatten. Er selbst zog nach Epirus in funfzehn Tagmärschen, um sich des Auftrags zu entledigen, welcher, in Betreff der Städte dieses Landes, welche gleichfalls die Waffen gegen Rom ergriffen hatten, vom Senate ihm ertheilt war. Aus jeder Stadt ließ er die zehn vornehmsten Bürger zu sich berufen; Truppen wurden nach den einzelnen Ortschaften gesandt und ihnen befohlen, an einem und demselben Tage, zu gleicher Stunde, eine allgemeine Plünderung des Landes zu veranstalten; 150,000 Menschen wurden zu Sklaven gemacht, fast 70 Städte geplündert und ihre Mauern zerstört. Die gemachte Beute fiel den Soldaten zu, von denen jeder Reiter 400, jeder Fußsoldat 200 Denare bekam [41]). Paullus schiffte sich darauf mit der nach Illyrien abgesandten Heerabtheilung in Oricum ein; die gemachten Gefangenen waren vorausgeschickt und kamen einige Tage früher als der Consul nach Rom. Als dieser an dem Tiberis ankam, hielt er auf einem sechsruderigen, mit Waffen und purpurnen Teppichen reich geschmückten Schiffe, das dem Perseus abgenommen war, seinen Einzug; eine große Menge Volks war ihm entgegengegangen und begleitete an beiden Ufern des Stromes den Zug (*Cicer.* de Fin. V, 24. 70). Dem Cn. Octavius, dem Anicius und Paullus ward von dem Senate ein Triumph zuerkannt; gegen die beiden ersteren sprach Niemand, aber gegen den letzteren waren die Soldaten aufgebracht, weil sie in strenger Mannszucht gehalten waren und auch einen zu geringen Antheil an der Beute erhalten zu haben glaubten.

Die feindselige Stimmung der Truppen nährte Serv. Sulpicius Galba, der auch in dem macedonischen Heere als Kriegstribun gedient hatte und er wagte sogar öffentlich auszusprechen, daß man dem Paullus nicht nur die Ehre des Triumphs verweigern, sondern ihn noch vor Gericht ziehen müsse. Die Sache kam zur Abstimmung in den Comitien und gleich die erste Tribus stimmte gegen Paullus. Da drängten sich Senatoren und andere, ergrimmt über so schreiendes Unrecht, durch die Menge und verhinderten das weitere Stimmensammeln. Marcus Servilius, der wegen seiner Tapferkeit in hohem Ansehen stand, zeigte das Abscheuliche in dem Verfahren des Galba und wußte in gewandter Rede die Gemüther Aller so zu lenken, daß alle Tribus einstimmig den Triumph gewährten. Er fiel in den November und dauerte drei Tage [42]). Alle Bewohner waren festlich geschmückt, die Tempel geöffnet, die Straßen freigelassen für den Zug. Am ersten Tage sah man Bilder und Statuen, welche erbeutet waren, auf 260 Wagen durch die Stadt fahren. Den andern Tag kamen die glänzend schimmernden und zierlich aufgeputzten Waffen an die Reihe, welche ein fürchterliches Getöse verursachten; ihnen folgten 3000 Männer, welche das gemünzte Silber in 750 Gefäßen trugen, deren jedes von vier Männern getragen wurde und drei Talente in sich faßte. Den Beschluß machten die kostbaren Geräthschaften von Silber. Am dritten Tage durchzogen die Trompeter unter kriegerischer Musik die Straßen, nach ihnen kamen 120 reich geschmückte Opferthiere mit dem zu dem Opfer nöthigen Personal; dann kam das gemünzte Gold in 77 Gefäßen, jedes mit drei Talenten, und die kostbaren goldenen Geräthe; dann die gefangenen Kinder des Königs (es waren zwei Knaben und ein Mädchen) mit ihrem Gefolge, Allen ein bejammernswerther Anblick, darauf Perseus [43]) selbst mit seinen Freunden und Vertrauten. Hinter diesen wurden die 400 goldenen Kronen getragen, welche dem Paullus als Preis seines Sieges von verschiedenen Städten waren zugeschickt worden. Endlich kam der Triumphator selbst, auf einem prächtigen Siegeswagen, einen Lorbeerzweig in der Hand tragend, hinter ihm seine Söhne, welche an dem Kampfe Theil genommen hatten und das ganze Heer, gleichfalls mit Lorbeerzweigen. Jeder Fußsoldat bekam 100, jeder Centurio 200, jeder Reiter 300 Denare. Die ganze Beute dieses Feldzugs wird auf 6000 Talente berechnet (*Polyb.* XVIII, 18, 4); nichts davon nahm Paullus für sich in Anspruch, sondern er überwies alles dem Staatsschatz, der davon so angefüllt ward, daß 125 Jahre lang, bis zu dem Consulate des Hirtius und Pansa, die Bürger von allen Abgaben frei sein konnten [44]). In solcher

41) So erzählt Livius (XLV, 34, 5), anders Plutarch (c. 29), nach dem auf jeden Soldaten nur eilf Drachmen gekommen sein sollen. Ob die Zahlen verdorben sind, muß ungewiß bleiben, indessen stimmen beide Schriftsteller sonst in den Angaben der Zahlen überein. Auch Strabon (VII. p. 322) sagt: Τῶν δ' οὖν Ἠπειρωτῶν ἑβδομήκοντα πόλεις Πολύβιος φησὶν ἀνατρέψαι Παῦλον τὸν Αἰμίλιον μετὰ τὴν Μακεδόνων καὶ Περσέως κατάλυσιν (Μολοττῶν δ' ὑπάρξαι τὰς πλείστας), πέντε δὲ καὶ δέκα μυριάδας ἀνθρώπων ἐξανδραποδίσασθαι. Vergl. *Reimar.* ad *Dion.* Cass. p. 32. 69.

42) In den Fasten heißt es: L. Aimilius L. f. M. n. Paullus II. pro Cos. an. DXXC. ex Macedonia et Rege Perse per triduum IIII. III. pridie K. Decem. Auf denselben gehen Münzen bei *Vaillant* p. 50. *Eckhel* p. 180. 43) Er hatte dringend gewünscht diese Schmach von sich abgewendet zu sehen, aber die deßfallsige Andeutung des Paullus entweder gar nicht verstanden, oder aus zu großer Lust zum Leben nicht verstehen wollen. Vgl. *Cic.* Tusc. disp. V, 40. 118. Orat. in Catil. IV. c. 10. §. 21. 44) Vergl. *Cic.* de Offic. *II.* 22, 76. *Valer. Max.* IV, 3, 8. Die ornamenta villarum, quibus L. Paulum et L. Mummium, qui rebus his urbem Italiamque omnem referserunt etc. im Orator. c. 70, 232 lassen sich nicht genauer bestimmen und scheinen rhetorischer Schmuck zu sein.

Freude und Ehre erfuhr Paullus die Wandelbarkeit des menschlichen Glücks, denn fünf Tage vor dem Triumphe starb ihm ein vierzehnjähriger, drei Tage nach demselben sein jüngster zwölfjähriger Sohn. Er ertrug diesen schweren Unfall mit bewunderungswürdiger Geduld, noch die Huld der Götter preisend, daß sie nach so großem Glück das Unglück über ihn selbst, nicht über den Staat verhängt hätten [45]). Um so höher stieg auch dadurch die Bewunderung seiner Mitbürger; sie bewilligten ihm die Tragung des triumphalischen Schmuckes bei allen circensischen Spielen (*Aurel. Vict.* de vir. ill. c. 56) und legten ihre Hochachtung auch dadurch an den Tag, daß sie ihm mit Q. Marcius Philippus im J. 164 (590 der Stadt) die Censur übertrugen. Die von beiden vorgenommene Schätzung ergab 337,452 Bürger [46]). Aber noch während dieses Amtes verfiel Paullus in eine schwere Krankheit; er zog sich nach Velia zurück, um auf einem stillen am Meere gelegenen Landhause der Ruhe zu pflegen und die erschütterte Gesundheit wieder herzustellen. Das Verlangen des Volkes nach ihm, und das Gefühl wiedergewonnener Kraft, ließ ihn nach Rom zurückkehren, an den Opferhandlungen thätigen Antheil nehmen und selbst ein feierliches Opfer für seine eigene Genesung veranstalten. Als es vollendet war, ging er nach Hause zurück, legte sich zur Ruhe, verlor aber dabei seine Sinne und gab drei Tage nachher, im J. 160 v. Chr., im 68. Jahre seines Lebens, seinen Geist auf. Er wurde mit großem Gepränge bestattet; die von ihm unterworfenen Völker ehrten den Sieger im Tode noch durch das freiwillige Anerbieten, den Leichnam zu tragen (*Valer. Max.* II, 10, 3); eine große Menge Volks begleitete den Zug und pries den Wohlthäter und Erhalter des Vaterlandes. Bei den Leichenspielen, welche die beiden ältesten Söhne veranstalteten, wurden die Adelphi des Terenz aufgeführt [47]).

Paullus hatte sich zuerst mit Papiria, einer Tochter des Consular C. Papirius Maso, vermählt und mit ihr zwei Söhne gezeugt; aus unbekannten Gründen, über die er selbst gegen Freunde sich nicht aussprach, ließ er sich von ihr scheiden und die beiden Söhne durch Adoption in die alten und berühmten Geschlechter der Fabier und Scipionen übergehen [48]). Es sind dies Q. Fabius Ämilianus und P. Cornelius Scipio Ämilianus, der auch nach der Ehescheidung an seiner Mutter mit kindlicher Liebe hing (*Polyb.* XXXII, 12). Von zwei Töchtern war die eine an den Sohn des Cato (*Cicer.* Cat. maj. 6. 16), die andere an den edlen Q. Älius Tubero verheirathet, die mit edlem und festem Sinne die Armuth ihres Gemahls theilte. Paullus hatte noch einmal geheirathet, doch wird der Name dieser zweiten Gemahlin nirgends erwähnt. Von ihr sind wol die beiden Knaben geboren, deren früher Tod bereits erwähnt ist; von ihr vielleicht auch die dritte Tochter, auf welche die vielfach erwähnte Anekdote (vgl. Anmerk. 32) schließen läßt. An seinen Kindern hing Paullus mit zärtlicher Liebe [49]); das zeigt die Traurigkeit, welche ihn sogar nach dem glänzenden Siege bei Pydna niederbeugte, als er befürchtete, den jüngsten Sohn, von dem er sich schöne Hoffnungen machte, in der Schlacht verloren zu haben (*Plutarch.* c. 22), das noch mehr die Sorgfalt, welche er auf ihre Erziehung verwendete. Er ließ sie, erzählt Plutarch (c. 6), nicht nur in den römischen Wissenschaften, worin er selbst war unterrichtet worden, sondern auch in der griechischen Literatur unterweisen. Nicht blos Grammatiker, Sophisten und Rhetoren, sondern auch bildende Künstler und Maler, sogar Lehrer für besondere Fertigkeiten, wie die Reitkunst und Jagd, ließ er aus Griechenland kommen und wohnte, sobald nicht die öffentlichen Geschäfte ihn verhinderten, dem Unterrichte selbst bei. Aber trotz dieser Liebe ertrug er doch den bittern Verlust der beiden jüngsten Söhne mit großer Standhaftigkeit, weil er sich gewöhnt hatte (*Plutarch.* c. 36), seinen Muth auch gegen die Angriffe des Glücks zu gebrauchen und weil er als echter Römer das Wohl des Vaterlandes höher stellte als sein eigenes Interesse. Als Staatsmann gehörte er zu der patricischen Partei; daher hielt er sich fern von aller Gunstbuhlerei und Schmeichelei durch populäre Gesetzesvorschläge, daher verschmähte er sogar die gewöhnlichen Kunstgriffe der Candidaten bei der Bewerbung um Ehrenstellen, jenes freundschaftliche Verkehren, Grüßen und Umarmen, daher vernachlässigte er die Beredsamkeit [50]), weil er nur durch Treue, Tapferkeit und Gerechtigkeit die Ansprüche auf Ämter sich erwerben wollte. Daß er zu reden verstand, beweist die Rede, welche er wenige Tage nach dem macedonischen Triumphe hielt [51]). Treu blieb er den Versprechungen, die er einmal gegeben hatte, selbst gegen die Feinde, davon hat Macedonien die glänzendsten Beweise empfangen; treu den Sitten und Einrichtungen der Vorfahren bei den Augurien, in der Verehrung der Götter, in den Einrichtungen der Truppen und Lager, und die Strenge, mit welcher er die Aufrechthaltung der alten Kriegszucht möglich machte (*Val. Max.* II, 7, 14), veranlaßte zum Theil jenen Unwillen der Soldaten, durch welchen dem großen Feldherrn beinahe die Ehre des Triumphes entzogen worden wäre. Im Kriege

45) Vergl. *Cic.* Tusc. disp. III, 28, 70. Cato mai. 19, 68. Lael. 2. 9. Fragm. p. 490. *Vellej. Pat.* I, 9. *Seneca* ad *Marc.* 13. *Valer. Max.* V, 10, 2. *Ampel.* 18. 46) So Plutarch (c. 38), anders Livius (Epit. libri XLVI.): Lustrum a censoribus conditum est. Censa sunt civium capita trecenta viginti septem millia viginti duo, wozu Drakenborch ausdrücklich bemerkt: scripti nostri nihil mutant. Die Censur beider erwähnen auch *Plin.* H. N. VII, 60. XXVI, 1. *Valer. Max.* VII, 5, 3. 47) Die alte Didaskalie sagt: Acta ludis funebribus Aemilii Paulli quos fecere Q. Fabius Maximus, P. Cornelius Africanus. Vgl. auch *Polyb.* XXXII, 11—14. 48) Vergl. meinen Art. Papiria gens, S. Sect. 11. Bd. S. 160.

49) Plutarch (c. 6) nennt ihn φιλοτεκνότατος Ῥωμαίων. 50) Zwar sagt Cicero im Brutus (c. 20, 80): Atque etiam L. Paullus Africani pater personam principis civis facile dicendo tuebatur, aber darunter ist offenbar mehr eine natürliche Beredsamkeit zu verstehen, wie sich aus Plutarch (c. 2) und dem motivirten Urtheile bei Cicero (de offic. I, 32) ergibt. 51) Ein Fragment jener Rede ist bei *Valer. Max.* V, 10, 2); wenig glaublich, daß auch Plutarch (c. 36) aus jener Rede geschöpft habe, wie H. Meyer (oratt. Romanor. fragm. p. 93) annimmt. Vielmehr hat dieser wie Livius (XLV, 41) die Rede selbst gemacht, was Westermann (in der Gesch. der röm. Beredsamkeit S. 37) gewiß richtig vermuthet.

zeigte er mehr umsichtige Besonnenheit, zögernde Klugheit [52]), als feurige Raschheit; die Jahre und die reichen Erfahrungen in Spanien und Ligurien hatten ihn belehrt; aber selbst in vielen kleinen Zügen erkennt man die alles beachtende Klugheit, wie in der Wahl des Terrains bei seinen ersten Waffenthaten in Spanien, in der Wahl der Zeit zum Angriff bei Pydna. Gegen die Überwundenen war er mild und leutselig, er suchte sie aufzurichten in ihrem Schmerz und ihre Lage, so weit es möglich war, zu erleichtern; die grausame Execution gegen die epirotischen Städte darf man nicht ihm Schuld geben (unbillig ist also *Dio* fragm. Peiresc. 76). Vor allen Tugenden, die ihn schmückten, leuchtet die Enthaltsamkeit und Uneigennützigkeit hervor. Er war nicht reich und liebte einen anständigen Aufwand, aber nicht um eine Drachme reicher kam er aus Spanien zurück, und auch bei keiner andern Gelegenheit suchte er sich zu bereichern (*Plutarch.* c. 4. *Dio Cass.* l. c.). Das Gold und Silber aus dem Schatze des Perseus wollte er nicht einmal ansehen, sondern ließ es sogleich den Quästoren übergeben (*Polyb.* XVIII, 18, 5); nur die Bibliothek desselben überließ er seinen Söhnen, und seinem Schwiegersohne, Älius Tubero, eine silberne Schale, welche nur fünf Pfund wog (*Plutarch.* c. 28. *Valer. Max.* IV, 4, 9). Aus keinem griechischen Tempel führte er Kostbarkeiten weg. Das Vermögen, was er seinen Söhnen hinterließ, soll sich kaum auf 370,000 Denare belaufen haben und um seiner Gemahlin ihre Mitgift wieder zu erstatten, die 25 Talente betrug, mußten die Söhne von ihrem Grundbesitz und ihren Sklaven vieles veräußern [53]). Einen solchen Mann ehrten die Zeitgenossen (*Cic.* Cat. maj. 17, 61), zahlreiche Jünglinge drängten sich um ihn (ibid. 9, 29); noch mehr erhoben ihn die kommenden Geschlechter, welche die in ihren Zeiten seltener gewordenen Tugenden um so mehr bewunderten.

Hauptquelle für die Lebensverhältnisse dieses Mannes würde Polybius sein, wenn das 29. und 30. Buch desselben vollständig erhalten wären; so sind nur einzelne hierher gehörige Fragmente bei Strabo, Livius, Plutarch, Suidas und andern gerettet. Ihm ist Livius gefolgt, dessen Berichte leider auch bei den wichtigsten Momenten nur verstümmelt vorhanden sind. Darum bleibt eine wichtige Quelle die Lebensbeschreibung des Plutarchus, für den, wie man aus Cap. 15. 16. 19 ersieht, Polybius Hauptführer war; bei dem macedonischen Kriege benutzte er den Bericht des Scipio Nasica (c. 15. 16. 21), auch Cicero (c. 10) und Livius scheinen ihm zur Hand gewesen zu sein, obschon er letzteren nirgends namentlich erwähnt. Sonst gedenkt er eines gewissen Posidonius (c. 19. u. 21), woraus man wol mit Recht gefolgert hat, daß nicht der Apameenser gemeint sein könne. Die übrigen Historiker geben nur kürzere Berichte oder erzählen einzelne Anekdoten. Von neueren Darstellungen konnte keine mit Nutzen zu Rathe gezogen werden.

Der Name Paullus tritt zur Zeit des Untergangs der Republik noch einmal bedeutender in der Geschichte hervor, als die Familie der Ämilii Lepidi den alten glanzvollen Namen annahm, aber die Geschichte des L. Ämilius Paullus, des Paullus Ämilius Lepidus (Consul 720 der Stadt) und des Lucius Ämilius Paullus (Consul 754 ab u. c.) wird unter dem Artikel Lepidi; die Geschichte der Söhne des Paullus unter den Art. Fabii u. Scipiones zu erzählen sein. (*F. A. Eckstein.*)

PAULMANN (Friedrich), geb. den 23. März 1789 zu Linden bei Hanover, von unbemittelten Ältern, die ihm keine sorgfältige Erziehung geben konnten, bildete früh seine glücklichen Naturanlagen aus durch das Lesen mannichfacher Schriften. Seine lebhafte Phantasie führte ihn über die engen Grenzen eines gewöhnlichen bürgerlichen Wirkungskreises hinaus, dem er sich, nach dem Wunsche seiner Ältern, widmen sollte. Der Drang seines Innern zog ihn unwiderstehlich zur Bühne. In Begleitung mehrer Zöglinge der neustädter Schule in Hanover ergriff er den Wanderstab, und gesellte sich in Bielefeld zu einer umherziehenden Schauspielergesellschaft unter der Direction eines gewissen Thomas. Jener rasche Entschluß, durch die Umstände ihm aufgedrungen, war nichts weniger, als die Folge besonnener Überlegung. Indessen wußte er den Schritt, den er gethan, dadurch zu rechtfertigen, daß er sich dem Studium der dramatischen Kunst mit rastlosem Eifer widmete. Zu welcher Stufe er sich erhoben, zeigten späterhin seine ausgezeichneten Leistungen als Künstler, sowol in der Tragödie, als im Lustspiel. Mit entschiedenem Beifall betrat er die Bühne in Riga, Reval, Königsberg, Bremen, Hanover, Münster, Cöln, Mainz, Cassel u. a. Orten. Bewundert ward er vorzugsweise als König Lear, Shylock, Franz, Cromwell, Soliman und andern tragischen Rollen. Doch gelangen ihm auch komische Darstellungen, wie unter andern der Magister Lämmermeier in dem Lustspiel „Künstlers Erdenwallen" von Julius v. Voß. Zu Hanover, wohin er im Herbst 1831 zurückgekehrt war, und in den Wintermonaten eine einstweilige Anstellung gefunden hatte, überraschte ihn der Tod den 12. März 1832. Anhaltende Studien hatten seine früher kräftige Gesundheit längst untergraben. Wochenlang hatte oft die richtige Auffassung der Charaktere seinen denkenden Geist beschäftigt. Sein Talent wurde unterstützt durch eine genaue Bühnenkenntniß, die er sich während seiner dramatischen Laufbahn erworben. Er war im eigentlichen Sinne des Worts ein tugendhafter Künstler, der sich seinem Beruf

52) Dio Cassius (Fragm. Peiresc. 76) nennt ihn *τἆλλα οὐκ ἄμοιρον χαρίτων ἄνδρα γενόμενον καὶ μέτριον μὲν ἐν ταῖς εὐπραγίαις, εὐτυχέστατον δὲ ἅμα καὶ εὐβουλότατον ἐν τοῖς πολεμίοις ὀφθέντα.* Ein merkwürdiger Ausspruch ist bei *Gellius* N. A. XIII, 3. 53) Vergl. *Polyb.* XVIII, 18, 6. XXXII. fragm. 8. *Liv.* epit. XLVI: Tanta eius abstinentia fuit, ut cum ex Hispania et ex Macedonia immensas opes retulisset, vix ex auctione eius redactum sit, unde uxori eius dos solveretur. *Dio Cass.* Fragm. Peir. 76: *Ἐν τοσαύτῃ πενίᾳ διεβίω, ὥστε χαλεπῶς τῇ γυναικὶ αὐτοῦ τὴν προῖκα τελευτήσαντος ἀποδοθῆναι. Plut.* c. 4. *Valer. Max.* IV, 4, 9. *Aurel. Vict.* vir. ill. c. 56, wo die Worte ob eius licentiam et paupertatem viel Anstoß erregt haben und bald in continentiam, bald in abstinentiam geändert sind, aber Arntzen hat es auf die viel gerühmte und namentlich in [illegible] bewiesene Liberalität bezogen.

mit reinem Eifer widmete, raſtlos bemüht, das Höchſte zu leiſten*). (*Heinrich Döring.*)

PAULMANN (Konrad), aus ritterlichem Geſchlecht und blind geboren, ergriff die Muſik mit Eifer und Glück, und machte ſich im 15. Jahrh. als Organiſt, Flötenſpieler, Trompeter und Kytharist merkwürdig. Seine Kunſt und ſein Unglück machten ihn damals ſo berühmt, daß er an viele Fürſtenhöfe berufen und faſt überall auf das Beſte ausgezeichnet und reich beſchenkt entlaſſen wurde. Kaiſer Friedrich III. beehrte ihn mit einem golddurchwebten Kleide, einem Schwerte an einem goldenen Gehänge und einer goldenen Ehrenkette. Der Fürſt von Ferrara verehrte ihm ähnliche Prachtkleider und der bairiſche Herzog Albrecht III. berief ihn nach München mit einem kleinen Jahrgehalte. Dort ſpielte er an Feſten und unterrichtete junge Leute bis an ſeinen Tod, am 24. Januar 1473. In der Kirche zu U. L. Frauen wurde ihm ein Denkmal von Marmor errichtet, worauf er, die Orgel ſpielend, abgebildet wurde. Die Inſchrift heißt: Anno MCCCCLXXIII. an St. Paul Bekehrungs Abent iſt geſtorben und hie begraben der Kunſtreicheſt aller Inſtrumenten und der Muſica Maiſter, Conrad Paulmann, Ritterbürtig von Nürnberg und Blinder geboren, dem Gott Gnad. (*G. W. Fink.*)

PAULMIER DE GRENTEMESNIL (Julien le, auf Lateiniſch Palmerius), geboren im Jahre 1520 im Cotentin, aus einer alten Familie, beendigte ſeine Studien in Paris, wo er zehn Jahre bei Fernel hörte und darauf, nach Erlangung der Doctorwürde, prakticirte. Während der Bürgerkriege, welche Frankreich verheerten, zog er ſich auf ein Landgut bei Rouen zurück und beſchäftigte ſich mit ſchriftſtelleriſchen Arbeiten. Zu dem Könige Karl IX. berufen, gelang es ihm, dieſen unglücklichen Monarchen von dem Leiden der Schlafloſigkeit zu befreien und begleitete dann den Herzog von Anjou bei deſſen erfolgloſem Feldzuge in die Niederlande. In die Normandie zurückgekehrt, ſtarb er zu Caen, im Jahre 1588. Mit ſeiner hochgebildeten Gemahlin, Margarethe von Chaumont, hatte er mehre Kinder, von denen ein Sohn, Jacob, ſich als Philolog ausgezeichnet hat (ſ. über ihn den Artikel Palmerius). Julian Paulmier's bedeutendſte Werke ſind: 1) Traité de la nature et curation des plaies de pistolle, arquebuse et autres bastons à feu (Paris 1569); 2) De morbis contagiosis libri VII. (Paris 1578. 4.) In beiden Schriften zeigt ſich Paulmier als ein ſcharfſichtiger Beobachter und als ein rationeller Arzt, der in mancher Beziehung über ſeinen Zeit- und Kunſtgenoſſen ſtand. 3) De vino et pomaceo libri duo (Par. 1588). Die Schreckniſſe der Bluthochzeit hatten Paulmier Herzklopfen und Hypochondrie zugezogen: er fand das Trinken des Ciders oder Apfelweins heilſam und preiſt dieſen ſogar als vorzüglicher denn Traubenwein. Die beiden letztgenannten Werke hat Jacob von Cahagnes in das Franzöſiſche überſetzt (*Weiss*, Biogr. univ. Tom. 33. p. 209—211). (*A. Sprengel.*)

*) ſ. die Poſaune 1832, Nr. 48; den neuen Nekrolog der Deutſchen. Jahrgang X. Th. 1. S. 170 fg.

PAULMY, Gemeindedorf im franzöſiſchen Indre- und Loiredepartement (Touraine), Canton Breſſigny le Grand, Bezirk Loches, liegt, acht Lieues von dieſer Stadt entfernt, auf einer Anhöhe am Brignon, und hat eine Succurſalkirche, ein Schloß mit einem von Pierre de Voyer, 1449, angelegten, mit Mauern umgebenen und zwei Lieues großen Park, 100 Häuſer und 704 Einw. Die Herren von Voyer, genannt Paulmy, leiten ihr Geſchlecht von einem griechiſchen Ritter, Baſilius Voyer, ab, welcher unter König Karl dem Kahlen eine große Rolle geſpielt haben ſoll. (Nach Expilly und Barbichon.) (*G. M. S. Fischer.*)

PAULMY (Anton, Renatus de Voyer-d'-Argenſon, Marquis von). Der Vater unſers am 22. Nov. 1722 zu Valenciennes geborenen Paulmy's war der Marquis von Argenſon, Renatus Ludwig de Voyer, welcher damals Intendant des Hennegau's war. Auf deſſen wie der übrigen Familienglieder Wunſch widmete ſich Anton, nach der Vollendung ſeiner Studien, gleich ſeinen Vorfahren dem Staatsdienſte und ſtieg ſchnell empor. Kurz hinter einander zum Advocaten beim Châtelet, Parlementsrath, Requetenmeiſter und Staatsrath ernannt, war er als Jüngling von 20 Jahren auf eine Höhe geſtellt, auf welcher man ſonſt nur in Dienſten ergraute Männer erblickte. Mochte nun gleich Paulmy bei dieſer ſchnellen Beförderung manches der Gunſt verdanken, ſo machten ihn wenigſtens Talente, Fleiß und Thätigkeit derſelben würdig. Bald ſollte er indeſſen die betretene Laufbahn verlaſſen. Sein Vatersbruder, der Graf, Marcus, Peter von Argenſon, welcher 1743 zum Kriegsminiſter ernannt wurde, ließ ihn zum Generalkriegscommiſſär ernennen; er folgte als ſolcher den Armeen von Flandern und Italien, und mehre glückliche Veränderungen im Finanz- und Kriegsweſen waren die Folge ſeiner Rathſchläge. Da nun um dieſelbe Zeit (1744) ſein Vater zum Miniſter der auswärtigen Angelegenheiten ernannt wurde, ſo fand Anton Gelegenheit, auch dieſem wichtige Dienſte zu leiſten. Doch bereits im J. 1747 wurde ſein Vater durch Hofränke geſtürzt, 1748 ſchloß man den aachner Frieden und ſo bedurfte man Anton's weder im Kriegsminiſterio noch in dem der auswärtigen Angelegenheiten weiter. Er wurde daher zum Geſandten für die Schweiz ernannt. Nachdem er auch hier ſeinem Vaterlande wichtige Dienſte geleiſtet hatte, nahm er bei ſeiner Abberufung, welche im J. 1751 erfolgte, die allgemeine Achtung der Schweizer mit ſich. Jetzt wurde er wieder im Kriegsminiſterio angeſtellt und bald darauf in die ſüdlichen Provinzen geſendet, um die Feſtungswerke, Zeughäuſer, Magazine und Truppen zu beſichtigen und den herrſchenden Misbräuchen abzuhelfen. Fünf Jahre hindurch fand er hier volle Arbeit, ihre Früchte jedoch ließ der 1756 wieder ausbrechende Krieg nicht zur Reife kommen. Am 2. Febr. 1757 wurde er an der Stelle ſeines Onkels, welcher den Tag vorher durch die Cabalen der Pompadour geſtürzt worden war, zum Kriegsminiſter ernannt, allein bereits am 22. März 1758 legte er halb gezwungen, halb freiwillig dieſes Amt wieder nieder. Der König gab ihm jedoch ſeine Zufriedenheit dadurch zu erkennen, daß er ihn zum Staats-

miniſter ernannte und ihn erſuchte, als ſolcher den Sitzungen des Staatsrathes fortwährend beizuwohnen. Paulmy blieb bis zum Jahre 1762 in dieſer etwas peinlichen Stellung; jetzt bewarb er ſich um den Geſandtſchaftspoſten in Polen und erhielt ihn. Er betrug ſich hier mit vieler Klugheit und obgleich er nicht in der Weiſe durchdringen konnte, wie ſein Hof es wünſchte, ſo ſah doch ſein ſcharfer, politiſch-geübter Blick das traurige Schickſal dieſes Reiches richtig voraus und er gab die Mittel an, dieſes abzuwenden. Von 1766 bis 1770 lebte er als Geſandter in Venedig und er wünſchte darauf in gleicher Eigenſchaft in Rom leben zu dürfen. Die Nichtgewährung dieſes Wunſches bewog ihn zu dem Entſchluſſe, allen ehrgeizigen Abſichten zu entſagen und den Reſt ſeines Lebens ſeiner Familie (er war zweimal verheirathet und hatte eine Tochter, die ſpäterhin Herzogin von Luxemburg wurde), ſeinen Freunden und ſeinen Lieblingsneigungen zu weihen. Von jeher Freund und Beſchützer der ſchönen Künſte, gehörte er ſeit dem 4. April 1748 zu den Mitgliedern der Akademie von Paris, ſowie er auch in Berlin und Nancy Akademiker war, und immer war er von einer außerordentlichen Bücherliebe beſeelt geweſen. Er vereinigte in ſeiner mehr als 100,000 Bände ſtarken Bibliothek die beſten Werke des In- und Auslandes, vorzüglich aber Dichter und Romane; er beſaß eine vollſtändige Collection franzöſiſcher Romane ſeit dem 11. Jahrhunderte. Seine Muße benutzte er jetzt dazu, dieſen Bücherſchatz, den größten, welchen wol je ein Privatmann beſaß, gehörig zu ordnen, wobei er wenigſtens in die Hauptwerke Noten und belehrende Anmerkungen entweder eigenhändig ſchrieb, oder nach ſeinen Dictaten ſchreiben ließ. Sein Bibliothekar war Magnin de Salin, und dieſer half ihm nicht blos bei der Anfertigung des Katalogs, ſondern auch bei ſeinen übrigen literariſchen Arbeiten, die er jetzt mit außerordentlicher Thätigkeit begann, indem er es ſich zur Hauptaufgabe machte, ſeinen Zeitgenoſſen die Romane der ältern Zeit verſtändlich und genießbar zu machen. So erſchienen vom Jahre 1775—1778 vierzig Bände ſeiner Bibliothèque universelle des romans, welche er theils ſelbſt bearbeitet, theils blos redigirt hatte. Beſondere Gründe bewogen ihn ſpäter, dies Unternehmen aufzugeben, doch hat er den Ruhm, von den Fortſetzern deſſelben nicht in Vergeſſenheit gebracht zu ſein. Hierauf begann er ſeine Mélanges tirés d'une grande bibliothèque, ein äußerſt geiſtreiches Werk, in welchem er die Reſultate der vorhin erwähnten Noten und Bemerkungen niederlegte und von welchem binnen acht Jahren 65 Bände erſchienen. Da um dieſe Zeit die Schriften der leichteren Gattung Mode wurden, ſo wollte er auch hier nicht zurückbleiben. Bald erſchienen daher Romane, Zeitgeſänge, Luſtſpiele und Vaudeville, welche er theils ſelbſtändig, theils in Verbindung mit andern ſich in dieſer Schreibweiſe auszeichnenden Männern verfaßte. Einfach in Sitten, Manieren und Kleidern, war er edel und uneigennützig, und auf die Unterſtützung der Armen verwendete er jährlich eine bedeutende Summe. So ſtarb er geachtet, geehrt und geliebt am 13. Aug. 1787 als Kanzler der Königin und Gouverneur von Paris, die einzigen Ämter, welche er ſich vorbehalten hatte. Den größten Wunſch ſeiner letzten Jahre, daß ſeine Bibliothek nach ſeinem Tode nicht zerſtreut werden möge, erfüllte der damalige Graf von Artois und ſpätere Ludwig XVIII., welcher ſie 1781 ankaufte, ihren Gebrauch aber dem Sammler und Ordner derſelben bis zu ſeinem Tode überließ. Sie bildet jetzt, ſo weit ſie den Stürmen der Revolution entgangen iſt, die Bibliothek des Arſenals *). (*G. M. S. Fischer.*)

PAULNEMAUR, Diſtrict im vorderindiſchen Khandeſch, welcher im Süden und Weſten an die Diſtricte Meiwar und Bejaghur, im Norden aber an Holkars Gebiet grenzt, von welchem ihn die Nerbuda ſcheidet. Holkar beſitzt den größern nordweſtlichen Theil dieſes Diſtricts, Maha Raja Sindia den übrigen Theil. Außer der Nerbuda findet ſich hier noch der Annair, an welchem die Städte Multaun und Bhekungunge liegen. (*Fischer.*)

PAULO (San), Provinz von Braſilien, zwiſchen 20° 30′ und 28° ſüdl. Br. Ihr Durchmeſſer von N. nach S. beträgt 112 geogr. M., von O. nach W. 83 M., ihr Flächeninhalt 9,010 geogr. □Meilen. Nach S. grenzt ſie an Rio grande do Sul, nach W. an Paraguay, Goyaz und Matto groſſo, nach N. an Goyaz, nach NO. an Minas, nach O. an Rio Janeiro und das Meer. Zwei Gebirgsketten, die Serra do Mar und die Serra geral, durchziehen ſie in ihrer ganzen Länge, geben viele niedrige und abgerundete Zweige ab, und bringen ſowol in dem Charakter der Landſchaft, als der Beſchaffenheit des Bodens und des Klima's viele Abwechſelungen hervor. Die Zahl der Flüſſe iſt bedeutend; unter dieſen ſteht der Paraná obenan. Die meiſten ſind wenigſtens für größere Kähne ſchiffbar, und erklären die verhältnißmäßig ſchnelle Ausbreitung der urſprünglichen Colonien, ſowie die eigenthümliche Neigung der Pauliſtas zu ausgedehnten und abenteuerlichen Reiſen. Unter den Häfen der Küſte iſt die Bai von Santos am größten, und vorzugsweiſe von Kauffahrern beſucht. Das Klima gehört zu den angenehmſten, denn es vereint faſt alle Vortheile eines tropiſchen Himmels, ohne die Unbequemlichkeiten deſſelben mit ſich zu bringen. Die mittlere Jahrestemperatur beträgt 22—23° Centigr. (Martius), jedoch treten die Jahreszeiten ſchärfer charakteriſirt auf, als in den äquatorialen Provinzen Braſiliens. In der trockenen Zeit (Mai bis September) ſind leichte Reife auf den höheren Bergen, unter welchen z. B. die Serra do Mar 3000′ abſolute Höhe erreicht, eben keine Seltenheiten, doch wird dieſe Kühle weiter hinab nie ſo empfindlich, daß ſie den Gebrauch von Feuern in den Häuſern erheiſcht. Die Regenzeit dauert vom October bis zum April, und erreicht ihre Höhe im Januar. Dichte und hochſtämmige Wälder ſind ungleich ſeltener als in den nördlichen Provinzen, und bedecken (nach Martius) nur zwei Siebentheile der Oberfläche. Hingegen erſtrecken ſich grasreiche Campos über einen weit größeren Landſtrich; ſie ſtellen den Übergang aus der Waldregion in die baumloſen Gefilde der Provinz Rio grande dar, die nur in

*) Vergl. Bibl. univers. T. XXXIII. l. s. und den Art. Argenson in der allgem. Enc. der W. u. Künſte. 1. Sect. 5. Bd.

wenigen Beziehungen von den eigentlichen Pampas abweichen. Ihre Vegetation ist sehr mannichfach; zwischen Gruppen von Bäumen, die nur diesem Boden angehören, aber nie zu eigentlichen Wäldern sich vereinigen, wachsen viele Arten von krautartigen Pflanzen und Grässern. Der lehmige oder quarzsandige Boden gestattet zwar keinen Wiesenwuchs nach europäischen Begriffen, indessen finden Heerden stets hinreichendes Futter auf solchen Campos. Viehzucht ist daher das vorzüglichste Gewerbe der Paulistas, und sagt ihnen, wegen der Bewegtheit des Lebens, auf den Fazendas de criar (Höfen, wo allein Viehzucht im Großen betrieben wird) weit mehr zu, als der ruhigere Landbau, der zwar in den niederen Gegenden fleißig betrieben wird, aber schon dadurch Beschränkungen erleidet, daß man nur den Boden als cultivirbar ansieht, auf welchem Wälder gestanden haben. Das Verfahren der Viehzüchter gleicht im Einzelnen und Ganzen der in Rio grande und den Plataprovinzen gewöhnlichen, von vielen Reisenden beschriebenen Weise. Die Zahl jener Fazendas betrug (um 1818) in der ganzen Provinz 190. Die Hervorbringung von Colonialwaaren ist weit geringer als in dem nördlicheren Brasilien; auch sind sie von weniger guter Beschaffenheit, und gehen nur zur Hälfte in das Ausland. Paraguaythee machte noch 1820 einen der wichtigsten Handelszweige aus; sein Verbrauch ist durch Einführung chinesischen Thees vermindert worden, indessen gehen von Paranagua noch alljährlich mehre Schiffsladungen nach dem Plata und Chile. Das Klima gestattet die Anpflanzung europäischer Fruchtbäume, allein auch unter den einheimischen sind manche von ausgezeichneter Vortrefflichkeit; so die Eugenia cauliflora *Mart.*, aus deren Früchten man einen leichten Wein bereitet. Von Medicinalpflanzen führt Martius 54 in der Provinz gebräuchliche an. Die Forste sind reich an nützlichen Bäumen, und liefern namentlich sehr feine Hölzer für Tischlerarbeiten. Charakteristisch für diese Vegetation ist die brasilische Fichte (Araucaria), welche weiter nach Norden kaum vorkommt. Auf edle Metalle treibt man jetzt nirgends einen geordneten Bergbau, denn die Goldvorräthe, welche die ersten Colonisten zu weiten und gefährlichen Streifereien verlockten, und durch Waschen von Geröllen erlangt wurden, sind so sehr erschöpft, daß sogar die Goldschmelze der Regierung in der Hauptstadt der Provinz seit langer Zeit aufgehoben ist. Die Bergkette von Araasojava enthält eine unerschöpfliche Menge von magnetischem Eisenstein, auf welchen seit 1810 gebaut wird. Das dort angelegte Hüttenwerk von Ypanema kostete der Regierung 300,000 Cruſados und liefert jährlich gegen 4000 Aroben Metall, welches an Ort und Stelle zu groben Werkzeugen und Geräthschaften verarbeitet wird. Der Handel von San Paulo ist beschränkter Art, denn wenige Schiffe nehmen ihre Ladungen direct nach Europa; Küstenfahrer bringen daher die Producte der Provinz nach Rio Janeiro, dem größten Markt des südlicheren Brasiliens, oder nach Bahia, Pernambuco, Rio grande und dem Plata. Die Ausfuhr nach Europa hatte an Werth, 1801: 21,235 Milrés; 1807: 229,020 Milrés; der Werth der gesammten Ausfuhr war 1813: 666,942 Milrés; im letzteren Jahre war die Einfuhr 766,105 Milrés. In den Jahren 1830—32 betrug die Ausfuhr durchschnittlich 809,000 Milrés. Die Betriebsamkeit ist größer als in andern Provinzen, indessen nicht fabrikmäßig. Die eingewanderten Fremden finden selbst unter den sprüchwörtlich thätigen und beweglichen Paulistas viele Schwierigkeiten, um sich zuverlässige Gehilfen heranzubilden. Die Volkszahl betrug im J. 1808: 200,478 Seelen; im J. 1815: 215,021 S.; im J. 1832 (nach einer Zeitung von Rio Janeiro) 233,000 S., sodaß also dieselbe in regelmäßigen Verhältnissen anzuwachsen scheint. Martius hat bemerkt, daß in dieser Provinz das höchste bekannte Verhältniß der Geburten zur Zahl der Bevölkerung herrsche; auf je 28 Einw. kommt eine Geburt im Laufe des Jahres. Da nun die Sterblichkeit nur 1 zu 46 beträgt, so wird es mehr als wahrscheinlich, daß die rasche Zunahme der Bevölkerung keineswegs durch Einwanderung entstehe. Schnell tödtliche oder epidemische Krankheiten sind ungewöhnlich, aber allerdings stellen sich an die Stelle der rasch verlaufenden Übel heißerer Klimaten manche langsam, aber sicher tödtende Affectionen der Brustorgane, deren Grund in der Kühle der trockenen Jahreszeit und der veränderlichen Temperatur der höheren Gegenden zu suchen sein wird. Die Zahl von Individuen von weißer Farbe und unvermischt europäischer Abstammung ist hier verhältnißmäßig größer als in den äquatorialen Provinzen, wo ansehnliche Zahlen von Negersklaven vorkommen, die Sitten der Gesellschaft sich verschieden verhalten, und daher auch Mulatten und ähnliche Kastenmenschen vorwiegen. Die unteren Volksclassen bestehen indessen auch in San Paulo der Mehrzahl nach aus Mestizen. Im Allgemeinen gilt der Menschenschlag dieser Provinz für den rüstigsten und körperlich am besten gebildeten von Brasilien. Die einfachere Lebensweise und die Beschäftigung mit Viehzucht, das Herumstreifen auf den dünn bewohnten Campos und die Sitte, weite Reisen, oft mehr aus Neigung als aus Speculation zu unternehmen, befördern diese Entwickelung, und geben eine Abhärtung, die den Paulista befähigt, abenteuerliche, bald mit Gefahren, häufiger aber mit ungewöhnlichen Mühseligkeiten verbundene Wanderungen durch die wenig gekannten Gegenden im Westen seines Vaterlandes vorzunehmen. Dieser Geist der Unruhe und Sehnsucht nach wechselnden Umgebungen verbindet sich mit einem Triebe zur Thätigkeit, der stets nach neuen Gegenständen sucht, und veranlaßt die Paulistas, nach allen Gegenden Brasiliens auszuwandern, wo sie, bald als Landbauer, bald als herumziehende Kaufleute auftreten, welche eine Flußreise von einigen hundert Stunden sehr gleichgültig unternehmen, jetzt in Goyaz und wenige Monate später am Rio branco im brasilischen Guyana gesehen werden. Über den Charakter des Volks herrscht nur ein Urtheil; er ist heiter, offen und redlich. Ein gewisser Stolz, Liebe zu Abenteuern besserer Art, und einzelne, fast ritterlich zu nennende Sitten, sind Reste aus der Zeit, wo die Bewohner dieser Provinz als Eroberer sich allen Nachbarn furchtbar zu machen verstanden. Zwar war das Küstenland schon im J. 1532 an zwei Brüder Souza durch

Johann III. gegeben worden; allein erst 1552 finden sich Spuren von Colonisirung durch Jesuiten in der Gegend der jetzigen Hauptstadt. Die Entwickelung der Niederlassung geschah ungemein schnell, und bald nahm die Bevölkerung in dem Maße zu, daß sie Eroberungen im Westen versuchen konnte, die freilich zunächst auf Einfangung von Indiern gerichtet waren, deren man als Sklaven benöthigt zu sein glaubte. Anfangs zwang dieses Bedürfniß zur Erweiterung dieser Ausflüge, als aber Spanien sich Portugals bemächtigt hatte, meinten die Paulistas berechtigt zu sein, auf eigene Hand den Feind in Amerika zu bekämpfen. Sie drangen daher (schon 1618) bis weit nach Paraguay vor, geriethen dort in Streit mit den Jesuiten, der zuletzt zum Kriege wurde, und erklärt, warum die Geschichtschreiber dieses Ordens sich stets bemüht haben, die ersten Colonisten von S. Paulo als einen Haufen von gesetzlosen Räubern zu beschreiben, denen man die sonst unter christlichen Völkern gewöhnlichen Rücksichten zu erweisen nicht gehalten sein könne. Allerdings war aber auch das Verfahren der einfallenden Streifcorps oft sehr unmenschlich, und zwang, nach einem mit sehr ungleichem Glück seit 1627 geführten Kampfe, die Jesuiten, die Provinz Guayra aufzugeben und ihre Missionen in mehr gesicherte Gegenden zu verlegen. Nur erst nach dem J. 1640 erstarkten die Colonien in Paraguay in hinreichendem Maße, um den Paulistas Widerstand mit solchem Erfolge zu leisten, daß diese fortan von Einfällen abstanden. (Vgl. d. Art. Paraguay.) Unter sich und mit der portugiesischen Regierung geriethen die Paulistas nicht selten in lange und blutige Händel, sodaß überhaupt die Geschichte ihrer Provinz mehr Mannichfaltigkeit und Interesse darbietet, als die farbenlose und an bedeutsamen Begebenheiten arme Vergangenheit anderer Gegenden Brasiliens. Die Capitanie von S. Paulo entstand erst unter König Johann V., im J. 1710, durch Absonderung der Hälfte der alten Capitanie von San Vincente, zu welcher die Capitanie von S. Amaro hinzukam. Man theilte sie in eine nördliche und südliche Comarca, welche den Namen San Paulo und Paranagua empfingen, nach ihren Hauptörtern. Die letztere hieß späterhin Curitiba, seit der Sitz der Behörden nach diesem Orte (1811) verlegt worden war. Wegen Zunahme der Bevölkerung trennte man (1808) von der ersten eine neue Comarca, Ytú, ab. Die Einrichtungen der inneren Administration sind von den im übrigen Brasilien geltenden durchaus nicht verschieden. — Die Hauptstadt San Paulo (1200′ absol. Höhe n. Martius; 48° 59′ 25″ W. Par. 23° 33′ 10″ s. Br. n. d. Bureau des Longit.) liegt auf einem Hügel in der Mitte einer Ebene, und in angenehmen, wenn auch nicht großartigen Umgebungen. Ihre Bauart ist die altportugiesische, die in Brasilien immer seltener wird, und aus den großen Handelsstädten Bahia, Pernambuco, Pará, Rio Janeiro schon länger verschwunden ist. Das Ansehen der Straßen ist zwar regelmäßig und reinlich, aber bürgerlich und nicht imponirend. Einige öffentliche Gebäude zeichnen sich jedoch aus, z. B. die Paläste des Bischofs und des Präsidenten. Die Zahl der Bewohner wurde 1815 zu 25,313 angegeben, betrug aber 1833 über 30,500, ohne die außerhalb der Stadt gelegenen, aber in ihr Kirchspiel gehörenden Landsitze und Meierhöfe. Der zwölf Leguas entlegene Hafen Santos wird von der Hauptstadt durch den 3000′ hohen und steilen Berg Cubatão, einen Theil der Serra do Mar, geschieden, der, ungeachtet einer mit großer Arbeit und Kosten angelegten Kunststraße, doch ein sehr empfindliches Hinderniß des Handels und der Verbindungen darstellt. Die Bevölkerung von Santos betrug (1815) 5133 S. Alle übrigen Orte der Provinz sind nur Villas, selbst Ytú und Curitiba nicht ausgeschlossen, deren Einwohnerzahl von 1500—15,000 S. ansteigt, jedoch auch die Bewohner des Kirchspiels auf dem Lande begreift. Die beträchtlichsten sind in der Comarca San Paulo: Paranahyba, am linken Ufer des Tieté; Mugi das Cruzes; Taubaté, am Parahyba, ein eben so alter Ort als die Hauptstadt, und in den ersten Zeiten der Niederlassung mit dieser häufig in Kämpfe verwickelt; in der Comarca Ytú: Mugy-mirim, Sorocaba, Ytú; in der Comarca Curitiba: der gleichnamige Hauptort und Paranaguá, der wichtigste Hafen für den südlichen Theil der Provinz. (*Pöppig.*)

PAULON, ein auf den Alpen entspringender, in der Nähe von Nikáa (ἡ *Νίκαια*), dem heutigen Nizza (*Pomp. Mela* II, 4), strömender Fluß in Ligurien. Noch gegenwärtig führt er den Namen Poglion und fällt an der Ostseite von Nizza in das Meer (Mannert Th. IX, 1. S. 270). (*Krause.*)

Paulos, s. Paullus und Paulus.

PAULOW, PAWLOWITZKE, Dorf im preußischen Regierungsbezirke Oppeln, Kreis Kosel, mit 200 Einwohnern. Im J. 1780 legten die Herrnhuter in der Nähe dieses Ortes die Colonie Gnadenfeld an (s. d. Art.). (*G. M. S. Fischer.*)

PAULOWITZ, slaw. Pawlowice. 1) Teutsch-Paulowitz, ein zu den sogenannten mährischen Enclaven, welche vom troppauer Kreise Schlesiens ganz umschlossen und in Hinsicht auf die politische Verwaltung auch diesem Kreise zugetheilt sind, und zum Werbbezirke des Linien-Infanterieregiments Nr. 29 gehöriges olmützer fürst-erzbischöfliches Lehengut, welches der freiherrlichen Familie Mattenkloit gehört, fruchtbaren Boden hat und aus dem Dorfe gleiches Namens besteht, was fünf Viertelstunden nördlich von Hotzenplotz entfernt ist, 79 Häuser, 523 teutsche katholische Einwohner hat, welche nach Hotzenplotz eingepfarrt sind, und sich vom Ackerbaue und der Viehzucht nahren, mit einem herrschaftlichen Schlosse, einer katholischen Filialkirche und einer Trivialschule. 2) Ein zur gräflich matuschkaischen Herrschaft Drzewohostitz und zum Werbbezirke des Linien-Infanterieregiments Nr. 1 gehöriges Dorf, im prerauer Kreise des Markgrafthums Mähren, in offener, hügeliger Gegend gelegen, eine Stunde östlich von Prerau entfernt, mit 82 Häusern, 499 slawischen Einwohnern, welche sich vom Feldbaue nähren, einer eigenen, zum prerauer Dekanate des olmützer Erzbisthums gehörigen katholischen Pfarre, welche schon im Anfange des 16. Jahrhunderts bestand, im J. 1589 von den Pikarditen in Besitz genommen, und erst 1681 als

katholische Pfarre wieder hergestellt wurde, gegenwärtig 2822 Seelen zählt, von zwei Priestern besorgt wird und unter obrigkeitlichem Patronate steht, einer im J. 1569 erbauten katholischen Kirche und einer Trivialschule. Paulowitz war ehemals ein eigenes Gut, von dem sich im Anfange des 14. Jahrhunderts ein adeliges Geschlecht von Pawlow nannte. In der Hälfte des 15. Jahrhunderts gelangte das Dorf in den Besitz der Herren von Witbach, welche den Beinamen Pawlowsky annahmen, sich noch im 16. Jahrhunderte so nannten, und zuletzt mit dem Geschlechte der Herren von Zastřizl verschmolzen *).

(*G. F. Schreiner.*)

Paulowsk, s. Pawlowsk.

PAULS und XERTA, Villa in der spanischen Vegeria de Tortosa, Provinz Catalunna, hat 2200 Einwohner. In seiner Nähe stürzt der Ebro 15 Fuß herab. (*Fischer.*)

PAULSBRUNN, ein zur fürstlich von windischgrätzischen Fideicommißherrschaft Tachau gehöriges großes Dominical-Dorf, im südwestl. pilsener Kreise des Königreichs Böhmen, aus zerstreuten Waldhäusern bestehend, nach Schönwald (Vicariatsdistrict Hayde, Erzbisthum Prag) eingepfarrt, mit 84 Häusern, 662 teutschen Einwohnern. In der Nähe der bairischen Grenze befinden sich einige Häuser, die den Namen Thiergarten führen. Hier ist ein k. k. Grenzzollamt. Auch sieht man in der Nähe jener Häusergruppe, die den Namen Schanzhäusel erhalten hat, noch Überreste alter Feldschanzen aus den Zeiten des 30jährigen Krieges. (*Schreiner.*)

PAULSDORF. 1) Neu-Paulsdorf, ein zur gräflich clam-gallas'schen Herrschaft Reichenberg gehöriges, nur ¼ Stunde nordwärts von dem Hauptorte der Herrschaft entferntes Dorf im bunzlauer Kreise des Königreichs Böhmen, im Werbbezirke des Linien-Infanterieregiments Nr. 36, nach Reichenberg eingepfarrt, mit 84 Häusern, 761 teutschen Einwohnern, die sämmtlich Katholiken und nebst der Landwirthschaft auch mit städtischen Arbeiten beschäftigt sind. 2) Alt-Paulsdorf, ein zu derselben Herrschaft und Pfarre gehöriges, nur ¼ Stunde nordwestwärts von Reichenberg entferntes, auf einer Anhöhe gelegenes Dorf, mit 19 Häusern und 155 Einwohnern. (*G. F. Schreiner.*)

PAULS-FESTUNG (russ. Pawla-Krepost), eine kleine Festung in dem russ. Gouvernement Jekatherinoslaw, an der zwischen dem Terek und dem asowschen Meere gezogenen Linie des Baches Kura. Das bei der Festung liegende kleine Thal, in welchem er fließt, ist mit steinigen thonigen Gräben umgeben. Die Festung bildet ein unregelmäßiges Viereck, dessen Diagonalen 180 Klaftern betragen. Mit ihren beiden offenen Seiten berührt sie den Rand des südl. Hügels dieses Thals und beherrscht eine freie Hochebene; von den andern beiden Seiten aber hat sie einen Graben, einen Wall, zwei Batterien zur Bedeckung und 70—80 Mann zur Besatzung. (*J. C. Petri.*)

*) s. das Markgrafthum Mähren, topographisch-statistisch und historisch geschildert von Gregor Wolny, Benediktiner und Professor (Brünn 1835, 1. Bd., prerauer Kreis, S. 116 fg.

PAULSKIRCHEN. Rom und London besitzen die berühmtesten Kirchen dieses Namens. Die in der ersteren Stadt, bekannt unter dem Namen Basilica S. Paolo fuori le Mura, erbaute Kaiser Constantin auf einer Stelle, auf der man glaubte, daß der Apostel Paulus vom Timotheus begraben worden sei, und welche der Lucina, einer reichen Christin, gehörte. Honorius vollendete den Bau 395, der jedoch späterhin noch manche Verschönerung erhielt. So ließ Castelli 1070 die Thüren für die Kirche zu Constantinopel gießen, Pietro Cavallini lieferte die musivischen Arbeiten und Benedict XIII. ließ 1725 den prachtvollen Porticus erbauen. Eine im J. 1823 entstandene Feuersbrunst vernichtete dieses großartige Gebäude, dessen Hauptzierde 120 antike Säulen waren, fast gänzlich, indessen wurden in dem 1825 gefeierten Jubeljahre auf Leo's XII. Verwendung allein 70,000 Scudi oder 165,000 Thlr. zu dessen Wiederaufbau gesammelt [1]). Es wird hierüber unten im Artikel Rom genauere Auskunft gegeben werden. — Hier erwähnen wir daher nur die Paulskirche in London, welche colossal, wie der Mann, dessen Namen sie trägt, in der gewaltigen Stadt dasteht. Wren legte 1675, auf der Stelle des 1666 zerstörten Doms, welcher auf den Grundmauern eines aus den Römerzeiten herstammenden kirchlichen Gebäudes ruhte, den Grund zu dieser Kirche und vollendete sie bis zum J. 1710 mit einem Kostenaufwand von 1½ Million Pfund Sterling dergestalt, daß die Königin und das Parlament den Gottesdienst in dieser Kirche halten lassen konnten. Sie ist aus Portlandssteinen erbaut und zwar in der griechischen Kreuzesform vom reinsten Geschmacke. Von Osten nach Westen beträgt ihre Länge 500 Fuß; die Breite des Chores und Schiffes 100 F.; die Kreuzflügel 285 F.; die Höhe der Kuppel, welche in der Mitte des Kreuzes auf mächtigen Säulen ruht, durch eine Kugel mit dem Kreuze auf der Laterne geschlossen wird und alle Gebäude der Stadt überragt, 110 F.; der äußere Umfang 2292 F. und die Höhe vom Fußboden der Kirche bis zum Kreuze 404 F. Einen prachtvollen Anblick gewährt die westliche Seite der Kirche. Der als Haupteingang dienende Porticus, zu welchem man auf einer Treppe von schwarzem Marmor gelangt, die aus 24 Stufen besteht, ist aus zwölf korinthischen Säulen gebildet. Der zweite, darauf folgende, Porticus, mit der Bekehrung des Apostels Paulus von Francis Bied im Fronton dargestellt, hat dagegen nur acht Säulen römischer Ordnung. Zwei ziemlich hohe Thürme, in deren einem der Thurmwächter wohnt, während in dem andern sich die Uhr befindet, deren 14 Fuß langer Perpendikel eine 100 Pfund schwere Kugel trägt, und deren Dach kuppelartig gewölbt und durch einen übergoldeten Tannenzapfen geschlossen ist, schmücken die Fronte. An dem nördlichen Porticus sieht man das Wappen Englands. Die südliche Façade ziert ein den Flammen entsteigender und von Gabriel Cibber verfertigter Phönix, mit der Umschrift RESVRGAM. Der östliche Theil dieses Prachtgebäudes, welches durch ein eisernes Gitter mit dem Kirchhofe von der Straße ge-

1) Vgl. *Nicolai*: Della Basilica di San Paolo (1815).

trennt wird, ist halbrund und durch mannichfache Bildhauerarbeiten verziert, zu welchen Wilhelm's III. Namenszug (W. R.), mit den gewöhnlichen Emblemen, sowie die Statue der Königin Anna gehören, welche man auf der Ludgateseite erblickt. Im Innern ist die Kirche einfach weiß; der Fußboden besteht aus weißem und schwarzem Marmor, nur am Altar hat man Porphyrplatten angewendet. Hier und da sieht man erbeutete Fahnen, rings im Innern herum aber die Denkmäler berühmter Männer. Wir erwähnen nur das Gren's, welches sich am Eintritte zu dem Chor befindet und wo wenige Worte die Verdienste dieses Mannes andeuten, sowie die von Flarman gefertigte Statue Nelson's und die Howard's, welche John Bacon lieferte. Im J. 1824 zählte man überhaupt vier Statuen und 21 Denkmäler berühmter Männer [2]). Zu den übrigen Merkwürdigkeiten der Kirche gehört die akustische Galerie, zu welcher man durch eine Treppe in einem der südwestlichen Pfeiler gelangt, und welche den geringsten Laut oft hundert Mal verstärkt. Man hat von dieser Galerie eine schöne Ansicht der Gemälde, welche J. Thornhill in Beziehung auf Pauli Leben in der Kuppel angebracht hat. Durch dieselbe Treppe gelangt man in die Bücher- und Modellgalerie. Die erstere ist weniger durch ihre Bücher, als durch ihren Fußboden merkwürdig, welcher aus mehr als 2000 Holztafeln zusammengesetzt ist. In der Modellgalerie sieht man verschiedene Abrisse von Gebäuden, Altären, Verzierungen ꝛc. Die Orgel trennt das Chor von dem Schiffe, welches wiederum durch zwei Reihen massiver Säulen von den beiden Flügeln getrennt wird. Sie ruht auf acht Säulen von schwarzem und weißem Marmor. Sehenswerth sind auch die Logen des Bischofs, Dechanten und Lordmayors durch ihre mannichfachen Verzierungen. Der Gottesdienst beginnt hier täglich in der Sommerszeit um sechs Uhr, im Winter um sieben Uhr. Die Geistlichen werden vom londoner Bischof erwählt; Concerte werden täglich, ein Hauptconcert zum Besten armer Kinder jährlich im Monat Mai aufgeführt. Die Stundenglocke, welche man 20 engl. Meilen weit hören soll, wird nur geläutet, wenn sich ein Todesfall in der königlichen Familie ereignet oder der Lordmayor stirbt. Wer die Kirche besichtigen will, hat eine bestimmte Abgabe zu entrichten, welche von zwei Pence bis zu zwei Schilling steigt. (*G. M. S. Fischer.*)

PAULSTHALER werden diejenigen Thalergepräge in Silber genannt, welche von dem Bisthum oder dem Domcapitel zu Münster ausgegangen sind, und auf welchen der Apostel Paulus als Schutzpatron des genannten Hochstiftes abgebildet ist. Der älteste Thaler des letztern hat folgendes Gepräge: Av. CONRADVS. D. G. EPIS. MONASTER. (Mönchsschrift). Der Apostel Paulus, in der Rechten das Schwert, in der Linken das Buch haltend, zu seinen Füßen das Wappen. Rev. MONETA. NOVA. ARGENTEA. MONAST. (gleichfalls aus Mönchsschrift bestehend). Ein Schild mit einem Adler, hinter demselben ein Kreuz *).

Der älteste Sedisvacanzthaler der Art dagegen ist: Av. MONETA. NOVA. CAPITULI. MONASTERI. SEDE. VACANTE. Eine Rosette. — In einem ringsverzierten Schilde das unbehelmte Wappen des Domcapitels ohne Farbenandeutung, aus dem Brustbilde des Apostels Paulus mit vollem Gesicht, mit dem Heiligenschein um das Haupt, das Schwert in der Rechten, ein Buch unterm linken Arme, auf den Querbalken des Stiftswappens gestellt, bestehend. An den Seiten die getheilte Jahrzahl 16—50, unten: E. K. (Anfangsbuchstaben vom Namen des unbekannten Münzmeisters). Rev. FERDINANDVS. III. D. G. ROMA. IMP. SEMP. AVGVST. Das vorwärts gekehrte geharnischte Bild dieses Kaisers in ganzer Figur stehend, mit der Krone auf dem Haupte und dem umgehangenen Mantel, den Degen an der Seite, in der Rechten das mit der Spitze aufwärts gekehrte Schwert, in der Linken aber den Reichsapfel haltend **). (*K. Püssler.*)

PAULSTHOR (St.), dasjenige Thor der Stadt Rom, welches bei der Paulskirche vorbei nach Ostia führt. Die ältere Straße nach Ostia (nicht die älteste, diese führte aus der Porta Navalis) lief aus der Porta Návia hart an der Tiber vorbei [1]). Bei seiner Erweiterung der Mauern und bei seinem Bestreben, die Zahl der Thore zu vermindern, vereinigte Aurelian die Straße nach Ostia mit der nach Laurentum und ließ beide von dem Thore ihren Anfang nehmen, welches von der Zeit an Porta Ostiensis, bald aber von der Kirche, wozu es führt, das Thor des h. Paulus genannt wurde. Denn daß Aurelian und nicht Honorius, wie Nibby in seiner Beschreibung der Mauern von Rom annimmt, das Thor angelegt habe, geht aus dem Plane der Befestigungen jenes Kaisers überhaupt und insbesondere aus einer Stelle des Ammianus Marcellinus [2]) hervor. Ammianus, indem er den Weg beschreibt, auf welchem Constantin's Obelisk in die Stadt gebracht wurde, läßt denselben durch die Porta Ostiensis und die Piscina Publica in den Circus Maximus gelangen; ein Weg, welcher augenscheinlich das Thor an seiner jetzigen Stelle voraussetzt. Indessen hat Honorius bei seiner allgemeinen Wiederherstellung der verfallenen Mauern das ostiensische Thor nicht übergehen können; und seiner Erneuerung, durch eine jetzt zerstörte Inschrift bezeugt, verdanken wir, was jetzt daran alt ist: die Unterbauten von Travertinquadern, welche die später an die Stellen der alten gesetzten Thürme tragen, sowie die Schwelle des Thores. Das Übrige ist spätere Ergänzung. Das Thor ist, wie die meisten ältern römischen, doppelt; von dem innern sieht man einen zweiten Bogen vermauert. Schon Procopius [3]) kennt es unter seinem jetzigen Namen,

2) A popular history and description of St. Paul's cathedral, with explanations of the monumental designs (London by Nichols and Son).

*) s. B. Arend Münzbuch (Hamburg 1636). S. 118. **) s. K. F. Zepernick, Die Capitels- und Sedisvacanzmünzen (Halle 1822). S. 163. B. F. de Gudeni, Recension und Beschreib. ꝛc. auserlesener Cabinetsthaler. Nr. 111. Hamburger histor. Remarques vom Jahre 1707. Nr. 18. v. Madai Thalercabinet. 1. Th. Nr. 832 fg. und die drei Fortsetzungen dieses Werkes. Monnoies en Arg. p. 40. 41.

1) Bunsen, Beschreibung von Rom. 1. Bd. S. 635 fg. 2) XVII. p. 92 ed. *Vales.* 3) Bell. Goth. III, 36.

jedoch waren, wie bei den übrigen Thoren, die von Heiligen ihre Namen erhielten, längere Zeit hindurch beide in Gebrauch. So erwähnt seiner der Anonymus von Einsiedeln unter dem Namen von Porta Ostiensis, Anastasius in den Lebensbeschreibungen der Päpste unter beiden abwechselnd. Eine Veranlassung mehr, daß der Name porta tri Pauli vorherrschend wurde, lag in dem Umstande, daß der große Säulengang, welcher zur Paulskirche führte, gleich beim Thore seinen Anfang nahm. Gegen Feinde, die, wie Totilas u. A., von dieser Seite in die Stadt dringen möchten, baute Paul III. eine Schanze, um den Zugang von Ostia her zu erschweren.

(*L. Urlichs.*)

PAULUS [1]) AEGINETA (Paul von Ägina), ein griechischer Arzt, von dessen Lebensumständen nur wenig bekannt ist. Wie sein Name zeigt war er auf der Insel Ägina geboren und die Zeit seiner Blüthe fällt während der Herrschaft des Constantinus Pogonatus (668—685 n. Chr.), wie dies aus einer Stelle des Abulpharagius [2]) erhellt, welcher gleich nach der Erzählung von der Einnahme Alexandriens durch Amru folgendes schreibt: E medicis autem, qui hoc tempore floruerunt, fuit *Paulus Aegineta* (Bulos al Aigianithi) medicus sua aetate celebris; insigniter autem peritus fuit in mulierum morbis, multumque illis curae impendit. Convenire ipsum solebant obstetrices et eum de rebus, quae mulieribus post partum acciderent, consulere, quibus respondere dignabatur et quid facerent in iis, de quibus quaesierant, indicare, unde eum *Alkawabeli* (obstetriciam) appellarunt. Scripsit librum de medicina in novem [3]) distinctum tractatus, quem transtulit (in Arabicum sermonem) *Honain Ibn Isaak* [4]) et librum de affectibus mulierum. Wo und durch wen Paulus seine ärztliche Bildung erhalten, läßt sich nicht mit Gewißheit ausmitteln, doch ist es wahrscheinlich, daß er zu Alexandrien studirte. Daß er sich wenigstens dort befunden, sagt er selbst (Lib. IV. c. 49. Vergl. c. 25. Lib. VII. c. 17) und der Beiname *ἰατροσοφιστής*, welchen er nach Labbeus (Bibl. nov. MSS. p. 126) auf einigen Manuscripten führt, scheint auf seine Schule hinzudeuten. Um seine Kenntnisse zu mehren und zugleich seine Kunst zu üben, befand er sich einen großen Theil seines Lebens auf Reisen, worauf auch die den Ausgaben seines Werkes voranstehenden Verse [5]) hinweisen; ob er aber der Reisen wegen den Beinamen *περιοδευτής* geführt, dürfte zu bezweifeln sein; vielmehr ist es wahrscheinlicher mit Menage (Amoenitat. juris c. 35) anzunehmen, daß er, wie so viele Ärzte, deswegen so genannt ward, weil er die Kranken in ihren Häusern aufsuchte und behandelte. Die Annahme Vogel's, daß Paulus auch in Latium seine Kunst geübt, beruht auf einem aus der lateinischen Übersetzung hervorgegangenen Irrthum, der sich freilich auch bei Haller findet. Dagegen lehrt die oben angeführte Stelle des Abulpharagius, daß Paulus vorzüglich und mit besonderm Glück in den unter der Herrschaft der Saracenen stehenden Ländern als Arzt, namentlich von Frauenkrankheiten, aufgetreten war. Die von Kasp. Barth in seinen Adversarien aufgestellte Meinung, daß er sich zur christlichen Religion bekannt, läßt sich nicht erweisen. Von seinen Schriften haben sich nur noch die *Ἐπιτομῆς (ἰατρικῆς) βιβλία ἑπτά*, ein Compendium der Medicin in sieben Büchern erhalten. Aus eigner Erfahrung hatte er das Bedürfniß einer gedrängten, aber vollständigen Übersicht der praktisch brauchbaren Regeln der Medicin kennen gelernt und daher theils zu eignem Gebrauch, theils auch für Andere aus den besten ärztlichen Schriften einen kernigen Auszug gefertigt, wobei er namentlich die *συναγωγαὶ ἰατρικαί* des Oribasius, die Sammlung des Aëtius, die Schriften des Galenus und Alexander von Tralles zum Grunde legte, deren Angaben er oft wörtlich anführt, gleichzeitig aber auch aus seiner eignen reichen Erfahrung Mittheilungen machte, wie er dies alles in der sehr bescheiden geschriebenen Vorrede angibt. Das erste Buch dieses Compendiums enthält die Hygiene, das zweite handelt die Fieber ab, das dritte die örtlichen innern Krankheiten, in der damals gewöhnlichen Reihenfolge vom Kopf bis zu den Füßen, das vierte Buch stellt die äußern, nicht auf einen bestimmten Theil beschränkten Fehler, das fünfte die Vergiftungen, das sechste die Chirurgie der Weichtheile und Knochen dar. Im siebenten Buche gibt er eine Arzneimittellehre, da er, wie er selbst sagt, um die Darstellung nicht zu sehr zu unterbrechen, in den frühern Büchern die Medicamente nur kurz erwähnt habe. Als Anhang folgt eine Auswahl zusammengesetzter Receptformeln und die Lehre vom Maß und Gewicht. Das Ganze zeichnet sich durch eine logische Ordnung und klare, concise Darstellung aus. Von besonderem Werthe ist das sechste Buch oder die Chirurgie, da wir nirgends so vollständig im Zusammenhange die Kenntnisse der Alten dargelegt finden als hier, denn selbst Celsus steht hier, wie R. A. Vogel [6]) gezeigt hat, in mehrfacher Beziehung hinter ihm zurück, was bereits früher schon Fabricius ab Aqua pendente, dessen Lieblingsschriftsteller er war, erkannte. Ausgaben besitzen wir von dem griechischen Texte nur zwei: 1) *Παύλου Αἰγινήτου ἰάτρου ἀρίστου βίβλια ἑπτά.* (Venet. in aed. *Aldi* et *Andr. Asulani* 1528. Fol.) [7]). 2) Pauli Ae-

1) Vgl. auch Paullus, was die richtigere Schreibart ist, und Paul. 2) Historia orientalis arab. edit. et latine conversa ab Ed. *Pocockio.* (Oxon. 1672. 4.) p. 114. Suidas sagt: *Παῦλος Αἰγινήτης ἰατρός. ἔγραψεν ἰατρικὰ βιβλία διάφορα.* 3) Fabricius (Bibl. graec. T. XIII. p. 576) bemerkt hierzu: Videntur Arabes librum sextum et septimum, qui prioribus longe prolixiores sunt, unumquemque in binos distinxisse, was um so wahrscheinlicher ist, als Paulus selbst das sechste Buch in zwei Abschnitte theilt. 4) Vergl. *Herbelot*, Bibl. oriental. pag. 456. Fabricius (l. c.) vermuthet, daß die Versio barbara, welche J. G. Schenk (Bibl. med. p. 433) erwähnt, nach dieser arabischen Übersetzung gefertigt sei. Eine andere arabische Übersetzung befand sich nach Haller in der Bibliothek des Fürsten Cantacuzenus. 5) *Παύλου πόνον με γνῶθι τοῦ γῆς τὸ πλέον Διαθραμόντος φύντος ἐκ γῆς Αἰγίνης.*

6) De Pauli Aeginetae meritis in medicinam imprimisque chirurgiam Prolus. I. II. (Götting. 1768. 4.). 7) In einem Exemplare dieser Ausgabe hatte Jos. Scaliger aus einem Manuscript eine Menge Emendationen und Zusätze beigeschrieben, vermachte dasselbe testamentarisch an Al. Everhard Vorstius, von dem es Marq. Gudius und von diesem Fabricius (Biblioth. Graec. T.

ginetae libri septem graece collatione vetustissimorum exemplarium emendati et restituti nec non aliquot locis aucti. (Basil. 1538 apud *A. Cratandrum*. Der Herausgeber war H. Gemuſäus.) Eine für die Kühn'ſche Sammlung der alten Ärzte beſtimmte Ausgabe von Kurt Sprengel kam nicht zu Stande. Lateiniſche Überſetzungen erſchienen mehre; die erſte von Albanus Torinus (Basil. 1532. Fol. 1538. 4. 1546. 8. 1551. 8.); von J. Guinterus Andernacenſis (Paris 1532. Fol. Colön. 1534. Fol. Argentorat. 1542. Fol., mit Commentar Venet. 1542. 8. Lugd. 1551. 8., zugleich mit Jac. Goupyl's Bemerkungen Venet. 1553. 8., Lugd. 1567. 8., mit Guinter's, Cornarius', Goupyl's und Dalechamp's Commentaren (Lugd. 1589. 8.); von Janus Cornarius (Basil. 1556. Fol.) mit Commentar, Dolabellarum libri septem. Einzeln erſchien das erſte Buch lateiniſch von G. Copus (Paris 1510. 4. und öfter), das zweite von R. Dodonäus (Colon. 1546. 8.), das ſechſte von J. Bern. Felicianus (Basil. 1533. Fol.), das ſiebente von Otto Brunfels (Argentor. 1531. 8.). Franzöſiſch erſchien nur das ſechſte Buch von Pierre Tolet (Lyon 1539. 12.). Eine engliſche Überſetzung des ganzen Werkes: The medical works of Paulus Aegineta, the greec physician, translated into English; with a copious commentary, containing a comprehensive view of the knowledge posseded by the Greeks, Romans and Arabians, on all subjects connected with medicine and surgery. Vol. I. by *Francis Adams* (Lond. 1834. gr. 8., enthält die erſten drei Bücher, mit weitläufigem Commentar). Erläuterungsſchriften: *H. Eggeling*, Disp. qua quanta ex lectione Pauli Aeginetae utilitas speranda sit, declarat. (Francof. ad Viadr. 1541. 8.) *Cph. Oroscii* (de Horozco) Annotationes in interpretes P. Aeg. (Venet. 1536. Fol., gegen Torinus und Guinter). *H. Gemusaei* annotationes in libros P. Aeg. omnes. (Basil. 1543. Fol.) *Alb. Torini*, Epistola ad Andernacum apologetica cum ejus versionis reprehensione, Graecorum ex Oroscio emendatione. (Basil. 1539. 8.) *Nic. Rorarii*, Contradictiones, dubia et paradoxa in libros Hippocratis, Celsi, Galeni, Aëtii, Aeginetae, Avicennae, cum eorundem conciliationibus (Venet. 1566. 8. S. 560—573). Vergl. die Geſchichtswerke von Freind, Sprengel und Hecker, ſowie Haller's Bibliotheca chirurgica und medico-practica. Das von Abulpharagius (a. a. O.) erwähnte Werk des Paulus über die Krankheiten der Frauen iſt verloren gegangen. Über ſeine geburtshilflichen Anſichten vergl. Ed. Kasp. Jac. von Siebold, Geſch. der Geburtshilfe. 1. Bd. (Berlin 1839) S. 232—239. (*J. Rosenbaum.*)

Hier erwähnen wir auch einen älteren Arzt des Namens Paulus, aus deſſen Schrift „über die beim Aderlaß anzuwendende Vorſicht, περὶ τῆς ἐν τῇ φλεβοτομίᾳ ἐπισκέψεως“ uns Galen in ſeiner Schrift περὶ φλεβοτομ. VIII, 900. Chart. XIX. p. 525 sq. *Kühn.* ein Excerpt gegeben hat. (*H.*)

PAULUS aus Alexandrien, ein Aſtrolog, der nach Einigen gegen Ende des vierten, nach Andern im neunten, nach noch Anderer Angabe gar erſt um die Mitte des zwölften Jahrhunderts unſerer Zeitrechnung lebte. Ein Werk von ihm über die Kunſt Nativitäten zu ſtellen (εἰσαγωγὴ εἰς τὴν ἀπολεσματικήν) hat der Profeſſor der Mathematik, Andr. Schato, im J. 1588 zu Wittenberg in Quart, zugleich mit griechiſchen Scholien eines unbekannten Verfaſſers darüber, herausgegeben. (*Gartz.*)

PAULUS, der Apoſtel Jeſu Chriſti, und thätigſter Verbreiter des Chriſtenthums in der Heidenwelt, war ein geborner Jude aus dem Stamme Benjamin (Phil. III, 5. Rom. XI, 1), aber kein Paläſtinenſer, ſondern aus Tarſus in Cilicien (Act. IX, 11. XXI, 39. XXII, 3); wahrſcheinlich waren indeſſen ſeine Ältern noch nicht lange dorthin gezogen, denn er hatte zu Jeruſalem einen Schweſterſohn anſäſſig (Act. XXIII, 16). Hiernach iſt alſo die Angabe des Hieronymus (Catal. c. 5), daß Paulus in einer kleinen galiläiſchen Stadt Giſchala geboren ſei, falſch; vielleicht mochten aber ſeine Ältern ſich dort wirklich einige Zeit bei ihrer Auswanderung aus Paläſtina aufgehalten haben. Wie dieſelben zu dem römiſchen Bürgerrecht gekommen waren, ob durch Kauf, oder durch ein Verdienſt der Vorfahren um den römiſchen Staat, iſt nicht auszumachen; indeſſen hatte er darauf als geborner Tarſenſer noch keinen Anſpruch, wie man wol vermuthet hat. Von ſeinen übrigen Familienverhältniſſen iſt nur bekannt, daß er unverheirathet war (1 Cor. VII, 8. cf. IX, 5); daß er aber eine von ihm bekehrte Jungfrau, Thecla, eine Zeit lang als Begleiterin mit ſich umhergeführt habe, gehört nur der ſpätern Sage an. Sein jüdiſcher Name Saul שָׁאוּל desideratus (Act. VII, 58), berechtigt vielleicht zu dem Schluſſe, in ihm einen Spätgebornen zu vermuthen. Als Chriſt führt er den römiſchen Namen Paulus, zuerſt Act. XIII, 9, ſo nennt er ſelbſt ſich in den Briefen, und wird ebenfalls 2 Petr. III, 15 ſo bezeichnet. Der Grund dieſes Namenswechſels wird zwar von dem Berichterſtatter Lucas nicht angegeben; aber man muß darin mit Sicherheit den Einfluß der jüdiſchen Sitte erblicken, daß ſie, ſobald ſie mit Heiden in Verkehr traten, ſich zu ſolcher Namensveränderung verſtanden, entweder durch einfache Umformung, aus Jeſus — Jaſon, aus Silas — Silvanus, oder durch völligen Namenstauſch, aus Hillel — Pollio, aus Onias — Menelaus. Bei Paulus war eine ſolche Namensveränderung noch mehr durch ſeinen Übertritt zum Chriſtenthume begründet; die Angabe des Hieronymus, daß er dieſen Namen zu Ehren ſeines Schülers, des von ihm bekehrten Statthalters von Cypern, Sergius Paulus (Act. XIII, 7), angenommen habe, iſt wol nur als bloße Vermuthung der

XIII. p. 577) erhielt. Jetzt befindet ſich daſſelbe auf der Univerſitätsbibliothek zu Kopenhagen. C. G. Kühn erhielt eine Abſchrift der Zuſätze durch Bloch's Vermittelung und hielt ſie Anfangs für von Paulus ſelbſt ausgegangen, überzeugte ſich aber bald, daß ſie neuern Urſprungs und beſonders aus Dioſcorides und Aëtius genommen ſind, ohne daß dieſe jedoch genannt würden. Vgl. *C. G. Kühn*, Progr. de additamentis quibusdam, quae in cod. msto. *Pauli Aeginetae* a *Scaligero* reperta fuerunt, num ad huius medici secundam editionem, ab auctore ipso factam, concludi possit quaeritur. (Lips. 1828. 4.)

spätern Zeit zu betrachten, da wirklich Lucas V. 9 dicht nach dem Berichte jener Bekehrung den Namenswechsel markirt: Lehrer pflegen doch nicht die Namen von ihren Jüngern anzunehmen.

Seine Vaterstadt Tarsus, Hauptstadt Ciliciens am Flusse Cydnus, war ein Sitz griechischer Wissenschaft und wetteiferte darin mit Athen und Alexandrien (*Strab.* Geogr. L. XIV. c. 5). Paulus hat deshalb richtige Begriffe vom römischen Recht, und auch einen Anflug von griechischer Bildung; so citirt er eine Stelle aus dem Menander 1 Cor. XV, 33, aus Epimenides Tit. I, 12, aus Aratus Act. XVII, 28. Doch gebe man auf diese Bekanntschaft mit griechischer Literatur ja nicht zu viel; die beiden ersten Stellen erscheinen ganz als sprüchwörtliche Sentenzen, die er sehr gelegentlich aufgefaßt haben konnte; die dritte ist freilich ein ausdrückliches Citat von nicht eben proverbieller Haltung; doch ist durch bloße Bekanntschaft mit dem Vers eines einheimischen Dichters (auch Aratus war aus Cilicien) schwerlich schon eine eigentlich classische Bildung des Apostels erwiesen: sein ganzes Auftreten ist überwiegend jüdisch-pharisäisch. Nach jüdischem Herkommen mußte, auch wer sich mit rabbinischen Studien befaßte, doch ein Handwerk lernen, und zwar nicht blos des Lebensunterhalts wegen, sondern auch um den Geist praktisch zu erhalten, und vor leerer Contemplation zu bewahren. So war Paulus ein *σκηνοποιός* (Act. XVIII, 3). Das Lutherische „Teppichwirker" ist unbegründet; noch weniger ist mit Michaelis an Verfertigen von Geräthschaften für die Scene zu denken, da das Theater den Juden profan war. Vielmehr erklärt sein Vaterland Cilicien Alles: aus dem Haar der dort einheimischen langhaarigen Ziegen verfertigte man ein grobes Tuch zu Zelten für Krieger und Reisende (*Vegetius*, De re militari. IV, 6), und mit diesem nationalen Handwerk „eines Zeltwebers" verdiente sich Paulus auch auf den Missionsreisen seinen Unterhalt (Act. XVIII, 3), um nicht durch Ansprechen seiner Bekehrten lästig zu werden. Seiner eignen Angabe nach ist er in Jerusalem auferzogen (*ἀνατεθραμμένος*) (Act. XXII, 3); dies ist wol von seiner Bildung zum Rabbi oder Gesetzeskundigen zu verstehen, und darnach etwa der Zeitpunkt zu ermitteln, wann er Tarsus mit Jerusalem vertauscht hat. Für eigentliche Knabenbildung fehlten in der Hauptstadt die Anstalten, und war dieselbe dem Familienunterricht überlassen: dagegen war das zehnte Lebensjahr herkömmlich als Beginn des Gesetzesstudiums, und dürfte er um diese Zeit, oder bald nachher, zum Unterricht in die Hauptstadt gegeben sein. Jedenfalls ist die Annahme Eichhorn's, der ihn erst im 30. Jahre die Reise dorthin antreten läßt, viel zu spät; Paulus heißt ja bei dem Märtyrertode des Stephanus (Act. VII, 58) noch *νεανίας*, was bis zum 30. Jahre einschließlich gilt; er müßte also kurz vorher erst zur Hauptstadt gekommen sein, wobei fast gar keine Zeit für seine pharisäische Bildung übrigbleiben würde. Der Unterricht in den Rabinenschulen bezog sich ausschließlich auf Erklärung des alten Testaments, um daraus theils die rituellen und juridischen Bestimmungen abzuleiten, theils die ethischen und dogmatischen Lehrsätze daran zu knüpfen. Die umfassende Schriftkunde des Apostels Paulus erhellt am besten aus den zahlreichen Citaten in seinen Briefen; Koppe zählt deren, freilich mit Einschluß des Hebräerbriefs, achtundachtzig, und beiweitem die Mehrzahl derselben, ja nach den Ansichten Mancher, alle Citate erscheinen als Anführungen unmittelbar aus dem hebräischen Text, und nicht aus der Übersetzung der LXX. Die Schule des Gamaliel, in welcher Paulus gebildet ward, zeichnete sich nicht blos durch Frömmigkeit und Sittlichkeit aus, woher sich das hohe Ansehen des Lehrers beim Volke (Act. V, 34 *τίμιος παντὶ τῷ λαῷ*) erklärt, sondern verfolgte zugleich eine für die damalige Stellung der Pharisäer ausgezeichnet freisinnige Tendenz. Die übereinstimmenden Nachrichten der Rabbinen legen dem Gamaliel sogar eine Bekanntschaft mit griechischer Weisheit bei, worunter unstreitig jene alexandrinische Bildung verstanden ist, die sich aus Platonischer Speculation und jüdischem Offenbarungsglauben zusammensetzte; nur aus solcher mehr liberalen Ansicht erklärt sich auch das milde Urtheil Gamaliel's über das aufkeimende Christenthum (Act. V, 38. 39), das sonst in dem Munde eines Pharisäers gewiß unerhört sein müßte. Es mag auffallend scheinen, wie Paulus grade in der Schule eines so milden Lehrers zu jenem Zelotismus ausgebildet werden konnte, den er bei seiner ersten Berührung mit dem Christenthume kund gibt; dennoch erklärt sich dies aus der so viel innigern Anhänglichkeit am Gesetz, das ihn der Lehrer nicht auf eine geisttödtende Weise durch Buchstabendienst, sondern durch so viel eindringlichern Unterricht und Aufschließen der Geistesschätze daran verehren lehrte; ebendadurch war er aber auch auf das Trefflichste vorbereitet, das noch Größere, die Predigt von Christo, aufzunehmen, sobald sie ebenfalls seinem geistigen Verständnisse nahete.

Über den Charakter des Paulus, um ihn nach der üblichen Vierzahl der Temperamente zu bestimmen, sind mancherlei Ansichten aufgestellt: cholerisch ist er jedenfalls zu nennen, schon wegen seiner nach Außen gerichteten, auf Gewinnung und Umbildung der Umgebungen bedachten Wirksamkeit; aber es ist dabei auch der melancholische Zug nicht zu übersehen, der sich vorzugsweise in den Tiefen der Gemüthswelt ergehet, und dort jenen religiösen Ernst producirt, den er grade in der Außenwelt dann geltend zu machen sucht (vergl. Tholuck in Studien und Kritiken. 1835. 2. Heft. S. 380). Der cholerisch-melancholische Charakter ist grade der für bedeutende religiöse Leistungen geeignetste, sei es als Lehrer oder Reformator, und würden ein Augustin, Luther, die sich ganz in gleichen Anschauungen, wie Paulus, bewegten, dazu treffliche Parallelen herleihen. Über die äußere Gestalt des Paulus fehlen natürlich die zuverlässigen Nachrichten durchaus; doch ist eine Angabe aus der Mitte des vierten Jahrhunderts aus dem Pseudolucianischen Dialog Philopatris (c. 12), wo Paulus der Galiläer mit dem Kahlkopfe und der Adlernase heißt (*ἀναφαλαντίας* und *ἐπίρρινος*), dem Charakter nicht unangemessen, obgleich sie wol zunächst spöttisch gemeint ist; aus 2 Cor. X, 10 hat man seine Leibesgestalt als unansehnlich darthun wollen.

Bei seinem ersten Auftreten in der neutestamentlichen

Geschichte erscheint er als Zelot für das väterliche Gesetz. Der Begriff eines solchen ist zwar nicht streng zu bestimmen; dennoch standen ihm größere Rechte zu, oder wurden ihm wenigstens kühnere Schritte nachgesehen, als sonst mit der bürgerlichen Ordnung wol verträglich gewesen wäre. An dem tumultuarischen Verfahren gegen Stephanus hatte er den entschiedensten Antheil (Act. VII, 57), setzte dieselbe Verfolgung zu Jerusalem fort (VIII, 1 sq. Gal. I, 13) und erwirkte sich dazu Vollmachten vom Synedrium auch für die Umgegend (Act. IX, 2). Als er sich in dieser Absicht nach Damaskus begab, erfolgte seine so seltsame Umwandlung. Er selbst beschreibt sie durchaus als ein Wunder (Act. XXII, 5), als eine ihm von Außen gewordene Erscheinung Christi; seine Angabe (1 Cor. IX, 1), er habe Christum gesehen, ist ebenfalls wol nur auf dies Factum zu beziehen, und läßt sich weder durch ein früheres zufälliges Sehen Christi während seines irdischen Lebens, was recht wol stattgefunden haben mag, noch durch bloßes Eindringen in seine Lehre erklären; 1 Cor. XV, 8 stellt er sein Sehen des auferstandenen Christus, was ebenfalls wol nur auf jenes Erlebniß zu beziehen ist, den übrigen sichtbaren Erscheinungen des Auferstandenen völlig gleich. Daß außerdem hier etwas Außerordentliches stattgefunden haben mußte, ist am sichersten aus dem Erfolg abzunehmen, wodurch der so eben noch für das väterliche Gesetz glühende Zelot bei seiner Verfolgung gegen die neue Gemeinde, so augenblicklich in deren wärmsten Anhänger umgewandelt wurde. Dennoch kann die Geschichte einige Umstände geltend machen, die uns berechtigen, den Vorfall nicht blos als ein äußeres Factum, sondern weit mehr als ein psychologisches Ereigniß aufzufassen, das nur durch äußeres Zusammentreffen hervorgerufen war. Zunächst gibt es Abweichungen in den Berichten darüber; nach Lucas' Erzählung (Act. IX, 7) haben die Begleiter des Paulus nur Außerordentliches gehört, aber nichts gesehen; nach Paulus' Bericht (XXII, 9) nur gesehen, aber nichts gehört. Man hat diese Abweichungen in den Berichten wol damit entschuldigt, daß in der weitern Wiederholung der Erzählung leicht dergleichen Nebenumstände verschieden aufgefaßt und wiedergegeben werden könnten; allein daraus ist wenigstens der Schluß gerechtfertigt, daß wir darin schon nicht mehr eine treu constatirte Thatsache erblicken dürfen, also anderweitige Erklärungsversuche nicht durchaus abgeschnitten sind. Ferner darf man auf einige Momente aufmerksam machen, die das Factum als ein überwiegend innerliches zu betrachten gestatten. Bei der Abreise des Paulus nach Damaskus wird schwerlich der milde Lehrer Gamaliel unterlassen haben, seine Misbilligung gegen jene Gewaltschritte auszusprechen, was unmöglich anders als einen Stachel in der Seele des ihm so innig anhängenden Schülers zurücklassen mußte; ebenso war der Märtyrertod des Stephanus bei ihm noch in frischem Gedächtniß, dessen Todesfreudigkeit bei Paulus um so sicherer nicht ohne Erfolg bleiben konnte, je mehr dieser zu dem Protomartyr in einer unverkennbaren Geistesverwandtschaft stand. Zur Erwägung aller dieser in voller Frische bei ihm haftenden Eindrücke bot grade die Einsamkeit der Reise die beste Gelegenheit dar. Kam zu diesen in seinem Gemüthe wogenden Reflexionen, die er wol bisher nur durch die Thätigkeit des Verfolgers gewaltsam zurückgedrängt hatte, irgend ein äußeres Ereigniß, so dürfte der Erfolg hinreichend erklärt werden können, und grade er selbst nicht der zuverlässigste Beurtheiler darüber sein, was dabei inneres und was äußeres Factum war. Es muß zwar mislich bleiben, jedes neutestamentliche Wunder durch ein Gewitter zu erklären; allein wenn, wie hier, sogar die Schilderung selbst auf Feuer vom Himmel (φῶς ἐκ τοῦ οὐρανοῦ, Act. XXII, 6, οὐρανόθεν ὑπὲρ τὴν λαμπρότητα τοῦ ἡλίου περιλάμψαν με φῶς XXVI, 13) und auf gehörte Stimmen hindeutet: so dürfte es ebenso gewissenlos sein, eine so nahe liegende Erklärung ohne Weiteres von der Hand zu weisen. Durch Hinzutreten eines äußern Phänomens mußte die längst bei Paulus begonnene innere Umwandlung leicht zur Vollendung gelangen, wobei dann die Nachhilfe des Ananias in Damaskus ebenfalls nicht unthätig geblieben sein wird. Charaktere wie Paulus lieben ein Überspringen von einem Extrem ins andere, und wird von jetzt an der rastlose Eifer für das Christenthum ebenso erklärlich, als früher der wilde Haß gegen dasselbe. Mag man die äußere Erscheinung dabei mehr oder minder ins Wunderbare auszuführen sich gedrungen fühlen, auf keinen Fall darf der innere Vorgang dabei ausgeschlossen, oder auch nur blos als etwas erst von Außen her Gewirktes betrachtet werden; den psychologischen Charakter des Ereignisses leugnen deshalb auch Exegeten, wie Neander und Olshausen, nicht ab, obgleich sie die geschehene Umwandlung als eine unmittelbare Offenbarung an den Geist des Paulus, und die äußeren Facta mehr als Vorbereitung dazu aufzufassen geneigt sind.

Die geschehene Umwandlung machte ihn indessen nicht blos zu einem Anhänger der neuen Lehre, sondern da er, was er war, auch nur ganz sein konnte, widmete er sich sofort der rastlosesten Ausbreitung derselben, und trat den zuerst dazu berufenen Aposteln völlig an die Seite, ja übertraf sie beiweitem. Man kann fragen, woher hatte Paulus das Recht dazu, worauf gründete sich sein Apostelamt? und die Antwort muß um so viel mislicher werden, als man seine Bekehrung mehr zu einem blos psychologischen Factum herabgesetzt hatte, während die andere Auffassung, die darin die leibhafte Erscheinung Christi erblickt, auch sofort dadurch die Berufung des Apostels begründet. Ebendeshalb darf auch jene Bekehrung nicht als etwas Zufälliges, als ein ordinäres Gewitter gelten, sondern als ein in der Ökonomie des Christenthums recht eigentlich bedeutsames Factum, wodurch der innere Beruf, der bei Paulus doch jedenfalls die Hauptsache war (ἐν ἐμοὶ Gal. I, 16), seine äußere Legitimation erhielt. Etwas anderes ist es aber, zu fragen, woher Paulus seine eigentliche Kunde des Christenthums erhielt, sodaß seine, nicht ohne Eigenthümlichkeit neben der übrigen Apostel Lehre hergehende, Auffassung als wirkliche christliche Lehre wird gelten müssen. Auch dabei reicht es nicht aus, die ἀποκάλυψις, worauf er selbst sich so wiederholt beruft (Gal. I, 12. 16. Eph. III, 3), nur

auf die ihm bei jenem Phänomen zu Theil gewordene Gewißheit zu beziehen, daß Christus der im alten Testament verheißene Messias sei, sodaß er von dieser Grundlage aus durch Vertrautheit mit dem alten Testament, sich den übrigen Zusammenhang der christlichen Lehre durch eigene Consequenz ausgebildet hätte: sondern es bleibt hier stets eine weitere göttliche Einwirkung auf seinen Geist nothwendig, die unter den Begriff der Inspiration zu befassen ist. Der größte Gewinn, der übrigens aus seiner Arbeit für die neue Lehre erwuchs, bestand in dem Abwerfen des jüdischen Particularismus, von dem sich die übrigen Apostel, und der bedeutendste unter ihnen, Petrus, am wenigsten losmachen konnte. Bei dieser Überzeugung, daß das Christenthum mehr sein solle, als bloßes Judenthum, daß also auch den Heiden dazu der Eintritt offen stehe, ward Paulus trefflich grade durch die Art seiner Bekehrung unterstützt. Das Momentane dabei, wodurch bei ihm der Zusammenhang mit dem Judenthume wie mit einem Schlage vernichtet war, mußte ihm die Entdeckung leicht machen, daß ebenso auch im Ganzen die engen Grenzen des Judenthums antiquirt seien, und Christus nicht als jüdischer Messias, sondern als Heiland der Welt dastehe. Die Gültigkeit des Mosaischen Gesetzes auch für die aus dem Heidenthum Übertretenden gab dabei einen Differenzpunkt mit den eigentlichen Judenaposteln ab, der durch das ganze Leben des Apostels ihm vielfachen Kampf bereitete. Nicht blos traf ihn der Haß der palästinensischen Juden doppelt, die in ihm vor Allen den Abtrünnigen verfolgten, sondern selbst innerhalb der christlichen Kirche hatte er mit allen den Richtungen zu kämpfen, die sich nicht zu derselben christlichen Freiheit, wie er, erheben konnten; namentlich mit Petrus erhielt sich eine nicht unbedeutende Spannung. Dennoch führte er die Abrogation des jüdischen Gesetzes keineswegs mit schneidender Einseitigkeit durch, besonders in seinem Verhältniß zu schwachen Gemüthern (1 Cor. IX, 20); so wirkte er selbst mit bei Lösung jüdischer Gelübde (Act. XXI, 24 sq.); ließ seinen Schüler Timotheus beschneiden (XVI, 3), um den Engherzigern ein Ärgerniß zu ersparen; dagegen ließ er es auch an festem Auftreten nicht fehlen (Gal. II, 4), wo der jüdische Particularismus nicht sowol seine engherzige und befangene, als seine liebloſe und arglistige Seite hervorkehrte.

Eine äußerst verwickelte Aufgabe ist es, die Chronologie des Lebens Pauli auch nur einigermaßen festzustellen, weil eigentlich gar kein Anknüpfungspunkt gegeben und deshalb der Vermuthung offenes Feld verliehen ist; wie arg das Schwanken der Angaben sein muß, läßt sich schon daraus abnehmen, daß allein das Jahr der Bekehrung bald auf 31 n. Chr., bald auf 41, bald auf eins der sämmtlichen dazwischen liegenden Jahre verlegt wird, und für jede dieser Annahmen sich irgend etwas sagen läßt. Am einfachsten ist es, in der Apostelthätigkeit des Paulus die verschiedenen Reisen zu Grunde zu legen, deren sich vier bis fünf nach Jerusalem und drei zur Mission ins Heidenland zählen lassen.

Um das Jahr der Bekehrung des Apostels zu gewinnen, ist weiter nichts gegeben, als die bloße Vermuthung, wie viel Zeit nach dem Abscheiden Christi dies wol am passendsten angenommen werden könne; denn jede weitere Anknüpfung fehlt durchaus. Um den Zustand der Gemeinden so zu gestalten, wie er sich bei der Verfolgung des Stephanus zeigt, reichten gewiß einige Jahre hin; etwa 35 n. Chr. wird deshalb die Bekehrung des Apostels wenigstens nicht zu früh gesetzt werden, doch eine andere Rechtfertigung dafür, als daß sich die Berechnung so wird gut durchführen lassen, ist nicht beizubringen. Mit mehr Wahrscheinlichkeit läßt sich aber das Ende der Wirksamkeit Pauli aufsuchen. Der Brand Roms und die Christenverfolgung unter Nero liegt im Juli 64 (*Tac.* Annal. XV, 41); beides wird in den Acten nicht mehr erwähnt, und es ist wahrscheinlich, daß dieselben dicht vorher schließen, ja der Verfasser vielleicht selbst durch jene Umstände verhindert ist, dieselben noch in den Bericht aufzunehmen. Schließen die Acta also etwa 63, und war Paulus damals zwei Jahre gefangen (XXVIII, 30), so mußte er im Frühjahre 61 in Rom angekommen sein, war also deportirt aus Palästina Herbst 60. Einigermaßen wird dies dadurch bestätigt, daß etwa im Sommer 60 Festus in Palästina eingetroffen ist (Act. XXIV, 27), obgleich sich der Zeitpunkt nicht zu völliger Evidenz erheben lassen wird. Damals dauerte die Gefangenschaft des Apostels ebenfalls schon zwei Jahre; also trifft seine Verhaftung 58. Alle übrige Umstände, die man wol noch in die Berechnung aufgenommen hat, entbehren der festen Begründung; namentlich mit der Flucht des Apostels aus Damaskus (Act. IX, 25, vergl. 2 Cor. XI, 32 sq.) ist nichts anzufangen, da die Besetzung der Stadt durch den König Aretas nicht herausgerechnet werden kann. Zwischen 35, als Jahr der Bekehrung, und 58, der Verhaftung, werden also die aus den Berichten bekannten Vorfälle einzufügen sein, und der Beweis der richtigen Rechnung am besten darin liegen, wenn Alles sich so ziemlich fügt.

Die Reisen des Apostels zur Hauptstadt nach seiner Bekehrung leiden noch an einer besondern Schwierigkeit, weil seine eigenen Angaben im Galaterbriefe mit dem Berichte des Lucas in den Acten nicht übereinstimmen. Letzterer zählt deren drei; die erste (Act. IX, 26) bald nach der Bekehrung und zwar nach jener Flucht aus Damaskus; die zweite (XI, 30. XII, 25) in Begleitung des Barnabas zur Überbringung einer während der Hungersnoth gesammelten Beisteuer; sie heiße deshalb die Collectenreise; endlich die dritte (XV, 2) zum Convente der Apostel; sie möge daher die Synodalreise genannt werden. Dagegen gibt Paulus selbst für diese Zeit nur überhaupt zwei Reisen nach Jerusalem an (Gal. I, 18 und II, 1). Indessen der Widerspruch läßt sich heben, wenn man beachtet, daß Paulus im Galaterbriefe nicht chronologisch berichten, sondern sich nur über sein Verhältniß zu den übrigen Aposteln rechtfertigen will, inwieweit er seine christliche Überzeugung in Abhängigkeit von denselben ausgebildet habe. Er konnte also dabei recht gut eine solche Reise übergehen, bei der es sich nicht um Ausbildung der Lehre, sondern um andere, mehr äußerliche Zwecke handelte; und dies gilt am meisten von der Collectenreise, wo er nur als Überbringer der eingesammel-

ten Summen, nicht aber nach persönlicher oder amtlicher Stellung aufgetreten war. Die Annahme hat also nichts gegen sich, daß er (Gal. I, 18) die erste Reise (Act. IX, 26) meint, dagegen die Collectenreise übergeht, und (Gal. II, 1) die Synodalreise (Act. XV, 2) bezeichnet. Die von Keil vertheidigte Ansicht, die umgekehrt letztere mit der Collectenreise zusammenfallen läßt, leidet an anderweitigen Schwierigkeiten. Von jenen drei Reisen nach Jerusalem läßt sich übrigens nur die Collectenreise einigermaßen durch äußere Zeugnisse festsetzen, nämlich nach der Hungersnoth, die Palästina 44 betraf (*Joseph.* Archaeol. XX. c. 2. §. 5), womit auch der Act. XII, 23 berichtete Tod des Königs Herodes Agrippa 44 ziemlich übereinstimmt, der etwa gleichzeitig mit der Ankunft des Paulus fiel. Noch ein anderer Übelstand bei Berechnung dieser Reisen zur Hauptstadt liegt darin, daß man für die drei Jahre, wornach er die erste Reise setzt (Gal. I, 18), und für die vierzehn Jahre der Synodalreise (II, 1) den terminus a quo nicht genau bestimmen kann; namentlich ob er die letzten 14 Jahre wiederum von seiner Bekehrung, oder vor jener ersten Reise an berechnet: doch ist Letzteres das Wahrscheinliche; wenn Facta als nach einander liegend aufgezählt werden, ist die Annahme immer die einfachste, daß die angegebenen Jahre als dazwischen liegende Intervallen betrachtet werden. Setzen wir nun also die Bekehrung 35, so fällt die erste Reise nach Jerusalem (Act. IX, 26. Gal. I, 18) drei Jahre nachher, 38; die Collectenreise nach dem oben Ausgemachten 44, die Synodalreise (Act. XI, 30. Gal. II, 1) vierzehn Jahre nach der ersten Reise, also 52. Dazu kann dann noch eine Pfingstreise kommen, wozu aber nur der Wunsch ausgedrückt ist (Act. XVIII, 26), und endlich die letzte Reise zur Hauptstadt, die mit der Gefangenschaft endigte (Act. XXI, 17).

Zwischen diese Reisen nach Jerusalem fallen nun drei große Missionsreisen ins Heidenland, wofür jedesmal Antiochien der Ausgangs- und Endpunkt ist.

Die erste Missionsreise fällt zwischen die Collecten- und Synodalreise, dicht nach der erstern, also 45. Barnabas holt den Apostel aus Tarsus ab, und führt ihn, der sichtbar eine gewisse Scheu vor dem Zusammentreffen mit den übrigen Aposteln hegte, in seinen Wirkungskreis ein; der Vetter des Barnabas, Johannes Marcus, schließt sich an; in Cypern bekehren sie den Proconsul Sergius Paulus; Rückkehr nach Kleinasien; Johannes Marcus trennt sich von ihnen (Act. XIII, 13); Rückkehr nach Antiochien (XIV, 26) etwa 49.

Zweite Missionsreise gleich nach der Rückkehr von der Synode (Act. XV, 36), etwa 52; Paulus weigert sich, den Johannes Marcus wieder mitzunehmen, da er sie früher verlassen hatte (XV, 38). Barnabas trennt sich darüber von Paulus, und dieser nimmt den Silas und Timotheus als Gehilfen an; in Troas findet er den Lucas, der von jetzt an sich in den Bericht mit einschließt durch das communicative wir (Act. XVI, 10). Eine Vision bestimmt den Apostel nach Europa hinüberzugehen; Lucas bleibt in Philippi; Paulus geht nach Thessalonich, Berba, Athen, Korinth, wo er mit Lucas wieder zusammentrifft und 1½ Jahr verweilt bei dem aus Rom vertriebenen Aquilas und der Priscilla (Act. XVIII, 2); leider fehlt uns wiederum das Jahr dieser Judenverfolgung unter Claudius, wahrscheinlich 52 (*Tacit.* Ann. XII, 52); Paulus ist dann etwa 53 mit ihnen zusammengetroffen. Hierher fallen die beiden Thessalonicherbriefe, die frühesten unter allen Paulinischen, da sie noch mit sehr unausgebildeten Ansichten über die nahe Wiederkehr Christi angefüllt sind. Auf der Rückreise von da nach Antiochien berührt er vielleicht Kreta, und läßt daselbst den Titus zurück, an den er von Ephesus durch Apollos den Brief sendet, doch unterliegt dies noch besondern Schwierigkeiten; vergl. unten. In Ephesus faßt er den Entschluß zum Pfingstfeste nach Jerusalem zu gehen. Ankunft in Antiochien Sommer 54 (Act. XVIII, 22).

Die dritte Missionsreise beginnt dicht hernach (Act. XVIII, 23), etwa Herbst 54; sie führt durch Kleinasien nach Ephesus, wo er zwei Jahre bleibt, bis 56 (XIX, 10); Brief an die Galater; aus Ephesus vertreibt ihn der Aufstand des Silberarbeiters Demetrius; vorher erster Brief an die Korinthier; Reise nach Macedonien; drei Monate in Hellas (XX, 2); erster Brief an den Timotheus, der in Ephesus geblieben war, sofern die Echtheit des Schreibens behauptet werden kann; zweiter Brief an die Korinthier, dem er selbst bald nachfolgt; Winteraufenthalt zu Korinth; Brief an die Römer; Rückkehr durch Macedonien, über Philippi nach Troas, Ostern 58 (XX, 6); zu Schiffe nach Ptolemais, und über Cäsarea zum Pfingstfest nach Jerusalem 58 (XXI, 17), wo die Gefangenschaft beginnt. Da er hier sein römisches Bürgerrecht geltend machte durch Provocation an den Kaiser, so erfolgte seine Deportationsreise nach Rom, Herbst 60; in die Zeit der dortigen Gefangenschaft fällt der Brief an die Epheser, dann nach Ankunft des Timotheus das Schreiben an die Kolosser, den Philemon, ferner an die Philipper, und nachdem Timotheus wieder abgereist ist, der zweite Brief an ihn, der späteste unter allen Paulinischen Briefen.

Doch grade dieser zweite Timotheusbrief verwickelt uns rücksichtlich der letzten Schicksale des Paulus wieder in ein Labyrinth von Schwierigkeiten. Nimmt man an, daß dicht nach dem Schlusse der Acten die Neronische Verfolgung eintrat, Lucas selbst vielleicht als Opfer derselben verhindert ist, den Bericht weiter zu führen, so bleibt nichts so wahrscheinlich, als daß auch Paulus derselben erlegen ist, und sein Tod also 64 fällt; er befand sich damals in der Gefangenschaft zu Rom, galt als Haupt der Sekte, auf welche Nero den Verdacht der Einäscherung der Stadt wälzte; es ist undenkbar, daß Paulus von der Grausamkeit verschont geblieben wäre. Statt dessen sagen nun ganz alte Nachrichten aus, daß Paulus aus jener Gefangenschaft freigekommen, neue Missionsreisen, namentlich nach Spanien, unternommen habe, doch abermals gefangen nach Rom gebracht und in dieser zweiten Gefangenschaft hingerichtet sei. Lassen wir dabei auch die Berichte des Eusebius aus dem vierten Jahrhundert (*Euseb.* hist. eccl. II, 22) außer Acht, weil er jene zweite Gefangenschaft nur als eine Sage berichtet (λόγος

ἔχει) und sich auch selbst wol in der Neronischen Verfolgung geirrt haben mag, die er in das dreizehnte Jahr des Nero verlegt, während sie nach Tacitus in das zehnte gehört, sodaß er gern die Freilassung des Paulus einschob, um den Zeitraum von der ersten Deportation nach Rom, 61 bis etwa 67 oder 68, auszufüllen: so bleiben doch für jene zweite Gefangenschaft andere Autoritäten übrig, die nicht so leicht beseitigt werden können. Dionysius von Korinth um 170 (bei *Euseb.* II, 25) läßt ihn von Rom nach Korinth ziehen, und gemeinschaftlich mit Petrus dorthin zum Märtyrertode zurückkehren. Am gewichtvollsten bleibt aber die Angabe des römischen Clemens in seinem unstreitig echten Briefe nach Korinth; er als Römer mußte am Besten über die letzten Schicksale des Apostels unterrichtet sein, und grade er schreibt §. 5, daß Paulus im Orient und Occident gepredigt (κήρυξ γενόμενος ἐν τῇ ἀνατολῇ καὶ ἐν τῇ δύσει), daß er die ganze Welt Gerechtigkeit gelehrt (δικαιοσύνην διδάξας ὅλον τὸν κόσμον), sich ans Ende des Occidents begeben habe (καὶ ἐπὶ τὸ τέρμα τῆς δύσεως ἐλθών), abgeschieden sei (καὶ μαρτυρήσας ἐπὶ τῶν ἡγουμένων οὕτως ἀπηλλάγη τοῦ κόσμου). Es hängt dabei Alles von der Erklärung des τέρμα τῆς δύσεως ab, das nach unbefangener Auffassung nichts anderes als Spanien sein kann, und dadurch wäre eine erfolgte Freilassung und zweite Gefangenschaft erwiesen. Abgesehen von der allerdings etwas declamatorischen Erzählungsweise des Clemens hat man eingewandt, daß eine Grenze des Occidents auch schon da liege, wo derselbe an den Orient stößt, daß also für die Leser des Briefs in Korinth schon recht gut Italien damit bezeichnet werden könne. Allein mit Recht hat Neander dagegen bemerkt, daß diese Auffassung, wenn auch die Worte an sich so verstanden werden könnten, wenigstens in jenem Zusammenhange unmöglich sei. Wenn Clemens vorher den Apostel im Abend- und Morgenlande, ja in der ganzen Welt thätig sein läßt, so kann durchaus die Grenze des Abendlandes, die er zuletzt beifügt, nicht die Schwelle desselben bedeuten, wo man in dasselbe eben nur eintritt. Gewiß bleibt demnach, daß Clemens eine Missionsreise des Apostels in das fernere Westland habe erzählen wollen. Aber man beachte dabei die declamatorische Haltung der Stelle: wenn Clemens hier berichten konnte, Paulus habe die ganze Welt ὅλον τὸν κόσμον mit seiner Lehre durchzogen, so wird er es auch mit dem daran geknüpften Ausdruck, er sei bis an die äußerste Westgrenze vorgedrungen, nicht allzu genau genommen haben, zumal wenn ihm aus Rom. XV, 28 der sehnliche Wunsch des Apostels bekannt war, die Predigt auch nach Spanien überzutragen. Dazu kommt noch die Schwierigkeit, die spanische Reise in die Zeit, welche zwischen den beiden Gefangenschaften angenommen werden dürfte, unterzubringen. Entlassen aus der ersten Haft müßte er etwa Frühjahr 64 sein, da die Acten schließen, ohne der Freilassung zu erwähnen, dagegen bei Eintritt der Neronischen Verfolgung 14. Cal. Sextil. er schon Rom verlassen haben mußte, wenn er nicht früher ein Opfer der Verfolgung werden sollte. Nun sprechen aber alle übrige Zeugnisse, die für die zweite Gefangenschaft aufgeführt zu werden pflegen, sämmtlich von einer Reise nach Osten: Dionysius von Korinth läßt ihn von dieser Stadt aus mit Petrus nach Rom ziehen; die Argumente aus dem zweiten Briefe an den Timotheus kommen sämmtlich darauf hinaus, daß mehre Stellen den Eindruck machen, als sei Paulus noch kurz zuvor mit Timotheus in Kleinasien zusammengewesen; geht man auf diese, am scharfsinnigsten von Neander durchgeführte Beweisart ein, so wird ebendadurch die Autorität des Clemens umgestoßen, der ihn vor der Verhaftung an das äußerste Ende von Spanien schicken will. Das durchaus Declamatorische in dem Berichte des Clemens ist hiernach nicht zweifelhaft, und deshalb unbeweisend. Eine Combinirung beider Reisen während der Freilassung, selbst wenn man auch die spanische Reise zuerst, und nach ihr die asiatische setzen wollte, wird auch dadurch schwierig, daß er in beiden Fällen doch wahrscheinlich wieder Rom berührt haben müßte, es wenigstens schwerlich absichtlich vermieden hätte, und dann der einmal angebrochenen Verfolgung durch Nero, grade als Haupt der christlichen Partei wol hätte erliegen müssen. Dagegen ist nun nicht abzuläugnen, daß der zweite Brief an den Timotheus allerdings am leichtesten durch jene Hypothese von einer Freilassung und nochmaligen Verhaftung erledigt werden kann. Paulus fodert den Timotheus auf, zu ihm zu kommen, während er doch in der ersten Gefangenschaft wirklich bei ihm war; als Einladung für ebendiese Gegenwart kann aber deshalb der Brief nicht wohl gelten, weil darin Umstände ausgeführt werden, wie sie nur für die letzte Zeit seiner Gefangenschaft passen, er sieht dem Märtyrertode entgegen, während frühere Briefe aus Rom die besten Hoffnungen enthalten. Auch sonst fehlt es darin nicht an Andeutungen, daß er vor Kurzem noch mit dem Timotheus in Kleinasien persönlich verkehrt habe; er trägt ihm auf, zurückgelassene Effecten, Mantel, Bücher, Pergamentrollen aus Troas mitzubringen; waren dieselben vor der ersten Gefangenschaft dort geblieben, so liegt jetzt ein Zeitraum von vier bis sechs Jahren dazwischen, während Alles sich viel einfacher löset, wenn man annimmt, daß Paulus kurz vorher in Kleinasien gewesen ist, und seinen gewöhnlichen Weg von Troas über Macedonien, Achaja ins Abendland genommen habe. Am besten bleibt es einzuräumen, daß die einzelnen Situationen, wie sie der zweite Timotheusbrief voraussetzt, nicht völlig von uns gehörigen Orts eingefügt werden können. Da aber durch Resultate, wie sie aus diesem entlehnt werden mögen, ausdrücklich die Autorität des Clemens von Rom wieder aufgehoben wird, so bleibt es mislich, die ganze Hypothese lediglich auf die Autorität des zweiten Timotheusbriefes zu gründen, der doch auch anderweitig von der Kritik Anfechtungen zu dulden hat, wenn auch nicht in dem Maße, wie der erste. Das Ende des Paulus in der Neronischen Verfolgung bleibt hiernach beiweitem das Wahrscheinlichste. Über des Apostels Lebensumstände überhaupt ist zu vergleichen: *Hm. Witsii* Meletemata Leidensia. (Herborn 1717. 4.) *W. Paley*, Horae Paulinae über Glaubwürdigkeit der Geschichte und Echtheit der Schriften des Paulus, aus dem Englischen mit An-

merkungen von Henke (Helmstädt 1797). J. T. Hansen, Der Apostel Paulus, herausgegeben von Fr. Lücke (Göttingen 1830). K. Schrader, Der Apostel Paulus. 1—3. Th. (Leipzig 1830.) Neander, Geschichte der Pflanzung und Leitung der christlichen Kirche durch die Apostel (Hamburg 1832). 1. Bd. S. 99—414. Tholuck, Einleitende Bemerkungen über Lebensumstände ꝛc. des Paulus in den theol. Studien und Kritiken 1835. S. 364 fg. Winer, Biblisches Realwörterbuch (Leipzig 1838). 2. Bd. S. 245. Insbesondere über die Chronologie des Apostels: Süskind in Bengel's Archiv. I, 156 fg. 297 fg. Schmidt in Keil's Analekten. III, 1, 128 fg. Schott, Erörterung wichtiger chronologischer Punkte in der Lebensgeschichte des Paulus (Jena 1832). *A. Anger*, De tempor. in Actis Apostolor. ratione (Lips. 1833). Wurm in d. tübinger Zeitschrift 1833. 1.

Die wichtigsten Denkmäler der Wirksamkeit des Apostels Paulus sind seine Briefe, die zugleich den eigentlichen Kern der didaktischen Schriften des neuen Testaments ausmachen. Sie sind zwar, wie alle neutestamentlichen Schriften, wahre Gelegenheitsbriefe, d. h. aus bestimmten Situationen des Schreibenden entsprungen, und für bestimmte Verhältnisse der Leser berechnet: von allgemein gehaltenen literarischen Producten, für die gemeinsame Belehrung und Erbauung Aller bestimmt, hat die damalige Zeit keinen Begriff. Dennoch dienen sie nicht minder dazu, die Principien des christlichen Glaubens und Lebens darzuthun, und erreichen dies um so sicherer, weil sie dieselben an einzelnen gegebenen Bedingungen anschaulich machen, und dadurch den großen Gewinn scharf begrenzter concreter Anschauungen verleihen. Auch wo, wie in dem Römerbriefe, der Apostel sich auf eine mehr umfassende, abhandelnde Besprechung der christlichen Sätze einläßt, liegt die nächste äußere Veranlassung doch immer in dem Bedürfniß der Gemeinde, für die das Sendschreiben zunächst bestimmt ist.

Einstimmig anerkannt im Alterthume sind 13 Paulinische Briefe; nur der 14., der Brief an die Hebräer, war von jeher streitig. Die neuere Zeit hat auch außerdem einzelne Briefe in Zweifel gezogen, und dabei Manches der absprechenden Kritik zugestehen müssen. Dennoch sind die wichtigsten darunter über jeden Widerspruch erhaben, und ist diese Hauptquelle der neutestamentlichen Lehre dem dogmatischen Gebrauche völlig kritisch gesichert. Geschrieben sind sie sämmtlich in griechischer Sprache, wenn auch nicht durchaus von der Hand des Apostels, dem die griechischen Schriftzüge einige Schwierigkeit gemacht zu haben scheinen. Die Hypothese, daß die Ursprache der Briefe die aramäische gewesen (Bolten und Berthold), und unsere Exemplare nur Übersetzungen daraus seien, hat durch kein kritisches Gewicht bestätigt werden können. Wahrscheinlich ist ein Brief des Apostels an die Korinthier verloren gegangen, welcher früher lag als unser jetziger erster Korinthierbrief (1 Cor. V, 9). Zweifel an diesem Factum beruhen nur auf der dogmatischen Voraussetzung, daß inspirirte Schriften nicht verloren gehen können. Da hier in der Correspondenz des Apostels eine Lücke war, und auch ein Schreiben der Korinthier an den Apostel fehlt, worauf dann unser erster Brief die Antwort ist: so hat man derartige Briefe nachher verfertigt, die nur in der armenischen Sprache vorhanden sind. Vgl. Epistolae S. Pauli ad Corinthios et Corinthiorum ad S. Paulum armenice, versionem latinam accurante *Dav. Wilkins*. (Amst. 1715. 4.) am vollständigsten mit Benutzung mehrer armenischer Codd. in *Pasqual Aucher*, Grammar Armenian and English (Vened. 1819), verteutscht und mit einer Einleitung über die Echtheit begleitet von Wilh. Fr. Rink (Heidelberg 1823). Völlig als apokryphisches Werk ist noch der Briefwechsel des Apostels mit dem Philosophen Seneca zu betrachten, dessen Hieronymus (catal. c. 12) und Augustin (ep. 153. al. 54) ad Macedonium §. 14 gedenkt. Veranlassung zur Erdichtung des Factums, und nachher zur Verfertigung der Briefe ist wol von der günstigen Stimmung des Gallio, Seneca's Bruder, entlehnt, die derselbe (Act. XVIII, 12) gegen Paulus bewies.

Die gewöhnliche Anordnung der Briefe im neuen Testament ist völlig unbrauchbar, da sie nur deren Länge, und etwa auch die politische Bedeutsamkeit der Städte berücksichtigt, an deren Gemeinden sie gerichtet sind. Folgen wir statt dessen der chronologischen Ordnung, so weit dieselbe hergestellt werden kann, so sind der Zeit nach voranzustellen

1 und 2) die beiden Briefe an die Thessalonicher. Die Stadt *Θεσσαλονίκη*, Hauptstadt des zweiten Districts der römischen Provinz Macedonien, Sitz eines römischen Präses (*Liv.* XLV, 29 sq. *Cic.* Planc. 41), am thermaischen Meerbusen belegen (*Strab.* VII, 330), von Kassander, Antipater's Sohne, an der Stelle des alten Thermä erbaut, und zu Ehren seiner Gemahlin Thessalonike, der Tochter des ältern Philipp, benannt, war zur Zeit der Römer eine reiche, bevölkerte Handelsstadt, die, wie sich erwarten ließ, bald auch Juden unter ihren Einwohnern, und eine Synagoge innerhalb ihrer Mauern hatte. Paulus begab sich auf seiner zweiten Missionsreise nebst dem Silas von Philippi hierher, und benutzte seinen dreiwöchentlichen Aufenthalt zu Vorträgen in der Synagoge, die zunächst für Juden und Proselyten berechnet waren, dann aber auch ihm Gelegenheit verschaffen mußten, Eingang bei den Heiden zu erlangen. Durch einen Aufstand der Juden von dort vertrieben (Act. XVII, 1 sq.) begab er sich nach Beröa, hoffte von hier vergebens nach Thessalonich zurückzukehren (1 Thess. II, 18), weil er auch von dort verjagt, sich nach Athen wenden mußte. Doch ordnete er später seinen Begleiter Timotheus dorthin ab (1 Thess. III, 2), dem vielleicht auch Silas beigegeben war, um die junge Pflanzung standhaft zu erhalten. Berichte, die sie ihm über den Zustand der Gemeinde nach Korinth überbrachten, veranlaßten ihn zu den beiden Sendschreiben, die in kürzerer Zeit auf einander gefolgt zu sein scheinen. Der erste Brief läßt den Zustand der dortigen Gemeinde zwar als treu und standhaft im Bekenntniß des Christenthums erkennen, doch war theils heidnisches Sittenverderben, theils mehrfache Schwärmerei dort eingedrungen. Namentlich hatte ein Punkt die Gemüther sehr erregt, der freilich wol

bei Manchen grade den Beitritt zum Christenthume erst hervorgerufen hatte, nämlich die erwartete Rückkehr Christi, die aus den phantastischen Erwartungen der jüdischen Messiashoffnung erwachsen, so anziehend gewirkt hatte. Manche setzten diesen großen Entscheidungspunkt so nahe, daß sie darüber ihre Geschäfte versäumten und den Wohlhabendern in der Gemeinde zur Last fielen. Propheten traten auf, die dann durch ihre Übertreibung auch die Wirkungen der echten christlichen Begeisterung gefährdeten. Diesen Übelständen zu begegnen, ist der Zweck des ersten Sendschreibens. Der Apostel ruft sein erstes Auftreten unter ihnen ins Gedächtniß zurück; hebt die Zweifel über das Schicksal der während dieser Zeit Gestorbenen; tadelt den Versuch, den Zeitpunkt der Rückkehr Christi berechnen zu wollen, fodert vielmehr auf für das Hereinbrechen desselben, das ein plötzliches sein werde, stets gerüstet zu sein. Der Ort der Abfassung des Briefes ist unzweifelhaft Korinth während seines längern Aufenthalts daselbst; die Zeit etwa gegen Ende desselben, vielleicht Anfang 54.

Dem zweiten Schreiben an dieselbe Gemeinde liegen ganz ähnliche Verhältnisse unter. Des Apostels Zureden, sich über die nahe erwartete Zukunft zu beruhigen, hatte nicht geholfen; vielmehr war die frühere Schwärmerei jetzt durch absichtlichen Betrug vermehrt. Man hatte einen Brief als von Paulus geschrieben untergeschoben, wodurch jene Erwartungen noch verstärkt werden sollten, ein Kunstgriff, der in jener alexandrinischen Literaturperiode gar nicht ungewöhnlich war. Der Apostel kann der gedachten Schwärmerei nicht sicherer begegnen, als durch Nachweisung, daß die so ersehnte oder gefürchtete Periode der Rückkehr Christi noch gar nicht so ganz nahe bevorstehe; er weiset deshalb darauf hin, daß nach der Voraussage Christi noch so viel andere Umstände erst vorangehen müssen, die Herrschaft des Antichrists u. dgl. Um aber ähnlichen Verfälschungen zu begegnen, wie sie seinen ersten Brief getroffen hatten, fügt er dieses Mal seinem übrigens dictirten Briefe eine eigenhändige Unterschrift bei, verspricht auch, daß dasselbe Zeichen der Echtheit seinen übrigen Briefen jedesmal zugegeben werden solle. Ort der Abfassung ist derselbe, wie bei dem ersten Briefe, und die Zeit wol nur wenig später, da die Umstände in Thessalonich fast ganz dieselben geblieben sind. Zum Beweise der Echtheit dieser Briefe dienen am sichersten ihre Anführungen bei Vätern zu Ende des zweiten und Anfang des dritten Jahrhunderts; bei Irenäus (adv. haer. V, 6, 1) wird der erste, und III, 7, 2 der zweite Thessalonicherbrief erwähnt; Clemens von Alexandrien (Paedagog. I. p. 88 sq. ed. *Sylburg*. Stromat. V. p. 554) führt wörtliche Stellen aus denselben an; Tertullian (de resurrect. carn. c. 24) citirt ebenfalls ausdrückliche Stellen aus beiden Briefen; dagegen Allegationen, die man aus noch früherer Zeit bei Clemens von Rom, Ignatius, Polykarp und Justinus Martyr gefunden zu haben glaubt, kommen nicht über entfernte Ähnlichkeiten hinaus, wie sie sich auch sonst aus dem neutestamentlichen Ideenkreise erklären. Nur gegen die Echtheit des zweiten Briefs sind einige Zweifel erhoben, da es demselben an allem Eigenthümlichen, und an jeder geschichtlichen Beziehung fehlen soll; auch das angeführte Zeichen, wodurch jeder Brief als echt erkannt werden könne, hat Verdacht erregt, weil es sich in den später geschriebenen Briefen nun doch nicht jedesmal wiederfindet. Der hauptsächlichste Grund des Zweifelns ist aber doch wol die Lehre vom Antichrist (2 Thess. II, 3 sq.), die man für anstößig hielt; doch ist darauf wegen des blos dogmatisirenden Gehalts nichts zu geben. Sprache, Schreibart und Ideengang ist echt Paulinisch.

3. Brief an die Galater. *Galatia* auch Gallograecia (*Liv.* XXXVII, 8. XXXVIII, 12. *Flor.* II, 11. *Spanhem.* ad *Callimach.* Del. 184), eine Landschaft Kleinasiens mit den blühenden Handelsstädten Ancyra, Tavium, Pessinus, früher von Phrygern besetzt, war im 3. Jahrh. v. Chr. von gallischen Stämmen der Trocmi und Tlistoboji im Verein mit den germanischen Tectosages von Thracien aus überschwemmt, die mit den Griechen dort ein Mischvolk gebildet hatten; noch Hieronymus (ad Gal. I, 2) fand die Sprache der in der Gegend von Trier gesprochenen ähnlich, was sicher auf die celtische und germanische Verwandtschaft hinweiset. Im J. 182 v. Chr. von den Römern besiegt, behielten sie Anfangs einheimische Fürsten, bis sie unter Augustus 26 n. Chr. unter unmittelbar römische Herrschaft geriethen (*Dio Cass.* LIII, 26). Da sich auch hier Juden angesiedelt hatten, so dehnte der Apostel Paulus leicht seine Missionsreise hierher aus; bei seinem zweimaligen Aufenthalte (Act. XVI, 6 und XVIII, 22) bildete er aus ihnen, aber auch aus den Heiden Gemeinden, die fortwährend seine Aufmerksamkeit in Anspruch nahmen. Veranlassung zu dem Briefe gab eine judaisirende Richtung, die nach seiner Entfernung aus jenen Gemeinden sich dort festgesetzt hatte, und gegen die freisinnigere Lehrart des Apostels eine dauernde Geltung des Mosaischen Gesetzes durchzuführen suchte. Gewöhnlich nimmt man an, daß Emissäre dieser in Palästina geltenden Richtung hierher gelangt seien; damit stimmt aber nicht, daß Paulus ihnen vorwerfen kann, wie sie selbst es mit der Beobachtung des Gesetzes nicht so genau nähmen, was von den palästinensischen starren Judenchristen schwerlich gesagt werden konnte. Wahrscheinlich muß man deshalb Hellenisten in den Irrlehrern erblicken, die bei aller Orthodoxie mit der Beobachtung des Gesetzes im Umgange mit den Heiden nicht sehr ängstlich waren. Sie greifen die apostolische Autorität des Paulus an, weil er nicht unmittelbar von Christus eingesetzt sei, heben das höhere Ansehen der eigentlichen Apostel hervor, weisen die Abweichung der beiderseitigen Lehrart nach, um dem Paulus einen Abfall von der reinen christlichen Lehre aufzubürden. Diesen Beschuldigungen mußte der Apostel entgegentreten, wenn er nicht seine ganze apostolische Autorität gefährdet sehen wollte. Es fragt sich dabei, ob derselbe nach der ersten oder zweiten Anwesenheit des Apostels in Galatien verfaßt ist: Alles vereint sich für die zweite Annahme, weil die Galater nicht als erst kürzlich bekehrt erscheinen, auch die judaisirenden Irrlehrer nicht wol Zeit genug gehabt hätten, der Lehrautorität des Apostels entgegenzuwirken. Dagegen war sein längerer Aufenthalt zu Ephesus auf der dritten großen Missionsreise bis 56 (Act. XIX, 10) ganz dazu geeignet, die

besorglichen Nachrichten über die galatischen Zustände einzuziehen, und schriftlich dagegen zu verfahren.

Den Brief selbst beginnt er mit einer Rechtfertigung seines apostolischen Ansehens, das er ebenso selbständig, wie irgend ein anderer Apostel von Christus selbst erhalten habe, und sich darin durch keine menschliche Rücksichten, wie einst während seines Pharisäismus, wankend machen lasse. Durch Darlegung seiner Laufbahn seit seiner Bekehrung sucht er zu erweisen, daß er nur nach göttlicher Eingebung, unabhängig von den übrigen Aposteln, verfahren, und darin auch von diesen selbst stets anerkannt sei. Von dieser Nachweisung aus geht er zu ernstlichem Tadel der Galater über, daß sie sich von der höhern Stufe des Evangeliums wieder zu der niedern des Mosaischen Gesetzes herabziehen ließen. Aus dem alten Testamente selbst führt er den Beweis, wie das Judenthum durchaus nur die Bestimmung des Vorbereitens und Hinführens auf Christum gehabt habe, und nur diejenigen die echten Nachkommen Abraham's seien, welche dieselbe religiöse Hingebung an Gott (πίστις) bewahren. In dem Beweise, daß das Mosaische Gesetz durch Christum abgeschafft sei, konnte ihm freilich sein eigenes Beispiel entgegengehalten werden, daß er unter Juden wenigstens das Gesetz halte; hatte er doch den Timotheus sogar beschneiden lassen. Um diesem Einwurf zu begegnen, woraus sich dann weiter folgern ließ, daß er nur aus Menschengefälligkeit den Heiden das Gesetz erlasse, sucht er zu erhärten, wie alles dabei auf den Geist ankomme, womit Jemand sich dem Gesetze unterziehet. Unterwirft sich ein Heide der Beschneidung in dem festen Glauben, daß sie nöthig sei, so ist er das ganze Gesetz zu leisten verbunden. Noch deckt er die unlautern Gesinnungen der Irrlehrer auf, welche die Gemeinden wieder unter das jüdische Joch zu beugen versuchen, und schließt mit herzlichem Zureden, aus Liebe zu ihm sich der christlichen Freiheit würdig zu zeigen.

Der wahrscheinliche Ort der Abfassung ist nach dem Obigen Ephesus, die Zeit etwa 56. Die Echtheit des Briefes ist noch von Niemand bezweifelt, da das eigenthümliche Gepräge Pauliniſcher Schreibart ebenso trefflich als die geschichtlichen Beziehungen dafür sprechen. Anführungen bei den Kirchenvätern stammen, mit Übergehung früherer sehr unsicherer Spuren, ebenfalls erst aus dem Ende des zweiten Jahrhunderts (*Irenaeus*, Adv. haer. III, 7, 2. *Clem. Alex.* Stromat. III. p. 468. *Tertull.* de praescript. haeret. c. 6).

4. und 5. Briefe an die Korinthier. Korinth, die prächtige Handelsstadt an zwei Meeren gelegen, der Stapelort zwischen dem östlichen und westlichen Theile des römischen Reichs und Hauptstadt der Provinz Achaja, hatte in ihrer Wiedererbauung durch Julius Cäsar, nachdem sie anderthalb Jahrhunderte früher durch Mummius zerstört war, auch außer dem Handelsverkehr, der Bildung und Wissenschaft eine bedeutende Pflege angedeihen lassen, sodaß sie vor vielen Städten die Achtsamkeit des Apostels zur Gründung einer Gemeinde auf sich ziehen mußte. Paulus langte hier auf seiner dritten Missionsreise, ziemlich niedergeschlagen durch die Vorfälle in Athen, und mit der Überzeugung an, daß er gegen die durchaus weltliche Richtung hellenischer Bildung nichts anderes als die innere göttliche Kraft des Evangeliums geltend machen könne. Wirklich fand er unter den Proselyten und Heiden bald Anklang, während die Juden ihn vor dem römischen Proconsul Gallio anklagten, Spaltung in ihrer Religion zu erregen, sich aber dadurch vor dem gebildeten Heiden nur verächtlich machten. Eine treffliche Unterstützung fand Paulus bei dem Ehepaare Aquilas und Priscilla, die bei der Judenverfolgung des Kaisers Claudius von Rom hierher geflüchtet waren, und dem Apostel zum Betreiben seines Handwerks halfen; darum verweilte er an diesem so wichtigen Orte auch längere Zeit. Dennoch droheten der dortigen Gemeinde auch besondere Gefahren: der bedeutende Handelsort war zugleich Sitz großer Unsittlichkeit, die noch durch den Dienst der Aphrodite eine besonders gefährliche Gestalt erhielt; auch die Christengemeinde machte bald dergleichen traurige Erfahrungen an ihren Mitgliedern. Ferner waren die Wurzeln der christlichen Predigt bei dem durchaus beweglichen Sinne der Hellenen keineswegs tief eingedrungen, und boten also für allerlei Irrlehre den günstigsten Boden dar. Bald nach des Apostels Abreise drangen dort Lehrer ein, etwa denen in der galatischen Gemeinde ähnlich; nur konnten sie mit ihrer schonungslosen Foderung des jüdischen Gesetzes unter den durchaus hellenischen Umgebungen nicht so offen hervortreten, doch verdächtigten sie auf dieselbe Art die Autorität des Paulus, stellten die eigentlichen Apostel höher, und schlossen sich vor Allem dem Ansehen des Petrus an, daher eine Partei der Petriner entstand, denen ebenso einseitig die Pauliner entgegentraten, um die von dem Apostel geltend gemachte christliche Freiheit zu retten. Eine weitere Partei wurde durch das Auftreten eines alexandrinisch gebildeten Juden, des Apollos, hervorgerufen, der von Aquilas und Priscilla in Ephesus im Christenthum unterwiesen und nach Korinth empfohlen, dort um so sicherer Eingang finden mußte, da seine gelehrte Bildung etwa im Sinne Philo's dem Standpunkte der Hellenen so viel näher lag, als die einfache Verkündigung des Paulus; er rief also unter denen, die sich im Ganzen mit Paulus der jüdischen Engherzigkeit entgegenstellten, eine anderweitige Spaltung hervor. Noch bezeichnet der Apostel eine vierte Partei, deren eigentliche Tendenz aber nicht so leicht auszumachen ist; sie nannten sich οἱ τοῦ Χριστοῦ, was nach allseitiger Erwägung nicht wol anders aufzufassen ist, als daß sie mit Abläugnung aller apostolischen Autorität sich unmittelbar an Christus anzuschließen vorgaben: sie mögen etwa aus den Nachrichten von Christo sich ein eklektisch-idealistisches System gebildet haben, dem aber Paulus ebenfalls als bloßem Parteiwesen entgegentreten mußte, weil durch sie die Autorität aller Apostel gefährdet wurde. Wie weit die Spaltungen auch äußerlich durchgeführt waren, läßt sich nicht bestimmen; doch werden sie sich schwerlich schon zu Versammlungen an verschiedenen Orten verstanden haben.

Die bedeutendste Spaltung blieb dabei immer die zwischen Paulinern und Petrinern, oder zwischen Heiden-

und Judenchristen, und legte sich in den verschiedensten Beziehungen auch des praktischen Lebens dar. Eine solche Frage war der Genuß des Opferfleisches, womit man durch Kauf auf dem Markte, durch Bewirthung in den Familien auch ohne Wissen und Willen in Berührung kommen konnte. Dabei war die übertriebene Scheu der Judaisirenden ebenso nachtheilig, als vielleicht die Libertinage der Aufgeklärten, die grade zum Ärgerniß der schwachen Gemüther ihre adiaphoristischen Grundsätze geltend machten. Eine zweite Frage der Art war über den Vorzug des ehelichen oder ehelosen Lebens, wobei ebenfalls Petriner und Pauliner zu widersprechenden Ansichten gelangen konnten. Dem Hebraismus ist eine übertriebene Askese fremd, und waren ja grade die Judenapostel verheirathet, und führten ihre Frauen mit sich umher; dagegen das hellenische Element, wie es Paulus vertrat, neigte sich hier eher zu einer Überspanntheit hin, und konnte auf eheloses Leben ein unverdientes Gewicht legen. Der Grundfehler der korinthischen Gemeinde war der Mangel an christlicher Liebe, wodurch am sichersten Unordnungen verhindert wären, wie der Apostel sie jetzt zu rügen hatte. Die Weiber erschienen gegen die Sitte in den Versammlungen unverschleiert, und drängten sich ebenfalls zu Vorträgen in denselben; bei den Reden selbst machte sich die Eitelkeit geltend, die mit besonderem rhetorischem Gepränge auftreten wollte; bei den gemeinsamen Mahlzeiten, Agapen, trat der Unterschied der Stände so recht hervor, indem die Reichen bis zur Unmäßigkeit schwelgten, während die Armen darbten. Bei Streitigkeiten ergriffen die Freidenker nicht immer das so treffliche Auskunftsmittel eines Schiedsgerichts aus Christen, sondern erschienen zum Ärgerniß der Übrigen unbedenklich vor dem heidnischen Richter. Auch Bedenken über die Auferstehungslehre, Zweifel an der Auferstehung Christi selbst, drängten sich ein, wie sie am leichtesten von der oben bezeichneten Christuspartei bei ihrer einseitigen Aufklärung ausgehen konnten.

Zu Ephesus ward der Apostel von diesen schreienden Übelständen in der korinthischen Gemeinde unterrichtet, wiewol auch die Vermuthung schon aufgestellt ist, daß er sich bei einer zweiten persönlichen Anwesenheit selbst davon überzeugt habe. Die schleunigste Abhilfe verlangte der Punkt der Unzucht, was schon so weit gediehen war, daß ein Mitglied der Gemeinde mit seiner eigenen Stiefmutter unerlaubten Umgang trieb. Paulus erließ deshalb sein erstes, uns verloren gegangenes Schreiben nach Korinth, worin er auf sofortige Entfernung jenes Lasterhaften aus der Gemeinde drang. Dieser verlorene Brief kann nun aber unmöglich der oben schon erwähnte, in armenischer Sprache aufgefundene, sein, da er ganz andere Gegenstände behandelt, und Antwort auf ein früheres Schreiben der Korinthier sein will. Wirklich erhielt der Apostel auf seinen ersten Brief eine leider ebenfalls verlorene Antwort der Korinthier, worin sie ihm Fragen vorlegten, wie sie aus dem geschilderten Zustande der Gemeinde sich ergaben. Mit Benutzung der Nachrichten, die der Apostel noch außerdem, und namentlich durch den nach Ephesus zurückgekehrten Apollos erhielt, fertigt er nun unsern sogenannten ersten Brief an die Korinthier ab, ein Muster apostolischer Lehrweisheit. Zunächst erklärt er sich gegen alles Parteiwesen in der Gemeinde, sofern dadurch menschliche Autorität über Christus gestellt würde; insbesondere bei Erörterung seines Verhältnisses zu dem ihm übrigens befreundeten Apollos, der sich ja auch im Ganzen der Paulinischen Richtung anschloß, hebt er als Mittelpunkt die Lehre von dem gekreuzigten Christus hervor, der weder aus kunstgemäßer Darstellung ein Gewinn, noch aus schmuckloser Mittheilung ein Nachtheil erwachse. Alles Menschliche, was zu dieser ewigen Grundlage hinzugethan werde, bliebe dem Läuterungsproceß der Zeit vorbehalten (C. I—IV). Darauf bespricht er die einzelnen zur Erörterung gekommenen Punkte, dringt auf sofortige Ausstoßung jenes Unwürdigen (C. V, 1—8) und berichtigt einen Misverstand über das Verhalten zu Sittenlosen überhaupt (9—13), erklärt sich gegen den Misbrauch, vor heidnischen Gerichten zu processiren (VI, 1—11), nebst nochmaliger Warnung vor Unzucht überhaupt (12—20); bespricht den Vorzug des ehelichen und ehelosen Lebens (C. VII); gibt Anweisung über das Verhalten zu heidnischem Opferfleisch, wobei er auffallend nicht die positive Autorität der von den Aposteln in der Zusammenkunft zu Jerusalem gefaßten Beschlüsse (Act. XV, 23), sondern mit innern Gründen des evangelischen Lebens den Grundsatz der christlichen Liebe geltend macht, die jedes Ärgerniß der Schwachen vermeidet (C. VIII—IX, 1). Ferner tadelt er das ungeziemende Auftreten der Weiber in den Versammlungen (C. XI, 2—16), die Unordnungen bei den gemeinsamen Mahlzeiten (17—34); fügt Belehrung über den Gebrauch der Geistesgaben und das Zungenreden bei (C. XI—XIV), zuletzt über die Todtenauferstehung (C. XV); legt die Sammlung milder Beiträge für die dürftige palästinensische Muttergemeinde ans Herz (C. XV) und endet mit Grüßen (C. XVI).

Ort und Zeit der Abfassung ist das Ende seines längern Aufenthalts in Ephesus, etwa Frühjahr 56, aus C. V, 7 darf man wol auf die Osterzeit schließen. Überschickt wurde der Brief wahrscheinlich durch dieselben Boten, die ihm das Schreiben der korinthischen Gemeinde überbracht hatten.

Bald nach Absendung dieses Briefs hat Paulus Ephesus in Folge des von dem Silberarbeiter Demetrius erregten Aufstandes verlassen, um sich über Troas nach Macedonien zu begeben. Dabei hatte er aber stets Korinth im Auge, um zu beobachten, welchen Eindruck sein Brief dort hervorgebracht habe; er sandte schon den Timotheus dorthin ab, zugleich um die Sammlung der Beisteuer in Achaja zu betreiben, doch wurde dieser wahrscheinlich verhindert, die Reise bis nach Korinth auszudehnen; deshalb erfolgte nun die Sendung des Titus dorthin, der nun mit Nachrichten über die korinthischen Zustände ihn in Macedonien traf. Das erste Sendschreiben hatte allerdings einen günstigen Eindruck hervorgebracht; gegen jenen Unwürdigen erhob sich die allgemeine Stimme, weshalb Paulus jetzt für rathsam hielt, da derselbe Reue bewies, auf seine Wiederaufnahme in die Gemeinschaft anzutragen. Obgleich auch das Ansehen des Apostels bei Vielen durch jenes Schreiben hergestellt war, so

beharrte doch die strenge Judenpartei in ihrer Widersetzlichkeit; sie machte auf die Verschiedenheit des Auftretens des Apostels aufmerksam, in seinen Briefen so streng, in seiner persönlichen Anwesenheit so mild! Die stete Ankündigung seines Kommens, ohne es auszuführen, sei leere Drohung, Wankelmuth, was ebenso auch von seiner Lehre selbst gelten müsse. Um den noch immer dort gegen ihn stattfindenden Umtrieben zu begegnen, sieht sich deshalb der Apostel zu einem zweiten Briefe an die Korinthier veranlaßt, den er durch Titus übersendet, und spricht sich darin mit allem dem Nachdruck aus, den ihm das Bewußtsein seiner gerechten Sache verlieh. Gegen jene ihn betroffenen Verdächtigungen beruft er sich auf das Zeugniß seines Gewissens, wie er überall, und so auch in seinem Verhalten zu den Korinthiern sich nie durch weltliche Rücksichten, sondern allein durch den Geist Gottes leiten lasse, rechtfertigt sich wegen seines veränderten Reiseplans, weiset die Beschuldigung eines Widerspruchs in seiner Lehrart ab; dabei betreibt er die ihm so sehr am Herzen liegende Sammlung der Collecte, und hält die entschiedensten Rügen und Strafreden nicht zurück.

Die Schreibart des Briefes ist viel rauher, unzusammenhängender, als dies bei den übrigen Sendschreiben beobachtet werden kann; doch erklärt sich dies leicht aus der aufgereizten Gemüthsstimmung, worin er sich befand, aus der Zerstreuung durch die Reise, und auch wol durch die in Ephesus kaum überstandenen Gefahren. Die Abgerissenheit einzelner Stücke darin ist so groß, besonders Cap. IX, daß man sich schon zu dem Versuch verstanden hat; den Brief in mehre kleine zu zerlegen. Ort der Abfassung ist irgend ein Punkt in Macedonien während der Reise des Apostels durch jene Gegenden; Zeit etwa Sommer 56.

Die Echtheit beider Briefe ist über jeden Zweifel erhaben, ebenso sehr durch Inhalt und Geist, als durch äußere Zeugnisse, die seit dem Ende des zweiten Jahrhunderts unwidersprechlich hervortreten (*Irenaeus*, Adv. haer. IV, 27, 3. III, 7, 1. *Clem. Alex.* paedag. I. p. 96. Stromat. IV. p. 514. III. p. 456. *Tertull.* de praescript. c. 33. De pudicit. c. 13).

6) Brief an die Römer. Für die Gemeinde in Rom kann kein eigentlicher Stifter nachgewiesen werden; selbst wenn man zugibt, daß Petrus dort anwesend war, so fällt dies doch gewiß in eine Zeit, wo die Gemeinde dort längst blühete. Als Paulus seinen Brief dorthin erließ, konnte von Petrus daselbst keine Rede sein; denn schwerlich würde sich Paulus, seinen Grundsätzen nach, in ein schon von Petrus betretenes Gebiet eingedrängt haben. Vielmehr muß die dortige Gemeinde nur in Folge gelegentlicher Mittheilung der evangelischen Predigt, durch Reisende aus Palästina, wie aus den übrigen Provinzen des römischen Reichs, zusammengetreten sein, wozu die zahlreich dort angesiedelte Judengemeinde mit ihren ebenso zahlreichen Proselyten so leicht Veranlassung hergab. Sicher mußten die Grundzüge des dortigen Christenthums Pauliniſch sein, da nur seine Wirksamkeit auf die Heidenwelt von solchem Erfolg gekrönt war; auch das Ehepaar, Aquilas und Priscilla, deren Bekanntschaft er in Korinth gemacht hatte, war nach Rom zurückgekehrt, und

Ausbreitung des Evangeliums dienstlich geworden. E
dies Verhältniß als mittelbarer Stifter zu der Gem
konnte ihn bestimmen, ein Schreiben an sie zu erl
besonders da er beabsichtigte, seine apostolischen Reis
bald wie möglich auch dorthin auszudehnen. Doc
men noch besondere Veranlassungen hinzu, wie sie i
Zusammensetzung auch dieser Gemeinde lagen. Die
schung von Juden- und Heidenchristen veranlaßte
hier eine Spannung wegen Geltung des Mosaischen
setzes, wobei die ehemaligen Heiden noch wol ihre
Mitchristen dieselbe Verachtung empfinden ließen, d
gegen das Jüdische überhaupt hegten. Paulus
deshalb in diesem längern Sendschreiben die Predig
Evangelii auf eine Art ein, die zugleich der Beil
jener Spannung dienstlich sein sollte. Er weiset di
den Vorreligionen, Judenthum wie Heidenthum, als
mäßig unvermögend nach, das Sündenelend der M
heit zu heben, sodaß sie zu der erlösenden Kraft des
stenthums sich gleich bedürftig verhielten. Den J
weiset er nach, wie sie sich bei ihren Sünden keine
durch Unbekanntschaft mit dem Gesetze entschuldigen
sen, da ihnen dasselbe im Gewissen ebenso ausdri
mitgetheilt sei, als den Juden durch die specielle
barung; den Juden dagegen macht er bemerklich, wi
Besitz des Gesetzes sie gar nicht berechtige, auf alte
züge zu pochen, da durch keine Gesetzeswerke der M
vor Gott gerecht zu werden vermöge. Beide Theile
er also durch Aufschließung der eigentlichen Heilswa
ten des Christenthums zur Demuth zu stimmen, u
in dem gemeinschaftlichen Hingeben an Christus z
menzufassen. — Einen zweiten Theil des Briefes m
dann praktische Ermahnungen aus, wie sie den dam
Verhältnissen der Gemeinde besonders angemessen

Zeit und Ort der Abfassung des Briefes läß
genau auf seinen letzten Aufenthalt in Korinth bestim
er war in Begriff, mit einer in Macedonien und A
gesammelten Collecte nach Jerusalem zu reisen (XV
26), fürchtete aber dort Gefahren von den Juden
Die Personen, von welchen er Grüße bestellt,
sämmtlich seine Begleiter in Korinth, oder doch dort
handen; die Abfassung fällt also in den Winter 57.
Echtheit des Schreibens ist unbezweifelbar, und
sich die Anführungen und Benutzungen desselben
früh: *Clemens Rom.* ep. ad Corinth. c. 35. *I*
carp. ad Philipp. c. 6. *Theophilus* ad Autoly
II. p. 79. III. p. 126. *Irenaeus* adv. haer. L.
c. 16. §. 3. *Tertull.* adv. Prax. c. 13. De
na c. 6.

Die beiden letztern Capitel bieten als Anhängs
nige exegetische Schwierigkeiten dar, die sich aber
lassen durch die Annahme, daß der Apostel nach
eingetretenen Pause das schon Abgehandelte wieder
nahm.

7) Brief an die Kolosser. *Κολοσσαί* oder
λασσαί, eine blühende Stadt in Großphrygien, am
Mäander, wurde früh der Sammelplatz einer aus
den und Juden zusammengetretenen Gemeinde, an

cher Paulus, obgleich er persönlich nicht hingekommen zu sein scheint (II, 1), großen Antheil nahm. Der Brief an sie ist wahrscheinlich aus seiner römischen Gefangenschaft gerichtet, als er durch einen dortigen Lehrer Epaphras über den innern Zustand der Gemeinde unterrichtet war. Daß dieser Lehrer nach Rom reisete, um von Paulus Rathschläge über den Zustand der Gemeinde einzuholen, ist nicht unwahrscheinlich, zumal wenn er auch noch durch andere Geschäfte in die Hauptstadt des Reichs geführt ward. Zum Verständniß des Briefs ist es wichtig, sich ein klares Bild der Irrlehrer zu entwerfen, welche die Gemüther dort verwirrten, und von Paulus bekämpft werden. Sie waren ebenfalls vom Judenthume ausgegangen, aber nicht von jener pharisäischen Geistesrichtung, die vor Allem nur auf praktische Beobachtung des Gesetzes drang, sondern folgten einer theosophisch-asketischen Richtung, wie sie im Judenthume durch die Essener repräsentirt ward. Will man in denselben auch nicht aus dem wirklichen Essenismus hervorgegangene christliche Erscheinungen erblicken: so enthalten sie doch wenigstens eine bedeutende Verwandtschaft dazu. Sie rühmen sich einer durch Tradition fortgepflanzten höhern Kunde der Geisterwelt, geben vor, mit dieser in engerer Verbindung zu stehen, und dasselbe Glück Jedem zu verschaffen, der sich in ihre Mysterien einweihen lassen will. In natürlicher Verbindung mit solcher Theosophie steht dann eine asketische Lebensart, die durch Enthaltung von manchen Genüssen, durch Entfremdung von der Materie, als Sitz des Bösen, zu jenem höhern Standpunkte hinführen soll. Man darf also schon hier den Anfang jenes Gnosticismus erblicken, der bald nachher der christlichen Kirche so bedeutende Kämpfe veranlassen sollte. Ihre Einwirkung auf die Christengemeinden Phrygiens war um so sicherer, weil die dortige Denkart ja von jeher dem Mystischen und Magischen ergeben war, wie sich bald darauf in dem Aufkeimen des Montanismus zeigte, während dagegen eine judaisirende Tendenz von der früher besprochenen Art, mit blos praktischem Dringen auf Gesetzesbeobachtung bei dieser meist aus Heiden zusammengesetzten Gemeinde schwerlich hätte Glück machen können. Gegen diese Irrlehrer ist nun das Sendschreiben des Apostels gerichtet, das sich nicht auf Bekämpfung ihrer einzelnen Lehrsätze einläßt, sondern ihr Princip an der Wurzel angreift, durch Entgegenhaltung der einfachen Grundsätze des Evangeliums. Die Gemeinschaft mit Christus allein ist der rechte Weg, um zu einem höhern Leben zu gelangen und dem Gottesreich einverleibt zu werden, welchem auch die höhere Geisterwelt angehört. Es bedarf darum keiner anderen, und dazu abergläubiger Mittel, um die Macht des Bösen zu brechen, das ja schon durch Christi Erlösung unwirksam für uns geworden ist. Die christliche Freiheit möge deshalb Jeden bewahren, sich wieder unter ein solches Joch des Aberglaubens fesseln zu lassen.

Auch dieser Brief ist von jeher als echt Paulinisch anerkannt, was er nach Sprache und Inhalt auch durchaus verdient. Ausdrückliche Anführungen finden sich: *Irenaeus* adv. haer. III, 14, 1. *Clement. Alexandr.* Strom. I. p. 277. Zeit und Ort ist seine Gefangenschaft in Rom; Überbringer war Tychicus.

8) Brief an die Epheſier. Durch denselben Überbringer erließ der Apostel noch ein anderes Sendschreiben an kleinasiatische Gemeinden, das wol nur zufällig die Aufschrift an die Epheſier erhalten hat. Speciell an eine Gemeinde, wo er so lange verweilt und zu der er so viele Beziehungen hatte, kann dies Sendschreiben nicht gerichtet sein, das aller besonderen Bezugnahme entbehrt, und nur als ein Circularschreiben des Heidenapostels an Heidenchristen gefaßt werden kann. Selbst bei dieser Auffassung bleibt es indessen auffallend, wie ein so allgemein gehaltenes Schreiben von ihm, auch nur unter den Andern, zugleich den Epheſiern bestimmt sein konnte, für die der Apostel ja doch so viel Specielles zu schreiben haben mußte. Der Brief ist deshalb nicht ohne kritische Anfechtung geblieben, zumal da sein Inhalt sich in so zahlreichen Stellen als Wiederholung aus dem Kolosserbriefe darstellen läßt, nur wortreich und weitschweifig ausgeführt, während letzterer sich so viel prägnanter zu fassen weiß. Dennoch erklärt sich dies Verhältniß hinreichend durch die Annahme, daß das Circularschreiben dicht nach dem Kolosserbriefe verfaßt ist, wo dem Schreibenden derselbe Ideengang noch völlig frisch und gegenwärtig war; die Gelegenheit, denselben durch Tychicus überbringen zu lassen, mußte den Apostel dazu auffodern, auch den übrigen kleinasiatischen Gemeinden Mittheilungen zu machen, die wegen Ähnlichkeit der Verhältnisse auch dieselben Gedanken hervorriefen. Vieles in dem Briefe ist des Apostels durchaus würdig gehalten, und gestattet nicht, Nachahmung anzunehmen. Das Alterthum hat den Brief stets als echt anerkannt. (*Ignat.* ad Ephes. c. 12. *Polycarp.* c. 12. *Irenaeus* V. 2. 3. *Clemens Alex.* admon. ad gentes p. 54. *Tertull.* contr. Marc. V, 11. 17.)

Noch ist die Vermuthung zu erwähnen, daß dieser Brief derselbe sei, den Paulus als sein Schreiben an die Laodicener bezeichnet (Col. IV, 16), was bei seiner Bestimmung als Circularschreiben allerdings möglich ist.

9) Brief an den Philemon. Zugleich mit jenen beiden Schreiben übersandte Paulus durch den Tychicus noch einen kürzeren Brief an einen Privatmann in Colossä, den Philemon, den Paulus selbst bekehrt hatte. Er sandte ihm dabei dessen entlaufenen oder doch ungehorsamen Sklaven Onesimus zurück, und bittet um Verzeihung für denselben. Der Brief enthält zwar weiter keine Lehren, ist aber doch von tief religiösem Geiste durchdrungen. Die Annahme, daß er aus Rom geschrieben sei, ist die wahrscheinlichste. In der spätern Geschichte kommt derselbe nicht früher, als bei Tertullian vor (contr. Marcion. V, 21), der aber bezeugt, daß Marcion ihn in seiner Sammlung gehabt hat.

10) Brief an die Philipper. Philippi, eine der beträchtlichsten Städte Macedoniens, war von Paulus auf seiner zweiten Missionsreise berührt, als er sich zum ersten Male nach Europa herüber wandte (Act. XVI, 12). Ungeachtet nur wenige Juden dort ansässig

waren, fand er doch bei den Proselyten eine gute Aufnahme, und bekehrte Manche, bis ihn eine von den Heiden ausgegangene Verfolgung aus der Stadt trieb; auch auf der dritten Reise berührte er den Ort (Act. XX, 6), und die Gemeinde blieb ihm stets besonders werth, sodaß er von ihr wiederholt Unterstützungen annahm, wozu er sich sonst nicht leicht verstand. Eine solche Geldunterstützung übersandte sie ihm auch in seiner Gefangenschaft nach Rom durch den Epaphroditus, und Antwort darauf ist unser Brief. Der Apostel benutzt diese Gelegenheit, um Warnung vor judaisirenden Lehrern, die sich auch dort eindrängten, und Ermahnungen zur Eintracht einfließen zu lassen. Die abgebrochene Form von Cap. III. hat schon den Versuch herbeigeführt, den Brief in zwei kleinere Schreiben, das eine an die Gemeinde überhaupt, das andere an die besonderen Freunde des Apostels, zu zerlegen, was aber kritisch unnöthig erscheint. Ort und Zeit der Abfassung ist unzweifelhaft Rom in der spätern Zeit der Haft, wo alle Umstände, wie sie der Brief voraussetzt, zusammentreffen. Die Anführungen desselben beginnen recht früh: *Polycarp.* ep. ad Philipp. c. 3. c. 11. Der Brief der gallischen Gemeinden von Lyon und Vienne bei Euseb. V, 2. *Irenaeus* IV, 18, 4. *Clem. Alexandrin.* paedag. L. 1. p. 107. *Tertull.* de resurrect. carn. c. 23.

So bleiben nur noch die drei sogenannten Pastoralbriefe des Apostels übrig, die aber ungleich mehr kritische Schwierigkeiten darbieten, als die übrigen sämmtlich:

11) Der erste Brief an den Timotheus ist der am wenigsten haltbare unter denselben. Die Schwierigkeiten, die sich hier darbieten, sind ebenso historischer, als exegetischer Art. Zunächst paßt der Brief, wie er vorliegt, durchaus nicht in die Verhältnisse und Anordnung der Reisen, wie wir sie aus den Acten des Lucas und den übrigen Paulinischen Briefen kennen. Der erste Brief an den Timotheus sagt aus, daß Paulus diesen seinen Schüler in Ephesus zurückließ, als er selbst sich nach Macedonien wandte (I, 3) und dabei die Absicht hatte, bald wieder nach Ephesus zurückzukehren (III, 14). Beides paßt zu dem, was außerdem darüber bekannt ist, durchaus nicht; ehe Paulus Ephesus verließ, war ihm ja Timotheus nach Macedonien vorangegangen (Act. XIX, 22) und war bei ihm, als er in Macedonien den zweiten Korinthierbrief schrieb (2 Kor. I, 1). Am meisten widersprechend bleibt aber immer der Umstand, daß Paulus seine baldige Rückkehr verspricht (1 Tim. III, 14. IV, 13), da seine Abreise aus Ephesus durch den Aufstand des Demetrius einen solchen Plan nicht rathsam machte, er selbst sich auch eine größere Ausdehnung der Reise durch Macedonien, Achaja und so nach Jerusalem entwarf (Act. XIX, 21); ein vielleicht beiläufiger Besuch in Ephesus aber ausdrücklich ausgeschlossen war (Act. XX, 16). Dazu kommen die exegetischen Schwierigkeiten, die ebenfalls ein Verständniß des Briefes unmöglich machen. Als Absicht des Briefes wird angekündigt, Anweisung zum Bekämpfen der Irrlehrer in der Gemeinde (I, 3) und zur Leitung derselben bis zur Ankunft des Apostels (III, 15). Zu diesem Plane stimmt nun aber der Inhalt des Briefes durchaus nicht. Von dem B gegen Irrlehrer irrt der Schreibende auf ganz Dinge ab, bespricht die Pflicht der Fürbitte, das gen der Weiber zum Lehramt, gibt Vorschriften Anstellung von Gemeindebeamten, Bischöfen und nen, als ob Timotheus erst hätte die Gemeinde ten sollen, was doch Paulus bei seinem längern halte selbst gethan haben mußte. Cap. IV, 1—5 er auf Irrlehrer zurück, die er aber als erst künft dert; sämmtliche dann noch folgende Ermahnung Anweisungen irren so wiederholt von dem einmc knüpften Faden ab, schwanken so sichtbar hin u daß sich durchaus eine so bestimmte Lage des Sc den und der Leser nicht ermitteln läßt, wie sie Pauliniſchen Briefen sonst jedesmal unterliegt. tritt noch ein anderer Umstand hinzu, der das B gegen den Brief zum völligen Zweifel an der desselben erheben muß, nämlich die auffallende kung, daß sich der Brief, seinen meisten Bestan nach, als eine Compilation aus dem zweiten B den Timotheus und aus dem Schreiben an den zusammenstellen läßt: eine Stelle, 1 Tim. I, 2(man sogar nur als eine misverstandene Compilati 2 Tim. II, 17 und IV, 4 auffassen. Nimmt ma daß dieser Brief auch grammatisch und rhetori schlechter geschrieben ist, als die übrigen, so wir dings der Verdacht dagegen gerechtfertigt, den Schleiermacher so entschieden ausgesprochen hat, d freilich mehrfach versuchte Vertheidigung nicht ha gen können. Wegen der historischen Schwierigkei man freilich etwas zu helfen gesucht, indem man der Abfassung zu verlegen wußte, etwa in die Z der ersten Gefangenschaft des Apostels: doch auch wird beiweitem nicht Alles gelöset: Paulus h Absicht, von Rom aus den Timotheus nach Mac zu senden (Phil. II, 19), und selbst dahin nachz (Phil. II, 24), nicht aber nach Ephesus. Ein Zu sen desselben in Ephesus, mit der entschiedenen selbst dahin zurückzukehren, paßt nun einmal wede frühere noch in die spätere Zeit des Apostels. De muß also sowol historisch als exegetisch für unbe gelten.

12) Der zweite Brief an den Timo findet eher eine Erledigung, aber nur durch di oben ausgeführte Hypothese von einer zweiten Ver in Rom. Der Apostel schreibt aus Rom (I, 8. sq. II, 9. IV, 6. 16) an den Timotheus nach C (I, 15. 18. IV, 19), fodert ihn auf, nach R kommen, und den Marcus mitzubringen (IV, 9. 1 der ganze Eindruck des Briefes kommt dabei dara aus, daß der Apostel selbst kurz vorher in Kleinas wesen ist, und jetzt sich, mit naher Erwartung des in einer weit gefährlichern Haft befindet, als di der ersten Gefangenschaft, wie er sich darüber i Philipperbriefe ausspricht, angenommen werden dar einzige Schwierigkeit, die etwa noch zurückbliebe, daß Timotheus um jene Zeit nicht wol mehr als ling behandelt werden könnte; doch ist die And

darauf (II, 22) auch nicht entschieden genug; und dann, daß der Verfasser wol der ersten Gefangenschaft, und des in derselben erhaltenen Besuches des Timotheus hätte gedenken können. Doch wird auch dies erledigt durch die Annahme, daß Paulus seinem Freunde nicht erst durch diesen Brief die erste Nachricht von seiner zweiten Verhaftung mittheilen wollte, da eine solche bei dem regen Verkehr zwischen Rom und Kleinasien schon dorthin gelangt sein mußte; auch setzt der Apostel dessen Bekanntschaft mit seiner gegenwärtigen Lage ausdrücklich voraus (I, 15). Durch die Hypothese der zweiten Gefangenschaft erhalten wirklich alle Schwierigkeiten des Briefs ihre Erledigung, wie umgekehrt er auch der allein haltbare Grund für eben jene Hypothese bleibt.

13) Der Brief an den Titus. Dieses Schreiben setzt voraus, daß Paulus seinen Schüler und Gehilfen Titus in Kreta zur Anordnung der kirchlichen Verhältnisse zurückgelassen habe, und ihm nun dafür weitere Aufträge ertheilt. Auch dies läßt sich nicht wol in die frühere Geschichte des Apostels einreihen; eine Gelegenheit dazu findet sich höchstens am Ende der zweiten Missionsreise, doch fehlt dann jede Andeutung davon in den Acten des Lucas, was schwerlich durch die auch sonst in denselben vorkommenden Lücken hinreichend entschuldigt wird. Dagegen erhält auch dieser Brief seine vollständige Erledigung durch die Annahme einer zweiten Gefangenschaft des Apostels, und eines derselben voraufgehenden neuen Aufenthalts in Asien. Schwerlich fanden sich auch Christengemeinden in Kreta vor dieser Zeit, weil sonst Lucas bei seinem so speciellen Bericht über die Deportationsreise des Apostels nach Rom, die Kreta berührte, derselben hätte gedenken müssen. Möglich bleibt es dagegen, daß Paulus bald nach jener angenommenen Befreiung sich auch hierher wandte. Auch der Umstand tritt noch dafür als wahrscheinlich ein, daß die Pastoralbriefe dann ziemlich in dieselbe Zeit der spätern Wirksamkeit des Apostels zusammentreffen, woraus sich manche Ähnlichkeit des Gedankenganges am besten erklärt. Die Irrlehrer, zu deren Bekämpfung Paulus in dem Briefe Anweisung gibt, sind zwar augenscheinlich ebenfalls judaisirende, doch dringt Alles darauf, auch in ihnen nicht sowol die früher bekämpfte pharisäische Richtung, als vielmehr Keime jener judaisirenden Gnosis zu erblicken, wie sie besonders in dem Kolosserbriefe besprochen wird.

Da die Authentie der letzteren Pastoralbriefe nur durch die Annahme einer zweiten Gefangenschaft gerechtfertigt werden kann: so haben die Gegner dieser es sich gefallen lassen müssen, sämmtliche drei Briefe unter dem Messer der Kritik fallen zu sehen, wie sie am ausführlichsten D. Baur, in seiner Schrift über die sogenannten Pastoralbriefe, ausübt. Damit sind nun aber die äußern Zeugnisse durchaus im Widerspruch, die so entschieden für diese, wie nur für irgend andere Briefe aus dem Paulinischen Kreise sich darbieten: Marcion hatte sie zwar sämmtlich in seiner Sammlung nicht, doch kennt sie wenigstens Tertullian, der (adv. Marcion. V, 21) dieses Umstandes gedenkt; Irenäus führt (adv. haer. I. proem.) den ersten, und (L. III. c. 3. §. 3) den zweiten Brief an den Timotheus, sowie (ibid. §. 4) den Brief an den Titus auf. Clemens von Alexandrien (Strom. II. p. 383) kennt den ersten, und (p. 448) den zweiten an den Timotheus. Daß der Brief an den Titus dem Tatian bekannt gewesen ist, bezeugt Hieronymus in dem Commentar dazu, praefat. Die Zurechtstellung der Geltung dieser Briefe bleibt hiernach fortwährend der Einleitungswissenschaft als ein Problem vorbehalten.

Außer diesen dreizehn, gewöhnlich als Paulinisch aufgeführten, Briefen, wird nun von Manchen auch noch der Brief an die Hebräer hierher gerechnet, über dessen nicht Paulinischen Ursprung sich indessen die Ansichten immer mehr zusammenfinden, wiewol er wenigstens dem Kreise des Apostels nicht fern zu stehen scheint. Innere und äußere Gründe sprechen sich gleich stark gegen den Paulinischen Ursprung des Briefes aus: derselbe entbehrt gegen die Gewohnheit des Apostels seines Namens und des Eingangsgrußes, die Sprache ist reiner griechisch und rednerischer gehalten, Ausdrücke und dogmatische Ansichten weichen von den echt Paulinischen sehr entschieden ab; die Benutzung des alten Testaments, sowol sprachlich nach den LXX (Hebr. I, 6. X, 5), als in der steten Parallelisirung, ist dem Apostel Paulus fremd, und entspricht durchaus seiner Stellung als Heidenapostel nicht; das Ganze weiset vielmehr auf eine alexandrinische Auffassung des Christenthums hin. Der Verfasser hat sich als einen nur mittelbaren Schüler Christi dargestellt (Hebr. II, 3), während Paulus stets auf seine unmittelbare Apostelwürde dringt. Will man auch eine Spur nicht anerkennen, daß der Brief erst nach dem Tode des Apostels geschrieben sei (XIII, 7): so deutet darauf doch wol die Angabe hin, daß Timotheus seiner Fesseln wieder ledig sei (XIII, 13). Nimmt man nämlich an, daß derselbe, der Auffoderung des Apostels zufolge, zu ihm, während der zweiten Gefangenschaft, nach Rom geeilt sei, so wird es sehr wahrscheinlich, daß er dessen Haft dort getheilt, aber nachher seine Freiheit erhalten habe. Ebenso gegründet sind die Zweifel an der Paulinischen Abfassung des Schreibens aus äußern Gründen. Die alexandrinischen Lehrer (Clemens in seinen Hypotypposen bei *Euseb.* h. eccl. VI, 14) sind zwar für Paulinischen Ursprung günstig, verkennen aber die Schwierigkeiten nicht, und stützen sich am wenigsten auf eine bestimmte Tradition, Origenes begnügt sich deshalb, nur den Inhalt, nicht die Aufzeichnung für Paulinisch zu erklären, nur Dionysius, um 247, nimmt ihn als echt an. Zu Eusebius' Zeit ist der Brief zwar zu kirchlicher Anerkennung im Oriente gelangt, aber die Zweifel an der Echtheit laufen doch beiher. Im Abendlande beginnt die Überlieferung damit, dem Briefe die Paulinische Authentie abzusprechen: so der Presbyter Cajus in Rom (nach *Euseb.* VI, 20); Irenäus hat ihn zwar gekannt (ib. V, 26), aber gegen die Gnostiker doch keinen Gebrauch davon gemacht: und eine Notiz bei Photius (bibl. cod. 232. p. 477 aus *Stephan. Gobarus*) sagt, daß sowol Irenäus als der sonst so räthselhafte Hippolytus den Brief dem Paulus abgesprochen habe. Hieronymus spricht die entschiedensten Zweifel an der Echtheit des Schreibens aus (ep. ad

sich entfalten. Die Grundzüge desselben liegen in der Trias πίστις, ἀγάπη, ἐλπίς; in dieser Verbindung erscheint die πίστις als die ganze christliche Thätigkeit, sofern kein fremdartiges Element mehr die Harmonie der Seele mit Gott stört, die ganze christliche Gesinnung in Beziehung auf Gott und in alleiniger Abhängigkeit von ihm; daraus ergibt sich die ἀγάπη als die affectvolle Seite, das innige Hangen an Gott, das Verlangen nach ihm; sie beherrscht deshalb das ganze ethische Verhalten des Menschen, und ist ebenso die höchste Tugend auf dem christlichen Standpunkte, wie es die Gerechtigkeit auf dem Boden der alten Moralsysteme war. Endlich die ἐλπίς ist das Bewußtsein der sichern Erfüllung und herrlichen Vollendung des in Christo uns Verheißenen, und wird, praktisch gestaltet, in Beziehung auf die Stellung unserer als des Heiles Unwürdiger zu Gott dem Heiligen, zur Demuth, ταπεινοφροσύνη, in Beziehung auf die Leiden des Lebens, die jener Verherrlichung noch zu widerstehen scheinen, zur Geduld und Beharrlichkeit, ὑπομονή.

Rücksichtlich der πίστις ist das Verhältniß des Paulus zum Jacobus vielfach besprochen, da allerdings eine gegenseitige Bezugnahme auf einander, um nicht zu sagen Polemik gegen einander, statt zu finden scheint. Ein gewisser Gegensatz Beider erklärt sich schon aus der ganz verschiedenen Stellung, in welcher Beide zum Christenthume standen: Jacobus blieb bis an seinen Tod Vorsteher der Mutterkirche zu Jerusalem, verweilte also stets unter Juden; darum fehlte in seinem Leben, wie schon oben bemerkt, ein so scharf markirter Übergang vom Jüdischen zum Christlichen, wie bei Paulus. Jacobus hat mit Juden zu thun, die keinen andern Glauben kannten, als den streng historischen, der freilich deshalb nicht genügt, weil ihm jede, das Herz bessernde Kraft abgeht: dagegen muß Jacobus kämpfen, und deshalb zur πίστις noch die ἔργα hinzufodern, als Wahrzeichen einer wirklich stattgefundenen Veredlung des Herzens. Paulus dagegen tritt auf den christlichen Standpunkt als einen wesentlich neuen und höhern, fodert also die πίστις ebenso als ein durchaus neues Lebensprincip, das schon die ganze gemüthliche Region des Menschengeistes mit umfaßt, woraus dann die ἔργα von selbst hervorgehen. Dagegen sie ausdrücklich noch zur πίστις hinzuzufodern, wol gar als etwas von ihr Verschiedenes, wäre eine Schwächung der so dringend hervorgehobenen Intensität dieser. Paulus hat mit Heiden zu thun, die durch ihre Moralsysteme allerdings schon eine gewisse Legalität zu fodern wußten; ihnen gegenüber mußte der Apostel darauf dringen, daß keineswegs die Werke den Menschen rechtfertigen, was ja auch schon von dem untergeordneten Standpunkte der Vorreligionen hätte gelingen müssen, sondern allein das wesentlich christliche Moment der Hingebung an Gott, das ja allein als Ergänzung da eintritt, wo die Unvollkommenheit der Werke zu Tage liegt. So dient also die Paulinische und Jacobische Lehre zu mehrfacher Ergänzung für einander, was sich fast auf allen Punkten des Systems wiederfinden läßt: so in dem Satze von der freien Selbstbestimmung des Menschen (Jac. I, 13. IV, 7) hebt er praktisch die Verpflichtung zum Selbsthandeln hervor, weil der νόμος keineswegs abgethan, sondern nur durch das Christenthum zu höherer Vollendung hinaufgeführt sei. Dagegen behandelt Paulus im Römerbrief die Spontaneität des Menschen als untergeordnet, um so Raum zu gewinnen für die göttliche Gnade. Es wiederholt sich also hier nur die verschiedene Auffassung der einen christlichen Wahrheit nach den mehrfachen Individualitäten; wurde aber auch durch diese Allseitigkeit der Reichthum des christlichen Schatzes aufgedeckt, so war doch das gemeinsame Hangen Aller an der Person Christi gewaltig genug, um Alle zu einer Einheit zusammenzufassen, und nicht in jene divergirenden Richtungen auseinandergehen zu lassen, wie sie bald genug, als verschiedene Sekten innerhalb und außerhalb der christlichen Kirche, hervortraten.

Es bedarf für die übrigen Partien des Paulinischen Lehrbegriffs keiner besonderen Ausführung, da sie nicht sowol als eigenthümliche Auffassungen der christlichen Sätze gelten können, sondern nur den neutestamentlichen Lehrbegriff im Allgemeinen wiedergeben. So in der Lehre von der göttlichen Natur Christi stimmt Paulus durchaus mit Johannes in Benutzung der Logos-Idee zusammen, und kann dieser Satz nicht als eine besondere Paulinische Auffassung gelten. Nur ein Punkt verdient noch hervorgehoben zu werden, da er in dem Lehrbegriff des Apostels eine so entscheidende Stellung einnimmt, und zu den schwierigsten Aufgaben der Auslegung gehört, nämlich die Lehre von der Prädestination. Der nächste Eindruck, den das neunte Capitel des Römerbriefs macht, ist allerdings der einer völlig freien Gnadenwahl Gottes, wie sie nur ein Augustin und Calvin immer haben daraus ableiten können. Der Apostel scheint sich in der Ausführung selbst zu überbieten, daß zur Erlangung der göttlichen Gnade durchaus keine Mitwirkung von Seiten des Menschen statt finden könne, daß die Erwählung derer, die zum Heile eingehen sollen, auf der offensten Willkür Gottes beruhe, und sogar die menschliche Freiheit dadurch völlig erdrückt werde. Dies scheint besonders aus den Beispielen zu erhellen, womit der Apostel seine Sätze ausführt: von Abraham's Söhnen wurde der eine, Isaak, erwählt, der andere, Ismael, verworfen, und zwar ganz ohne ihr Verdienst. Indessen bei diesem Beispiele könnte man immer noch einwenden, Isaak hatte den Vorzug als älterer Sohn, und als Kind der ebenbürtigen Gemahlin, vor dem jüngern, dem Sohne der Sklavin. Daher das zweite Beispiel von der Rebekka entlehnt, das diese Ausreden nicht zuläßt: noch ehe ihre Zwillingskinder geboren, viel weniger zu eignem Selbsthandeln fähig waren, ward Jacob erwählt und Esau verworfen. In der That scheint hier die schonungsloseste Prädestination gelehrt, mit allen den entsetzlichen Consequenzen, die sie für religiöses und sittliches Leben haben muß. Dagegen hilft nun auch die Einrede nicht, daß der Apostel damit sich selbst widersprechen würde, weil er an andern Stellen so entschieden die Allgemeinheit der göttlichen Gnade lehrt, weil er dadurch die ganze ethische Seite seines eignen Systems wieder negiren würde, weil er die Voraussetzung einer totalen Erbsünde, woraus allein jener Rigorismus gefolgert werden könnte, gar nicht kennt, da wir ja auch bei

königs Karl's Gewalt kam, ward Paulus wegen seiner Einsicht und Kenntniß auch diesem Könige sehr theuer und sehr vertraut. Aber nicht lange darauf ward er bei ihm von Neidern angeklagt, daß er ihn wegen seiner Treue zu seinem Herrn, dem Könige Desiderius, habe erschlagen wollen [8]). Der Frankenkönig ließ ihn ergreifen und vor sich bringen, und fragte ihn, ob es wahr sei, was von seinem Mordanschlag auf ihn gesagt werde. Standhaft antwortete Paulus, daß er für gewiß seinem Herrn auf das treueste sei, und daß er in dieser Treue, so lange er lebte, verharre. Auf dieses ward der König von Jähzorn entflammt, und befahl, daß Paulus unverzüglich der Hände beraubt würde. Aber bald kehrte der König in sich zurück, und erinnerte sich des Scharfsinnes und der Kenntniß des Paulus, und sagte seufzend: „Und wenn wir ihm die Hände abhauen, wo werden wir einen so schönen Scribenten [9]) finden?" und sprach zu den ihm beisitzenden Großen: „Saget, was euch hierüber gut dünket." Jene antworteten: Befehlet, daß ihm die Augen ausgestochen werden. „Wo aber, und wann," sagte der König, „werden wir einen so ausgezeichneten Geschichtschreiber oder Dichter [10]) zu finden vermögen?" Als sie des Königs Mitleid mit Paulus und sein Wohlwollen gegen denselben sahen, überredeten sie ihn endlich, daß er ihn auf die Insel Tremetis im adriatischen Meere verbannen möchte. Als er hier einige Jahre als Exilirter verblieben war, trieb [11]), oder mit andern Worten zog [12]) ihn ein gewisser Mensch, welcher ihm um Gottes Willen diente [13]), heimlich aus dieser Insel, und begab sich mit ihm nach Benevent. Als Arichis, welcher die Tochter des Königs Desiderius, Namens Adelperga, zur Gemahlin hatte, dieses hörte, freueten sich sowol er, als seine Gemahlin, sehr, und behielten ihn bei sich im Palaste zurück. Zu jener Zeit hatte der Fürst beide Paläste, den einen zu Benevent, den andern in Salerno ansehnlich erbaut. Paulus schmückte sie mit den herrlichsten Versen aus. Auf Adelperg's Gesuch war er, wie wir unten bei Aufführung der Historia miscella sehen werden, auch schriftstellerisch thätig. Nach Arachis Tode, welcher sich im J. 787 ereignete, eilte Paulus bald in das Kloster Monte Casino, ward Mönch, und lebte daselbst lange Zeit. Auf das Gesuch des Abtes und der Brüder verfaßte er eine Auslegung über die Regel des heiligen Benedict, und Verse auf denselben Heiligen, und andere Schriften. Als König Karl, welcher ihn hatte exiliren lassen, hörte, daß er im Kloster Monte Casino das Mönchskleid genommen, wünschte er ihm sehr viel Glück dazu, und sandte ihm einen gehörig freundlichen und angenehmen, metrisch (nämlich in Herametern) verfaßten Brief, von welchem Leo von Ostia eine Stelle mittheilt [14]). Paulus schrieb dem Könige wieder und sagte ihm den größten Dank für den Besuch und für den Gruß an ihn und die Brüder. Der König hatte nämlich im metrischen Briefe den Vater (den Abt) und die Genossen, und besonders dann namentlich Paulus gegrüßt. Es ist nicht unwahrscheinlich, daß König Karl, bevor er das genannte Kloster besuchte, einen von einem seiner Hofdichter metrisch verfaßten, an die Mönche und namentlich an Paulus gerichteten Brief abgesandt hat, und die Verse an Paulus mögen echt sein. Aber die bei Leo von Ostia den Versen vorhergehende Sage von des Paulus Exil kann nichtsdestoweniger der Sage anheimfallen, ja sie widerspricht gewissermaßen den Versen, da Karl, wenn er auch den Paulus, als er in das Kloster getreten, nicht darin würde verfolgt haben, aber sicher nicht an ihn, wenn er wider seinen Willen das Exil verlassen gehabt, eine so freundliche und zärtliche Anrede in den Brief haben setzen lassen, indem er geglaubt haben würde, seiner Herrscherwürde zu viel zu vergeben. Durch jene Sage ward später die Geschichte des Herganges des Lebens des Paulus getrübt. Bereits alt, wie Leo von Ostia bemerkt, starb Paulus und ward im Kloster neben dem Capitel ehrenvoll begraben. Sein Zuhörer Hilderich, der nachmalige Abt von Monte Casino, verfaßte eine Grabschrift auf ihn, welche auf uns gekommen ist [15]). Aus ihr geht hervor, daß Paulus wirklich Mönch im Kloster zu Monte Casino war. Seine höchste geistliche Würde war die eines Diakonus des Patriarchats von Aquileja, wiewol er in einer alten Handschrift Cardinal der römischen Kirche genannt wird, auch in einer Handschrift des Petrus Diaconus de ortu et vita Justor. Casin. die Inschrift des 25. Capitels lautet: De Paulo Diacono atque Cardinali. Aber in einer bessern Handschrift findet sich von letzterem nichts [16]). So auch wird der berühmte Geschichtschreiber in dem besseren Texte des Martinus Polonus blos Paulus Diaconus [17]), und nicht Paulus Romanus Diaconus et Cardinalis [18]) genannt. — Wir wenden uns nun zu seinen Schriften, und zwar zunächst zu seinem Hauptwerke: 1) De Gestis Langobardorum, Libri VI. Es umfaßt die Geschichte der Langobarden

8) Leo von Ostia und Andere, die ihm folgen, geben nicht an, bei welcher Gelegenheit Paulus dem Frankenkönig nach dem Leben getrachtet zu haben beschuldigt ward. Der Ungenannte von Salerno gibt seine Erzählung über Paulus unmittelbar darauf, nachdem er erzählt, wie nach Eroberung Italiens Herzog Arichis von Benevent allein Karl'n trotzt, und der Erzürnte Drohungen gegen ihn ausstößt. Neuere, wahrscheinlich durch die Stellung, welche der Salernitaner seiner Erzählung gibt, veranlaßt, behaupten, was jedoch nur für Muthmaßung gelten kann, daß Paulus Diakonus an den Complotten der Herzoge von Friaul und von Benevent zu Gunsten des Desiderius oder seines Sohnes Adelgis Theil gehabt. 9) Scriptorem, welches sowol Schreiber als Verfasser bedeutet, läßt sich hier, wo es beides zugleich bezeichnen soll, im Teutschen nicht gut geben, da Schriftsteller jetzt hauptsächlich in der Bedeutung von Autor gebraucht wird. 10) Paulus Diakonus war nämlich nicht blos gewandter Schriftsteller in ungebundener Rede, sondern machte auch für seine Zeit leichte und schöne Verse, und hatte überhaupt große Neigung zu poetischen Gegenständen, wie seine langobardische Geschichte zeigt, in welcher er mit solcher Liebe Sagen erzählt. 11) expulit sagt Leo von Ostia. 12) extrahens braucht der Leo'n folgende Verfasser des Chron. Vulturn. 13) Homunculus quidam, qui ei propter Deum obsequium faciebat.

14) Sie finden sich im Chron. S. Monast. Casin. Lib. I. Cap. XV. p. 286 und daraus bei *Marus*. Annot. ad *Petri Diaconi* Op. p. 20. 15) s. das Epitaphium *Pauli Diaconi* bei *Marus* l. c. p. 21. 22. 16) Cf. *Marus* l. c. p. 21. Angelus de Nuce in den Anmerkungen zum Chron. Casin. Lib. I. Cap. 15 ap. *Muratori* p. 287. 17) Chronologia F. Martini Poloni Romanor. Pontif. ap. *Schilterum*, Scriptt. p. 338. 18) *Marus* l. c. p. 22.

Zeitgeschichte. Paulus kann daher recht gut die Geschichte der letzten langobardischen Könige nicht haben schreiben wollen, weil ihm der Stoff zu prosaisch schien, und ihm also die Lust zur Verfassung der Geschichte seiner Zeit genommen ward. Gewiß ist, daß er in seiner Geschichte der Langobarden am umständlichsten ist, wenn er Sagen erzählt. Dieses macht sie für den Sagenforscher um so schätzenswerther. Je verdrießlicher die erste Partie der Geschichte der Langobarden den Geschichtsforscher [28]) macht, je mehr erfreut sie den Mythologen [29]). Paulus scheint die Sagen, wie er sie vorfand, treu wiedergegeben, nicht verunstaltet und verändert zu haben, um ihnen einen Anstrich von wirklicher Geschichte zu geben, wie z. B. Saro Grammaticus gethan hat, der sich in einfacher Darstellung den Paulus Diakonus, den er kannte [30]), hätte zum Muster nehmen sollen. Doch wenn wir den Paulus als Sagenschreiber rühmen, so ist dieses nur verhältnißweise zu nehmen, wenn wir ihn nämlich mit andern Verfassern von Geschichtswerken, welche willkürlicher mit den Sagen verfahren sind, wenn wir ihn besonders mit Saro Grammaticus vergleichen. Paulus in den christlichen Ansichten seiner Zeit befangen, konnte natürlich kein richtiger Beurtheiler des Sinnes der Sagen des Heidenthums sein. Die alte Erzählung (I. Buch, 8. Cap. S. 411), wie Wodan auf Veranlassung Frea's (Freia's) den Langobarden Namen und Sieg verleihet, nennt er darum lächerlich und unbeachtenswerth, weil der Sieg nicht in der Macht der Menschen liege, sondern vielmehr vom Himmel ertheilt werde. Wodan war aber ja für die Heiden Gottheit des Himmels, und die Heiden glaubten also auch nicht, daß der Sieg in der Macht der Menschen liege, sondern betrachteten ihn als Himmelsgabe. In dieser Stelle ist Saro Grammaticus, der sonst die alten Sagen und die heidnischen Gottheiten mishandelt, billiger als seine Quelle, als Paulus Diakonus, indem er die Frigy, welche er für die Frea [31]) (Freya) des Paulus setzt, Göttin nennt. Bei der Geltendmachung der Sagen als Geschichte sucht Paulus kritisch zu verfahren, aber es fehlt ihm an Schärfe der Kritik. Nachdem er erzählt, Alboin habe seiner Gemahlin, Rosimunde, in der aus ihres Vaters Schädel verfertigten Schale Wein reichen lassen, und sie eingeladen, fröhlich mit ihrem Vater zu trinken, bemerkt er: „Damit dieses Niemandem unmöglich scheine, rede ich die Wahrheit in Christo: ich sah den Fürsten Ratchis an einem Festtage dieses Trinkgeschirr in der Hand halten, um es den Gästen zu zeigen [32])." Aus der Möglichkeit einer Sache ist aber noch lange nicht darauf zu schließen, daß sie wirklich geschehen. Aus dem Vorhandensein eines Schädelbechers folgt noch lange nicht, daß ihn Alboin aus dem Haupte seines Schwiegervaters habe machen lassen, und noch weniger, daß er seine Gemahlin aufgefodert, aus demselben zu trinken. Häufig geben vorhandene Alterthümer erst Veranlassung von Sagen, um sie interessanter zu machen, und können daher nicht als Zeugen der geschichtlichen Wahrheit daran geknüpfter Erzählungen gelten. Dieses Beispiel möge genügen, um zu zeigen, daß Paulus ohne gehörige Schärfe der Kritik schrieb. Doch ist auf der andern Seite von ihm zu rühmen, daß er die Sagen, wie er sie vorfand, ehrlich wiedergegeben, und sie nicht durch eigne Gestaltung ausgeschmückt und nicht für den Sagenforscher unbrauchbar gemacht zu haben scheint. Wandte er auch bei seiner Geschichtsforschung nicht die gehörige Schärfe der Kritik an, so war er doch ein eifriger Forscher. Sein Aufenthalt in Gallien und sein Umgang mit den Galliern, wie er die Westfranken nennt, war nützlich für seine Forschungen, denn er hatte so ausgedehntere Mittel, Erkundigung über Teutschland und den skandinavischen Norden einzuziehen, als ihm Italien und die Italiener allein gewähren konnten. So z. B. in Betreff dessen, was er im 1. Buch 6. Cap. S. 410 über den Maalstrom erzählt, bemerkt er, er habe einen Edelsten der Gallier erzählen hören u. s. w. Die merkwürdige Nachricht, welche Paulus im 1. Buch. 27. Cap. S. 424 gibt, daß zu seiner Zeit noch Alboin bei den Baiern und Sachsen und andern Menschen dieser Sprache in Liedern gefeiert ward, hätte der Geschichtschreiber, wenn sein Aufenthalt auf Italien und sein Umgang auf seine Landsleute, die Langobarden und andere Italiener, beschränkt gewesen, schwerlich einziehen können. Seine Geschichte der Langobarden ist nicht blos als solche von äußerster Wichtigkeit, sondern gewährt auch manche Ausbeute für germanische oder gesammt-teutsche Geschichte und besonders Alterthumskunde überhaupt. Ein so wichtiges Werk ward daher auch früh und oft durch den Druck [33]) verbreitet. a) Hi-

28) Man sehe z. B. Mascow, Gesch. d. Teutschen. 2. Th. Anmerkung S. 145—147, wo er unter andern bemerkt: „Von dem Ursprunge seiner Landsleute, und was ihnen begegnet, ehe sie nach Italien gekommen, ist Paulus schlecht unterrichtet gewesen, ungeachtet man glaubt, daß er des Secundus (der zu Trident kurz nach dem Einfall der Langobarden gelebt) Geschichte der Langobarden zu seinem Gebrauche gehabt." Aber Paulus Diakonus sagt ja ausdrücklich, daß Secundus nur etwas über die Geschichte der Langobarden geschrieben, und nennt die Schrift an einer andern Stelle ein kurzes Geschichtchen. Secundus hat, wie sich vermuthen läßt, die Geschichte der Langobarden hauptsächlich in Beziehung auf die nächste Zeit vor ihm und auf seine Tage aufgefaßt, um die Sagengeschichte und älteste wirkliche Geschichte der Langobarden zu erforschen; dafür hatte der Tridentiner kein Interesse gehabt, und die Langobarden waren ihm nur hauptsächlich wichtig, seitdem sie in Italien eingefallen waren. 29) Auf den Standpunkt des Sagenforschers muß man sich aber wirklich stellen, denn der Geschichtsforscher kann nur ein ungünstiges Urtheil über die erste Partie des Geschichtswerkes des Paulus fällen. So z. B. sagt Mascow (a. a. O. S. 146): „Überhaupt sind die ersten Capitel in dem Werk de Gestis Langobardorum so voll von abgeschmackten Fabeln, daß es auch nicht der Mühe werth ist, große Untersuchungen darüber anzustellen. Man überläßt dieselben der Mythologie, und gründet die Historie auf die sichern Epochen, nach welchen wir die Wanderungen der Langobarden in Gewißheit setzen können." 30) Saro Grammaticus (8. Buch, Ausgabe von Stephanius, S. 159) bietet nicht nur die Sage der Auswanderung der Langobarden aus dem Norden, aus Paulus Diakonus entlehnt, aber nach seiner eignen Art bearbeitet dar, sondern bezieht sich auch ausdrücklich auf Paulus als Gewährsmann.

31) Frigy und Freya waren ursprünglich ein Wesen, daher erscheint in der ältern Sage Freya als Wodan's (Othin's) Gattin; s. Allgem. Encykl. d. W. u. K. 3. Sect. 8. Th. S. 260. 261. 32) *Paulus*, De Gestis Langobardorum, Lib. II. Cap. 28. p. 435. 33) Über die Handschriften uns zu verbreiten gestattet der

der Geschichte des Jovianus: Hier endet das zehnte [40]) Buch. Bis hierher hat Eutropius die Historia verfaßt, zu welcher jedoch Paulus Diakonus Einiges hinzugefügt hat [41]). Im Codice MS. Hirsfelden. (der hersfelder Handschrift) fand Canisius Folgendes: Bis hierher hat die Historia Eutropius verfaßt, während jedoch Einiges Paulus Diakonus hinzugethan hat, auf Befehl der Frau Adelperga, der so christlichen Herzogin von Benevent, der Gemahlin des Herrn Arichis, des so weisen und katholischen Fürsten. Was hierauf folgt, hat derselbe Paulus aus verschiedenen Autoren durch eignen Styl zusammengefügt [42]). Doch hat ein Theil der Geschichtsforscher [43]) dem Paulus Diakonus die Historia miscella abgesprochen. Allerdings kann auch dieselbe in ihrer erweiterten Gestalt kein Werk des Paulus Diakonus sein, aber zu weit geht man, wenn man ihm gar keinen [44]) Antheil an derselben zuerkennt. Muratori [45]) hat gezeigt, welcher Antheil dem Paulus an der Historia miscella gebühre, und daß namentlich in der Ausgabe des Elias Vinetus des Paulus Diakonus echter und ursprünglicher Appendix ad Eutropium enthalten sei, und hat seine Ausgabe, welche die erweiterte Gestalt der Historia miscella enthält, betitelt: Historia miscella ab incerto auctore consarcinata complectens Eutropii historiam Romanam, quam *Paulus Diaconus* multis additis, rogatu Adelbergae Beneventanae, a Valentiniani Imperio usque ad Justiniani deduxit, et Landulphus Sagax, seu quisquam alius continuavit usque ad annum Christi DCCCVI. Nunc primum exacta et castigata ad MSS. Codices Ambrosianae Bibliothecae additis Notis et variis Lectionibus Henrici Canisii. Zu der Stelle des Alphonsus Ciacon. in Vitis Pontificum in Leone: Habet auctor Miscellae Paulus vel potius Joannes Diaconus bemerkt Marus, daß fast in allen Codicibus Paulus Diaconi gelesen werde [46]). Nach v. Spruner gehört die Widmung an der Spitze des bamberger Codex offenbar an die Spitze der Historia miscella, und ist nur durch Irrthum der Abschreiber vor den Aurelius Victor gesetzt worden. Paulus lobt darin die Frau (Gebieterin) Athilberga, die erlauchte, mächtige Herzogin wegen ihres Eifers, mit dem sie die Wissenschaften unterstütze, namentlich das Studium der Geschichte, wie er sich denn hierin selbst, durch die Widmung der Geschichte des Eutropius ihrer besondern Gunst zu erfreuen habe. Da er aber bemerkt, daß ihm dieses Werk deshalb, weil auf die Begebenheiten der Kirche keine Rücksicht genommen, misfallen habe, sei er zu dem Entschlusse gebracht worden, das hierauf Bezügliche nach ihrem Befehle einzuschalten. Da Eutropius mit Kaiser Valens schließe, so habe er von diesem an die Geschichte fortgesetzt und nach seinen Kräften bis auf Justinian gebracht, er wolle sie jedoch bei längerer Lebensdauer bis auf seine Zeit fortsetzen [47]). Im Druck erschienen ist die Historia miscella a) bei Eutropius (Venedig 1471. 4.); b) bei Historiae Aug. Scriptt. (Mailand 1475. Fol.); c) bei denselben (Venedig 1489 oder 1490. Fol.); d) bei Eutropius (Paris 1512. Fol.); e) bei Herodian (lat.) (Florenz, Junta, 1517. 8.); f) bei Suetonius (Venedig, Ald., 1516 oder 1521. 8.); g) bei Historiae Aug. Scriptt. (Cöln 1527. Fol.); h) bei Eutropius (Paris 1531. 8.); i) bei demselben (Basel 1532. Fol.); k) besonders herausgegeben von Pt. Pithoeus unter dem Titel: Historiae miscellae a Paulo Aquilejensi diacono primum collectae, post etiam a Landulpho Sagaci auctae productaeque ad imperium Leonis III., id est annum Chr. 806. Lib. XXIV. (Basel, Perna, 1569. 8.); l) von Canisius, wie im vorigen Titel, mit dem Zusatze: nunc ex variis msc. illustrati et editi ab *H. Canisio* (Ingolstadt, Eder, 1603. Fol.); m) bei Hist. Aug. Scriptt. (Hanover 1611. Fol.); n) der Text nach der Ausgabe des Canisius in der Bibliotheca maxima vett. PP. (Lyon, 13. Th. S. 202 fg.); o) die beste Ausgabe von Muratori mit den Anmerkungen [48]) des Canisius in den Rer. Ital. Scriptt. T. I. P. I. p. 1—185. Eine italienische Übersetzung ist: l'historie di Paolo diacono seguenti a quelle di Eutropio de i fatti de' romani imperatori, nuovam. tradotte di latino in ital. (da Bd. Egio da Spoleti). (Ven., *Tramezzino*, 1548. 8.)

3) Liber de episcopis Metensibus, oder nach dem handschriftlichen Titel: Libellus de numero sive ordine episcoporum, qui sibi ab ipso praedicationis exordio in Metensi civitate successerunt. Wie man aus einer Stelle (nämlich S. 263 bei *Pertz*, Mon. Germ. Hist. Scriptt. T. I.) vermuthet, scheint Paulus Diakonus in Metz selbst gewesen zu sein. Er hat, wie er selbst sagt, das Werk auf Verlangen des Bischofs Angilramn von Metz verfaßt. Dieser war des Königs (nachmals Kaisers) Karl's Erzkaplan, und da das Werk zur Verherrlichung des Hauses des genannten Königs, welchen Paulus trinepos des heiligen Arnulf's nennt, geschrieben ist, so hat der König wahrscheinlich dem Bischof Angilramn Auftrag gegeben, den Paulus zur Abfassung der genannten Schrift zu veranlassen, denn dem Könige Karl, dessen Vater Pipin den Thron der Merovinger unrechtmäßiger Weise an sich gerissen, mußte viel daran gelegen sein, seines neuen Hauses Abstammung von einem Heiligen so

40) Nach der andern Eintheilung der Hist. Misc. ist es das fünfte Buch. 41) Die Stelle in der Urschrift bei *Muratori*, Rer. Italic. Scriptt. Tom. I. Part. I. p. 80. 42) s. die Stelle in der Urschrift bei Canisius zu der Historia Miscella und bei *Muratori* p. 80. 43) Namentlich Baronius Annal. T. V. zum Jahr 719. *Bellarmin*, De Scriptor. Eccles. 44) Bähr in seiner Übersicht der christlichen Dichter und Geschichtschreiber Roms stellt Gründe dafür auf, daß Paulus Diakonus gar keinen Antheil an der Historia Miscella habe, geht aber darin zu weit. 45) In Historiam miscellam praefatio *Ludovici Antonii Muratorii* in dessen Rer. Ital. Scriptt. T. I. P. II. Vergl. den sich auf Muratori beziehenden Verfasser der Anmerkung zur Historia rerum Laudensium Ottonis et Acerbi Moronae, notis illustrata a *Jos. Ant. Sario* nec non anonymo monacho ordinis S. Benedicti bei *Muratori*, Rer. Ital. Scriptt. T. VI. p. 1161—1164. 46) *Joan. Bapt. Marus* ad *Petrum Diaconum*. De viris illustr. Casinens. bei *Muratori* Rer. Ital. Scriptt. T. VI. p. 19.

47) Vergl. v. Spruner a. a. O. S. XV fg. 48) Eine besondere Erläuterungsschrift ist *J. Dm. Mansi* in historiam miscellam et Romanam *Pauli Diacoui* animadversiones in *Fr. Ant. Zaccariae* iter literar. per Italiam (Ven. 1764. 4.) p. 19—23.

viel als möglich hervorgehoben zu sehen, und unterhielt sich selbst gern über den heiligen Arnulf; denn Paulus Diakonus bemerkt S. 284, nachdem er eine wunderbare Geschichte oder richtiger Sage vom heiligen Arnulf erzählt: Haec ego non a qualibet mediocri persona didici, sed ipso totius veritatis assertore, praecelso rege Karolo, referente cognovi; qui de ejusdem beati Arnulfi descendens prosapia, ei in generationis linea trinepos extabat. So ist der Weg zur Verherrlichung des neuen Königshauses gebahnt. Ja! der langobardische Verfasser zeigt in diesem Werke so große Resignation, daß er S. 265, wo er von der Genealogie der Pipininger oder Karolinger handelt, der Unterwerfung der Langobarden durch König Karl'n gedenkt, und sagt, Rom habe von den Langobarden unterdrückt geseufzt, und den Sieger wegen seiner milden Herrschaft, Tapferkeit und Weisheit preiset. Auf Befehl des Königs Karl hatte, wie Paulus Diakonus S. 265 bemerkt, er Grabschriften auf die zu Metz im Bethause ihres Ahnen, des heiligen Arnulf's, begrabenen weiblichen Familienglieder, nämlich auf Rothaid, die Tochter des Königs Pipin, auf Adelaid, Tochter desselben, auf die Hildegard, die Gemahlin des Königs Karl, auf Adelheid, die Tochter des zuletzt genannten, und auf Hildegard, die Tochter desselben, verfaßt, und verleibt diese Epitaphien, von welchen das erstere in Hexametern, die übrigen im elegischen Versmaße verfaßt sind, seinem Werke über die Bischöfe von Metz S. 263—267 ein, nachdem er die Nachkommen des heil. Arnulf aufgeführt. Nachdem er diesen auch in der Historia de Gestis Langobardorum Lib. VI. Cap. XVI. p. 496 erwähnt hat, sagt er: De cujus (Arnulfi) mirabilibus apud Mettensem ecclesiam, ubi episcopatum gessit, liber extat, ejusdem miracula et vitae abstinentiam continens. Sed et ego in libro, quem de episcopis ejusdem civitatis conscripsi, flagitante Angilramno viro mitissimo et sanctitate praecipuo, praefatae ecclesiae archiepiscopo, de hoc sacratissimo viro Arnulfo quaedam ejus miranda composui, quae modo superfluum duxi replicare. Paulus Diakonus hat also über den heiligen Arnulf kein besonderes Buch verfaßt, sondern von ihm in dem Liber de Episcopis civitatis Metensis gehandelt, wiewol Sigbert von Gemblours [49]) und Johannes Trithemius [50]) die Gesta Episcoporum Metensium und die Miracula oder die Vita S. Arnulphi als zwei besondere Schriften aufführen. Paulus selbst hat sie nicht als zwei solche dargeboten, obschon ein Späterer die Vita S. Arnulphi aus den Gestis Episcoporum Metensium als besondere Schrift ausgeschrieben, denn die Vita S. Arnulfi, welche sich bei Surius 4. Th. zum J. 16. Aug., und bei Beda 3. Th. findet, und fälschlich dem Beda zugeschrieben wird [51]), ist nach Muratori keine andere Lebensbeschreibung, als die in der Geschichte der Bischöfe von Metz vorkommt [52]). Herausgegeben ist der Liber de episcopis Metensis ecclesiae von Freher (Corpus Francicae Hist. P. I. p. 171—177) und von Pertz (in den Monum. Germ. Hist. T. I. Scriptt. p. 261—268) und ein Bruchstück von Du Chesne (in dessen Scriptt. Francicae. T. II. p. 261—268).

4) Leben der Heiligen. Besonders ist hier zu nennen Sancti Gregorii Magni Papae I. Vita in drei Büchern, auf welches Werk sich der Verfasser selbst in der Historia de Gestis Langobardorum. Lib. III. Cap. 24. p. 448 bezieht; es findet sich dasselbe in der letzten verbesserten Ausgabe der Kirchenväter (Patrum) durch die Benedictiner S. Mauri vor den Schriften Gregor's des Großen. Die Wunder des heil. Benedict's hat Paulus Diakonus, wie er (de G. Lang. Lib. I. Cap. 26. p. 421) bemerkt, besungen im elegischen Versmaße, und zwar für jedes Wunder ein Distichon bestimmt, und das Werk seiner langobardischen Geschichte 1. Bch. Cap. 26. S. 421—423 einverleibt. Nicht minder künstlich und auch im elegischen Versmaße hat er das Leben des heil. Maurus, und auf Befehl Karl's des Großen das Leben der heiligen Scholastica besungen. Diese beiden metrischen Werke finden sich bei Prosper Martingius im 3. Buche der Poëmatum, sowie einige andere Verse auf die heilige Scholastica von Paulus im Martyrologio Arnoldi Wionis ad diem X. Febr. Zugeschrieben werden ihm ferner Vita sive passio S. Cypriani, Vita Germani Sanctissimi Constantinopolitani Patriarchae, Vita Sancti Petri Damasceni Episcopi et Martyris nec non alterius Petri Martyris.

5) Hymni. Paulus sagt selbst in seiner langobardischen Geschichte (1. Buch S. 423), er habe einen die sämmtlichen Wunder des heiligen Benedikt enthaltenden Hymnus in metro jambico Archilochico verfaßt, und denselben seiner langobardischen Geschichte an der angeführten Stelle einverleibt. Der berühmteste und ausgezeichnetste seiner Hymnen ist der auf den heil. Johannes den Täufer, seinen Schutzheiligen, und den Patron des Reiches der Langobarden mit dem Anfange Vt queant laxis resonare fibris e. c. Auch wird ihm ein Hymnus de passione Sancti Mercurii [53]), und ein anderer bei der Translation des Körpers desselben nach Benevent, sowie ein hymnus Alcaicus dactylus, mit dem Anfange: Quis possit amplo famine praepotens e. c., welcher zu Benevent am Feste von Mariä Himmelfahrt abgesungen zu werden pflegte, zugeschrieben [54]).

6) Eigne Homilien, nach Petrus Diakonus 50, namentlich finden sich nach Marus in casinensischen Handschriften sermo de B. Virgine und sermo in illud Evangelii: Simile est regnum Coelorum homini Regi, qui voluit rationem facere; letztere Homilie hat Thomas Galetus in opusc. aliq. Patrum (Lyon 1615) herausgegeben. Unter den acht Bänden Homilien ver-

49) *Sigbertus Gemblacensis*, De Scriptt. ecclesiast. c. 80 und Miräus dazu in der Anmerkung. 50) De Scriptt. ecclesiast. Frankfurter Ausgabe der Oper. Histor. T. I. p. 250. 51) Vergl. *Marus* ad *Petrum Diaconum* l. c. p. 14.

52) In *Pauli Diaconi* Historiam Langobardicam Praefatio *Lud. Ant. Muratorii* p. 897. 53) Petrus Pipernus Beneventanus. Lib. V. Cap. XX. 54) *Marus* ad *Petrum Diaconum* p. 19.

schiedener Verfasser in der mediceischen Bibliothek finden sich nach Henricus Ernstius (in Catal. Medic. Biblioth.) auch einige von Paulus Diakonus. Die Ergänzung der bisher durch Marterne T. IX. Monument. nur lückenhaft bekannten zweiten Homilie des Paulus Diakonus bietet *Mai*, Collect. T. VI. p. 2. Vorwort, sowie desselben de sententia evangelica et de S. Benedicto über Luc. 8, 16. ibid. T. VII. part. I. p. 256—259 dar.

7) Homiliarius sive historiae et lectiones per totum annum singulis festivitatibus Sanctorum ordinatae, hat Paulus Diakonus auf Befehl Karl's des Gr. wie der von dieser Anordnung handelnde Brief des K. Karl's vor Alcuin's Homiliarius lehrt, gefertigt. Paulus Diakonus entnahm den Inhalt aus den Homilien des h. Ambrosius, Augustinus, Hieronymus, Origenes, Leo, Beda u. s. w. und seine Anordnung ward von der ganzen Kirche befolgt, und das Werk ist auch gedruckt.

8) Expositio super Regulam Sancti Benedicti, welche Leo von Ostia ein sehr nützliches Werk nennt, da darin vieles Nothwendige im Betreff der alten Gewohnheit des Klosters von Monte Casino gezeigt werde. Es ist dieses Werk noch vorhanden, doch will es Hugo Menardus lieber dem Mönch Ruthhard, dem Zuhörer des Hrabanus Maurus und des Walafrid's Strabo, zuschreiben [55]), und nach Mabillon wäre es vielmehr ein Werk Hildemar's. Es ist sehr wahrscheinlich, daß Spätere das Werk des Paulus überarbeitet haben, und daß daher diesem die ursprüngliche Vaterschaft nicht abzusprechen ist.

9) Verse auf den Fürsten Arichis von Benevent, welche der Ungenannte von Salerno Chronicon Cap. 16 (bei *Muratori*, Rer. Ital. Scriptt. T. II. P. II. p. 185—186 und aus dem Ungenannten *Camillus Peregrinius*, Hist. Princ. Langobard., bei demselben a. a. O. T. II. P. I. p. 310—311) mittheilt, und dem Paulus Diakonus zuschreibt.

10) Briefe; Bruchstücke hat Baluzius herausgegeben; bei Leo von Ostia (Chron. S. Monast. Lib. I. Cap. XII. p. 279—281) findet sich ein Brief vom Abt Theodemar und der Congregation von Monte Casino an Karl den Großen, vor welchem steht: Es beginnt der Brief des Paulus Diakonus an den König Karl. Paulus Diakonus soll Epistolarum ad diversos librum unum geschrieben haben.

11) Ein Auszug aus dem größeren Werke des alten Grammatikers ist dem K. Karl d. Gr. gewidmet, weshalb man vermuthet, daß er während des Aufenthalts des Paulus in Franzien, und wahrscheinlich auf Befehl des Königs für dessen neuerrichtete Akademie angefertigt worden.

12) Compilation der Fragmente des Festus, wird aber unsern Paulus wol fälschlich zugeschrieben, denn in den Handschriften heißt der Compilator Paulus Atheniensis; man hat dafür Atriensis lesen wollen, und angenommen, Paulus habe früher das Amt eines Atriensis (servi custodis atrii) verwaltet [56]), welche Annahme jedoch Andere mit Recht bestritten haben [57]). Sollen ja der Paulus Atheniensis und der Paulus Diakonus eine und dieselbe Person sein, so könnte man vielleicht muthmaßen, die Akademiker an Karl's des Großen Hofe, welche classische Namen führten, haben unsern Paulus den Athenienser, wegen seiner schönen und zierlichen Schreibart, genannt. Doch sind wahrscheinlicher Paulus Diakonus und Paulus Atheniensis zwei verschiedene Personen.

13) Supplementum Langobardicorum, e Ms. Palatino (bei *Freher*, Corp. Hist. Franc. P. I. 1613 p. 178—181; bei Lindenbrog in der Ausgabe der Hist. de G. Lang.; bei Jornandes [Hamburg 1611] und bei *Muratori*, Rer. Ital. Script. T. I. P. II. p. 183—184) trägt den Namen des Paulus Diakonus mit dem höchsten Unrechte, denn den Gesinnungen und der Schreibart nach ist der Verfasser, wie z. B. Pagius [58]), Muratori [59]) und Sismondi [60]) richtig aufstellen, ein ganz andrer Mensch als Paulus Diakonus, weshalb auch Muratori das Fragmentum, wie er es betitelt, nicht als Supplementum zur langobardischen Geschichte des Paulus Diakonus, sondern weit entfernt von dieser, und auch erst im folgenden Theile gegeben hat, und wir das angebliche Supplementum so weit als möglich von der Hist. de G. Lang. aufführen.

14) Historia Episcoporum Papiensium soll Paulus Diakonus nach der Angabe des Galesinius hinterlassen, aber Muratori und Andere legen mit Recht auf dieselbe kein Gewicht [61]). (*Ferdinand Wachter.*)

PAULUS (von Genua, auch Paulus Grammaticus genannt), stammte aus Ligurien, der Provinz der Römer, war von Kindheit an des Augenlichtes beraubt, lernte durch das bloße Gehör die Grammatik und andere Wissenschaften auf das Vollkommenste, was man für ein Wunder ansah, und weshalb er von Allen der zweite Didymus genannt ward. Nachdem er den Streit der Römer und Griechen in Constantinopel (Altercatio Romanorum et Graecorum, quae facta est in civitate Constantinopolitana) geschrieben, ging er in den Zeiten des Papstes Paschal's II. und des Kaisers Alexius, unter dem Abte Oderisius, in das Kloster von Monte Casino. Er schrieb über Esaias (Jesaias), Hieremias (Jeremias) und über die übrigen Propheten, über das Psalterium, über Matthäus, Marcus, Lucas, Johannes, über die Briefe Pauli, über die Apokalypse. Er verfaßte die Vi-

55) s. Disquisitiones Monasticae Haesteni. Lib. II. tract. 5. 56) s. Lindenbrog's Anmerkung zum 1. Cap. des 1. Buches der Hist. de G. Langob. bei *Muratori* p. 405. 57) s. Angelus de Nuce in d. Anmerk. zum Chron. S. Monast. Casin. bei *Muratori* p. 287. Not. 22. 58) In Critic. Baron. ad Ann. 774. Nr. 7. 59) *Muratori*, Rer. Ital. Scriptt. T. I. P. I. p. 398. P. II. p. 182. 60) Histoire des Républiques italiennes du moyen age. T. I. Chap. I. à Zurich p. 32. 61) Eine Einzelschrift über Paulus Diakonus ist von Moller, De Paulo Diacono (Altorf 1686. 4.). In vielen andern Werken kommt Paulus Diakonus vor, z. B. in *Walafrid Strabo*. De Div. Offic. c. 28. *Vossius*, Lib. II. de Hist. Lat. etc. Bei den Citaten, welche Moreri (Le Grand Dict. Histor. 11. Ed. T. IV. p. 563) in Beziehung auf Paulus Diakonus hat, muß es für „Paul Diacre" Pierre Diacre heißen; s. den Art. Petrus Diaconus in der Allgem. Enc. der W. u. K. Der Fehler bei Moreri hat veranlaßt, daß man den Paulus Diakonus fälschlich zum Verfasser des Werkes von Petrus Diakonus (De viris illustribus Casinensibus) gemacht hat.

Die Quellen, aus denen wir zu schöpfen haben, zerfallen in Berichte über ihn, und in Urkunden über Verhandlungen mit ihm: von ersteren ist besonders zuverlässig die Nachricht bei Eusebius (Hist. eccl. VII, 27—30, und dann zerstreute Nachrichten bei Athanasius; minder zuverlässig sind schon die Aussagen der eigentlichen Häresiographen, Epiphanius, Theodoret, Philastrius. Hierher gehören auch noch Nachrichten des Leontius von Byzanz; (contra Nestor. lib. III); früher besaß man davon nur den lateinischen Text in *Basnage* thesaur. monimentor. eccles. Tom. I. p. 594; den griechischen Text hat J. G. Ehrlich (diss. de erroribus Pauli Samosateni. Lips. 1745. §. XV. p. 23) aus einer Bodlejanischen Handschrift geliefert. Von der zweiten Classe ist zuverlässig nur ein Synodalschreiben der zu Antiochien 269 versammelten Bischöfe, welche die Absetzung des Paulus den Bischöfen von Rom und Alexandrien melden (*Euseb.* VII, 30); leider gibt Eusebius dasselbe aber nicht vollständig, sondern nur in einem Auszuge, der mehr die äußeren Umstände ausführt, den so wichtigen Punkt von der Lehre des Mannes aber sehr oberflächlich berührt. Außerdem hat der Jesuit Turrian noch drei ähnliche Documente mitgetheilt (*Manst*, Collect. concilior. I. p. 1033 sq.): nämlich 1) das Schreiben einer frühern antiochenischen Synode an den Bischof Paulus, die sich schon mit seiner Absetzung beschäftigte; die vereinigten orthodoxen Bischöfe wollen darin ihm die mündlichen Verhandlungen schriftlich wiederholen; die Echtheit desselben ist zweifelhaft. 2) Ein Schreiben des Bischofs Dionys von Antiochien an denselben; nach den Gründen, die du Valois in den Anmerkungen zu der obigen Stelle des Eusebius dagegen aufgestellt hat, muß es für unecht gelten; wahrscheinlich ist es von einem Spätern geschmiedet, da in jenem echten Synodalschreiben bei Eusebius einer solchen Zuschrift des alexandrinischen Bischofs gedacht war; doch sind selbst dann die angegebenen äußeren Umstände nicht einmal sämmtlich benutzt und aufgenommen; endlich 3) zehn Fragen, die Paulus zur Vertheidigung seiner Lehre dem Dionys vorgelegt habe, nebst den Antworten desselben darauf. Beide letztere Urkunden hat man wenigstens theilweise zu retten gesucht, sodaß man an Nr. 2) nur den Namen des Dionys als untergeschoben zugab, das Schreiben aber selbst von irgend einem unbekannten, doch gleichzeitigen Verfasser stammen ließ, und an Nr. 3) wenigstens die Fragen für echt ausgab, wenn auch die Antworten als unhaltbar anerkannt wurden. Am Besten enthält man sich deshalb des Argumentirens aus diesen sämmtlichen Actenstücken, wenn auch die Ausführlichkeit der Angaben über die Lehre des Mannes darunter bedeutend leiden muß.

Über die Lebensumstände des Samosateners wissen wir nur Weniges: er war von dürftigem Herkommen; gelangte aber nicht allein zu dem Bischofsamte in Antiochien, sondern auch zu der bürgerlichen Stellung eines Richters, ducenarius, die den Namen von der jährlichen Besoldung von 200 Sesterzien führte (Not. ad *Sueton.* Claud. c. 24. p. 492 ed. *Graeve.* *Salmasii* not. in Capit. *Pertinac.* p. 125. *Vales.* ad *Euseb.* l. l.).

---

1) Über dieses auf uns gekommene Werk s. *Hugo Menardus* in Martyrolog. *Benedict.* ad XX. Oct. ac Lib. I. Dialog. *Victoris* Capuan. III. p. 20 und *Joh. Kupf. Maras* Annotatio ad Opusculi Gaufr. Vincent. de viris illustr. Casinensibus. Cap. 36 ap. *Muratori* Rer. Ital. Scriptt. T. VI. p. 52. 2) Die von uns namhaft gemachten Schriften Paulus' von Genua zählt *Petrus Diaconus* ebenso de vir. illustr. Casin. Cap. XXXI bei *Muratori* p. 761 auf und zwar in Beziehung auf die Schriften Paulus' von Genua über das alte und neue Testament mit stets wiederholtem Super, nämlich Super Exodum, Super Hieremiam etc., sodaß sie als einzelne Volumina anzusehen sind. Die von Petrus Diakonus namhaft gemachten Schriften Paul's von Genua hat er in Händen gehabt und bemerkt dann, daß auch noch andere Werke desselben (alia ejus librorum volumina) existirten, welche ihm nicht zu Handen gekommen. *Paulo Genuensis* alter Grammatici Vita S. Ebrizonis Episcopi. Petrus Diakonus auch insbesondere noch in Chron. S. Mocharii Casin. Lib. III. Cap. 48 bei *Muratori* T. IV. p. 464.

Bei seiner Stellung war ihm besonders die Gunst der Zenobia von Palmyra förderlich, die, eine Gattin des römischen Feldherrn Odenatus, sich in dem Abfalle vom römischen Reiche erhielt, bis sie von Aurelian überwunden ward; sie wird als eine Freundin des Judenthums geschildert, und des Samosateners ganze Ketzerei auf das Bestreben zurückgeführt, die christlichen Dogmen, ihr zu Gefallen, dem Judenthume conform zu bilden, was indessen als äußerliche Motivirung seines Auftretens für den gewöhnlichen Kunstgriff der Ketzerrichter zu halten ist. Über sein Verhältniß zu ihr hat Eusebius nichts; die Nachrichten darüber finden sich erst bei *Athanasius*, epist. ad solitarios, Tom. I. p. 386 ed. *Benedict.* *Theodoret.* fabul. haeret. lib. II. c. 8. p. 222. *Chrysostom.* homil. VIII. in Joann. T. VIII. p. 48. ed. *Montfauc.* *Philastrius* de haeresib. c. 64. p. 127.

Über seine äußere Stellung bringt nun jenes Synodalschreiben bei Eusebius die härtesten Beschuldigungen vor: man erkennt darin deutlich die gereizte Leidenschaftlichkeit seiner Ankläger; doch wäre auch diese kaum zu begreifen, wenn nicht der Mann in seiner Stellung, als Bischof des prächtigen Antiochiens, sein Ansehen vielfach misbraucht hätte; einzelne Thatsachen, die sie vorbringen, lassen sicher auf Übermuth und rücksichtslose Behandlung der Untergebenen schließen. Wahrscheinlich wäre ohne solches Auftreten auch kaum so viel Aufhebens von seiner Ketzerei gemacht, die damals zu einer in Asien ziemlich verbreiteten Ansicht gehört zu haben scheint. Die Beschuldigungen betreffen zunächst Habsucht und Reichthum, der nur auf unerlaubtem Wege erworben sein könne, da er von Haus aus unbemittelt gewesen sei; die Andeutungen kommen darauf hinaus, daß er hierzu nicht seine bischöfliche, sondern seine richterliche Stellung benutzt habe, da ihm Erpressungen, Bestechungen, Feilheit des Rechts, vorgeworfen werden; ebenso unvereinbar mit der Bischofswürde fand man jene weltliche Stellung überhaupt, da ja längst durch kirchliche Gesetze jedem Kleriker die Ausübung eines weltlichen Amtes, als unverträglich mit seiner Stellung, untersagt war. Eine solche Combination ist hier auch kaum anders zu erklären, als durch den Einfluß seiner Gönnerin, und zwar so, daß er zu dem Bischofsamte später die weltliche Stellung hinzunahm; schwerlich wäre umgekehrt die Wahl des Klerus auf einen weltlichen Beamten gefallen, oder es müßte auch dabei die Einwirkung der Zenobia überwiegend gewesen sein. Am unerträglichsten ward aber jene Combination dadurch, daß er auch hierbei sich übermüthig bewies, lieber Ducenar als Bischof titulirt sein wollte, mit großem Gepränge öffentlich erschien, Klageschriften annahm und Antworten ertheilte. Wie erfinderisch übrigens bei dieser Ausmalung seiner Arroganz der Haß gegen ihn war, erhellt besonders daraus, daß man an ihm tadelte, was doch sonst die Sitte erträglich fand; daß er bei den Versammlungen des Klerus (*ἐν ταῖς ἐκκλησιαστικαῖς συνόδοις*) einen erhöhten Sitz einnahm, ward ihm als Übermuth aus seiner weltlichen Stellung ausgelegt, da doch längst um diese Zeit der Bischof einen bevorzugten Sitz unter seinen Klerikern einnahm (cathedra episcopalis); man machte ihm sogar ein Verbrechen daraus, daß er mit der Hand sich auf den Schenkel schlug, mit dem Fuße auf den Boden stampfte. Dasselbe gilt von der Beschuldigung, daß er sich bei seinem öffentlichen Auftreten durch allerlei Zeichen, Wehen mit Tüchern, Beifall spenden lasse, und Alle, die sich dazu nicht verstehen wollten, anfeinde. Auch diese aus der rhetorischen Bildung der Zeit herübergenommene Sitte ist später wenigstens durchaus im Gebrauch; gestattete doch selbst ein Chrysostomus das Applaudiren bei seinen Predigten. Als Beweis seines frevelhaften Übermuths führte man ferner an, daß er in den kirchlichen Versammlungen, sogar am Osterfest, öffentlich sich loben lasse, wozu er Weiber aus seiner Gemeinde, sowie seine Presbytere, aber auch benachbarte Bischöfe, anhalte; sie singen Psalmen auf ihn, nennen ihn einen vom Himmel herabgestiegenen Engel u. dgl. Ist darin die Übertreibung nicht zu verkennen, so mag ein anderer Vorwurf wol gegründeter sein, daß er die hergebrachten Kirchenlieder abschaffe, als zu jung, und dagegen den alten Psalmengesang wieder einführe: man hat namentlich hierin Gefälligkeit gegen seine jüdische Gönnerin gefunden, doch liegt viel näher, daß er in jenen, aus dem zweiten Jahrhundert stammenden Hymnen, die dogmatischen Beziehungen gern unterdrücken wollte, und dazu ihre Neuheit zum Vorwande nahm. Endlich warf man ihm vor, den Umgang seiner Kleriker mit Weibern, unter dem Vorwande geistlicher Übungen (die sogen. *συνείσακτοι*, subintroductae), zu gestatten, und selbst überall zwei Schönheiten mit sich umherzuführen: doch war dieser Punkt in der Sitte der Zeit ziemlich allgemein, und wenigstens wagen doch seine Ankläger nicht, gradezu ihm Ausschweifungen zur Last zu legen: er muß also den äußern Anstand jedenfalls gewahrt haben. Bedeutend schwieriger ist es nun aber, nach den für uns brauchbaren Quellen die eigentliche Lehre des so hart beschuldigten Mannes zu bestimmen. Schwerlich hat er etwas Neues, Hervorstehendes gehabt, sondern bewegte sich wol in der in Asien herkömmlichen Erklärung der göttlichen Natur Christi, durch den in demselben erschienenen göttlichen *λόγος*, nur mit entschieden monarchianischer Modification. Will man auch nicht einräumen, daß er bei der Unbestimmtheit seiner Fassung die Absicht gehabt habe, zwischen den verschiedenen Theorien zu vermitteln, und deshalb weite Formeln anzuwenden, so hat er doch wenigstens seine Ansichten möglichst in kirchliche Ausdrücke eingekleidet, weshalb dann auch der dogmatische Kampf gegen ihn so schwer ward. Die allgemeine Angabe, daß er die Häresie des Artemon erneuert habe (*Euseb.* l. l. *Epiphan.* haer. 65), kann wol weiter nichts bezeichnen, als daß er zu der Classe der Monarchianer überhaupt gehöre. Den zusammenhängendsten Bericht gibt Epiphanias (l. l. p. 608): in Gott ist stets sein *λόγος* und sein *πνεῦμα*, wie im Herzen des Menschen die ihm angehörende Verstandeskraft (*ὁ ἴδιος λόγος*): der Sohn Gottes ist aber nicht ein persönliches Wesen (*ἐνυπόστατον*), sondern in Gott selbst vorhanden. Nun kam der *λόγος* und wohnte in dem Menschen Jesus. Nur besteht die Einheit Gottes nicht darin, daß dabei der Vater Vater ist, und der Sohn Sohn, son-

Amts, und gab ihm den Domnus, den Sohn seines Vorgängers Demetrianus, zum Nachfolger. Nur vermochte man nicht den Mann sofort auch aus seiner Stellung, namentlich aus seiner bischöflichen Amtswohnung (bei Eusebius: τοῦ τῆς ἐκκλησίας οἴκου; es fanden also die kirchlichen Zusammenkünfte zugleich in dem Hause des Bischofs statt) zu vertreiben; ein sicheres Zeichen, daß ihm wenigstens das Volk nicht so abgeneigt war. Erst nach dem Sturze seiner Gönnerin gelang die Vertreibung, wobei Aurelian die für einen heidnischen Fürsten sehr auffallende Entscheidung abgab, daß die Amtswohnung denen zukommen solle, mit welchen die italischen Bischöfe, und namentlich der römische, als Zeichen der Rechtgläubigkeit in Communication treten würde: *Euseb.* VII, 30: τοῖτοις νεῖμαι τὸν οἶκον, οἷς ἂν οἱ κατὰ τὴν Ἰταλίαν καὶ τὴν Ῥωμαίων πόλιν ἐπίσκοποι τοῦ δόγματος ἐπιστέλλοιεν. Es folgt daraus, daß die Partei des Paulus ebenfalls bedeutend genug war (Aurelian sagt τούτοις, οἷς), um nicht unbedingt von dem Sieger unterdrückt zu werden; er zog deshalb vor, die Entscheidung auswärtigen Bischöfen anheimzustellen. Eine Begünstigung der Christen ist darin ebenso wenig, als ein Haß gegen die besiegte Partei der Zenobia zu erblicken: Aurelian zeigte nur, daß er damals die Christen noch nicht verfolgen wollte, und ging dabei auf christliche Art, Streitigkeiten zu entscheiden, ein. Will man daraus einen Vorrang der römischen Kirche folgern, so steht wenigstens fest, daß es damals noch keinen Papst gab, denn derselbe soll ja nur im Verein mit den italischen Bischöfen entscheiden. Daß übrigens dessen Urtheil gegen Paulus ausfallen mußte, konnte nach den Vorgängen in Antiochien, und nach der schon längern Bekämpfung der Monarchianer in Rom, nicht mehr zweifelhaft sein. Wenn später noch von samosatenischer Ketzerei die Rede ist, so darf darunter nicht sowol eine Faction des Paulus, als vielmehr die ganze monarchianische Partei verstanden werden, als deren Haupt ein so angesehener Bischof galt. (*Rettberg.*)

Paulus Silentiarius, s. Silentiarius.

PAULUS (aus Tyrus), lebte zur Zeit des Kaisers Hadrian, von dem er für seine Vaterstadt die Ehre, zur Metropolis erhoben zu werden, auswirkte, und war ein Zeitgenosse des Philo aus Byblus. Paulus war ein Rhetor und verfaßte eine „rhetorische Kunst," „Progymnasmata und Meletai." Vergl. *Suid.* s. v. (*H.*)

PAULUS [1]) (Julius). Über das Vaterland des Juristen Julius Paulus [2]) sind wir in völliger Unwissenheit. An den vier Eingangsthüren des Salone von Padua (Palazzo della ragione) sind vier Medaillons mit den (angeblichen) Bildnissen des Livius, unseres Paulus, des Fra Alberto Eremitano und des Pietro d'Abano angebracht [3]). Den zweiten nennt eine darunter angebrachte Inschrift: Paulus Patavinus, Jurisconsultorum clarissimus, hujus nostrae urbis decus aeternum etc. [4]). Basrelief und Inschrift sind indessen neueren Ursprungs und nicht besser beglaubigt, als die mancher apokryphen Denkmale, an denen grade Padua so besonders reich ist. Bertrand [5]) vermuthet aus der genauen Freundschaft, welche zwischen Paulus und sowol Ulpian als der Mammäa, Alexander Sever's Mutter, bestanden, daß er gleich diesen beiden aus Tyrus gebürtig gewesen sei. Theils aber ist es nichts eben Unerhörtes, daß Leute, die nicht am selben Orte geboren sind, sich mit einander befreunden, theils wissen wir von jener Freundschaft nichts, theils endlich ist es nicht wahr, daß Mammäa eine Tyrierin gewesen sei [6]). Lorenzo Pignori hat in einem mir unbekannt gebliebenen eignen Büchlein und in einem Briefe an Annibale Campeggi [7]) auszuführen gesucht, Paulus sei vermuthlich ein Römer gewesen; mir ist es aber nicht gelungen in diesem Briefe den Schatten eines Argumentes zu entdecken. Ebenfalls ohne Angabe eines Grundes nennt Hotomann [8]) den Paulus einen Griechen. Ulpian nimmt von der Erwähnung außeritalischer Colonien italischen Rechtes Anlaß, seine Heimath zu bezeichnen [9]). Paulus gibt eine längere Aufzählung solcher Colonien, ohne jedoch eine ähnliche Notiz hinzuzufügen [10]). Auch hieraus ließe sich aber höchstens der unsichere Schluß ziehen, daß die Heimath des Paulus nicht zu dieser Art von Colonien gehört habe.

Von einem dritten Namen des Paulus, außer den zwei schon genannten, haben wir keine Kunde; auch scheint es sehr bedenklich, ihn allein wegen des Namens Julius der gens Julia beizuzählen.

Die Lebensschicksale des Paulus anlangend, wird uns von ihm selbst und von Andern berichtet, daß er zuerst in Rom als Advocat fungirt habe [11]), dann aber, als Papinian Präfectus Prätorio gewesen, in dessen Consilium gesessen [12]). Sodann ward er Assessor im Auditorium Principis [13]). Der Princeps, der ihn in diesen geheimen Rath aufgenommen, kann nur Septimius Severus (gest. 4. Febr. 211) oder Caracalla (gest. 4. April 217) gewesen sein; denn Paulus berichtet selbst [14]), daß er noch mit Papinian, der vermuthlich im ersten Jahre von Caracalla's Regierung ermordet ward, im Auditorium des Kaisers gesessen. Nach dem, freilich in Zweifel gezogenen [15]),

1) Die Monographien über Paulus: *Nic. Rittershusius*, Diatr. de vita Julii Pauli. (Norimb. 1566. 4.) *Al. Arn. Pagenstecher*, Diss. Julius Paulus, in Syll. Diss. (Brem. 1713. 12.) p. 523—624 und *Ern. Al. Otto Corn. Pagenstecher*, Tract. Gryphorum magister Paulus injuria vapulans (Wetzlar 1726. 4.) und in Tractatib. juris, spars. hucusque ed. T. I. (Herborn. 1734. 4.) Nr. 7 sind mir so wenig als *Jo. Strauch*, Vitae aliquot vet. JCtorum, conquis. *C. G. Buder* (Jen. 1723) zugänglich gewesen. 2) Über die Frage, ob Paulus oder Paullus zu schreiben sei, vergl. *Arndt*, J. Paulli rec. sent. (Bonn. 1833.) p. III. N. 2. 3) *Moschini*, Guida per la città di Padova (Ven. 1817.) p. 219, vergl. mit *Leandro Alberti* Descrizione della Italia. (Ven. 1551. 4.) Fol. 387 b. 4) *Conradi* Parerga. p. 512. N. e. 5) *Βίοι νομικῶν* I, 25 in *J. C. Franck*, Vitae tripartitae. p. 126. 127. 6) *Herodian*, Hist. V, 3. §. 2. 3. *Capitolinus* in Macrino 9. 7) Unter andern abgedruckt in *Franck*, Vitae trip. l. c. Cf. *Otto*, Papinianus. p. 16. 8) Commentarius verb. juris. s. v. *abalienare*. 9) L. 1. pr. Dig. De Censibus. L. 15. 10) L. 8. Eod. 11) L. 78. §. 6. Dig. De Legat. III. XXXII. 12) L. 40. Dig. De Reb. credit. XII, 1. *Lampridius*, In Alexandro Severo. c. 26. *Spartianus*, In Pescennio nigr. c. 7. 13) L. 38. pr. Dig. De Minorib. IV, 4. 14) L. 97. Dig. De Acquir. vel omitt. hered. XXIX, 2. Vergl. auch L. 50. Dig. De Jure fisci. XLIX, 14. 15) *Heineccius*, Hist. juris civ. I. §. 340. N. *). Zimmern, Rechtsgeschichte. I, 870. Anm. 21.

Zeugniß des angeblichen Aurelius Victor[16]), verbannte Heliogabalus (8. Juni 218 bis 11. März 222) den Paulus; Alexander Sever (geſt. Aug. 235) aber rief ihn wieder zurück, und er trat aufs Neue in das Auditorium ein. Daß Paulus Präfectus Prätorio geweſen, bekunden Spartian[17]) und Lampridius[18]); Letzterer bemerkt, daß nicht feſtſtehe, ob Heliogabalus, oder Alex. Sever ihn zu dieſer Würde erhoben. Wir werden uns, nach dem bereits Mitgetheilten, für die erſte Meinung erklären müſſen[19]). Nach Dio Caſſius[20]) iſt Ulpian vor des Erſteren zweitem Conſulat ermordet worden, alſo vor 229. Zwar ſcheinen die vaticaniſchen Fragmente[21]) dem Ulpian das Citat eines Reſcriptes v. J. 229 beizulegen; es iſt aber ſchon erinnert worden, daß vor dem Reſcript, bei welchem die Handſchrift auf den Gregorianiſchen Codex verweiſt, eine Lücke, jenes Reſcript alſo ein anderes ſein müſſe, auf welches Ulpian verweiſen wollte[22]). Da nun eine Collegenſchaft von Ulpian und Paulus, wenn ſie ſtattgefunden, wol ſicher erwähnt worden wäre, ſo iſt nicht unwahrſcheinlich, daß der Erſtere dem Letzteren im Amte gefolgt ſei. Daß die scriptores historiae Augustae an den zwei Stellen, wo ſie die Präfecturen des Ulpian und Paulus erwähnen[23]), dieſen zuerſt nennen, iſt wol kein ausreichendes Argument gegen dieſe Annahme. Dagegen kann es als ein Wahrſcheinlichkeitsgrund für das längere Leben des Paulus gelten, daß er[24]) ein Reſcript des Alexander an den Präfectus Urbi Claudius Julianus, welcher im J. 237 Conſul ward[25]), anführt.

Aus Spartian[26]) läßt ſich noch entnehmen, daß zwiſchen Paulus' Eintritt in das Auditorium principis und ſeine Präfectur eine Zeit gefallen ſein muß, in welcher er die Stelle eines Magister scrinii memoriae bekleidet. Für das Conſulat dagegen, das Einige ihm beilegen wollen, iſt mir kein Zeugniß bekannt.

Eine Verwandtſchaft mit Heliogabalus ſchreibt Heineccius[27]) dem Paulus um deswillen zu, weil Herodian[28]) erwähnt, jenes kaiſerliche Ungeheuer habe in der erſten ſeiner wunderlichen Ehen γυναῖκα τὴν εὐγενεστάτην Ῥωμαίων, welche er binnen Kurzem wieder verſtoßen, geheirathet, und weil Münzen eine Gemahlin des Kaiſers als Julia Cornelia Paulla bezeichnen. Offenbar iſt dieſe Folgerung in hohem Grade unſicher. Ebenſo wenig iſt ein Zuſammenhang unſeres Juriſten mit dem von Suidas[29]) zu Hadrian's Zeiten erwähnten Tyrier Paulus[30]), oder mit dem von Gellius[31]) gerühmten Zeitgenoſſen des Antoninus Pius, dem Dichter Julius Paulus nachzuweiſen[32]).

Daß Paulus ein Schüler Papinian's geweſen ſei, iſt wegen einer, dem Lampridius zugeſchriebenen Stelle[33]) behauptet worden; daß aber dieſelbe untergeſchoben ſei, und keinerlei Glauben verdiene, iſt ſchon bei anderer Gelegenheit nachgewieſen[34]). Den Scävola, den Zeitgenoſſen des Marc Aurel, nennt Paulus mehrmals Scaevola noster[35]); doch ſcheint dies noch kein genügender Grund, ihn deshalb für deſſen Schüler zu halten[36]).

Otto[37]) glaubt, daß Paulus der Schule der Sabinianer, wenigſtens einigermaßen, angehangen habe. Maſcov[38]) und Andere zählen ihn den damals ſogenannten Miscellionen bei. Als ein neues Argument für jene erſte Meinung könnte man allenfalls anführen, daß Paulus, indem er dem Pomponius widerſpricht, ſich darauf beruft, er habe gelernt, ego didici, daß jene Behauptung unrichtig ſei[39]); wenn nur anders feſtſtände, daß Pomponius wirklich Proculejaner geweſen ſei[40]). Schon die Zeit, in welcher er lebte, läßt indeſſen nicht zweifeln, daß ſeine wiſſenſchaftlichen Meinungen von dem bereits veralteten Sektenſtreite unabhängig waren.

Daß den Schriften des Paulus Schärfe des juriſtiſchen Gedankens in hohem Grade eigen ſei, räumen auch diejenigen ein, die ſeine Schreibart tadeln. Die Dunkelheit ſeiner Sprache iſt ſprüchwörtlich geworden. Wie prägnant indeſſen jedes ſeiner Worte iſt, lehren am beſten Cujazens Commentare, die ſo oft einer ſcheinbar gleichgültigen Wendung tiefere Bedeutung abzugewinnen wiſſen. Da wir ferner auch Paulus größtentheils nur aus den in die Pandekten aufgenommenen Excerpten kennen, und da in jenen vereinzelte Stellen aus Paulus vielfach nur dazu benutzt ſind, um zuſammenhängendere Auszüge aus Ulpian zu ergänzen und zu berichtigen, ſo iſt nach Hugo's[41]) treffender Bemerkung die jetzt obwaltende Dunkelheit gewiß oft mehr der Methode des Excerpirens als der Schuld des Paulus ſelbſt beizumeſſen. Unter den Beſchwerdeführern über die Dunkelheit unſers Autors iſt wol der ergötzlichſte Fulgoſius[42]); doch laſſen es auch Duaren[43]) und Bertrand[44]) an Tadel nicht fehlen. Übrigens ſind unter den ſechs von den Gloſſatoren aufgezählten legibus damnatis[45]) nur zwei (L. 19 und L. 40 cit.), und unter den ſieben, die Corn. van Eck aufführt[46]), iſt gar nur eine von Paulus.

16) De Caesaribus. c. 24. 17) In Pescennio. c. 7. 18) In Severo. c. 26. 19) Vergl. *Arndts* l. c. p. IV, V. N. 5. 20) Hist. Rom. Fragm. lib. LXXX. c. 1. 2. 21) §. 266. 22) Buchholtz in ſeiner Ausgabe d. vatic. Fragm. p. 219. N. kk. Bethmann-Hollweg in ſeiner Ausg. h. l. N. 9. 23) *Spartian.* In Pescenn. Ng. c. 7. *Lamprid.* in Al. Sev. c. 26. 24) L. 87. §. 8. Dig. De Legatis II. XXX. 25) Cf. *Capitolinus*, In Maximo e Balbino. c. 17. 26) In Pescenn. c. 7. 27) l. c. Cf. *Otto*, Papinian. p. 582. 28) V, 6. §. 1. 29) Ed. *Küster*. T. III. p. 61. 30) *Bertrand.* ap. *Franck.* p. 129. 31) Noct. Att. V, 4. XIX, 7. 32) Vergl. *G. Grotius*, De Vitis JCtorum. II. c. 10. §. 10.

33) In Alex. Severo. c. 68. 34) Im Art. Papinian. S. 147[a]. Vergl. auch *Menagius*, Amoenitates juris. c. 23. Ed. *Hoffmann* p. 118. 119. 35) L. 27. §. 2 in f. Dig. De Pactis. II, 14. L. 32. Dig. De Excusatt. XXVII, 1. L. 38. §. 3. Dig. De Vulg. et pup. subst. XXVIII, 6. 36) Vergl. *Holtius*, Hist. jur. rom. lineam. p. 207. §. 647. 37) Papinian. p. 468. 469. 38) De Sectis Sabinian. et Proculejan. c. VIII. §. 8. N. 2. p. 142—144. 39) Vat. Fragm. §. 50. 40) *Heineccius*, Hist. juris. §. 310. N. *). 41) Geſchichte d. röm. Rechts. 11. Ausg. S. 890. 42) Vergl. *Bynkershoek*, Opera. II, 10[b]. Spangenberg, Einl. in d. röm. Juſtin. Rechtsb. S. 43. Anm. 51. 43) Ad L. 132. Dig. De Verb. Oblig. XLV, 1. In Opp. Frf. 1592. p. 783. 44) *Βίοι νομικῶν* l. c. p. 131. 45) L. 19. Dig. De Inoffic. Testam. V, 2. L. 40. L. 41. Dig. De Rebus cred. XII, 1. L. 38. Dig. De Condict. indeb. XII, 6. L. 29. Dig. De Liberis et post. XXVIII, 2. L. 24. Cod. Famil. hercisc. III, 36. 46) L. 40. cit. L. 38. cit. L. 29. cit. L. 22. Dig. De Reb. cred. L. 8. Dig. De Eo quod certo

Dem Charakter des Paulus gereicht die Achtung, die ein Fürst wie Alexander Sever für ihn gehegt hat, gewiß gar sehr zur Ehre. Aus seinen Schriften läßt sich nur etwa noch abnehmen, daß er auch als Beisitzer des kaiserlichen Geheimenraths keinen Anstand genommen, eine von der des Monarchen abweichende Gesinnung auszusprechen [47]). Hotomann wirft ihm vor, er sei ein homo litigiosus, natura controversus, et hostis antiquis JCtis addictus, qui suo more cavillatur. Ähnliche Tadelsucht und Krittelei wird ihm auch von Balduin [48]), von Peter Faber [49]), von Schilter [50]), von Otto [51]) und von Brunquell [52]) vorgeworfen, und in der That läßt sich nicht leugnen, daß die nicht selten überbescheidene Weise römischer Juristen, die eigne Überzeugung nicht ohne einen Rest von Zweifel auszusprechen pflegen, ihm weniger als Andern eigen ist; auch liebt er wol das nie besonders höflich klingende argumentum ab absurdo, indem er die nothwendigen, aber handgreiflich unzulässigen, Consequenzen der gegnerischen Behauptung hervorhebt [53]). Es zeigt sich auch hier der rein praktische Sinn unseres Autors, der, statt darüber zu streiten, ob folgerechte Entwickelung des juristischen Grundprincips wirklich zu den behaupteten Ergebnissen führen müsse, sich darauf beschränkt, zu erklären, daß eine solche Consequenzmacherei calumniari jus civile genannt werden müsse, und in der Anwendung gar nicht durchzuführen sei. Häufig, besonders in seinen Noten zu den Schriften Anderer, soll das scheinbar schroffe Verneinen auch nur dazu dienen, den von dem ersten Verfasser vage ausgedrückten Satz schärfer herauszustellen [54]). Ein eigentlich unziemliches Wort ist mir nur an einer Stelle [55]), gegen Quintus Mucius Scävola, erinnerlich, und auch hier ist gegen den gebrauchten Ausdruck nicht viel einzuwenden, sobald man sich nur des ursprünglichen, hier gewiß vorzuziehenden, Sinnes von ineptum für unangemessen erinnert [56]). Wenn dagegen Paulus gegen Papinian einen Grund der Billigkeit ausführt [57]), oder ein schlagendes Argument anführt, warum er eine Behauptung des Labeo für irrig erachte [58]), so liegt darin gewiß keine Anmaßung.

Häufig ist behauptet worden [59]), besonders scheel habe Paulus auf den Ruhm des Ulpian gesehen, und die Gelegenheit ihn zu tadeln oft wahrgenommen; ja man ist so weit gegangen, wo immer Paulus einen Dissentienten mit quidam oder mit ille unbestimmt bezeichnet [60]), vorauszusetzen, daß Ulpian gemeint sei [61]). Daß nun unter zwei gleichzeitigen, sich mit solcher Ausführlichkeit über das gesammte Gebiet des Rechts verbreitenden Juristen mehrfache Meinungsverschiedenheiten obgewaltet haben werden, bedarf nicht erst eines Beleges [62]). Übrigens findet sich meines Wissens in den Pandekten nur eine Stelle [63]), in welcher Paulus die Meinung Ulpian's, auf welche der Fragsteller sich berufen, ausdrücklich misbilligt. Alles Weitere aber, was unsere Rechtshistoriker über jene Æmulation behauptet haben, ist nichts als müßiges Phantasiegespinnst [64]).

Daß der Freund des Christenfreundes Alexander Sever [65]) den Christen feindlich gewesen sein solle, ist nicht eben wahrscheinlich. Auch ist es von der einen der zwei Stellen, die man für jene Behauptung angeführt hat [66]), völlig unerklärlich, wie man sie je von den Christen deuten konnte [67]). Die andere [68]) ist, wie schon die Aufnahme in die Lex romana Wisigothorum belegt, wenigstens füglich allgemein zu deuten.

Der Vorwurf sprachlicher Solöcismen mag in einer beträchtlichen Anzahl von Fällen dem Paulus unverdienter Weise gemacht sein; auch soll nicht behauptet werden, daß er grade schlechter geschrieben habe, als seine nicht juristischen Zeitgenossen, z. B. Tertullian und Cyprian; doch ist er von dem Vorwurf sehr sinkender Latinität auch durch Conradi's [69]) Gelehrsamkeit nicht zu befreien gewesen. Ausdrücke, wie visio (für Fall) [70]), abnutivum [71]), excussatus [72]), foedus (für Schmach) [73]), putatio personae (für existimatio) [74]), quadrifariter [75]), repraestaverit [76]) und sponsare [77]) werden dadurch noch nicht gut lateinisch, daß auch andere Schriftsteller des dritten Jahrhunderts sie gebraucht haben. Ebenso fehlt es auch außer der berüchtigten L. 3. Dig. Si pars hereditat. pet. V. 4 nicht an Beispielen, wo unser Autor völlig aus der Construction gefallen ist.

Von Paulus' historischen Kenntnissen gewährt die eben erwähnte Stelle einen schlechten Begriff, wenn sie in einer, noch dazu größtentheils aus Plinius [78]) entlehnten,

---

loco. XIII, 4. L. 69. Dig. Pro Socio. XVII, 2. L. 5. Dig. De Nautico foen. XXII, 2.

47) L. 38. pr. Dig. De Minorib. IV, 4. L. 8. Dig. Quod cum eo. XIV, 5. L. 97. De Adquir. vel om. her. XXIX, 2. L. 27. §. 1. Dig. De Legat. III. L. 1. §. 14. Dig. Ad L. Falcid. XXXV, 2. Vergl. *Cujac.* Observ. II, 26. *Otto.* Papinian. p. 518. 48) Jurisprud. Muciana. Ed. *Gundling.* (Hal. 1729.) p. 298. 49) Ad Tit. de Div. Reg. Jur. ant. Comm. (Lugd. 1602.) p. 598. (L. 145.) 50) Exercit. ad Pand. XXXIX. §. 60. 51) Papinian p. 465. 52) Hist. jur. rom. germ. ed. 3. I, 10. §. 64. 53) L. 19. Dig. Ad Exhibend. X, 4. L. 82. §. 2. De Legatis. II. XXXI. 54) Z. B. L. 10. Dig. De Lege Rhodia de jactu. XIV, 2. L. 65. §. 1. 2. Dig. De Acq. rer. dom. XLI. 1. L. 49. Dig. De Usurp. et usucap. XLI, 3. 55) L. 3. §. 23. Dig. De Acq. vel amitt. poss. XLI, 2. Vergl. Savigny Besitz. 6. Ausg. S. 326 in d. Anm. 56) *Cicero*, De oratore. II. §. 17. 57) L. 60. §. 4. Dig. De Ritu nuptt. XXIII, 2. 58) L. 21. Dig. Si Servitus. VIII, 5. 59) *Merill.* Observatt. I, 33. in Opp. Ed. Neapolit. 1720. I, 34.

60) Z. B. L. 40. Dig. De Rebus cred. XII, 1. L. 3. §. 2. Dig. Mandati XVII, 1. L. 44. §. 8. Dig. De conditionib. et demonstr. XXXV, 1. L. 6. Dig. De Fideicommiss. libertatib. XL, 5. L. 2. §. 4. Dig. Pro emtore. XLI, 4. 61) *Bertrand* l. c. p. 132. 133. 62) *Merill.* l. c. vergl. mit *Smallenburg* ad *Schulting* Notae VII, 732. N. 3. 63) L. 48. Dig. De Actionib. emti. XIX, 1. 64) *Bynkershoek*, Lib. sing. ad L. Lecta D. De Reb. cred. c. 13. in Opp. II, 32[b]. *Schulting*, Jurisprud. Antejustin. p. 200. N. b. p. 201. N. a. 65) Neander, Gesch. d. christl. Religion. I, 190. 191. 66) L. 25. §. 1. Dig. De Probationibus. XXII, 3. 67) Vergl. *Conradi*, Parerga. p. 527—529. 68) Sent. rec. V, 21. §. 2. 69) Parerga p. 515—549. 70) L. 25. §. 3. De Probatt. 71) L. 83. pr. Dig. De Verb. obl. XLV, 1. 72) L. 46. §. 6. Dig. De Admin. et peric. tut. XXVI, 7. 73) L. 47. Dig. De Ritu nuptt. XXIII, 2. 74) L. 18. §. 4. Dig. De Inj. XLVII, 10. 75) L. 10. §. 14. Dig. De Gradib. XXXVIII. 10. 76) L. 47. Dig. De Actt. emti. XIX, 1. 77) L. 38. pr. Dig. De Ritu nuptt. 78) Hist. Nat. VII, 3.

durch die vaticanischen Fragmente bestätigt; welche zwei Stellen aus dem 23. Buche entlehnt haben. Die gedachten Überschriften scheinen ausdrücklich das Edict selbst als ein breve, oder brevia betreffendes, zu bezeichnen, und dadurch den sonst so nahe liegenden Gedanken, daß die fragliche Arbeit eine kürzere Bearbeitung des größern Werkes gewesen sei, auszuschließen [21]). Nach Blume [22]) sind die libri brevium constant neben den großen Edictscommentaren excerpirt worden, mit deren Bücherzahl sie in gleichmäßiger Proportion fortschreiten, wie denn auch, den vaticanischen Fragmenten zufolge, das 23. Buch der brevia dem 71. des Commentars entspricht. Auch dieser Umstand läßt sich indessen nach Haubold's Annahme, daß das breve Edictum spätere vereinzelte Zusätze zum Edicte enthalten, die etwa in der gleichen Anordnung wie das Edict des Julianus (als Anhangsparagraphen) zusammengestellt worden, füglich erklären.

Des Paulus 14) Ad Plautium libri decem et octo scheinen sowol der Zahl der Bücher, als der der Excerpte, welche in Justinian's Pandekten übergegangen sind (190), bedeutend ausführlicher gewesen zu sein, als die ähnlich betitelten Schriften des Javolenus und Pomponius. Der Grund dieses Unterschiedes scheint schon in den etwas verschiedenen Titeln jener Arbeiten ausgedrückt. Die Schrift des Paulus heißt nämlich in allen Inscriptionen: libri *ad* Plautium; die des Javolenus und Pomponius aber werden, wenigstens in der Regel [23]), als libri *ex* Plautio bezeichnet. Jene also bot eigentliche Noten, wie dies auch aus mehren in die Pandekten übergegangenen Fragmenten deutlich erhellt [24]); diese beiden waren vermuthlich epitomirende Überarbeitungen des Originalwerkes. Die des Javolenus scheint Paulus übrigens bei seinem Commentar verglichen und benutzt zu haben [25]). Zur Ermittelung der Zeit, in welcher die Paulinischen libri ad Plautium geschrieben sind, ist es ein sehr unzureichendes Datum, daß darin [26]) ein Rescript des Imperator Antoninus erwähnt wird. Sehr eigenthümlich und noch nicht gehörig erklärt ist das Verhältniß der libri ad Plautium zu den Schriften über das Edict. Während nämlich die ersteren ihrem Titel nach ein System des Civilrechtes erwarten lassen, befolgen sie doch mehr die Ordnung des prätorischen Edicts, und sind, was besonders auffallend ist, von Justinian's Compilatoren unmittelbar nach den Werken über das Edict excerpirt worden [27]). Wenn Paulus an einer Stelle [28]) von einem Rechtssatze sagt, apud Plautium placuit, so kann dies w ebenso gut eine Anführung des Plautius selbst, Paulinischen Anmerkungen dazu sein [29]).

Es folgen 15) Ad Vitellium libri quatuo loander hat ad Vitellium Sabinum. Beruht d sich vermuthen läßt, auf handschriftlicher Auto dürfte es zu verstehen sein: ad Vitellium et S indem zuerst Sabinus den Vitellius commentirt und nun Paulus in seinem Werke zugleich den u lichen Verfasser und den Commentator erläutern Hierdurch erklärt sich auch das Hintereinanderst Sabinus und des Paulus in demselben Fragr Nach dem Inhalte der in die Pandekten aufgen Stellen kann die Schrift nur vom testamentarisch recht gehandelt haben.

Aus 16) De jure Fisci libri duo ist in d dekten nur eine einzige [32]), aber eine längere, S lehnt, in welcher die „Imperatores Severus et nus" und dann Severus als verstorben erwähn Vielleicht also wurde die Schrift unter der A schaft des Caracalla verfaßt. Unter den von und Dionisi gesammelten und erst von Niebuhr dig gewürdigten Fragmenten der veroneser Cap bliothek findet sich bekanntlich ein nichtrescribirtes blatt, das von fiscalischen Rechten handelt der ersten Vermuthung Savigny's, daß hier ein stück der Schrift des Callistratus, De jure Fisci puli, vorliege, haben sich unsere Juristen allge die zuerst von Gottschalk und Caplick aufgestellte erklärt, daß beide Blätter von Paulus herrühren würde der Anfang des ersten Blattes sich bequem Schluß der allegirten Pandektenstelle anreihen [33]); andern Seite aber stimmt §. 19 des Fragm. Fisci in auffallender Weise mit einer, in den P als aus den Sententiis des Paulus entlehnt bezei Stelle [34]) überein, weshalb denn Caplick [35]) geneig das Bruchstück für dem letztgenannten Werke a zu erachten. Mit Recht haben sich indessen P und Andere über diese Vermuthung zweifelnd au chen; ja, ein entscheidendes, obwol meines Wiss nicht benutztes, Argument gegen dieselbe scheint liegen, daß die veroneser Fragmente andere, auch Sententiis enthaltene, Sätze mit völlig vers Worten geben [37]). Jene Übereinstimmung auf e

21) Vergl. die ältere Literatur bei *Haubold*, De Edictis monitoriis et brevibus. In Opusc. II, 201—246. Seine eigene Meinung findet sich p. 245. s. ferner Zimmern, Rechtsgeschichte. S. 137. Schweppe, Röm. Rechtsgesch. 2. Ausg. S. 150. 151. *Rudorff*, Diss. De Lege Cincia. p. 31. *Bruns*, Quid conferant Vatic. Fragm. ad melius cognosc. jus rom. (Tubing. 1838.) p. 21. 22) Zeitschrift für geschichtliche Rechtswissenschaft. a. a. O. S. 445. 447. 448. 23) Vergl. indessen z. B. L. 49. Dig. De Usufructu. VII, 1. L. 34. Dig. De Stipulat. servor. XLV, 3. 24) z. B. L. 44. Dig. De Conditt. et demonstr. XXXV, 1. L. 49. Dig. Ad L. Falcid. XXXV, 2. 25) L. 8. Dig. De Auro argento. XXXIV, 2. 26) L. 43. Dig. De Heredit. petit. V, 3. 27) Blume, Zeitschr. f. geschichtl. Rechtswissensch. S. 448. Hugo, Rechtsgesch. S. 875. Digesten S. 22. 28) L. 28. §. 3. Dig. De Donatt. int. vir. et ux. XXIV, 1.

29) Das Letztere nehmen Wieling (Jurispr. restit. p. Hommel (Palingenesia libr. juris vett. II. 145) an. V vatic. Fragm. §. 77. 30) Zimmern, Rechtsgesch. Anm. 2. 31) L. 18. Dig. De Heredibus instit. XX Cf. *P. Perennonius*, Animadv. juris civ. I, 6. In *Ot* I, 636. *Bach*, Historia juris. III, 2. Sect. 5. §. 3 32) Dig. De His quae ut indign. XXXIV. 9. 33) Schröter im Hermes. XXV, 296. *Böcking*, Ulpian (Bonn. 1836.) p. 93. 94. 34) L. 45. §. 3. Dig. De J XLIX, 14. 35) Addenda ad *Gajum* ed. I. p. 354. Praefatio ad ed. II. p. LXIII. N. 71. 36) Geschichte und Institution. 2. Ausg. S. 30. 31. Anm. 155. Ver mern, Rechtsgesch. S. 27. Anm. 30. Schilling, Ver über römische Rechtsgeschichte. S. 360. 361. 37) Vergl De jure Fisci. §. 9. mit Rec. Sent. I, 6^a. §. 2.

Zeilen kommt bei den römischen Juristen zu häufig vor, als daß sie ein Bedenken erwecken könnte.

Der florentiner Inder führt 17) De Censibus libri duo auf. Wenn Wieling [38]) und Heineccius [39]) vier Bücher zählen, so scheint das lediglich ein Versehen zu sein. Nur aus dem zweiten Buche findet sich ein Fragment [40]) in den Pandekten, in welchem Divus Antoninus und Imperator noster Antoninus von einander unterschieden werden. Unter dem Ersteren kann nur Caracalla verstanden werden, da Paulus ihn mit Sever verbindet. So muß denn der Letztere Heliogabalus sein, auf den es bei seiner bekannten Vorliebe für Emisa auch vollkommen paßt, wenn erwähnt wird, er habe dieser Stadt das jus italicum ertheilt [41]).

Den Commentar des Paulus über die Lex Julia u. Papia Poppaea führt der florentiner Inder als 18) Ad Leges libri decem auf. Zwar bezeichnet die Inscription eine Stelle [42]), als aus dem zwölften Buche entlehnt; doch steht dies Zeugniß völlig isolirt. Da, nach Blume's Bemerkung [43]), die zehn Bücher des Paulus nur den ersten fünfzehn von den zwanzig Büchern des Ulpianischen Commentars entsprechen, so könnte man vermuthen, die allegirte Stelle gehöre einem der Bücher an, welche mit den fünf letzten des Ulpian gleiche Gegenstände behandelten; dieser Annahme widerspricht aber der Inhalt, und so wird in der fraglichen Inscription entweder libro primo oder libro secundo gelesen werden müssen. In einer andern Stelle [44]) wird Divus Antoninus genannt, und es ist mindestens wahrscheinlich, daß darunter Caracalla verstanden sei.

Außer dem ebengenannten Werke nennt der Index Florentinus noch unter den libri singulares: 19) De Jure patronatus, quod ex Lege Julia et Papia venit, woraus, wenigstens sowie die Inscriptionen in unsern Handschriften und Ausgaben stehen, keine Pandektenstellen entlehnt sind. Wegen dieses Umstandes hat Heineccius [45]) vermuthet, das achte bis zehnte Buch des Commentars [unter 18)] möge, als ein liber singularis zusammengefaßt, auch besonders abgeschrieben sein; mit Recht hat sich indessen Blume [46]) gegen diese, aller Begründung ermangelnde, Ansicht erklärt, welche, außer ihrer inneren Unwahrscheinlichkeit, in der Reihenfolge des Excerpirens Widerlegung findet.

Ein andrer liber singularis wird bezeichnet als 20) De jure patronatus, ohne weiteren Zusatz. Bach [47]) hält diese Schrift für identisch mit der vorigen. Blume [48]) vermuthet dagegen, die eine [49]) von den drei, diesem Buche zugeschriebenen, Stellen gehöre der Schrift: De jure patronatus, quod ex Lege Julia et Papia venit, an; doch scheint es mir auch für diese Conjectur an überzeugenden Gründen zu fehlen.

Zu den mit dem Edicte verwandten Schriften wären noch 21?) die libri de officio Consulis (wenigstens drei Bücher) zu zählen, wenn nicht mehr als wahrscheinlich wäre, daß in der Inscription der einzigen Stelle [50]), die aus diesem, vom florentiner Inder nicht erwähnten, Werke entlehnt sein soll, statt Idem, wie schon in der florentinischen Handschrift selbst corrigirt ist, Ulpianus gelesen werden müsse [51]).

Unter den praktische Rechtsfragen behandelnden Schriften (Papininansmasse) des Paulus sind am wichtigsten:

22) Quaestionum libri viginti sex. Wenn Bertrand 33 und Grotius 20 Bücher nennen, so ist beides wol nur Versehen. Das Werk scheint recht eigentlich aus concreten Rechtsfällen, die dem Paulus zur Entscheidung vorgelegen haben, zusammengesetzt, und so finden sich denn auch in den Pandektenexcerpten häufig zum Eingange die vollständigen Anfragen. Auffallend ist dabei, daß unter diesen Quärenten die meines Wissens sonst ganz unbekannten Nesennius Apollinaris [52]) und Latinus Largus so besonders häufig vorkommen. Außer diesen Privatgutachten umfaßt aber die Schrift offenbar auch manche in den Gerichtshöfen, unter Paulus' Direction, oder nur unter seiner Mitwirkung, vermuthlich aber keine in Auditorio Principis, entschiedene Fragen. Die Zeit der Abfassung betreffend, weiß ich nur anzugeben, daß Septimius Severus als bereits verstorben erwähnt wird [53]). Die Mehrzahl der als schwerverständlich bekannten Stellen des Paulus gehört diesen Quästionen an. Daß die einzelnen Bücher noch weiter in Rubriken zerfielen, ergibt ein Excerpt in den vaticanischen Fragmenten [54]). Justinian citirt in einer Constitution des Codex [55]) diese Schrift des Paulus. — Die aus den Quästionen entlehnten Pandektenstellen hat Cujaz in den Opp. post. commentirt.

Die nun folgenden 23) Responsorum libri viginti tres unterscheiden sich nach Cujacius' [56]) Bemerkung von den Quästionen dadurch, daß sie, während die letzteren die vorgelegte Rechtsfrage mit Zweifels- und Entscheidungsgründen ausführlich erörtern, in der Regel nur die nackte Antwort ertheilen. Wenn Trotz [57]) läugnet,

38) Jurisprud. restit. p. LXXXVII. 39) Hist. juris. §. 342. 40) L. 8. Dig. De Censibus. L. 15. 41) Vergl. auch *Reimarck*, Anecdota. T. I. p. VI. *Grotius*. Vitae. l. c. p. 162. Savigny in der Zeitschr. für gesch. Rechtswissensch. V, 264. 265. Zimmern, Rechtsgesch. S. 376, welcher sich jedoch S. 185. Anm. f. 3. 1—3 selbst widerspricht. 42) L. 2. Dig. De Concubinis. XXV, 7. 43) Zeitschr. f. gesch. Rechtsw. IV, 411. 44) L. 13. §. 7. 45) Ad Leg. Jul. et Pap. Popp. I, 5. §. 4. 46) Zeitschr. f. gesch. Rechtsw. IV, 411. 47) Hist. juris. l. c. N. f. 48) Zeitschr. für gesch. Rechtsw. IV, 411. 441. g. 49) L. 9. Dig. De Agnosc. et alend. lib. XXV, 3.

50) L. 8. Dig. De Pollicitatt. L. 12. 51) Schulting (in Not. ad h. l.) sagt irrigerweise, die gedachte Schrift des Paulus habe nur zwei, nicht drei Bücher gehabt. Richtigeres vergl. bei Blume in der Zeitschr. S. 434. N. 33. S. 437. N. 3. S. 441. N. e. 52) Diesen hält Dion. Gothofred. (ad L. 34. Dig. De Negot. gest. III, 5) für einen Freund des Paulus; Cujac. (in Comment. ad Quaestt. Pauli lib. I. Opp. Ed. Veneto Mutinens. V, 865) für einen judex datus. Vergl. *Itter* et *Tabor* ad *Brisson*, De Verb. sign. v. Nesennius. 53) L. 18. Dig. Ad Municipalem. L. 1. 54) §. 227. 55) L. 33. §. 1. C. De Inoffic. testam. III, 28. 56) Ad Africanum Tract. I. In Opp. T. I. col. 1095. in f. Vergl. Dirksen, Civilist. Abhandlungen. I, 221. *Bruns*, Quid conferant Vatic. Fragm. p. 20. 57) Ad *H. Hugo*, De prima scribendi orig. (Traj. ad Rhen. 1738.) p. 8. N. *).

daß Paulus Responsen geschrieben, so ist das eine, bei einem Juristen schwer zu erklärende, Ignoranz [58]). Die Zahl der 23 Bücher wird nicht nur durch den florentiner Index, sondern auch durch Justinian's eigne Erwähnung [59]) verbürgt; so ist es denn gewiß nur ein Druckfehler, wenn Bertrand 33 Bücher angibt. Aus den beiden letzten Büchern sind indessen keine Excerpte auf uns gekommen. Das Werk scheint eines der letzten des Paulus gewesen zu sein, da in demselben zwei Reskripte des Alexander Severus angeführt werden [60]). Schon weniger als ein Jahrzehent nach Alexander's Tode beruft sich aber Kaiser Gordianus auf ein Responsum unsers Paulus [61]). Daß die Bücher dieses Werkes weiter in Titel zerfielen, ergibt sich aus den vaticanischen Fragmenten [62]) und der sogenannten Mosaicarum et Romanarum Legum collatio [63]). Die Zahl der Überreste aus diesen Responsen, welche wir bisher allein den Digesten und der collatio verdankten, ist neuerlich durch die vaticanischen Fragmente bedeutend vermehrt worden, doch ist bei vielen dieser Stellen sehr zweifelhaft, ob sie dem Paulus oder dem Papinian beizumessen seien. Wie groß das Ansehen gewesen, dessen die Responsen des Paulus genossen, ergibt sich daraus, daß Isidor [64]) sie statt aller andern Responsen anführt, und daß die Studirenden des Rechtes sich im vierten Jahre allein mit diesem Werke beschäftigten [65]). Justinian sagt darüber: His igitur solis a professoribus traditis (nämlich die Lehrgegenstände der ersten drei Jahre), Pauliana responsa per semet ipsos recitabant, vermuthlich also interpretirten sie dieselben unter der Leitung eines Lehrers [66]). Dabei bemerkt der Kaiser, durch einen jam quodammodo male consuetus inconsequentiae cursus sei dieses Studium ein unvollständiges geblieben, und habe, wie er an einer andern Stelle [67]) berichtet, nur 18 von den 23 Büchern umfaßt. Einen Commentar über die Responsen hat Cujaz in den nach seinem Tode gedruckten Vorlesungen gegeben [68]).

Aus den 24) Fideicommissorum libri tres sind nur eine geringe Anzahl von Pandektenstellen entlehnt, doch beruft sich Justinian selbst in einer Constitution [69]) auf das dritte dieser Bücher.

Zu den berühmtesten Schriften des Paulus gehören 25) Sententiarum ad filium libri quinque. Justinian's Digesten, die vaticanischen Fragmente, die Collatio, die consultatio veteris cujusdam JCti und die Lex Romana Burgundionum wissen, ebenso wol als die auf dies Werk bezüglichen Constitutionen Constantin's und Valentinian's, nur von dem Titel: Sententiarum libri. Handschriften der Lex Romana Wisigothorum, aber auch nur einzelne [70]), geben die oben mitgeth schrift. Woher indessen diese Sententiae den allg breiteten Beinamen receptae erhalten haben, ist unbekannt. Die Sichard'sche Ausgabe der we Sammlung hat die Überschrift: J. P. Sententi ceptarum etc. Den gleichen Titel gibt Hal Schrift in dem Verzeichniß der excerpirten W aber in den Inscriptionen. Die Ausgaben Commentar des Cujacius [71]) sind betitelt: J. ptarum sententiarum etc. Zimmern [72]) be Westgothen nennten das Werk „nach den Har sententiae receptae, und Hugo [73]) fügt dies die bekannten Siglen: „n. a. u." bei. W. G Schrader [74]) und Arndts [75]) untersuchen ausfü der Beisatz „receptae" von Paulus selbst, ob Compilatoren der Lex Romana Wisigoth. darüber aber, daß er sich überall in einer dieses Rechtsbuches finde, suche ich sowol ting, als bei Arndts und Hänel vergebens Zeugniß.

Auf eine große Verwandtschaft unserer S mit dem Commentar des Paulus über das E hat Hugo [77]) aufmerksam gemacht, und dabei daß sie nur ein Auszug aus jenem größer ja daß vielleicht die Worte ad filium nur aus Edictum corrumpirt sein möchten. Dabei i einestheils zu bemerken, daß nur das erste und Buch den, vorzugsweise jus honorarium be Abtheilungen der Werke über das Edict, daß die drei mittelsten Bücher der, dem Civilrecht ten, mittleren Abtheilung derselben entsprechen, anderntheils jene Verwandtschaft die Compil Pandekten nicht abgehalten hat, die Sententiu dem Werke über das Edict zu excerpiren, und sogar einer ganz verschiedenen Masse zu überwe diesen Auszügen regelmäßig mit den Sententi mengestellt sind die Epitomae des Hermogenia ren Ordnung die des prätorischen Edictes mit Einschiebseln war, also im Wesentlichen mit der ren übereingestimmt haben muß. Diese Umstän es zu sein, die Hugo bewogen haben, wenigstens ganz unwahrscheinlich zu halten, daß ein A Paulus es gewesen sei, der die sententias, ein epitomirende Schrift, zusammengetragen [79]). — Bücher dieses Werkes weiter in Titel zerfiele wir nicht nur aus dem Alarich'schen Breviariu

58) Cf. *H. Canneyieter*, Comment. ad Collat. Leg. Mosaic. et Roman. (Franeq. 1765.) p. 249. 59) Const. Ad antecessores (Omnem reipublicae). §. 5. 60) L. 87. §. 3. Dig. De Legat. II. XXXI. L. 25. Dig. De Appellationib. XLIX, 1. 61) L. 6. C. De Nuptiis. 62) §. 108—113. 63) Tit. 10. c. 9. 64) Origines. V, 14. 65) Const. ad Antecess. §. 1. 66) Vergl. Hugo im civilist. Magazin. II, 272. 273. 67) §. 5. ibid. 68) Opp. Ed. Ven. Mat. VI, 506—600. 69) L. 1. pr. C. De Communi servo manum. VII, 7.

70) *Haenel*, Varietas scripturae ex Paulli a Visi tomati codicibus. (Bonn. 1834.) p. 9. ad Lib. I. Tit (Lugdunensis) vergl. mit *Ritter*, Var. lectt. cod. Got 32. §. 1. V, 37. in f. in *Ayreri* edit. Jurisprud. *Ritter*, Praefat. ad *Gothofredi* Comment. Theod. cod paginirt). *Haubold*, Opuscula. II, 903. in Nota, t Legis Rom. Visigothor. particula 1838. p. 18. N. Paris 1558. 4. u. öfter. 72) Rechtsgeschichte. S. 3 Gesch. des röm. Rechts. S. 888. 3. 2. 74) Observ ris civilis. (Jen. 1826.) p. 61—67. 75) Kritische Rechtswissensch. III, 320. 76) l. c. p. XI. XII. des röm. Rechts a. a. O. 78) Hugo a. a. O. S. 79) Vergl. dagegen Arndts a. a. O. S. XII. XIII.

auch aus den übrigen Quellen, welche uns Stücke desselben erhalten, mit Ausnahme der Pandekten und der vaticanischen Fragmente [80]). Die Zeit, zu welcher das Werk geschrieben ist, läßt sich aus Vergleichung von II. 23. §. 5. mit L. 32. Dig. De Donatt. int. Vir. et ux. XXIV, 1. und von I, 17. §. 2 [L] mit L. 9. Dig. De Serv. praed. rust. VIII, 3 nur dahin bestimmen, daß es frühestens aus Caracalla's Regierungszeit datiren muß [81]).

Eine Constantinische Verordnung vom Jahr 327, welche erst Clossius aus der Ambrosianer Handschrift des Breviariums herausgegeben [82]), setzt der allgemeinen Bestimmung, daß Universa, quae scriptura Pauli continentur, recepta auctoritate firmanda et omni veneratione celebranda seien, noch speciell in Betreff der Sententiae hinzu: Ideoque Sententiarum libros, plenissima luce et perfectissima elocutione et justissima juris ratione succinctos, in judiciis prolatos valere, minime dubitatur. Diese Worte werden gewöhnlich so gedeutet, als ob vor Constantin nicht an der Gültigkeit der übrigen Paulinischen Schriften, wol aber an der der sententiae gezweifelt worden sei, und dieser Zweifel erst durch jene Constitution habe behoben werden sollen [83]). Zu dieser Deutung scheint mir aber kein Anlaß zu sein. Obwol die Verordnung an einen Praefectus Praetorio erlassen ist, kann füglich eine specielle Anfrage Anlaß zu ihr gegeben haben. Lautete nun diese einfach dahin, ob den Sententiis in den Gerichten Autorität beizumessen sei, so konnte der Kaiser füglich antworten, alle Schriften des Paulus genössen eines solchen wohlbegründeten Ansehens; um so weniger also sei zu zweifeln, daß ein solches den, ganz besonders vortrefflichen, Sententiis gebühre [84]).

Im Jahre 426 verordnete Valentinian in dem sogenannten Citirgesetze [85]), nach vielfachen andern Bestimmungen, über die Autorität der Schriften der Rechtsgelehrten: Pauli quoque Sententias semper valere praecipimus, was doch wol kaum anders interpretirt werden kann, als, die in den Sententiis ausgesprochenen Sätze sollen dem, für die übrigen Werke des Paulus und der andern Juristen vorgeschriebenen, Stimmenzählen nicht unterworfen sein, sondern gelten, sollte auch anderwärts ihnen widersprochen sein.

Unter den vielfachen, theils wortgetreuen, theils interpolirten Excerpten aus den Sententiis, die wir besitzen, sind die in das westgothisch-römische Rechtsbuch übergegangenen, und zwar zwischen dem epitomirten Gajus und dem Gregorianischen Codex eingereiheten, nicht grade dem Umfange nach die gewichtigsten; wie aber die fragliche Arbeit des Paulus das einzige Werk eines römischen Juristen ist, dessen selbständige Bedeutung deren Compilatoren haben bestehen lassen, so sind umgekehrt diese Excerpte die einzigen auf uns gelangten, welche in Bücher- und Titelfolge sich an das Original anschließen, und daher allen Versuchen, das uns verloren gegangene Werk zu restituiren, bis jetzt zum Grunde gelegt sind. Als älteste Ausgabe kann nicht die Aegidiana [86]) (Löwen 1517. 4.) betrachtet werden, da dieselbe nicht den in das Breviarium aufgenommenen Text, sondern nur eine Epitome [87]) bietet. Die Editio princeps ist also die von Bouchard [88]) (Paris 1525), welche zugleich den epitomirten Gajus und die Sententias umfaßt. Ihr folgt die Sichard'sche Editio princeps et unica des Breviariums (Basel 1528). — Die, meines Wissens, nächste Ausgabe ist die Cujazische (Paris, Wechel, 1558. 4.), mit welcher die Bestrebungen beginnen, die westgothischen Excerpte aus anderen Quellen zu ergänzen [89]). Diese Quellen sind, außer Justinian's Digesten, zuvörderst zwei Anhänge des Breviariums, oder, genauer gesprochen, ein Anhang, dem sich, in zweien unter sieben Handschriften, noch ein Nachtrag vorausgeschickt findet [90]). Ebendiese Anhänge sind es, in welchen Klenze [91]) ein eignes Rechtsbuch, unter dem Titel Institutio Gregoriani zu erkennen glaubte, welche Ansicht aber von Hänel [92]) mit überzeugenden Gründen angefochten ist. Den eigentlichen Anhang benutzte Cujaz schon in der Ausgabe von 1558, den Nachtrag zu demselben in der 1566 erschienenen Sammlung vorjustinianeischer Quellen [93]). Weitere Ergänzungen entlehnte Cujaz 1585 aus der damals der Stadt Besançon gehörenden und seitdem verloren gegangenen Handschrift der Sententiae [94]), welche, wie es scheint, zahlreiche Zusätze aus der echten Schrift in den Text des westgothischen Auszuges eingereihet hatte, jedoch weit davon entfernt war, wie wol behauptet ist, die Sententias vollständig zu enthalten [95]). In der pariser Ausgabe des vorjustinianeischen Rechtes von 1586 wurden die dem Codex Besontinus entlehnten Stellen zuerst gehörigen Ortes eingeschaltet. Eine dritte Quelle, aus welcher Ergänzungen der Sententiae zu schöpfen waren, ist die räthselhafte Consultatio veteris cujusdam ICti, welche Cujaz seit 1563 [96]) besaß, und in der eine Anzahl von Stellen unserer Schrift mit Angabe des Buches, theilweise auch mit der des Titels, ausgeschrieben sind [97]). Schon in der Ausgabe von 1566 hatte Cujaz aus dieser Quelle ziemlich vollständig geschöpft. Eine be-

80) Anderer Meinung war Cujac. (ad rubr. Lib. V. tit. 20) bei Schulting (J. pr. Antejust. p. 499. 500), doch nahm er seine Meinung später selbst zurück. Obss. XXI. c. 21. 81) *Schulting*, l. c. p. 211. N. 1. *Arndts* l. c. p. XIII. XIV. 82) Theod. Cod. I, 4. const. 2. 83) Hugo a. a. O. S. 888. 889. Schweppe, Römische Rechtsgeschichte. 2. Ausg. S. 150. 165. *Stieber* Praefat. ad *Haubold*. Opusc. II. p. XVIII. XIX. 84) Vergl. auch *Arndts* l. c. Walter, Röm. Rechtsgesch. S. 455. 456. 85) Theod. Cod. I, 4. const. 3. (1.)

86) *Hugo*, Index editt. sontt. am Ende seiner Ausg. der Sent. des Paulus. S. 123. 87) Die ersten §§. sind abgedruckt bei *Witte*, De Gul. Malmesburiens. cod. Legis rom. Wisigoth. (Vrat. 1831.) p. 32. 88) *Hugo* l. c. p. 128. 89) Vergl. darüber *Witte* l. c. p. 5—7. 9. 10. 90) (*Haenel* in) *Haubold*. Opusc. II, 906—914. *Stieber* in Praefat. p. LXXXIV—CLXVII. *Witte* l. c. p. 6. N. 22. 23. 91) Zeitschr. für gesch. Rechtsw. IX, 240—299. 92) Richter, Kritische Jahrbücher. II, 587—603. 93) *Witte* l. c. p. 6. 7. N. 24. 25. 94) Observatt. XXI, 11 sq. Cf. *Arndts* Praefat. p. XVIII. 95) *Witte* l. c. p. 10. N. 40. 96) Obss. VII, 26. 97) Cap. 7 sagt der Verfasser: ... secundum sententiam *Pauli* juridici, cujus sententias sacratissimorum principum scita semper valituras ac divalis constitutio declarat.

deutende Anzahl von Stellen der Sententiae, die auf anderm Wege nicht auf uns gekommen, bot ferner die um das Jahr 1570 bekannt gewordene [98]) sogenannte Mosaicarum et Romanarum legum Collatio, aus welcher zuerst die pariser (Cujazische), weit vollständiger aber die genfer Ausgabe des antejustinianeischen Rechtes [99]) (beide von 1586) schöpfte [1]). Eine fünfte, aber unsichere, Quelle der Ergänzung ist die Lex Romana Burgundionum, welche ihre einzelnen Sätze häufig auf die Sententias zurückführt, bei welcher aber, dem ganzen Plane der Abfassung nach, eine getreue Wiederholung der Paulinischen Worte nicht gesucht werden kann. Aus diesem Buche hat der Urheber der zu Paris und Bourges erschienenen, und wahrscheinlich mit neuem Titelblatte (oder umgekehrt?) als zu Orleans gedruckt bezeichneten, Ausgabe unsers Paulus und der Epitome: Exactis a Romana civitate [2]) einige wenige Zusätze zu den Sententiis entlehnt. Noch einer Stelle hat Schulting einen Platz in seiner Ausgabe gewährt (hinter II. 31. §. 37). Eine wesentliche Veränderung dieser letzten Restitution und eine völlig neue (zu V, 30. B. aus L. Rom. Burgund. Tit. 20) hat neuerlich Barkow [3]) vorgeschlagen, doch hat Arndts beide Vorschläge unbeachtet gelassen. Eine Quelle ähnlicher Art ist die Ägidische Summa, aus welcher zuerst die obengenannte genfer Ausgabe wenige Stellen (IV, 8. §. 20 und V, 17. §. 1) höchstens dem Sinne, gewiß nicht den Worten des Paulus entsprechend, eingerückt hat. Wortgetreuer, aber gleichfalls unsicher, namentlich ihrer Stellung nach, sind die Excerpte in Justinian's Pandekten, welchen zuerst Rittershusen [4]) eine Stelle in den Sententiis angewiesen, ohne sie jedoch nach selbständigen Titeln oder Paragraphen zu zählen. Einiges dieser Art hat später Schulting noch nachgetragen. Eine achte Quelle ist uns durch die vaticanischen Fragmente eröffnet worden; leider aber sind sämmtliche Zeilen der einzigen aus den Sententiis entlehnten drei Paragraphen nur zur Hälfte erhalten. Nur die Hälfte eines dieser Paragraphen [5]) kannten wir schon aus der Consultatio. Die ziemlich zusammenhanglosen Worte, die unmittelbar vorausgehen und nachfolgen, hat Arndts in der Anmerkung [6]) gegeben. Ebenso die andere, auch nicht einmal dem Sinne nach zu errathende Stelle [7]), in den Noten zu dem Titel, dem sie angehört haben muß [8]). Alle diese Restitutionen, mit alleiniger Ausnahme der aus den Anhängen des Breviars und aus der Handschrift von Besançon entlehnten, hat zuerst Hugo [9]) und dann Biener [10]) aus dem Texte verbannt; Arndts aber hat ihnen, wie mich dünkt mit Recht, wieder einen Platz eingeräumt. Endlich finden sich noch reichliche Excerpte aus den Sententiis in dem Edictum Theodorici [11]) theils so wenig wortgetreu ausgezogen, theils ohne Angabe grade dieser bestimmten Quelle ermangelt jeder Versuch, daraus auf andrem Wege noch unbekannte Stücke unsres Werkes zu restituiren, [12]) bleiben müßte. Die oft erwähnte neueste, ihrem innerlichen Inhalte nach auch in das bonner corpus antejustinian. übergegangene, Ausgabe fügt den aus Hänel's reichen Sammlungen die Varianten 34 Handschriften bei.

Erklärende Anmerkungen zu den Sententiis wir von Cujacius, Rittershusen, Giphanius, Schu Peter Faber und Ger. Meermann [13]).

Wohl zu unterscheiden von den Sententiis Imperialium sententiarum in cognitionibus rum libri sex, von denen jedoch nur zweie Ex den Pandekten geliefert haben [14]). Der florent der kennt diesen Titel nicht; wol aber den ande tention ἤτοι facton βιβλία ξ. Schulting [15]) erste gewesen, welcher bewiesen, daß unter die Büchern dasselbe Werk verstanden ist, als unter erst genannten, und daß unter dem doppeltgestal zu verstehen sei, eine Sammlung kaiserlicher En gen, welche, nach vorgängiger Verhandlung, über liche Rechtsfälle in der Appellationsinstanz ergan Zwei der angeführten Stellen [16]) haben eine In die das Buch auf eigenthümliche Weise doppel net: Imp. sent. in cogn. prol. ex libris se seu Decretorum libro secundo. Nun kom im florentiner Autorenverzeichniß und in den S nen von 22 Stellen noch besonders vor:

27) Decretorum libri tres. Aus diesen mentreffen hat Cujaz [17]) geschlossen, daß die In sententiae mit den Decreta völlig identisch, un oft genannten Index blos um deswillen drei Bücher genannt seien, weil nur von so vielen si Pandekten Excerpte fänden. Diese Ansicht wu mein gebilligt, sodaß in den Indices Pandecta in der Hommel'schen Palingenesie die Excerpte Imperiales sententiae und den Decreta völli mengeworfen werden. Mit Recht hat sich indes me [18]) dagegen erklärt. Eine Stelle aus den In tentiae (L. 24. cit.) und eine aus den Decreten men dem Sinne nach vollständig, und auch der

98) Vergl. *Blume*, Lex Dei prolegom. p. XVI. 99) *Arndts* l. c. p. XVIII. XIX.

1) Vergl. *Blume* l. c. p. 195. 2) Cramer, Hauschronik, S. 140. *Arndts* l. c. p. XXI—XXIV. Die Stellen finden sich hinter I, 15. §. 3 und IV, 9. §. 9. 3) Lex Rom. Burgund. p. LXIII—LXV. 4) In seiner, Nürnberg 1594. 8., erschienenen Ausgabe. 5) §. 336. 6) Ad I, 3. §. 4. 7) §. 172. 8) Ad II, 27. §. 2°. 9) In seiner Berlin 1795 erschienenen, schon öfter citirten Ausgabe. 10) Im Jus civile antejustinianeum. p. 101—184.

11) Savigny, Geschichte des röm. Rechts im M II, 170. Anm. 14 d. ersten Ausg. *Rhos*, Comment. a Theodorici regis Ostrogothorum. (Hal. 1816) passim 12) Diese finden sich sämmtlich in der Jurisprud. antejus Im Thesaurus. VII, 689—737. 14) Aus dem er stammen L. 92. Dig. De Heredib. instit. XXVIII, Dig. Ad SC. Trebellian. XXXVI, 1. L. 24. Dig. De tron. XXXVII, 14. L. 240. Dig. De Verb. sign. L. dem zweiten Buche L. 113. Dig. De Conditt. et XXXV, 1. L. 10. Dig. De Manumission. XL, 1. risprud. antejust. p. 211. 212. Vergl. *Bynkershoek* in 10 und Blume, in der Zeitschr. für gesch. Rechtsw. I d. Anm. 16) L. 92. cit. L. 81. cit. 17) Observa 18) a. a. O. S. 312—314. 326. 19) L. 41. Dig. cisc. X, 2.

nach zum großen Theil überein; jedoch so, daß eine verschiedene Redaction sich nicht verkennen läßt. Hieraus schließt nun Blume, daß die Decreta eine vermuthlich abkürzende, neue Umarbeitung der Sententiae gewesen seien. Dabei ist noch der, für die Geschichte der Justinianeischen Compilation sehr bemerkenswerthe, Umstand zu erwähnen, daß ursprünglich den Redactoren nur die Decreta zur Hand gewesen, und erst später Nachträge aus dem neu wieder aufgefundenen, frühern und vollständigeren Werke entlehnt zu sein scheinen. Eben hieraus erklären sich denn auch die Inscriptionen mit zwei Angaben der Buchzahl, welche auf beide, einander so nahe verwandte, Werke zugleich verweisen sollen.

Ob die 28) Ad Neratium libri quatuor eine einzelne Schrift des Neratius, und welche commentirt, oder ob sie vielleicht in vier Büchern der Berichtigung bedürfende Behauptungen jenes Juristen zusammengestellt, ist ungewiß. Die excerpirten Fragmente pflegen einem vorausgeschickten, gewiß von Neratius herrührenden, Satze dessen Widerlegung von Paulus gegenüber zu stellen.

Die Fragmente aus 29) den Manualium libri tres (von denen in den Pandekten aber nur drei excerpirt sind) hat Merill [20]) in seinem Liber singularis differentiarum juris commentirt, indem er die Aufgabe jenes Werkes darein setzt, die Verschiedenheiten scheinbar verwandter Fälle nachzuweisen. Bisher unbekannte, bedeutende Bruchstücke der Manualia haben die vaticanischen Fragmente uns erhalten [21]).

30) Labeonis *πιθανῶν* libri octo a *Paulo* epitomatorum werden im florentiner Inder nicht unter Paulus, sondern unter Labeo aufgeführt, und zwar ohne Erwähnung des Paulus; die daraus entlehnten Digestenfragmente aber führen die angegebene Inscription. Das Originalwerk stellte allgemeine Rechtsregeln auf, und es ist zweifelhaft, ob Paulus bei der Epitomirung daraus nur die wichtigsten, oder nur diejenigen excerpirte, gegen welche er etwas zu erinnern fand. Seine Erinnerungen bestanden nach Bynkershök's [22]) richtiger Bemerkung nicht sowol in eigentlichem Tadel, als in der Nachweisung, daß und wie jene Regeln in der Anwendung zu beschränken seien. Die Labeonische Schrift selbst scheint schon zu Justinian's Zeit verloren gewesen zu sein, und auch die Epitome des Paulus gehört zu den Schriften, die von den Compilatoren erst nachträglich benutzt, wahrscheinlich also erst während der Ausarbeitung der Digesten aufgefunden wurden.

Ebenso wenig erwähnt das florentiner Autorenregister 31) die Notae in Papiniani corpus, wie das sogenannte Citirgesetz sie nennt. Eine Verordnung Constantin's des Großen vom Jahre 321 [23]) benahm ihnen alle Autorität, und die ebengenannte Constitution Valentinian's III. [24]) wiederholt diese Verwerfung. Justinian [25]) bevollmächtigt aber seine Compilatoren, wo es ihnen angemessen scheine, auch aus jenen Noten Excerpte zu entlehnen. Dies ist denn auch in Ansehung der Notae zu den Quästionen und Responsen geschehen: doch erscheinen dabei die Paulinischen Anmerkungen nicht als ein eignes Werk, sondern als integrirender Theil der Schriften Papinian's [26]). Ob Paulus nur zu jenen beiden Papinianischen Schriften Noten geschrieben, oder nur sie vorzugsweise excerpirt sind, ist uns unbekannt.

32) Notae in Juliani Digesta werden in zwei Inscriptionen genannt [27]) und kommen außerdem noch einige Male als Theile aus Julian entlehnter Stellen vor. Auch jene zwei Fragmente scheinen aber eigentlich als Excerpte aus Julian, zu dem die Paulinischen Noten als gehörend galten, angesehen werden zu müssen [28]).

33) Notae in Scaevolae responsa finden sich bei zwei Fragmenten [29]) aus jenem Buche des Scävola.

Vier Paragraphen der vaticanischen Fragmente [30]) sind aus einem Werke, De Interdictis, entlehnt, das wenigstens vier Bücher gehabt haben muß. Es ist wol vermuthet worden, der Verfasser dieser Schrift sei Paulus; mit Recht aber ist dieser Meinung widersprochen und mit größerer Wahrscheinlichkeit auf Ulpian gerathen worden [31]).

Nachdem in solcher Weise die größeren Schriften des Paulus durchgegangen sind, müssen nun seine libri singulares noch kurz aufgeführt werden.

Zuvörderst mit den civilrechtlichen Schriften (der Sabinusmasse) zusammen sind in den Pandekten excerpirt worden:

34) De Dotis repetitione, nur mit einer Stelle, und gleich der Schrift

35) De Adsignatione libertorum im florentiner Inder nicht erwähnt.

36) Ad Senatus consultum Silanianum.

37) De Portionibus, quae liberis damnatorum conceduntur. Von den zwei Stellen, welche aus dieser Schrift in die Pandekten aufgenommen waren, ist der Schluß der einen [32]) in allen unsern Handschriften ausgefallen, und erst von Cujacius aus den Basiliken restituirt worden [33]).

38) Die Abhandlung De conceptione formularum wird in dem florentiner Inder nicht erwähnt, und hat nur eine Stelle geliefert.

39) Aus der Schrift De Publicis judiciis sind nicht nur vier Fragmente in die Digesten übergegangen, sondern eine Stelle daraus findet sich auch als Beleg einer (verloren gegangenen) Constitution des Codex [34]) einverleibt.

---

20) Opp. Neap. 1720. T. I. in f. 21) §. 45—58. §. 334 (?) 22) Observatt. III, 6. Vergl. Neuber, Die juristischen Classiker. S. 88—90. Zimmern, Rechtsgesch. S. 308. 309. 23) Theod. Cod. IV, 1. const. 1. 24) Th. C. IV, 1. const. 3 (1.) 25) Const. De Concept. Digest. (Deo auctore.) §. 6.

26) Vergl. überhaupt d. Art. Papinian. S. 147. a. E. 27) L. 11. Dig. Quod metus causa. IV, 2. L. 4. Dig. De Rescind. vend. XVIII, 5. 28) *Bach*, Hist. juris. III, 2. sect. 5. §. 34. 29) L. 13. Dig. De Inoff. testam. V, 2. L. 26. Dig. Qui et a quibus. (XL, 9.) 30) §. 90—93. 31) *Buchholtz*, Excurs. I. ad Vat. Fragm. p. 295—298. Zimmern, Rechtsgesch. S. 374. *Bruns*, Quid conferant Vatic. Fragm. p. 17. 18. 32) L. 7. §. 4 in f. Dig. de Bonis damnator. XLVIII, 20. 33) Obss. VI, 23. 34) L. 7. C. Ad L. Jul. Maj. IX, 8. *Witte*, Leges rest. p. 219.

Die Monographie 40) De Appellationibus ist im florentiner Index erst von etwas neuerer Hand verzeichnet, doch finden sich zwei aus ihr entlehnte Stellen in den Digesten. Dagegen fehlt

41) der Commentar Ad Legem Fusiam Caniniam, aus dem gleichfalls zwei Pandektenstellen entlehnt sind, in jenem Verzeichnisse gänzlich.

Unter den drei, aus der Schrift 42) De Libertatibus dandis, d. h. von der, auf Grund einer Rechtsnothwendigkeit zu gewährenden Freiheit, entnommenen Pandektenstellen, nennt eine [35]) den „Imperator noster cum patre suo.“ Nun kann jener, unter dessen Regierung also die Schrift verfaßt ist, nur Caracalla, und dieser Septimius Severus sein.

Nicht das mehrgedachte Autorenregister, wol aber die Inscriptionen zweier Fragmente in den Digesten nennen ferner:

43) De Liberali causa [36]) und

44) De Articulis liberalis causae [37]). Es liegt sehr nahe zu vermuthen, daß diese beiden Schriften identisch seien [38]); Blume [39]) hält aber dafür, daß sie in zwei getrennten Massen excerpirt, also verschieden seien. Jedenfalls scheint eine, lediglich auf die Stellung zweier einzelner Fragmente basirte, Entscheidung sehr zweifelhaft.

45) De Secundis tabulis.

46) De Jure codicillorum.

Eine fernere Monographie wird in dem oft citirten Index und in den Inscriptionen von drei Pandektenstellen [40]) ganz gleichförmig 47) De Septemviralibus judiciis genannt. Haloander hat indessen an allen diesen Orten De Centumviralibus judiciis; ob auf handschriftliche Autorität, scheint sehr zweifelhaft. Dieselbe Textesveränderung verfechten Bertrand [41]), Jo. Fr. Gronov [42]), Schulting [43]), Blume [44]) und Andere. Mit gewichtigen Gründen hat indessen Ayrer [45]) die florentiner Lesart vertheidigt, für welche sich auch Kriegel in seiner Ausgabe des Corpus juris erklärt hat.

Von dem 48) Lib. sing. De Senatus consultis, dessen Titel erst später in dem florentiner Index eingetragen, und aus dem nur eine Stelle der Pandekten [46]) geschöpft ist, hatte Bach [47]) vermuthet, daß er nur aus einer Zusammenstellung von des Paulus sonstigen Commentarien über einzelne Rathsschlüsse bestanden habe. Es wird indessen diese, ohnehin bedenkliche, Vermuthung durch Blume's Ermittelungen über die Reihenfolge der Compilation keineswegs bestätigt.

Auffallend ist es, wenn neben dem Commen Ad SCtum Vellejanum noch eine Schrift:

50) De Intercessionibus feminarum wird; die Verschiedenheit aber bekunden sowol rentiner Autorenregister, als die Inscriptionen de einzigen, noch dazu unmittelbar auf einander fo Pandektenfragmente [48]), die aus jenen Schriften entle

Aus der Abhandlung 51) Ad Orationem D tonini (d. h. des Marc Aurel) et Commodi w Inscription nach, nur eine Stelle [49]) in die Digest gegangen. Eine zweite Stelle [50]) führt die Inscr

52?) Ad Orationem Divi Severi et Co und in solcher Fassung muß sie offenbar incorr Ob indessen Ad Or. M. Veri et Commodi, ob so wie in der Inscription der L. 60, oder ob endlich D. Severi et Antonini zu lesen sei, sehr zweifelhaft [51]). Da der in der Stelle abge Gegenstand mit dem der Or. Antonini et C (Verbot der Heirath zwischen Vormund und nicht coincidirt, und da die Stelle selbst ein res veri et Antonini erwähnt, so möchte ich mich letzten Meinung neigen. — Offenbar verschieden sen Schriften ist:

53) die unter Caracalla's Alleinherrschaft g ne [52]) Ad Orationem D. Severi, aus der sich dr mente in den Pandekten finden, und die, zum schiede der beiden vorigen, auch im florentiner verzeichniß aufgeführt wird.

Wenn indessen ebendieser Index 54?) ei sing.: Ad Orationem D. Marci nennt, von sonst nirgends eine Spur findet, so ist wol n wahrscheinlich, daß dabei eine Verwechselung m der drei zuletzt genannten Schriften obwalte.

Aus der Monographie 55) De Excusationi telarum haben nicht nur die Digesten drei Stell dern auch die vaticanischen Fragmente [53]) zwei S phen entlehnt. Aus dem letzten geht hervor, daß da lein während der gemeinsamen Regierung des Se verus und Caracalla verfaßt ward.

Der florentiner Index fügt eine fernere Abh 56) De Officio Praetoris tutelaris hinzu, aus zwar nicht im Justinianeischen Rechte, wol abe vaticanischen Fragmenten [54]) Excerpte haben. Al felhaft kann es dagegen erscheinen, ob

57) die Libri editionis secundae De ctione tutelari, aus denen die vatic. Fragment Excerpt bieten, nicht vielleicht nur eine Überarbeit vorigen Schrift seien.

Unerwähnt in dem oft gedachten Verzeichniß, Pandekten aber benutzt, ist: 58) die Schrift De lectionibus, über deren Charakter sich aus den

35) L. 7. Dig. Qui sine manumiss. XL, 8. 36) L. 33. Dig. De Liberali causa. XL, 12. 37) L. 41. Dig. eod. 38) Zimmern, Rechtsgesch. S. 378. 39) Zeitschr. f. gesch. Rechtsw. IV. Tabelle zu S. 266. 40) L. 7. L. 28. L. 31. Dig. De Inoff. testam. V, 2. 41) *Βίοι νομικῶν*. p. 137. 42) Observ. IV, 11. 43) Jurisprud. Antejust. p. 394. N. 1. 44) Zeitschr. f. gesch. Rechtsw. IV, 440. Vergl. Zimmern, Rechtsgesch. S. 377. Anm. 53. 45) Disquis. De Judicio Romanor. septemvirali. (Goett. 1757.) In *Siccama*, De Judicio centumvirali. ed. *Zepernick*. p. 184—197. Vergl. auch *Schulting* et *Smallenburg* Notae. T. II. p. 57. 58. 46) L. 26. Dig. Ad SC. Trebellian. 47) D. Trajanus. (Lips. 1747.) p. 148 und Hist. jur. l. c. §. 33. N. l.

48) L. 23. L. 24. Dig. Ad SC. Vellejan. XVI, 1. L. 60. Dig. De Ritu nuptt. XXIII, 2. 50) L. 2 51) *Bach*, Hist. jur. l. c. §. 33. N. k. *Schulting*, Juri tejust. p. 303. N. 33. Notae ad Dig. IV, 213. *Smallenb* Zimmern, Rechtsgesch. S. 377. Anm. 55. 52) L. Dig. De Rebus eorum. XXVII, 9. 53) §. 231. 246. §. 244. 245. 55) §. 247.

gekommenen Excerpten nichts Bestimmtes entnehmen

Endlich gehört noch in diese Classe 59) der lib. .: De Poenis militum, mit dem das florentiner eichniß zusammenstellt:

60) De Poenis paganorum und

61) De Poenis omnium legum, welche in den sten aber beide in der Papiniansreihe excerpirt sind. mente der beiden letztgedachten Schriften finden sich in der sogenannten Collatio [56]).

Der Edictsmasse der unter Justinian excerpirten isten finden sich keine Paulinischen libri singulares heilt; der Papiniansmasse sind aber folgende zählt worden.

62) De Cognitionibus, welche Schrift im florenti- Inder nicht erwähnt ist. In zwei [57]) der sieben dar- entlehnten Stellen wird Imperator Antoninus (Ca- lla) cum Divo patre (Severo) erwähnt; in einer n [58]) aber Divus Magnus Antoninus. Die Schrift also nach Caracalla's Tode verfaßt sein. Bemer- verth ist noch, daß das Principium und der §. 1 uerst citirten Stelle fast buchstäblich mit zwei Para- hen der vaticanischen Fragmente [59]), welche Ulpian's de officio praetoris tutelaris zugeschrieben wer- übereinstimmen. Eine ähnliche Übereinstimmung fin- ferner noch zwischen ebendiesem §. 235. und dem 37. statt, welcher aus des Paulus Liber singula- ad municipalem (86) entlehnt sein soll.

Die Schriften: 63) De Concurrentibus actionibus,

64) De Usuris,

65) Ad Senatusconsultum Turpillianum sind mit zwei, einer und drei Stellen in den Digesten er- rt. Die letztere fehlt im florentiner Verzeichniß.

66) Ad SC. Libonianum.

67) Ad SC. Claudianum. Beide Titel werden ndex florentinus durch seu verbunden: in den In- tionen der beiden Stellen [60]), welche aus der einen andern Schrift entlehnt sind, werden aber beide gänz- von einander getrennt. Von dem Claudianischen atusconsultum, das allein hier gemeint sein kann, ha- wir sonst keine Kunde [61]).

Die Schriften 68) Ad Regulam Catonianam und

69) De Forma testamenti sind jede mit einer le excerpirt. Die letztere fehlt im Index florenti- welcher dagegen eine eigne Schrift:

70) De Testamentis aufführt, aus der sich wieder Auszüge in den Digesten finden. Conradi [62]) und nern [63]) halten beide für identisch; doch schreiben die anischen Fragmente zwei Paragraphen [64]) dem liber ularis de testamentis zu.

Aus der Schrift 71) De Inofficioso testamento sind drei, und aus der

72) De Tacitis fideicommissis, oder, wie das flo- rentiner Verzeichniß schreibt: De Tacito fideicommisso, zwei Stellen in die Digesten übergegangen. In einer der letzteren [65]) wird ein Rescript des „Imperator Anto- ninus“ mitgetheilt.

Die Abhandlung 73) De Instrumenti significatione, oder, wie der florentiner Inder sagt: De Instructo et instrumento, bezog sich, den zwei aus ihr entlehnten Fragmenten zufolge, auf die Bedeutung des Vermächt- nisses der verschiedenen Arten von Accessorien einer unbe- weglichen Sache.

Drei Stellen sind aus der Schrift 74) Ad SC. Tertyllianum und ebenfalls drei aus der

75) Ad SC. Orphitianum in den Digesten ent- lehnt worden; eine siebente [66]) führt aber die Inscription:

76?) *Paulus* Lib. sing. ad SC. Tertyllianum et Orphitianum. Der florentiner Inder weiß nichts von einem solchen Collectivwerke über beide Senatusconsulte, und seine Existenz muß wenigstens als zweifelhaft gelten.

Die Monographie 77) Ad Legem Falcidiam, aus welcher sich fünf Stellen in den Pandekten und vielleicht zwei in den vaticanischen Fragmenten [67]) finden, ist nach Caracalla's Tode geschrieben, da dieser in einer jener Stellen [68]) als Divus Antoninus angeführt wird.

In der einen aus 78) dem lib. sing.: De Jure li- bellorum entlehnten Stelle [69]) wird „Magnus Antoni- nus“ erwähnt.

Aus der Schrift 79) De Juris et facti ignoran- tia ist uns nur eine Stelle [70]) erhalten, in welcher „Im- peratores Severus et Antoninus,“ also doch wol als noch lebend, genannt werden.

Über die Abhandlung 80) De Jure singulari, aus welcher, auffallender Weise, nur drei kurze Stellen in die Pandekten übergegangen sind, besitzen wir einen Commen- tar von Conradi [71]).

Die Schrift 81) De Gradibus et adfinibus, aus welcher die meines Wissens längste Stelle der Pandekten entlehnt ist, will ein Bekannter des Cujaz [72]) („vir fide dignus“) vollständig besessen und wahrgenommen haben, daß der Justinianeische Auszug nur um Weniges abge- kürzt sei.

Die Abhandlung 82) De Officio Adsessorum, welche im florentiner Inder fehlt, hat vier Stellen zu den Digesten geliefert; die

83) De Officio Praefecti vigilum aber fünf. Daß die letztere nach Caracalla's Tode geschrieben sei, ergibt sich aus der Erwähnung des Divus Antoninus [73]).

56) VIII, 2. XI, 6. XII, 6. 57) L. 46. §. 2. Dig. De ntt. XXVII, 1. L. 101. Dig. De Reg. jur. L. 17. 58) . Dig. De Veteranis. XLIX, 18. 59) §. 233. 235. 60) . Dig. De L. Corn. de fals. XLVIII, 10. L. 5. Dig. Quib. bert. proclam. XL, 13. 61) Zimmern, Rechtsgesch. S. Anm. 19. 62) Hist. Pand. auth. p. 166. N. x. 63) tsgesch. S. 377. Anm. 58. 64) §. 229. 230.

65) L. 49. Dig. De Jure fisci. XLIX, 14. 66) L. 7. Dig. Ad SC. Tertyll. XXXVIII, 17. 67) §. 68. 69. Vergl. *Buchholtz*, Excurs. I. p. 306. *Bethmann-Hollweg* ad §§. citt. 68) L. 1. §. 14. Dig. Ad L. Falcid. XXXV, 2. Vergl. *Brenk- man*, De Eurematicis. VII, 10. §. 3. p. 131. 132. 69) L. 11. Dig. De Legationib. L. 7. 70) L. 9. §. 5. Dig. De Juris et f. ign. XXII, 6. 71) Scripta minora ed. *Lud. Pernice*. I. 143—176. 72) Observatt. VI, 40. Vergl. Zimmern, Rechts- gesch. S. 376. Anm. 51. 73) L. 3. §. 2. Dig. De Off. praef. vig. I, 15.

Wenn wir erwähnen, daß wir z. B. in den Julius'schen Jahrbüchern am Schlusse des Jahres 1833 [4]) allein ein zwei volle Seiten haltendes Verzeichniß solcher Schriften finden, die im gedachten Jahre über den speciellen Gegenstand des Armenwesens, die übrigen in die Pauperismuslehre einschlagenden Schriften ungerechnet, erschienen sind, daß in dem Duchatel-Naville'schen Werke [5]) allein 19 Seiten das Verzeichniß derjenigen Schriften füllt, deren sich Naville bei seiner Arbeit bedient hat; so wird dies ebenso wol einen Begriff von der Reichhaltigkeit der diesfallsigen Literatur, als Winke darüber geben, wo man sich in dieser Hinsicht am besten unterrichten kann [6]). Eine, wenngleich der ganzen Tendenz nach, nicht vollständige Übersicht der interessanteren Erscheinungen der neuern Literatur in diesem Fache gibt uns von Rotteck [7]). Allen andern Nationen sind die Engländer darin vorangegangen [8]). Freilich dankt ihnen auch der Pauperismus seine Hauptpflege, und man irrt nicht, wenn man England als die Pflanzschule desselben annimm Teutschland, wo man immer die Sachen bei der zu fassen sucht, hat man vor allen Dingen gefra denn das Schreien über Pauperismus auch wirk gründet? Und dieser Frage sind eine Menge e Schriften sowol [9]), als in mehren größern Werken abtheilungen derselben [10]) gewidmet. Nachdem nämli im Monat Juli 1835 in Frankreich die Société morale chretienne die Preisfrage: Durch welche kann man dem Elende der arbeitenden Classe und ihren Wohlstand befördern? gestellt, Emil Bère vielen ungenügenden Beantwortungen derselben do die genügendste geliefert und daher den Preis hatte [11]); so setzte die in der Note 9 genannt demie einen Preis auf die beste Beantwortung der welche die dabei bemerkten Schriften als Titel Ähnliche damit zusammenhängende Fragen wurd andern gemeinnützigen Gesellschaften aufgeworfen von den Vorstehern des landwirthschaftlichen Vere Nossen: Was ist Ökonomie? und auf welche Weis Ökonomie auf die ihr gebührende Stufe der Bed keit zu erheben? wodurch allerdings dem Paup mächtig entgegengearbeitet werden würde. Unerinn nen wir nicht lassen, daß in Frankreich schon z des vorigen Jahrzehends „die Mildthätigkeit nac Grundsätzen, nach ihrem verschiedenen Wirken u ihrem Einfluß auf die Sitten und auf die Orga der bürgerlichen Gesellschaft," der Gegenstand ei der französischen Akademie gestellten Preisfrage Allein wie sich nach dem bereits Gesagten schließ übertrafen die Forschungen über diesen Gegenstand land die aller andern Nationen. Wir können freili

denken über Armenversorgung und über einige mit derselben verbundenen Gegenstände (Elberfeld 1838). Heinse, Worin hat die immer mehr überhand nehmende Armuth vorzüglich ihren Grund und wie ist derselben abzuhelfen? ꝛc. (Rudolstadt 1839). Alexander Müller, Über die Aristokratie des Geldes, den Ultra-Industrialismus und den Pauperismus ꝛc. (Heilbronn 1839.)

4) Julius, Jahrbücher der Straf- und Besserungsanstalten, Erziehungshäuser, Armenfürsorge. 10. Bd. (Berlin 1833.) S. 371. 5) Das Armenwesen nach allen seinen Richtungen als Staatsanstalt und als Privatwerk, frei nach den französischen Preisschriften des ꝛc. Duchatel und ꝛc. Naville, von einem teutschen Staatsbeamten. (Weimar 1837.) S. 331 fg. Eine kurze, aber treffende Beurtheilung dieser Schrift findet sich in Pölitz, Neue Jahrbücher der Geschichte, der Staats- und Cameralwissenschaften, Februar 1838. S. 176 fg. (Leipzig 1838.) 6) Man sehe übrigens auch die Ersch'sche Literatur der Jurisprudenz und Politik (Leipzig 1828). 2. Abschn. Nr. 1048—1118. S. 471—477, ingleichen den schon erwähnten Art. Arme in der ersten Section S. 353. Note *). 7) v. Rotteck u. Welcker, Staatslexikon. 2. Bd. (Altona und Leipzig 1835) u. d. W. Armenwesen. S. 20. 8) An deren Spitze Malthus, dessen Ideen in Schmidt, Untersuchungen über Bevölkerung, Arbeitslohn und Pauperism (Leipzig 1836) und in Mohl, die Polizeiwissenschaft nach den Grundsätzen des Rechtsstaates (Tübingen 1832 u. 1833), 1. Bd. S. 70 fg., aufgenommen sind, gab zuerst Essay on the principles of population (London 1798) heraus, welche Grundsätze, in den folgenden Ausgaben (1803 u. 1817) sehr verändert und erweitert, in seinem im J. 1807 erschienenen Schreiben an Whitbread über den Antrag desselben auf Veränderung der bestehenden Armengesetze angewendet wurden. Namentlich enthält die zweite Ausgabe jenes Werkes seine Lehre über die Verhinderung der Übervölkerung (preventive cheks). Seinen Schriften über den Einfluß der englischen Getreidebill auf Ackerbau und Wohlstand des Landes (1814 u. 1815) folgte unter andern sein Hauptwerk: Principles of political economy (London 1820) und seine Definitions on political economy (London 1827). Außer seinen frühern Gegnern sind besonders zu bemerken: *Everest*, New ideas on population, with remarks of the theories of Malthus and Godwin (London 1823 2. Ausg. Boston 1826) und *Sadler*, The law of population (London 1830), wogegen die Malthus'schen Grundsätze vertheidigt wurden von *Nassau William*, Two lectures on population (London 1831). Für England ist neuerlich auch vorzüglich merkwürdig die von Chemin Dupontis und Michel Chevalier in das Französische übersetzte Schrift des Chefs des Bureaus der Handelsstatistik zu London, Porter, über die Fortschritte Großbritanniens in Bezug auf Bevölkerung und Production. Minder bekannt ist die Schrift über Armengesetze ꝛc. von dem im Mai 1839 zu London gestorbenen Patrick Brady Leigh, Esq.

9) Unter andern: Kolb, Ist die Klage über zunehme armung und Nahrungslosigkeit gegründet; welche Ursachen Übel, und welche Mittel zur Abhilfe bieten sich dar? (Speie Von Baur ist eine Schrift, von der königlichen Akademie nützliger Wissenschaften zu Erfurt unter 16 Concurrenten Preise gekrönt, (Erfurt 1838) herausgekommen, die in schraubten Sprache nicht grade viel Neues bietet, den Zu jetzigen Zeit als sehr vortheilhaft schildert und unter Andern colonien im Inland empfiehlt. Höher als diese Schrift d von Benedict (darüber vergl. die erwähnten Pölitz'sche bücher, fortgesetzt von Bülau, October, 1838. S. 380 Siegfried Justus I. stehen, alle drei unter demselben Ti die Kolb'sche Schrift führt, da sie sämmtlich durch jene gabe veranlaßt sind. (Beide letztern Leipzig 1838.) 10 Schmidt, Über die Zustände der Verarmung in Teutschle Ursachen und die Mittel ihnen abzuhelfen (Zittau und Leipz S. 9. (Man vergl. hall. allgem. Lit.-Zeit. Ergzbl. Febr. 18 17. S. 129.) 11) Justus I. a. a. O. S. V. 12) M die oben Note 9 angezogene Schrift von Justus I. S. III u. V die von der französischen Akademie gestellte Frage wurden d Schriften veranlaßt: *Duchatel*, Considération d'Économi que sur la bienfaisance etc. (1836), deren erste Auflag den Titel: De la charité etc. führte, und *Naville*, De la légale, de ses effets et de ses causes etc. (1836.) Wa lich verdankt ihr auch ihre Entstehung die neueste Schrift sen Gegenstand: *Desvaux*, De l'amélioration du sort de l pauvre, ou la charité considérée dans son principe, so cation, son influence sur les moeurs et l'économie poli sociale et des moyens de la rendre la plus utile et l à charge possible (Angers 1839).

chstehender Darstellung nicht umhin, voraus auf das nkende und Unsichere der Zahlenverhältnisse auf- m zu machen, die als Resultate der statistischen Be- ngen über den Pauperismus angegeben werden. Verschiedenheit der Schlüsse aus diesen Resultaten deren eigene Unsicherheit. Wenn z. B. von zwei eichneten Schriftstellern über den Pauperismus in d der Eine [13]) in zwei Bänden beweist, daß durch rtschritte der englischen Industrie die zunehmende ferung Englands ausreichende Subsistenzmittel er- der Andere [14]) jenes steigende Wachsthum der Be- ng mit der regsten Besorgniß erblickt und meint, mit die Subsistenzmittel sich verringerten, die Lage andels immer unsicherer, die der arbeitenden Classe elender und armseliger werde, und wenn man über- daß Beider Ansichten auf statistischen Beobachtun- hen, so kann die Unsicherheit der Letztern gewiß glänzender bewiesen werden. Indessen ist es das e, woran wir uns halten können, und wir müssen, Benennung unserer Autoritäten die Berichtigung Angaben der Zeit und weitern Forschungen über-

ine Geschichte des Pauperismus hier aufzustellen, die Grenzen dieses Artikels überschreiten, und wir n daher unserer Aufgabe zu genügen, wenn wir hier n sehr zweckmäßig verfertigten Auszug wörtlich wie- m, der sich in einem neueren Journal [15]) aus der näher zu charakterisirenden Schrift des Fürsten von o findet. „Der Prinz," heißt es dort, „sucht mit n Forscherauge das Bettelwesen in der Geschichte Völker auf, wandelt durch die Reiche der Hebräer, r, Assyrier, entwickelt die einschläglichen Gesetze laßregeln der römischen Jahrhunderte, der griechi- Staaten gegen dieses ꝛc. Übel. Er bemerkt, daß ern Zeiten das Bettelwesen da nur selten vorkomme keinem Falle zu einem bedenklichen Umfange an- n könne, wo eigentlich die ganze Volksmasse nur i Classen zerfalle, in die der Besitzenden und die Besitz Anderer Befindlichen (der Leibeigenen, Skla- wie dies in den Colonien mit Sklaven, in Rußland Polen ꝛc. der Fall ist; ꝛc. Niemand wird damit be- n wollen, daß Sklaverei und Leibeigenschaft Wohl- für die Menschheit sind; aber Niemand wird auch ede stellen können, daß sie nicht dem Elende der rmuth vorzuziehen sind. Der Prinz geht nun zu Bilden, überblickt den Zustand der Wandervölker, er in Stämme sich theilenden Nationen, wie der ssen, Tataren, Araber ꝛc. Er findet auch hier gentliche Bettlerarmuth, weil bei jeder Eintheilung nme und Familien im Allgemeinen ein gewisses um vorausgesetzt wird, gegenseitige Unterstützung eidlich ist ꝛc." So kommt endlich der Fürst auf die e Europa's. Dabei ist freilich die Geschichte des Mittelalters ganz übergangen, wo jedoch nach dem, was wir schon über den Pauperismus gesagt haben, derselbe sich nicht so zeigen konnte, wie jetzt. Indessen fehlt es uns doch nicht an Documenten darüber, daß Bettelei auch der damaligen Generation nicht fremd war [16]).

Schon die Zahl der Armen in Europa überhaupt wird auf das Verschiedenste angegeben. In den gewöhnlichen Journalen findet man dessen Bevölkerung in der Regel zu ungefähr 170—180 Millionen, die Zahl der Armen darunter zu ungefähr 18 Millionen berechnet [17]). Der bekannte Villeneuve-Bargemont [18]) dagegen nimmt die Zahl der Armen nur zu einem Zwanzigtheile ($1:20\frac{5}{10}$) der Gesammtbevölkerung Europa's, zu 10,797,333 an, und zwar mit 1:6 für die ackerbauende, 5:1 für die gewerbtreibende Classe; Bettler glaubt er in Europa 1,121,763 zu finden. Freilich aber berechnet er die Bevölkerung Europa's, ganz abweichend von obigen Voraussetzungen, zu 226,745,000 [19]), — eine Annahme, die den Ansichten der ausgezeichnetsten Geographen [20]) bedeutend näher kommt, als obige. Indessen ist diesem berühmten Schriftsteller, z. B. in Bezug auf Schweden, von Stockholm selbst aus [21]), nachdrücklich widersprochen worden, wenn er die schwedischen Armen nur zu 154,000 angibt, während sie, amtlichen fünfjährigen Tabellen zufolge, sich auf wenigstens 350,000 belaufen sollen.

Unter allen Staaten Europa's steht Großbritannien, wie schon erwähnt, in Hinsicht auf das Elend des Pauperismus oben an. Mit dem Aufschwunge der Industrie in den neuern Zeiten zu einer noch nie gesehenen Höhe konnte es nicht fehlen, daß dem Landbauer mancher Nebengewinnst entzogen wird, daß der mit wenigen Fonds versehene Handwerksmeister — eine Classe von Staatsbürgern, die den achtbaren, redlichen Mittelstand bildete — zum armen Fabrikarbeiter herabsinkt und daß sich die Staatsgesellschaft immer mehr in zwei Classen theilt, in wenige Reiche und „ein Heer von aussichtslosen Proletariern [22])." Diese letzte bedrohliche Classe wächst immer höher heran und erscheint als verbrecherisch, zucht- und sittenlos. Vorzüglich und am grellsten trat dies in England hervor und veranlaßte zunächst die oben schon erwähnten Malthus'schen und die ihnen folgenden, ihnen zum Theil begegnenden, zum Theil in den Resultaten widersprechenden Forschungen. Man kann in England unstreitig — und so findet man es in den meisten Schrif-

J. S. Eisdell, A treatise on the industry of nations. Hymans, Arts and artisans at home and abroad. 15) nachstehend näher angegebenen Bran'schen Miscellen. Heft. S. 196 fg.

16) Vergl. den Aufsatz in Schreiber's Taschenbuch für Geschichte und Alterthum in Südteutschland (Freiburg 1839). S. 330—343: Bettlerindustrie um das Jahr 1475, Auszug aus Joh. Knebel's handschriftlicher Chronik auf der Stadt und Universitätsbibliothek zu Basel. 17) Bran, Miscellen der ausländischen Literatur. 1836. 3. Heft. S. 571. Gesellschafter. 1835. 183. Bl. S. 906 ꝛc. ꝛc. 18) Economie politique chretienne, ou recherches sur la nature et les causes du pauperisme en France et en Europe (Bruxelles 1837). 19) Ausland 1835. Nr. 65. S. 259. 20) Z. B. in Stein's Handbuch der Geographie und Statistik. 1. Bd. (Leipzig 1833.) S. 59 wird sie zu 216,500,000 Seelen berechnet. 21) Leipziger Zeitung 1835. Nr. 97. S. 1193. 22) Der Pauperismus von Bülau (eine der vortrefflichsten Abhandlungen über diesen Gegenstand, der wir im vorliegenden Artikel vorzüglich gefolgt sind) in der teutschen Vierteljahresschrift. Januar bis März 1838 (Stuttgart und Tübingen). S. 88 fg.

niums wurde durch die Verhandlungen des Parlaments bekannt, daß London, welches über 800,000 Pf. St. an die Armen spendete, bald mehr zahlen müsse, da man bereits 120,000 bettelnde Kinder in den Straßen zähle [39]. Im J. 1834 wurde der Betrag zur Armensteuer in England auf den Kopf zu 10 Fr. 50 Ct. berechnet [40]. Sei nun von allen diesen, großentheils officiellen, Angaben wahr, was es wolle: so veranlaßte endlich der Totaleindruck aller dieser Bemerkungen, Berechnungen, Untersuchungen im Jahre 1834 die Niedersetzung einer besondern Commission zur Prüfung dieser Angelegenheit; der Bericht darüber wurde veröffentlicht und unter dem 14. August jenes Jahres wurde ein Gesetz zur Verbesserung und bessern Anwendung der Armengesetze in England erlassen. Offenbar waren die Willkür, mit der die frühern Gesetze angewendet wurden, und die Unterstützungen, welche die Armen erhielten, zu groß, um nicht zum größten Misbrauch und zu den enormen Ausgaberesultaten zu führen, die wir gesehen haben. „Im Hause (Arbeitshause) zu Kent erhielt der Arme wöchentlich drei bis fünf Mal Fleisch, Gemüse, so viel er essen wollte, und besseres Brod, als die Soldaten. Zu Margat erhalten die Armen wöchentlich vier Mal warmes Essen, Gemüse, so viel sie wollen, täglich ein Pfund Brod, eine Pinte Bier, und Sonntags ihren Pudding. Zu Bristol erhielt der Arme zum Frühstück Milchsuppe oder Milchreis, zum Mittagessen ein Pfund Rinds- oder Schöpsenfleisch, zu Shrewsbury zum Frühstück fette Bouillon, wöchentlich fünf Mal Fleisch, und täglich ein reichliches Abendessen. — Ein solches Regime muß nothwendig Abneigung gegen alle Arbeit und den Triumph des Pauperismus ꝛc. herbeiführen ꝛc." [41]. Müssen nicht zu Salisbury die 878 Bürger eine Masse von 2748 Armen erhalten?" [42]" Man hat, indem man den täglichen Unterhalt, den sich ein Taglöhner in England verschaffen kann, zu Unzen Brod, Fleisch, Speck ꝛc. berechnet, sehr klar ausgeschlagen, daß der freie, arbeitsame Taglöhner auf dem Lande weniger (122 Unzen Brod, Speck, Fleisch wöchentlich) als der arbeitsfähige, sonach noch unterstützte Arme (151 Unzen, darunter auch Käse und Pudding), dieser weniger als der Verbrecher im Anklagestand (181 Unzen, darunter auch Grütze, Reis, Erbsen, Käse), ein solcher, blos im Anklagestand befindliche, weniger als der verurtheilte Verbrecher (239 Unzen), letzter weniger als der deportirte Verbrecher (330 Unzen), dieser vielmehr ungefähr drei Mal so reichliche Nahrung, als der ehrliche Taglöhner hat [43]. Da übrigens Armuth und Reichthum stets relative Begriffe sind, und z. B. in vielen Gegenden Teutschlands der Mann sich für wohlhabend erachten würde, der die Kost des gemeinen englischen Taglöhners führen könnte; so können wir hier die diesfallsigen officiellen Untersuchungen in England nicht unerwähnt lassen. Die darüber vernommenen Kirchspiele haben den möglichen jährlichen Erwerb eines Taglöhners, die kleinen Kosten [illegible] Familie der Frau [illegible] Kinder von 5— ren zu 1060 Fr. angeschlagen. Es [illegible] den [illegible] 71 Kinder [illegible] die Familie nicht ernähren könne, 214 daß [illegible] möglich sei, 125, daß die Familie [illegible] ohne Fleisch, 491 endlich, daß sie [illegible] leben, sogar zuweilen etwas Fleisch [illegible] Am Besten werden die [illegible] öffentlichen Wohlthätigkeit [illegible] eben darüber ernähren, als die Gefangenen, welche durch das neue Armengesetz [illegible] setzt worden sind. Vor allem Andern wurde die Unterstützung der Hausarmen zur Ausnahme Regel gestellt, die Entfernung unmündiger Kinder der Mütter zur Pflicht gemacht und die Sorge Arbeiter aus einem Distrikt in den andern zu [illegible] erleichtert [44]. Die Willkür, mit welcher bisher die Unterstützung seiner Armen [illegible] dieser Armen gemäß, nach den verschiedenen Orten verschiedene Bedingungen bei Verabreichung der Unterstützung gestellt wurden, bald nicht, man hat an erwerbsfähige Arme unterstützt, bald [illegible] nur verheirathete Männer gewesen sind, bald [illegible] mehre Kinder zu ernähren [illegible] und man muß sich den Anordnungen der [illegible] missarien unterwerfen. An der Spitze der Armenverwaltung stehen drei vom König auf [illegible] gewählte, collegialisch organisirte Commissarien [illegible] Law Commissioners for England and Wales, welche die Vertheilung der Armenunterstützungen [illegible] ohne sich in die einzelnen Fälle zu mischen; [illegible] den Sitzungen der Vestrys [illegible] können, wiewol ohne Votum, ihre Ansicht sagen. Ihnen aber haben sie die oberste Leitung der Armen können daher Untersuchungen über Armenanstalten ordnungen treffen, müssen aber ihre Anordnungen [illegible] ten der königlichen Genehmigung unterstellen. Parlament sowol darüber, als einen jährlichen bericht erstatten. Vor 1834 hatte jede Pfarrei legium, welches die Armentaxe ordnete — Vestry. Hauserbesitzer des Kirchspiels bildeten das offene (open Vestry); von diesen wurden Einige zu sentation aller Hauseigenthümer bestellt (close. nes, Vestry), neben welchem ein ausserordentliches Vestry bestand, das sich im Fall einer Vacanz gänzte. Diese Vestrys wählten zu Besorgung tails sogenannte Aufseher (overseers) — [illegible] Beamte unentgeltlich, mit Ausschluß besoldeter der Letztern, die zuweilen gesetzt wurden. Alle strys, mit Ausschluß der select Vestrys, sind neue Acte aufgehoben. Die select Vestrys Collegium von Guardians (Friedensrichtern) u rection der königlichen Commissarien haben die tung. Die Guardians werden von den Tax

39) Nationalökonomie. 8. Bd. S. 85. 40) Bran a. a. O. 1839. 8. Heft. S. 286. 41) Ebend. 1840. S. 203. 42) Ebend. S. 202. 43) Diese Berechnung s. detaillirt nach C. H. Simon (Observ. recueillies en Angleterre 1835) in Bran a. a. O. 1839. S. 264 fg.

44) Bran a. a. O. S. 296. 45) Schmidt in führten Schrift: über die Zustände ꝛc. S. 238.

Ganz anders verhält sich die Sache in Frankreich, wo es zwar auch viele Arme gibt, doch der Zustand in dieser Hinsicht mit dem von Großbritannien gar nicht zu vergleichen ist. Allerdings wird das Elend der niedern Volksclassen als eine Haupturſache der Revolution von 1789 angesehen [57]), und die Masse der Armen findet sich in Frankreich nach den verschiedenen Zeiten nicht unbedeutend. Auch hier sind aber die Angaben sehr von einander abweichend. Paris zählte im Jahre 1813 unter 530,000 Einwohnern 102,856 Arme. Ungefähr 10 Jahre darauf rechnete man in Frankreich bei 30 Millionen Einwohnern ungefähr zwei Mill. Arme (7 : 100) [58]). Der schon oft erwähnte Villeneuve schlägt die Anzahl der dortigen Hilfsbedürftigen, unter detaillirter Angabe der Summen in den einzelnen Classen, zusammen zu 1,686,340 an [59]) [im Jahre 1829 zu 1,583,340 [60])]. Wenn er die Bevölkerung im Allgemeinen und in runder Summe zu 32 Millionen rechnet, so findet er auf diese Art das Verhältniß der Armen zur Gesammtbevölkerung wie 1 : 20 oder 5 : 100, und so ist der gewöhnliche Journalansatz geworden [61]). Indessen wird dies etwas unwahrscheinlich, wenn man nach einer, die Zahlen genauer nehmenden, Berechnung von 1836 [62]) unter der Gesammtbevölkerung von 32,569,233 nur allein 2,324,722 uneheliche Kinder aufgeführt findet, von denen 1,092,910 Individuen der öffentlichen Mildthätigkeit überlassen sein sollen [63]), daher auch in ebendieser Berechnung die Anzahl der Armen, Vagabunden, Sträflinge, Verhafteten ꝛc. zu 300,000 angenommen und dabei behauptet wird, in Städten und Dörfern wären 75,000 Bettler und Vagabunden, in den Spitälern 150,000 Kranke und der Fiscus selbst classificire 1,850,000 Individuen jedes Alters unter die Armen. Auch erhellt z. B. aus einem Rundschreiben des Maire, der Adjoints, des Präsidenten und der übrigen Mitglieder der Unterstützungscommission für das 12. Arrondissement von Paris vom Jahre 1834, daß dort allein von 97,000 Einwohnern 15,000 (6 : 1) in der tiefsten Armuth leben [64]). Richtig mag es wol sein, daß fast die Hälfte aller Dürftigen durch zu viele Kinder in den Ehen entstehen, wenigstens behauptet Degerando [65]), unter 100 Dürftigen 48 Ältern mit zu vielen Kindern gefunden zu haben [66]). Indessen möchte nicht blos der Leichtsinn bei Eingehung der Ehen, es dürften wol auch andere Umstände den Pauperismus in Frankreich fördern. Bekannt ist es, daß, während England seit dem Frieden sein Ausgabebudget um vier Mill. Pf. St. vermindert und Schulden abgetragen, Frankreich dagegen seine Staatsschulden beinahe um das Dreifache vermehrt und seine Auflagen beträchtlich erhöht hat. Daß dies sehr schädlich auf die ganze Bevölkerung zurückwirken muß, liegt klar vor Augen. Allgemein ist in Frankreich die Klage über Lähmung des Ackerbaues, des Kunstfleißes und des Handels, und die öffentlichen Berichte zeigen, daß von allen Staaten des Continents dort seit dem Frieden die Bevölkerung am wenigsten vorgeschritten ist [67]). Wir müssen aber gestehen, daß, besonders wegen der bessern Lage der ackerbauenden Classe, im Ganzen der Pauperismus dort nicht so besorgliche Erscheinungen, als in England darbietet. In Frankreich wird der größte Theil der Armenunterstützungen für die Städte verwendet. Die Gesammtzahl aller Grundbesitzer in Frankreich soll sich auf 10,986,682 belaufen, sodaß durchschnittlich auf einen derselben 4½ Hectaren des Grundbesitzes kämen. Weil aber dieser nicht gleich vertheilt, gleichwol die Theilung des Grundbesitzes bei Erbschaften ꝛc. bis ins Unendliche in Frankreich erlaubt ist; so ist die natürliche Folge davon, daß viele der Grundbesitzer von ihren kleinen Ländereien nicht leben können, sie daher verpachten, um entweder in der Stadt oder bei größern Güterbesitzern in Dienste zu treten, oder größere Besitzungen zu pachten. Oft vereinigen sich mehre Erben, deren Antheile, wenn das Erbgut getheilt würde, zur Erhaltung jedes Einzelnen nicht ausreichten, dahin, daß Einer das ganze Grundstück zur Bewirthschaftung übernimmt und den Andern für ihre Antheile einen jährlichen Pachtzins gibt. Man hat berechnet, daß die Zahl derer, welche Grund und Boden zu ihrem Vortheile bebauen, sich auf vier Mill. beläuft, welche 20 Mill. Grundbesitzer repräsentiren, von denen fünf Sechstheile, also 6,216,000, nicht über zwei Hectaren Land besitzen. Nun sichert ein so kleiner Besitz keinen Falles die Existenz einer Familie, und die Meisten dieser kleinen Besitzer würden also, wenn sie wüßten, daß sie, wie in England, unterstützt werden müßten, nicht um ihre Subsistenzmittel mit dem Leben kämpfen, sondern würden die Sorge dafür dem Staat überlassen. Da sie aber sich genöthigt sehen, ihren Unterhalt sich zu erringen, so suchen und finden die ärmern Grundbesitzer zu ihrem Auskommen Arbeit und Unterstützung bei den reichern, mit ihnen von Jugend an durch Zusammenleben und Verwandtschaft verbundenen Dorfnachbarn. Denn das obige Verhältniß producirt von selbst in jedem Dorfe eine auffallende Verschiedenheit der Größe der Besitzungen der einzelnen Grundstücksbesitzer. Es bilden sich so durch Mildthätigkeit und nachbarliche Zuneigung eigenthümliche Einrichtungen zur Erhaltung der Ärmern, wobei die Wohlhabendern auch nichts verlieren. So besteht dort das bei uns sogenannte Halbbauerverhältniß in großer Ausdehnung in der Maße, daß der größere Grundbesitzer dem Ärmern ein Stück Land zur eignen Bebauung gegen Bedingung der Ablie-

57) Bülau in der angeführten Vierteljahresschrift. S. 83. 58) Lawätz a. a. O. S. 8 u. 10. 59) Schmidt a. a. O. S. 89. 60) Ausland 1835. Nr. 65. S. 259. 61) Ausland a. a. O. Allgemeines Notizenblatt. Beil. zur Wiener Zeitschrift. 1836. Nr. 20. Letzte Seite. Erste Spalte ꝛc. 62) Bran's angezogene Miscellen. 1836. 11. Heft. S. 356. 63) Nach einer andern Angabe (Vollbrügge, Über die Mittel zur Abhilfe der zunehmenden Verarmung in Teutschland, in Pölitz-Bülau a. a. O. November 1838. S. 403) zählte Frankreich 1784 nur 40,000 und 1821 schon 105,700 Findelkinder. 64) Nach einer Journalnachricht von 1839 (Allgem. Modenzeitung. Nr. 8. S. 66) zählt Paris 14 Hospitäler mit 5397 Betten und 12 Armenhäuser (darunter die Waisenhäuser) mit 12,158 Betten. Die Kosten dieser Anstalten belaufen sich jährlich auf 11,255,657 Fr., wovon aber die Administrationskosten über 1 Mill. hinwegnehmen. 65) In seinem Visiteur du pauvre. p. 128. 66) Schmidt a. a. O.

67) Man vergl. hierüber die interessante Recension der leipziger Literaturzeitung (Nov. 1832. Nr. 293. S. 2337) über *J. J. Fazy*, Principes d'organisation industrielle (Paris 1830).

Bureaus gestatten. Dabei soll streng verfahren und die Unterstützung nie bis zur ganzen Abhilfe des Bedürfnisses erstreckt werden. Unterstützungen in Natur werden, sofern sie thunlich sind, den Geldaustheilungen vorgezogen. Übrigens ist die Zahl der Wohlthätigkeitsbüreaux im Vergleich mit der Zahl der Gemeinden sehr gering; die Mehrzahl der Landgemeinden hat keine organisirte Armenpflege. Im J. 1826 betrugen die Ausgaben für die Wohlthätigkeitsbüreaux in Paris 1,709,083 Fr., wozu jedoch noch 199,744 Fr. aus der Stiftung Montijon zu Armenunterstützung außerhalb jener Häuser kommen. In den Städten, wo Armen- und Krankenhäuser sind, stehen die Verwaltungscommissionen dieser und der Wohlthätigkeitsbüreaux unter einer, aus den dortigen Notablen gebildeten oberaufsehenden Behörde (Conseil de charité). Der Staat selbst gewährt für die erwähnten Häuser und die Wohlthätigkeitsbureaux sehr bedeutende Unterstützungen. Sie betrugen im J. 1830 3,797,483 Fr. [73]).

Italien, das sonst so mächtige Italien, sank bekanntlich durch seinen Reichthum und Luxus schon in den ersten Jahrhunderten des Christenthums zu derjenigen Tiefe der Demoralisation des Volkes herab, welche die Quelle des dort herrschenden Pauperismus wurde [74]). Denn die ungeheuern Besitzungen und Reichthümer, wodurch die Großen des Reiches in den Stand gesetzt waren, Heere von Sklaven zu halten, durch Spenden, öffentliche Spiele ꝛc. dem trägen Pöbel zu schmeicheln, ihn immer mehr an Nichtsthun zu gewöhnen und den ohnehin schwachen Sinn für Industrie vollends ganz zu vernichten, das bekannte traurige Schicksal der kleinen Grundbesitzer, die durch die Militaircolonien verdrängt wurden, die Einfälle der Barbaren ꝛc., dies alles brachte schon im 5. u. 6. Jahrh. eine an das Unglaubliche grenzende Verarmung des italienischen Volkes hervor, von der sich dasselbe, zumal bei der daraus erwachsenen Demoralisation, bis jetzt nicht hat erholen können. Dort trifft man die Armuth in den scheußlichsten Gestalten; der Reisende und die Paläste der Fürsten und Reichen werden von ganzen Bettlerheeren umlagert. Geleugnet kann allerdings nicht werden, daß durch die, in der christlichen Religion gebotene Mildthätigkeit, durch die Ausdehnung und die Art, in welcher vom Katholicismus dieselbe geübt wird, die Trägheit dort ein sanftes Ruhekissen erhält. Denn es ist bekannt, daß, während keine Stadt der Welt solche Mittel für Almosenspenden hat, als Rom, dort die größte Masse der unverschämtesten Bettler ist, z. B. stets ein Haufe greulicher Krüppel den Corso inne hat. Ein n
geblatt [75]) stellt über die großen Armenunterstü
Rom folgende Berechnung auf: „Jene Mittel b
jährlich auf 4,100,000 Fr., wovon 1,900,000
che Einkünfte von Fonds, 2,200,000 als jäh
schuß aus der Staatscasse zu rechnen sind.
dagegen, daß Paris jährlich gegen 5 Mill. Fr.
von Fonds zu demselben Zwecke verwendet, daß
selbst 5½ Mill. zuschießt und daß 1½ Mill. aus
gen Beiträgen zufließen, und bedenkt man d
Paris fünf Mal so stark bevölkert ist, als Rom
det Rom doppelt so viel als Paris. Dieses
Resultat aber findet in der Wirklichkeit einen ar
traft, eine fast ironische Widerlegung. In kei
der Welt [76]) gibt es mehr und unverschämtere
in Rom; kein Strich in Italien ist so unsicher
Agro Romano." Das neueste Budget hat u
Ausgaben die Position von 280,000 Scudi zu
ten. Es ist bekannt, daß regelmäßige, zu bestimm
ten sich wiederholende Almosenspenden das sicherst
zur Vermehrung der Bettler ist [77]). Villeneuve n
Italien das Verhältniß der Armen zur Gesammt
rung wie 1 : 25, das der Bettler wie 1 : 126 a
den unter österreichischer Herrschaft stehenden Theil
liens ist eine Art von Armentaxe eingeführt. Ir
sind ein Theil der Abgaben von Weinen, die A
von außerordentlichen theatralischen Vorstellungen,
einige Geldbußen ꝛc. zur Unterstützung der Arm
stimmt, in deren Ermangelung die Communcasse
Ähnlich ist das Verhältniß in Florenz, wo durch
in ihren Ursachen noch unerklärte Blindheit bis j
sonders viele Arme waren, die aber mit dem Jahre
durch zweckmäßige Mittel sehr vermindert worden s
Dort, so wie in Venedig, wo man die Zahl der
nicht aber der Bettler [78]), zu 20,000 annehmen kan
findet sich ein Arbeitshaus. Indirecte Taxen werd
übrigen Italien erhoben, doch ermächtigt ein Ge
Neapel die Armenversorgungsanstalten, im Nothfal
Communen zur Mitleidenheit zu ziehen [80]).

Die Schweiz besteht aus zu verschiedenartige
menten, als daß sich ein fest begründetes allger
Resultat über den Zustand des dortigen Pauperismu
stellen ließe. Im Allgemeinen nimmt Villeneuve das
hältniß der Dürftigen zur Einwohnerzahl wie 1 : 10
der Bettler wie 1 : 150 an. Die Cantone Genf, N
chatel, wo die sonst da eingeführte Armentaxe seit
wieder abgeschafft ist, Zug, das aus Commungüter
reichen Stiftungen seine Armen unterstützt, Uri, S

---

75) Diese Notizen verdanken wir in der Hauptsache dem angezogenen Werke aus Duchatel und Raville S. 72 fg. Neuere Vorschläge in Bezug auf den Pauperismus s. in *Mathon de Fogères*, Essai d'économie sociale, ou Recherches sur les moyens d'améliorer le sort du peuple (Paris 1839). Vergl. auch, was weiter unten über den Fürsten von Monaco vorkommt. 74) Die merkwürdige Idee des berühmten *P. Magenta*, Ricerche su' le pie fondazioni e su' l'officio loro a sollievo dei poveri, con un' appendice sui pubblici stabilimenti di beneficenza della città di Pavia (Pavia 1838), das Christenthum sei die Ursache der Vermehrung der Armuth in Italien gewesen, hat ihre bündige Widerlegung in den Blättern für literarische Unterhaltung 1839, Nr. 258. S. 1047 gefunden.

75) Leipz. Allgem. Zeitung. 1838. Nr. 227. Beil. S.
76) Das ist doch wol zu viel behauptet. In der Provinz
len mit (nach Stein) 25,306,000 Einwohnern gibt es, z
einstimmigen Nachrichten nach, 2 Mill. Bettler von Professio
Braminen ꝛc. mitgerechnet. 77) Harl, Entwurf eines A
versorgungssystems (Frankfurt a. M. 1825). 78) Vergl.
ger Zeitung. Febr. 1840. Nr. 46. S. 627. 79) Gege
geographische Handbuch über Teutschland ꝛc. (Darmstadt 1
man vergl. Gersdorf's Repertorium der gesammten teutsch
teratur 21. Bd. 4. Heft (Leipzig 1839). S. 356. 80)
Data s. bei Duchatel und Raville S. 62.

lis und der größte Theil von Basel haben nur eine beschränkte gesetzliche Armenpflege. Dagegen haben die übrigen Cantone das System der Armentaxe angenommen. In einigen (Bern, Lucern, St. Gallen, Aargau, Appenzell) wird sie von beweglichem und unbeweglichem Vermögen, in andern (einigen Kirchspielen von Freiburg) nach den Köpfen erhoben; im Canton Waadtland wird die Unterstützung durch die sonntägliche Collecte und, wo sie nicht zureicht, aus den Gemeindecassen bewirkt. In manchen Cantonen (Bern) wird die Armensteuer in Naturalien erhoben, in andern (Freiburg und Lucern), wird der Hilfsbedürftige der Reihe nach verpflegt. In Lucern sind die Beiträge der Verwandten des Armen nach der Nähe des Grades der Verwandtschaft stärker als die Anderer. In Thurgau erhalten die Armen Wohnung und Benutzung eines Stückes Land von der treffenden Commun. Die Armentaxe in mehren Cantonen (Thurgau, Glarus, Graubündten) ist halb freiwillig, d. h. der Zahlungspflichtige gibt einen freiwilligen Beitrag und wird abgeschätzt, wenn man diesen nicht für ausreichend erachtet. Sonst bestand fast allgemein, jetzt nur noch in Uri, Glarus, Appenzell, Wallis, die Familiensteuer, vermöge deren für jeden Armen die Verwandten bis zu einem gewissen Grade zu sorgen haben. Die Gemeinderäthe erheben die Beiträge und leiten deren Verwendung [81]). Im Canton Bern haben die Dürftigen schon lange das Recht auf Unterstützung. Seit dem 17. Jahrh. sind dazu gewisse Fonds bestimmt. Landstreicherei, Faulenzerei, unvorsichtig geschlossene Ehen, unerlaubte Verbindungen, kurz! Demoralisation des gemeinen Volkes sind in der Maße die Folgen davon, daß nur Wenige sich des Geständnisses schämen, blos von öffentlichen Gaben zu leben. Mit der Vermehrung der Fonds ist überall Verarmung und Mangel an Gewerbsthätigkeit gestiegen, die daher grade in den am reichsten dotirten Gemeinden sich am meisten zeigen. Officiell erklärte die Cantonsregierung, „daß man keine geringe Anzahl von Familien anführen könne, welche seit unvordenklichen Zeiten auf Kosten der Gemeinde bestehen und sich kein anderes Existenzmittel zu schaffen vermocht haben, während die Beispiele vom Gegentheile äußerst selten seien [82])."

Noch haben sich die Verhältnisse von Belgien und Holland nicht ganz selbständig gestaltet, um über den Pauperismus daselbst ein ganz genügendes Urtheil im Besondern fällen zu können. In den Niederlanden im Allgemeinen rechnete man unter etwa 5,300,000 Einwohnern 750,000 Arme [83]); so rechnet auch Villeneuve, der die Gesammtbevölkerung zu 6,143,000 annahm, die Dürftigen dagegen, wie 1:7, die Bettler wie 1:102. Nach einem Gesetze vom 28. Nov. 1818 und dem Beschlusse vom 6. Nov. 1822 fällt jeder Hilfsbedürftige den Wohlthätigkeitsanstalten zur Last, in deren Bereich er geboren ist oder sich niedergelassen hat. Die Commun mußte zuschießen, wenn die Fonds der Anstalten nicht zureichen; auch wurden zuweilen Zuschüsse aus Staatsmitteln den Anstalten bewilligt [84]). Holland insbesondere angehend, ist zu Ende des Jahres 1833 ein Document über das dortige Armensystem, auf Befehl des Ministeriums, dem englischen Cabinet mitgetheilt und dann veröffentlicht worden, dem folgende Notizen entnommen sind [85]). Die während der Vereinigung Hollands mit Frankreich dort eingeführten diesfallsigen französischen Gesetze wurden wenig angewendet und ihnen im J. 1814 volksthümlichere Institutionen substituirt. Die Armen fallen danach den religiösen Gemeinden, denen sie zugehören, auch rücksichtlich ihres Unterhaltes zu, diese Gemeinden aber werden nöthigen Falls von den Localbehörden unterstützt. Allein die Hospitäler und Waisenanstalten sind Nationalinstitute, die jedem dazu sich Eignenden ohne Unterschied der Religion offen stehen. Findelkinder fallen der treffenden Gemeinde zur Last. Drei Arbeitshäuser zu Amsterdam, Middleburg und Nieuwe-Peckel-Aa (Provinz Gröningen) bestehen und außerdem 21 Almosenbureaux, um den Bedürftigen Arbeit und Unterstützung zu schaffen, die mildthätigen Privatvereine ungerechnet. Durchschnittlich belief sich in den Jahren 1821—1831 die Einnahme für Hospitäler und Armenbureaux auf 6,014,418 Guilders, die der unterstützten Personen auf 241,513 jährlich. Eine Hauptoperation zur Abhilfe der Armuth sind die holländischen Armencolonien. Ein im J. 1818 in Folge des berühmten Theuerungsjahres 1817 entstandener Armenverein, dessen Mitglieder jedes wöchentlich einen Sou zahlte, stiftete in den in Holland so häufigen Heidestrecken Colonien für Dürftige jeder Art, Bettler, Greise und Schwächliche, dann Freicolonien, die Allen offen standen; endlich solche, worin Findelkinder und Verwaiste aufgenommen, und solche, worin ökonomische Versuche getrieben wurden. Fredericks-Oord war die erste aus 52 Ackerhöfen bestehende Colonie. Im J. 1819 machte der dortige Verein ein Anlehen von 280,000 Gulden, um eine Anzahl sechsjähriger Waisen dort aufzunehmen, für deren jede die Regierung 16 Jahre lang 45 Gulden zahlte. Durch Subscriptionen und Anleihen vermochte man in den folgenden Jahren 1000 Familien in den Colonien aufzunehmen, 1821 entstanden die sogenannten freien Colonien, 1822 die Colonie der Bettler und asyllosen Menschen [86]) und später die Aufnahme von 400 Waisenkindern und 4000 Dürftigen aller Art. Indessen stand der Aufwand für diese Colonien und die Anzahl der darin aufgenommenen Individuen nicht im Verhältniß zu den der Unterstützung bedürftigen 454,304 Menschen, zumal diese Colonien als Ackerbaucolonien um so weniger ein günstiges Resultat geben konnten, als ihre Elemente aus einem Haufen unwissender, ungeschickter, träger, gebrechlicher, fauler und schlechter Subjecte bestanden und sie überdies als Speculation von 20,000 Actionairen benutzt wurden. So waren die Armencolonien mehr ein Förderungs- als ein Heilmittel des Pauperismus [87]). Denn offenbar ist nächst

81) Ebend. S. 63 fg. 85. 82) Bran a. a. O. S. 257 fg. 83) Lawätz a. a. O. S. 10.

84) Duchatel und Naville a. a. O. S. 53. 85) Bran a. a. O. S. 279 fg. 86) Man vergl. Fliedner, Beschreibung der Bettleranstalt zu Ommerschanz in Oberyssel; in Julius' angez. Jahrbüchern 1833. 1—3. Heft. S. 138 fg. 87) Man vergl. *Keverberg*, De la Colonie de Frederiks-Oord (Gand

England und vielleicht Bern, Holland dasjenige Land Europa's, das an dieser Krankheit am meisten leidet, gesteigert von Jahr zu Jahre. Von 1800—1825 zählte man jährlich über 218,000, in den sechs folgenden Jahren 265,000 (20 p. C. mehr), im J. 1831 280,000 (30 p. C. mehr) Arme. Die Armen verhielten sich zur ganzen Bevölkerung im J. 1822 wie 1:11, im J. 1831 wie 1:9 [88]). Der Prinz von Monaco in seiner nachher näher zu charakterisirenden Schrift nimmt ein noch ungünstigeres Verhältniß an. Er meint, daß die Zahl der Armen in Holland 753,000 betrage und daß die Armencolonie in zehn Jahren mit den mühevollsten Anstrengungen es nicht weiter gebracht habe, als mit einem Aufwande von 10 Mill. Gulden, 8500 Individuen davon unterzubringen [89]). Freilich war Amsterdam schon weit früher in einem weit höhern Grade mit Armen beschwert. Denn nach le Jeune's Tabelle vom J. 1805 hatte es unter 217,024 Bewohnern 108,324 Arme, also fast die Hälfte, wovon noch dazu 60,000 für arbeitsfähig erklärt wurden [90]). Man kann auch nicht umhin, die Höhe des Pauperismus neben der unverhältnißmäßigen Vermehrung der Bevölkerung, den allzuzahlreichen Unterstützungsanstalten, die Armencolonien mitgerechnet, zuzuschreiben. Denn die Abgaben dafür betragen allein durchschnittlich 6 Mill. Gulden im Jahre (ungefähr 13 Mill. Fr.), sodaß auf den Kopf ungefähr 5 Fr. 25 Cent. kommen — freilich kaum halb so viel, als nach Obigem (s. S. 244) in England, aber die Bedürfnisse und Preise stehen auch viel geringer als dort, sodaß in Holland der jährliche Lohn eines Landbauers nur zu 320—475 Fr. angeschlagen wird. (Man vergleiche bei England oben S. 244.) Belgien hat in seinen Einrichtungen die Schicksale Frankreichs getheilt, mit dem es vereinigt war. Nach Restitution der durch die Revolution früher confiscirten Besitzungen der Armenanstalten wurden die Einkünfte der in derselben Gemeinde gelegenen Anstalten zusammengeschlagen, und jede Gemeinde hat ihre Almosenbureaux. Die frühern, überharten französischen Decrete wegen Bestrafung des Bettelns und Almosengebens sind außer Gebrauch gekommen, und durch ein kaiserliches Decret vom 5. Juli 1808 wurde für jedes Departement ein Bettlerdepot gegründet, wohin jeder aufgegriffene Bettler transportirt wurde, jedoch bei seiner Entlassung ein Drittheil des Erwerbes seiner Arbeit erhielt. Belgien hatte vier solche Depots für Antwerpen, Brabant, Flandern und Hennegau, eins für Namür und Luxemburg und eins für Lüttich und Limburg. Inwiefern sich die Bestimmungen der Letztern durch die neuern Territorialabtretungen geändert haben, ist noch nicht bekannt. Im J. 1832 betrugen die Einkünfte dieser Depots und Armenhäuser fast zehn Mill. Franken. Die Lage des belgischen Proletariers ist übrigens übler, als die des französischen. Er verdient im Sommer 30—36, im Winter 24—30 Sous, und muß dann, unter Beihilfe des Verdienstes von Frau und Kindern, von Roggenbrod, Erdäpfeln und Milch (nur selten von Fleisch) leben. In den Manufacturstädten steht er sich etwas besser, und auf dem Lande wird er von seinem Arbeitgeber erhalten. Unter diesen Umständen sind auch die belgischen Producte wohlfeiler als die französischen, aber freilich befindet sich der belgische Arbeiter, wie gedacht, viel schlechter, und während die Kinder des französischen noch in die Schule gehen, müssen sie in Belgien schon in den Fabriken arbeiten. In Brüssel zählt man gegenwärtig, auf eine Bevölkerung von 104,713 Seelen, 35,000 Bedürftige. Die mittlere Vermehrung der Armen beträgt jährlich daselbst 426, während die der Bevölkerung sich nur auf 184 Seelen beläuft. Im Jahre 1823 bildete sich, nach Hollands Beispiel, in Belgien ein Wohlthätigkeitsverein zur Stiftung von Ackerbaucolonien. Er übernahm von der Regierung 1000 Arme für jährlich 35 Gulden auf den Kopf. Jede Familie erhielt an Grundstück und Landwirthschafts-Inventarium einen Werth von 3350 Franken. Jeder Colonist mußte eine gewisse Uniform tragen, durfte ohne Erlaubniß das Gebiet der Colonie nicht verlassen und mußte für die vom Vereine festgesetzte Lohntaxe arbeiten. Einen Theil des Lohnes behielt der Verein in Abschlag auf den erwähnten Vorschuß; den Rest erhielt der Arbeiter in einer blos in der Colonie gültigen Münze. Allein die Arbeit ward schlecht gemacht, die Grundstücke wurden schlecht bebaut und vernachlässigt, das Inventarium vergeudet. Der Verein mußte Alles zurücknehmen und die ganze Colonie in eine einzige Besitzung verwandeln, für welche alle Colonisten als Arbeiter verwendet wurden. Nach einem im Jahre 1832 erstatteten officiellen Berichte gleichen diese Colonisten in ihrer bürgerlichen Lage den Leibeigenen des Mittelalters, da sie, aller Unabhängigkeit beraubt, nur den Verpflichtungen gegen den Verein leben, in ihrer pecuniären Lage dem irländischen Bauer, der auch nichts, als schwarzes Brod und Kartoffeln, aber doch wenigstens die Freiheit hat, zu gehen, wohin er will, welche dem belgischen Colonisten fehlt. Diese Colonien sind jetzt wahre Strafanstalten und haben überdies eine so große Schuldenlast auf sich gewälzt, daß von 1822—1831 die Einnahme nur 943,000 Fr., die Ausgabe drei Mal so viel betrug. Auch in moralischer Hinsicht wirkten die Colonien nicht gut. Sorglosigkeit, Unordnung und Demoralisation jeder Art, besonders Mangel an Kraft sich zu heben, ist der Charakter dieser leibeigenen Colonisten; daher selbst die den Bessern ertheilte Erlaubniß zur Communication mit dem freien Lande im Umkreise nicht benutzt wird. Auf solche Art können diese, ihren Bewohnern nach, aus so verschiedenartigen und schlechten Elementen zusammengesetzten, von dem übrigen Staat ausgeschlossenen, Colonien, deren Colonisten ebendeshalb des Beispiels einer gut organisirten Gesellschaft und rechtlicher Mitbürger ermangeln, welche Colonisten mindestens nicht in den Fall kommen, mit diesen zu rivalisiren, und so nach

1821). Grouner, Beschreibung einer Reise durch die Niederlande (Passau 1826). 1. Bd. S. 231 fg. Kirkhoff, über die Wohlthätigkeitscolonien von Frederiks-Oord und Wortel, übers. von Rüder (Leipzig 1828). *Mary*, Voyage aux colonies érigées par la société de bienfaisance (Brux. 1829).

88) Neuere Journalnachrichten stellen sie wie 14:100 (Gesellschafter 1835. Bl. 183. S. 906). 89) Vergl. Bran a. a. O. 1840. 2. Heft. S. 215. 90) Lawätz a. a. O. S. 8.

Erhöhung ihres materiellen und geistigen Wohles zu streben, unmöglich zu etwas Gutem führen. So zeigt es der Erfolg [91]).

Dänemark ist eines der wenigen Länder Europa's, wo sich die Armenpflege als nützlich bewährt hat, wo aber auch in deren Ausübung größere Strenge als irgendwo besteht. Im J. 1803 erhielt sie ihre jetzige Gestalt [92]). In der Hauptsache müssen die Communen für ihre Armen sorgen. In Kopenhagen wird eine, je nach dem Bedürfniß einfach, doppelt, dreifach ꝛc. zu erhebende Grundsteuer von den Hofreithen entrichtet; außerhalb der Hauptstadt erfolgt die Bestimmung des Beitrags durch Abschätzung nach dem Bedürfniß und Vermögen. Die Communen erhalten Zuschüsse aus den Amtsbezirken. Jedes Individuum, das nicht selbst Unterstützung erhält, ist beitragspflichtig. Manche Communen haben Häuser zu Unterbringung der Armen, auch Arbeitshäuser; in andern ist die Verpflegung nach der Reihe eingeführt. Die Armen, denen die gehörige Unterstützung nicht gereicht wird, können deshalb beim Amte und weiter bei dem Minister des Innern Beschwerde führen. Es ist ein sehr bestimmter Geschäftsgang zu Unterbringung derer vorgeschrieben, die nicht selbst ausreichende Arbeit bekommen können, und wer sich nicht darnach richtet, wird als Vagabund bestraft. Besonders übernehmen die 65 mit Marktrecht versehenen Städte den Unterhalt der Armen. Denjenigen, welche nicht vom Ertrage ihrer Arbeit leben können, muß der dazu bestimmte Beamte zu dem gewöhnlichen Lohne Arbeit zu verschaffen suchen. Ist diese nicht ausreichend, so werden ihnen Naturalien, z. B. Nahrung, Kleidung, zugelegt. Wer öffentliche Hilfsleistungen empfangen hat, muß diese als Vorschuß restituiren. Seine Effecten werden consignirt und gestempelt, und wer dergleichen gestempelte Sachen annimmt, muß sie restituiren und verfällt in Strafe. Die Gemeinde ist Erbin dieser Effecten, wenn der Unterstützte stirbt, ohne seine Vorschüsse getilgt zu haben. Weigert er sich dieser Verpflichtung, wenn die Möglichkeit dazu vorhanden ist, so muß er bis zur Abtragung für die Gemeinde arbeiten. Bettler werden mit Gefängniß bestraft. Seit Einführung dieses Systems hat die vorher unverschämte Bettelei in Dänemark aufgehört und der pecuniäre Zustand der Proletarier ist im Ganzen besser als vorher. Es fehlt aber nicht an Männern, die das System für die Moralität aus den Gründen nachtheilig finden, welche überall einer directen Armensteuer entgegenstehen [93]). Wir glauben indessen, daß der Pauperismus ein so großer Nachtheil für die Moralität sei, daß kein aus einer Minderung desselben zufällig mit entspringender Nachtheil jenem gleichkommt. Übrigens kann ein Taglöhner mit seiner Familie ungefähr zwölf Schillinge wöchentlich verdienen, wobei er mit der dortigen gewöhnlichen Nahrung an Roggenbrod, Grütze, Kartoffeln, Kaffee, Butter, Käse und Milch auszukommen vermag. Die Zahl der Armen wird von den Journalen im Verhältniß zu den Einwohnern auf 5 : 100, von Villeneuve auf 1 : 25, von Andern [94]) gar, mit Inbegriff Lauenburgs, nur auf $3_{\frac{1}{2}}$: 100, nämlich 57,000 Arme auf 1,700,000 Einwohner, geschätzt. Die Zahl der Bettler nimmt Villeneuve wie 1 : 250 an. Indessen scheint der Zustand an einzelnen Orten nicht ganz damit übereinzustimmen. So lasen wir im J. 1834 im husumer Wochenblatt aus Tönning, daß dort am 20. Dec. neun Häuser zum gerichtlichen Anschlag gebracht, von denen fünf für 934, eins für 800 Mark verkauft, auf die übrigen aber gar keine Gebote gethan wurden. Ein wüster Platz, auf dem vor wenigen Jahren ein großes Gebäude stand, das wegen unberichtigter Abgaben gleichfalls öffentlich feil geboten, aber nicht erstanden und daher niedergerissen worden war, wurde für zwei Mark verkauft [95]).

Die Angaben über Schwedens Arme sind mehr noch als die von andern Staaten verschieden. Wir erinnern vorerst an das, was wir schon oben (S. 241) darüber bemerkten, und fügen noch hinzu, daß zwar der schwedische Minister der geistlichen Angelegenheiten, v. Hartmannsdorf, die Zahl der unterstützten Armen im J. 1829, bei einer Einwohnerzahl von 2,780,132 nur auf 63,348 geschätzt hat, mithin wie 1 : 42, daß aber der Oberst Forsell sie schon im J. 1825 zu 544,064, oder wie 1 : 5 annahm, und daß für diese letztere Annahme der Umstand spricht, daß nur allein in Stockholm 83 Wohlthätigkeitsanstalten sind. Merkwürdig ist die von Forsell erzählte Erscheinung, daß, als eine in Holland reich gewordene Schwedin eine große Stiftung für die Armen ihrer Vaterstadt gemacht hatte, Niemand sich fand, der auf Unterstützung daraus Anspruch gemacht hätte [96]). Wahr aber ist es, daß gegen gesunde und kräftige Bettler und solche, welche sich die nöthigen Hilfsquellen zu verschaffen versäumen, das Gesetz sehr streng ist, und sie ohne Unterstützung läßt, wodurch sie baldigst der Polizei in die Hände fallen, die sie zu öffentlichen Arbeiten verwendet. Die Kirchspiele müssen ihre Armen erhalten aus den durch freiwillige Beiträge, Geldbußen und Vermögensauflagen gebildeten Fonds. Die Armensteuer von Grund und Boden wird in Getreide entrichtet. Die nach ihrer Ansicht nicht gehörig beachteten Hilfsbedürftigen können gegen das Kirchspiel bei dem Statthalter der Provinz und von diesem bei dem Könige Beschwerde führen. Jede Person, die sich über ein gehöriges Auskommen nicht ausweisen kann, wird zur Disposition der Polizei gestellt, welche ihr eine gewisse Frist setzt, um sich Arbeit zu verschaffen — unbeschützte Personen (för swär lörs). In Schweden besteht großentheils die Reiheverpflegung. Übrigens zeigen sich auch da die Folgen der bestimmten Armentare, auf deren Ertrag die Armen ein Recht zu haben glauben. Der Pauperismus ist dort im raschen Vorschreiten begriffen. Auch ist ganz neuerlich bei den Landtagsverhandlungen im Plenum des Bürgerstandes von einem gewissen Hrn. Petré eine Darstellung der überhandnehmenden Landesnoth in den schwedischen Thälern (Dalarne, Dalekarlien), nebst Vorschlägen

91) Bran a. a. O. S. 286 fg. 92) Duchatel und Raville a. a. O. S. 54. 93) Bran a. a. O. S. 256 fg. 94) Lawäz a. a. O. S. 10. 95) Leipziger Zeitung 1835. Nr. 10. S. 95. 96) Bülau a. a. O. S. 80.

zu deren Abhilfe verlesen und sogleich an den allgemeinen Beschwerde- und Ökonomieausschuß verwiesen worden [97]). Der Lohn des Handwerkers beträgt durchschnittlich 2 Fr. 10 Ct. den Tag, der des Ackerbauers 40 Ct. bis 1 Fr.; die jährlichen Ausgaben des kleinen Landbauers sind zu 265 Fr. berechnet worden, wovon die Familie des Taglöhners kaum zwei Drittheile braucht. Die Familien können in der Regel von diesen Löhnen leben; in den südlichen Provinzen hat der Ackerbauer gesalzene Fische und Kartoffeln; der Handwerker kann sich zuweilen etwas Fleisch verschaffen [98]). In Norwegen werden die Armenunterstützungen von einem Gemeindeausschuß unter Vorsitz des Pfarrers regulirt; denn auch da muß jede Gemeinde ihre Armen, d. h. schwache Greise, Krüppel und alle, die nicht aus eigenen Hilfsquellen leben können, unterstützen. Häufig findet die Reiheverpflegung statt, häufig werden aber auch die Armen bei solchen Grundbesitzern untergebracht, denen man die Mittel dazu zutraut. Es gibt daher Gemeinden, bei denen oft 5 — 6 Grundbesitzer abwechselnd einen Einzigen, Andere, wo jeder Hof seinen Armen zu ernähren hat. Arbeiter in den Städten, Fabriken ꝛc. erhalten, außer Kost, Wohnung und Arbeitszeug, wöchentlich 5 Schill. 4 D. bis 7 Sch. 2 D., auf dem Lande, außer blos der Kost, 3 — 5½ Denar. Die Nahrung ist Häring, Hafergrütze, Haferbrod, Kartoffeln, ein bis zwei Mal wöchentlich Speck oder gesalzenes Fleisch, für die Meer-, See- und Flußanwohner frischer Fisch; zum Getränke Kornbranntwein [99]).

Die unglückliche Lage Spaniens hat in der neuesten Zeit die Armenversorgung nicht zum Gegenstande der öffentlichen Fürsorge machen können, da die Anarchie und der Krieg in den meisten Provinzen den Kampf um die Existenz selbst, nicht um das Wie? derselben erzeugte. So lange da noch einige Ordnung herrschte, hatte man das System der unbeschränkten gesetzlichen Armenpflege mit allen seinen nachtheiligen Folgen. Jede Commun mußte ihre Armen versorgen und keiner derselben durfte sich ohne Erlaubniß auf sechs Meilen von seinem Wohnorte entfernen. In größern Städten, Madrid mit eingeschlossen, sind der Ertrag der vacanten geistlichen Pfründen, ein Theil des Lotterieertrags und der Post- und Tabaksrevenüen, in Granada und Asturien ein Theil der Octrois den Armen- und Krankenhäusern angewiesen, aber in den Zeiten der Noth hat der Staat auch diese Revenüen angreifen müssen [1]). Spanien ist daher mit Bettlern überschüttet, sogar die Studenten betteln, um ihre Studien betreiben zu können, um Brod, Kleidung, Studienhonorar ꝛc. Invalide Soldaten spielen darunter eine Hauptrolle. Zerlumpte Misgestalten belagern z. B. die Eingänge der Kaffeehäuser in Toledo ꝛc. Sonst erhielten die Reichen, welche jetzt verschwunden sind, ihre treuen Diener und deren Nachkommenschaft durch alle Generationen hindurch, und die reichen Klöster ernährten eine Menge Menschen. Alle diese fallen jetzt der Bettelei anheim. Villeneuve schlägt das Verhältniß der Armen wie 1 : 30, das der Bettler wie 1 : 154 im Vergleich zur Einwohnerzahl an.

In Griechenland ist von Baiern aus das Armentarsystem eingeführt. Jeder Hilfsbedürftige hat das Recht, Obdach und Verpflegung von seiner Gemeinde zu fodern. Letztere muß den Ausfall, den die frommen Stiftungen übriglassen, decken, wozu Communeinnahmen und Polizeistrafen, directe und indirecte Communalsteuern die Mittel geben [2]).

Die vereinigten Staaten in Nordamerika haben noch keinen eigentlichen Pauperismus; sie sind noch zu jung und haben in ihrem riesenmäßigen Umfange noch zu viele unbevölkerte Räume, denen es an arbeitenden Händen fehlt, als daß davon die Rede sein könnte. So weit man, was die wenigen dortigen Armen anlangt, Nachricht davon hat, werden überall Stadtarme, welche ihre Unterstützung von der Stadt, der sie angehören, zu fodern haben, und Arme der Provinz (poor of County), für welche auf Kosten der ganzen Provinz gesorgt werden muß, unterschieden — ein Unterschied, den man jedoch jetzt großentheils aufzuheben sucht. Die Hospitäler und Armenanstalten erhalten in einigen Staaten Beisteuern von der Regierung. In Pennsylvanien werden aus der, auf dem Grundeigenthume haftenden Armensteuer die Dürftigen durch Geld und Naturalien unterstützt, auch bei Privatpersonen, nur in den bevölkertsten Provinzen in Arbeitshäusern, untergebracht. In Neu-York sind eigene Oberarmenaufseher (supervisors) angestellt, welche die Aufsicht über die Armenhäuser und Verpflegungen führen und der Regierung Rechnung ablegen. Die Fonds dazu werden durch einen Ausschuß (board of supervisors) bestimmt und danach erhoben. In Massachusetts erhält von den Inspectoren der Stadtarme, welcher da Hilfe bedarf, wohin er nicht gehört, auf Kosten seiner Stadt oder seines Staates Unterstützung, oder er wird, wenn es die Umstände erlauben, dahin geschafft. Die Unterstützung des Hilfsbedürftigen geschieht entweder in Armen- und Arbeitshäusern oder in seinem Hause. In den Städten wird jährlich die anscheinend nöthige Summe bestimmt, welche die Inspectoren erheben dürfen. Das Ermangelnde müssen sie vorschießen und in der nächsten Volksversammlung im März (reunion) wird die Wiedererstattung angeordnet. Kein Stadtarmer kann, Krankheit und andere außerordentliche Fälle ausgenommen, mehr als 70 Cent. (ungefähr einen Thaler) wöchentlich erhalten. Die Inspectoren müssen jährlich wegen der Staatsarmen an einen Ausschuß der gesetzgebenden Gewalt Bericht erstatten. Der Staat hat neuerlich 75,000 Dollars verwilligt, welche von dem beweglichen und unbeweglichen Vermögen erhoben werden [3]).

Die nördlichen und östlichen Staaten Europa's sind die, in welchen die wenigsten Armen zu finden sind, wovon die Ursache großentheils in dem Mangel an Cultur und in der geringern Bevölkerung liegt. Und so nimmt denn auch Villeneuve das Verhältniß der Armen zu den

97) Leipziger Zeitung 1840. Nr. 36. S. 482. 98) Duchatel und Naville a. a. O. S. 53 und Bran a. a. O. S. 254 fg. 99) Ebend. bezüglich S. 54 und 253.

1) Duchatel und Naville a. a. O. S. 84.

2) Duchatel und Naville S. 63. 3) Ebend. S. 69 fg.

Einwohnern der europäischen Türkei wie 1:40, des europäischen Rußlands mit Polen wie 1:100, das Verhältniß der Bettler in dem ersteren Lande wie 1:666, im letzteren wie 1:1000 an. In Rußland werden auf den Krongütern die leibeigenen Armen von ihren Verwandten, auf den Rittergütern von den Gutsherrschaften, arme Geistliche von den andern Geistlichen, aus einem dazu durch inne zu lassende Quoten des Einkommens der Geistlichkeit gebildeten Fonds, unterstützt. Im Fall eigenen Unvermögens der so eben erwähnten Verwandten werden die Armen in Armenhäuser gebracht, auch müssen die Kirchspiele Krankenhäuser errichten [4]). In Livland werden zuerst die Communmittel und, reichen diese nicht zu, eine in Körnern zu entrichtende, nach Verhältniß der Gutsgröße zu repartirende Steuer zur Armenversorgung verwendet. In Mangel eigener Wohnung oder eines Armenhauses erfolgt Verpflegung der Reihe nach oder Unterbringung bei bestimmten Personen, bezüglich gegen ein Alimentationsquantum in Körnern. Arbeitsfähige Hilfsbedürftige müssen binnen sechs Wochen Dienste nehmen, oder sie werden, gezwungen, bei einem Pachter untergebracht. In jeder Commun sind drei Richter, welche über diese Gegenstände entscheiden [5]). Übrigens scheint in manchen Gegenden Rußlands, den allgemeinen obigen Erscheinungen entgegen, der Pauperismus sehr zu herrschen. Nach officiellen Berichten hat sich im Großfürstenthume Finnland nur in dem Jahre 1833 die Volkszahl um 22,246 Menschen gemindert. Dort waren aber auch 48 Gehöfte wegen restirender Kronabgaben, oft nur zum Betrage weniger Thaler, subhastirt [6]).

Kehren wir nach Teutschland zurück, wo Villeneuve das Verhältniß der Dürftigen und der Bettler zur Einwohnerzahl bezüglich wie 1:20 und 1:200 berechnet; so dürfen wir im Allgemeinen annehmen, daß in der Regel die Gemeinden für ihre Armen zu sorgen haben, daß aber verschiedene Arten von Armentaxen ziemlich allgemein eingeführt sind. Allein bei der Zerstückelung Teutschlands in so viele Staaten, die alle ihre besonderen Gesetzgebungen haben, läßt sich von allgemeinen Principien über diesen Gegenstand fast noch weniger reden, als in Nordamerika, Italien und der Schweiz. Nur die allgemeine Bemerkung können wir nicht unterdrücken, daß der große preußische Zollverein, so sehr er einerseits Handel und Gewerbe fördert, doch auch den Pauperismus vermehrt. In allen, zum Bereiche desselben gehörigen Ländern, namentlich in Südteutschland, ist eine Vertheuerung der Lebensbedürfnisse unverkennbar. Die arbeitende Classe muß ihre sonst aus dem Auslande wohlfeiler bezogenen Bedürfnisse, Werkzeuge, rohe Stoffe ꝛc. theurer bezahlen, wodurch sich verhältnißmäßig Arbeitslohn und Producte erhöhen; wo sie dies nicht kann, versinkt sie in Armuth. Ebenso der Landmann, dessen Haushalt, Inventarium ꝛc. theurer zu stehen kommt, zumal der Kaufmann den Vorwand des Zolles oft zur unmäßigen Vertheuerung seiner Waaren, besonders bei ermangelnder Concurrenz in kleinen Städten, benutzt [7]). Wir können nach Vorstehendem nur beispielsweise einiger Staaten gedenken, und müssen z. B. schon Österreich übergehen, da die Verschiedenheit der Verfassungen in den verschiedenen Staaten des großen Kaiserreiches für die Grenzen dieses Artikels zu weit führen würden. Nur die Angabe Villeneuve's über das Verhältniß der Dürftigen und insonderheit der Bettler zur Einwohnerzahl, Ersteres 1:25, Letzteres 1:200, können wir nicht unbemerkt lassen. In Alt-Preußen werden die Hilfsbedürftigen von den Wohlthätigkeitsanstalten unterstützt, deren Einnahmen durch Stiftungen, Collecten, Geschenke, Vermächtnisse, Geldbußen, Abgaben von öffentlichen Lustbarkeiten und in subsidium durch Communanlagen gebildet werden. Die Behörde jedes Orts, wo ein Hilfsbedürftiger ist, muß für ihn sorgen, mit Vorbehalt des Regresses bei einem Fremden an den Armenfonds der Provinz, bei einem Inländer an dessen Commun oder Gutsherrschaft. Der arbeitsfähige Arme wird in einem Arbeitshause, das und ein Armenhaus sich in jedem Kirchspiel befindet, zur Arbeit gezwungen. Bei Nothfällen unterstützt die Commun vorschußweise. In Zeiten der Theuerung sorgt die Regierung für öffentliche Arbeit. Arme Kinder gehen auf Kosten der Gemeinde zur Schule. Auch in den zum teutschen Bundesbereich gehörigen preußischen Staaten wird großentheils nach diesem Systeme verfahren [8]). Die Verbindlichkeit der Communen zur Unterstützung ist auf diejenigen Armen beschränkt, die von ihren Familien nicht unterstützt werden können. Von jeder Gemeinde wird eine Armendirection ernannt, welcher in größern Städten für die einzelnen Armenbezirke, zum unmittelbaren Verkehre mit den Armen, Unterbeamten untergeordnet sind, die, aus den Bürgern des Districts gewählt, durch freiwillige Subscriptionen die Geldmittel zu erlangen suchen. Wenn diese nicht ausreichen, verfügen zu dem fraglichen Zwecke die Regierungen über die zu andern Zwecken, z. B. Pflaster, Wegebesserung, Beleuchtung, bestimmten Fonds [9]). Villeneuve rechnet in Preußen auf 30 Einwohner Einen Armen, auf 202 Einwohner Einen Bettler. Um des Pauperismus in einzelnen Städten der preußischen Monarchie zu gedenken, so beträgt der Gesammtaufwand für das Armenwesen, Hospitäler, Waisenhäuser ꝛc. in Berlin jährlich 180,000 Thlr., wovon ungefähr 26,000 durch Subscription, das Übrige durch Zuschüsse aus Staats- und Kämmereicassen aufgebracht wird. Denn es werden dort, außer 1700 Pflegekindern, 10,500 Arme, und zwar ungefähr 4500 durch monat-

4) Grundsätze, nach welchen in Rußland Krankenhäuser für Arme in dem J. 1803 durch die edle Fürsorge der Kaiserin Mutter eingerichtet worden sind, in: das Armenwesen in Abhandlungen ꝛc. von einer Gesellschaft teutscher Armenfreunde (Leipzig 1806) Nr. IX. S. 302 fg. 5) Duchatel und Naville a. a. O. S. 55. 6) Leipziger Zeitung, 1835. Nr. 97. S. 1193.

7) Man vergl. Leipz. Allg. Zeitung 1839. Nr. 14. S. 2516. 8) Duchatel und Naville a. a. O. S. 55 fg. u. 57. 9) Bran a. a. O. S. 260. Übrigens sind auch über das Armenwesen in Preußen mehre einzelne Schriften erschienen, z. B. v. Rochow, Versuch über Armenanstalten (Berlin 1789), vorzüglich auf Preußen berechnet. Plan zur Verbesserung des Armenwesens für die Provinzialstädte und das platte Land des Herzogthums Magdeburg (Magdeburg 1804).

liche, über 20 Thlr. bei Jedem betragende, 6000 durch außerordentliche Unterstützungen erhalten [10]). Aus den in den Jahren 1828, 1829 und 1830 von dem berliner Stadtmagistrat herausgegebenen Übersichten der dortigen Bevölkerung ergibt sich, daß der Wohlstand der Stadt nicht in gleichem Verhältnisse mit jener gestiegen ist. Von den überhaupt in Berlin in eigenen Quartieren wohnenden 50,245 Familien kann der fünfte, und von den 38,595 Familien, welche gesetzlich der Haus- und Miethsteuer unterliegen, kann etwa der vierte Theil wegen Armuth diese Steuer nicht bezahlen [11]). In Breslau verhielt sich vor ungefähr 50 Jahren, bei einer Bevölkerung von 52,000 Menschen, die Zahl der Armen zu der Einwohnerzahl wie 1:33, im J. 1832, wo 2876 Almosenempfänger waren, wie 1:30. Damals war aber der Capitalfonds der dortigen Armendirection nicht viel über 150,000 Thaler, wozu seitdem 250,000 Thlr. Vermächtnisse gekommen sind. Dennoch haben in den letzten Jahren zur Armenversorgung 13—16,000 Thlr. aus der Kämmereicasse zugeschossen werden müssen [12]). Es müssen jährlich Danzig, mit 60,000 Einwohnern, auf 2600 Arme über 60,000 Thlr., Elbing, mit 18,000 Einw., auf 700 Arme 6000 Thlr., Halle, mit 24,000 Einw., auf 700 stehende Almosengenossen 16,000 Thlr. verwenden, zu welchen letztern die Kämmerei 13,000 Thlr. zuschießt [13]). In Cöln lebten unter 39,000 Einwohnern 14,000 Arme [14]).

Obgleich die Lage des ärmern Mannes in Würtemberg recht gut, indem das Tagelohn in der Stadt 1—2¼ Fl., auf dem Lande ½—1 Fl. wöchentlich ist; obgleich der Taglöhner, welcher in Kost und Quartier genommen wird, noch vom Bürger jährlich 50—60, auf den Dörfern 20—40 Fl. erhält, während Frau und Kind auch 40—50 Fl. verdienen können, und dabei die Familie in der Woche ein bis zwei Mal Fleisch kaufen kann; so ist doch der Pauperismus, in Folge allzu mildthätiger Unterstützungen, gar sehr im Steigen. Denn von Rechtswegen kann hier jeder, der nicht selbst hinreichende Nahrungsquellen zu finden vermag, die Hilfe seines Kirchspiels in Anspruch nehmen. Ja sollte bei einer Theuerung Jemand aus Noth sterben, so soll gegen die Commissaire mit der ganzen Strenge des Gesetzes verfahren werden. Die meisten Kirchspiele haben ihren Wohlthätigkeitsfonds, pium corpus genannt, aus freiwilligen Beiträgen, zufälligen Einnahmen und besonders aus den zur Zeit der Reformation eingezogenen Einnahmen der katholischen Kirchen bestehend. Es müssen aber auch die reichern Communen eines Oberamtsbezirks die ärmern unterstützen, sowie von den zum Armenwesen bestimmten Commissairen die zu gering scheinenden freiwilligen Beiträge angemessen erhöht werden können. Den Arbeitsfähigen wird Arbeit und Lohn in den Armenhäusern gegeben. Zuweilen findet auch Reiheverpflegung statt. Die Landessteuer gibt den Maßstab zur Armensteuer ab. Durch diese Verfügungen ist es dahin gekommen, daß der dem Staate zur Last fallende Arme ein glücklicheres Loos hat, als der redliche arme Arbeiter, der sich selbst ernährt. Daher melden sich die kräftigsten Leute zur Aufnahme in die Hospitäler. „Der Mann verläßt seine Frau, oder die Frau ihren Mann und ihre Kinder, um ihr beschwerliches Leben gegen das müßige im Hospital zu vertauschen; anstatt einige Ersparnisse zu machen, verschleudern die meisten, was sie verdienen, und kümmern sich wenig um haushälterische Sparsamkeit, da sie ja immer das Hospital als letzte Hilfsquelle in Aussicht haben ꝛc. Der oder jener, welcher wegen Diebstahl oder Bettelei schon im Gefängniß gesessen, bettelt oder stiehlt von Neuem, in der Überzeugung, im Gefangenhause verhältnißmäßig glücklicher zu sein, als der arme, freie, aber elende Handwerker" [15]).

In Baiern ruht gleichfalls auf den Communen die Last der Armenversorgung; von der Regierung wird es sehr begünstigt, wenn mehre Communen zu Begründung einer gemeinschaftlichen Anstalt sich vereinigen. Die Verwaltungsbehörde soll von Zeit zu Zeit ein Maximum der Unterstützung nach Geschlecht und Alter feststellen, und eine Instruction schreibt vor, wie den Misbräuchen bei Vertheilung der Unterstützungen vorzubeugen sei. Den Armencassen sind Zuflüsse aus den Communcassen verwilligt und nur im höchsten Nothfalle tritt eine, nach Verhältniß der gewöhnlichen Steuer zu erhebende, Armensteuer ein; doch kann auch jede Commun unter gehöriger Autorisation einen beliebigen Maßstab annehmen. Daher haben sich sehr verschiedene Grundsätze hierüber gebildet. In München und einigen andern großen Städten Baierns besteht eine, durch Abgabe von sechs Proc. der Hausmiethe für mehre städtische Zwecke, darunter auch für die Armenversorgung, gebildete Casse, bei deren Unzulänglichkeit die Commun zuschießt. In Augsburg bestehen freiwillige Beiträge und, wo diese nicht auslangen, Zuschüsse der Commun — neuerlich eine Ausgabe von 7000 Fl. Übrigens findet in Baiern auch Reiheverpflegung und die Erhebung der Taxe in Nahrungsmitteln, Kleidungsstücken u. s. w. statt. Durch ein strenges Strafverbot der Ehen ohne Bewilligung der Armenaufseher ist allerdings dem Pauperismus sehr entgegengearbeitet worden [16]).

Die Armenversorgung in Hamburg war lange ein Vorbild für die Armenanstalten eines großen Theiles von Teutschland. Ihre Errichtung vor ungefähr 50 Jahren zeigte sich aber auch als eine Nothwendigkeit. Denn man fand damals gegen 3000 Menschen, die keine Hemden und gegen 1000, die keine Betten hatten. Mit zeitgemäßen Modificationen besteht sie noch und zeichnet sich

10) Breslau's Stadthaushalt; eine historisch-kritische Untersuchung von Friedrich Lewald (Leipzig 1835) S. 151. Über das Armengesetz vom 8. Sept. 1804 verbreiten sich Betrachtungen S. 1—30 in den Jarke'schen bekannten Abhandlungen. 11) M. vergl. die nachstehend in Note 83. S. 262 angezogene Jarke'sche Abhandlung. 12) Lewald a. a. O. S. 149 fg. 13) Ebend. S. 151. 14) Lawätz a. a. O. S. 8.

15) Worte einer officiellen Sachdarstellung vom Jahre 1834 bei Bran a. a. O. S. 261 fg. Man vergl. auch Duchatel und Naville a. a. O. S. 58. 60. 61. 16) Bran a. a. O. S. 266. Duchatel und Naville a. a. O. S. 58. 60. 61.

eilhaft aus [17]). Ihr Stifter, der k. dänische Etats-
Kaspar Freiherr von Voght, ein höchst verdienter
n, starb erst im Jahre 1839 [18]). Sie war in dem
der Philanthropie eingerichtet, in welchem nach ihr
umständlicher zu erwähnende erste Armenregulativ
erzogthume Altenburg abgefaßt wurde. Wir haben
auf dieses Armenwesen, das doch nur für einen
rn Bezirk berechnet war, hier nicht näher eingehen
nnen geglaubt [19]). In Frankfurt a. M., Her-
hum Nassau, Großherzogthum Baden, Her-
hum Gotha [20]) decken Staats- und Communcas-
en Ausfall der Armenadministration [21]). In Jena
t die besondere Einrichtung, daß, wer bei der frei-
en Unterzeichnung sich zu gering taxirt, mit dem
Theile seiner andern Steuern angesetzt wird. Au-
n gibt in den Städten des Großherzogthums
mar gewöhnlich die Einkommensteuer den Maßstab
ie Armensteuer ab, und es werden Personen, die
aus besitzen, gar nicht, die unter 60 Jahren nur
orisch unterstützt [22]).

Auch in Mecklenburg hat jeder Arme ein Recht
Unterstützung, Greise und Schwache auf Nahrung,
ung und Heizung; Arbeitsfähige auf Wohnung und
t. Von der Armensteuer, welche durch Subscription,
all der Noth durch wiederholte Auffoderung dazu,
bracht wird, sind nur das niedere Militair, Studi-
, Handlungsdiener, Handwerksgesellen und Dienst-
frei. Alle, die mehr haben, als zum nöthigsten Le-
edarfe gehört, zahlen dazu, selbst die Dienstboten,
liche ungefähr sechs, weibliche drei Groschen jährlich.
tsdiener und Bürger sollen ein Procent ihres Ein-
ens geben. Die zu geringe eigene Abschätzung wird
en Inspectoren erhöht [23]). Ausgezeichnet waren zu
Zeit die Armenversorgungsanstalten der Städte Gü-
(vom 6. Juni 1796) und Rostock (vom Jahre
) [24]).

Im Königreiche Sachsen liegt die Pflicht der
nversorgung den Gemeinden (Obrigkeiten und Kirch-
n) ob [25]). In der Regel entscheidet — temporär
gewordene Unterstützung bei Reisenden ꝛc. ausge-
nen — über die Unterstützungsberechtigung und Ver-
tung die Heimathshörigkeit. Es sollen zur Armen-
gung besonders die Hospitäler, Waisenhäuser und
andere milde Stiftungen angewendet; auch sollen die Ar-
men aus dem Gotteskasten, Klingelbeutel und von frei-
willigem Almosen unterstützt werden, das bei Hochzeiten,
Kindtaufen, Kauf-, Tausch- und andern Contracten, Erbthei-
lungen, Lösung der Kirchenstühle, Vermächtnissen, Begräb-
nissen, Communionen ꝛc. gesammelt wird. Über fortlau-
fende Beiträge aus dem Kirchenvermögen entscheiden die
geistlichen Oberbehörden. Eine bestimmte Abgabe zu den
Armencassen ist bei Erlangung des Meisterrechts, beim
Aufdingen und Lossprechen, und überdies ein Beitrag
von den zu den Handwerksladen eingehenden Geldern zu
entrichten, auch jährlich, monatlich oder wöchentlich eine
Collecte für die Armen einzusammeln. Die, welche nicht
freiwillig beitragen wollen, sollen von der Obrigkeit dazu
angehalten werden. Sind diese Mittel sammt dem Er-
trag ausgestellter Büchsen an Post- und Gasthäusern ꝛc.,
dann mehre an die Armencassen gewiesene Strafgelder
nicht ausreichend, so können, unter Vorwissen der Regie-
rung, Gemeindeanlagen gemacht werden. Commungelder
und Gemeindeeinkünfte dürfen außerdem nicht dazu ver-
wendet werden. Nur wahre Arme sind Gegenstand der
Versorgung, daher die Obrigkeiten, Geistliche, Schulleh-
rer und andere Gemeindeglieder, welche die beste Wissen-
schaft davon haben, darüber gefragt werden sollen. Mü-
ßiggänger sollen keine Unterstützung erhalten; den Arbeits-
fähigen soll Arbeit verschafft und, da nöthig, ein Zuschuß
gegeben werden. Versorgung verwaister armer Kinder
im Waisenhause oder deren Unterstützung aus den Armen-
cassen, namentlich die Bezahlung des Schulgeldes für sie,
ist Vorschrift. Die Effecten der in Versorgungsanstalten
Sterbenden gehören den Erstern. Die gegenseitige Ver-
sorgungspflicht der Verwandten ist gesetzlich geordnet. Die
Armenbehörden sind in höherer Instanz das Ministerium
des Innern und die Kreisdirectionen, in den Städten die
Stadträthe, auf dem Lande die Ortsobrigkeiten, bei ge-
mischter Jurisdiction die Behörde, welche die Gerichtsbar-
keit über die Gemeindesachen hat [26]). Der Pauperismus
in Sachsen ist Gegenstand der Landtagsverhandlungen
von 1839 geworden [27]). Während übrigens auf dem
platten Lande danach das Armenwesen keine beunruhi-
gende Erscheinung gibt, nimmt die Verarmung in meh-
ren kleinen Städten bedrohlich zu. Localarmenordnungen
fehlen auf dem Lande fast überall. Es existiren 2002
Armen- und Versorgungshäuser. Als Ursachen der zu-
nehmenden Verarmung werden angegeben: die Scheu
vor Anstrengung und daher das Andrängen zu der die
körperlichen Kräfte weniger in Anspruch nehmenden Be-
schäftigung in den Fabrikgewerben, Vergnügungs-, Ge-
nuß- und Trunksucht, Hang zum Luxus auch unter den

17) Pölitz-Bülau a. a. O. Sept. 1838. S. 245. 18) Er
unter anderem: Gesammeltes aus der Geschichte der hamburger
anstalt (Hamb. 1838). 19) Vollständige Belehrung darüber
man finden in Julius' angez. Jahrb., 1833. 4—6. Heft. S.
g.: Geschichte des ersten Zeitraums der hamburgschen Armen-
t vom J. 1788 bis zum J. 1798 von v. Voght. 20)
r Stadt Gotha wurden im J. 1830 1800 Thlr. jährlich auf
aus der Communcasse an die Armencasse verwilligt. 21)
atel und Naville a. a. O. S. 58. 22) Ebend. a. a.
. 58. 59. 61. 23) Bran a. a. O. S. 259. Ducha-
nd Naville a. a. O. S. 58. 24) Man vergl. darüber
ter diesen Überschriften befindlichen Aufsätze in der oben ange-
en Schrift: das Armenwesen ꝛc. S. 158 fg. und 190 fg.
). Ernst Günther, Über die Verbindlichkeit der Gemeinden
ufnahme und Versorgung einheimischer Armen nach dem kurf.
Mandat vom 11. April 1772 in Elvers Themis 2. Bd.
ingen 1830) S. 293 fg.

26) Eine Zusammenstellung sämmtlicher königl. sächs. Gesetze,
das Armenwesen betreffend, findet sich unter diesem Worte in
Richter, Alphabetisches Repertorium zur Gesetzgebung des Königreichs Sachsen (Leipzig 1839) 1. Bd. S. 63. Ein gut gemeinter Versuch war die Schrift von Burdach, über das Armenwesen in Sachsen, nebst einigen Vorschlägen zu einer zweckmäßigen Einrichtung der daselbst befindlichen Armenanstalten (Penig 1804). 27) Mittheilungen über die Verhandlungen des Landtags, 1. Kammer, Nr. 5. 1839. S. 45 fg., Landtagsacten Decret Nr. 10. an die Stände. 1. Abth. 1. Bd. S. 219 fg.

Mitgliedern, so haben wir 500,000 Familien zu colonisiren; die erste Einrichtung kostet nicht mehr als eine Milliarde. Will man diese nicht sogleich aufwenden, so beginne man vor der Hand mit der Colonisation von 100,000 Familien und einem Aufwande von 400,000 Millionen Franken. Man theile die Masse in 59,000 Familien für Ackerbau, 23,000 Familien für Gärtnerei, 18,000 Familien für Runkelpflanzung und Zuckerbereitung ꝛc." Wir übergehen ganz die Schwierigkeiten, die im Kolossalen eines solchen Unternehmens liegen, und machen nur auf den, im Menschen selbst und in dessen Bildsamkeit und bezüglich Unbildsamkeit begründeten Umstand aufmerksam, daß es unmöglich sein dürfte, aus einer Masse arbeitsscheuer, weichlich und an Zimmerluft gewöhnter, kranker, entnervter Menschen, größtentheils Handwerker, wie Seidenwirker, Schneider, Friseurs ꝛc. kräftige Landarbeiter zu machen, Menschen, deren ganze Richtung von Jugend an eine von Grund aus andere war, Sinn für Landwirthschaft im Kleinen mit allen ihren kleinlichen, zum Theil widerlichen, Bedürfnissen und Rücksichten, zu geben. Und wo sollen im Anfange so manche zum Betriebe der Landwirthschaft unentbehrliche, aber erst durch sie zu gewinnende Bedürfnisse, z. B. Dünger, herkommen? Gegen die jetzige Entwickelung unseres Gewerblebens, namentlich gegen das Fabrik- und Maschinenwesen und die im neuern System erfolgte Stellung des Landbaues ist vorzüglich Sismondi[40]); er leugnet aber die Gefahr der Übervölkerung, glaubt nicht, daß der Pauperismus eine natürliche Nothwendigkeit des jetzigen Zustandes der Dinge sei, warnt gegen übermäßige Production und schlägt eine größere Vertheilung des Bodens vor. Unter denen, welche eine neue Basis des Gewerblebens suchen, nimmt der schon oft genannte Villeneuve[41]) den bedeutendsten Platz ein — oft genannt, nicht etwa weil wir seinen in der That unpraktischen Ideen einen besondern Werth beilegten, sondern weil er fleißig gesammelt und dadurch seine Schrift materialienreich gemacht hat. Er stellt die, der Geschichte und täglichen Erfahrung — wir verweisen auf obige statistische Notizen — zuwiderlaufende Behauptung auf, eine Hauptquelle des Pauperismus sei der Protestantismus, weil allerdings in protestantischen Ländern weniger Almosen, als in katholischen gespendet werden, das Almosenspenden überhaupt da nicht so hoch gestellt wird. Allein wir erinnern daran, daß nach Obigem da, wo die beste Armenpflege[42]) und die reichste Almosenspende[43]) ist, der Pauperismus am meisten zunimmt. Villeneuve spricht sich ebenfalls für Ackerbaucolonien — deren die Erwartungen täuschenden Erfolg haben wir oben bei Holland und Belgien (S. 249 u. 250) gesehen[44]) — und für eine durch religiöse Grundsätze verbesserte Armenpflege aus[45]). Diesen Schriftstellern schließt sich Godeffroy[46]) an, der die Armuth, wie der gleich nachher zu erwähnende Bodz Reymond als Folge der Freiheit betrachtet. Da in der Sklaverei die Armuth die wenigste Kraft habe, weil da der Herr für seine Sklaven sorgen müsse, in der Freiheit hingegen nur Hunger, Seuchen, Krieg die Armuth beschränken könnten, so müsse, um dies nicht abzuwarten, die Freiheit zum eignen Besten der Armen möglichst beschränkt werden. Daher schlägt er vor: 1) Beschränkung des freien Verhältnisses zwischen Lohnherrn und Arbeitern, z. B. durch Zünfte im Interesse der Gesellen, und Hemmung der Concurrenz; 2) Beschränkung der Freiheit der Disposition der Arbeiter über ihren Lohn, z. B. durch Zwangssparcassen; 3) Zwang für die Proletarier zur Benutzung der Staatsbildungsanstalten; 4) Beschränkung der Gelegenheit zum Unsittlichen für die untern Classen, endlich 5) gänzliche Unterordnung der bereits schlechten Proletarier unter die Polizei, daher Aufnahmehäuser für zu pflegende Alte und Kranke, zu erziehende Kinder und zur Arbeit anzuhaltende Müßiggänger, so auch Zwangsackerbau-Colonien. Gründlich ist ihm eine vortreffliche kleine Schrift entgegengetreten[47]), welche die Unhaltbarkeit jener Ideen zeigt und, ausgehend vom Systeme der Freiheit, im Gegentheil Beschränkung der Fabrikherren zum Besten der Fabrikarbeiter, sowie überhaupt Erleichterung des Schicksals der Letztern verlangt. Einen ganz eignen Weg, gebaut auf protestantische Orthodoxie, verfolgt in seinem vier Bände starken Werke[48]) F. H. — BODZ Reymond. Er bekämpft die jetzigen staatswirthschaftlichen Theorien, als die Moral nicht berücksichtigend und die erkünstelte Armuth befördernd. „Denn in der tief- und durchgreifenden Zeiterscheinung der Handels- und Gewerbsfreiheit" — so sagt er in der Vorrede zum dritten Bande S. XII. — „besteht grade die erste große Verderbens- und Armuthsquelle, welche man zuerst unumgänglich verschließen muß, wenn man mit Erfolg dem allgemeinen gesellschaftlichen Nothstande für die Gegenwart abhelfen, und für die Zukunft vorbeugen will." Er glaubt (S. XIV) „die jetzt in der Gesellschaft eigenthümlich vorwaltenden, moralischen und materiellen Übelstände auf ihren letzten, dieselben erzeugenden Urgrund: auf den Misbrauch der Freiheit ausdrücklich zurückgeführt und zugleich: in der Regelung der Freiheit, den höchsten Regulator für die Staatswirthschaft selbst erkannt zu haben." Er sagt sehr

40) Tableau de l'agriculture toscane (Genf 1801). De la richesse comerciale (Genf 1803). 41) Siehe oben Note 18. S. 241. 42) Z. B. früher in Sachsen-Altenburg S. 256 fg. 43) Z. B. in Rom S. 248. 44) Man vergl. übrigens doch mehre berücksichtigungswerthe Momente für die Armencolonien in der Abhandlung von Vollbrügge, über Armencolonien, bei Pölitz-Bülau a. a. O. Juni 1839. S. 348 fg. Dagegen beruft sich der Prinz von Monaco auf die mislungenen größern Ackerbaucolonien Englands, Hanovers, Oldenburgs, und glaubt nur drei Arten von Colonien Gelingen prophezeien zu können, denen der Mönchsorden, den Militaircolonien und den von Individuen im Einzelnen gegründeten. Vergl. Bran a. a. O. 1840. 2. Heft. S. 215 und 217.

45) Bülau a. a. O. S. 93 stellt in gewisser Beziehung damit die Schrift Bader's, welcher Vertretung der Armen durch die Geistlichkeit verlangt, zusammen: Über das dermalige Misverhältniß der Vermögenslosen oder Proletarier zu den besitzenden Classen der Societät (München 1835). 46) Godeffroy, Theorie der Armuth, 2. Aufl. (Hamburg 1836). 47) Beiträge zur Theorie des Armenwesens (Hamburg 1834). 48) Staatswesen und Menschenbildung umfassende Betrachtungen über ꝛc. National- und Privatarmuth (Berlin 1837 — 1839).

richtig (S. XVI): „daß die Völkerwohlfahrt mehr noch auf moralischen Potenzen beruht, als auf materiellen; daß nicht aus diesen, sondern aus jenen, ein gründliches Horoskop für die Zukunft gestellt, und eine genügende Auslegung der Vergangenheit und ihrer Ergebnisse gezogen werden kann." Er führt aus, daß der Einfluß der positiven Religion auf das Staatsleben neuerlich viel zu wenig berücksichtigt werde. Es ist ihm aber mit Recht entgegnet worden, daß das Beiseitesetzen der Moral keine nothwendige Folge der neuern staatswirthschaftlichen Theorien sei, sondern daß dieselben deren Berücksichtigung nur andern Zweigen der Wissenschaft überlassen haben, abgesehen davon, daß man in neuerer Zeit sie auch mehr berücksichtigt hat. Er sieht die Corporationen als ein wichtiges Mittel für Wiederherstellung der Festigkeit der Gesellschaft an. So sehr dies wol Beifall verdient, so müßte dies doch durch eine ganz neue Organisation jener Corporationen geschehen, nicht durch, wie der Verf. meint, Wiederherstellung der alten Corporationen, die sich längst überlebt haben. Beschränkung der von ihm für höchst schädlich gehaltenen, den revolutionären Tendenzen, wie er meint, die Hand bietenden Concurrenz, und des Fabrikwesens, das nun einmal ohne die höchsten Nachtheile nicht mehr zu beschränken ist, Auswanderung der Städter auf das Land, Verhinderung zu häufiger Ehen, Verbesserung der Jugendbildung, sowie überhaupt Sorge für die religiöse und geistige Bildung des Volkes, führt er als Mittel für seine Wünsche auf, während er in dem Centralisationssysteme und der Desorganisation der Menschen einen Hauptgrund der jetzigen traurigen Erscheinungen erblickt. Nicht zu übergehen sind hier die sich freilich sofort als verwerflich, mindestens unpraktisch, ankündigenden Vorschläge der St. Simonisten und Anderer, welche in einer gänzlichen Umkehrung alles zeitherigen Staatenlebens und in einer gänzlich andern Einrichtung desselben das Heil suchen und dieses Experiment, ein Jeder in seinem Sinne, ohne alle Berücksichtigung des aus jeder Umwälzung entspringenden Unheils ausgeführt wünschen [49]). Die St. Simonisten, unter denen sich ausgezeichnete Menschen befanden, vereinigten die religiösen Ideen mit der industriellen Theorie und beabsichtigten „eine allgemeine Association der Menschen und Völker, Verbesserung des Zustandes der armen Classen, Abschaffung aller Privilegien, eine durch Capacität gemäßigte Gleichheit, Emancipation der Frauen, Vertheilung alles Vermögens bis auf 700 Fr. ꝛc. [50])." Vorzüglich gewann Fourier [51]) Anhang, welcher von der Idee ausging [52]): „Anfänglich bewegten sich die Arbeiten durch Harmonie, dann durch zwei Haupttriebfedern: stufenweise Zwietracht und Gastronomie; durch Hinzufügung des dritten Hebels, einer Cabale der Nacheiferung, verwandelten sich diese ackerbauenden Gruppen in lustige und eifrige Vereine," und, durch solche Vereine dem jetzigen Nothstande aufzuhelfen, ist die Absicht seiner Anhänger. Nach einer Correspondenznachricht (vom 3—8. Nov. 1839) [53]) gibt es in Paris bereits viele Fourieristen, die Versammlungen halten, und eine Gesellschaft gegenseitiger Unterstützung gegründet haben. Die Gesellschaft gibt sich unter sich Arbeit, nimmt sie an und bezahlt sie mit Bons, die sich auf ein Buch gründen, worin jedes Mitglied ein Conto von 500—1000 Fr. hat. Seine Bedürfnisse erkauft das mit Bons bezahlte Mitglied ebenfalls für Bons von denjenigen Mitgliedern, die mit diesen Bedürfnissen handeln, muß aber auch die von ihm producirten für Bons ablassen. An der Spitze dieser Sekte, welche, von der Regierung ungehindert, häufige Versammlungen hält und sich in zwei Hälften, die speculative und die praktische, theilt, steht ein talentvoller Mann, Victor Considérant [54]). Dagegen erklärt der schon öfter von uns angezogene Schmidt in seinen oben (Not. 8. S. 240 u. Not. 10. ebendas.) genannten Schriften sich unbedingt für das jetzige Gewerbleben. Er empfiehlt daher die Gewerbfreiheit, verwirft deshalb die Schutzzölle und, die Ursachen des Pauperismus eigentlich der Übervölkerung, dem Luxus und dem Umstande, daß wir in einer Übergangsperiode leben, zuschreibend, will er stete, doch allmälige Steigerung der Industrie, ja, wiewol mit Vorsicht, des Maschinenwesens, sowie Förderung der Freiheit des Landbaues, der Sparsamkeit, der sittlichen Bildung. Wenn er den Pauperismus, als etwas in der Natur der Sache Liegendes, nie Aufhörendes ansieht, sucht er die Ursachen seiner Höhe in widernatürlichen Staatseinrichtungen. Unterstützung gebühre nur dem Alter und der Schwachheit, das Correctionshaus dem Bettler und Vagabunden, Arbeit, wo möglich in einem noch nicht getriebenen Geschäfte, dem Unbeschäftigten. Mit Recht sagt er, wie wir, Armuth sei ein relativer Begriff, der in dem Entbehren gewisser, zum Leben unbedingt nothwendiger, oder auch nur für nothwendig erachteter Güter bestehe und in den verschiedenen Ländern nach der verschiedenen Lebensart, nach Sitte und Gewohnheit verschieden bemessen werde. Da nun mit der steigenden Civilisation und dem steigenden Reichthume die Völker mehre und größere Bedürfnisse kennen lernen, so erweitert sich auch hiernach bei ihnen der Begriff der Armuth. Da sich neuerlichst in Teutschland die Civilisation auch bei den untersten Classen sehr verbreitet hat, der Verdienst aber nicht gleichmäßig gestiegen ist, so ist Pauperismus die nothwendige Folge dieses Verhältnisses. Daß man eine Menge Güter als nothwendig zum Leben ansieht und bei deren Entbehrung sich arm fühlt, davon sucht Schmidt die Ursache großentheils in der Art des

49) Réligion Saint-Simonienne; Économie politique et Politique (Paris 1831). *Combe*, metaphorical sketches of the old and new system etc. (Edinburgh 1825). *Gray*. The social system, a treatice on the principle of exchange (Edinb. 1831). 50) Bran a. a. O. 1840. S. 214 und 215. 51) *Fourier*, Traité de l'association domestique agricole (Paris 1822). Nouveau monde industriel (Paris 1829) etc. *Fourier*, Traité de l'association (Paris 1829). Zu übersehen ist nicht eine eigne Zeitschrift für diese Zwecke: La reforme industrielle. Man vergl. das nachstehend Note 57. S. 260 angeführte Rau'sche Archiv S. 208 in dem Aufsatze: Abriß der, von Fourier vorgeschlagenen, Einrichtung der lusterweckenden Gewerbsthätigkeit (industrie attrayante) von Ordinaire.

52) Bran a. a. O. 1840. S. 214. 53) In der Zeitschrift: Der Komet, von Herloßsohn (Leipzig 1839). Nr. 228. S. 1823. 54) Beilage zur leipz. Zeitung 1840. Nr. 90. S. 1517.

Schulunterrichtes. „Wir wollen," sagt er, „unsern Kindern in den Volksschulen zwar nicht zu viel, aber zu vielerlei lehren, ohne zu bedenken, daß weit der allergrößte Theil es nothwendig der künftigen Vergessenheit lernt. Wir bilden aber deshalb eine Menge von Halbwissern, die sich dann unglücklich fühlen, wenn ihnen die Verhältnisse, in welche sie im Leben zu treten berufen sind, nicht erlauben, die Wünsche, die Begierden, die früher in ihnen geweckt wurden, die Ansprüche, die sie an das Leben zu machen gelernt haben, zu befriedigen. Während der ganzen Schulzeit gewöhnen wir die Kinder aller Stände sich als gleich zu betrachten, und dürfen uns dann nicht wundern, wenn sie späterhin diese Gleichheit beibehalten wissen wollen, und sich schließlich entweder zu Ausgaben entschließen, welchen ihre Kräfte nicht entsprechen, um diese Gleichheit wenigstens äußerlich so viel als möglich fortzuführen, oder unzufrieden und mismüthig mit ihrer Lage werden, wenn ihnen dieselbe nicht erlaubt, diese Ausgabe zu machen, oder endlich zu Lastern und Verbrechen schreiten, um sich Mittel dazu zu verschaffen." Er behauptet unstreitig mit Recht, daß die Verarmung sich am stärksten in den Manufacturdistricten, besonders den Manufacturstädten zeigt, daß die Maschinen mehr produciren, als Europa und Asien consumiren können [55]), und daß sich eine Minderung des Pauperismus von der vollen Bevölkerung Amerika's und der Cultivirung Asiens und Australiens erwarten läßt. Ein Hauptergebniß seiner Untersuchungen ist, daß der Arbeitslohn aus dem Capitale der Unternehmer bezahlt werde, also die Lage der arbeitenden Classen, somit die Population, wesentlich von dem auf Production verwendeten Capitale abhängt. Er sucht den Ungrund des besonders von mehren Franzosen behaupteten, von ihm geleugneten Satzes darzuthun, daß der Pauperismus mit der Industrie Hand in Hand gehe. Auf einen weit höhern Standpunkt stellt sich Diesterweg [56]), der unter allen Schriftstellern, welche den Pauperismus berührt haben, dieses Unglück mit den hellesten Farben schildert, den Grund desselben hauptsächlich in dem Mangel alles moralischen Haltes unter den verschiedenen, besonders den niedern Volksclassen sucht, aber leider! als Gegenmittel die unmögliche Organisation der Massen und dazu die keine Bürgschaft für ihre Dauer in sich tragenden höchsten Anstrengungen der christlichen Liebe zur sittlichen Verbesserung der Proletarier verlangt. Eine Idee ist neuerlich rücksichtlich des Landbaues [57]) sowol, als rücksichtlich des Fabrikwesens [58]) verfolgt worden, die jeden Falles, als Idee — wäre nur auch ihre Ausführung möglich — höchst beachtungswerth ist, nämlich, wo möglich das Interesse des Arbeiters an den Erfolg des Geschäfts, durch einen Antheil an dessen Gewinn zu erhöhen. Mohl verlangt nämlich ein freundlicheres Verhältniß zwischen Fabrikherren und Arbeitern durch gänzliches Aufhören aller Mishandlungen und Unterdrückungen von Seiten der Erstern gegen die Letztern, als da sind Verwendung der Kinder zur Arbeit den ganzen Tag hindurch, Vermiethung der Wohnungen an die eigenen Arbeiter, Besitz der Kramladen, Schenken, Bäckereien ꝛc. von Seiten der Fabrikherren, beliebige Verlängerung der Arbeitszeit, Vergütung der Arbeit durch etwas Anderes als Geld. Um aber auch das Interesse des Arbeiters innig mit dem des Fabrikherrn zu verbinden, verlangt er öftere Belehrung der besser zu bildenden Arbeiter durch guten Schulunterricht darüber, daß der Schade der Fabrik auch der ihrige sei; er verlangt eine Art von Repräsentation der Arbeiter, welche am Ende jedes Jahres, gegen Versicherung strengster Verschwiegenheit, bei Berechnung des reinen Gewinnes zugezogen, nach dessen Resultat in Einer Summe den Arbeitern eine Quote zugetheilt, dies Verfahren aber allen, mindestens den neuen, Fabriken gesetzlich vorgeschrieben werden soll. Es ist nicht zu leugnen, daß diese Vorschläge Übeln abzuhelfen suchen, durch die der traurige Zustand der Fabrikarbeiter vorzüglich mit erzeugt wird, namentlich dem gänzlichen Mangel an Aussicht auf Verbesserung des Zustandes durch vergrößerte Thätigkeit. Wir glauben indessen nicht besser uns über diese Vorschläge aussprechen zu können, als mit den Worten Bülau's [59]): „Es würden aber seine Vorschläge zunächst nicht gegen den Pauperismus im Allgemeinen gerichtet, sondern nur auf Verbesserung einer Classe der Proletarier und zwar der Classe berechnet sein, die unter Umständen allerdings die gefahrdrohendste, aber in jetzigen Zeiten keineswegs die unglücklichste ist. Indessen auch für diesen engern Standpunkt ist zu bemerken, daß der natürliche Zug der Verhältnisse nicht auf diese Einrichtung hinführt, daß sie sich zum Theil ihm entgegensetzen; daß ihre Ausführung im Geist und in der Wahrheit bei einem Verhältniß zweifelhaft wird, was so große Massen von Arbeitern einem einzelnen Unternehmen (r) entgegensetzt und beide lediglich durch das Band des Interesses verknüpft, während der größte Abstand an Herkunft, Bildung, Vermögen, Beschäftigung und Lebensverhältnisse sie trennt ꝛc. [60])"

Sehen wir von diesen ausführlichern und gelehrtern Schriften und den darin über Beseitigung des Pauperismus aufgestellten Theorien ab, so haben sich die beiweitem meisten Schriftsteller mit einzelnen Details des Pauperismus, der Armenpflege ꝛc. beschäftigt, den jetzi-

55) Daß übrigens das Maschinenwesen (freilich nicht im Momente des Überganges von der freien Handarbeit dazu) im Allgemeinen den Pauperismus durch Entziehung der Arbeit nicht fördert, beweist ganz im Großen England, wo die Fabrication der Baumwollenwaaren vor dem hohen Schwunge des jetzigen Maschinenwesens kaum 30,000, jetzt über eine Million beschäftigt. Vgl. Vollbrügge bei Pölitz-Bülau, Sept. 1838. S. 253. 56) Diesterweg, Lebensfragen der Civilisation (Essen 1836). 57) Nebbien, der schuldenfreie Staat (Berlin 1834). 58) Rau, Archiv der politischen Ökonomie und Polizeiwissenschaft, 2. Bd. 2. Hft. (Heidelberg 1835): Über die Nachtheile, welche sowol den Arbeitern selbst, als dem Wohlstande und der Sicherheit der gesammten bürgerlichen Gesellschaft von dem fabrikmäßigen Betriebe der Industrie zugehen, und über die Nothwendigkeit gründlicher Vorbeugungsmittel, von Mohl. Babbage, Über Maschinen- und Fabrikwesen. Aus dem Engl. übersetzt von Friedenberg (Berlin 1833).

59) a. a. O. S. 106. 60) Bülau macht hierbei im Allgemeinen auf die rücksichtlich der Mohl'schen Ideen in den Noten Rau's zu Mohl's Aufsatz nachgewiesenen Schwierigkeiten aufmerksam und deutet damit unstreitig auf die Noten S. 176 fg. 181 und 193.

gen Standpunkt der Sache festgehalten, die Verbesserung der einen oder andern Maßregel verlangt und besonders neuerer Zeit größere Strenge und das Aufgeben der philanthropistischen Ansichten im Armenwesen beansprucht. Es ist auch in der That keinem Zweifel unterworfen, daß die Philanthropie aufhört eine Tugend zu sein, sobald sie den Umsturz eines Staates und die Zerstörung der socialen Ordnung herbeiführen kann[61]). Zu den erwähnten Schriftstellern gehört Lüttwitz[62]), welcher nach vielen Details endlich auf eigene Anschauung die Armencolonien schildert und sie mit einer zweckmäßigern Einrichtung empfiehlt. Der Hofrath und Professor Hand in Jena empfiehlt ebenso das Arbeitshaus[63]). Eine ungewöhnliche Erscheinung bietet der Pfarrer Jürgen Hansen, welcher, ganz gegen die sonstigen Ansichten seines Standes, in seiner ersten, diesem Gegenstande gewidmeten Schrift[64]) gegen die Ehen der Proletarier so einseitig zu Felde zog, daß er die gegen eine Erschwerung dieser Ehen sprechenden Gründe, wie die Unsittlichkeit dadurch vermehrt werden würde, der redliche Arme in der ehelichen Verbindung eine Auffoderung und Erstarkung zu größerer Thätigkeit findet, die Frau des Proletariers auch mit verdient und oft so viel als der Mann zur Ernährung der Familie beiträgt ꝛc., theils ganz übersieht, theils allzugering anschlägt. Mehrseitig betrachtet er den Pauperismus in seiner spätern Schrift[65]). Da findet er als Gegenmittel gegen denselben: Verbesserung der Moralität besonders auch durch guten Schulunterricht, weise Bevormundung der Armen, Verkleinerung der Communen, Strafrecht der Armenbehörden, Gesindebücher, Abhängigmachung der Ehen nach seinen obenangedeuteten Ansichten von der Einwilligung der Communen, Mitleidenheit der Verwandten bei der Armenversorgung Behufs baldiger Vorbeugung, Abschaffung des Zunftmonopols, Erleichterung der Theilbarkeit des Bodens ꝛc. Er selbst sagt in der Vorrede zu dieser Schrift, daß Lüders[66]), Nagel, Broderſen[67]) und Funk[68]) (welcher allerdings die Ursachen der Verarmung klar in dem sittlichen Zustande der Zeit, den ungesunden Wohnungen der Armen, dem frühzeitigen Heirathen, der Arbeitsscheu, dem übeln Verhältniß zwischen Herrschaft und Dienstboten und der Einrichtung mancher Armenanstalten findet) sich schon in diesem Sinne ausgesprochen hätten. Wir fügen diesen von Hansen genannten Schriftstellern noch Heiberg[69]) bei, der, ob er gleich in der Hauptsache locale Verhältnisse vor Augen hat, doch den Gegenstand nach allgemeinen Principien beleuchtet und, zur Abhilfe des Pauperismus, Verbesserung des Gemeindewesens, geordnete Gewerbsfreiheit, Aufhebung der innern Mauthen, eine gute, vorzüglich die Pflicht der Treue festhaltende Gesindeordnung, Reform des Schulwesens und die Einrichtung von Arbeits- und Industrieschulen empfiehlt. Eine sehr verständige Schrift in diesem Sinne ist auch die von Adolf Friedrich Lüders[70]). Als allgemeine Ursachen des Pauperismus sieht er an: Misverhältniß des Bodens und der Zunahme der Bevölkerung, Unsittlichkeit ꝛc., Vererbung derselben auf die Kinder der jetzigen Armen — eine gewiß bis jetzt zu wenig beachtete Erscheinung — zu deren Abhilfe er Armencolonien, bessere Aufsicht auf Dienstboten, für diese Dienstbücher, Prämien, Sparcassen, Zwangsarbeitshäuser und Trennung der Kinder von ihren Ältern in Vorschlag bringt.

Diesen verschiedenen Ansichten der Schriftsteller glauben wir einige Bemerkungen beifügen zu müssen. Man hat häufig die Meinung gehabt, daß es gewisse Universalmittel[71]) gegen den Pauperismus gebe, und hat diese auch wirklich angepriesen. Allein so verrufen die Universalmittel in der Medicin sind, so gewiß sind sie auch im politischen Leben ganz untauglich[72]). Und sowie die Ursachen des Pauperismus schon nach dem Ergebnisse der vorbemerkten Erscheinungen sich nicht sämmtlich aufzählen lassen, dies vielmehr außer dem Bereiche menschlichen Vermögens liegt, so ist auch eine erschöpfende Aufzählung sämmtlicher Mittel gegen denselben unmöglich[73]). Vortrefflich schildert diese Universalmittel und die Triebfedern zu deren Aufstellung Bülau[74]) mit folgenden Worten: „Als wäre hier überhaupt mit Vorschlägen Etwas auszurichten! Die Einen — wol mehr durch politische Interessen getrieben — wollen Erhaltung und Herstellung des großen Grundbesitzes; des grundherrlichen Verhältnisses, das sie in einem aus patriarchalischem Wohlwollen und römischer Patronatstreue gemischten Lichte darstellen. Die Andern fassen blos die bäuerlichen Verhältnisse ins Auge, und wollen durch Einführung des Majorats oder Minorats und durch Entfernung des Drucks der Grundsteuern geholfen wissen. Die Dritten hoffen Alles von größter Theilbarkeit und Vertheilung des Bodens. Zünfte schreien die Einen, Gewerbsfreiheit die Andern. Freizügigkeit wollen diese, beschränkende Heimathsgesetze Jene. Viele hof-

61) Bran a. a. O. 1840. S. 208. 62) Über Verarmung, Armengesetze, Armenanstalten und insbesondere über Armencolonien (Breslau 1834). 63) In seiner Schrift: Das Arbeitshaus, als das vorzüglichste Hilfsmittel in der Verwaltung des Armenwesens (Jena 1839). 64) Über das Heirathen der Armen und das dabei betheiligte Recht der Communen (Altona 1832). 65) Kritik des Armenwesens (Altona 1834). 66) Womit wol nicht die von Ludwig Lüders anonym herausgegebene, oben (Note 4. S. 253) angezogene Schrift: Das Armenwesen ꝛc., sondern die Schrift von Adolf Friedrich Lüders, nachstehend in Note 70 gemeint ist. 67) Einer derjenigen Schriftsteller, welche Alles von vermehrter Frömmigkeit, Sittlichkeit und Bildung erwarten. In seiner Schrift: Die Armuth, ihr Grund und ihre Heilung (Altona 1838), empfiehlt er Hausandacht, Armenmissionarien und barmherzige Vereine. Schroff steht ihm entgegen der Prediger Holst, über die Verwilderung der niedern Volksclassen (Leipzig 1836). Man vergl. Bülau a. a. O. S. 97. 68) Funk, Einige wol noch nicht genug beachtete Ursachen der Verarmung in Altona, wie in den ihm benachbarten Handelsstädten (Altona 1832).

69) Heiberg, Mittheilungen über das Armenwesen mit Rücksicht auf die Herzogthümer Schleswig und Holstein und die Organisation desselben in der Stadt Schleswig (Altona 1835). 70) Einige Bemerkungen über mehre Ursachen des Elends in der untern Volksclasse und die Mittel, dasselbe zu vermindern (Altona 1829). 71) Z. B. Hartl a. a. O. S. 12. 72) Bartholmäi, Ideen zur Umwandlung des Gesammtarmenwesens Teutschlands (Berlin 1837) S. XII. 73) Bei Pölitz-Bülau a. a. O. Sept. 1838. S. 235. Nov. 1838. S. 398 hat Vollbrügge, sodann aber hat der nachher in Note 96. S. 263 zu erwähnende Gerando im 2. Buche des 1. Theiles 1. Bd. und im 2. Theile seines Werkes das Mögliche hierunter geleistet. 74) Bülau a. a. O. S. 96.

fen Alles von Gewerbsschulen. Der gewöhnliche Schulmann führt Alles auf den Schulunterricht, der Geistliche Alles auf Religiosität zurück. Beschützung ist das Losungswort des Fabricanten, Handelsfreiheit das des Kaufmanns. Derselbe Mund, der nur in der stärksten Verminderung der Abgaben die Rettung sieht, verlangt doch von dem Staate Anstalten und Leistungen, die viel höhere Kräfte in Anspruch nehmen würden." Wir fügen noch aus Búlau's eigener Darstellung hinzu: Die Einen wollen den Schaden durch bessere Justizverfassung heilen (so die ehrenwerthen Namen eines Beccaria, Filangieri, Sonnenfels), die Andern suchen die Ursache alles Unheils in den, nach ihrer Meinung, unnöthigen Staatsausgaben. Dies Letztere der vielleicht nicht ganz so mit Recht, wie er es zu verdienen schien, berüchtigte Herausgeber der Zeitschrift „die Biene," Namens Richter [75]). Ganz aber stimmen wir dem Collectivurtheil Búlau's über alle diese bei: „Sie haben vergessen, daß das Leben sich aus einer Mannichfaltigkeit von Kräften und Erscheinungen zusammengesetzt, und daß man nie von einem Elemente Alles erwarten kann." Freilich wird es stets eine höchst schwere Aufgabe bleiben, die Ursachen der Armuth zu finden, zumal Armuth und Reichthum, wie wir schon oben (S. 244) zeigten, so höchst relative Begriffe sind, nicht blos nach den verschiedenen Völkern, sondern in der Beziehung, daß der Begriff derselben erst entsteht, wenn der Gegensatz da ist. Der Arme fühlt sich erst arm, wenn er Reichere neben sich sieht [76]). Doch läßt sich der Pauperismus nur bekämpfen durch Bekämpfung seiner Ursachen. Diese aufzuspüren ist daher allerdings Pflicht des Staats, eben weil es auch seine Pflicht ist, die Armuth zu verhindern. Schon in dem allgemeinen Staatszwecke — so verschieden die Ansichten darüber sein mögen — liegt die Verbindlichkeit dazu, weil Armuth stets ein Hinderniß der höhern Lebenszwecke ist. Sicherheit des Eigenthumes, Ruhe und Fortbestand der Staatsgesellschaft werden durch die Armuth gefährdet. Noth hat kein Gebot und der Hunger ist ein Freibrief für Verbrechen [77]). Aus ebendiesem Grunde aber unterstützt der Staat die Armen weit mehr in seinem Interesse, um jenen Übeln vorzubeugen, als in dem der Armen; sie befänden sich unstreitig, wenn ihnen erlaubt wäre sich selbst zu helfen, weit besser als bei der geregelten, den richtigen Ansichten nach nur unvollständigen Unterstützung des Staates [78]). Die meisten neuern Nationalökonomen finden den Grund des Pauperismus in der gestiegenen Bevölkerung, den großen Umwälzungen aller socialen und sonstigen Verhältnisse, in den Kriegen, den Unruhen, der gesunkenen Sittlichkeit und Moralität und allerdings insofern im Luxus, inwiefern der geringe Preis der Waaren zu deren Anschaffung verleitet [79]). Selbst die aber, welche das jetzt herrschende Industriesystem beschränkt wissen wollen, verlangen Freiheit und zwar ohne Beschränkung, nur gegen den Druck der Willkür gesichert [80]). Die Aufgabe, wie bei der Freiheit der Arbeit auch Ordnung im bürgerlichen Verkehr erhalten werden könne, lösen sie gewöhnlich nicht. Denn so schön der Rath klingt, daß der Staat „seine ganze Aufmerksamkeit auf die Sorge für die geistige und sittliche Kraft des Volkes" richten solle [81]), so gewiß wird dies nur spät erst Früchte erzeugen, während die augenblicklichen Folgen der vollen Freiheit nicht ausbleiben werden. Es ist nicht zu leugnen, daß das Ins-Leben-treten der Grundsätze jener neuern Nationalökonomen, ihr Streben nach Freiheit sehr viel mit für die in den Staatsgesellschaften neuerlich erstarkte Macht des Gesetzes an der Stelle der frühern Willkür besonders gegen die niedern Classen gewirkt hat. Allein leider! sehr richtig ist auch die Bemerkung, daß die Willkür, statt dessen jetzt in die Gesellschaft selbst gedrungen ist, daß das Gesetz aber die gute Willkür nicht ersetzen kann und daß mit jenen Vorschritten in der Freiheit man sich immer weiter von dem disciplinarischen Einwirken entfernt hat, das den ungebildeten Volksclassen immer Noth thut [82]). Auch können wir allerdings nicht verschweigen, daß wenigstens die unbedingte Gewerbfreiheit, so weit wir von den Folgen derselben bis jetzt sprechen können, sich nicht überall als heilbringend bewährt' hat. So hat dieselbe der Magistrat zu Berlin officiell als eine Ursache des Verfalles des Wohlstandes einer großen Anzahl der berliner Einwohner angeklagt [83]), und wir können, was auch dagegen vorgebracht wird, doch nicht umhin, die klaren Erfahrungen des Magistrates zu Berlin für sehr beachtungswerth zu halten. Mindestens wünschen wir zur Ehre der Humanität nicht, daß mehre praktische Nationalökonomen, den Rath eines Recensenten [84]) im Geiste der neuern Nationalökonomie befolgen mögen, wenn er sagt: „Auch werden die Klagen über Gewerbfreiheit von selbst verstummen, wenn man ihnen nur kein Gehör gibt." Vielmehr sind wir der Überzeugung, daß jedenfalls der Übergang vom Zunftzwange zur Gewerbefreiheit nur mit großer Vorsicht bewirkt werden kann und außerdem von den höchsten Nachtheilen bedroht sein dürfte [85]). Jener relative Begriff des Reichthums und der Armuth äußert aber grade in der neuern Zeit seine Hauptwirkung. Denn da die Vertheilung der in den Nationen gewonnenen Reichthümer, der Natur der Sache nach, immer ungleicher wird [86]), da nach den Ergebnissen dieses Artikels an die Stelle der Wohlhabenheit Vieler immer mehr der Reichthum Weniger tritt; so muß auch der Contrast zwischen Reichthum und Armuth immer greller hervortreten, der Arme sich immer unglücklicher fühlen. Die Quellen der Armuth sind aber, nächst den für die gesammte jetzige Zeit gemeinschaftlich bestehenden, in den verschiedenen Völkern, ja in den verschiedenen Staaten eines und desselben Volkes sehr verschieden [87]), und so müssen auch die

75) Búlau a. a. O. S. 84 und 91. 76) Ebend. S. 79. 77) v. Rotteck u. Welcker a. a. O. S. 6. 7. 10. 78) Búlau a. a. O. S. 86. 79) Vergl. die schon angezogenen Pölitz-Búlau'schen Jahrb. Sept. 1838. S. 193: Über den Luxus im Verhältniß zu Wohlstand und Bildung, von Tittmann.

80) Búlau a. a. O. S. 86. 98—100. 81) Ebend. S. 115. 82) Ebend. S. 88. 83) Jarke, Abhandlungen über einige der wichtigsten Theile der preußischen Städte-Ordnung 1. Abhand. 84) Jenaische Allg. Lit.-Zeit. 1834. Nr. 181. S. 12. 85) Michelsen, über Zunftzwang und Gewerbefreiheit (Güstrow 1837) und die Anzeige darüber bei Pölitz a. a. O. Febr. 1838 S. 173 fg. 86) Búlau a. a. O. S. 89 und 91. 87) Bartholmá a. a. O. S. XI und 19.

Gegenmittel gegen den Pauperismus sich nach der Verschiedenheit der Bedürfnisse modificiren. Da indessen jeden Falles der Staat in der Hauptsache in seinem eigenen Interesse den Pauperismus zu beseitigen suchen muß, so muß auch der oberste Zweck der den Armen zu leistenden Unterstützungen das baldmöglichste Wiederaufhören der Letztern sein, es muß den Armen nur so lange Unterstützung geleistet werden, als sie ohne dieselbe durchaus keinen Unterhalt finden können [88]). Daher sind die Grundsätze der Philanthropie, wie sie z. B. das erste altenburgische Armenregulativ aussprach (s. o. S. 256 fg.) in der That ganz verwerflich [89]), indem darnach der Staat mit dem Vermögen seiner Staatsbürger christlichmilde Wohlthaten erzeigt, wozu er weder berechtigt noch verbunden ist. Aus eben dem Grundsatze, daß der Staat für die Armen nur in seinem eigenen Interesse zu sorgen hat, folgt von selbst, daß der Arme niemals ein strenges selbständiges Recht gegen den Staat auf Versorgung hat und haben kann [90]), sowie aus dem, durch die Erfahrung über Einrichtungen, bei denen dies Recht zugestanden war, nach Obigem hervorgehenden politischen Gründen folgt, daß der Arme dies Recht nie haben darf. Nie darf auch das chinesische Sprüchwort vergessen werden: Wenn ein Mann und eine Frau im Müßiggange leben, so müssen dafür an irgend einem andern Punkte des Reiches ein anderer Mann und eine andere Frau Frost und Hunger leiden. Ist nun einmal von Armenunterstützung die Rede, so müssen die Classen der Armen: Vorübergehend Nothleidende und längere Zeit oder gar immerwährend Nothleidende, natürliche oder freiwillige (ital. poveri naturali, volontari, d. s. solche, die durch eigene Schuld und Arbeitsunlust arm sind) und zufällige Arme (ital. poveri eventuali) [91]), genau unterschieden werden. Sehr richtig theilt der schon erwähnte Fürst von Monaco in seiner Schrift die Armen in drei Classen: a) der abgenutzte, kraftlose, bettlägerige, zur Arbeit ganz unfähige Mensch, b) der von temporären Unglücksfällen betroffene, c) Greise, Weiber, gesunde Kinder, denen nicht der Muth, sondern die Kraft fehlt [92]). Nicht so praktisch dürfte die Eintheilung der Armuth sein, die Bodz Reymond macht, in natürliche oder Privatarmuth, d. i. die, welche durch unvorhergesehene Unglücksfälle herbeigeführt wird und also nicht abgewendet werden kann, und in künstliche oder Nationalarmuth, d. i. die, welche nicht von der Natur, sondern von menschlicher Schuld herrührt [93]). Jedenfalls muß nach den verschiedenen Arten der Armuth und ihren Ursachen die Unterstützung bemessen werden. Dies pflegt aber da in der Regel nicht streng zu geschehen, wo die unbeschränkte gesetzliche Armenpflege (Armengesetze, Tarfystem) eingeführt ist, d. i. das System, wonach jeder Arme das Recht hat, von dem Staate Sicherung seiner Subsistenz durch, da nöthig, selbst die drückendsten Auflagen auf die Staatsbürger zu fodern. Diesem steht die beschränkte gesetzliche Armenpflege entgegen, d. i. die, mittels deren der Arme nur so weit unterstützt wird, als der Abwurf wohlthätiger Stiftungen und der ein für alle Mal diesen Fonds zugewiesene Zuschuß aus den öffentlichen Cassen reicht [94]). Unbestritten schädlich ist das eigentliche Almosenspenden [95]), wie wir schon oben (S. 248. 249. 250. 256. 258 ꝛc.) sahen; Müßiggänger und Trunkenbolde bemächtigen sich der Almosen und in der Aussicht darauf mehrt sich die Zahl solcher Bettler, die lieber vor den Kirchen und Thüren liegen, als arbeiten, während der wahre Arme nur selten zum angemessenen Genusse des Almosens kommt. Dasselbe ist daher nur unter sehr berechneten Beschränkungen da zu gewähren, wo es nicht zu vermeiden ist [96]). Sehr wahr ist, was Garnier zu Adam Smith sagt: „Die Gaben, welche die Regierung hinwirft, die Gaben der legalen Wohlthätigkeit, fallen beinahe immer auf eine falsche Stelle und vergrößern gar oft das Übel, dem sie abhelfen wollen" [97]). Doch muß man das nicht übertreiben und nicht vergessen, wie oft auch der Privatmann bei seinen Wohlthatsspenden getäuscht wird. Jedenfalls geht die Unterstützungspflicht der Verwandten allen andern Verpflichtungen dazu vor. Sie sind daher in mehren Ländern, wie schon oben (S. 249. 256. 261 ꝛc.) bemerkt wurde, allen andern Verpflichteten vorausgestellt. Unstreitig sind die Grundsätze, welche in dem Entwurfe zu einem diesfallsigen Gesetze für Holstein im J. 1838 aufgestellt wurden [98]), höchst beachtenswerth: Die Unterstützungspflicht besteht unbedingt zwischen natürlichen und Adoptiväldern und Kindern, zwischen natürlichen Ascendenten und Descendenten der entferntern Grade, zwischen dem unehelichen Kinde und seiner Mutter, vom 18. Jahre des Erstern oder dem Zeitpunkte an, wo es einen eigenen Stand ergriffen hat; bis dahin findet gleiches Verhältniß zwischen ihm und dem Vater statt, die Verbindlichkeit der Stiefältern besteht nur während der Dauer der Ehe und bis zum 18. Lebensjahre, oder bis zur Ergreifung eines eigenen Standes. Haben die Stiefältern die Stiefkinder so unterstützt und werden hilfsbedürftig, so haben sie wieder von diesen Unterstützung zu fodern. Überhaupt hat man sich in Holstein auf jenem Landtage lebhaft mit der Frage über Abhelfung des Pauperismus beschäftigt. Man hat namentlich auch einen Gesetzentwurf über das Heirathen der von einer Armencommun unterstützten Personen umständlich berathen. In der Hauptsache geht er darauf hin, daß ohne Zustimmung der Hei-

88) Bülau a. a. O. S. 112. Harl a. a. O. S. 27. 89) Bülau a. a. O. S. 101. 90) Rotteck u. Welcker a. a. O. S. 11 und 16. 91) Ebend. S. 8 und 9 und P. Magenta in der oben Note 74 S. 248 angeführten Schrift. 92) Bran a. a. O. 1840. S. 192. 93) Vergl. Pölitz-Bülau a. a. O. S. 474.

94) Duchatel und Naville a. a. O. S. 39. 95) Harl a. a. O. S. 25 fg. 96) *De Gérando*, De la bienfaisance publique. IV Voll. (Paris 1839). Diese höchst interessante Schrift behandelt den Pauperismus und die gesammte Armenpflege sehr geistreich, die Unterstützung der Armen im dritten und die Armenpflege im Allgemeinen im vierten Theile. Vergl. die umständliche Recension darüber von Rau, in dessen Archiv der politischen Ökonomie und Polizeiwissenschaft, 4. Bd. 1. Heft (Heidelberg 1839) S. 101. 97) Bran a. a. O. 1840. S. 191. 98) Mit Bezug auf Nr. 46—49 der holsteinischen Ständezeitung s. Leipz. Allg. Zeitg. 1838. Beil. Nr. 239. S. 2906.

eine zweckmäßige und ernährende Beschäftigung finden und alle Länder Europa's noch bedeutende zu cultivirende Strecken Landes besitzen, stiftete der Fürst eine Association in den erwähnten 26 Gemeinden, welche wiederum in jeder Commun ein Haus unter Aufsicht eines Comité zu Unterstützung der Armen auf so lange haben, bis diese durch den Ertrag des ihnen gewidmeten und von ihnen nach Vorschrift zu bebauenden Landes sich selbst ernähren können. Nach drei Jahren war dies in mehren Orten der Fall. Pfarrer, Schulze und andere beisteuerpflichtigen Mitglieder führen die Aufsicht, verwalten die Casse, belohnen und strafen, theilen zu Anfang Ackerwerkzeuge, Saatfrüchte, Kleidung aus, weisen den Armen beaufsichtigte Wohnungen an, ernähren sie mit einer Suppe, wovon die Portion ungefähr sieben Pfennige kostet; die Musterwirthschaft der Association hat Vierfelderwirthschaft und bei einer Ausgabe von 17,723 Fr. einen Ertrag von 32,000 Fr., also einen Überschuß von 14,277 Fr. [19]). Weit entfernt ist dieser Vorschlag von den in Holland und Belgien, wie wir oben sahen, so verunglückten Armencolonien — wir sagen: verunglückten, weil uns dies das Resultat der Erfahrung nach Obigem (S. 249, 250 und 260 zu sein scheint und, nach unserer Meinung, bei Erwägung aller Umstände, sein muß, so viele Fürsprecher und Auffoderer zur Nachahmung, nach blos theoretischen, durch die Erfahrung nicht bewährten Gründen, die Ackerbaucolonien gefunden haben [20]). Sehr richtig hat ein Schriftsteller über diesen Gegenstand [21]) darauf aufmerksam gemacht, daß der Pauperismus, gegen dessen Zunahme unter den civilisirten Völkern bis jetzt kein Klima, keine Verfassung und Stufe der Cultur schützte, nur in der arbeitenden Classe seinen Sitz habe. Nachdem er den nationalökonomischen Einfluß der Abgaben, Bodenrente, Capitale und unproductiven Capitalverwendungen richtig gewürdigt hat, kommt er zu dem Resultat, daß er Verminderung der Productionskosten, deshalb Minderung der Abgaben, der Naturalleistungen, Herabsetzung des Zinsfußes, vermehrte Sachkenntniß, daher landwirthschaftliche Vereine, Lehranstalten, Zeitschriften, Musterwirthschaften, dann aber vorzüglich Vermehrung der Grundeigenthümer, selbst mit kleinen Besitzungen und Spatencultur, als Mittel zur Erreichung seines Zweckes ansieht. Sehr richtig verlangt er auch Herstellung eines zweckmäßigen Verhältnisses des circulirenden Geldes zu den Tauschbedürfnissen. Wenn er aber dazu „die Ausgabe eines Geldes vorschlägt, das, indem dadurch das Bedürfniß der allgemeinen Vermittlung der inländischen Austausche befriedigt würde, doch so beschaffen wäre, daß es ohne von dem beständigen Streben des großen Geldmarktes nach allgemeiner Ausgleichung des Werthes und der Gewinnste der Geldcapitale berührt zu werden, seinen eignen, innerhalb der Grenzen seines Geburtslandes abgeschlossenen Markt hätte;" so fodert er eine Unmöglichkeit. Überhaupt zeigen auch diese Vorschläge, wie wenig dem Übel durch einzelne Mittel abzuhelfen ist. Sehr richtig bezeichnet, nach unserer Ansicht, auch hier Búlau [22]) die Hauptpunkte, auf die es im Allgemeinen rücksichtlich des Pauperismus ankommt: Der Hauptzweck bei allem, was in dieser Hinsicht geschieht, muß sein, es dem Armen möglich und wünschenswerh zu machen, sich selbst aus dem Zustande der Nahrungslosigkeit emporzuarbeiten. Darum muß man das Recht zur Arbeit gestatten; der Arbeitslustige muß, Beschränkungen aus nothwendigen polizeilichen Rücksichten ausgenommen, arbeiten können, was und wo er will. Der Staat suche die Hinderungen der Kraft, so weit der Einzelne dies nicht kann, zu entfernen und Willen und Reiz zur Arbeit zu vermehren. Da der Staat nur selten Gelegenheit zur Arbeit geben kann, so müssen seine Behörden durch Rath, Empfehlung und Beförderung zu wirken suchen. Befreiung des Ackerbaues von den ihn noch hier und da drückenden Fesseln der Frohnen und Servituten, Verbreitung der Kenntniß nützlicher Werkzeuge, Erfindungsprämien, Sparcassen, Sorge für wohlfeile Lebensmittel, Übergang vom Schutzsystem zur Handelsfreiheit — das sind die Hauptmittel zur Erreichung des Zweckes. Die im Zustande wirklicher Armuth befindlichen Individuen theilt Búlau in 1) solche, die, ihrer Versorger beraubt, sich, wegen noch nicht erlangter, nöthiger Kräfte und Fertigkeiten, noch nicht selbst ernähren können — Waisen, bei denen der leitende Gesichtspunkt sein muß, ihnen die Kräfte und Fähigkeiten zu geben, durch die sie sich selbst versorgen können. Auch für verwahrloste Kinder muß der Staat, in Ermangelung dazu verbundener und qualificirter Verwandten, dahin sorgen, daß sie in den Stand kommen, seiner Vormundschaft zu entbehren. 2) Arme, die der zur Arbeit erfoderlichen Kräfte und Fähigkeiten für immer, oder auf einige Zeit beraubt, oder an deren Ausübung durch in ihnen liegende Ursachen gehindert sind — Blindgeborne, Taubstumme, unheilbare und heilbare Kranke, Altersschwache, für welche alle der Staat dahin sorgen muß, daß nicht andere Arme durch sie entstehen und sie möglichst bald der Staatsunterstützung entbehren können. 3) Arme in Ermangelung der Gelegenheit zu Ausübung ihrer Kräfte — z. B. wegen ermangelnden Zutrauens Anderer in sie, oder durch Leichtsinn und Lüderlichkeit. Der Staat muß sie zu bessern und Andern dann Vertrauen in sie einzuflößen, bis dahin sie zu unterstützen suchen — Industriemagazine, Bürgerrettungsanstalten (ob Leihhäuser?). Bei ihnen aber, sowie 4) bei den Arbeitsscheuen, welche durch mechanischen Zwang zu curiren sind, muß jederzeit

19) Vergl. Bran a. a. O. 1840. S. 190 u. 227 fg. 20) Brockhaus'sches Conversationslexikon, 8. Aufl. (1833) 1. Bd. S. 401 und Conversationslexikon der neuesten Zeit u. Lit. (1832) 1. Bd. S. 102. Beide u. d. W. Armencolonien. Siegfried Justus I. a. a. O. S. III. 61 u. 78 fg. Lawátz a. a. O. u. Bartholmá a. a. O. S. XII. Beide Letztere mit Modificationen. 21) Hummelauer, über die Verarmung der ackerbauenden Classe (Wien 1836).

22) A. a. O. S. 109 fg. Wir können indessen nochmals nicht unbemerkt lassen, daß, wenngleich eine vollständige Aufzählung der Ursachen des Pauperismus, sowie der Mittel dagegen unmöglich erscheint, doch Vollbrügge in den von uns wiederholt angezogenen Aufsätzen in beiden Hinsichten das möglichst Vollständige geliefert hat. s. Pölitz-Búlau Sept. 1838. S. 239 fg. Nov. 1838. S. 398 fg.

die Unterstützung nur gegen Arbeit geleistet werden, wenn auch letztere für das Institut nicht vortheilhaft ist. Nur auswärtige Colonien können als Ableitungsmittel für Unverbesserliche angesehen werden. Alle diese Unterstützung von Seiten des Staats muß sich nach den individuellen Bedürfnissen richten, wird aber doch an allen Seiten gelähmt werden, wenn nicht den moralischen Übeln der Zeit mit aller Macht entgegengearbeitet wird. Daher wende, wie schon gedacht, der Staat alle Sorge auf die geistige und sittliche Kraft des Volkes. So in der Hauptsache Búlau, dessen Ansichten wir zu den unsrigen machen. Wir sind aber der Überzeugung, daß alle versuchten Mittel zur Verhinderung und bezüglich Hebung des Pauperismus nicht ausreichen werden, wenn nicht die von Seiten des Staats ergriffenen Maßregeln auch von Seiten der Staatsgenossen kräftig unterstützt werden. Wir kennen einen großen Staat, der sich um seine Bettler gar nicht bekümmert. Dies ist China [23]). Allein der natürliche Abscheu des Chinesen vor Faulheit macht es erklärlich, daß dort nur Alter- oder Krankheitsschwache (übrigens natürlicher Weise ziemlich zudringlich) betteln. Und wir können schon nach diesem Beispiele nicht überall der Behauptung beistimmen, daß Arbeitsscheu nicht eine Hauptquelle der Bettelhaftigkeit, sondern nur eine Ausnahme von der Regel sei [24]). Vielmehr halten wir sie in vielen Gegenden für eine, mit den übrigen Ursachen zusammenhängende Hauptursache. Lassen sich übrigens nach Obigem die Grundursachen des Pauperismus einzeln nicht sämmtlich aufzählen, so geben wir doch einem Schriftsteller [25]) Recht, der die nächsten Ursachen der Verarmung auf fünf reducirt, wenn die Menschen nämlich „entweder nicht arbeiten können, d. i. nicht zum Arbeiten tauglich sind, oder wenn sie nicht arbeiten dürfen, oder wenn sie nicht im Stande sind Arbeit zu finden, welche lohnt, oder wenn sie nicht arbeiten wollen, oder endlich, wenn sie mehr ausgeben als einnehmen." Irrig ist es jedenfalls, wenn man, wie Gans, beinahe alle Ursachen der Verarmung dem Staate in den Busen schieben will [26]). Aber das ist wol gegründet, daß von Seiten des Staates hier und da zu wenig für Verhütung des Pauperismus geschieht, z. B. für eine Veränderung des Schulunterrichtes, rücksichtlich dessen die oben von Schmidt (S. 260) gerügte falsche Richtung wol einer kräftigern Abhilfe von Seiten der Regierungen bedürfte, als diese bisher gegeben haben. Denn wir theilen zwar im Allgemeinen mit Schmidt die Ursachen des Pauperismus ein in objective, z. B. Nachwehen der Kriege, Unverhältnißmäßigkeit der Zunahme der Bevölkerung in den arbeitenden Classen, verglichen mit den Unterhaltungsfonds vorzüglich da, wo das Maschinenwesen große Fortschritte macht, Steigen des Preises der edlen Metalle und daher Sinken des Preises der Producte, Verschiedenheit des Münzfußes, Steigen der öffentlichen Lasten, die vielen Mauthlinien ꝛc., und in subjective, Mangel an Vorsicht, an Enthaltsamkeit und an Sparsamkeit, Genuß des Branntweins und überhaupt zunehmender Luxus in den niedern Classen. Allein wir haben die Ansicht, daß diese subjectiven Ursachen stärker wirken, als die objectiven, daß namentlich der Mangel an Überzeugung von den Grundsätzen der positiven Religion und die Ursache hiervon, mangelhafter Schulunterricht, eine Hauptquelle der jetzigen traurigen Erscheinungen ist. Sehr richtig sagt Pölitz in einer Anzeige über Bodz-Reymond's oben erwähnte Schrift [27]): „Das leitende Princip unsrer Zeit sind die materiellen Interessen ꝛc. Das Ziel unsrer Zeit ist nicht geistige Anstrengung, sondern möglichster Genuß; nicht Aufopferung für Menschheit und Staat, sondern Erstrebung von Reichthum, Ehre und Einfluß. Fast ebenso ist es mit der Religion ꝛc., davon ist Ref. fest überzeugt, daß eine geläuterte positive Religion die festeste Unterlage des Staatslebens bildet, daß von einer Million Menschen nicht zehn angenommen werden können, welchen die bloße Vernunftreligion ausreicht zur Erhebung zur reinen Sittlichkeit, zur gewissenhaften Rechtlichkeit im öffentlichen Leben ꝛc." Daß der Mangel an positiver Religion in der arbeitenden Classe diejenige falsche Willensrichtung hervorgebracht hat, welche wir als Hauptquelle jener subjectiven Ursachen des Pauperismus ansehen [28]), dies liegt wol klar vor. Wir stimmen daher dem oftерwähnten Schmidt vollkommen bei, wenn er verlangt, daß der religiöse Unterricht nicht sofort mit der Confirmation abgebrochen, sondern noch einige Zeitlang, vielleicht bis zum erreichten 19. oder 20. Lebensjahre, fortgesetzt werde. Aber auch die Abnahme der Religiosität in den obern Classen, denen so gern die untern nachahmen, wirkt auf das Schädlichste ein [29]). Vielleicht nehmen auch die Regierungen zu wenig Rücksicht darauf, daß, wie Bodz-Reymond sehr richtig bemerkt, der Stand der Nichtreichen der beiweitem zahlreichste ist, und daß daher der Staat nicht darauf hinwirken muß, den Reichthum anzuhäufen, sondern der Armuth vorzubeugen [30]). Ebendeshalb wird der Staat unter andern Vorbeugungsmitteln gegen Armuth, vorzüglich das Sparcassensystem zu unterstützen haben. Sein guter Succeß läßt sich nach dem bereits erprobten Erfolge mit Sicherheit voraussagen [31]). England und Irland hat in seinen Sparcassen bereits 75 Millionen Thaler, mehrentheils den ärmern Classen angehörig [32]). Die Verstattung voller Freizügigkeit im Lande ist ein sehr problematisches Mittel für Beförderung des Wohlstandes, mindestens ist sie, wie die Gewerbefreiheit, sehr nach localen Rücksichten zu bemessen [33]). Nur

23) Bran a. a. O. 1840. 1. Heft. S. 25: Eine Reise nach China von M. Adolf Barrot, 2. Thl. (Auszug daraus). 24) Ebend. 1840. 2. Heft. S. 195. 25) Zachariä, Armenpflege in England. 26) In der Schrift: Über die Ursachen und Wirkungen der Verarmung der Städte und des Landmannes im nördlichen Teutschland, und insbesondere im Königreiche Hanover. Am richtigsten ist sich wol darüber ausgesprochen in Búlau, Der Staat und die Industrie, Beiträge zur Gewerbspolitik und Armenpflege (Leipzig 1834).

27) Pölitz, Jahrb. ꝛc. Mai 1837. S. 471. 28) Vollbrügge bei Pölitz-Búlau a. a. O. Sept. 1838. S. 246. 29) Ebend. S. 238. 30) Pölitz ebend. Mai 1837. S. 476. 31) Bolz, Gewerbskalender für das Jahr 1833 (Karlsruhe 1833). 32) v. Raumer, England im J. 1835. 2. Th. S. 195. 33) Merker, über den Erwerb der Heimath und die solidarische Verpflichtung zur Armenpflege (Berlin 1833).

genannt, unter denen jedoch Pausanias sich nicht mit befindet [11]). Dagegen gedenkt er von ihm noch folgender in Verbindung mit der Schlacht stehender Züge (IX, 76. 78). Während die Griechen noch im Lager metzelten, kam zu ihm ein Weib aus Kos mit ihren Dienerinnen, angethan mit dem herrlichsten Schmuck. Des Hegetorides, eines Gastfreunds des Pausanias, Tochter war sie bis jetzt des Persers Pharandates Kebsweib gewesen, der sie mit Gewalt in Kos geraubt hatte. Sie flehte den Pausanias an, sie nicht als Kriegsgefangene in Sklaverei fallen zu lassen. Die Rechte der Schutzflehenden ehrend (*γύναι θάρσει, καὶ ὡς ἱκέτις, καὶ εἰ δὴ πρὸς τούτῳ τυγχάνεις ἀληθέα λέγουσα κτλ.*), und weil sie des Gastfreunds Tochter war, schenkte er ihr die Freiheit, übergab sie zunächst den ihn begleitenden Ephoren, sie dann, ihrem Wunsche gemäß, nach Ägina gehe Großmuth bewies er, als der Äginet Lampon digter Schlacht ihn auffoderte, den Leichnam d nius ebenso zu mishandeln, wie die Perser mi nes Oheims Leonidas gethan. Dergleichen, er, ziemt sich mehr den Barbaren zu thun, als lenen. Weder den Ägineten, noch wer sonst die werde ich zu Willen sein. Ich bin zufrieden, durch Wort und That, wie sie vor den Gö sind, der Spartiaten Wohlgefallen habe. Dur zähligen Seelen der Gefallenen ist Leonidas gen rächt (IX, 76). Als Oberfeldherr erscheint Paus der bei der Beutevertheilung. Er erließ eine daß Niemand die Beute berühre, die er den H sammenzubringen befahl. Der zehnte Theil d dem delphischen Gotte geweiht, ein anderes Zehn olympischen Zeus, ein drittes dem isthmischen Poseidon, und das Übrige ward unter die S theilt — Kebsweiber, Gold, Silber und ander sanias erhielt davon zehn Frauen, zehn Pferde, lente, zehn Kameele und ebenso zehn von al Sachen [12]). Hierbei gedenkt Herodot folgenden der den Pausanias ganz als Spartiaten ersch Als Pausanias des Mardonius Zelt erblickte, und Silber und bunten Teppichen prächtig befahl er den Bäckern und Köchen des Persers zu bereiten, grade so, wie sie es zuvor für j tet. Als dies geschehen und er goldene und sil sel mit prächtigen Teppichen belegt, Tische v und Gold und das glänzende Mahl vor sich s er, nachdem er vom Staunen sich erholt, lach Dienern ein lakonisches Mahl zu bereiten. Al schehen und der Unterschied zwischen beiden sehr ließ er die griechischen Generale kommen, zeigte persische Pracht und Fülle und die lacedämon lichkeit und sprach: Hellenische Männer, darun euch zusammenberufen, um des persischen Füh heit euch zu zeigen, der, im Stande, so wie il leben, gekommen ist, uns, die wir so kläglich berauben [13]).

Nachdem die Todten bestattet und Grabm tet waren, begann Pausanias die Belagerung ben; nach zwanzigtägiger Dauer derselben vers die Thebaner dazu, die Urheber des Bündnisses ben mit den Persern, vor allen die am meist gen, Timagenidas und Attaginos, dem Verl Spartiaten gemäß, auszuliefern; unter dieser

11) *Diod.* XI, 32: *χάριτι δουλεύσαντες* (*οἱ Ἕλληνες*) *ἔκριναν ἀριστεῖσαι πόλιν μὲν Σπάρτην, ἄνδρα δὲ Παυσανίαν τὸν Λακεδαιμόνιον.* Plutarch (Apophth. Lac. 230) berichtet, des Pausanias Name sei zu Olympia durch den Herold ausgerufen worden. Die Stelle lautet: *τῶν φυγάδων αὐτὸν προτρεπομένων ἐπὶ τοὺς Ἀθηναίους ἄγειν τὴν στρατίαν, λεγόντων τε, ὅτι τοῖς Ὀλυμπίοις ἀνακηρυττομένου αὐτοῦ ἑκάτερον αὐτὸν μόνοι κ. τ. λ.* Corsini (Diss. agon. ol. p. 136) führt ihn auf diese Nachricht gestützt als olympischen Sieger in unbekannter Kampfart und unbekannter Olympiade auf. Krause dagegen (Olympia p. 345 sq.) findet in dem *ἀνακηρύττειν* nur eine öffentliche Verherrlichung des Mannes wegen seines bei Platää erfochtenen Sieges — wozu allerdings der Zusatz von dem Zischen der Athener, die an dem *χάριτι δουλεύειν* des Diodor Theil zu nehmen keine Veranlassung hatten, ganz wohl paßt, indem sich darin die Eifersucht auf den spartanischen Ruhm aussprechen kann. Nur ist es seltsam, daß keiner der Alten sonst weiter etwas davon erwähnt. Unhaltbar zwar ist Krause's Raisonnement über die Unmöglichkeit eines Sieges des Pausanias in Olympia; er hat keineswegs bewiesen, daß Pausanias mit dem *ἵππος κέλης* wenigstens nicht könnte gesiegt haben. Unwahrscheinlich aber ist es, daß sich die Nachricht des Plutarch auf einen solchen Sieg bezieht. Das Benehmen der Athener weist auf eine öffentliche Anerkennung ausgeführter Thaten hin — und war die Veranlassung nicht die Schlacht bei Platää, so konnte es allenfalls die Einnahme von Byzanz sein, deren Einwohner entweder freiwillig oder gezwungen dem Pausanias dadurch danken konnten, daß sie ihm einen Kranz ertheilten und dies in Olympia verkündigen ließen, was bei den Athenern gleichfalls Anstoß erregen mußte, wenn man ihren Antheil an der Unternehmung und das Betragen des Pausanias gegen sie in Erwägung zieht. Etwas als Veranlassung anzunehmen, was vor die Schlacht bei Platää fällt, wäre ganz unangemessen, da ja vor jener Schlacht der Unwille der Athener durchaus nicht begründet war und jedenfalls die Äußerung desselben höchst unpolitisch gewesen wäre. Zu übersehen ist aber auch die Antwort des Pausanias nicht: *τί οὖν οἴεσθε, ἔφη, τοὺς, ὅτε εὖ ἔπασχον, συρίττοντας, παθόντας κακῶς, ποιήσειν;* worin ausdrücklich auf eine den Athenern erwiesene Wohlthat hingedeutet wird. Und woran kann man dabei anders denken, als an die Schlacht bei Platää? wobei dann — zugleich aber auch wegen der noch milden Gesinnung des Pausanias, die in Byzanz eine ganz andere wurde — die obige Annahme einer Huldigung von Byzanz aus als ein unhaltbarer Nothbehelf erscheinen würde. Man verzeihe aber diese Weitläufigkeit des Resultates wegen, das sich gewinnen läßt. Erstens zeigt sich, mag man nun die Schlacht bei Platää oder die Einnahme von Byzanz zu Grunde legen, in dem Zischen der Athener ein Grund zu dem spätern Betragen gegen die Verbündeten von Seiten des Pausanias; zweitens muß Pausanias an der Spitze des Heeres der Verbündeten — denn dies kann bei unserer Annahme von Plutarch nur gemeint sein — nach dem Sommer des Jahres 476 gestanden haben, da man den Vorfall in Olympia frühestens nur auf Ol. 76, 1 setzen kann; und so hätten wir eine Begründung der Müller'schen Zeitangabe.

12) Cf. *Baehr* ad *Herod.* IX, 81. 13) Cf. Müller (Dorier. II, 209), der aus der Herodoteischen St daß die spartanischen Könige Gold und Silber besi Dahlmann (Herod. p. 210) irrt, wenn er sagt, Pa von allem Erbeuteten ein Zehntheil bekommen. In liegt dies nicht. Vergl. Nitzsch, Anmerk. zur Odyss 14) Dasselbe erzählt Plutarch in den Apophth. (l. c.), ein anderes Dictum des Pausanias bei dieser Gelegen Als einer die prächtigen persischen Gewänder bewundert es sei besser am Geist zu sein, was die Perser an d Andere witzige Aussprüche siehe in derselben Schrift a. a

ward von Pausanias die Aufhebung der Belagerung und Plünderung der Umgegend zugesagt. Inzwischen entwich Attaginos aus der Stadt. Man brachte nun dem Pausanias dessen Kinder; diese aber entließ er, als unschuldig an dem Bündnisse mit den Persern. Die ausgelieferten Männer dagegen ließ er nach Korinth bringen und hier tödten [15]). So groß war sein Gerechtigkeitssinn, daß er, weil er sah, die Ausgelieferten hegten die Hoffnung sich durch Geld zu befreien, das Heer der Bundesgenossen entließ, damit jene nicht frei gegeben würden — abgesehen davon, daß er selbst nichts nahm [16]).

Zwischen die Schlacht und die Belagerung von Theben setzt Müller (Dorier II, 497) die *παλαιαὶ Παυσανίου μετὰ τὸν Μῆδον σπονδαί*, deren Thucydides (III, 68) gedenkt. Deutlich sprechen sich bei Thucydides (II, 71) die Platäer also darüber aus: „Nachdem Pausanias, des Kleombrotus Sohn, Hellas von den Persern befreit, opferte er vor allen Bundesgenossen, die er zusammenberufen, auf dem Markte (von Platää) dem eleutherischen Zeus, und ertheilte den Platäern die Versicherung der Autonomie in ihrem Lande und in ihrer Stadt, und daß alle anwesenden Bundesgenossen sie schützen würden, wenn Jemand ungerechter Weise gegen sie ziehen würde, sie zu unterjochen." Es ist dies offenbar dasselbe, was Plutarch (Arist. XXI, 6) berichtet, mit der Erweiterung, daß zur weitern Fortführung des Krieges ein Contingent der verbündeten Staaten festgesetzt worden sei, und dies auf den Antrag des Aristides, der die Griechen zu einer Versammlung zusammenberufen, ganz abweichend von der Erzählung Herodot's, wo Pausanias immer als Oberfeldherr erscheint. Stellt man aber die Erzählung des Thucydides und Plutarch zusammen, so sieht man, daß unmittelbar nach der Schlacht von Platää ein förmlicher Bund zwischen den durch die gemeinschaftliche Gefahr damals vereinigten Griechen mit festen Bestimmungen in Beziehung auf die politische Stellung der einzelnen Staaten und die gemeinsame Führung des Krieges abgeschlossen und vor den Göttern beschworen worden sei. Und wahrscheinlich ist es, daß die Belagerung von Theben der erste Bundesact war [17]).

Es war aber jene Belagerung zugleich auch der letzte Act in dem Abschnitte des öffentlichen Lebens des Pausanias [18]), in welchem er sich den Ruhm eines tüchtigen Feldherrn, — wenn auch nicht grade den eines Leonidas —, ausgezeichnet durch Frömmigkeit, Großmuth, strenge Spartiatentugend, erworben hatte. In dem zweiten Abschnitte sehen wir den Mann, der die Thebaner so streng wegen des Verbrechens des Medismos bestraft, dabei solche Uneigennützigkeit und Verachtung persischer Üppigkeit an den Tag gelegt hatte, wegen *πλεονεξία* und *προδοσία* umkommen, wie Diodor sagt (XI, 23), nachdem er mit den persischen Satrapen in Lebensweise und äußerer Erscheinung sich völlig gleich gestellt. Nepos sagt von ihm, die bloße Äußerlichkeit der Thatsachen festhaltend: magnus homo, sed varius in omni genere vitae fuit. Nam ut virtutibus eluxit, sic vitiis est obrutus. Das Urtheil ist wahr — aber nur bedingt wahr, wenn man nämlich die Erscheinung des Pausanias nicht als eine vereinzelte, unvermittelte stehen läßt. Der griechische Geist schloß in sich die möglichst ausgedehnteste Berechtigung und Geltendmachung des Individuums, und trieb nach zwei Seiten hin die Demokratie und die Tyrannis hervor. Männer wie Themistokles und Pausanias waren ihrer Tendenz nach völlig gleich den Tyrannen, wie sie in einer frühern Periode auftraten, und nur dadurch unterschieden sie sich von denselben, daß sie zur Erreichung ihrer Absichten, der Veränderung aller politischen Verhältnisse zufolge, Mittel wählten, welche keiner Classe des Volkes, wie es bei jenen doch der Fall war, als volksthümlich erschienen, sondern als verrätherisch allgemein verabscheut waren. Daß sie aber dieser Tendenz sich hingaben, war wiederum nicht allein begründet in der Eigenthümlichkeit ihrer Naturen, sondern mehr noch in den Verhältnissen, in welchen sie thätig waren [19]), und wenn man Pausanias tadelt, so muß man nicht vergessen, zugleich die Spartiaten insgesammt zu tadeln, welche, ganz gegen den Geist lykurgischer Verfassung, die Hegemonie in Griechenland zu Wasser und zu Lande in Anspruch nahmen, und, indem sie dieselbe Einzelnen in die Hand gaben, in diesen, wenn sie Männer von Geist und Muth waren, nothwendig monarchische Bestrebungen hervorrufen mußten, in einer Zeit zumal, wo die strengen sittlichen Schranken schon mannichfach geschwächt zu werden anfingen. Dies muß man durchaus festhalten, wenn man die Thatsachen, die wir nun, namentlich der Autorität des Thucydides folgend, aufführen, im rechten Lichte sehen will.

Die Inseln und Europa vollends von den Persern zu säubern [20]), ließen — nach der gewöhnlichen Bestimmung [21]) im J. 477 — die verbündeten Griechen eine Flotte auslaufen, bestehend aus 30 atheniſchen, 20 peloponnesischen und anderen Schiffen. An ihrer Spitze stand als Oberanführer Pausanias. Er schiffte zunächst nach Cypern, das er zum großen Theile unterwarf, und darauf nach Byzanz. Er eroberte die Stadt [22]), versah sie mit bessern Befestigungen und gab ihr spartanische Ver-

15) *Herod.* IX, 88. *Diod.* XI, 33. 16) *Herod.* l. c. 17) Von Müller (Dor. I, 185) weicht ab *Goeller*, Spec. nov. crit. Thuc. (Col. 1834. 4.) p. 19. Hermann (a. a. O. §. 35) läßt die Beziehung der *παλαιαὶ σπονδαὶ* fraglich. 18) In welcher Absicht er sich (wie Müller vermuthet, Ol. 75, 3) im nördlichen Griechenland befand, von wo er Ol. 75, 4 zurückkehrend (nach Paus. III, 14, 1) die Gebeine des Leonidas von den Thermopylen mit nach Sparta zurückbrachte, ist nicht bekannt.

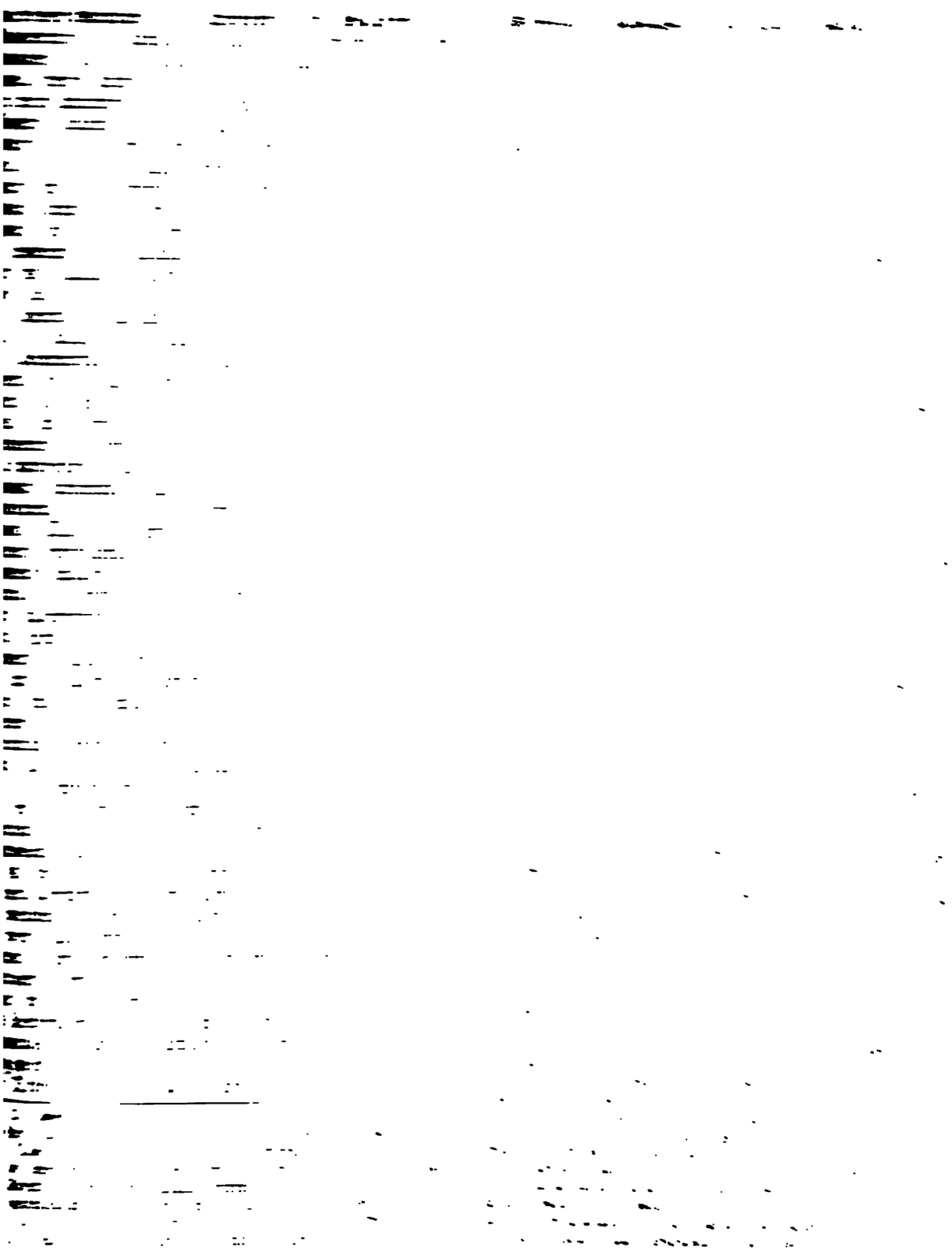
19) Vgl. Leo, Universalgesch. I. S. — 20) Leo a. a. O. S. 244. 21) Sie stützt sich auf Diodor. Herrmann (Griech. Staatsalterth. §. 36), Leo und Krüger (in seiner Ausgabe von Clinton's Fasti), um nur einige zu nennen, folgen ihr. In dasselbe Jahr setzen dieselben die Eroberung von Cypern und Byzanz, während Müller (Dorier II, 497 fg.) die Eroberung von Cypern in Ol. 76, 1, die von Byzanz in Ol. 76, 3 (letzteres nach ungefährer Angabe) setzt. Ganz abweichend sind die Bestimmungen Dodwell's (in den Annal. Thucyd.), welcher das Jahr 470 als das Jahr festsetzt, wo Pausanias seinen Zug unternahm, gestützt auf eine Stelle des Isokrates (Panathen. c. 19. p. 244. b). Corsini, Wesseling, Mitford folgten ihm, während andere das Irrige seiner Ansichten nachgewiesen haben, besonders *Clinton* l. c. Append. c. VI. Vergl. *Dindorf* ad *Diod.* XI, 45. (T. IV. p. 521 sq.) Dahlmann, Forschungen auf dem Gebiete der Gesch. I. S. 45. 22) Herodot gedenkt eines Mischkrugs, den Pausanias am thracischen

genannt, unter denen jedoch Pausanias sich nicht mit befindet [11]). Dagegen gedenkt er von ihm noch folgender in Verbindung mit der Schlacht stehender Züge (IX, 76. 78). Während die Griechen noch im Lager metzelten, kam zu ihm ein Weib aus Kos mit ihren Dienerinnen, angethan mit dem herrlichsten Schmuck. Des Hegetorides, eines Gastfreunds des Pausanias, Tochter war sie bis jetzt des Perſers Pharandates Kebsweib gewesen, der sie mit Gewalt in Kos geraubt hatte. Sie flehte den Pausanias an, sie nicht als Kriegsgefangene in Sklaverei fallen zu lassen. Die Rechte der Schutzflehenden ehrend (*γύναι ϑάρσει, καὶ ὡς ἱκέτις, καὶ εἰ δὴ πρὸς τούτῳ τυγχάνεις ἀληϑέα λέγουσα κτλ.*), und weil sie des Gastfreunds Tochter war, schenkte er ihr die Freiheit, übergab sie zunächst den ihn begleitenden Ephoren, um sie dann, ihrem Wunsche gemäß, nach Ägina gehen. G Großmuth bewies er, als der Äginet Lampon nach digter Schlacht ihn auffoderte, den Leichnam des M nius ebenso zu mishandeln, wie die Perser mit de nes Oheims Leonidas gethan. Dergleichen, antw er, ziemt sich mehr den Barbaren zu thun, als den lenen. Weder den Ägineten, noch wer sonst dies wi werde ich zu Willen sein. Ich bin zufrieden, wen durch Wort und That, wie sie vor den Göttern sind, der Spartiaten Wohlgefallen habe. Durch di zähligen Seelen der Gefallenen ist Leonidas genugsa rächt (IX, 76). Als Oberfeldherr erscheint Pausania der bei der Beutevertheilung. Er erließ einen A daß Niemand die Beute berühre, die er den Heloten sammenzubringen befahl. Der zehnte Theil davon dem delphischen Gotte geweiht, ein anderes Zehntel [12] olympischen Zeus, ein drittes dem isthmischen Gotte Poseidon, und das Übrige ward unter die Siege theilt — Kebsweiber, Gold, Silber und anderes. sanias erhielt davon zehn Frauen, zehn Pferde, zeh lente, zehn Kameele und ebenso zehn von allen Sachen [13]). Hierbei gedenkt Herodot folgenden Vo der den Pausanias ganz als Spartiaten erscheinen Als Pausanias des Mardonius Zelt erblickte, mit und Silber und bunten Teppichen prächtig gesch befahl er den Bäckern und Köchen des Perſers ein zu bereiten, grade so, wie sie es zuvor für jenen tet. Als dies geschehen und er goldene und silbern sel mit prächtigen Teppichen belegt, Tische von und Gold und das glänzende Mahl vor sich sah, er, nachdem er vom Staunen sich erholt, lachend Dienern ein lakonisches Mahl zu bereiten. Als di schehen und der Unterschied zwischen beiden sehr gro ließ er die griechischen Generale kommen, zeigte ihn perſische Pracht und Fülle und die lacedämonische lichkeit und sprach: Hellenische Männer, darum ha euch zusammenberufen, um des perſischen Führers heit euch zu zeigen, der, im Stande, so wie ihr se leben, gekommen ist, uns, die wir so kläglich lebe berauben [14]).

Nachdem die Todten bestattet und Grabmäler tet waren, begann Pausanias die Belagerung von ben; nach zwanzigtägiger Dauer derselben verstand die Thebaner dazu, die Urheber des Bündnisses von ben mit den Perſern, vor allen die am meisten s gen, Timagenidas und Attaginos, dem Verlange Spartiaten gemäß, auszuliefern; unter dieser Bedi

11) *Diod.* XI, 32: *χάριτι δουλεύσαντες* (οἱ *Ἕλληνες*) *ἔκριναν ἀριστεῦσαι πόλιν μὲν Σπάρτην, ἄνδρα δὲ Παυσανίαν τὸν Λακεδαιμόνιον.* Plutarch (Apophth. Lac. 230) berichtet, des Pausanias Name sei zu Olympia durch den Herold ausgerufen worden. Die Stelle lautet: *τῶν φυγάδων αὐτὸν προτρεπομένων ἐπὶ τοὺς Ἀθηναίους ἄγειν τὴν στρατίαν, λεγόντων τε, ὅτι τοῖς Ὀλυμπίοις ἀνακηρυττομένου αὐτοῦ ἑπάνριστον αὐτὸν μόνοι κ. τ. λ.* Corsini (Diss. agon. ol. p. 136) führt ihn auf diese Nachricht gestützt als olympischen Sieger in unbekannter Kampfart und unbekannter Olympiade auf. Krause dagegen (Olympia p. 345 sq.) findet in dem *ἀνακηρύττειν* nur eine öffentliche Verherrlichung des Mannes wegen seines bei Platää erfochtenen Sieges — wozu allerdings der Zusatz von dem Zischen der Athener, die an dem *χάριτι δουλεύειν* des Diodor Theil zu nehmen keine Veranlassung hatten, ganz wohl paßt, indem sich darin die Eifersucht auf den spartanischen Ruhm aussprechen kann. Nur ist es seltsam, daß keiner der Alten sonst weiter etwas davon erwähnt. Unhaltbar zwar ist Krause's Raisonnement über die Unmöglichkeit eines Sieges des Pausanias in Olympia; er hat keineswegs bewiesen, daß Pausanias mit dem *ἵππος κέλης* wenigstens nicht könnte gesiegt haben. Unwahrscheinlich aber ist es, daß sich die Nachricht des Plutarch auf einen solchen Sieg bezieht. Das Benehmen der Athener weist auf eine öffentliche Anerkennung ausgeführter Thaten hin — und war die Veranlassung nicht die Schlacht bei Platää, so konnte es allenfalls die Einnahme von Byzanz sein, deren Einwohner entweder freiwillig oder gezwungen dem Pausanias dadurch danken konnten, daß sie ihm einen Kranz ertheilten und dies in Olympia verkündigen ließen, was bei den Athenern gleichfalls Anstoß erregen mußte, wenn man ihren Antheil an der Unternehmung und das Betragen des Pausanias gegen sie in Erwägung zieht. Etwas als Veranlassung anzunehmen, was vor die Schlacht bei Platää fällt, wäre ganz unangemessen, da ja vor jener Schlacht der Unwille der Athener durchaus nicht begründet war und jedenfalls die Äußerung desselben höchst unpolitisch gewesen wäre. Zu übersehen ist aber auch die Antwort des Pausanias nicht: *τί οὖν οἴεσθε, ἔφη, τοὺς, ὅτε εὖ ἔπασχον, συρίττοντας, παθόντας κακῶς, ποιήσειν;* worin ausdrücklich auf eine den Athenern erwiesene Wohlthat hingedeutet wird. Und woran kann man dabei anders denken, als an die Schlacht bei Platää? wobei dann — zugleich aber auch wegen der noch milden Gesinnung des Pausanias, die in Byzanz eine ganz andere wurde — die obige Annahme einer Huldigung von Byzanz aus als ein unhaltbarer Nothbehelf erscheinen würde. Man verzeihe aber diese Weitläufigkeit des Resultates wegen, das sich gewinnen läßt. Erstens zeigt sich, mag man nun die Schlacht bei Platää oder die Einnahme von Byzanz zu Grunde legen, in dem Zischen der Athener ein Grund zu dem spätern Betragen gegen die Verbündeten von Seiten des Pausanias; zweitens muß Pausanias an der Spitze des Heeres der Verbündeten — denn dies kann bei unserer Annahme von Plutarch nur gemeint sein — nach dem Sommer des Jahres 476 gestanden haben, da man den Vorfall in Olympia frühestens nur auf Ol. 76, 1 setzen kann; und so hätten wir eine Begründung der Müller'schen Zeitangabe.

12) Cf. *Baehr* ad *Herod.* IX, 81. 13) Cf. *Baeh* Müller (Dorier. II, 209), der aus der Herodoteischen Stelle daß die spartanischen Könige Gold und Silber besitzen Dahlmann (Herod. p. 210) irrt, wenn er sagt, Pausani von allem Erbeuteten ein Zehntheil bekommen. In *πάντ* liegt dies nicht. Vergl. Nitzsch, Anmerk. zur Odyssee. V 14) Dasselbe erzählt Plutarch in den Apophth. (l. c.), der ein anderes Dictum des Pausanias bei dieser Gelegenheit a Als einer die prächtigen perſischen Gewänder bewunderte, sa es sei besser am Geist zu sein, was die Perser an der K Andere witzige Aussprüche siehe in derselben Schrift a. a. O.



fassung [23]), machte sich aber bald durch gewaltthätiges, grausames, aller griechischen Sitte hohnsprechendes Benehmen bei den Einwohnern und den verbündeten Hellenen so verhaßt, daß ihm die Hegemonie entrissen und an die Athener übertragen ward [24]). Man hatte von seiner Seite auf Widerstand gerechnet; allein grade zu der Zeit, als die Oberanführung an Aristides überging, ward er nach Sparta zurückberufen, um über die Ungerechtigkeiten, deren man ihn anklagte, über sein Auftreten als τύραννος (*Thuc.* I, 95 καὶ τυραννίδος μᾶλλον ἐφαίνετο μίμησις ἡ στρατηγία) und über das Verbrechen des Medismos (*Thuc.*: κατηγορεῖτο δὲ αὐτοῦ οὐχ ἥκιστα μηδισμός) zur Verantwortung gezogen zu werden. Die Folge der Untersuchung war, daß er wegen einiger Privatsachen verurtheilt, in den Hauptpunkten aber freigesprochen ward, obwol die Anklage sicher genug zu sein schien (καὶ ἐδόκει σαφέστατον εἶναι. *Thuc.*). An seiner Stelle ward Dorkis als Oberfeldherr zu der Flotte gesandt. Er selbst aber reiste privatim nach dem Hellespont zurück [25]) auf einem hermionischen Dreiruderer, den er auf seine Kosten ausrüstete, ohne Geheiß der Lacedämonier (οὐ κελευσάντων αὐτῶν), angeblich um am Kriege Theil zu nehmen, in der That aber um für seine beim ersten Aufenthalte mit dem Könige der Perser angeknüpften Verbindungen thätig zu sein (*Thuc.* I, 128), getrieben von dem Streben, sich zum Herrn von Griechenland zu machen (*Thuc.*: ἐφιέμενος τῆς Ἑλληνικῆς ἀρχῆς. *Herod.* V, 32: ἔρωτα σχὼν τῆς Ἑλλάδος τύραννος γενέσθαι) [26]). Dieser Plan war schon von ihm gefaßt, als er bei der ersten Anwesenheit Byzanz eroberte. Es befanden sich nämlich unter denen, die daselbst gefangen genommen wurden, auch einige Angehörige und Verwandte des Perserkönigs. Diese schickte er heimlich, ohne daß die Verbündeten etwas davon wußten, an den König zurück, unter dem Vorgeben, sie seien entflohen. Hilfe leistete ihm dabei Gongylus aus Eretria, dem er Byzanz und die Gefangenen übergeben hatte. Dieser überbrachte sie dem Könige mit einem Briefe folgenden Inhalts: „Pausanias, der spartanische Feldherr, sendet diese, die als Kriegsgefangene in seine Hände gerathen sind, dir zurück, dir gefällig zu sein. Er denkt daran, wenn dir's gefällt, deine Tochter zu heirathen [27]) und Sparta mit dem übrigen Hellas dir unterwürfig zu machen. Er glaubt im Stande zu sein, dies auszuführen, wenn er in Gemeinschaft mit dir verfährt. Hat dies deinen Beifall, so schicke einen zuverlässigen Mann in eine der Küstenstädte, damit er unsere weiteren Verabredungen vermittele." Xerxes, sehr erfreut über das Schreiben, sandte den Artabazes, des Pharnakes Sohn, mit dem Befehl die Satrapie von Daskylium an des Megabates Stelle zu übernehmen. Dieser hatte den Befehl, alles was Pausanias in seiner Angelegenheit zu bestellen habe, auf das Sorgfältigste und Treueste zu besorgen. Zunächst bekam er an Pausanias einen Brief folgenden Inhalts von Xerxes mit. „Also schreibt Xerxes dem Pausanias. Die Gefälligkeit, die du durch Übersendung der gefangenen Männer mir erwiesen, wird in meinem Hause mit unvergänglichen Buchstaben aufgeschrieben bleiben. Deine Anträge aber haben meinen Beifall. Arbeite Tag und Nacht daran, deine Versprechungen zu erfüllen. Gold und Silber und Heeresmacht steht dir in vollem Maße zu Gebote [28]). Dem Artabazes kannst du alles vertrauen; er wird aufs Treueste und Beste alles besorgen." Wenn nun Pausanias schon vorher durch das Ansehen, das er wegen seiner Anführung bei Platää sich erworben, zu einem stolzen Bewußtsein gelangt war [29]), so hob ihn dieses königliche Schreiben vollends zu schrankenlosem Übermuthe; denn es ließ ihn sich im Geiste schon als das sehen, was er zu werden strebte, als Tyrann von Griechenland [30]); und wie einer, der an seinem religiösen Glauben zum Verräther geworden ist, der Glaubensgemeinde, die er verlassen hat, bitterster Feind und Verfolger zu werden pflegt, so ward er Feind alles dessen, was Grieche

Bosporus dem Poseidon weihte, als er, wie Nymphis (bei *Athen.* XII, 9. p. 536. A. B) erzählt, in den Gegenden von Byzanz sich aufhielt. Vielleicht war er als Denkmal der Einnahme von Byzanz aufgestellt. Die Inschrift nennt ihn μνᾶμα ἀρετῆς. Vergl. *Baehr* ad *Herod.* IV, 81.

23) Daher nennt ihn Justin (IX, 1) den Gründer der Stadt, die er sieben Jahre besessen habe — eine nicht unwichtige chronologische Notiz. Vergl. Mannert, Geogr. 7. Bd. S. 158. 24) Nach Müller Ol. 77, 2. Nach *Clinton* (ed. *Krueger*) l. c. Append. c. VIII. i. J. 477. Über Factum und Ursach vgl. *Herod.* VIII, 3. 25) Nach Müller Ol. 77, 4. 26) Aristoteles (Pol. V, 1) sagt, Pausanias habe in Sparta die Ephorie abschaffen wollen; d. h. also, er wollte die königl. Herrschaft von den Schranken befreien, welche die Ephoren ihr setzten, und dann die unumschränkte Macht selbst in die Hände nehmen. Dies ist angedeutet von Aristoteles (l. c. V, 7): ἔτι (sc. ἐν ταῖς ἀριστοκρατίαις γίγνονται αἱ στάσεις) ἐάν τις μέγας ᾖ καὶ δυνάμενος ἔτι μείζων εἶναι, ἵνα μοναρχῇ, ὥσπερ ἐν Λακεδαίμονι δοκεῖ Παυσανίας κ. τ. λ. Da er zur Ausführung seiner Plane keinen unterdrückten δῆμος zu Hilfe nehmen konnte, mußte er sein Augenmerk auf die Heloten richten, die er zu einer Empörung zu treiben suchte, und auf die Macht des Königs von Persien. Er wollte Tyrann werden unter persischem Schutz, also in ein Verhältniß treten, wie die Tyrannen Joniens. Nach Thucydides und Herodot sollte die Tyrannis ganz Griechenland umfassen, welches er nebst Sparta dem Perserkönige als Provinz übergeben wollte. Das Letztere, die beabsichtigte Unterwerfung von ganz Hellas, ist a priori als sicher anzunehmen, denn an dem bloßen Sparta konnte dem Könige nichts liegen. Wenn aber, wie aus Plutarch (Themist. 23) geschlossen werden könnte und wie sich aus der Untersuchung gegen Pausanias ergab, Themistokles mit in den Plan gezogen war, so ist es nicht denkbar, daß Pausanias ganz Griechenland als alleiniger Tyrann übernehmen wollte. Vielleicht wollte er die Hegemonie zu Lande sich aneignen, und jenem die zur See überlassen. Vergl. noch *Perizon.* ad *Aelian.* V. H. III, 47.

27) Herodot (V, 32) berichtet, Pausanias habe die Tochter des Megabates heirathen (ἁρμόζεσθαι) wollen, und Bähr setzt dies in Ol. 76, 1 (477). Mit Thucydides stimmt überein *Diod.* XI, 44. *Nepos*, Paus. 2. 28) Plutarch (parall. 10) gibt an, daß Pausanias wirklich 500 Talente Gold erhalten habe. 29) *Nepos* Paus. 1. *Plut.* consol. ad Apoll. 105, 1. 30) Pausanias tritt auf ganz in der Weise früherer Tyrannen. Eine Notiz des Älian (V. H. IX, 41) — daß Pausanias mit dem Simonides von Ceos bei einem Gastmahle zusammen gewesen und diesem geboten habe, etwas Geistreiches zu sagen (σοφόν τι), worauf Simonides lachend den Ausspruch gethan: Gedenke, daß du ein Mensch bist — welches geschehen sei, als Pausanias erschien: ὑποτυφόμενος ἤδη εἰς τὸν τοῦ μηδίζειν ἔρωτα καὶ μεγαλοφρονῶν ἐπὶ τῇ πρὸς βασιλέα ξενίᾳ, also jedenfalls während des ersten Aufenthaltes in Byzanz — zeigt, daß er wie die frühern Tyrannen und abweichend auch hierin von der Sitte seines Volkes mit den Pflegern musischer Künste in Verbindung stand.

und griechische, wenigstens spartanische Sitte hieß, und ergab sich ganz den Persern und ihrer Lebensweise [31]), bis er es durch seine Grausamkeit gegen die Einwohner von Byzanz, durch beleidigendes, herausfoderndes Betragen, den griechischen Generalen gegenüber, durch rücksichtslose Strenge gegen die gemeinen Soldaten, durch den Genuß persischer Mahlzeiten und das Tragen persischer Kleidung, durch seine Erscheinung in Begleitung persischer und ägyptischer Leibwachen, von welchen umgeben er unter andern eine Reise von Byzanz durch Thracien machte, es dahin brachte, daß er nach Sparta zurückberufen ward [32]). Als er nun das zweite Mal nach Byzanz gekommen, sein früheres Betragen wiederholte, und, deshalb von den Athenienſern genöthigt, die Stadt zu verlassen, statt nach Sparta zu gehen, nach Kolonä in Troas ging, von wo aus er seine Absichten mit den Persern weiter betrieb, sandten ihm endlich die Ephoren, nachdem sie von allem benachrichtigt waren, einen Herold mit der Skytala zu, worin ihm befohlen ward, mit dem Herold zurückzukommen, wenn er nicht Sparta nöthigen wolle, gegen ihn als Feind zu verfahren. Um allen Verdacht zu beseitigen, im Vertrauen zugleich durch Geld die Anklage niederschlagen zu können, ging er zum zweiten Male nach Sparta zurück. Zunächst thaten ihn die Ephoren ins Gefängniß [33]); bald aber brachte er es dahin, daß er wieder befreit ward, worauf er sich bereit erklärte, sich gegen jeden, der etwas gegen ihn habe, vor Gericht rechtfertigen zu wollen. So viel nun auch gegen ihn vorlag, woraus man auf seine Plane einen Schluß machen konnte, so fehlte es doch an einem offenbaren Beweise, um einen Mann von königlichem Geschlecht und Stellvertreter des Königs zu bestrafen. Außer der in seiner Lebensweise sich zeigenden Verachtung spartanischer Sitten und Gesetze brachte man jetzt auch in Anschlag, daß er auf den Dreifuß, den die Griechen in Delphi als Weihgeschenk von der Kriegsbeute dargebracht, hatte die Aufschrift setzen lassen:

Ἑλλήνων ἀρχηγὸς, ἐπεὶ στρατὸν ὤλεσε Μήδων
Παυσανίας Φοίβῳ μνῆμ' ἀνέθηκε τόδε.

welche die Lacedämonier indessen noch vor der Aufstellung vernichtet und dafür die Namen der Städte, welche am Siege Theil genommen, gesetzt hatten. Man erfuhr ferner, daß er mit den Heloten in Einverständniß gewesen war, daß er ihnen Freiheit und Bürgerrecht versprochen, wenn sie durch einen Aufstand ihn bei der Ausführung seiner Plane unterstützen wollten. Aber man glaubte auf die Angaben der Heloten hin noch nicht handeln zu dürfen; denn, fügt Thucydides (c. 132) hinzu, man war gewohnt, sich gegen einen Spartiaten nicht zu übereilen, und nichts, was nicht wieder gut gemacht werden könnte, zu beschließen, ohne unwiderlegliche Beweise. Da trat endlich ein Mann aus der Stadt Argilos in Thessalien, einst sein Geliebter und vertrautester Freund, als Angeber gegen ihn auf. Er sollte dem Artabazos den letzten Brief an den König überbringen. Indem er aber erwog, daß noch keiner von den Boten, die er dorthin gesandt, zurückgekehrt sei, gerieth er in Besorgniß. Er öffnete deshalb den Brief, nachdem er zuvor das Siegel sich nachgebildet, damit, wenn seine Furcht ungegründet sein sollte, oder Pausanias noch etwas ändern wolle, er es nicht bemerke. Er fand den Befehl darin, den Überbringer zu tödten. Er übergab nun das Schreiben den Ephoren; und obwol sie jetzt schon mehr Gewißheit zu haben glaubten, wollten sie sich doch erst völlige Überzeugung verschaffen dadurch, daß sie aus des Pausanias eigenem Munde sein Vorhaben erführen. Sie veranlaßten daher diesen Menschen, als Schutzflehender nach dem Tänarum zu gehen und daselbst sich eine Hütte zu bauen, die durch eine Scheidewand in zwei Theile getheilt war, in deren einem er selbst war, in dem andern aber einige Ephoren verbarg [34]). Als nun Pausanias hinkam und nach der Ursache seines Beginnens fragte, hörten die Ephoren alles, indem der Mensch dem Pausanias vorwarf, was er in Beziehung auf ihn geschrieben, wie er ihn niemals in seinen Botschaften an den König in Gefahr gebracht und nun zum Lohne dafür den Tod empfangen sollte. Pausanias leugnete nichts von alle dem und bat nur, er möge gegen das heilige Versprechen der Sicherheit so schnell als möglich abreisen und seine Plane nicht hindern. Die Ephoren entfernten sich, nachdem sie alles vernommen, und machten Anstalten, sich seiner zu bemächtigen. Als er nun nach Sparta zurückgekehrt, auf der Straße ergriffen werden sollte, merkte er es an dem Gesicht eines der ihm nahenden Ephoren, womit er umging, und da ein anderer ihm außerdem aus Wohlwollen einen heimlichen Wink

31) Natürlich mußte er sich dadurch auch die Gunst und das Vertrauen der Perser zu erwerben suchen. Analoges hat zusammengestellt Staveren (zu *Nep.* Paus. 3). Zur Verachtung des griechischen Wesens aber mochte er wirklich auch durch die mannichfachen Beweise von Feigheit, Selbstsucht, Verrath, Uneinigkeit, sowie durch die Art und Weise, wie ausgezeichnete Männer behandelt zu werden anfingen, gegründete Berechtigung zu haben glauben. 32) Einen Beleg von dem gewaltthätigen Verfahren des Pausanias gegen die Einwohner von Byzanz liefert die Erzählung Plutarch's im Leben des Cimon (c. 6). Ein Mädchen von vornehmem Stande mußte ihm von den Ältern überliefert werden zur Unzucht. Als sie in der Dunkelheit seinem Lager nahte, und durch das Geräusch, welches sie durch eine umgestoßene Leuchte verursachte, ihn aus dem Schlafe erweckte, glaubte er, es nahe ihm ein Mörder und tödtete sie. Sie verfolgte ihn nun als Gespenst, und ihre Seele zu sühnen ging er nach Heraklea zu dem dortigen *νεκυομαντεῖον*, wo ihm sein bevorstehender Untergang geweissagt ward. Plutarch giebt den Vorfall als einen Grund an, weshalb die Bundesgenossen so auf ihn aufgebracht wurden, daß sie ihn nöthigten aus Byzanz zu entweichen. Natürlich mußte es ihrer Sache schaden, wenn die Befreiung vom persischen Joche nur desto größern Druck verursachte. Über die Behandlung der Generale der Bundesgenossen, denen gegenüber er sich ganz als orientalischen Satrapen durch die Härte, mit der er sie jederzeit anließ, durch die Schwierigkeiten, mit denen er seine Audienzen umgab, zeigte, sowie über die der gemeinen Soldaten, die mit Ruthen gepeitscht oder ganze Tage lang mit eisernem Anker im Arme stehen mußten, in allem aber den Spartanern nachgesetzt wurden, vergl. *Plut.* Aristid. 23. 33) Der Zusatz des Thucydides (I, 131) *ἔξεστι δὲ τοῖς Ἐφόροις τὸν βασιλέα δρᾶσαι τοῦτο* beweist nicht, daß er König war.

34) Nach Nepos floh er in das Heiligthum des Poseidon auf dem Vorgebirge Tänarum, und setzte sich daselbst nieder am Altare des Gottes. Die Erzählung des Nepos weicht auch in Folgendem ab. Neben dem Altare, sagt er, machten die Ephoren eine Stätte unter der Erde zurecht, von wo aus man jedes Gespräch mit dem Argilier hören konnte. Einer der Ephoren verbarg sich in diesem unterirdischen Orte. Wesseling (zu *Diod. Sic.* XI, 45) ist der Meinung, daß Nepos hier andern Autoritäten gefolgt ist.

gab, floh er in schnellem Lauf in das nahe, schutzflehende, sichernde Heiligthum der Athene Chalkiókos, das er, ehe die Verfolger ihn ereilten, erreichte. Um nicht unter freiem Himmel zu sein, ging er in ein kleines zu dem Heiligthume gehörendes Haus [35]) und verhielt sich ruhig. Aber das Verderben ereilte ihn gleichwol. Man deckte das Dach des Hauses ab [36]), vermauerte die Thüren und umlagerte ihn so lange, bis er dem Hungertode nah war. Als man bemerkte, daß er den Geist aufgeben wolle [37]), ward er herausgeführt, worauf er sogleich verschied. Man wollte ihn nun gleich andern Verbrechern in den Schlund Kaiadas werfen, beschloß jedoch noch, ihn an einer Stelle in der Nähe des Schlundes einzugraben [38]). Der delphische Gott aber gebot später sein Grab an den Ort zu versetzen, wo er gestorben war, und daselbst lag er noch zu Thucydides' Zeit (*καὶ νῦν κεῖται ἐν τῷ προτεμενίσματι, ὃ γραφῇ στῆλαι δηλοῦσι*). Der Ort war bezeichnet durch eine Säule mit einer Inschrift. Für die am Heiligthume verübte Frevelthat foderte Apollo, daß statt eines Leibes zwei der Athene Chalkiókos übergeben würden, worauf die Lacedämonier zwei eherne Bildsäulen fertigten und sie der Göttin weihten [39]). Wie aber öfter die Spartiaten gegen die Athener von dem an den Kyloniden verübten Frevel zu politischen Zwecken Gebrauch machten, so thaten nun auch die Athener gegen die Spartiaten ein Gleiches mit dem Frevel, der am Heiligthume der Athene Chalkiókos verübt war (*Thuc.* I, 135. 128). Des Pausanias Verrath ward Veranlassung, daß man auch den Themistokles verfolgte; er mußte Argos verlassen und floh, nachdem er im nördlichen Griechenland bei dem König der Molosser sich aufgehalten, nach Kleinasien, im J. 466 (vergl. *Clinton*, Fast. zu dem Jahre 471. *Nepos*, Themistocles. c. 8). Zwischen 471 und 466 fällt also der Tod des Pausanias. (*Voigt.*)

PAUSANIAS, des älteren Pausanias Enkel, des Pleistoanax Sohn. Noch unmündig erhielt er gleichwol an der Stelle seines von 444—426 (cf. *Clinton.* F. H. Append. III) in der Verbannung lebenden Vaters die königl. Würde. Thucydides (III, 26) gedenkt seiner als noch unmündigen Königs im Sommer 427, wo sein Oheim Cleomenes als sein Stellvertreter einen Einfall nach Attica leitete. Nach des Vaters Tode, im J. 408, regierte er noch 14 Jahre [1]), bis ihn gleiches Schicksal, als Verbannter leben zu müssen, traf, weil er, nach der Meinung seiner Ankläger, dem Interesse des Vaterlandes entgegen gehandelt, und das der Feinde Sparta's gefördert habe. Bei zwei Gelegenheiten hatte er zu dieser Meinung von sich Veranlassung gegeben. Zuerst in dem Kampfe des Thrasybul gegen die 30 Tyrannen, wo er, an der Spitze eines lacedämonischen Heeres den letzteren zu Hilfe geschickt, die Anhänger des Thrasybul im Piräeus zwar besiegte, dann aber seinen Sieg nicht verfolgte, sondern im Gegentheil wesentlich dazu beitrug, daß die Tyrannen gestürzt und die Demokratie neu begründet ward. Die Quelle dieses Verfahrens sucht Xenophon [2]), der diese Begebenheit ausführlich erzählt, in dem Neide des Pausanias gegen Lysander, den auch, wenn nicht alle, doch mehre der Ephoren theilten; und das ganze Unternehmen erscheint nach seiner, wie auch des Plutarch, Darstellung, als ein nur zum Schein gegen Thrasybul unternommenes, das im Grunde, im Einverständniß mit einem Theile der Ephoren, darauf berechnet war, dem Lysander und seinem Bruder Libys es unmöglich zu machen, den Thrasybul im Piräeus zu vernichten und die Macht der Tyrannen noch mehr zu befestigen; wobei zugleich die Befürchtung mitwirkte, es möge Lysander zu mächtig und durch seine Macht gefährlich werden [3]). Pausanias [4]) dagegen leitet seine Handlungsweise von einer gewissen liberalen Gesinnung her; er habe den spartanischen Staat nicht mit dem schimpflichsten aller Makel beflecken wollen, daß man von demselben sage, er habe die Tyrannis gottloser Männer befestigt. Die Folge davon war, daß er, nach Sparta zurückgekehrt, verklagt ward (*Paus.* l. c.) vor dem Gerichtshofe, der aus den Geronten, den Ephoren und dem zweiten Könige, damals Agis, bestand. Vierzehn Geronten und König Agis verurtheilten ihn, die übrigen sprachen ihn frei [5]). Später beschuldigte man

35) Was Thucydides von dem Hause erzählt, erzählen andere (Nepos, Chrysermus, Diodor) von dem Tempel selbst. 36) *Nep.* c. 5: quo facilius sub divo interiret. Chrysermus (und nach ihm Plutarch) erzählt beim Stobäus (XXXVIII, p. 228), daß des Pausanias eigne Ältern mit dabei thätig gewesen. Nepos sagt es nur von der Mutter. 37) Als er sterben wollte, soll er dreimal gerufen haben: *ὦ ξένε Κεῖε, μέγα τι ἄρα χρῆμα ἦν ὁ λόγος σου, ἐγὼ δὲ ὑπ' ἀνοίας οὐδὲν αὐτὸν ὤμην εἶναι.* *Aelian* l. c. 38) Plutarch (Parall. 10. ed. *Hutig.*) erzählt, daß seine Mutter (sie hieß nach Polyänus [l. VIII. c. 51] Theano, nach dem Scholiasten zu Aristophanes' Rittern Alcathea, nach Suidas Anchithea, nach dem Scholiasten des Thucydides Alcithea) den Leichnam hinausgeworfen, um unbeerdigt liegen zu bleiben. Ebenso Chrysermus. — Diodor (XI, 45) und Tzetzes (Chil. XII, 477) berichten blos: „Als die Lacedämonier, die den Pausanias bis ans Heiligthum verfolgt, nicht wußten, was sie thun sollten, legte die eigene Mutter Steine in den Eingang und entfernte sich, worauf man der Weisung der Mutter folgend, die Thür vermauerte." Nach Chrysermus that dies der Vater, der dann mit der Mutter den Eingang bewachte, bis der Sohn todt war, worauf die Mutter that, was aus Plutarch berichtet ist. Mit Diodor und Tzetzes stimmt überein Polyänus (VIII, 51). Auch Suidas (l. c.). So einfach wie Thucydides erzählt den Hergang der Sache Lykurg (in Leocr. p. 166), Älian (V. H. IV, 7) dem Timäus folgend, läßt den Leichnam unbestattet über die Grenze geworfen werden, schreibt es aber nicht der Mutter zu. Es wäre dem Pausanias also geschehen, was in Beziehung auf Polynices Kreon verordnet, bei *Eurip.* Phoen. 1623. ed. *Valck.*:

τόνδε δ', ὃς Πέρσων πόλιν
Πατρίδα σὺν ἄλλοις ἦλθε, Πολυνείκους νέκυν,
Ἐκβάλετ' ἄθαπτον τῆσδ' ὅρων ἔξω χθονός.

Seinen Tod setzt Müller in Ol. 78, 1. An einer bestimmten Angabe der Alten fehlt es. Nur so viel ist gewiß, daß er nach 471 starb. Denn in diesem Jahre ward Themistokles verbannt, und als er in der Verbannung in Argos lebte, theilte Pausanias ihm seine Plane mit (*Plut.* Them. l. c.). Er war noch in Argos, als des Letztern Verrath bekannt und bestraft ward (*Plut.* l. c.). 39) Plutarch (de sera numinis vindicta, 560. 59 sq.) erzählt, die Spartiaten hätten vom Orakel den Befehl erhalten, die Seele des Pausanias zu versöhnen, was dieselben bewerkstelligt hätten durch Geisterbeschwörer, die sie aus Italien hätten kommen lassen.

1) *Diod.* XIII, 75. XIV, 89. 2) Hist. graeca. II, 4, 29—39. cf. *Lysias*, contra Poliuchum. p. 604. *Plut.* Lysander. c. 21. 3) *Xenoph.* l. c. §. 29. 4) De situ Graec. III, 5. 5) *Paus.*: *τὸ δὲ ἄλλο ἀπέγνω δικαστήριον* — worunter also auch die Ephoren waren, die nach der Xenophontischen Erzählung sowol in dem Beschluß des Kriegszuges, als auch während desselben (denn

ihn wiederum, daß er durch zu spätes Eintreffen mit dem peloponnesischen Heere den Verlust der Schlacht bei Haliartos, wo Lysander seinen Tod fand, verursacht [6]), und als er nach der Schlacht angekommen, statt einen neuen Kampf zu versuchen, die Gebliebenen im Schutz eines Waffenstillstandes, der die Feinde als Sieger anerkannte, bestattet habe und nach Hause gezogen sei. Allein, daß Pausanias an der Schlacht nicht Theil nahm, davon lag die Schuld in dem Ungestüm des Lysander, der die Ankunft des Königs nicht abwartete [7]); und daß er keine neue lieferte, ward durch die wichtigsten Umstände verhindert, die er mit einem Kriegsrathe reiflich erwogen hatte [8]), dessen Beschluß von Pausanias [9]) durchaus gebilligt wird. Gleichwol ward er, als er nach Hause zurückkam, auf Tod und Leben angeklagt und weil er nicht vor Gericht sich stellte, zum Tode verurtheilt. Unter den drei Beschuldigungen, die man gegen ihn vorbrachte, war die dritte die schon früher gemachte: „daß er, nachdem er des athenienſischen Demos im Piräeus Meister geworden, ihn wieder freigelassen habe [10])." Er floh nach Tegea, wo er sicher in dem Heiligthume der Athene lebte, bis er (*Xenoph.* l. c. 25) an einer Krankheit starb (cf. *Plutarch.* Lysand. c. 31. *Paus.* l. c.), nach 385 (*Clinton* l. c. cf. *Xenoph.*, H. Gr. V, 2. 3 und 6), denn in diesem Jahre belagerte sein Sohn Agesipolis, der ihm in der königlichen Würde gefolgt war, Mantinea, nach dessen Einnahme Pausanias den Vorstehern der Stadt, mit denen er in freundlichem Verhältniß stand, bei seinem Sohne Gnade auswirkte. (*Voigt.*)

PAUSANIAS. Dieser Name kommt in der macedonischen Königsfamilie nicht selten vor; bei Thucydides (I, 61) wird uns ein Pausanias genannt, der zu den Feinden des Königs Perdikkas II. gehörte und, wie der Scholiast bemerkt, von einigen für einen Sohn, von andern für einen Bruder des Perdas gehalten wird. Einen macedonischen König dieses Namens, Nachfolger und Sohn des Äropos, Vorgänger von Amyntas II., erwähnt Diodor (XIV, 82 u. 84), nach welchem er ein Jahr, 393 —394 v. Chr., regiert hat. Dexippus übergeht ihn und läßt unmittelbar auf Äropos den Amyntas folgen. — Zur königlichen Familie gehörte auch (nach dem Schol. *Aeschin.* p. 754 *R.*) der Pausanias, welcher, nachdem Amyntas II. Ol. 102, 3 (— 370) gestorben, von seinen drei Söhnen aber der älteste und sein unmittelbarer Nachfolger Alexander von Ptolemäus Alorites ermordet worden war, Ol. 103, 1 (— 368), indem die beiden andern Prinzen, Perdikkas und Philipp, noch Kinder waren, und deren Mutter, die Eurydice, von denen verrathen wurde, welche sich als ihre Freunde gestellt hatten, sich nachdem er wie es scheint, von Amyntas verbannt worden war und als Flüchtling gelebt hatte, im Vertrauen auf die günstige Gelegenheit, auf die ihm zu Gebote stehende hellenische Macht, auf seine Verbindungen unter den Macedoniern, sich des Reiches zu bemächtigen gesucht hat; er hatte bereits große Fortschritte gemacht, als der attische Feldherr Iphikrates der Witwe zu Hilfe kam und mit einem attischen Heere den Pausanias verjagte, wodurch dem nachher so berühmt gewordenen Philipp das Reich erhalten wurde (*Aeschin.*, De leg. p. 212 sq. *Nep.* Iphicr. 3). (*H.*)

PAUSANIAS, der Mörder Philipp's, Königs von Macedonien, war ein Macedonier aus der Landschaft Orestis (*Diod.* 16, 93) — nobilis ex Macedonibus, nemini suspectus adolescens nennt ihn Justin (IX, 6), wo er von seinem Morde spricht — und als er seine That ausführte, königlicher Leibwächter. Nach Diodor, Justin, Aristoteles (Pol. V, 10) ging die That hervor aus einer Privatbeleidigung, welche Aristoteles mit den Worten „*διὰ τὸ ἐᾶσαι ὑβρισθῆναι αὐτὸν ὑπὸ τῶν περὶ Ἄτταλον*" angibt, Diodor und Justin ausführlicher, doch etwas von einander abweichend, mittheilen. Diodor berichtet: Pausanias, des Königs Leibwächter, sei dessen Freund geworden wegen seiner Schönheit. Als er gesehen, daß ein anderer Pausanias vom Könige geliebt werde, habe er (Pausanias) demselben sein Verhältniß zum Könige in entehrenden Ausdrücken vorgeworfen, wodurch dieser so empfindlich berührt worden, daß er, nachdem er Alles seinem Freunde Attalos, einem Verwandten des Königs durch Kleopatra, mitgetheilt, in einer Schlacht gegen die Illyrier den Tod gesucht und in aufopfernder Vertheidigung der Person seines Königs gefunden habe. Attalos, als er dies erfahren, habe den Pausanias zu einem Gastmahle eingeladen, trunken gemacht und dann Mauleseltreibern zu körperlicher Beschimpfung (*εἰς ὕβριν καὶ παροινίαν ἑταιρικήν*) übergeben. Darüber habe dann Pausanias sich bei dem Könige beklagt und des Attalos Bestrafung verlangt. Philipp sei erbittert gewesen, habe aber, theils wegen der Verwandtschaft, theils weil er seiner zu dem Zuge gegen Persien bedurft, fürs erste nicht gegen Attalos verfahren wollen, und einstweilen des Pausanias Zorn zu versöhnen gesucht durch ansehnliche Geschenke und durch Beförderung desselben zu einer höhern Stellung in der Leibwache. Aber nun habe sein Rachedurst auch auf den König sich erstreckt, und als der Philosoph Hermokrates, dessen Schüler er gewesen, ihm auf die Frage, wie man am besten berühmt werden könnte, geantwortet, daß durch den Mord eines bedeutenden Mannes dies geschehen könne, habe er den Entschluß zu Philipp's Ermordung gefaßt und diesen ausgeführt beim Herausgehen des Königs aus dem Theater mit einem keltischen Dolche. Entfliehend nach der That und fast entronnen, weil er zur Flucht bereitgestellte Pferde beinahe erreicht gehabt, sei er gefallen und von den nachsetzenden Leibwächtern eingeholt und niedergehauen wor-

die beiden Ephoren, die Pausanias begleiteten, wußten um alle Schritte zu Gunsten der Demokraten) mit ihm einverstanden waren.

6) *Paus.* l. c. *Xenoph.* l. c. III, 5, 21—25. cf. §. 6 u. 7. 7) *Xenoph.* l. c. §. 18. 8) *Xenoph.* l. c. §. 23. 9) l. c. §. 5. *ἐγὼ δὲ ἐπαινῶ τῶνδε εἵνεκα τὸ βούλευμα κ. τ. λ.* 10) Schneider (zu *Xenoph.* Hellen. III, 5, 25) bezieht die Notiz des Aristoteles (Pol. V, 1), König Pausanias habe die Ephorie aufheben wollen, auf diesen Pausanias, des älteren Enkel. Es kann ihn nichts weiter als der Zusatz *βασιλεύς* zu dieser Annahme bestimmt haben, welcher nicht nur der Umstand widerspricht, daß Pausanias mit den Ephoren vereint dem Lysander entgegenarbeitete und durch sie Freisprechung erlangte, sondern auch die Anhänglichkeit an die bestehende Verfassung seiner Vaterstadt, die man aus einer Äußerung bei Plutarch (Apophth. Lac. 230) schließen kann.

Thron vorhanden. Jenseit des Hermus ist eine Bildsäule der Aphrodite zu Temnus, welche nach der Überlieferung der Sage Pelops geweiht hat." Daß hier durch die Namen Pelops, Tantalus, Sipylus, Hermus, Temnus Lydien bezeichnet werde, wird dadurch außer Zweifel gesetzt, daß Pausanias (V, 1, 5) übereinstimmend mit Tacitus (Ann. IV, 55) und mit Andern den Pelops ausdrücklich einen Lydier nennt. Die beistimmenden Schriftsteller sind in unsern Anmerkungen zu dieser Stelle nachgewiesen; der eine von ihnen sagt sogar: οἱ πλείους Λυδὸν λέγουσιν. Da nun Pausanias von diesem Lydier sagt, er wohnte bei uns, und davon noch zu seiner Zeit vorhandene Denkmäler anführt, so darf man hieraus schließen, daß bei uns von Lydien zu verstehen, und also Pausanias ein Lydier gewesen sei. Die Ursache, warum einige Andere den Pelops für einen Phrygier ausgeben, ist vermuthlich keine andere, als weil die Alten das Land um den Sipylus auch Phrygien nennen, wie uns Strabo (XII, 571) belehrt.' Darum haben auch wol die griechischen Künstler den Pelops in lydo-phrygischer Tracht dargestellt (s. O. Müller's Archäol. S. 571). Über das Grabmal des Tantalus, das Pausanias (II, 22, 4) selbst zu Sipylus gesehen zu haben versichert, wird im Auslande 1836. Nr. 63 Folgendes berichtet: „In der Nähe von Smyrna, am Abhange des Berges Sipylus, finden sich ausgedehnte Ruinen, das Grab des Tantalus besteht hier noch ganz. — Der See, der sich da bildete, besteht noch. Die Citadelle ist noch fast ganz erhalten. — Das Grab des Tantalus ist von der Art, welche die Alten tumulus nannten, und mit einer runden pelasgischen Grundmauer versehen. In der Mitte ist ein großes Gemach, in welchem der Körper des Königs lag. Die Todtenkammer kann man jetzt in allen Theilen genau untersuchen, nachdem der französische Admiral Massieu de Clerval den Schutt hat wegschaffen lassen. Es ist ein aus behauenen Steinen ausgeführter, in Kreuzbogen gewölbter Saal." Wenn ferner Pausanias (I, 21, 5) bezeugt, daß er selbst auf dem Berge Sipylus die nach der Fabel in Stein verwandelte Niobe gesehen habe, und (I, 24, 8) als Augenzeuge erzählt, wie zu drei verschiedenen Malen die Heuschrecken um Sipylus herum vertilgt worden seien, so deutet dieses, verbunden mit V, 27, 3, wo er von den lydischen Städten Hierocäsarea und Hypäpa etwas Besonderes anführt, wenigstens einen längern Aufenthalt des Pausanias in Lydien an. Dieser unsrer Meinung über das Vaterland des Pausanias sind König in seiner weiter unten anzuführenden Preisschrift (S. 3) und Pastor Schinke in seinem sehr fleißig gearbeiteten Commentar zu Schaaff's Encykl. des class. Alterthums (1. Th. 1. Abth. S. 486), beigetreten, obgleich Kruse in seiner Hellas (1. Th. S. 45) geschrieben hatte: „Siebelis macht ohne hinreichenden Grund Lydien zum Vaterlande des Pausanias." Aber warum deckte er das Unzureichende unsrer Gründe nicht auf? In der neuesten Ausgabe des Pausanias hat auch D. Schubart (2. Th. S. 4—8) einige Bemerkungen über das Vaterland des Pausanias vorgetragen, die er den unsrigen entgegenstellt, setzt aber hinzu: His observationibus difficilem de Pausaniae persona atque patria quaestionem ad dilucidum perduxisse neutiquam mihi videor. Darum wird in dieser Ausgabe (3. Th. S. XI) wiederum vom Pausanias gesagt: sive ille Cappadox sive Lydus fuit. Da nun auch schon unser Goldhagen zweifelte, ob der Pausanias des Philostratus mit unserm Pausanias, dem Verfasser der Beschreibung von Griechenland, eine und dieselbe Person gewesen sei, und es vielmehr wahrscheinlich ist, daß sie von einander unterschieden werden müssen, so haben wir gerathen, jenen den Kappadocier von seinem Vaterlande, diesen den Periegeten von seinem Werke zu nennen, das Stephanus aus Byzanz an mehren Orten unter dem Titel Περιήγησις τῆς Ἑλλάδος anführt. Periegeten nannte man in Griechenland die Männer, welche die Fremden in den griechischen Städten herumführten und ihnen die Merkwürdigkeiten in denselben zeigten, auch die Sagen oder Geschichten von diesen Gegenständen erzählten. Der Name wurde aber auch auf die Schriftsteller übergetragen, welche dergleichen in ihren Werken, die daher Περιηγήσεις hießen, mittheilten (s. Historicor. graec. antiquiss. fragm. von Creuzer. S. 19 fg.)

Die Bestimmung des Zeitalters, in welchem der Perieget Pausanias gelebt hat, macht keine Schwierigkeit, da wir es in seinem Werke hin und wieder deutlich angegeben finden. Aus den Zeugnissen, die Referent in seiner Ausgabe (1. Th. S. 7 fg.) angeführt hat, geht hervor, daß er unter der Regierung des Hadrianus und der beiden Antonine geschrieben habe. Man füge noch II, 7, 1 hinzu, wo ein Erdbeben erwähnt wird, welches, wie man annimmt, unter Antoninus Pius Sicyon und einen Theil von Kleinasien verheerte.

Was stellt aber dieses Zeitalter für ein Gemälde von den Zuständen Griechenlands und des griechischen Volks auf! Den Wohlstand Griechenlands zu untergraben hatten, seit dem Kampfe zwischen Athen und Sparta die Griechen selbst sich alle Mühe gegeben. Die Kriege der Römer in Griechenland unter Q. Flamininus, Æmilius Paulus, Sylla, Cäsar und Pompejus, den Triumvirn und den Häuptern der Republikaner verwüsteten und verödeten einen großen Theil des unglücklichen Landes. Nachdem Korinth gefallen, und der achäische Bund vernichtet war, nahmen die Römer den sämmtlichen Griechen die Waffen und ihren Städten die Mauern (*Paus.* II, 1, 2 und VII, 17). Kunstwerke und Götterbilder wurden nach Italien und Rom abgeführt. Von dem, was die Kriege verschont hatten, eigneten sich die Statthalter und Kaiser zu, was ihnen gefiel. Pausanias zählt (V, 23, 2) die Städte in Griechenland auf, welche zu seiner Zeit wüste lagen. Strabo versichert, daß er von Böotiens Städten, Thespiä und Tanagra ausgenommen, nichts mehr übrig gefunden habe, als Ruinen und Namen. Von Arkadien weiß derselbe fast gar nichts anzuführen, weil die Städte während der Kriege größtentheils vernichtet und verschwunden waren (vgl. *Cic.*, Ep. ad famil. IV, 5).

Die Griechen selbst sanken bei dem unglücklichen Zustande ihres Landes immer tiefer unter ihre ehemalige

Irrthums, bald der Dummheit beschuldigte, weil man ohne alles Bedenken annahm, Pausanias trage überall seine eignen Gedanken vor, spreche in seiner Person, und glaube, was er erzähle. Wer so die Ehre des Pausanias kränkt, dem rufen wir die ernste Erinnerung beim Athenäus (V, 178 d.) ins Gedächtniß zurück: *οὐκ, εἴ τι λέγεται παρ' Ὁμήρῳ, τοῦθ' Ὅμηρος λέγει*, und bitten ihn, dieses auch auf den Pausanias anzuwenden, und die oft von ihm gebrauchten Ausdrücke *φασίν*, *λέγουσιν*, *καλοῦσιν*, *φήμη ἔχει*, *λόγος ἐστίν*, *ᾄδεται* nicht mehr zu übersehen. Fabeln mischt er öfter ein, läßt aber die Leser, ohne ihrem Urtheile vorzugreifen, darüber urtheilen, wie sie wollen; nur bisweilen erklärt er sich dagegen (wie I, 30, 3. III, 25, 4. VI, 8, 2). Vorzüglich aber machen wir auf diese Selbstgeständnisse aufmerksam: „Ich muß zwar sagen, was die Griechen sagen, aber ich muß nicht alles glauben (VI, 3, 4 [ganz wie *Herod.* VII, 152]). Dieses und was dem Ähnliches von den Göttern verbreitet ist, glaubte ich nicht übergehen zu dürfen, wiewol ich es keineswegs für wahr halte (II, 17, 4). Ich glaube nicht, daß ein Mensch in einen Vogel verwandelt worden sei" (I, 30, 3. VI, 8, 2). Ja er hielt selbst lange Zeit viele Erzählungen der Griechen von den Göttern für abgeschmackt, bis er auf die Vorstellung kam, daß sie nicht wörtlich zu verstehen seien, und darum wolle er nun von den göttlichen Dingen reden, wie die Vorfahren sich darüber ausgesprochen hätten (VIII, 8, 2). Das ist aber nach unsrer Ansicht ein noch nicht genug anerkanntes Hauptverdienst des Pausanias, daß er uns so viele Belehrungen über die rohen Vorstellungen, welche das Volk damals von seinen Göttern hatte, und über die ganz sinnliche und vernunftlose Verehrung ertheilt hat, welche das Volk ihnen erwies; was für den Historiker, welcher den Religions- und Culturzustand unter dem gemeinen griechischen Volke der damaligen Zeit erforschen will, von großer Wichtigkeit ist. Denn Schiller sagt wol mit Recht: „in seinen Göttern malet der Mensch sich." Wie weit wenigstens in niedern Kreisen der Geschmack an Fabeleien verbreitet gewesen sei, geht auch daraus hervor, daß Paulus den Timotheus ermahnt, „sich der altvetterischen Fabeln zu entschlagen." Endlich erklärt er sich ehrlich über das, was er weder selbst gesehen noch gehört habe (wie III, 24, 5. IV, 31, 5).

Dennoch haben ihm Einige Leichtgläubigkeit vorgeworfen, wie Goldhagen zu X, 4, 4; gleichwol kann man es dem Pausanias nicht anmerken, daß er selbst glaubt, was er hier erzählt, sondern er führt nur an, was ihm ein gewisser Cleon mitgetheilt habe, und setzt am Ende hinzu: „das sagte dieser." Man vergl. noch zu II, 29, 7 und Dodwell's Reise durch Griechenland, I. 1, 218. Andere nennen ihn einen abergläubischen Menschen, z. B. wegen IX, 23, 2, und doch geht auch hier ein *λέγεται* voran. Daß man nicht zu vorschnell urtheile, erinnern wir an die beiden Stellen aus Dionysius von Halikarn. und Lucianus, die wir in den Fragm. *Phanodemi* etc. p. XXXV, 59 angeführt haben. Von diesem Tadel, der sich aber doch großentheils darauf gründet, daß man nicht unterscheidet, was von Pausanias selbst, und was bei ihm von And wird, wollen wir nicht freisprechen (VIII, 2. 37, 3. 40 und 41), müssen aber doch daran zu erinnern bitten, wie abergläubisch selbst di in der Apostelgeschichte erscheinen. Wir sagen schuldigung des Pausanias weiter nichts, als d seinem Herodot den frommen Glauben gemein die menschliche Kraft nichts sei, und Alles von heit geleitet werde und abhänge. Von diesem zeigen sich schon beim Homer deutliche Spuren Disput. quinque p. 55).

Ferner ist die Genauigkeit zu rühmen, m Pausanias die Grenzen jedes einzelnen Gebietes Wege von Ort zu Ort, ihre Länge und Rid von ihnen auslaufenden Nebenwege, und das dige in der Nähe derselben angibt. Hin und n kommende Irrthümer, namentlich in der Chrono schuldigen wir nicht. Unbillig hat man den getadelt, daß er über Manches entweder gan oder zu karglaut ist. Freilich wenn man das, in seiner Ausgabe (1. Th. S. 15 fg.) gesagt den Schriften Anderer angeführt hat, nicht bea man fortfahren dieses zu tadeln. Wir setzen hinzu: III, 18, 7 sagt er: „die Gebilde (am schen Throne) einzeln genau durchzugehen, wür ser ermüden; daher kurz nur Einiges, da ja nicht unbekannt ist." Das gilt noch mehr von Olympia. Darüber lesen wir die merkwürdig bei Arrian (Dissert. I, 6, 23): „ihr reiset n pia, um das Werk des Phidias zu sehen, und euch hält es für ein Unglück, zu sterben, ohne zu haben." Daß er über die Mysterien schw hoffentlich Niemand bespötteln, der sich an He III, 2, 26) erinnert.

Zur Geschichte der griechischen K Künstler hat Pausanias reichen Stoff geliefe man ihn ohne hochfahrende Tadelsucht benutzt, n seine Beschreibungen und Deutungen der Kuns higer beurtheilt haben! Aber was soll man sa selbst ein berühmter Archäolog, der über di schrieb, die von Pausanias gegebene Deutung schen *Νίκη ἄπτερος* (*Paus.* I, 22, 4 u. III, 1 spottet? Freilich denjenigen, welche an die g geschmackvolle Sprache derer, die in unsern Blättern über Kunst und Künstler berichten, sind, werden des Pausanias schlichte und affe schreibungen von Kunstwerken sehr kalt und scheinen, da es ihnen an dem, was die Franzo nennen, fehle. Wir gestatten Jedem über di Weise, wie Pausanias die Kunstwerke beschreib theilen, wie er will, nur bitten wir, daß er Ni denes nicht sogleich table, und die Ursachen, dies und jenes nicht verstand, nicht sowol in de nias suche, als in sich selbst. Quatremère dachte, vielleicht von Heyne ermuthiget (s. d Aufs. S. 11, wogegen sich J. H. Voß [in de Br. II. S. 51] erhob) freilich anders; er sagt ter Olympien (S. 348): „wenn er in seiner

bung der vom Pausanias erwähnten Kunstwerke sich irgendwo von der Wahrheit entfernt habe, so falle die Schuld nicht auf ihn, sondern lediglich auf den Pausanias, der gewöhnlich nicht auf schulgerechte Weise von alterthümlichen Werken spreche, und in dem, was er von ihnen anführe, finde man nicht le coup d'oeil d'un artiste, ni le langage d'un homme exercé à rassembler par le discours les parties d'un tout. Il n'y a chez lui ni liaison, ni transition, ni point d'arrêt. On passe d'un peribole d'un temple au sanctuaire sans être instruit du changement de lieu."

Durch das, was bisher über den Fleiß, die Sorgfalt und Genauigkeit in den Berichten des Pausanias, wie über die Prüfung und den vorsichtigen Gebrauch seiner Quellen gesagt werden konnte, wünschen wir den Leser in den Stand gesetzt zu haben, über seine Glaubwürdigkeit ein unparteiisches Urtheil zu fällen; man erlaube nur noch Folgendes hinzuzufügen. Bayle schrieb in seiner Diss. sur l'Hippomanes: Pausanias, qui s'étoit fait une étude principale d'examiner les monumens de la Grèce, est un auteur incomparablement plus exact que Pline; im Dictionnaire unter d. Art. Amphilochus zieht er ihn dem Livius weit vor; und Mitford in seiner Geschichte von Griechenland (I, 78) behauptete, daß Pausanias mehr Glauben verdiene, als Diodorus Siculus und Plutarch, denn er sei kritischer als jener, und sorgfältiger als dieser. Wir erwähnen noch die Preisschrift des Ferd. Chr. König: De Pausaniae fide et auctoritate in historia, mythologia, artibusque Graecorum tradendis praestita (1832). Er sagt S. 8: In his, quae ipse visu percepit enarrandis maximum esse Pausaniae fidem, curam, diligentiam omnes, qui aliquid judicare possunt, uno ore consentiunt, und nennt Dodwell, Gell, Leake. Auch Strabo erscheint in mehren weniger glaubwürdig, als Pausanias (s. Leake, bei König S. 9. Coraïs u. Groskurd zu *Strab.* VIII, 347 (96). Casaubonus in seinem Comm. zum *Strab.* p. 163. 177). Über manches aber, was König tadelte, denkt er vielleicht jetzt schon anders. Was Carl Fr. Merleker in seinen drei Büchern Achaicorum 1837 über den Pausanias und seine Glaubwürdigkeit sagt, das hat seine Würdigung in der Zeitschrift für Alterthumswissenschaft 1837. N. 126—128 gefunden.

Wir gehen zu einer kurzen Darstellung der stylistischen und grammatischen Eigenthümlichkeiten des Pausanias über, welche sehr scharfen Tadel, doch nicht immer mit Recht, erfahren haben (s. Vorr. z. 1. Th. unsers Paus. S. XVIII fg.). Wer aber, wie billig, annimmt, daß auch hierauf sein Vaterland und die Menschen, unter welchen er aufgewachsen ist, Einfluß gehabt haben, der wird Bedenken tragen, in den harten Tadel einzustimmen, womit der Verfasser eines Programmes von 1822 (s. die Vorr. des 2. Th. meiner Ausg.) den Pausanias überhäuft. Ebenderselbe meint, daß Pausanias dem Hegesias aus Magnesia am Sipylus nachgeahmt habe, was mit einer andern Äußerung desselben Verfassers, daß er, wie Herodot, in Räthseln spreche, nicht wol übereinstimmt. Ungünstig haben sich auch Heyne, Manso (s. 1. Th. mein. Ausg. S. XVIII) und Bernhardy (in der Synt. der griech. Spr. S. 36) über die Schreibart des Pausanias ausgesprochen, von welcher wir selbst vor Kurzem eingeräumt haben, daß sie nicht elegant sei. Im. Bekker nennt den Pausanias scriptorem saepissime praeposterum et dedita opera obscurum. Aber wie konnte er sich da mit einem solchen Schriftsteller so abgeben, daß er sogar eine Ausgabe desselben lieferte? Aber man ist im Eifer gegen den Pausanias noch weiter gegangen, und hat sein Streben nach Simplicität, das ihm zum Lobe gereichte, ihm als großen Fehler angerechnet, und eine unerträgliche Affectation genannt. Wenn aber die Bemerkung des Ruhnkenius in der Vorrede zu des Timäus Lexikon richtig ist: Vix quisquam post heroica illa tempora (die Zeiten der besten griechischen Schriftsteller) ad scribendum accessit, quin se totum ad aliquem antiquiorum, qui omnium consensu ingenii ac doctrinae principatum obtinerent, exprimendum imitandumque daret. Quemcunque vero sibi elegisset, ejus non solum orationis habitum formulasque loquendi, sed sententias etiam et bene dicta acerrimo consectabatur studio, in succumque, quod ajunt, et sanguinem vertebat, so müßte man allen diesen ohne Ausnahme den Vorwurf der Affectation machen. Strabo sagt (XIII, 628) von dem Lydier Diodorus, „daß seine Schriften ziemlich gut die alterthümliche Schreibart darstellen;" er nennt das aber nicht Affectation. Was den Gebrauch des *καί—τε* anlangt, so ist schon erinnert worden, daß Pausanias hierin gar nicht etwa alte Sprache affectirt, sondern redet wie auch andre Griechen, namentlich, welchem er gern nachahmt, Thucydides, geredet habe. Der Ansicht, daß Pausanias dem Thucydides nachgeahmt habe, war auch Villoison (s. Wolf's lit. Annal. II. S. 416), denn Pausanias habe eine gewisse Härte und Abgerissenheit der Rede mit dem Thucydides gemein. Vorzüglich aber scheint Pausanias sich den Herodot zum Muster gewählt zu haben, worin Xylander, Sylburg, Wesseling, Valkenaer, Fr. A. Wolf, Schäfer und Creuzer übereinstimmen; und es ist deswegen ein index locorum Pausaniae cum Herodoteis collatorum unsrer Ausgabe angehängt worden. Das wird nun so gewendet, daß die Sprache des Pausanias Herodotische Räthselsprache genannt wird. Wenn nun Pausanias die Simplicität des Herodot nachahmt, kann man da wol von ihm sagen: intolerabili simplicitatis affectatione nauseam facit?

Zu den stylistischen Eigenthümlichkeiten des Pausanias gehören eine abgerissene Art des Vortrags; eine bisweilen lockere Verbindung der Gedanken (I, 15, 4. VII, 23, 2); Brachylogien; Parallelismen; häufige Parenthesen; gewisse Lieblingsausdrücke, wie *μεγέθει, μέγας, γενέσθαι* od. *ἀπολαύειν κακῶν, τὸ χρεὼν ἀπήγαγεν αὐτόν*, gesuchte Redensarten, wie *ἐς ἔρωτα ἥκειν ἁρπαγῆς καὶ κέρδους*; Einmischung poetischer Floskeln, wie VIII, 7, 5; Digressionen, von denen er doch auch die Ursache angibt, und eine besondere Wortstellung, die bisweilen auffallend ist (s. V, 17, 4. 14, 5. VII, 2, 2) und die vielleicht ihren Grund in einem gesuchten Rhythmus hat,

z. B. in Antiſpaſten, Diſpondeen, Ditrochäen am Ende der Sätze. Im. Bekker hat öfter nach einem Codex die Ordnung verändert, was wol nur die Übereinſtimmung der meiſten Handſchriften erlaubt. Auch iſt nicht zu vergeſſen, was Schäfer im Appar. crit. ad Dem. (I, 347) erinnert: Fallacissimum mihi videtur de vocum collocatione judicium in liberrima linguae graecae latinaeque syntaxi. So ungünſtig aber auch Heyne über die Schreibart des Pauſanias urtheilte, ſo lobt er doch in der Vorrede zu ſeiner Vorleſung über den Kaſten des Cypſelus das Gemeſſene und Einfache derſelben, und geſteht, daß er ſelbſt in dieſer Abhandlung nach dieſen Eigenſchaften des Styls geſtrebt habe, da ſie für ſolche Schriften die geeignetſten ſeien.

In grammatiſcher Hinſicht hat die Sprache des Pauſanias auch manches Eigenthümliche. Er liebt die Abwechſelung in der Conſtruction; ſetzt gern den Dativ ſtatt des Genitivs; was auch ſein Schüler Älianus nachahmte; verräth Unſicherheit im Gebrauche des Artikels (vgl. VII, 23, 5); daher Bekker oft ohne Noth corrigiren wollte; läßt nach der Weiſe des Herodot den Hiatus zu, wie ὑπὸ ἀνθρώπων, ἐπὶ ἡμῶν, ἐπὶ ἵππων, μετὰ ἕσπερον, μετὰ ὑμῶν, ἃ οἱ, ἢ ὁ; gebraucht nicht ſelten die joniſche Anaſtrophe, wie τῶν τινα ἑταίρων; hat hin und wieder das Imperfectum, wo Bekker den Aoriſt ſetzen wollte; macht hier und da von den genitivis abſolutis einen ungewöhnlichen Gebrauch; miſcht nominativos abſolutos mit ein; vertauſcht die Formen, z. B. κλεῖν und κλεῖδα, ὁ und ἡ χίων, und ſchreibt gewöhnlich οἱ und σφίσι für αὐτῷ und αὐτοῖς. Hier könnte vielleicht Jemand, durch *Fabric.* Bibl. gr. V, 310 veranlaßt, die Frage aufwerfen, ob unſer Pauſanias derſelbe Grammatiker ſei, den Euſtathius zum Homer ſo oft erwähnt. Von den Grammatikern verlangte man unter den römiſchen Kaiſern vom Tiberius an, daß ſie die mannichfaltigſten Kenntniſſe, beſonders in der Mythologie beſäßen, wie man aus Suetonius und Juvenalis ſehen kann, und allerdings bemerkt man etwas der Art in dem Reiſe- und archäologiſchen Werke des Pauſanias. Indeſſen findet ſich doch von dem, was Euſtathius aus dem Pauſanias beibringt, nichts in des Pauſanias Beſchreibung von Griechenland, und es muß wol dieſe Frage noch unentſchieden gelaſſen werden.

Es iſt noch übrig, daß wir eine Überſicht der vorzüglichſten Leiſtungen geben, welche ſich auf Kritik und Erklärung des Pauſanias beziehen. Gute Handſchriften ſind freilich eine Hauptquelle für die Textesreinigung der alten Claſſiker; wie viel aber auch ohne dieſes Hilfsmittel Aufmerkſamkeit, Sprachkenntniß und Scharfſinn zu leiſten im Stande ſind, hat Sylburg in der Textverbeſſerung des Pauſanias 1583 auf das Glänzendſte bewieſen. Über ein Jahrhundert ſpäter (1696) erſchien die Kuhn'ſche Ausgabe. Kuhn, zu wenig zur Beſorgung einer verbeſſerten Ausgabe des Pauſanias vorbereitet, fügte zwar Sylburg's Anmerkungen, aber nicht alle, auch nicht genau genug, zu den ſeinigen hinzu, und theilte einige Bemerkungen, die Caſaubonus an den Rand eines Exemplares der Aldina geſchrieben hatte, unter dem Zeic mit. Nun verfloſſen beinahe wieder 100 Jah cius mit ſeiner Handausgabe in vier Bänden (vortrat. Dieſer verbeſſerte Manches theils der Lesarten, die ihm aus einem moscauer C theilweiſe aus zwei wiener Handſchriften mitge den waren, theils durch beſſere Interpunction, b den Fehler, daß er ſich lediglich an die Kuhn gabe hielt, weßwegen er manche Sylburg'ſch rung nicht kennen lernte. Mehr wollte Clavie Pauſanias durch ſeine Ausgabe deſſelben thun 1814 bis 1821 in ſechs Bänden erſchien; Cla aber, da er im Sept. 1817 ſtarb, nur die be Bände ſelbſt beſorgen. Im 4. und 6. Ba Observations de M. Coray sur le texte d nias. Zu dieſer Ausgabe kam 1823 noch ei ment, welches kritiſche und einige ſachliche An enthält, aber über die beiden letzten Bücher gan Clavier legte den Text von Facius bei ſeine zum Grunde, benutzte aber dabei die pariſer H ten, doch nicht mit der Sorgfalt, daß eine Wie chung derſelben unnöthig geweſen wäre. D wol Im. Bekker nicht mit Unrecht: Clavigeri in foro sanctissime coluit fidem et religio literas dolemus minus necessariam duxiss nicht zu leugnen iſt, daß ſeine Ausgabe des in vielen Stellen correcter iſt, als die ſeiner V Indeſſen verſprach ſie mehr, als ſie gab, ſo viel raes beiſteuerte. Eine Recenſion davon ſteht in Jahrb. für Philol. u. Pädag. Bd. 1. Über ſe Ausgaben des Pauſanias von 1819 u. 1822 weiſt Referent auf das Urtheil in dem erſten neueſten Ausgabe von Schubart und Walz. I 1826 u. 1827 erſchien die Ausgabe von Im. die ſich als eine Recognition des Textes ankünd den einen pariſer Codex P. oder 1410 ſo w ſollte, ut nullum ab eo vestigium nisi moni re recederet. Ein freimüthiges Urtheil über d gabe und ihr Verhältniß zu denen des Ref. fi erſt in der Vorrede zu der neueſten Ausgabe de nias von Schubart und Walz. Dieſe haben ſchaftlich eine Ausgabe (1838 u. 1839) in drei ans Licht treten laſſen, welche nicht nur Alles, Bekker'ſche Ausgabe Gutes enthält, umfaſſen, auch einen, nach 18 Handſchriften, die ganz Theil verglichen worden ſind, kritiſch berichtigten ben, kurz, was ſie beabſichtigten, ſein ſollte, ei critica ad codicum auctoritatem reficta, et tu critico copiosiori instructa, dergleichen fehle. Der Erreichung dieſes Zweckes haben ſie der dürftigen Hilfe der Handſchriften mit ſolch nachgeſtrebt, daß man ihren Bemühungen Beif ken mußte. Im dritten Bande machen ſie (S. XV) Hoffnung, daß, wenn es dem Intereſſe legers angemeſſen iſt, ſie zu dieſer Ausgabe einen Commentar ausarbeiten, und darin auch die S klären werden, von welchen Pauſanias ſpricht; der gemeinſchaftlichen Arbeit zweier ſolcher Män

ſich allerdings auch für die Erklärung des Pauſanias viel Gutes erwarten.

Für die Erklärung des Pauſanias iſt bis jetzt von den Herausgebern und Überſetzern noch wenig geſchehen. In ſprachlicher Hinſicht ſollte jeder Ausleger, und alſo auch der des Pauſanias, vorzüglich das, was der Schriftſteller geſagt habe, oder doch wenigſtens geſagt zu haben ſcheine, klar, deutlich und ohne Schwanken aus einander zu ſetzen als erſte und wichtigſte Pflicht anſehen. Übung in der Kritik, Kenntniß des Sprachgebrauches, und namentlich des dem Schriftſteller eigenthümlichen, der Geſchichte, Geographie, Alterthumswiſſenſchaft und Hermeneutik werden ihn in den Stand ſetzen, ſeinen grammatiſchen Erklärungen eine beinahe mathematiſche Gewißheit zu geben. Das aber, was Pauſanias dem Volke nacherzählt, fodert eine Erklärung, welche der Denk- und Redeweiſe des damaligen Volkes entſpricht. Die ſachliche Erklärung des Pauſanias iſt durch mehre Monographien, z. B. von Meurſius, gefördert worden; ſie hat der fleißige Schinke in ſeinem Commentar zu Schaaff's Encyklopädie ſorgfältig aufgezählt.

Ebendaſelbſt findet man die Überſetzungen des Pauſanias genannt, unter welchen die von Rom. Amaſäus jetzt noch kritiſchen Werth hat, weil ſie nach einem Codex gemacht zu ſein ſcheint. Unter den neuern ſind zu nennen die von Clavier an der Seite des griechiſchen Textes, und die von Wiedaſch; jene heißt: Traduction nouvelle, im Gegenſatz der unbrauchbaren von Gedoyn, der kein Griechiſch verſtand. Clavier erlaubte ſich die Lücken des Textes in ſeiner Überſetzung nach Vermuthungen auszufüllen, da er glaubte, die Lücken wären im Allgemeinen nicht von Bedeutung. Die Überſetzung von Prof. Wiedaſch mit Anmerkungen (1826 fg.), die an die Stelle der Goldhagen'ſchen treten ſollte, iſt in Jahn's Jahrb. f. Phil. und Pädag. (2. Bd. Heft 1) recenſirt. Wiedaſch ſagt ſelbſt in der Vorrede zum erſten Bande, „daß ſeine Überſetzung möglichſt treu ſein, und den ganz eigen geſtalteten, allerdings nicht ſelten dunkelſinnigen, aber auch nur durch ſeine Eigenthümlichkeit wieder erfaßbaren Schriftſteller, bei dem alſo die Wörtlichkeit allein das Richtige geben kann, mit der größten Gewiſſenhaftigkeit rein und ungeſchminkt wieder erſcheinen laſſen ſollte," und ſetzt dann hinzu: „Streng dieſer Anſicht folgend konnte ich nicht umhin, oft die leichtere Fügung unſerer Sprache einer ſchwerfälligen, aber textesgetreuern aufzuopfern." Wiedaſch wollte alſo nicht allein den Stoff, ſondern auch die Form des griechiſchen Werkes wiedergeben, und der Fleiß, mit dem er dieſe Aufgabe zu löſen geſucht hat, iſt nicht zu verkennen. Indeſſen muß nothwendig zwiſchen einem echt claſſiſchen Dichter, Redner und Geſchichtſchreiber des Alterthums und zwiſchen dem Pauſanias ein Unterſchied gemacht werden; denn die Nachbildung der Form erſcheint hier keineswegs ſo nothwendig als dort. Über ſeine Anmerkungen ſagt Wiedaſch ſelbſt (S. XVII): „ſie ſind größtentheils aus Siebelis' Commentar geſchöpft — aber natürlich für Ungelehrte eingerichtet, und daher auch mit allerlei Zugaben verſehen, die nur dieſer Zweck entſchuldigen kann. Im J. 1827 fg. erſchien die Überſetzung des Ref., die aber nur die vier erſten Bücher umfaßt, und blos als Verſuch gelten will, einen ſolchen Spätling der griechiſchen Literatur treu zu überſetzen. Paſtor Schinke hat die italieniſche Überſetzung Descrizione della Grecia di Pausania nuovamente dal testo greco tradotta da *A. Nibby* (Rom 1817), in vier Bd., überſehen. Es ſteht von dieſer Überſetzung in Jahn's Jahrb. f. Philol. und Pädag. eine Anzeige, wo ihr im Allgemeinen das Lob des Fleißes, der Treue und Deutlichkeit ertheilt wird. Was die Treue anlangt, ſo ſagt der Verfaſſer (T. I. p. XXII): io mi prèfissi di osservare una esattezza scrupolosa, e sagrificare a questa una maggiore eleganza, a cui avrei potuto aspirare. Freilich fehlt es auch nicht an Stellen, die nicht befriedigen, z. B. I, 1, 4: Il simulacro però, che oggi vi essiste, è, come dicono, opera di Alcumene, e percio il Medo nol potè guastare; oder I, 26 am E.: Il Callimaco — a tutti però fu così superiore in acutezza di spirito, che egli fu il primo a traforare marmi, ed il nome si pose di critico dell' arte, o posto a lui da altri appropriosselo. Von Taylor's engliſcher Überſetzung (London 1779) ſagt Nibby, er habe gehört, daß ſie in England in keinem großen Credit ſtehe, und daß ſie wenig treu ſei *).

(*C. G. Siebelis.*)

b) Von Gelehrten und Schriftſtellern dieſes Namens erwähnen wir nur noch 1) Ärzte, und zwar einen älteren aus Gela, der ein Sohn des Anchites, Liebhaber des Empedokles, war, welcher letztere theils ihm ſein phyſikaliſches Gedicht dedicirt, theils ihn durch ein beſonderes Epi-

*) Als Anhang fügen wir aus *Caylus*, Recueil d'antiquités T. 2 folgenden Auszug über die von Pauſanias erwähnten Kunſtwerke hinzu. Pausanias a vû dans différentes parties de la Grèce 2827 statues. On y compte 83 colosses, dont trois sont de bois, et les autres de bronze, ainsi que les trente deux statues équestres. Parmi tant d'ouvrages il ne se rencontre qu'une seule copie, le Cupidon à Thespie p. 105—107. Si l'on joint à tous ces grands morceaux 713 temples cités par Pausanias, sans compter les autels, les chapelles, les trésors des provinces, les portiques, les trophées, les tombeaux, les rotondes, on aura peine à croire, que le temps, auquel il a fait ses voyages, ait été précedé de trois cents ans, employés par les Romains à dépouiller ce pays de ses principaux ornemens. Il nous apprend, que Neron avoit emporté 500 statues de la seule ville de Delphes (p. 108). Il me paroit prouvé, que les Grecs ont moins cultivé la peinture que les autres arts. Car outre la rareté des morceaux de ce genre, que Paus. rapporte, il ne fait mention que de 15 peintres, tandis qu'il distingue 169 sculpteurs (p. 109). Les Grecs me paroissent avoir assez fréquemment employé le bois pour leurs statues, même dans le temps, où les arts fleurissoient parmi eux. J'ai compté 74 figures de cette matière. Mes recherches ne m'en ont présenté qu'une de plâtre, deux ou trois de pierre (?) et deux de fer, dont une étoit formée par des plaques liées avec des clous; toutes les autres sont de marbre, à la reserve de quelques unes d'argent, d'une d'or, et de quelques autres en partie de ce metal allié avec de l'yvoire, ou mêlé avec le bronze, le marbre, ou le bois. Pausanias fait la description de 24 chars de bronze à deux, plus souvent à quatre chevaux. Il cite plus de quarante animaux de bronze, tigres, lions, chevaux, boeufs, chèvres, et fait mention d'un paon d'or (p. 106 *sq.*).

gramm verherrlicht hat (*Diog. Laert.* VIII, 60 sq. 67), welches letztere auch in der Anthologie steht (I, 163), deren vaticanische Handschrift es mit Unrecht dem Simonides als Verfasser zuschreibt; ihn erwähnt Galen (Therapeut. Method. I, 1. ed. Bas. IV, 35); dann einen jüngeren, an den Alexander der Gr. wegen der mit Krater vorzunehmenden Cur schrieb (*Plut.* Alex. 41). 2) Einen Taktiker, der von Arrian und Älian (Tact. c. I.) genannt wird. 3) Einen Historiker und Antiquar aus Lakonica, der über den Hellespont, über Lakonica, über die lacedämonischen Feste, über Amphiktyonen und eine Chronik geschrieben hat und von Suidas citirt wird. 4) Einen Rhetor aus Cäsarea in Kappadocien, der ein Zeitgenosse des Aristides, Schüler des Herodes, Lehrer der Rhetoren Älian (*Philostrat.* de vit. Sophist. II, 31. 3. p. 625) und Aspasius (ib. II, 33. 4. p. 628) gewesen, einige Zeit in Athen, später in Rom gelehrt hat und hier in höherem Alter gestorben ist; nach Philostratus, der ihm in seinen Lebensbeschreibungen der Sophisten einen Artikel gewidmet hat (II, 13), besaß er manche Vorzüge seines Lehrers, als die Kunst des Extemporisirens, aber sein Vortrag war kappadocisch und unterschied z. B. nicht Länge und Kürze der Sylben. Nach Suidas hat er unter andern eine Schrift über Syntax und eine andere unter dem Titel „Problema" verfaßt. 5) Pausanias, mit dem Beinamen *Ἡρακλειτίστης*, der uns von Diogenes Laërtius (IX, 15) als einer der Ausleger des Heraklitos des Dunkeln genannt wird. 6) Pausanias, der Verfasser eines alphabetisch geordneten attischen Lexikons, was der Schol. Thuc. (VI. 28) unter dem Titel *Ἀττικῶν ὀνομάτων συναγωγή* citirt; nach Photius, der ihm in seiner Bibliothek (Cod. 153) einen eignen Artikel widmet, übertraf es beide Ausgaben des attischen Lexikons des Älius Dionysius an Reichhaltigkeit der Ausdrücke, stand ihm aber an Anzahl der Beispiele nach. Eustathius führt es in seinem Commentar zum Homer häufig an, am häufigsten mit dem bloßen Namen des Pausanias, zuweilen mit ausdrücklicher Benennung des Lexikons oder des rhetorischen Lexikons, nicht selten in Verbindung oder im Gegensatz zu dem des Älius Dionysius, z. B. p. 84: *Παυσανίας καὶ Αἴλιος Διονύσιος ἐν τοῖς οἰκείοις λεξικοῖς.* 219: *τὰ παρὰ Αἰλίῳ Διονυσίῳ καὶ Παυσανίᾳ.* p. 258 werden einander entgegengestellt *Παυσανίας, Αἴλιος δὲ Διονύσιος* und *ἐν δὲ ἑτέρῳ ῥητορικῷ λεξικῷ.* p. 298: *Παυσανίας ἐν τῷ κατὰ στοιχεῖον ῥητορικῷ αὐτοῦ λεξικῷ.* 801 a. E.: *Π. ἐν τῷ κατ' αὐτὸν ῥητορικῷ λεξικῷ.* Auffallend bleibt es, daß andere Grammatiker als Eustathius (der, beiläufig gesagt, seiner auch im Commentar zu Dionysius Perieg. v. 520 gedenkt, *Παυσανίας δὲ οὗ τὸ Ἀττικὸν λεξικόν*), ihn nur selten anführen, z. B. die Schol. zu Odyss. II, 300. Stephanus von Byzanz citirt öfter zum Beleg für die Form eines nach einem Lande oder Orte gebildeten Gentilnamens einen Pausanias, und zwar sein fünftes Buch in *Λάεια*, sein sechstes in *Μαριαμμία*, überdies einen Pausanias, Verfasser einer Schrift über Antiochien (*περὶ Ἀντιοχείας*, i. W. *Σελευκόβιβλος*) und einer Gründungsgeschichte seiner Vaterstadt (i. W. *Δῶρος. II. ἐν τῇ τῆς πατρίδος αὐτοῦ κτίσει*). Ob hier immer derselbe und zwar der Verf. des rhetorischen Lexikons, gemeint sei, wage ich nicht zu entscheiden.

Von Künstlern erwähnen wir einen Maler Pausanias, den Athenäus (XIII, 567, b) zu den *Πορνογράφοις* oder zu denen, die Hetären gemahlt haben, und einen Bildhauer Pausanias aus Apollonia, der den Tegeaten drei Statuen des Apoll und der Kalliste verfertigte, welche sie mit andern vom sikyonischen Dädalus (blühte Ol. 95) verfertigten als Erstlinge der den Lacedämoniern abgenommenen Beute in der Form von Weihgeschenken in Delphi aufstellten (*Paus.* X, 9, 5). (*H.*)

PAUSCH (Eugenius), geb. den 19. Mai 1758 zu Neumarkt in der Oberpfalz, von katholischen Ältern. Die Vermögensumstände seines Vaters, eines armen Perückenmachers, waren beschränkt; doch sorgte er nach seinen Kräften für die Erziehung des wißbegierigen und talentvollen Knaben. Pausch besuchte die Lehranstalten zu Neuburg an der Donau, zu Eichstädt, Ingolstadt und Amberg. Die raschen Fortschritte in seinen Studien, verbunden mit seinem echt religiösen Sinn und entschiedenen Anlagen zur Musik, verschafften ihm im J. 1777 die Aufnahme in die Cistercienser-Abtei Walderbach in der Oberpfalz. Im J. 1783 erhielt er die Priesterweihe und eine Anstellung als Lehrer an der lateinischen Klosterschule. Die allgemeine Achtung und Liebe seiner Schüler erwarb er sich seit dem Jahre 1784 als Professor an dem Gymnasium zu Burghausen. Durch Neid und Verfolgung verlor er diesen Wirkungskreis wieder und kehrte zurück in sein Kloster, mit rastlosem Eifer dem Unterricht der Jugend sich widmend. Nach der Aufhebung der Klöster in Baiern im J. 1803 übernahm er die Inspectorstelle im Studienseminar zu Amberg, wo er besonders für die musikalische Bildung der seiner Aufsicht anvertrauten Jünglinge günstig wirkte. Seine sehr geschwächte Gesundheit nöthigte ihn, dies beschwerliche Amt nach einigen Jahren niederzulegen. Er ging wieder zurück nach seinem Geburtsorte Neumarkt, als Lehrer an der dortigen lateinischen Schule. Mit der Vorbereitung zu den höhern wissenschaftlichen Studien verband er auch den Unterricht in der Musik. Auch war er mit echt religiösem Sinn fortwährend thätig als Seelsorger. Seine Mußestunden vergingen ihm unter mannichfachen literärischen Beschäftigungen. Ein besonderes Interesse blieb ihm jedoch immer für Musik. Sein erster Versuch in der Composition fällt in das Jahr 1776. Es war das mit vielem Beifall aufgenommene Singspiel Jephta. Als Professor zu Burghausen componirte er späterhin noch mehre Operetten, versuchte sich aber auch im Kirchenstyl durch mehre Messen, Oratorien und Motetten [1]). Er starb, nachdem er 1834 sein Priesterjubiläum gefeiert, den 22. Febr. 1838 [2]). (*Heinr. Döring.*)

1) Sechs kurze, doch solenne Messen, mit vier gewöhnlichen Singstimmen (Augsburg 1790). Te Deum solenne a 4 Voc. ordinar., 2 Viol., 2 Hob. obl., 2 Cornib. non obl., 2 Clar. et Timp. obl. Organo et Violone (Ibid. 1791). Das vollständige Vespernwerk von 28 Psalmen, sammt Antiphonien (Ebd. 1792). Ein Werk, das er selbst für sein bestes hielt. Sechs Messen, die erste eine Pastoral-, die letzte eine Seelenmesse (Ebd. 1797). Sechs solenne Messen, nebst einem Requiem (Ebd. 1807) ꝛc. 2) Vgl.

Läuterungsprocesses, welchem nun der zweite folgt. Man wendet dabei zweierlei Methoden an. Entweder wird das Zinn in dem Läuterkessel durch grünes Reißig und durch nasse Kohlen zum Aufschäumen gebracht, oder man bringt die Masse durch ein einfacheres Verfahren in Bewegung. Dieses Verfahren besteht darin, daß man eine Kelle voll flüssigen Zinnes von einer gewissen Höhe in den Läuterkessel zurückgießt, womit man ununterbrochen längere Zeit fortfährt, und dann das Metallbad ebenso abschäumt, wie bei dem Aufkochen durch grünes Reißig. Das Abschäumen mag auf die eine oder die andere Art geschehen sein, so läßt man das Zinn doch immer noch einige Zeit in dem Läuterkessel ruhig stehen, damit sich das weniger reine Zinn von dem reinern absondern kann. Die oberste Schicht ist die reinste, die mittlere ist weniger rein und die unterste ist die unreinste, sodaß die Reinheit der Zinnmulden von der Reihenfolge abhängt, in welcher sie gegossen werden. Zeigt sich das Zinn in den untersten Schichten sehr unrein, so wird es einer abermaligen Reinigungsarbeit unterworfen, nämlich noch einmal abgesaigert, abgeschäumt ꝛc. Man rechnet fünf bis sechs Stunden Zeit zum Raffiniren, nämlich eine Stunde zum Aussaigern, drei Stunden um das Zinnbad aufkochen zu lassen und abzuschäumen, und eine oder zwei Stunden, damit sich die Zinnschichten in Ruhe bilden und ausgekellt werden. Die Formen, in welche das gereinigte Zinn gegossen wird, bestehen größtentheils aus Granit. Eine Mulde (Block, daher Blockzinn) wiegt etwa drei Centner. Das reinste Blockzinn führt den Namen raffinirtes Zinn. Den Schaum, welcher durchs Abziehen der Oberfläche des im Läuterkessel erkaltenden Zinnes erhalten wird, schmelzt man und erhält ein sehr sprödes Zinn, das gewöhnlich zu Gewichten verarbeitet wird. (*Heine.*)

PAUSCHI nennt sich einer der mächtigsten Stämme der freien Indianer in Brasilien. (*G. M. S. Fischer.*)

PAUSCHT wird in der Papierfabrikation eine Anzahl der abwechselnd mit den sogenannten Filzen geschichteten Papierbogen genannt, welche man mit einander auf ein Mal in die Presse bringt. An der Schöpfbütte steht neben dem Schöpfer ein zweiter Arbeiter, der Gautscher oder Kautscher, welcher die frisch geschöpften Papierbogen von den Formen ab- und auf die Filze legt. Er breitet zuerst auf einem Brete einen Filz aus, legt darauf einen Bogen, darüber einen Filz, auf diesen wieder einen Bogen u. s. w. Wenn so der Pausch vollzählig geworden ist, kommt auf den obersten Filz ein zweites Bret, und das Ganze wird nun in die Presse gebracht, um das Wasser aus den nassen Papierbogen auszupressen. (*Karmarsch.*)

PAUSE, ein Wort, was zwar der classischen, nicht aber der vor- und nachclassischen Zeit Roms fremd war, indem vielmehr pausa, besonders pausam facere, und, wenn auch seltener, einige andere daraus gebildete Sprechweisen sich bei Ennius, Plautus, Lucretius, Apulejus finden; es ist dann ins Latein des Mittelalters *), auch in mehre neuere Sprachen übergegangen, und übrigens aus dem griechischen παῦσις, was „Aufhören" bedeutet, gebildet; es bezeichnet jeden Stillstand, namentlich aber spricht man von einer rhetorischen und metrischen Pause, d. h. einer eine gewisse Zeit dauernden Unterbrechung im prosaischen und rhythmischen Vortrage. (*H.*)

PAUSE heißt Ruhe, Schweigen. Ob das Schweigen länger oder kürzer sein soll, muß mindestens im Allgemeinen angedeutet werden, damit man einander verstehe. Man braucht also Zeichen dafür, so gut als für Angabe dessen, was man reden oder tönen lassen soll ꝛc. In der Musik ist also Pause so viel als Schweigezeichen. So lange die Musik ein freieres, nach Maßgabe des Gefühlszustandes bald mäßigeres, bald schnelleres Austönen irgend eines Zusammenhanges war, der stets seine Einschnitte und Absätze fodert, oder ein gesungenes und auf Instrumenten gespieltes Declamiren, wie im Recitativ und Ähnlichem; so lange es demnach vorzüglich auf Absondern der rhythmischen Gliederung ankam, konnte auf gleichgemessene Zeitlängen weder der Töne noch der Pausen so gesehen werden, daß sie einmal wie das andere Mal in einem Tonstücke eine und dieselbe genau gemessene Zeitwährung hätten einnehmen müssen. Dennoch mußte auch in dieser declamatorisch-rhythmischen Musik das Längere und Kürzere, das mehr oder minder Einschnittliche durch verschiedene Zeichen angedeutet werden, wenn nicht die Undeutlichkeit zu groß werden sollte. Die Pausen in der Musik sind nichts Anderes, als was in der Wortsprache die Interpunktionen sind, als Komma, Kolon, Punkt, Gedankenstrich ꝛc. Wo sie in der Wort- und Tonsprache noch fehlen, liefert dies nur den Beweis, daß man über ihren Werth und ihre Nothwendigkeit noch nicht gehörig nachgedacht hatte und aus Mangel an Bestimmtheit etwas unbestimmt ließ, was eine höhere Bildung hinzuzufügen für nothwendig erklären mußte, um Vieldeutigkeiten, ohne andern Grund als aus Armuth des Begriffs geduldet, zu vermeiden. Sowie man aber weder die Buchstaben noch die Töne in logische und ästhetische eintheilen kann, ohne sich damit lächerlich zu machen, so kann man auch die Pausen nicht so eintheilen. Alle, wie viel ihrer sind, sind logisch und ästhetisch zugleich. Jede Ästhetik wäre erbärmlich, die keine Logik zuließe, d. h. die jedem verständigen Grunde ihrer Gestaltungen widerstrebte. Selbst der abgebrochene, den Zusammenhang, z. B. der Worte durch Einschnitte, zerreißende Ausdruck muß seinen vom Verstande aufgefundenen oder aufzufindenden, zugleich aber natürlich mit dem Zustande des Gefühls übereinstimmenden Grund haben.

So lange man mit der Notenschrift noch nicht völlig im Klaren war, so lange war man es auch nicht mit den Pausen. Eine Unbestimmtheit zieht die andere nach sich. Die Verschiedenheit der Neumen (s. d. Art.) für Töne mußte auch Verschiedenheit der Zeichen für Pausen mit sich bringen. Dasselbe gilt von den Tonzeichen und Schweigezeichen der mancherlei Tabulaturen (s. d. Art.). Als aber unsere geordnete Notenschrift gefunden worden war, hatte man auch zugleich die Schweigezeichen festgestellt. Vollendet wurde das Werk mit der Regelung der Mensuralmusik (s. d. Art.). Von jetzt an war der

*) Hier ist pausare, repausare (reposer) auch für ruhen, schlafen, pausa, pausatio Schlaf, Tod, pausatorium Grab; vergl. Du Cange.

Spielern durch ein Zeichen an (meist mit dem Taktirstocke) beim Orchesterspiel z. B., wenn es fortgehen soll. Bei einer figurirten Cadenz (s. d. Art.), wo ein Ruhezeichen über der auszuhaltenden Note oder über den nächsten Pausen steht, warten alle Begleitungsinstrumente und Nebengesangstimmen so lange, bis der Solospieler oder Solosänger mit seiner Ausschmückung fertig ist, was durch einen Triller oder irgend ein Zeichen angedeutet wird.

Daß das Pausiren, oder die Zählung und Haltung der Pausen genau genommen und also der erste wieder anzugebende Ton im rechten Augenblicke völlig prácis angegeben werden muß, versteht sich von selbst, wie alles Übrige, was noch darüber ästhetisirt werden könnte und was, beim Lichte besehen, gar nicht hierher gehört.

(*G. W. Fink.*)

PAUSE, POSE, BUSSE, ist die Benennung für eine leichte Arbeit, welche nur noch in manchen Bergwerksgegenden (auf dem hanöverischen Harze des Sonnabends Morgens) zum allgemeinen Nutzen des Werkes den Bergarbeitern aufgegeben, ihnen aber nicht besonders gelohnt wird. Man nimmt an, es sei ihnen das Lohn für diese Arbeitszeit in dem Lohne für die übrigen Wochentage schon vergütet. Da es am Tage liegt, daß nur die Einrichtung angemessen genannt werden kann, wo der Arbeiter für jeden Arbeitstag ein angemessenes Lohn erhält, so ist mit Recht eine solche veraltete, nicht mehr zeitgemäße Einrichtung schon fast ganz außer Gebrauch gekommen, und wird nur da beibehalten, wo man absichtlich an dem alten Sauerteig kleben will.

In frühern Zeiten, wo man es scheuete für Arbeiten, welche zur Erhaltung der Ordnung und Reinlichkeit auf den Werken dienten, einen angemessenen Geldbetrag rechnungsmäßig, unter die Ausgaben aufzunehmen, war die Einrichtung der Pausen oder Posen dem Werke förderlich: es gab der Gewerkes oder Werksbesitzer, ohne es zu bemerken, in den ersten Tagen ein etwas reichlicheres Lohn, und der Arbeiter war gehalten dafür des Sonnabends, gleichsam als Übergang aus der angestrengten Arbeit in die Ruhe, eine leichte Arbeit zum Besten des Werkes und Erhaltung der Reinlichkeit der Fahrwege ꝛc. unentgeltlich zu verrichten. Daß aber ein solches stillschweigendes gegenseitiges Abkommen nur dazu führt, Dunkelheit zu erhalten, Misbräuchen Vorschub zu thun, ist wol hinlänglich begründet; und daher für die jetzige Zeit unangemessen. (*Bäntsch.*)

PAUSE nennen Stickerinnen eine Schnur, deren sie sich beim Einfassen ihrer Stickereien bedienen. (*Fischer.*)

PAUSE (Jean de Plantavit de la), geb. 1576 im Schlosse von Macassargue (in Gevaudan, einem Bezirke von Languedoc), gest. im Schloß Margon in der Nähe von Béziers den 21. Mai 1651. Seine Mutter, Tochter eines d'Assas, wurde mitten in der Schloßkapelle von den Wehen überrascht, sodaß er fast auf den Stufen des Altars zur Welt kam, worin man später eine Art Vorbedeutung für seine Zukunft fand. Sein protestantischer Vater ließ ihn als Protestant erziehen; er studirte in Nimes und legte sich namentlich mit Fleiß aufs Hebräische; er wurde protestantischer Geistlicher und fungirte als solcher in Béziers nicht ohne Auszeichnung, bis er den Protestantismus abschwor und zur römischen Kirche sich wandte. Er blieb aber im geistlichen Stande und nahm die katholische Priesterweihe, reiste darauf nach Rom, wo er seine orientalischen Studien fortsetzte und das Chaldäische unter dem convertirten Rabbinen Dominicus von Jerusalem, das Arabische und Syrische unter dem gelehrten Maroniten Gabriel Sionita studirte. Dann machte er gelehrte Reisen in Italien und Teutschland. Bei seiner Rückkehr nach Rom wurde er von Papst Paul V. in den diplomatischen Verhandlungen des heiligen Stuhls mit Venedig gebraucht und wußte dabei dem französischen Ambassadeur eine so gute Meinung von seinen Talenten beizubringen, daß er ihn an Marie von Medicis empfahl, die ihn zu ihrem Almosenier ernannte; später folgte er der Königin von Spanien Elisabeth, Prinzessin von Frankreich, als erster Almosenier nach Madrid und wurde auf deren Empfehlung 1625 Bischof von Lodeve. Seiner bischöflichen Geschäfte und literarischen Arbeiten ungeachtet, wußte er doch noch Zeit für eine nur zu große Theilnahme an politischen Intriguen zu gewinnen, und namentlich hatte er an der Empörung Gaston's d'Orleans und des Marschall de Montmorenci gegen Richelieu solchen thätigen Antheil, daß er zu den von der Amnestie ausgeschlossenen Prälaten Languedocs gehörte und nur durch völlige Unterwerfung und durch Dedicirung seines Werks Chronologia praesulum Lodovensium in Gallia Narbonensi (Aramon. 1634. 4.) an den Cardinal Richelieu erlangte er seine Begnadigung und die Erlaubniß, in sein Bisthum zurückzukehren. Jenes Werk enthält eine Geschichte von seinen hundert Amtsvorgängern und seiner eigenen bischöflichen Thätigkeit. Das Werk aber, welches seine eigentliche Lebensaufgabe geworden, woran er an 20 Jahre gearbeitet hat, war sein großes hebräisches Lexikon, was 1644 und 1645 in drei Bänden Folio erschien, der erste unter dem Titel: Thesaurus synonymicus hebraico-chaldaico-rabbinicus, der zweite Florilegium Biblicum, der dritte Florilegium rabbinicum. Im J. 1648 sah er sich durch Kränklichkeit genöthigt, sein Bisthum zu verlassen und sich zu seiner Familie nach dem Schlosse Margon zurückzuziehen, wo er drei Jahre später starb. (Biogr. univ.) (*H.*)

PAUSEBACH, kleiner Fluß, welcher bei Silberberg in Schlesien entspringt, bei Frankenstein vorbeigeht und nach einem Laufe von ungefähr drei Meilen 1¼ Meile von Camenz sich mit der Neiße vereinigt. (*Fischer.*)

PAUSEN nennt man im russischen Archangel eine besondere Art von Schiffen, welche breit und lang, zum Waarentransport dienen. (*Fischer.*)

PAUSENSEE, See im preußischen Regierungsbezirke Königsberg und Kreise Osterrode, welcher in Verbindung mit dem Schillings- und Drewenzsee das Abflößen des Holzes nach der Weichsel sehr erleichtert. (*Fischer.*)

PAUSIAS (*Παυσίας*), war ein griechischer Maler aus Sikyon. Sein Vater Brietes war selbst Künstler und ertheilte seinem Sohne den ersten Unterricht, ist aber sonst ganz unbekannt. Größern Einfluß auf die künstlerische Bildung desselben hatte Pamphilus, der bekanntlich

n Talent zehn Jahre lang unterrichtete und auch
pelles, Melanthius und andere berühmte Künstler
chüler gehabt hatte. Daraus ergibt sich die Be-
ung der Zeit, in welcher Pausias gelebt hat; denn
Plinius (N. H. XXI, 2. s. 3) ihn post centesimam Olympiadem setzt, so läßt sich diese ganz all-
gehaltene Angabe dahin beschränken, daß man die
Olympiade, also etwa die Mitte des vierten Jahr-
ts vor Chr. Geb., als die Zeit der Blüthe dieses
s festsetzt. Er blieb in seiner Vaterstadt [1]) und
nicht wenig zu dem fröhlichen Gedeihen der dortigen
schule bei, die durch Pamphilus begründet mit cha-
stischen Verschiedenheiten neben der attischen und ioni-
hervortrat. In der enkaustischen Malerei ward er
Pamphilus unterrichtet und erlangte zuerst in dieser
ng einen großen Ruf [2]), obschon diese Kunst farbi-
Wachs mit Hilfe glühender Stifte auf hölzerne Ta-
der auch auf gebrannten Thon aufzutragen nicht
s erst erfunden, sondern nur wesentlich verbessert
t ist. Daß Pausias darin besonders ausgezeich-
wesen ist, sagt nicht nur Plinius (a. a. O.) aus-
ch, sondern läßt sich auch aus einer Stelle Varro's
e rust. III, 17, 4), wo Pausias et ceteri picto-
usdem generis genannt werden, und aus Horaz
. II, 7, 95) schließen, wo die Pausiaca tabella
egenstand enthusiastischer Bewunderung den rohen,
ohle oder Röthel gezeichneten Bildern der Gladia-
entgegengestellt wird, welche man vor der Veran-
g eines munus gladiatorium auszuhängen pflegte.
lte besonders kleine Bilder und soll mit Vorliebe
figuren dargestellt haben [3]), in denen er das Ge-
, Weichliche, Rundliche suchte. Den Geist seiner
ungen läßt ein Eros erkennen, welcher im Tempel
skulap zu Epidauros war; er hatte Pfeile und Bo-
bgelegt und hielt eine Leier in den Händen (*Paus.*
, 3. Winckelmann's Werke. 2. Bd. S. 747).
er Nebenbuhler ihm aus jener Vorliebe einen Vorwurf
n und einen Beweis seiner Langsamkeit in solchen
chen fanden, vollendete er das Bild eines Knaben in
Tage und widerlegte damit jenen Vorwurf. Dies
lde selbst aber gelangte zu Ansehen und erhielt den
n Hemeresios (ἡμεροήσιος) [4]). Großen Einfluß auf
te Glycera aus, seine Landsmännin und Geliebte,
rch Armuth gezwungen ihren Erwerb in dem Ver-
von Blumenkränzen suchte. Wie nun diese durch
te Auswahl der Farben und mit kluger Berücksich-
des Geruchs der verschiedenen Blumen ihren Krän-
ößere Mannichfaltigkeit verlieh, so wetteiferte Pau-
it ihrem Geschmack in den nach ihren Kränzen ge-
malten Bildern, deren mehre gewesen und noch in Plinius' Zeit vorhanden sein mußten (*Plin.* N. H. XXI, 2, 3); am gefeiertsten aber war sein Bild der Glycera selbst, die er sitzend mit einem Blumenkranze darstellte [5]). Dies ist die sogenannte Kranzverkäuferin (Stephanopolis) oder richtiger Kranzflechterin (στεφανηπλόκος) [6]). Von dem Orte, wo sich das Original befunden, erzählt keiner der alten Schriftsteller, wol aber gedenkt Plinius einer Copie, welche Lucius Lucullus in Athen für zwei Talente kaufte (*Plin.* l. c. Winckelmann's Werke. 6. Bd. 1. Th. S. 86). Nicht minder bewundert ward ein anderes im Äskulaptempel zu Epidauros befindliches Bild, welches die Trunkenheit (Μέθη) darstellte, trinkend aus einer gläsernen Schale, die das weibliche Gesicht der Figur durchschimmern ließ (*Paus.* II, 27, 3). Unter den größeren Gemälden des Pausias war besonders ein Stieropfer berühmt, welches sich zu Rom in dem Pompejanischen Porticus befand. Die einzige Nachricht hierüber befindet sich bei Plinius (l. c. §. 126 u. 127), hat aber wegen der Unsicherheit der Lesarten große Schwierigkeit; doch ist so viel zu erkennen, daß es ein Meisterstück in kühnen Verkürzungen und Schattirungen war, das von Pausias zuerst mit großem Glücke versucht, von späteren nachgeahmt, aber von keinem erreicht ist [7]). Er hatte nämlich die Größe des Opferstieres nicht dadurch dem Beschauer anschaulich gemacht, daß er ihn in der Quere malte (traversum), sondern von Vorn (adversum) und durch große Kunstfertigkeit in der Verkürzung Bewunderung erregt. Nicht minder hatte er denselben durch die Abstufung der Farbentöne zu heben gewußt und ihn, ganz abweichend von dem bisher üblichen Verfahren, dunkel dargestellt und ihn so von dem helleren Grunde und den Nebengruppen abstechend gemacht. Denn das sagen die Worte des Plinius: dein cum omnes, quae volunt eminentia videri, candicanti faciant colore, quae condita nigro [8]), hic totum bovem nigri coloris fecit umbraeque corpus ex ipsa dedit, magna prorsus arte in aequo exstantia ostendens et in contracto solida omnia. Ob der Stier in der Mitte des Gemäldes gestanden oder nicht, ob der Künstler absichtlich diese Anordnung gewählt, absichtlich dem guten Geschmacke zuwider die opfernden Figuren als bloße Begleiter des Thieres und als Nebenwerk dargestellt habe, möchte ich nicht mit der Zuversichtlichkeit behaupten, als dies von H. Meyer geschehen ist. Endlich berichtet Plinius auch, Pausias habe Gemälde des Polygnotus, die sich zu Thespiä befanden und Beschädigungen erlitten hatten, wiederhergestellt, ohne daß dies ihm, weil er sein eigenthümliches Genre verlassen hatte, besonders gelungen wäre [9]). Meyer (II, 189) denkt dabei an die Wachsma-

Plin. N. H. XXXV, 11. s. 40. §. 127: Sicyone et hic egit, diuque fuit illa patria picturae. 2) Ibid. §. 123: illus non pinxisse solum encausta, sed etiam docuisse r Pausian, primum in hoc genere nobilem. 3) Ibid. Parvas pingebat tabulas maximeque pueros. 4) Ibid.: muli interpretabantur eum facere, quoniam tarda pictuio esset illa. Quamobrem daturus celeritatis famam, abuno die tabellam, quae vocata est Hemeresios, puero

5) *Plin.* l. c. §. 125: Postremo pinxit ipsam sedentem corona, quae e nobilissimis ejus tabula appellata est Stephanoplocos, ab aliis Stephanopolis, quoniam Glycera venditando coronas sustentaverat paupertatem. 6) Daß diese Form richtiger ist als στεφανοπλόκος hat für diese und alle ähnliche Zusammensetzungen Lobeck (ad *Phrynich.* p. 650) nachgewiesen. 7) *Plin.* l. c.: Eam picturam primus invenit; postea imitati sunt multi, nequavit nemo. 8) So lese ich nach von Jan's Vorschlage für candicantia faciant coloremque condant nigro. 9) *Plin.* l. c.

lich in neuerbauten Häuſern des Abends nach dem
fliegend beobachtet hat und daraus ſchließt, daß
Larven vielleicht im Holz leben. Neuere Reiſende
mehre Arten, ſowol Pausi, als auch Cerapteri,
lage in Ameiſenhaufen gefunden und bemerkt, daß
ſtört mit hörbarem Geräuſch einen Dunſt aus dem
ausſtoßen, ganz wie unſre Brachynen. Von ihrer
sweiſe iſt alſo ſo gut wie gar nichts bekannt. Afri-
ieſer an paradoxen Formen ſo reiche Welttheil, ſcheint
nige Land zu ſein, welches die meiſten Pauſiden
, denn von den bis jetzt entdeckten Arten beherbergt
it Sicherheit 15, wahrſcheinlich aber von den ſechs,
Vaterland zur Zeit noch unbekannt iſt, die meiſten,
nicht alle; Aſien bewohnen 14 bekannte Pauſiden,
e aber mehr den andern Gattungen der Familie an-
en, und nur zwei, nämlich Cerapteri, entdeckte man
eu-Holland.

Was nun die Unterſchiede derſelben und ihre Ein-
ng in natürliche Gattungen betrifft, ſo ſcheiden ſich
Cerapteri, bei großer Ähnlichkeit im Habitus, doch
beſtimmt durch die eilfgliedrigen, flachen, ellip-
ſcheibenförmigen Fühler von den übrigen Pauſiden
Dieſe letzteren zeigen bei zwei Gattungen eine Nei-
, das gewöhnlich ungetheilte zweite Hauptglied in
e Glieder zu ſpalten. Bei Pentaplatarthus *Westw.*
eſe Spaltung wirklich erfolgt, und der zweite Haupt-
des Fühlers, ich werde ihn Kolben nennen, beſteht
fünf Gliedern; — bei Lebioderus dagegen, einer
abitus den oſtindiſchen Cerapteris höchſt ähnlichen
iſchen Form, hängen die fünf Ringe noch zuſammen.
ei hat jene Gattung die Taſter von Cerapterus,
die von Platyrhopalus. Letztere Gattung beſitzt,
Pausus, einen ungetheilten Fühlerkolben, deſſen ge-
liche Form linſenartig iſt, und die zwei letzten Lip-
ſterglieder ſind gleich lang; Pausus dagegen hat
gewöhnlich dreiſeitigen, nach Hinten ausgehöhlten
erkolben, und das letzte Lippentaſterglied iſt viel län-
ls die vorherigen. Dabei neigen die Platyrhopali,
den Cerapteris, zu einer ſtark zuſammengedrückten,
ſcheibenförmigen hohen Geſtalt der Schienbeine und
n, breiten, unten ſtark haarigen Füßen; aber bei den
en Gattungen iſt die Form der Schienen mehr cy-
iſch und die Bildung der Füße ſchlanker, geſtreckter,
licher. Hiernach ſcheint es am natürlichſten zu ſein,
pterus neben Platyrhopalus zu ſtellen, an dieſe
ung Lebioderus anzureihen, dann Pausus folgen
aſſen und ſo mit Pentaplatarthus den Schluß zu
en; dieſe Gattung würde durch die Bildung der keu-
rmigen Lippentaſter ſich an Cerapterus wieder an-
ßen und dadurch alle fünf Gattungen zu einem in
eſchloſſenen Kreiſe vereinen. Merkwürdig iſt es da-
daß die Gattungsform von Lebioderus ganz auf-
d mit einer abweichenden Platyrhopalus-Art, dem
Mellii, harmonirt; die ziemlich ſchmale, geſtreckte
von Pentaplatarthus aber an die gleiche Bildung
neuholländiſchen Cerapteri erinnert. In der Dar-
ng der Gattungen folge ich übrigens der ſchon von
wood gewählten, umgekehrten Anordnung, und be-
merke, daß ich die noch nicht charakteriſirte, unzulänglich bekannte Gattung Hylotorus ans Ende anhangsweiſe hinter Cerapterus ſtellen werde, weil ſie mit keiner Gattung recht übereinzuſtimmen ſcheint. Der Beſitz zweier Nebenaugen auf dem Scheitel würde ſie am ſicherſten von allen andern fünf unterſcheiden.

1) Pentaplatarthus *Westw.* Leib ziemlich flach; Kopf kleiner als der Prothorax, mit kurzem Halſe. Oberlippe ragt ſtärker hervor als gewöhnlich, und bedeckt die Oberkiefer nicht völlig. Unterkiefertaſter fadenförmig, das zweite Glied ſehr wenig größer als die anderen, das letzte zugeſpitzt. Lippentaſter keulenförmig, faſt ſo lang wie die Kiefertaſter, hängen herab, während dieſe über den Mund neben den Oberkiefern fortreichen. Fühler ſechsgliedrig, das erſte Glied freier abgeſetzt, wie gewöhnlich kolbenförmig, die fünf folgenden zu einer flachen, keilförmigen Scheibe dicht an einander gerückt, allmälig größer, das erſte von ihnen ſehr kurz, das letzte kreisförmig. Prothorax in zwei ungleiche Hälften abgeſchnürt, von denen die vordere kürzer und quer kammartig erhoben iſt. Flügeldecken am Ende abgeſtutzt. Beine kurz, ſtark zuſammengedrückt breit, die Schienen am Ende mit einem Sporn; Füße deutlich fünfgliedrig, das erſte Glied im vorderſten Ende des Schienbeins verſteckt, die folgenden drei gleich groß, nicht ſehr breit, unten haarig. Hüften groß, zumal die der hinteren, mit ſeitlich erweitertem, ſtützendem Schenkelhalſe, der nach Weſtwood's Angabe am hinterſten Paar doppelt ſein ſoll, was aber nicht der Fall iſt, indem der in die Hüfte hineinreichende Gelenkkopf des Trochanters für ein zweites Glied von ihm angeſehen wurde. Bei Platyrhopalus zeigt ſich dieſe Bildung unverkennbar, und kommt überhaupt allen Pauſiden zu.

Die einzige bekannte Art: P. pausoides *Westw.*, iſt 3½ Linien lang und überall röthlichbraun; die vorderen Ecken des Prothorax ſind in eine ſtumpfe Spitze erweitert, während die Mitte der vorderen Abſchnürung gewölbt iſt, und die Fläche der hinteren Hälfte grubenartig vertieft. Sie bewohnt wahrſcheinlich Afrika. (*Westw.* Linnean Transact. T. XVI. p. 619. tab. 33. fig. 1—14.)

2) Pausus *Linn.* Paussus *Fabr. Latr. Westw.* Körper noch ziemlich flach, doch etwas gewölbter; Kopf auch mit einem kurzen Halſe begabt. Mundtheile bis auf die Taſter verſteckt, dieſe über den Mund geſchlagen und dicht an ihn angedrückt. Das zweite Glied der Kiefertaſter auffallend groß, nach Vorn und gegen das Ende breiter, am vorderen Innenwinkel in eine vorſpringende Ecke ausgedehnt, gegen welche ſich die beiden kurzen Endglieder biegen. Lippentaſter auch vorgeſtreckt, dicht angedrückt, das Endglied ein langer, leicht gebogener, mäßig ſpitzer Kegel, Prothorax in zwei ungleiche Hälften abgeſchnürt durch einen tiefen Quereindruck, welcher gewöhnlich nach Hinten ausgedehnt iſt, und grubenartig die ganze Mitte einnimmt. Auch der Scheitel pflegt wol eine von einem oft ſcharfen Rande umgebene Vertiefung zu beſitzen, aus der ein oder zwei Höcker ſich erheben, welche man nicht für Nebenaugen halten darf. Die Flügeldecken werden nach Hinten etwas breiter und enden hier

) Bei anderen Arten ist die vordere Hälfte
rothorax abgerundet, und gleicht einer que-
ulst. 12) P. Burmeisteri (*Westw.* Trans. of
tom. society II. 86. pl. 9. fig. 3), hat ebenfalls
Höcker auf dem Fühlerkolben und eine schwach zu-
ogene Spitze, aber die vordere Hälfte des Protho-
abgerundet, und die hintere enthält eine große
, welche von einem siebenzackigen, scharfen Rande
ßt ist. Beine plump, die Schienen zusammenge-
Farbe gelbbraun, Länge drei Linien, Vaterland
ika. In die Gruppe B. gehören noch: 13) P.
ornis (*Chevrolat* in *Guérin*, Iconogr. du règn.
Ins. pl. 40. f. 8. und dessen revue zool. nr. 2.
, mit abgerundeter Vorderhälfte und grubig ver-
Hinterhälfte des Prothorax; vom Senegal, fünf Li-
und 14) P. turcicus (Frivaldsky in der un-
n Abhandl. 1835. 2. Bd. Taf. 6. Fig. 5), mit
r, scharfkantiger Abschnürung des Prothorax und
örmigem Fühlerkolben; vom Balkan (?), 2½ Li-
ánge; beide copirt von Westwood (a. a. O. pl. 1.
2).

. Der Fühlerkolben ist ein einfacher, gleich
, am Ende abgerundeter Cylinder.

5) P. Schuckardi (*Westw.* l. c. 87. pl. 9. f.
opf sehr länglich-eiförmig; Fühlerkolben am Grunde
ben und Hinten mit einem kleinen Höcker. Protho-
sammengeschnürt in der Mitte, die Vorderhälfte
beide abgerundet. Beine zierlich, cylindrisch. Farbe
hbraun, Länge 3½ Linien, Vaterland Südafrika.

. Der Prothorax hat keine scharfabfal-
Einschnürung, sondern ist blos vorn dicker als
Mitte und hinten, wo er am Ende einen etwas
igenden feinen Rand hat.

6) P. sphaeroceros, hell rothbraun, Fühlerkolben
gelige Blase, aus welcher nach Hinten am Grunde
n entspringt, und die am äußersten Ende ein mit
besetztes Höckerchen hat. Prothorax mit linien-
r Quervertiefung und flacher Grube auf der Mit-
nge 3½ Linien, Vaterland die Sierra leona. (*Af-*
in den Linn. Trans. IV, 270. pl. 22. f. 1—6.
. Syn. Ins. I, 3. 18. J. Sturm, (drittes)
nein. Ins.-Samml. Taf. 4. Fig. 31. *Westw.*
Trans. XVI, 644. pl. 33. f. 35.) 17) P. ar-
dunkel rothbraun, auf dem Scheitel ein aufgerich-
Stachel; Fühlerkolben länglich blasig, flach, am
nach Hinten in einen Vorsprung ausgedehnt.
ax mit einer Längsvertiefung, von der nach Vorn
bogene vertiefte Linien ausgehen. Länge fünf Li-
Vaterland Senegambien. (*Westw.* l. c. 645, 10.
f. 62—64. P. cornutus *Chevrolat* in *Gué-*
lagaz. de Zoologie. Ins. pl. 49. f. 1). 18) P.
(*Westw.* l. c. 646. 11. pl. 33. f. 36—37):
un, Mitte der Flügeldecken schwarz; Prothorax
ewölbt, Fühlerkolben länglich elliptisch, die hintere
Ecke in einen großen Vorsprung erweitert; Beine
dünn, cylindrisch. Länge 3½ Linien; Vaterland
nnt. 19) P. Hardwickii *Westw.*, kastanienbraun,
ecken mit länglichem schwarzem Fleck auf der Mit-
te; Fühlerkolben länglich, mäßig gewölbt, am Grunde in einen spitzen Vorsprung nach Hinten erweitert; Prothorax vorn gewölbt, mit schwacher Längsgrube in der Mitte. Beine ziemlich lang und dünn, etwas zusammengedrückt. Länge 3⅞ Linien, Vaterland Nepal in Ober-Indien. (Linn. Trans. XVI, 649. 13. pl. 33. f. 49. 40.) 20) P. lineatus *Thunb.*: röthlich, Mitte der Flügeldecken schwarz; Prothorax vorn erhaben, jederseits in eine Spitze ausgehend, auf der Mitte mit drei Grübchen. Fühlerkolben länglich kolbig, am Grunde mit einem vorspringenden Zahn nach Hinten. Länge 3¼ Linien, Vaterland Südafrika. Die Art steht nur vorläufig hier, da Thunberg's Beschreibung und Abbildung (Abhandl. d. schwed. Akad. v. J. 1781. S. 171. Taf. 3. Fig. 4. 5. *Fabr.* S. El. II, 75. 2. Herbst, Käfer IV, 102. Taf. 39. Fig. 7. *Afzel.* Linn. Trans. IV, 272. *Schönh.* Syn. Ins. I, 3. 19. *Westw.* Linn. Trans. XVI, 647. 12) ungenügend sind, und neuere Beobachter die Art nicht gesehen haben; sie scheint mir nach dem Bau des Prothorax eher in die Section B. *a*) neben P. microcephalus zu gehören. Eine zweite, ungenügend bekannte Art ist: 21) P. ruficollis (*Fabr.* S. El. II, 75. *Afzel.* Linn. Trans. IV, 273. *Schönh.* Syn. Ins. I, 3. *Westw.* Linn. Trans. XVI, 650. 14). Sie befindet sich in der Lund'schen Sammlung, welche nunmehr einen Theil des naturhistorischen Museums zu Kopenhagen ausmacht. Dies sind die bis jetzt aufgefundenen Arten der Gattung.

3) Lebioderus *Westw.* Diese Gattung gleicht im Äußeren mehr der folgenden, hat namentlich ganz die Kopfbildung derselben und ein gleiches Verhältniß ihrer Tasterglieder, aber die Fühler weichen ab, insofern ihr zweites Hauptglied durch vier tiefe Querfurchen in fünf allmälig größere Abschnitte getheilt ist, die aber noch nicht zu freien Gliedern getrennt sind. Dabei bemerkt man eine flache, scheibenförmige Rumpfbildung, einen sehr breiten, kurzen, hinten verengten Prothorax, und am Schulterwinkel auffallend hervorragende Ecken der Flügeldecken. Auffallend weichen noch die Beine durch eine sehr schlanke, gestielte, rundliche Form ab, und vor allem durch die viergliedrigen Füße, deren erstes Glied die beiden folgenden an Länge beträchtlich übertrifft, doch, wie diese, unten behaart ist. Das bei Platyrhopalus vorhandene sehr kleine Glied zwischen dem letzten und dritten soll hier (nach Westwood) ganz fehlen.

L. Gorii, hell rothgelb, die fünf Abtheilungen des Fühlerkolbens nach Hinten mit einem spitzen Zahn besetzt; Prothorax durch eine Längsfurche getheilt, mit zwei erhabenen Buckeln auf der Mitte und lappenförmig erweiterten Vorderecken; Flügeldecken am Ende buchtig, lassen die Spitze des letzten (vierten) Bauchgliedes frei. Länge 3½ Linien, Vaterland Java. (*Westw.*, Transact. of the entom. soc. of London II, 94. 1. pl. 9. fig. 8.) Ich vermuthe, daß der von Kollar (Annalen des wien. Mus. der Naturgesch. I, 2. 336. Taf. 31. Fig. 7. a. b. 1836) beschriebene Pauss. bifasciatus ebenfalls in diese Gattung gehöre, insofern derselbe einen gleichen Fühlerbau besitzt, aber viel schlanker gebildet ist, und nur zwei Linien Länge hat. Er ist rothbraun; der Kopf, die zwei

letzten Abschnitte des Fühlerkolbens, die Beine und die Flügeldecken sind schwarz, letztere mit zwei rothen Binden, die eine am Grunde, die zweite an der Spitze. Vaterland Ostindien. Eine dritte, wahrscheinlich dieser Gattung angehörige, Art ist, nach Westwood's neuerer Vermuthung, sein Platyrhopalus aplustifer (Linn. Trans. XVI, 664. pl. 33. f. 51), welcher in der schlanken Statur sich an P. bifasc. *Koll.* anschließt, aber ganz die Bildung des Prothorax von Leb. Gorii hat. Von beiden unterscheiden ihn die Fühler, deren Kolben blos aus drei Abtheilungen besteht, wovon die dritte sehr große nach Hinten in zwei starke Zähne ausläuft. Das Vaterland der 3¾ Linien langen, ganz rothbraunen Art ist unbekannt.

4) Platyrhopalus *Westw.* Diese Gattung war früher mit Pausus verbunden, unterscheidet sich jedoch von ihr sowol im ganzen Habitus, als auch im Bau des Mundes. Ersterem nach stimmt sie am meisten mit den Pausis der Section II., namentlich dadurch, daß der Prothorax niemals durch eine scharf abfallende Quereinschnürung in zwei Hälften getheilt ist, vielmehr blos nach Vorn erweitert und höher gewölbt, erst hinter der Mitte sich verschmächtigt und dann gerade fortgeht, an beiden Enden abgestutzt begrenzt. Dabei ist der hintere Kopfrand stärker angeschwollen und bildet hinter jedem Auge eine dicke Wulst. Auch die Flügeldecken sind breiter, ragen an den Schulterecken stärker hervor und enden stumpf abgerundet. Die viel breiteren, kräftigeren Beine haben hohe, stark zusammengedrückte Schienen mit zwei Endsporen und vertiefter Endfläche, in welcher der kurze, dicke, fünfgliedrige Fuß steckt. Die drei ersten Glieder sind herzförmig, unten flach und behaart; das vierte Glied ist ein kleiner, kaum sichtbarer Ring, der tief im Ausschnitt des dritten steckt, und von dem unmittelbar das fünfte lange, flachrunde, Krallen tragende Glied ausgeht. Daher sieht man beim ersten Anblick nur vier Glieder, und lassen sich in der Seitenansicht des Fußes selbst bei mäßiger Vergrößerung nie mehr darstellen. Zu diesen allgemeinen Verhältnissen des Baues gesellen sich noch bestimmte Charaktere der Fühler und des Mundes. Es ist nämlich das zweite Hauptglied der ersteren eine flache, allermeist scharfkantige Scheibe, deren Mitte linsenförmig aufsteigt, und deren hintere, untere Ecke meistens in einen Zahn erweitert ist, der aber dicht an das Hauptglied angedrückt zu sein pflegt. Im Munde zeigen sich zwar Oberkiefer, Unterkiefer und Unterlippe ganz wie bei Pausus, aber die Lippentaster weichen ab, insofern sie weder über den Mund nach Vorn gerichtet sind, noch das dritte Glied größer ist als das zweite, vielmehr eher etwas kleiner. An den Unterkiefern selbst, die ich genauer bei Pl. denticornis untersucht habe, fand ich eine sehr eigenthümliche, von dem Typus aller übrigen Käfer abweichende Bildung, worüber ich mich an einem andern Orte (in meinen generib. Insector.) ausführlicher verbreiten werde, als es hier möglich ist. In der Hauptsache scheinen sie ganz mit der Bildung bei Pausus übereinzustimmen.

Die bekannten, und zumal die typischen Arten der Gattung bewohnen das südliche Asien; man kann sie folgendermaßen gruppiren.

I. Fühler mit einem starken zahnartigen, vom übrigen Kolben deutlich abgesetzten Vorsprunge am Grunde nach Hinten und Außen.

A) Hinterrand des Kolbens gekerbt, mit eingedrückten Grübchen daneben; Prothorax mit linienförmiger Querrille in der Mitte.

1) Pl. laevifrons. Breiter und flacher als die andern Arten; dunkel kastanienbraun, glänzend, feinbehaart; Fühlerkolben mit vier Kerben und Grübchen am Hinterrande, oben flach, unten kegelförmig aufsteigend; der Zahn am Grunde klein und schwach abgesetzt. Länge fünf Linien. Vaterland die Westküste Afrika's. (*Westw.* Linn. Trans. XVI, 661. 3. pl. 33. fig. 65—67.)

B) Hinterrand des Kolbens ohne Kerben und Grübchen; Prothorax ohne eingedrückte Querlinien.

a) Mit einem senkrechten Stachel mitten auf dem Scheitel. 2) Pl. dentifrons; ziemlich gewölbt und cylindrisch, rothgelb; Fühlerkolben kurz und schmal, die Ränder fast parallel, daher der zahnartige Vorsprung mehr als der Hinterrand hervorragt. Prothorax mit flachem Quergrübchen hinter der Mitte. Länge 3¼ Linien. Vaterland Senegambien. (*Westw.* l. c. 662. 4. pl. 33. fig. 68—70.)

b) Ohne Stachel auf dem Scheitel, vielmehr daselbst eine leichte vertiefte Längsrinne.

Die Arten dieser Gruppe haben sehr kurze breite scharfkantige Fühlerkolben, deren Zahn am Grunde nicht über den äußersten Punkt des Kolbens nach Hinten hervorragt. Sie bewohnen Ostindien. — 3) Pl. denticornis, hellrothbraun, Flügeldecken schwärzlich, ein großer dreieckiger Fleck auf beiden oben an der Naht und ein elliptischer hinter der Mitte auf jeder einzelnen roth. Der Zahn am Fühlerkolben stumpf und dicht an den Kolben gerückt. Länge 3⅞ Linien. (*Donov.* Ins. of Ind. nr. 1. pl. 5. fig. 1. *Westw.* Linn. Trans. XVI, 657. pl. 33. fig. 43—48). — 4) Pl. *Westwoodii*, hellrothbraun, Flügeldecken mit schwarzem Grunde, schwarzer Spitze und einem buchtigen schwarzen Fleck in der Mitte, welcher vom Außenrande ausgeht. Der Zahn am Fühlerkolben freier abgesetzt. Länge 4¼ Linien. (*Saunders* in den trans. of the entom. soc. of Lond. II, 83. pl. 10. fig. 5.) — 5) Pl. angustus, hell rothbraun, schlanker als beide vorige Arten, die Flügeldecken mit einer in der Mitte verengten schwarzen Querbinde; Fühlerkolben fast kreisrund, mit einem sehr abstehenden, spitzen, gebogenen Zahn am Grunde. Länge drei Linien. (*Westw.* in den trans. of the entom. soc. of Lond. II, 92. pl. 10. fig. 6). Ich halte diese Art für identisch mit dem von Westwood nach einem verstümmelten Exemplar beschriebenen Pl. acutidens (Linn. Trans. XVI, 661. pl. 33. fig. 50). — 6) Pl. unicolor, einfarbig rothbraun, Fühlerkolben sehr länglich elliptisch, mit sehr stumpfem, kaum abgesetztem Zahn. Prothorax kurz und breit. Länge 4⅓ Linien. (*Westw.* Linn. Trans. XVI, 659. 2. pl. 33. fig. 49. — Pausus denticornis Megerl. in Illig. Mag. 3. 113.

h. Syn. Ins. I, 3, 14. tab. 16. fig. 1. Dalm. entom. 103).

II. Fühlerkolben ohne zahnartigen Vorng am Grunde nach Hinten; Körper sehr flach und die Schienen hoch, scheibenförmig.

7) Pl. *Mellii*, pechfarben, die Flügeldecken kastaraun, beinahe quadratisch; Fühlerkolben am Grunde Vorn etwas vorspringend, am Rande nach Hinten rei Kerben; Füße schlanker, das erste Glied sehr und dick, die drei folgenden successiv kleiner, das lang und dünn. Prothorax sehr kurz und breit, schmäler als die Flügeldecken, hinten zusammenget. Länge 4½ Linien. Vaterland Malabar. (*Westw.* Trans. XVI, 683. Entom. Trans. II. pl. 10. 4.) Diese Art weicht in ihrem ganzen Habitus auf von den übrigen Gattungsverwandten ab, und t sich darin den Cerapteris der ersten Section.

6. Cerapterus *Sweder.* Die schon früher angegeBildung der Fühler entfernt diese Gattung sehr bet von allen andern der Familie. Zwar zeigt der n in der flach scheibenförmigen elliptischen Gestalt gewisse Analogie mit Platyrhopalus, allein er bei Cerapterus aus zehn bestimmt unterscheidbaren Gliedern, von denen nur das letzte sich durch eine htlichere Größe auszeichnet. Das erste Glied ist ens ein kurzer, dicker, nach Oben erhabener Körper, bei Platyrhopalus. Hierzu kommt eine wesentliche renz in den Mundtheilen, besonders bemerkbar in rzen, fadenförmigen Kiefertastern, deren zweites Glied so auffallend vergrößert ist, und in den langen kolen Lippentastern, welche, wie bei Platyrhopalus, cht herabhängen. Schon früher habe ich erwähnt, dieselbe Bildung der Taster noch der Gattung Pentarthrus eigen ist. Im Übrigen haben die Cera- einen flachen Leib, einen kleinen Kopf, verhältnißmäsehr große Augen, kurze, sehr breit gedrückte Beine charfkantigen, am Ende wol vertieften Schienen und liedrigen kurzen Füßen, deren Sohle behaart ist.

Die erste Art dieser Gattung beschrieb Swederus andl. der königl. schwed. Akad. der Wissensch., oder gl. Vetenskaps Akademien Handling v. J. 1788), weite Donovan (Ins. of New Holl.). Beide führte . Westwood (a. a. O.) früher allein auf, unterscheindessen kürzlich (the Magaz. of nat. hist. by Lou- fünf Arten, welche er in vier Gattungen bringt, nachihm Mac Leay (Illustr. of the Zool. of South-Africa. II) mit einer solchen Spaltung in zwei Gattungen gegangen war. Derselbe beschrieb die hinzugekomn drei neuen Arten zuerst. Diese Eintheilung in ungen scheint indessen bei einer so kleinen Gruppe so weniger zulässig, als die Charaktere, nach denen Autoren ihre Gattungen begründen, von sehr unordnetem Range sind, und mit denen, nach welchen andern Gattungen der Familie sich von einander unscheiden, in keinem gleichwerthigen Verhältnisse stehen. benutze sie daher blos zur Gruppirung der Arten, wie :

I. Ohne Sporen am Ende der Schienen (Cerapterus *Westw.*). Die Mitglieder dieser Section gleichen im Habitus am meisten dem Pl. Mellii, sind ebenso kurz und breit, wie dieser, und haben denselben kurzen, breiten, den Kopf zweimal an Breite übertreffenden Prothorax. Ihre Schienbeine sind am Ende schief abgestutzt und zwar so, daß die ausgehöhlte Abstutzungsfläche mehr nach Außen gewendet ist. Sie bewohnen Südasien.

1) C. latipes, pechbraun, die Flügeldecken mit einem gelben Fleck am Ende, der vorn in vier Spitzen ausgeht, hinten zweimal ausgebuchtet ist; Fühler röthlich. Länge sechs Linien (*Sweder.* l. l. T. IX, 203. tab. 6. fig. 1. *Schönh.* Syn. Ins. I, 3. 19. 1. *Westw.* Linn. Trans. XVI, 669. 1. pl. 33. fig. 52). 2) C. Horsfieldii *Mac Leay*, pechbraun, Prothorax vorn ausgebuchtet; Flügeldecken am Ende mit einem gelben Fleck von der Form des Buchstabens Y. Länge sechs Linien. Von Java. (*Mac Leay*, Illustr. of the Zool. of South-Africa. P. III. p. 73. pl. 4.)

II) Mit Sporen am Ende der Schienen, und zwar: A) Mit einem einzigen Sporn. (Orthopterus *Westw.*) Die Arten dieser Section sind etwas länglicher und ihr Prothorax ist nicht mehr doppelt so breit wie der Kopf, auch die Fühler sind schmäler und das Endglied nicht so auffallend groß. Sie bewohnen Südafrika.

3) C. Smithii, schwarzbraun, ziemlich glänzend; Flügeldecken breiter als der Prothorax und wol fünf Mal so lang, mit einem gelben Fleck. Länge 7½ Linien. Südafrika, innerhalb des Wendekreises. (*Mac Leay*, l. c. 74. pl. 4. *Westw.* in Loud. Magaz. 3.)

B. Mit zwei Sporen am Ende der Schienen. Diese Gruppe bewohnt Neuholland und hat einen noch viel gestrecktern Körperbau, einen schmälern Prothorax, schmale parallelseitige Flügeldecken und sehr kurze breite Beine, deren Schienen am Ende nicht ausgehöhlt sind. Dabei sind die Fühler nicht schmäler als bei der Section I. und das Endglied ist ebenfalls viel größer als die andern. Nach diesen Charakteren bildet Mac Leay seine Gattung Arthropterus, welche Westwood aufs Neue spaltet und zwar darnach, ob die Schienbeine eine zugespitzte (Arthropterus) oder abgerundete (Phymatopterus) untere Außenecke besitzen. Solche Charaktere können aber nur als Artunterschiede gelten.

4) C. Mac Leaii, rothbraun, Prothorax ziemlich conver, hinten verengt, mehr vierseitig, Vorderecken abgerundet, die Fläche kaum mit einer Längsvertiefung. Schienbeine am Ende nach Unten und Außen zugespitzt. Länge fünf Linien. (*Donov.* Ins. of the New Holl. pl. 3. *Latr.* Gen. Cr. et Ins. III, 4. *Schönh.* Syn. Ins. I, 3, 19. *Westw.* Linn. Trans. XVI, 672, 2. pl. 33. fig. 57. *Mac Leay* l. c. 75. *Westw.* l. c. 3. 4.)

5) C. piceus, schwarzbraun, Beine und Fühler röthlich; Prothorax herzförmig, mit einer Längsfurche; Oberfläche fein unregelmäßig punktirt. Schienbeine innen und außen abgerundet. Länge fünf Linien. (*Westw.* l. c. 4. 5. C. Mac Leay (*Westw.* trans. of the ent. soc. II, 95. pl. 10. fig. 7.)

6. Hylotorus *Dalm.* Diese Gattung stelle ich ans Ende der Gruppe, weil sie den Zusammenhang der fünf

andern Gattungen stören würde, wollte man sie dazwischen schieben, und gebe ihre Hauptmerkmale nach den Beschreibungen der Schriftsteller. Vorzugsweise ist es der große breite Kopf, der keine halsförmige Zusammenschnürung hat, sondern tief in dem vorn breiten herzförmigen Prothorax steckt, welcher die Gattung auszeichnet. Hierzu kommen kleine Augen, die mehr oben auf dem Kopf zu liegen scheinen, und zwei Nebenaugen auf der Mitte des gewölbten Scheitels. Die Fühler bestehen nur aus zwei Gliedern, von denen das zweite flach ist und die Form eines einfach gekrümmten, unten abgerundeten Ochsenhornes hat. Diese Fühler können in einer großen Grube zwischen den Augen und ihrer Anheftung am Kopf versteckt werden. Der Prothorax ist kurz, oberhalb uneben, hinten stark verengt. Die Flügeldecken sind vorn nur wenig breiter als der Vorderrand des Prothorax, nehmen aber nach Hinten an Breite etwas zu und enden abgestutzt. Die Beine haben den Bau wie bei Platyrhopalus, und wahrscheinlich auch die Füße, welche als viergliedrig angegeben werden. Die einzige Art: H. bucephalus, ist hell röthlichgelb, mit schwarzen Augen und einer Querfurche am Ende des Prothorax; sie erreicht 2¼ Linien Länge und findet sich in der Sierra Leona. (*Schönh.* Syn. Ins. I, 3. app. 15. tab. 6. fig. 2. *Dalm.* anal. entom. 103. *Westw.* Linn. Trans. XVI, 654. pl. 33. fig. 41. 42.

Hiermit beschließe ich die Schilderung der bis jetzt bekannten Pausiden, denn mehre nicht erwähnte von andern Schriftstellern zu Pausus gezogene Arten gehören nicht in diese Gattung oder Familie. Zunächst gilt dies vom P. flavicornis (*Fabr.* S. El. II, 75, 4), den zuerst Dalman (anal. ent. 103) als eine den Pausis fremde Form bezeichnete und ihm seine Stelle neben Malachius anwies. Westwood hat aus ihm die Gattung Megadeuterus gebildet (Linn. Trans. XVI. 678) und dazu später (Entom. trans. II, 98. pl. X. fig. 9) eine zweite Art beschrieben. Nicht anders verhält es sich mit dem P. cruciatus *Dalm.* (Kongl. Vetensk. Akad. Handl. 1825. 400. 3. tab. 5. fig. 9—11), insofern derselbe zu einer ganz andern Familie gestellt, und im System, nach Klug's richtiger Bemerkung (Jahrb. der Insektenkunde. I, 284), zu Endomychus als naher Verwandter gezogen werden muß. Westwood erhob auch dies Insekt zu einer eigenen Gattung: Trochoideus (Linn. Trans. XVI, 673) und beschrieb kürzlich zwei neue Arten (Trans. of the ent. soc. II, 96 u. *Guérin.* rev. zool. nr. 2. 22), welche auf Madagaskar und Mauritius entdeckt wurden, woraus sich auf das Vaterland der ersten im Gummi Anime eingeschlossen gewesenen Art schließen läßt. (*Burmeister.*)

PAUSILIPPO oder POSILIPPO, heißt der durch seinen Tunnel berühmte Berg bei Neapel, welcher sich westlich dieser Stadt bis an das Meer erstreckt, wo er in dem Vorgebirge gleiches Namens ausläuft. Der Name ist aus *Παυσυλιπον* (Kummerstiller, gleichsam Sanssouci) entstanden. So hieß nach Dio Cassius (LIV, 23) die auf demselben gelegene Villa des durch seinen Luxus und seine grausame Sklavenbehandlung berüchtigten Vedius Pollio, welche dieser an Augustus vermachte. Der durch üppige Vegetation und andere Naturschönheiten ausgezeichnete Berg war nämlich zu den Zeiten der Römer mit vielen Landhäusern besetzt, namentlich des Virgil's, des Cicero, des Marius, des Pompejus und des Lucullus, von welchem letztern man noch Ruinen findet. Ebenso ziehen sich noch heute viele Landhäuser der Neapolitaner von Mergellina, einem Dorfe an seinem Fuße, das man auch als Vorstadt Neapels betrachtet, an dem Berge hinauf. Der Tunnel durch denselben, gewöhnlich die Grotte genannt (la grotta di Posilipo, auch la grotta Puteolana), bildet die Landstraße zwischen Neapel und Pozzuoli (Puteoli), und nimmt, wenn man von Neapel kommt, am Ende von Chiaja, dem westlichsten Quartiere der Stadt, seinen Anfang, noch ehe man Mergellina erreicht hat. Jetzt ist dies aber nicht mehr die einzige Verbindungsstraße zwischen den beiden Städten, indem die österreichischen Truppen 1822 die sogenannte neue Straße durch Mergellina theils um, theils über den Berg angelegt haben. Jene Grotte nun hat eine Länge von 1800 Fuß, eine Breite von 24—30 Fuß und eine Höhe von 40—50, an einigen Stellen von 80—90 Fuß. Sie ist ganz und gar das Werk von Menschenhand; es läßt sich aber nicht ausmitteln, aus welcher Zeit. Seneca (Epist. 57) und Plinius (IX, 53. s. 78), die von ihr sprechen und sie crypta Neapolitana nennen, erwähnen ihrer Entstehung nicht. Nur Strabo (V, 245. 246) hat die unverbürgte Nachricht, daß sie von Coccejus, der aber sonst ganz unbekannt ist, angelegt sei. Wegen des Stillschweigens der übrigen Schriftsteller nimmt man daher an, daß das Werk sich schon aus der Vorrömerzeit herschreibe und Anfangs nur ein Steinbruch gewesen, den nachher von der einen Seite die Kumaner, von der andern die Neapolitaner durchgehauen. Ihre jetzige Gestalt erhielt die Grotte erst in späterer Zeit. Der Eingang auf der neapolitanischen Seite lag nämlich früher 40 Fuß höher als der auf der entgegengesetzten, und der Weg war daher sehr abschüssig. König Alfons I. (1435—1458) ließ sie daher auf jener tiefer aushauen und ebnen, und später bewerkstelligte der Vicekönig Peter von Toledo, zu Karl's V. Zeit, noch einige Erweiterungen und Erhöhungen, ließ das noch existirende Lavapflaster anlegen und die Öffnungen, durch welche Licht und Luft hineinfällt, und von welchen schon Strabo spricht, größer machen. Doch wäre trotz dieser die Dunkelheit so groß, daß bei der lebhaften Passage, welche sich durch die Anlage der neuen Straße nur wenig vermindert hat, Gefahr entstände, wenn nicht Tag und Nacht einige Laternen brennten. Zweimal im Jahre, zur Zeit des Frühlings- und des Herbstäquinoctiums, fällt die Sonne in die Grotte in ihrer ganzen Ausdehnung. Der Stein ist ein sehr harter vulkanischer Tuffstein, der bei keinem Erdbeben erschüttert worden ist. In der Mitte steht eine Kapelle der Jungfrau Maria. Nicht weit vom Eingange der Grotte, auf der Seite von Mergellina, liegt auf dem Anberge das sogenannte Grabmal Virgil's. Oben auf dem Berge finden sich die Überreste einer alten Wasserleitung, welche das Wasser aus dem Serino nach Miseno führte. Auf der Südseite des Berges, nahe an der äußersten Spitze, wurde bei der Anlage der neuen Straße eine Grotte mit mehren alten

Ruinen entdeckt, welche man die Schule des Virgil zu nennen pflegt. Man vermuthet, daß dies die von Plinius erwähnte crypta Pausilypona sei. (s. Volkmann, Historisch-kritische Nachrichten von Italien. (Leipzig 1778.) 3. Bd. S. 234 fg. und *Galanti*, Napoli e contorni. [Napoli 1829.] p. 51 sq.) (*A. Keber.*)

PAUSON ist der Name eines griechischen Malers, der nur selten erwähnt und selbst dann in den meisten Fällen durch Corruptelen der alten Handschriften unsicher gemacht ist. Denn bei Aristoteles sowol als bei Lucian geben mehre Handschriften statt *Παύσων* entweder *Πάσων*, oder *Πάσσων*, welches letztere die richtige Form des Namens mehr bestätigt. Das Vaterland und nähere Lebensverhältnisse dieses Künstlers sind unbekannt; nur so viel ist gewiß, daß er vor oder wenigstens gleichzeitig mit Aristoteles, der seiner mehrmals gedenkt, wahrscheinlich auch, daß er als Zeitgenosse des Polygnot und Dionysius gelebt hat. Über seinen Charakter als Künstler und die Richtung, welche er in seinen Werken nahm, belehrt uns eine Stelle des Aristoteles in der Poetik (c. 2. §. 2): *ὥσπερ οἱ γραφεῖς, Πολύγνωτος μὲν κρείττους, Παύσων δὲ χείρους, Διονύσιος δὲ ὁμοίους εἶχαζε*, die in ihrer Parallelisirung zu verschiedenartigen Deutungen Veranlassung gegeben hat. Denn während z. B. Kühn (ad *Aelian.* V. H. IV, 3) den Unterschied darin fand, daß Polygnotus Götter und Helden, Dionysius Menschen und Pauson Thiere gemalt habe und sonach Pauson lange Zeit als Thiermaler galt, war es doch andern nicht entgangen, daß alle drei menschliche Figuren darstellten und die Grade des Schönen, die sie ihren menschlichen Figuren gaben, ihren Rang bestimmten. Während nämlich Polygnot idealisirte, Dionysius porträtirte, hat Pauson hauptsächlich das Fehlerhafte und Häßliche an der menschlichen Bildung ausgedrückt, war also ein Caricaturmaler. So faßte den Sinn der Stelle schon Winckelmann (Werke. 5. Bd. S. 202 der dresdener Ausg.) und Lessing [1]), und ihnen sind mit einigen Modificationen G. Hermann, H. Meyer [2]), Böttiger [3]) u. A. gefolgt. Ob dies grade obscöne Bilder, sogenannte *σχήματα*, gewesen sind, wie Twining (notes to Aristot. p. 169) meint, läßt sich nicht erweisen, am wenigsten aus einer andern Stelle des Stagiriten (Politic. VIII, 5, 7), wo er lehrt, man müsse der Jugend nicht Bilder von Pauson zeigen, sondern die des Polygnotus und anderer Maler, welche das Sittliche auch in ihren Kunstwerken ausgedrückt haben. Denn daß man die Jugend von unzüchtigen Bildern fern halten müsse, brauchte man nicht erst von dem Philosophen zu lernen. Daß aber Pauson ein sonderbarer und baroker Mensch gewesen, zeigt nicht blos jene Neigung zu caricirten Bildern, sondern auch eine übereinstimmend von Plutarch (de Pythiae orac. c. 5. p. 396 D.), Älian (V. H. XIV, 15) und Lucian (Demosth. encom. c. 24) überlieferte Anekdote. Es ward ihm aufgetragen, ein sich wälzendes Pferd zu malen; er aber malte es im Lauf begriffen und umgab es mit dichtem Staube; da nun der Besteller über diese Verdrehung sich unwillig zeigte, ließ ihn der Künstler das Bild umdrehen, hinzufügend, daß er nun ein sich im Staube wälzendes Pferd habe. Diese Caprice macht es wahrscheinlich, daß auch eine andere Anekdote, welche zu der sprüchwörtlichen Redensart *ὁ Παύσωνος Ἑρμῆς* für dunkele und zweideutige Dinge Veranlassung gegeben hat. Jenes Sprüchwortes gedenkt Aristoteles (Metaphys. VIII, 8. p. 1050. a. 19. ed. *Bekk.*); die Scholien des Pseudo-Alexander (p. 783. ed. *Brandis*) geben umständliche Erklärung über den Ursprung desselben. Pason (denn so steht in den Texten), ein Bildhauer (*ἑρμογλύφος*), hatte ein Bild des Hermes in einem Steine verfertigt, ob es aber innerhalb oder außerhalb des Steines war, konnte Niemand erkennen. Außerhalb des Steines konnte es nicht sein, weil derselbe weder Erhöhungen noch Vertiefungen hatte, sondern ganz glatt war wie ein Spiegel; innerhalb aber auch nicht, weil sich nirgends Verbindungen oder Zusammenfügungen erkennen ließen, also eine durchsichtige Decke unmöglich angenommen werden konnte. Einem Künstler wie Pauson darf man eine solche neckende Spielerei wol zutrauen. Gewöhnlich aber bezieht man auf ihn auch zwei Aristophanische Stellen, in denen ein armer Schlucker dieses Namens verspottet wird; und Lessing benutzte rasch diese Nachrichten, um jene verächtliche Armuth als Beweis aufzustellen, daß die Griechen von solchen Bildern nichts hätten wissen wollen und ihnen Gerechtigkeit widerfahren ließen. Die Eine Stelle ist in den Acharnern v. 854: *οὐκ αὖθις αὖ σε σκώψεται Παύσων ὁ παμπόνηρος*, wo er mit Lysistratos, Prepis, Kleonymos und anderm gemeinen und verleumderischen Gesindel zusammengestellt ist; die andere im Plutos v. 602. *Παύσωνα καλεῖ τὸν ξύσιτον*, wo er ein Tischgenosse der Armuth heißt und der Scholiast bemerkt: *ὁ Παύσων ἐπὶ πενίᾳ κωμῳδεῖται ζώγραφος ὤν* [4]). Dies ist der einzige Gewährsmann für die Armuth des Malers Pauson, denn Suidas v. *Παύσωνος πτωχότερος· οὗτος ζώγραφος ἦν καὶ ἐπὶ πενίᾳ διετεθρύλητο* schöpfte aus jenem Scholiasten und beider Zeugniß reicht noch nicht hin, die Wahrheit der Sache zu bekräftigen. Es mag ein Anderer zu Aristophanes' Zeit in Athen gelebt haben, dessen Armuth sprüchwörtlich und dessen Name neben dem des Iros [5]) beinahe Appellativum für einen Bettler geworden war. Schon die Zeitverhältnisse sprechen für eine solche Trennung.

Vergl. *Perizonius* ad *Aelian.* Var. Hist. XIV, 15. Böttiger's Ideen zur Archäologie der Malerei. S. 266. H. Meyer's Gesch. der bildenden Künste bei den Griechen. II. S. 193. *Sillig*, Catal. artif. p. 328 [6]). Welcker's Bemerkungen im Kunstblatt. 1827. Nr. 82 waren mir leider nicht zugänglich. (*F. A. Eckstein.*)

PAUSPAPIER oder Bauspapier, zum Abpausen, Durchzeichnen (Kalkiren) von Zeichnungen, ist auf der einen Seite mit einer rothen oder schwarzen fettigen Farbe

1) Laokoon, 6. Bd. S. 381 der Schriften in Lachmann's Ausg. 2) Geschichte der bildenden Künste. II, 193. 3) Archäologie der Malerei. S. 266.

4) Vergl. Schol. *Aristoph.* Thesmoph. 949. 5) Vergl. *Suidas* v. *Ἀσκληπιεῖον φάρμακον.* 6) Daß Hemsterhuys das ad *Aristoph.* Plut. p. 199 gegebene Versprechen de eo alibi diecemus accuratius erfüllt hat, ist mir nicht erinnerlich.

dünn überstrichen. Legt man es mit der bestrichenen Seite auf ein Blatt reines Papier, bedeckt es dann mit der Originalzeichnung, und fährt Letztere mit einem Stifte unter gelindem Aufdrücken nach, so zieht sich in den Linien die Farbe des Pauspapiers auf die Unterlage ab, und man erhält so eine getreue Copie. (*Karmarsch.*)

PAUSRAM, PAUZDRAM, Marktflecken im mährischen Kreise Brünn, liegt an der Schwarza und hat ein verfallenes Schloß, 150 Häuser und 820 Einwohner. (*G. M. S. Fischer.*)

Paussidae, Paussili, Paussus, s. Pausidae.

PAUSULÁ, Stadt in Picenum, 14 Mill. von Asculum, 15 Mill. von Firmum. Plinius (III, 18) nennt blos die Bewohner Pausulani, nicht die Stadt, welche von der Tab. Peut. angegeben wird. Nach Mannert (9. Th. 1. S. 493) ist sie das heutige Städtchen Monte Elpare, aber nach Reich. Grotta Azzolino. (*Krause.*)

Pausulae, Pausus, s. Pausidae.

PAUTEREN (van), bekannter unter dem Namen Despautère, 1460 zu Ninowe, einer kleinen Stadt in Ostflandern, geboren, studirte darauf zu Löwen, wo er vorzüglich die Vorlesungen Johann's von Brecht, eines damals berühmten Grammatikers, besuchte, und erhielt nach Vollendung seiner Studien einen Lehrstuhl am Lyccollegium. Späterhin finden wir ihn zu Bois-le-duc, Berq-Saint-Vinoc und zu Comines, in welcher letzteren Stadt er, 60 Jahre alt, starb. Pauteren wurde wegen seines großen Lehrtalents außerordentlich geschätzt und Vossius nennt ihn den hellsehendsten der Grammatiker, obgleich er einäugig gewesen sein soll, wie man wenigstens aus folgender auf ihn von dem Karmeliter Adrian von Hecquel verfertigten Grabschrift hat schließen wollen, welche also lautet:

Hic jacet unoculus, visu praestantior Argo,
Nomen Joannes cui. Ninivita fuit.

Er schrieb Rudimenta, eine Grammatik, eine Syntax und eine Prosodie, sowie eine Abhandlung von den Tropen und Figuren. Robert Stephanus vereinigte diese Werke und gab sie 1537 unter dem Titel: Commentarii grammatici heraus; eine andere Ausgabe erschien 1563 bis 1564 zu Lyon. Lange Zeit war dieses Buch in Frankreich das einzige Lehrbuch, obgleich man gehörige Ordnung der Materien und oft die Deutlichkeit vermißt. Adolf Mutkekke, Franz Nansius, Sebastian Novimola und Gabriel Dupréau suchten diesen Mängeln abzuhelfen. In Beziehung auf Pauterens grammatische Studien finden sich bei Guy Patin folgende Verse:

Grammaticam scivit multos docuitque per annos,
Declinare tamen non potuit tumulum.

Außerdem haben wir von Pauteren eine Orthographie, eine ars epistolica, ein Werk de accentibus et punctis, sowie ein anderes de carminum generibus. (*G. M. S. Fischer.*)

PAUTKAS, ostindische Kattune, welche theils weiß, theils ungebleicht, theils blau gefärbt sind. (*Karmarsch.*)

PAUTRE (Antoine le), Bruder oder vielleicht Vetter des Jean le Pautre, geb. zu Paris 1614, gest. ebendaselbst als Mitglied der königl. Akademie 1671, war einer der vorzüglichsten Baumeister in Frankreich, der im 17. Jahrh. besonders unter der glänzenden Regierung Ludwig's XIV. zu großem Ruhme gelangte, dessen Geschmack längere Zeit den Künstlern und Kunstfreunden zum Vorbilde diente. Sowie bei Jean le Pautre bestand sein großes Verdienst in den großartigen und majestätischen Verzierungen seiner Gebäude, die nur zuweilen etwas schwerfällig erscheinen. Er vereinigte übrigens in seinen Bauten mit Eleganz auch viel Solidität, wovon die Kirche des Port Royal, das Hotel de Gesures, Chamillard, Beauvais (ein Bau, der ihm die Stelle eines ersten Baumeisters des Königs eintrug), das Schloß zu St. Ouen, zwei Flügel des Schlosses St. Cloud, sowie die großen Fontainen im Garten daselbst hinlängliche Beweise geben. Auch ist das Portal mit korinthischen Säulen an der Jacobskirche zu Lyon ein Werk seiner Kunst.

Ein verunglückter Bau am Schloß zu Clugny für Madame Montespan schadete seinem Ruhm und bewirkte, daß der bekannte Architekt Mansard ihm vorgezogen wurde. Aus Gram hierüber zog er sich in höherem Alter aus der Welt zurück.

Er war auch Verfasser eines Werkes: „Cours d'Architecture," mit Kupfern, wozu er selbst einige Blätter nach Michel Angelo Buonarotti ätzte. (*Frenzel.*)

PAUTRE (Jean le), Architekt, Zeichner und Radirer, geb. zu Paris 1617, ebendaselbst als Mitglied der königl. Akademie gestorben 1682, lernte in seiner Jugend das Tischlerhandwerk; indem er aber durch seinen Lehrherrn sehr auf die Zeichnenkunst gewiesen wurde, bildete sich dadurch bei ihm der Keim zu einem tüchtigen Zeichner. Bei einem außerordentlich fruchtbaren Geiste, seltenem Reichthum an Ideen und wunderbarer Phantasie, war er ganz dazu geschaffen, die unter der glänzenden Regierung Ludwig's XIV. veranstalteten Bauten im Innern und Äußern mit reichen Verzierungen zu schmücken. Sein Vetter oder Bruder Antoine le Pautre, welcher als Baumeister Louis' XIV. für diesen König sehr beschäftigt war, wußte sein Talent zu würdigen und zu benutzen, und beide wirkten vereint bei mehren der wichtigsten und großartigsten Schöpfungen der französischen Architektur.

Die Architektur jener Periode zeigt einen nicht ganz reinen Geschmack in manchen Verhältnissen der Formen, besonders in den Verzierungen; dabei ist doch andererseits nicht zu leugnen, daß sich grade in diesen Verzierungen neben den einzelnen classischen Formen eine Lebendigkeit zeigt, wie sie nur einem nicht gewöhnlichen Talent eigen zu sein pflegt. Le Pautre's Erfindungen sind, wie sein Styl bei aller Überladung, durchaus üppig und großartig zu nennen. Sein Styl fand sehr vielen Beifall, und verbreitete sich immer mehr, sodaß ihn die besten Künstler des In- und Auslandes als Vorbild betrachteten. Der Meister war aber nicht blos architektonischer Künstler, seine Kunst schuf die größten Entwürfe zu historischen Compositionen zu Malereien, Stuck oder Musiv, Holzarbeiten und zu Vergoldungen, sowie selbst zu Gartenanlagen. Fast kein einzelner Zweig alles dessen, was zur Ornamentkunst gehört, blieb von ihm unbearbeitet. Selbst für die Gobelins oder Tapetenarbeit schuf er mehres sehr Nutz-

bare und für die damalige Zeit Schöne. Es erscheint fast räthselhaft, wie vielseitig sich die Erfindungen dieses Künstlers gestalteten und zu wie vielen Zweigen der Industrie und des Luxus seine Ideen in technischer Hinsicht benutzt werden konnten; meistens gab er sie in Kupfer in verschiedenen Büchern und Folgen heraus, davon ist die Mehrzahl von ihm selbst radirt, folglich hatte auch die Radirkunst an ihm einen tüchtigen Künstler. Mariette's Katalog nennt von seinen radirten Blättern über 1400 Stück, die nach den in dem dresdener Kupferstichcabinet in zwei dicken Bänden aufbewahrten Kupfern (Recueil des principaux ouvrages d'architecture etc.) ungefähr in folgenden bestehen: 35 Blatt bibl. Geschichte, Quart u. Fol. 48 Bl. Vignetten mit Figuren, mehre in della Bella's Manier, Octav. 28 Bl. große mythologische Compositionen, qu. Fol. 54 Bl. Geschichtsscenen der Griechen und Römer, auch mythologische Gegenstände, qu. kl. Fol. 14 Bl. dergl. nach ihm radirt, qu. u. oval Octav. 27 Bl. Bauernscenen, nach ihm, wovon vier von ihm selbst sehr schön in Peter Quast's Manier radirt sind. 64 Landschaften, wovon 18 in della Bella's Manier, einige andere wieder in Claude le Lorrain's Styl radirt sind. 8 Bl. verschiedene Figurenstudien. 3 Bl. die Krönung Louis' XIV. in Notre-Dame, höchst selten, f. gr. Fol. 30 Bl. Trophées métalliques, reiche Verzierungen mit berühmten Medaillen. 19 Bl. Verzierungen zu Annoncen, Adressen und ähnliche Dinge. 20 Bl. Ein Zeichenbuch, Fol. 1 Bl. Triumpheinzug des Königs und der Königin in Paris, ein sehr großes langes Blatt. 147 Bl. Façaden und Entrées von Kirchen, innern Perspectiven davon, Kanzeln ꝛc., viele mit malerischen Gruppen der Zuhörer der Predigt, kl. Fol. 58 Bl. Ornamente von Kanzeln, Betstühlen, Kreuzen, merkwürdigen Monumenten ꝛc. 76 Bl. Ansichten und Durchschnitte reich verzierter Zimmer, Tapeten mit großen historischen Compositionen, gr. Octav. 18 Bl. Alkoven und Schlafzimmer mit mehren großen historischen Compositionen. 72 Bl. Kamine und andere Dinge für Zimmer. 60 Bl. reiche Zimmerdecorationen aller Art. 163 Bl. Wandverzierungen oder Panneaux mit Arabesken in italienischem Styl, mehre sehr schön, gr. Octav u. kl. Fol. 109 Bl. Cornichen, Simse, reiche Plafonds ꝛc. 90 Bl. Cartouchen mit Arabesken, Jagd- und mythol. Scenen. 30 Bl. Ebensolche mit Kriegstrophäen. 12 Bl. Verzierungen für Wagen. 72 Bl. zu großen Gartenanlagen im grotesken Geschmack. 24 Bl. große Fontainen. 24 Bl. Gartenthore, Lambris ꝛc. 104 Bl. Vasen verschiedener Form mit außerordentlichen Verzierungen. 24 Bl. Ansichten und Durchschnitte des Gartens von Versailles und des Schlosses. 30 Bl. Thüren und Portale. 1 Bl. mit großen reich verzierten Kanonen. Ebenso gibt es von ihm ein Werk: Vues plans et élevations du chateau de Versailles, 1672, 82 Bl. Ferner: Édifices antiques de Rome. Ferner: Divertissemens de Versailles à l'occasion de la conquête de la Franche-Comté, 6 Bl.

Jean le Pautre hatte einen Sohn Namens Pierre, welcher sich auch als Architekt und Radirer bekannt machte. Als sehr seltene seiner Radirungen ist die Statue Louis' XIV. nach Coyzevour, f. gr. Fol. Zu dem Werk: Conquêtes de Louis XIV. radirte er mit le Clerc, Chatillon und Marot mehre Blätter. (*Frenzel.*)

PAUTRE (Pierre le), Sohn von Antoine, geb. zu Paris 1659, gest. 1744, widmete sich schon früh, nachdem er im älterlichen Hause eine treffliche Erziehung genossen, der Bildhauerkunst, wo Magnier als sein erster Lehrer genannt wird, studirte mit wahrem Eifer die Natur und die Vorbilder großer Meister, sowol die antiken als auch die Meisterwerke späterer Zeit, wozu ihm der 14jährige Aufenthalt in Rom als Pensionair bei der dortigen französischen Akademie die schönste Gelegenheit darbot. Man bewundert an seinen Arbeiten einen für jene manierolle Zeit reinen Styl; eine Gruppe Pätus und Arria, die von Jesdon angefangen war, sowie eine andere Gruppe, Äneas und Anchises, erregten damals in Rom allgemeine Bewunderung. Mehre Statuen in Notre Dame und andern Kirchen zu Paris, so auch die trefflichen Schnitzwerke in Holz an den Kirchstühlen zu St. Eustache daselbst, werden als höchst ausgezeichnet geschildert. Ebenso waren in dem Garten zu Marly die Statuen der Atalanta, Clytia, ein Flötenspieler, sowie zu Versailles und Meudon andere geachtete Werke von ihm.

Pierre le Pautre war königl. Professor und Director der Akademie in Paris. (*Frenzel.*)

Pautsauria *Juss.*, s. **Marlea.**

Pautukel, s. **Patucket.**

Pautzkerwick, Pautzkerwinkel, s. **Pauzke.**

PAUW (Cornelius de). Dieser, durch seine Untersuchungen über mehre Völker so bekannte, Schriftsteller war von Geburt ein Holländer, nach seinem Aufenthaltsorte gehört er uns Teutschen an; aber sowol wegen der Sprache, in welcher er schrieb, als wegen des zufälligen Umstandes, daß das clevische Gebiet einige Jahre in dem Besitze der Franzosen war, eignet ihn Frankreich sich an. Er wurde 1739 zu Amsterdam geboren und gehörte zu einer Familie, die bei der Revolution im 16. Jahrhundert eine bedeutende Rolle gespielt hatte; von mütterlicher Seite war er mit dem Großpensionär de Witt verwandt. Frühzeitig verwaist erhielt er seine Erziehung in Lüttich, wo ein Kanonikus sich seiner annahm und mit großer Freude die raschen Fortschritte des heranreifenden Jünglings bemerkte. Jener begünstigte auch seine Absicht, sich in Göttingen weiter auszubilden, und erleichterte ihm die Ausführung dieses Planes durch Empfehlungen an die ausgezeichnetsten Mitglieder jener Hochschule. Als er von dort nach Beendigung seiner akademischen Studien zurückkehrte, veranlaßte ihn sein väterlicher Freund in den geistlichen Stand zu treten, um ihm dadurch den Weg zur Übernahme eines Kanonikats zu bahnen. Er gab diesen Wünschen nach und wurde Diakonus; auch verschaffte ihm der Vater des bekannten Revolutionairs Cloots eine Präbende zu Xanten, die er bis an das Ende seines Lebens behielt. Zu Verhandlungen mit dem Könige Friedrich II. von Preußen suchte der Fürstbischof von Lüttich einen geschickten Unterhändler und man bezeichnete ihm als einen solchen unsern Pauw. An dem Hofe des Königs fand er seinen alten

Freund, den unter dem Namen Quintus Icilius bekannten Obersten Guischard, der ihn näher mit dem Könige bekannt machte. Im J. 1767 war er nach Berlin gekommen und sein ausgebreitetes Wissen, die Lebendigkeit seines Geistes gefiel dem großen Könige so sehr, daß er ihn enger mit sich zu verbinden und ihn an seinen Hof zu fesseln beabsichtigte. Daß er ihn zu seinem Vorleser gemacht habe, wie allgemein erzählt wird, ist nicht sehr wahrscheinlich; wenigstens erwähnt der fleißige Preuß in seiner Lebensgeschichte Friedrich's des Großen, wo er von den lecteurs redet (I. S. 368) seine Anstellung nicht; wol aber bot ihm der König eine Pension von 3000 Franken, eine Stelle in der Akademie und selbst eine Aussicht auf den erzbischöflichen Stuhl von Breslau an. Aber das Geräusch der Waffen behagte ihm nicht; er fühlte sich unheimlich unter den militairischen Umgebungen und kehrte 1769 in seine einsame Celle nach Xänten zurück. Obschon er noch einmal 1770 einige Zeit in Potsdam sich aufhielt, so konnte er sich doch an den Hofzwang und die Spöttereien des König über die Religion nicht gewöhnen und ging bereits im folgenden Jahre wieder zurück*). In den letzteren Jahren seines Lebens war er sehr kränklich und entzog sich deshalb allen Geschäften, welche die französische Regierung ihm antrug. Er starb den 7. Juli 1799 im 60. Lebensjahre. Sein Leben war einfach wie sein Charakter; seine philosophische Denkart hatte ihn seinen katholischen Mitbrüdern etwas verdächtig gemacht, aber die Reinheit seiner Sitten sicherte ihm ihre Achtung und Verehrung. Obschon aus einer liberalen Familie abstammend, billigte er doch die Greuelscenen der französischen Revolution nicht; sie erfüllte ihn mit um so größerem Schmerze, als sie ihn nöthigte, seinen Studien zu entsagen und ihn mitten in die Parteikämpfe hineinwarf. Die Unterwerfung eines Landes, das ihm lieb und werth war, beunruhigte ihn, und als er seine Neutralität zwischen den streitenden Parteien, die sich beide von seinen hohen Talenten die glänzendsten Hoffnungen gemacht hatten, behaupten wollte, wurde er bei beiden verdächtig und verlor selbst das Vertrauen seiner ehemaligen Freunde, die in ihm nur einen Anhänger der verhaßten Gegner sahen und dies um so mehr glaubten thun zu können, weil sein Neffe, der Baron von Cloots, so thätigen Antheil an der Revolution nahm. Den Antrag des Directoriums, Commissarius des von den republikanischen Truppen besetzten clevischen Gebietes zu werden, wies er zurück und zog sich dadurch neue Unannehmlichkeiten zu, die ihm die letzten Lebensjahre verkümmerten und eine tiefe Melancholie hervorriefen.

Die Muße, welche ihm seine äußere unabhängige Stellung schenkte, verwendete er auf schriftstellerische Arbeiten von größerem Umfange. Noch nicht 30 Jahre alt gab er heraus: 1) **Recherches philosophiques sur les Américains, ou Mémoires intéressants pour servir à l'histoire de l'Espèce humaine** (Berlin 1768 und 1769), zwei Bände in 8.; schon 1770 erschien eine zweite Ausgabe in drei Bänden in 12., und eine édition corrigée et augmentée in drei Octavbänden zu Cleve 1772. Die Schrift wurde eifrig gelesen, aber die darin niedergelegten Bemerkungen fanden viel Widerspruch. Unter den Gegnern ist besonders der berliner Akademiker Dom Ant. Jos. Pernety zu nennen, welcher eine **dissertation sur l'Amérique et les Américains** der Akademie vorlegte und darin zu erweisen suchte, daß Amerika keineswegs stiefmütterlicher von der Natur behandelt sei als andere Länder, und daß die Eingeborenen mit gleichem Glücke in den Künsten und Wissenschaften Fortschritte machen könnten als die Europäer. Pauw antwortete in **Defense des Recherches sur les Américains par Mr. de P***** (Berlin 1770) und wußte seinem Gegner mit größerer Schärfe und Gelehrsamkeit zu antworten, sodaß dem Benedictiner in seiner neuen Streitschrift **Examen des recherches sur l'Amérique et les Américains et de la Defense de cet ouvrage** (Berlin 1771. II, 12) wenig zu sagen blieb. Pauw's Werk wurde durch C. Gotth. Lessing ins Teutsche (Berlin 1769. II.), zu Deventer 1769 ins Holländische, und unter dem Titel: **Selections from the Recherch. phil. sur les Américains** von Daniel Webb ins Englische übersetzt (London 1789) und davon 1794 eine zweite Ausgabe mit Zusätzen veranstaltet. Eine schwedische Übersetzung erschien im Jahre 1800 zu Linköping. Der Ruf der Schrift machte Diderot und d'Alembert auf den jungen Schriftsteller aufmerksam und sie foderten ihn zur Theilnahme an der Bearbeitung der Supplemente zur Encyklopädie auf. 2) Im J. 1774 erschienen: **Recherches philosophiques sur les Egyptiens et les Chinois par Mr. de P.** (Berlin 1774. zwei Bde.), von denen J. G. Krünitz in demselben Jahre eine teutsche Übersetzung besorgte, eine holländische erschien zu Deventer 1773—1775 und eine englische by Captain J. Thomson zu London 1795 in zwei Bänden. Sie waren hauptsächlich gegen de Guignes gerichtet, der 1758 in einer der pariser Akademie der Inschriften vorgelesenen Abhandlung die, bereits von Kircher und Huet behauptete, Meinung aufstellte, die Chinesen wären eine 1122 Jahre vor Christi Geburt aus Ägypten geschickte Colonie. 3) Mehre Jahre verwendete er auf die Ausarbeitung seines dritten Werkes. Denn nachdem er Bemerkungen über rohe und wilde Völker und über zwei zu einer ewigen Mittelmäßigkeit gleichsam verdammte Nationen angestellt hatte, wollte er die lange Reihe seiner Untersuchungen über die natürliche Geschichte der Menschen durch Betrachtungen über eine Nation beschließen, welche die Künste und Wissenschaften bis zu einem solchen Grade ausgebildet habe, daß sich unsere Blicke ohne Unterlaß auf ihr Land, als die Quelle des Lichtes und der Aufklärung, zu richten pflegen. Er gab in den **Recherches philosophiques sur les Grecs** (Berlin 1787. zwei Bände) die Resultate seiner Forschungen über die Athenienser und Lacedämonier, und würdigte die andern griechischen Völkerschaften nur in einer allgemeinen Musterung in dem **discours préliminaire** und bei einigen andern Veranlassungen im Vorbeigehen eines Blickes. Der Rector Maas in Cleve hatte ihm

*) s. Büsching's Beiträge zur Lebensgeschichte denkwürdiger Personen. V, 76.

zur Abfassung dieses Werkes verschiedene Excerpte aus den griechischen Schriftstellern mitgetheilt. Durch neue und überraschende Ansichten, treffende Bemerkungen, interessante Züge des Herzens und Ergießungen des Enthusiasmus wußte er seinen Vortrag unterhaltend zu machen und erwarb sich einen großen Kreis von Lesern. Aber teutsche Gelehrte unterwarfen das Werk einer genauen Beurtheilung, und die Recensionen in den Göttinger gel. Anzeig. 1788. Bd. II. S. 865. 909. 985 (von Heyne), in der Neuen Bibliothek der schönen Wissenschaften (37. Bd. Stück 1), in der Biblioth. crit. III. 2. p. 137—140 (von Wyttenbach) und in der Allgem. Literaturzeitung (1795. Bd. IV. S. 465—492) müssen uns hier als Führer dienen. Alle stimmen darin überein, daß das Verdienst des Werkes mehr bestehe in der Kunst, über manchen für ausgemacht angenommenen Punkt Zweifel in das Gemüth des Lesers zu werfen, als dieselben auf eine gründliche und befriedigende Weise zu lösen. Es fehlt Pauw an jener ruhigen Besonnenheit, welche dem Witze und der Einbildungskraft bei historischen Untersuchungen das Gleichgewicht halten muß; eine Menge seiner Behauptungen gründen sich auf nichts, oder auf falsch verstandene und unrichtig angewendete Stellen. Dazu spricht er in einem zu schneidenden und absprechenden Tone, als daß man nicht mit Mistrauen erfüllt werden sollte. Den mit besonderer Wärme geschriebenen Abschnitt über die Lacedämonier hat Heyne in zwei Commentationen de Spartanorum republica in Comment. Societ. Reg. Gotting. T. IX. einer genauen kritischen Prüfung unterworfen und die übertriebenen, zu weit ausgedehnten und offenbar unrichtigen Behauptungen widerlegt; den Abschnitt über Athen hat Fr. Jacobs (denn dieser ist der Recensent in der allgem. Lit.-Zeit.) in gleicher Weise gründlich besprochen. Eine teutsche Übersetzung mit Anmerkungen von Prof. Pet. Villaume erschien zu Berlin 1789 (zwei Bde.), ist aber nicht mit der gehörigen Genauigkeit verfertigt, geschweige daß sie den Geist des Originals darstellen sollte. Die Anmerkungen beschäftigen sich meistentheils mit Bestreitung des Räsonnements und mit gelegentlichen Betrachtungen; eine Berichtigung der Thatsachen und der Quellen, die hier so sehr Noth that, geben sie nicht. Eine holländische Übersetzung erschien zu Deventer 1788—1789, eine englische zu London, 1793. Die 1795 zu Paris in sieben Bänden erschienenen Oeuvres philosophiques bilden blos eine Sammlung der vorstehenden Werke, noch dazu mit dem Fehler, daß das erste Werk nach der ersten, nicht nach der vielfach verbesserten zweiten Ausgabe abgedruckt ist. Die Mémoires de la Société de Cassel enthalten in ihrem ersten, 1780 erschienenen, Bande drei Abhandlungen Pauw's: über den Tempel der Juno Lacinia; sur le Portrait d'Helène par Zeuxis, und sur l'usage des flêches empoisonnées. Nach Vollendung der Untersuchungen über die Griechen beabsichtigte er Recherches sur les anciens Germains; zehn Jahre hatte er bereits auf dieselben verwendet, als die Kunde von einer ähnlichen Arbeit eines teutschen Gelehrten ihn veranlaßte, dessen Vollendung abzuwarten. Später hat er sie selbst verbrannt, welches Schicksal auch ein didaktisches Gedicht über die französische Sprache in drei Gesängen theilte. — Da er bei seinen Arbeiten mehr auf die Sache als die Form sah, so hat sein Styl, obschon kräftig und bisweilen beredt, nicht die Reinheit der mustergültigen französischen Schriftsteller; das Fremdartige desselben macht den Leser stutzig, die Fülle im Ausdruck stört im Anfange, obschon im Verlaufe die Aufmerksamkeit auf den Gedanken weniger das Auffällige in der Form beachten läßt.

Bald nach seinem Tode setzte ihm der französische Philolog Chardon de la Rochette ein Denkmal im Magas. encyclop. V. (1799) nr. 8. p. 522—525. Das Intelligenzbl. der A. Lit.-Z. (1800. Nr. 116. S. 999) gab einige Mittheilungen. Außerdem sind zu benutzen: *Saxe*, Onomast. liter. VIII. p. 364. *Denina*, La Prusse littéraire III. p. 143—145. Meusel's Lexikon der von 1750—1800 verstorbenen teutschen Schriftsteller 10. Bd. S. 306. Rotermund zu Jöcher V. S. 1752 und hauptsächlich der genaue Artikel von Decroix in der Biogr. univ. (T. XXXIII. p. 227—230).

(*F. A. Eckstein.*)

PAUW (Johann Cornelius de), ein holländischer Philolog, der gegen das Ende des 17. Jahrhunderts zu Utrecht geboren wurde, seine Studien in dieser Stadt machte und, ohne ein öffentliches Amt zu bekleiden, als Kanonikus in derselben lebte und im Jahre 1749 starb. Das sind die spärlichen Nachrichten, welche über die äußeren Verhältnisse dieses Gelehrten bekannt sind; mehr läßt sich über die ausgebreitete schriftstellerische Thätigkeit sagen, zu welcher ein unabhängiges Leben ihm die unbeschränkteste Muße schenkte. Als seine erste [1]) literarische Arbeit läßt sich anführen 1) Philargyrii Cantabrigiensis emendationes in Menandri et Philemonis reliquias, ex nupera editione Joannis Clerici. ubi quaedam Grotii et aliorum, plurima vero Phileleutheri Lipsiensis errata castigantur. Cum praefatione *Joann. Clerici* (Amstelodami 1711). Es ist schon der Titel eine Parodie auf die im vorhergegangenen Jahre von Bentley unter dem Namen Phileleutherus Lipsiensis geschriebene und von Peter Burmann mit einer in ziemlich ungezogenem Tone geschriebenen Vorrede vermehrte und zu Utrecht 1710 herausgegebene ausführliche Beurtheilung der von le Clerc besorgten Sammlung der Fragmente Menander's und Philemon's. Das Gerücht, daß man jenen Arminianer zu einer guten Pfründe nach England berufen wollte, hatte den großen Kritiker veranlaßt, schonungslos die Schwächen des letzten Machwerks von Clericus aufzudecken, und alsbald seine Rügen und Verbesserungen an Franz Hare zu schicken [2]). Die Schärfe und Bitterkeit, mit welcher dies geschehen war, veranlaßte einen heftigen Streit und es erhob sich für den Angegrif-

1) Zwar erwähnt Dorville (Vann. crit. p. 219) eine epistola Vibio praemissa und rügt eine Menge dort begangener Irrthümer, aber eine genauere Angabe über das Erscheinen derselben fehlt. Vielleicht steht dieselbe in Fr. Hessel's neuer Recension des Vibius Sequester, deren Erscheinen im J. 1711 allerdings dafür sprechen könnte. Leider war mir das Buch nicht zugänglich. 2) Vgl. F. A. Wolf, literarische Analekten. I. S. 24 fg.

senen zuerst Jacob Gronov in der Infamia [3]), dann der junge Pauw unter dem angenommenen Namen Philargyrius Cantabrigiensis. Daß er der Verfasser sei, ergibt sich nicht blos aus seiner spätern Anmerkung im Philes (p. 217), sondern ward von d'Orville (Vannus p. 223 sq.), sowol aus der Schreibart, als aus dem ganzen Charakter des Büchelchens auf das Überzeugendste dargethan. Es hätte nicht solcher Demonstrationen bedurft; denn da die Schwäche der Arbeit des Clericus, der nie ein gründlicheres Studium auf die griechischen Dichter verwendet hatte, und der Scharfsinn, welchen die Bentley'sche Kritik zeigte, allen Kennern einleuchtete, so trugen die leidenschaftlichen Angriffe des jugendlichen Vertreters noch mehr dazu bei, le Clerc in üblen Ruf zu bringen, zumal Pauw selbst in seiner Entgegnung zahlreiche Blößen sich gegeben hatte. Bentley hielt es auch bei der zu Cambridge 1713 erschienenen zweiten Ausgabe nicht für der Mühe werth, einem solchen Gegner zu antworten. Es folgte nun eine längere Pause in der schriftstellerischen Thätigkeit, mit der Pauw im Jahre 1726 von Neuem begann und dann in rascher Folge eine Reihe von Schriftstellern erscheinen ließ, die gewöhnlich weniger beachtet und seltener herausgegeben werden. In dem angegebenen Jahre gab er heraus: 2) Disp. de alea veterum (Ultraj. 1726), wozu ihm ein Epigramm des Agathias Veranlassung gab. 3) Ἡφαιστίωνος [4]) Ἀλεξανδρέως ἐγχειρίδιον περὶ μέτρων καὶ ποιήματος. Εἰς τὸ αὐτὸ σχόλια. Hephaestionis Alexandrini Enchiridion de metris et poemate, cum scholiis antiquis et animadversionibus edidit *J. C. de P.* (Trai. ad Rh. 1726. 4.). Er besorgte diese Ausgabe, ohne sich viel um die zahlreichen kritischen Hilfsmittel zu bekümmern; nicht einmal die Juntina, obgleich sie sich an seinem Wohnorte befand, sah er ein, sondern lieferte blos einen, selbst den Seiten, jedoch nicht den Zeilen nach, entsprechenden Abdruck der pariser Ausgabe apud Adrianum Turnebum von 1553 und vermehrte deren ohnehin zahlreiche Fehler durch leichtsinnige Conjecturen und Nachlässigkeit der Correctur. Seine Anmerkungen zeigten auffallende Unkenntniß antiker Metrik und fanden daher heftigen Widerspruch; die zahlreichen Dichterfragmente ließ er unbeachtet [5]). 4) Horapollinis Hieroglyphica graece et latine, cum integris observationibus et notis Joann. Merceri et Dav. Hoeschelii, et selectis Nicolai Caussini curante J. C. de P., qui suas etiam Observationes addidit (Trai. ad Rh. 1727. 4.). Auch hier verabsäumte er das Aufsuchen neuer kritischer Hilfsmittel und zeigte denselben Übermuth in der Beurtheilung der Meinungen Anderer, sodaß ein Recensent (Acta Eruditorum 1727 p. 505) mit Recht sagen konnte: Saepe etiam notatis Criticorum ex. gr. Salmasii, Bocharti, Hoeschelii erroribus idque asperius. tam crebro iis obiiciente Editore ineptias, ut qui dixerit sexcentis id factum esse locis, ei non sit metuendum ut reus agatur hyperboles [6]). 5) Phile de animalium proprietate, ex prima editione Arsenii et libro Oxoniensi restitutus a *J. C. de P.*, cum ejusdem animadversionibus et versione latina Gregorii Bersmanni. Accedunt ex eodem libro Oxoniensi non pauca hactenus inedita. (Trai. ad Rh. 1730. in 4.) Durch Abraham Gronov's, dem auch die Ausgabe gewidmet ist, Gefälligkeit hatte er die Lesarten einer oxforder Handschrift, von andern Freunden andere Hilfsmittel erhalten, sodaß er in der Vorrede mit lächerlicher Ruhmredigkeit zu behaupten wagte, Philen non spurium et adulterinum. sed genuinum et verum herausgegeben zu haben. Will man auch den falschen Namen des Dichters nicht hervorheben, so ergibt doch selbst eine flüchtige Vergleichung der Wernsdorf'schen Ausgabe, wie viel er seinem Nachfolger zu verbessern übriggelassen hat; wovon auch bald nach dem Erscheinen der Pseudonymus Philetas in den Miscellan. Observatt. (VI, 1. p. 157—167) zahlreiche Proben gegeben hatte. 6) *Anacreontis Teii* odae et fragmenta gr. et lat. cum notis *J. C. de Pauw* (Trai. ad Rhen. 1732. in 4.), mit einer Dedication an Clericus. Nachlässigkeit in der kritischen Behandlung, Abgeschmacktheit in der Erklärung, Grobheit in der Polemik: das etwa sind die Vorwürfe, welche dieser Ausgabe, in welcher die Schätze von Barnes geplündert waren, gemacht worden sind: alle Kritiker [7]) stimmen darin überein. Die spätere Zeit hat günstiger geurtheilt, obgleich die Gewährsmänner für solche Lobsprüche nicht eben große Auctorität genießen, es sind der leipziger Rector Joh. Friedr. Fischer [8]), der reichhaltige Anmerkungen, zahlreiche Spuren von Scharfsinn und feinem Urtheil, ausgezeichnete Kenntniß der griechischen Sprache rühmend hervorhebt und d'Orville's Schmähreden für unbegründet erklärt, und Möbius [9]), der die kühne Verwegenheit zwar tadelt, aber doch das acutissimum, quo gaudebat, ingenium hochstellt — Beide ohne Urtheil. 7) *Quinti Calabri* Praetermissorum ab Homero libri XIV. graece, cum versione latina et integris emendationibus Laurentii Rhodomanni et adnotamentis selectis Claudii Dausqueji, curante *J. C. de P.*, qui suas etiam emendationes addidit (Lugd. Bat. 1734). Die Ausgabe ist schöner und bequemer als alle früheren, da die Emendationen gleich unter dem Texte stehen; dieser ist nach Rhodomann gegeben, jedoch einzelne Fehler aus der Aldina verbessert. Die nöthige Sorgfalt in der Vergleichung der vorliegenden Hilfsmittel, die Vernachlässigung zahlreicher anderer mußte auch hier gerügt werden. In seinen eignen Anmerkungen ist viel Übereiltes,

3) Der Titel der kleinen Schrift, welche Wolf unerwähnt gelassen hat, lautet: Infamia emendationum in *Menandri* reliquias nuper editarum Traiecti ad Rhenum auctore *Philelcuthero* Lipsiensi, accedit responsio *M. Lucilii Profuturi* ad epistolam C. *Verutii Philellenis* (L. B. 1710. 12.). 4) So steht wirklich auf dem Titel; ein Fehler, der aus Turnebus' Ausgabe beibehalten ist. 5) Vgl. Vannus crit. p. 405—543.

6) Damit stimmt überein, was andere Beurtheilungen, z. B. in der Bibliothèque ancienne et moderne XXVII. p. 115 und d'Orville in der Vannus (p. 543—546) anführen. 7) Vergl. Acta Eruditorum 1732. p. 202. Bibliothèque raisonnée 1732. p. 102. Journal des Sçavans, Octobre 1735. *D'Orville*, Vannus p. 557—577. Miscellan. Observatt. II, 1. p. 7. 364. 8) Praefat. Anacr. edit. sec. p. XXII. 9) Praef. p. XVIII.

tiges und Unüberlegtes [10]), metrische Nachlässigkei-
), harte und unbillige Urtheile über den Schriftstel-
dseine Herausgeber, was besonders von dem Beur-
in den Acta Eruditor. 1736 (p. 112) erwähnt
Darum sind auch die vielen Angriffe nicht auf-
und während durch die geschickte Hand des Lau-
s Rhodomannus Vieles verbessert worden ist, ha-
Dausquejus und Pauw durch ihre Conjecturen mei-
das Gegentheil bewirkt [12]). 8) *Aristaeneti* epi-
e graece cum versione latina et notis Josiae
eri, curante *J. C. de P.*, cuius notae accedunt
. ad Rh. 1736) [13]). Der Abdruck ist nach Mer-
vierter Ausgabe gemacht, gegen den er sich sehr un-
zeigt; das Beste in den Noten ist von Andern,
Namen er klüglich verschweigt, entlehnt und von
eigenen kaum zehn oder zwölf zu gebrauchen; seine
ungen sind willkürlich. Das bezeugt das Urtheil
competentesten Richters in dieser Sache, F. Jac.
s, welcher sagt: id profiteri cogor, inter cunctas
huius in Aristaenetum adnotationes, lectoribus
no supercilio obtrusas, vix decem vel duode-
esse, quae probandae sint editori novo; dum-
illas excipias, in quibus Jac. Tollium alios-
viros doctos clandestina fraude exscripsit [14]).
Text ist noch sehr verderbt. 9) *Theophrasti* cha-
res ethici graece, cum versione latina Isaaci
uboni et notis *J. C. de P.* (Traiecti ad Rh.
) [15]). Es ist meist ein Abdruck von Needham's Aus-
in der er wenig oder nichts änderte. Seine Unbe-
enheit, sein unbegrenztes Selbstvertrauen trat auch
esem Werke auf widerliche Weise hervor, namentlich
em bei den Haaren herbeigezogenen Angriffe auf
nann (p. 77—83). 10) *Phrynichi* eclogae no-
m et verborum atticor. cum versione latina P.
unnesii et ejusdem ac D. Hoeschelii notis, ut
otis I. Scaligeri in Phrynichum et Nunnesii no-
Curante *J. C. de P.*, qui notas quoque suas
dit. (Trai. ad Rh. 1739. 4.). Hier wird es hin-
n, auf Lobeck's gewichtiges Urtheil (praef. Phryn.
XXVI) zu verweisen: Non maiore emolumento
vius tumultuatur, promissor vanissimus, qui
n omnibus rebus imparatus ad hanc accessis-
provinciam, ea protulit, quae ab hominibus le-
doctis, quum ex tempore fabulantur, proferri
at. Die völlige Werthlosigkeit konnte nicht entschie-
ausgesprochen werden. 11) *Aeschyli* tragoediae
erstites, graeca in eas scholia et deperditarum
menta cum versione latina et notis *F. Robortelli*,
Turnebi, *H. Stephani* et *G. Canteri*. Curante *J.*
le P., cuius notae accedunt (Hagae Comit. 1745.
Bde. gr. 4.). Diese Ausgabe ist wegen der sau-
Ausstattung gesucht; ihr innerer Werth ist gering,
ie Fehler früherer Ausgaben noch vermehrt, Pauw's
eigne, noch dazu griechisch geschriebene, Anmerkungen
ohne Werth sind. 12) Notae in *Pindari* Olympia,
Pythia, Nemea, Isthmia (Trai. ad Rh. 1747). Das
ist das Verzeichniß von Ausgaben, welche Pauw inner-
halb 20 Jahren vollendete; die Menge derselben könnte
auffallend erscheinen, wenn nicht bei allen die größte
Leichtfertigkeit und Sorglosigkeit hervorträte, die ihn ohne
große Vorbereitung und gründliche Studien an die Ar-
beit gehen ließ. Rechnet man dazu die Mangelhaftigkeit
seines Wissens und den grenzenlosen Hochmuth, den er
in seinen Urtheilen über andere Gelehrte hervortreten ließ
und selbst die Treulosigkeit in der Benutzung des Eigen-
thums Anderer, so darf es nicht auffallen, daß er viele
harte und rücksichtslose Angriffe erfahren hat. Bei wem
in der Widerlegung fremder Meinungen putide et inepte,
inficete, stolide, ineptissima puerilia, inanias con-
scribillare, misere caecutire, nugari, blaterari ste-
hende Ausdrücke sind, wer andere Gelehrte mit den Na-
men vir nasutus, sycophantarum primipilus, blate-
rans canis, canis latrans beehrt, und ihnen bei leich-
ten Versehen mit allen Steigerungen, deren die Sprache
fähig ist und zahlreichen Exclamationen entgegentritt, und
dies selbst bei Männern, wie Scaliger, Salmasius, Ca-
saubonus, Heinsius, Bentley, Bynkershoek und unzähli-
gen andern [16]), deren wissenschaftliche Verdienste anerkannt
sind, ohne Scheu thut, von dessen Charakter läßt sich
nichts Gutes erwarten. Pauw's Schriften ersetzen hier
zum Theil die genaueren Nachrichten, welche in Betreff
seines Lebens uns abgehen. Jener Zug, der sich durch
alle seine Schriften verbreitet, jener Flecken in seinem Cha-
rakter ist auch von denen nicht verkannt worden, welche
über seine Gelehrsamkeit ein günstigeres Urtheil gefällt
haben, als wir im Vorhergehenden aussprechen konnten.
Der milde Wesseling nennt ihn virum graece doctissi-
mum, sed sui semper arbitrii, und Chardon de la Ro-
chette [17]) misbilligt zwar das Verfahren derjenigen, die ihn
als einen homme médiocrement savant behandeln, wirft
ihm doch auch peu de modestie et ses formes dures
et tranchantes vor [18]). Weniger schonend haben sich na-
türlich die von Pauw besonders angegriffenen holländischen
Gelehrten, wie Burmann, benommen, und am heftigsten
ist d'Orville aufgetreten, in dessen Charakter sonst jene
gehässige Heftigkeit und Leidenschaftlichkeit nicht lag, von
dessen bereitwilliger Gefälligkeit und Freundlichkeit viel-
mehr die aus jenen Zeiten stammenden Briefsammlungen
zahlreiche Belege enthalten. Je mehr jener gelehrte Streit

10) Vannus critic. p. 354. 11) Ibid. p. 396. 12) G.
mann in der Zeitschr. f. A. W. 1840. Nr. 31. 13) Acta
litorum 1738. p. 24. Vannus crit. p. 595. 14) Epi-
crit. p. 9. 15) Acta Eruditorum 1738. p. 296.

16) Es wäre leicht gewesen viel mehr Beispiele anzuführen; doch gibt hier das fünfte Capitel der Vannus critica: De contumelioso Pavonis scribendi genere, in quo index ater von p. 75 bis 121 die sorgfältig gesammelten Belege. 17) Mélanges de critiq. et de philolog. III. p. 345. 18) Wenn Marron in der Biograph. univ. (XXXIII. p. 226) sagt: Le célèbre Toup n'a point partagé le mépris que certains écrivains ont témoigné pour notre auteur und als Beleg dessen Emendationes ad Suidam v. *νυμφεῖος οἶκος* anführt, so hat der gelehrte englische Kritiker wenigstens an jener Stelle nichts für Pauw gesprochen, sondern nur eine richtigere Behandlung des vielbesprochenen Epigrammes des Agathias gegeben, bei welchem weder Pauw noch d'Orville das Richtige gesehen haben.

wegen der ungemessenen Heftigkeit, mit welcher er geführt wurde, als ein charakteristisches Zeichen der Rücksichtslosigkeit betrachtet werden kann, mit welcher die Humanisten dem Namen der Wissenschaft, welche sie treiben, Hohn sprechen, um es nothwendig ist, einige Worte darüber hinzuzufügen. D'Orville hatte zuerst in den Miscellan. Observat. (1733. M. Mai und Juni, das kritische Verfahren Pauw's gerügt; dieser erhob sich für Pauw 1734 in der Ausgabe des Dictys und noch mehr in Xenophon, ohne jedoch die gegen ihn erhobenen Anklagen zu widerlegen oder die gerügten Fehler einzugestehen und zu verbessern. Auf neue Angriffe Pauw's d'Orville nicht und schrieb 1737 den Entwurf zu der exercitatio de inscriptionibus Delicis, auf welche Pauw in der Vorrede zum Thesaurus antwortete, diesem Gegner seinen Haß vorwarf und diesem Hasse mannigfache und gemeine Motive, z. B. die Defension des Andreas in Clarus, unterschob. Darauf entschloß sich d'Orville zu einer gründlichen Abfertigung und gab 1737 zu Amsterdam heraus: Vannus critica in insanes Joannis Cornelii Pavonis paleas, in qua plurimi scriptores cum veteres tum recentiores explicantur, emendantur, vindicantur. Cum epilogo et indicibus necessariis (661 Seit.,*), in welcher nach bestimmten Capiteln Pauw's Unwissenheit, Anmaßung und Frechheit bewiesen und die bis dahin von ihm herausgegebenen Schriften einer scharfen, ins Einzelne gehenden Prüfung unterworfen wurden. Darin liegt auch der Grund einiger Werth für uns, daß es zahlreiche Stellen griechischer Schriftsteller, namentlich Dichter, einer gründlichen Behandlung unterwirft und einige gründliche Vorschläge zu Verbesserungen mittheilt. Pauw schwieg natürlich nicht und antwortete in der Vorrede zum Phrynichus, die um ihrer Heftigkeit willen auch Lobeck in seiner Ausgabe wieder hat abdrucken lassen. Da wird der Gegner paedagogus, praeceptorculus, Orbilioluus, vir scholasticus, perspicacissimus magistellus, improbus et delirus grammaticus, grammaticaster vesanus oder misellus oder delirus, infelicissimus paedagogulus, delirans oder lepidissimus magistellulus, stipes, sycophanta anilis, morio, deliramentum egregium, homullus genannt, seine Behauptungen sind nugae Orbilianae; nugas effutit barbatulus, garrit, deliravit, non erat apud se, nihil ineptius et puerilius unquam legi sind gewöhnliche Bezeichnungen und stolide et inepte oder stulte et ridiculo noch sehr milde Bezeichnungen. Über 100 Jahre sind seitdem verflossen; uns kommt es wol zu zu erklären, daß Unrecht auf beiden Seiten war, das größere auf Pauw's, der jene Heftigkeit erst hervorgerufen und durch seine Frechheit die Gemüther erbittert hatte, der auch d'Orville's Angriffe nicht mit den Waffen des Wissens bekämpfte, sondern sich mit Schimpfen begnügte und so zu dem traurigen Ruhme des gröbsten Philologen des vorigen Jahrhunderts, das doch an ähnlichen Charakteren nicht grade arm war, gelangte. Sein lateinischer Styl zeigt geringe Sorgfalt: er mischt die Phraseologie der verschiedensten Zeitalter und füllt den Satzbau durch häufige Exclamationen und Interjectionen einen burlesken Anstrich. — Mehre seiner Pläne, wie die Anmerkungen zu den Gudianischen Inschriften (s. Acta Erudit. 1733. p. 149), eine Berichtigung des Inventaires u. a. auszuführen, verhinderte ihn der im J. 1749 erfolgte Tod.

Nachrichten über Pauw finden sich reichlich, selbst Sätze in Documenten zum wenig an: die Nachträge zu Jöcher geben ein ungenaues Verzeichniß seiner Schriften; der Artikel der Biogr. univ. ist unvollständig. Bedauern müssen wir daß er in eine etwas spätere Zeit fällt, als daß Burmann ihn in sein Traiectum literarium hätte aufnehmen können. (*F. A. Eckstein.*)

Pauw (Peter), s. Paaw v. Pavia.

PAUW (Reynier), geb. 1564 zu Amsterdam, zeichnete sich als Diplomat und christliche Person rühmlichst aus und Vaterstadt wie Vaterland mußten seinen Verdiensten Gerechtigkeit widerfahren lassen. Der Reformation verschaffte er den Sieg in der erwähnten Stadt, sowie bei der ostindischen Compagnie: er war darauf in England (1613), Dänemark (1621) und Frankreich (1622) bei wichtigen Unterhandlungen beschäftigt. Ludwig XIII. schlug ihn zum Ritter, nachdem er schon früher in England auf ähnliche Weise geehrt worden war. Allein alles dies konnte nicht verhindern, daß er nach dem Tode des Statthalters Moritz, dem er ganz ergeben war, um allen Einfluß kam, da ihm die Freunde der Freiheit die Rolle nicht vergeben konnten, welche er bei den Processen Olden Barneveldt's und des Grotius gespielt hatte. Verfolgt in Satyren und Epigrammen des Erzdichters Boudel und seiner Parteigänger lebte er noch zehn Jahre als Privatmann und starb 1636 im 72. Jahre seines Alters. Gleich dem Vater zeichneten sich auch dessen Söhne Hadrian und Cornelius mannichfach aus. Der erstere, welcher 1631 Großpensionär von Holland war, bekleidete wie sein Vater nach und nach die Gesandtschaftsposten in England, Frankreich, Dänemark und bei den Hansestädten. Bei dem Friedenscongresse zu Münster wußte er sich einen Einfluß zu verschaffen, welcher den Neid der französischen Unterhändler erregte. Weniger glücklich war er 1649 in England, da es ihm nicht gelang, das Leben Karl's I. zu retten. Das Jahr 1653 endigte sein thätiges Leben. — Cornelius P., geb. 1593, war zwei Mal Generalconsul in Aleppo und sein Vaterland verdankte ihm manche Handelsvortheile in der Levante. Als Gesandter in Schweden (1631) wußte er sich die Gunst Gustav Adolf's in so hohem Grade zu erwerben, daß ihn dieser zum Ritter machte, auch die beiden Statthalter und Prinzen von Oranien, Friedrich Heinrich und Wilhelm, schenkten ihm ihr Vertrauen*). (*G. M. S. Fischer.*)

PAUW (Wilhelm), wurde im Haag geboren und widmete sich in Utrecht der Rechtswissenschaft im J. 1733. Bereits im folgenden Jahre vertheidigte er seine disputatio ad varia juris capita (1734. 4.), welche theils im J. 1737 (in 8.) zu Halle wieder abgedruckt wurde, theils

*) Eine sehr lobende Anzeige davon gaben die Acta Erudit. 1739. p. 65 sq.

*) Vergl. Biogr. univ. T. XXXIII.

in einer vollständigern Ausgabe erschien (Hagae Comitum 1740.). Drei Jahre später gab er, ohne seinen Namen zu nennen, heraus, Observationum juris civilis liber singularis (Hag. Comit. 1743.), und erlangte durch dieselben einen großen Ruf. Er verheirathete sich mit einer Tochter des berühmten Juristen Bynkershoek und wurde Rath bei dem hohen Gerichtshofe im Haag. Diese praktische Thätigkeit scheint die Ausführung wissenschaftlicher Arbeiten, von denen z. B. Ruhnken in einem Briefe an Ritter*) schreibt: Inter JCtos nostros egregia etiam molitur Guilielmus Pauwius, Curiae Senator et Bynkershoekii gener, Observationibus Juris ἀνωνύμως editis clarus, verhindert zu haben. Dieses Buches gedenkt auch Burmann (in Anthol. lat. T. II. p. 371) mit großem Lobe. (*Eckstein.*)

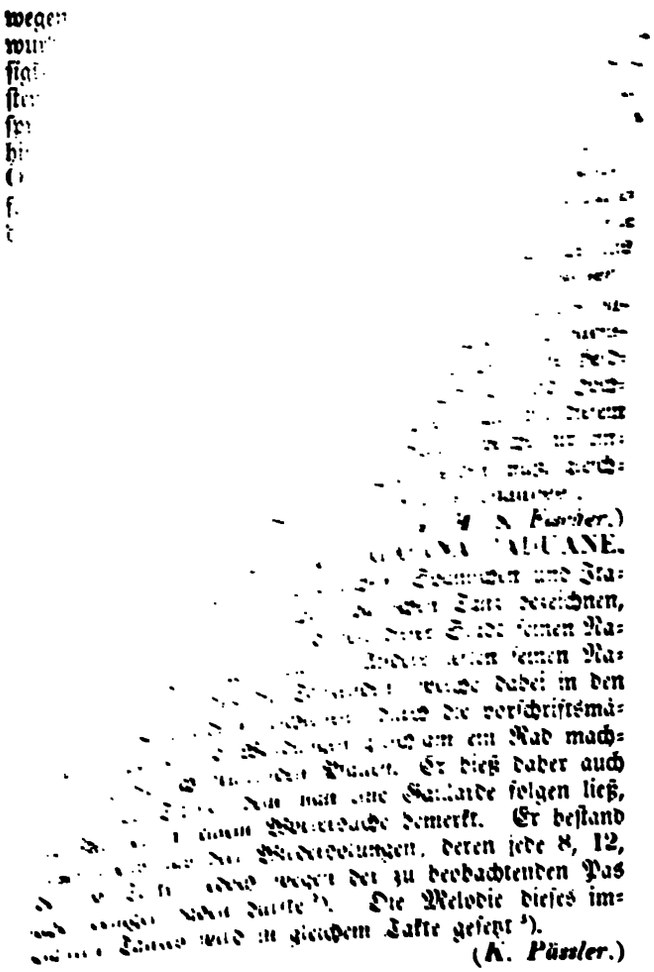
PAUXI, mexikanischer Name eines hühnerartigen Vogels, welcher zu der Amerika eigenthümlichen Gattung Crax *Linn.* (Alector *Cuv. Merr.*) gehört, und sich mit den andern Arten derselben durch höhere Läufe, an denen die Sporen fehlen, eine längere, ganz auftretende Hinterzehe und den kurzen, hohen, am Ende stark hakigen Schnabel auszeichnet. Bei dem Pauri ist dieser Schnabel besonders kurz und auf seinem Grunde mit einem eiförmigen, bläulichen, großen Höcker versehen, der allen andern Arten fehlt und eine sehr charakteristische Eigenheit dieses Vogels ist. Er erreicht ziemlich die Größe des Puters und läßt sich leicht zähmen. Vieillot (Galér. des Ois. pl. 200) und Büffon (pl. enlum. 78) haben ihn abgebildet. Cuvier bildet aus ihm und einigen Verwandten eine Untergattung Urax, welche man vergleiche. (*Burmeister.*)

PAUXIS, Benennung (in der Lengua geral) der berühmten Stromenge des Amazonas gegenüber dem Flecken Obydos. Der Amazonas trennt sich während seines Laufes von dem Pongo von Manseriche bis an seine Mündung so oftmals in Arme, daß ein wahrhaftes Labyrinth von breiten, mit ungleicher Schnelligkeit strömenden Flüssen entsteht, durch welche zahlreiche Inseln umfangen werden, die nicht selten mehre Meilen lang und stundenbreit sind. Nur der Hauptstrom, der aber mehr durch Tiefe als durch Breite von den abgehenden und wiederkehrenden Seitenarmen sich unterscheidet, besitzt einen wenig veränderlichen Lauf; seine Zweige bilden ein Netz, welches bisweilen gegen anderthalbe Meile breit, die eigentlichen Ufer des Festlandes sondert. Dieser großartige Charakter ist schon den ältesten Reisenden aufgefallen, indessen bisweilen übertrieben worden. Lopez Aguirre gibt in dem berüchtigten Briefe an den König Philipp die Zahl der Inseln mit Recht auf mehr denn Tausend an, allein ältere Landkarten, auf spanische und portugiesische Berichte gegründet, stellen manche Orte des Flusses wie große Erweiterungen zu Landseen dar, die mit unzähligen Inseln überstreuet sind. Nur an einer Stelle unterhalb des peruanischen Pongo verschwindet diese Eigenthümlichkeit so vollkommen, daß die gesammte Wassermasse in ein einziges, verhältnißmäßig schmales, Bett zusammengedrängt ist. Oberhalb Obydos, einer kleinen, aber freundlichen, auf einer Anhöhe gelegenen Ortschaft der Provinz Pará, vereinen sich die Arme des von SW. kommenden Flusses, der in plötzlicher Biegung nach NO. sich wendet und an dem Hügel von Obydos angekommen, sich wieder nach SO. kehrt. An dem Wendepunkte ist das Bett am schmalsten; seine Breite beträgt da, nach den trigonometrischen Messungen der portugiesischen Grenzcommission 869 Braças (Klaftern), nach Condamine 905 Toisen, gewiß eine außerordentliche Zusammendrängung, da der Hauptarm des Flusses schon in Maynas an vielen Stellen gegen 1000 Klaftern mißt. Was an der Breite abgeht, ersetzt hier jedenfalls die Tiefe des Flußbettes, die aber noch nie gemessen worden, weil die Heftigkeit der Strömung das senkrechte Hinabfallen eines Bleilothes verhindert. Fahrzeuge haben mit mancher Schwierigkeit bei dem Aufwärtsgehen durch diese Enge zu kämpfen, denn da die Ufer (aus Alluvialsandstein und Lettenschichten gebildet) an der Nordseite weit über den höchsten Standpunkt der Anschwellungen hinausragen, und auch im Süden hoch genug sind, um bei gewöhnlichen Wasserständen nicht überfluthet zu werden, so findet sich in dieser, bisweilen gefährlichen, Enge fast nie ein flacheres und langsam abfließendes Fahrwasser. Während der blutigen Aufstände der Provinz Pará (1832—1836) hat daher die Regierung immer versucht sich im Besitze dieses Punktes zu erhalten, um die Fahrzeuge der vom Rio negro kommenden Aufrührer zurückzutreiben. Es würde diese Enge, die ungefähr eine Stunde lang ist, aber nur bei Obydos die angegebene geringste Breite erreicht, sich besonders eignen, um die Menge des vom Strome in gegebener Zeit vorübergeführten Wassers zu messen. Die Berechnung von Martius (Reise. III, 1355) ist folgende: angenommen, daß das Flußbett bei Obydos bei 869 Klaftern Breite in der Mitte 60, an den Ufern 20 Klaftern Tiefe habe, so ergibt sich für einen Querdurchschnitt des Flusses von einem Fuß Länge ein Wassergehalt von 208,160 Cubikfuß. Wenn die mittlere Geschwindigkeit des Stromes zu 2,4 in der Secunde angenommen wird, so führt er demnach durch die Enge von Pauris in jeder Secunde 499,584 Cubikfuß Wasser. (*E. Pöppig.*)

PAUZFELD, Dorf in Baiern, welches zum Obermainkreise gehörig, im Landgerichte Vorchheim liegt, eine Pfarrkirche und 250 Einwohner hat, die wegen ihres Obstbaues berühmt sind. (*G. M. S. Fischer.*)

PAUZKE, PUTZIG, PUTZKO, PUTZKY, lat. Putiscum oder Bugustia, Stadt im Regierungsbezirke Danzig, Kreis Neustadt, liegt zehn Meilen nordwestlich von Danzig unter 35° 56′ Länge und 54° 35′ Breite, am sogenannten Pauzkerwick oder Winkel, wie man einen Theil der Ostsee nennt, welcher zwischen Danzig und Pauzke durch die Halbinsel Hela von dem danziger Wick abgeschnitten wird und sich durch seinen Reichthum an Fischen auszeichnet, hat ein Schloß, ein Rathhaus, drei Kirchen, 130 Häuser und 1350 Einwohner, welche See- und Flußschiffahrt, Holzhandel, Fischerei, Bierbrauerei und Branntweinbrennerei, auch Tuchfabriken unterhalten, einen Stahl- und Eisenhammer besitzen. Im J. 1626 nahmen die Schweden Pauzke in Besitz, verloren

*) *Ruhnkenii* opusc. T. II. p. 777.



wege
wur
fig
ste
sy
hi
(
f.
t

Fischer.)

VALCANE.

zeichnen,
einen Ra-
einen Ra-
wurde dabei in den
die vorschriftsmä-
em ein Rad mach-
Er hieß daher auch
eine Sarabande folgen ließ,
Wiederholungen bemerkt. Er bestand
Wiederholungen, deren jede 8, 12,
wegen der zu beobachtenden Pas
Die Melodie dieses im-
wird in gleichem Takte gesetzt [1]).

(*K. Pässler.*)

Pavetta.

PAVENTA, nach Augustin (de Civ. D. IV. 11) die Göttin, welche bei den Römern dem Erschrecken der Kinder vorstand. (*H.*)

PAVESADE, franz. Bezeichnung für Schanzkleid (s. d. Art. u. Linienschiffe). (*H.*)

PAVESAN, PAVESANO, PAVESE, lat. territorium Papiense oder Papiense, nannte man früher einen sich durch außerordentliche Fruchtbarkeit auszeichnenden Landstrich, der deshalb oft der Karten von Mailand genannt wurde. Seine Grenzen waren im Norden das Mailändische, im Süden das Gebiet von Bobbio, im Osten das Lodesanische, im Westen Lomellina. Pavia, nach welchem der Distrikt genannt ist, Certosa und Vogbera waren die bedeutendsten Städte im Pavesano, dessen größter Theil südlich vom Po lag. Pavese d'oltre Po 1743 dem Könige von Sardinien abgetreten wurde, dem er auch 1748 bei dem Friedensschlusse zu Aachen verblieb. Jetzt ge-

[1]) *Kirnberger*, Kunst der reinen Satzkunst, Thl. II. S. 6. p. 149. 2) s. *Agricola*, Anleitung zur Singekunst, S. III. c. 11. p. 86. 3) *Brossard*, Dict. de Mus.

der geschichtlichen Geographie an, lebt [illegible] des Volkes. (*G. M. S. Fischer.*)

[illegible]. s. Pavesan.

PAVETTA. Mit diesem Namen, welcher aus dem [illegible]schen Worte pavate (so heißt eine Art dieser Gattung bei Acosta und Ray) gebildet worden, bezeichnete [illegible] Gen. n. 132) eine Pflanzengattung aus der ersten Ordnung der vierten Linné'schen Classe und aus der Familie der Coffeaceen der natürlichen Familie der Rubiaceen. Char. Der Kelch sehr klein, glockenförmig, kaum merklich vierzähnig; die Corolle trichterförmig mit langer, schlanker Röhre und viertheiligem Saume, dessen Fetzen lanzettförmig sind; die Antheren pfeil-linienförmig, oberhalb des Corollenrachens fast ohne Staubfäden aufsitzend; der Griffel fadenförmig, weit aus der Corolle hervorstehend, mit einfacher, keulenförmiger Narbe; die Beere mit dem Kelche gekrönt, zweifächerig, aber das eine Fach fehlschlagend, einsamig. Die 31 bekannten Arten, von denen aber vier noch zweifelhaft sind, wachsen, als zuweilen baumartige Sträucher mit gegenüberstehenden, ganzrandigen Blättern, After- und Stützblättchen und traubendolden-, rispen- oder doldenförmigen weißen Blüthen in Ostindien, Cochinchina, Australien, Madagaskar und Afrika. Linné kannte davon nur eine einzige, P. indica (*Gärtner*, De fruct. I. t. 25. Bot. reg. t. 198. Ixora Pavetta *Roxburgh* fl. ind. I. p. 395. Pavetta *Rheede* malab. V. t. 10), einen in Ostindien in Zäunen und Büschen einheimischen Strauch mit wohlriechenden Blüthen. — Pavetta *Cyrill.*, s. Putoria.

(*A. Sprengel.*)

PAVEZIN. Flecken im franz. Loiredepartement (Forez), Canton Rive de Gier, Bezirk St. Etienne, ist 6½ Lieues von dieser Stadt entfernt, auf dem rechten Ufer des Rhone, hat eine Succursalkirche und 1224 Einwohner, welche Nagelschmieden unterhalten. (Nach Expilly und Barbichon.) (*Fischer.*)

PAVIA. A) Delegation Pavia, ist eine Provinz des lombardisch-venetianischen Königreichs, zum Gubernium Mailand gehörig. Sie macht den südwestlichsten Theil des Guberniums aus, wird südlich durch den Po vom Herzogthume Parma und vom sardinischen Gebiete, westlich durch den Ticino von demselben Gebiete getrennt, nördlich von der Delegation Mailand und östlich von der Delegation Lodi begrenzt. Außer den genannten Grenzflüssen enthält sie nur unbedeutende Bäche, aber eine sehr wichtige Wasserstraße in dem Kanal von Pavia. Dieser dient zur Verbindung von Mailand mit Pavia, ist außerhalb des Thores Porta Ticinese des Erstern aus dem Naviglio grande (einem Kanal, der Mailand mit dem obern Laufe des Ticino verbindet) abgeleitet, und ergießt sich in Letzterem in den Ticino. Sein Bau wurde schon im vorigen Jahrhunderte begonnen, blieb aber unvollendet. Durch ein Decret vom 20. Juni 1805 wieder aufgenommen, wurde er darauf in 14 Jahren zu Stande gebracht, sodaß die Eröffnung des Kanals am 16. Aug. 1819 erfolgen konnte. Seine Richtung ist von Mailand bis Binasco, das fast in der Mitte dieser Wasserstraße liegt, südsüdwestlich, von Binasco bis Pavia südsüdöstlich.

Seine Länge beträgt nach Bruschetti 33,370 Meter oder 100,000 Fuß, d. i. $4\frac{1}{5}$ Meilen, seine Breite meistentheils $10\frac{1}{2}$ Meter. Der Fall von Mailand nach Pavia beträgt $56\frac{7}{10}$ Meter, von denen $52\frac{1}{2}$ auf zwölf Schleusen vertheilt sind, sodaß also auf das Wasser selbst in seiner ganzen Länge nur $4\frac{1}{2}$ Meter kommen. Er trägt Schiffe mit 30,000 Kilogramm (535 Ctnr.) Ladung. In die Delegation Pavia fällt auch ein Theil des schon erwähnten Kanals Naviglio grande, welcher das nordöstlichste Stück derselben abschneidet, und ganz gehört dahin der Canal von Bereguardo, welcher ebenfalls aus dem Naviglio grande, und zwar bei Castelletto di Abbiate grasso, sich abzweigt, südsüdöstlich dem Ticino parallel läuft und sich in diesen, nachdem er Bereguardo passirt hat, oberhalb Pavia ausmündet. Seine Länge beträgt drei Meilen. Beide Kanäle tragen Schiffe von gleicher Größe, wie der Kanal von Pavia. Das Land ist ein Theil der großen lombardischen Ebene und ist völlig flach. Mit derselben theilt es auch die große Fruchtbarkeit des meistens schweren Bodens, den gartenähnlichen Anbau und den völligen Mangel an Waldungen. Das fehlende Holz wird durch den Abgang von den vielen Alleen und den Torf nur nothdürftig ersetzt. Die Stein- und Braunkohlenlager, welche man aufgefunden hat, sind bis jetzt noch nicht benutzt. Die wichtigsten Producte des gesegneten Landes sind alle Getreidegattungen, worunter Reis und Mais besonders zu erwähnen sind. Ersterer, zugleich ein bedeutender Handelsgegenstand, wird vorzüglich in den Niederungen am Ticino und am Po gebaut. Von den übrigen Getreidearten ist Weizen am häufigsten, Haser am seltensten. Auch baut man Flachs und Hanf, doch steht der Flachs dem von Crema, Cremona und Lodi nach, ferner verschiedene Ölsamen, Farbekräuter (nur unbedeutend) und Küchengewächse. Der hier und in Bergamo versuchte Anbau der Baumwollenstaude ist mislungen. Die Oliven gehören auch nicht zu den besten Sorten, vorzüglich aber ist der Maulbeerbaum, wie denn die Seidencultur einen Hauptreichthum der Lombardei ausmacht, ebenso das Obst, namentlich die feinern, nur dem Süden angehörigen Sorten, und sehr wichtig der Weinbau. Die Viehzucht, für welche eine sehr sorgfältige Wiesencultur mit künstlicher Bewässerung stattfindet, ist besonders Rindviehzucht, nächstdem Pferdezucht. An Schafen gibt es nur unedle Sorten, auch die Schweine sind hier weit weniger gut als in den näher den Alpen gelegenen Theilen der Lombardei, wo es Wälder und darin Kastanienbäume gibt. Die Jagd beschränkt sich auf Hasen und wildes Geflügel. An zahmem Geflügel findet sich hier häufig die sonst in der Lombardei seltene Gans. Die Rindviehzucht, besonders die Haltung der Kühe, liefert zugleich den Einwohnern einen wichtigen Erwerbszweig in der Käsebereitung. Die Delegation Pavia und die benachbarten Delegationen sind es nämlich, in denen am meisten der sogenannte Parmesankäse bereitet wird. Andere Erwerbszweige sind noch die Seidencultur, welche sich indessen fast nur auf Gewinnung und Abspinnung der Cocons beschränkt, letzteres besonders in Buffalora, Verarbeitung des Flachses, als Spinnerei und Weberei, letztere theils von eignen Webern, theils in jeder Haushaltung betrieben, Verfertigung grober Zwirnspitzen, Bereitung des Öles, besonders aus Leinsamen, und Handel.

Die Delegation Pavia ist nächst Cremona die kleinste der neun Delegationen, in welche das Gubernium Mailand zerfällt, und umfaßt $24\frac{3}{4}$ □Meilen. Die Zahl der Einwohner belief sich 1817 auf 142,600 und ist jetzt 165,000 stark. Diese sind sämmtlich Italiener und Katholiken. Die Delegation Pavia bildet zugleich eine bischöfliche Diöcese, welche aus 80 Pfarren besteht. Administrativ ist sie in acht Distrikte eingetheilt, nämlich Pavia, Bereguardo, Belgiojoso, Corte Olona, Rosate, Binasco, Landriano und Abbiate grasso. Alle diese Ortschaften sind außer Pavia nur Marktflecken. Außer diesen sind noch zu erwähnen Buffalora, dessen wegen der Seidenspinnereien schon gedacht ist, am Naviglio grande, Casorate, Magenta und Villanterio, letzteres ein großes Dorf, nordöstlich von Belgiojoso mit starker Käsebereitung.

B. Stadt Pavia, königliche Stadt und Hauptstadt der gleichnamigen Delegation. 1) Topographie und Statistik. Pavia liegt auf dem Abhange einer Anhöhe am linken Ufer des Ticino, $\frac{1}{4}$ Meile von dem Einflusse desselben in den Po. Nur eine Vorstadt ist auf dem rechten Ufer des Flusses gelegen und nimmt einen kleinen Theil einer Insel ein, die ein kurz oberhalb der Stadt sich aus dem Ticino abzweigender und ihn weiter unterhalb wieder erreichender schmaler Arm desselben, der Gravellone, bildet. Die Vorstadt ist mit der Stadt durch eine Brücke verbunden, die zu den schönsten im ganzen österreichischen Staate gezählt wird und am Ende des 14. Jahrh. von dem Herzoge von Mailand, Johann Galeazzo Visconti, gebaut ist. Sie ist 260 Schritte lang, bedeckt und aus weißem Marmor, und ruht auf sieben aus Ziegelsteinen aufgemauerten Bogen von 60 Fuß Bogenweite. Die Stadt ist mit alten, halb verfallenen Festungswerken umgeben, die sie jetzt nicht mehr zu einer Festung machen. In gleichem Zustande ist eine auf dem höchsten Punkte im Norden liegende alte Citadelle, die, wie die Brücke, ein Werk des Herzogs Johann Galeazzo Visconti ist. Auch sind viele ihrer Thürme, die ihr früher den Namen der hundertthürmigen (Citta delle cento torri) verschafft, jetzt abgetragen. Doch hat sie noch immer ein ehrwürdiges Ansehen. Auch ist sie im Innern, wenn auch alterthümlich, doch regelmäßig gebaut, und hat breite und gerade Straßen, welche mit Geschieben gepflastert und mit Trottoirs versehen sind, und zur Reinigung überschwemmt werden können. Die neue Straße (Strada nuova), welche als Corso benutzt wird, führt von Norden nach Süden mitten durch die Stadt von der Porta Milano bis zum prachtvollen Thore St. Vito und zur Ticinobrücke. Die merkwürdigsten Gebäude sind: die im vorigen Jahrhunderte angefangene und in diesem vollendete Domkirche. In diese sind auch die früher in der Augustinerkirche aufbewahrten Merkwürdigkeiten versetzt worden, nämlich das Grabmal des heiligen Augustin und das des Boetius. Mit dem Grabmale Augustin's hat es folgende Bewandtniß: Nach einer alten Sage soll der Körper des Heiligen im 6. Jahrh. nach Sardinien

Sie beträgt jetzt mit Einschluß der auf dem rechTicinoufer gelegenen Vorstadt 23,000 Seelen, soll früher 40,000 gewesen sein, und belief sich noch am des vorigen Jahrhunderts auf 30,000. Jetzt scheint ieder im geringen Steigen begriffen. Der Hauptbszweig derselben ist der Handel, für welchen Pavia den Wasserweg den Ticino und Po abwärts und analverbindung mit Mailand eine recht günstige Lage Die wichtigsten Artikel desselben sind Seide, Reis, und Käse. Die Fabrikthätigkeit ist nur unbedeuSie beschränkt sich auf einige Seiden- und Baumnwebereien und die Verfertigung sehr vieler Seileren in den Vorstädten. Pavia ist der Sitz des Haupt- und Zollamtes gegen Sardinien, indem hier der nte schmale Arm des Ticino, Gravellone (sonst der o selbst), das mailändische Gebiet von dem sardinitrennt.

Zwei Stunden nördlich von Pavia, nicht weit von Straße nach Mailand, liegt die berühmte Certosa Karthause), ehemals ein Karthäuserkloster, dessen 50 he ein Einkommen von 100,000 Thalern hatten, das von Joseph II. aufgehoben wurde. Jetzt leben in chon verfallenden Klostergebäuden einige Cistercienser, n der Kirche Messe zu lesen. Diese Kirche, zu derhaltung jährlich 5000 Lire ausgesetzt sind, ist eine chönsten in Italien. Sie ist im 15. Jahrh. durch chon mehrfach erwähnten Herzog Johann Galeazzo nti ganz nach dem Plane von Bramante gebaut. Ganze ist majestätisch, das Einzelne trägt das Geeines ängstlichen, fast übertriebenen Kunstfleißes. Der ist die verkünstelte gothische Bauart. Die Hauptdes Äußern ist die ganz aus weißem Marmor erund mit vieler Bildhauerarbeit geschmückte Façade, sich über die bleierne Bedachung erhebt und oben ier Horizontallinie endet, beides wie bei dem strasr Münster. Zu ihren beiden Seiten stehen niedrigere ürme mit runden Kuppeln. Das Innere, ein schöauf zwei Säulenreihen ruhendes Gewölbe, erinnert is des Doms von Mailand, das ebenfalls von Brae herrührt. Der Grund desselben ist himmelblau oldenen Sternen und verschiedenen vergoldeten Zie. Sonst zeichnet sich das Innere durch Kostbarkeit Naterials und kunstreiche Behandlung desselben aus, wenige Kirchen mit dieser wetteifern können. Es n wahres Kunstmagazin des 15. Jahrh.; jeder einGegenstand zeugt von der sorgfältigsten Bearbeimancher hat das ganze Lebensalter des Künstlers lungen. Neben wahrhaft Schönem findet sich natüruch Mittelmäßiges und Geschmackloses. Die verderische Pracht zeigt sich am meisten in den Seiten, deren im Ganzen 14 sind, die von dem Schiffe irche durch Eisengitter geschieden werden. Die Alhe sind mit den mühsamsten Musivarbeiten aus en aller Art geschmückt, die Wände mit Frescogen bedeckt, die Fußböden, wie der der ganzen Kirche, farbigem geschliffenem Marmor. Auch sind einige gemälde vorzüglich. Den Chor mit seinem prachtHochaltar trennt ebenfalls ein ehernes Gitter von der Kirche. Vor demselben stehen zwei wunderschöne kolossale, aus Erz gegossene Candelaber. An dem Altare ist die eingelegte Arbeit von Achat, Lapis lazuli und andern kostbaren Steinen besonders sehenswerth. Hinter demselben zeigt man als eine kostbare und seltene Kunstmerkwürdigkeit ein aus Wallroßzähnen verfertigtes Basrelief, dessen 50 Felder, jedes zu einem Quadratschuh, biblische Darstellungen enthalten. Nächst dem Chore steht das prächtige Mausoleum des Erbauers der Kirche, jenes Herzogs Johann Galeazzo. Doch sollen seine Gebeine nicht in demselben ruhen, indem, als das Mausoleum 160 Jahre nach seinem Tode fertig war, man sie nicht mehr aufzufinden wußte. Um die Certosa lag ehemals der große Thiergarten, in welchem Franz I. die bekannte Schlacht bei Pavia (s. d. Art.) verlor und gefangen genommen wurde. Jetzt wird der Raum desselben von sieben ansehnlichen Dörfern eingenommen.

2) Geschichte. Pavia ist das Ticinum der Römer. Zur Zeit der Langobardenherrschaft trat an dessen Stelle der Name Papia (die Einwohner Papienses), woraus allmälig Pavia entstanden ist. Aus Paulus Diaconus (II, 15: quae alio nomine Papia appellatur) kann man nicht entscheiden, ob nicht letzterer Name schon früher neben Ticinum gebräuchlich gewesen. Zur Zeit der Römer war die Stadt nicht bedeutend; desto schneller wurde sie es unter dem Ostgothenkönig Theoderich. Dieser baute darin einen Palast, in dem er gewöhnlich residirte, und machte die Stadt zu einem der festesten Plätze in Italien (*Procop.* Goth. II, 12). Die Festungswerke wurden von den Griechen noch verstärkt, sodaß sich Pavia drei Jahre gegen den Langobardenkönig Alboin halten konnte, in dessen Hände sie erst 572 fiel. Von seinem Gelöbnisse, alle Paveser niederhauen zu lassen, stand der König ab, indem bei seinem Einzuge sein Pferd unter dem Thore stürzte. Er wählte diese Stadt darauf ebenfalls zu seiner Residenz, was sie auch unter allen seinen Nachfolgern blieb, bis Karl d. Gr. mit ihrer Eroberung 774 dem langobardischen Königreiche ein Ende machte. Er legte Anfangs nur eine Besatzung von fränkischen Rittern in Pavia und ließ die langobardische Verfassung bestehen, bis er sich durch die Aufstände der Langobarden veranlaßt sah, ihre Herzogthümer zu zerstückeln, die fränkische Gauverfassung einzuführen und seinen Sohn Pipin zu seinem Stellvertreter in Italien zu ernennen, der nun ebenfalls in Pavia, öfters auch in Ravenna residirte. Pavia blieb der Hauptort des fränkischen Italiens, wo Karl bei seinen verschiedenen Zügen nach diesem Lande verweilte und mehrmals Reichstage hielt. Es war auch unter den spätern Karolingern, als ihre Herrschaft fast nur noch dem Namen nach bestand und sich ihr Gebiet in mehre fast ganz unabhängige Herrschaften aufgelöst hatte, der Mittelpunkt der Verwaltung, und wird in den Geschichten der damaligen Zeit sehr oft erwähnt, an Größe selbst eine Nebenbuhlerin Mailands, das sich seit der Zerstörung durch die Gothen noch nicht zu seiner frühern Bedeutsamkeit erhoben hatte. Auch der fernere Kampf um den Besitz Italiens, namentlich zwischen Berengar von Friaul und Guido von Spoleto, dreht sich besonders um Pavia,

varen nördlich vom Po: Olona (Corte Olona), Mor- (Mortara), Rodobium (Robbio), Bremedium (Bre- südlich vom Po: Vicus Iriä (Voghera), Valenca enza), die Grafschaften Viglevanum (Vigevano), Lan- m, Lumellum (Lumello), Gambarana, Rouscala.

Das feindliche Verhältniß zu Mailand, welches un- en Hohenstaufen immer tiefer einwurzelte, führte end- ur Unterwerfung unter diese Stadt. Wir können diesem wechselvollen Kampfe nur die wichtigsten Er- se anführen[6]). Die feindliche Stimmung brach be- s in Folge des 1191 von Heinrich VI. an Pavia lten Freibriefes aus. Letzteres schloß mit Cremona, Como und Bergamo ein Bündniß gegen Mailand, es 1197 in ähnlicher Ausdehnung erneuert wurde. J. 1201 erlitten aber die Paveser eine gänzliche Nie- ge, worauf sie sich unter großer Aufopferung an Ge- an Rechten und Ansprüchen zum Frieden mit Mai- verstehen mußten. In einem 1213 ausgebrochenen e erfuhren die Mailänder ein gleiches Schicksal, wor- 217 ein dauernder Friede zu Stande kam. Neue eligkeiten brachen unter Friedrich II. aus, die erst nach dessen Tode, wo überhaupt in Oberitalien ein cherer Zustand eintrat, beendigt wurden. Nach dem gange der Hohenstaufen finden wir Pavia oft mit and in freundlichem Vernehmen. So schlossen 1288, er Markgraf von Montferrat alle Mittel versuchte, n dem obern Italien eine ausgebreitete Herrschaft werben, beide Städte mit Piacenza, Cremona, Bres- nd Asti ein Bündniß. Aber Parteikämpfe im In- der Stadt führten Pavia in die Hände des Mark- n, der daselbst die Signorie eine Zeit lang behauptete. sich gegenüberstehenden Parteien waren nämlich die oschi, an der Spitze des Adels, und die Beccaria, er Spitze des Volkes. Erstere waren schon früher eben worden, und als jetzt die Beccaria ein gleiches ksal traf, gelang es jenen, die auf Seiten des Mark- n standen, während das Heer desselben dem liguisti- der Mailänder und Paveser gegenüber lag, in Pa- inzudringen und dem Markgrafen die Signorie zu affen. Auch ein späterer Versuch der Mailänder, in n wieder ihrer Faction die Oberhand zu geben, schlug ich fehl. Im J. 1300 wäre es indessen beinahe zu Vereinbarung zwischen beiden Städten gekommen, n, als in Pavia die Streitigkeiten zwischen n Häusern Beccaria und Langosco wieder hefti- usgebrochen waren als je, und Erstere von Letzteren einem blutigen Treffen in den Straßen der Stadt vertrieben worden waren, die Langosco, um sich erstärken, eine Verschwägerung mit den Viscontis Mailand suchten, und auch Filippo von Langosco Matteo von Visconti das Versprechen einer Tochter en für seinen Sohn erhielt. Matteo erfüllte aber Versprechen nicht und Pavia blieb auf der Seite des grafen von Montferrat und der Mailand feindlich ge- n Städte. Bald darauf begann ein mehrjähriger Krieg, in dem Pavia 1315 von Stefano, dem Sohne Matteo Visconti's, erobert wurde. Die Regierung der Stadt wurde darauf einem andern Sohne Matteo's, Luc- chino, übertragen. Doch kam es bald dahin, daß die Familie della Beccaria unter Visconti'scher Oberhoheit die Signorie behauptete. Als diese aber die Stadt wieder ganz unabhängig zu machen suchten, rüsteten sich die Vis- contis, und die Paveser erschreckt, übergaben ihre Stadt und nahmen die Bedingung an, daß die Viscontis den Podesta und die ersten städtischen Beamten ernennen, ihre Soldaten jederzeit in Pavia aufgenommen, und ihre Trup- pen überall, wo sie es bedurften, von den Pavesern ver- stärkt werden sollten (1343). Doch riß sich Pavia noch einmal ganz von Mailand los, und vergeblich waren 1356 die Bemühungen Galeazzo Visconti's, es wieder zu gewinnen. Ein junger Augustinermönch, Jacopo Bus- solari, predigte in der Stadt Freiheit und Gleichheit, und wußte solchen Enthusiasmus zu erregen, daß sich die Pa- veser nicht nur durch das Herannahen eines Heeres von 40,000 Mann nicht erschrecken ließen, sondern auch eine längere Belagerung aushielten, welche die Visconti'schen Truppen aus drei großen Schanzwerken, die sie in der Nähe von Pavia angelegt hatten, ununterbrochen fortsetz- ten, um die Stadt durch Hunger zur Übergabe zu zwin- gen. Endlich machten die Belagerten sogar unter Anfüh- rung ihres jungen geistlichen Helden einen Ausfall mit solcher Kraft und Gewandtheit, daß die Schanzwerke ge- nommen und das mailändische Heer in die Flucht ge- trieben wurde. Die Beccarias wußten jetzt wieder die Signorie dem Markgrafen von Montferrat zu Theil wer- den zu lassen, doch fast nur dem Namen nach, sodaß dieser für Pavia gegen Mailand kämpfte, während sie selbst in der Stadt den höchsten Einfluß hatten. Doch hatte der Markgraf den geistlichen Demagogen Bussolari gegen sie zu benutzen gewußt, welcher seine überhaupt ge- gen alle fürstliche Herrschaft gerichteten Reden vorzugs- weise gegen das Verhältniß der Beccarias in Pavia wen- dete. Diese bewog er dadurch zu Mordversuchen gegen ihn, das Volk schützte aber seinen Helden, er ernannte von der Kanzel herab 22 Centurionen, erhielt selbst eine Leibwache von 60 Mann und erlangte die Vertreibung der Beccarias. Diese wandten sich darauf an Galeazzo Vis- conti, welcher 1359 mit einem Heere vor der Stadt er- schien. Anfangs wurde er zurückgeschlagen, indem Buso- lari wieder den alten Enthusiasmus zu erregen wußte, daß selbst die Frauen ihren Schmuck zum Opfer brachten. Als aber Seuchen in der Stadt ausbrachen, ergab sie sich den Mailändern, welche von nun an in ihrem dauernden Besitze blieben und denselben auch 1364 in dem Frieden mit dem Markgrafen von Montferrat zugesprochen erhiel- ten. Die Geschichte Pavia's fällt jetzt mit der von Mai- land zusammen. Als Letzteres 1395 zu einem Herzog- thume gemacht wurde, bildete man aus Pavia und einem Theile des mailändischen Gebietes, welches dem paveti- schen benachbart lag, eine eigens verwaltete Grafschaft, welche zuweilen in den Besitz jüngerer Söhne der mai- ländischen Herzoge gegeben wurde. — Eine Geschichte Pavia's haben Gatti, Zanetti und Marroni geschrieben;

) s. Leo a. a. O. 2. Bd. S. 148. 168. 196. 200. 206. . S. 200. 233. 240. 257. 291. 335 u. a. a. O.

es sind dies aber unbedeutende Werke, welche hinter ähnlichen Stadtgeschichten, die wir für Italien besitzen, weit zurückstehen. (*A. Keber.*)

PAVIA, ein großes Gemeindedorf im Districte I. der venetianischen Provinz Friaul, mit einem Gemeindevorstande, einer katholischen Pfarre, welche zum Bisthume Udine gehört, einer dem heil. Ulderico geweihten katholischen Kirche und einer Schule. Der Boden ist mittelmäßig fruchtbar, ja theilweise schlecht, dürr und mit Gerölle erfüllt. Die weite Ebene ist hier nur mit wenigen Maulbeerbäumen bedeckt. Zu dieser Gemeinde gehören mehre kleinere Dörfer. (*G. F. Schreiner.*)

PAVIA. So nannte Boerhaave (Ind. pl. hort. Lugd. Bat. II. p. et t. 260) zu Ehren von Peter Paaw (de Pauw, Paauw, Pavius, s. d. Art. Peter Paaw, Allg. Enc. Sect. 3. Th. 8. Abth. 2. S. 13, wo die Bemerkung, daß Peter Paaw den botanischen Garten in Leyden angelegt habe, dahin zu berichtigen ist, daß er als Vorsteher des botanischen Gartens zu Leyden des berühmten Clusius Nachfolger war) eine Pflanzengattung, welche Linné mit Aesculus vereinigte, welche aber von neueren Schriftstellern wiederhergestellt worden ist. Die Unterschiede zwischen beiden Gattungen sind folgende: Pavia hat einen röhrenförmigen, Aesculus einen glockenförmigen Kelch; Pavia vier aufrechte, schmale Corollenblättchen, Aesculus vier oder fünf ausgebreitete, mit eiförmiger Platte; Pavia gerade, Aesculus gekrümmte Staubfäden; Pavia glatte, Aesculus stachelige Kapseln. Zu Pavia gehören folgende vier Arten, welche in Nordamerika als Bäume und Sträucher einheimisch sind und in den europäischen Gärten cultivirt werden: 1) P. macrostachya *Dumont Courset* (Aesculus macrostachya *Michaux*, *Jacquin* eclog. I. t. 9.); 2) P. rubra *Lamarck* (Aesculus Pavia *L.*, *Duhamel*, arbr. II. t. 19); 3) P. hybrida *Candolle* (Aesculus hybrida *Candolle*, Aesc. discolor *Pursh*, Bot. reg. t. 310) und 4) P. flava *Cand.* (Aesc. flava *Aiton*, Aesc. lutea *Wangenheim*, Berl. Mag. Naturf. Fr. VIII. t. 6). (*A. Sprengel.*)

PAVIA (Donatus Bardus, Graf), ein alter genuesischer Historienmaler gegen 1487, aus der ersten Epoche der genueser Schule, fertigte mit Lorenzo Pavia zu Savona in S. Jacopo 1487 mehre Altargemälde; Beide zeichneten sich: „Laurentius Papiensis und Donatus Comes Bardus Papiensis." (*Frenzel.*)

PAVIA (Giacomo), ein Maler aus der vierten Epoche der bolognesischen Schule und Schüler des Crespi, geboren 1655, gestorben gegen 1700 (nach Lanzi 1750), ist im Allgemeinen weniger durch seine Arbeiten bekannt, da er sich zeitig nach Spanien wendete, wo er Vieles für Kirchen und Klöster arbeitete. Nach ihm ist ein heil. Nicolas auf dem Todbette, von Maria Fabri in Claude Mellan's Manier in Kupfer herausgegeben. (*Frenzel.*)

PAVIA (Giovanni), ein Historienmaler gegen 1500, wird von Malvasia als ein Schüler des Lorenzo Costa, auch als ein Schüler des Francia aufgeführt. (*Frenzel.*)

Pavia, Karthause von Pavia, s. Pavia.

PAVIA Belagerung von Pavia, 1524 und Schlacht bei Pavia, am 24. Febr. 1525. Franz I., König von Frankreich, hatte gleich bei s Regierungsantritte (am 1. Jan. 1515) durch An des Titels eines Herzogs von Mailand offen dar daß er nicht Willens sei, die von seinem Vorgänger, wig XII., in Oberitalien verlorene Oberherrschaft geben. Dahin, wo nur Venedig noch auf seiner stand, führte er auch, hingerissen von Eroberung und dem Drange sich durch ritterliche Thaten ausz nen, in demselben Jahre ein bedeutendes Heer geg Schweizer, die mit dem Könige von Spanien, Ferd dem Katholischen, dem teutschen Kaiser Maximil und dem Papste Leo X. im Bunde den Herzog M lian Sforza (Sohn des 1510 in französischer Gef schaft gestorbenen Ludwig's Moro) in Mailand wied gesetzt hatten, und in Folge des Sieges, den der in der zweitägigen Schlacht bei Marignano (am 1 14. Sept.) über sie erfocht, kam nicht nur das Mo sche wieder unter seinen Scepter, sondern auch und die bis dahin von dem Kirchenstaate besessene zogthümer Parma und Piacenza fielen ihm zu. suchte er sich durch Friedensschlüsse und Verträ dem Papste (am 13. Oct. 1515) und mit der E (am 29. Nov. 1516) den Besitz dieser Eroberun sichern, und auch die damals noch friedliche Gesinnu nach Ableben Ferdinand's (am 23. Jan. 1516) spanischen Thron gelangten Karl's I. (nachmalige sers Karl's V.) kam ihm dabei zu Statten, von dieser den sprechendsten Beweis dadurch ablegte, zwischen Franz und Maximilian im December 15 Frieden vermittelte und sich am 11. März 1517 gegenseitigen Vertheidigungsbündnisse Beider anschlo mer noch aber meinte Franz in dem neuen Bet des weit ausgedehnten spanischen Ländergebiete Nachbar zu erkennen, der ihm besonders von Nea in Italien gefährlich werden könnte, und seine Ei auf dessen Macht steigerte sich bis zur persönlichen schaft, als nach Maximilian's Tode (am 12. Jan. Karl die teutsche Kaiserkrone erlangte, mit der a als eifriger Mitbewerber, sein Haupt zu schmücken hatte. Die dadurch zwischen beiden eingetretene nung führte nun im Jahre 1521 zum offenbaren an Spaniens Grenze, in den Niederlanden und lien, welches der Hauptschauplatz des Krieges wu wo, ebenso wie dort, Franz der Angreifende war. geblich hatte Letzterer Leo X. und Heinrich VIII. von England, in sein Interesse zu ziehen gesucht gen war es dem ihm an Staatsklugheit überleger auch von bessern Rathgebern unterstützten Karl V. gen mit dem Papste, der das Project Julius' II., ganz von ausländischer Herrschaft zu befreien, wie genommen hatte, am 8. Mai ein geheimes Bün schließen, welches vor Allem auf die Vertreibung d zosen aus dem Mailändischen hinzielte, und ein solches mit dem Könige von England (im Aug unter der Bedingung, daß dieser die Franzosen Picardie und Karl selbige an der spanischen Gr schäftigen sollte. Nirgends begünstigte sie aber Feldzuge von 1521 dauerndes Glück, und in Ital

tatthalter von Mailand, Odet de Foix, Marschall
utrec, sich verhaßt gemacht hatte, und von seinem
durch Geld und Truppen nicht hinlänglich unter-
ourde, endigte derselbe damit, daß Prosper Colon-
nführer der vereinigten kaiserlichen und päpstlichen
en, sich der Stadt Mailand bemächtigte, Parma
acenza wieder mit dem Kirchenstaate vereinigte und
anzosen dort nichts übrig blieb als Cremona, Ales-
, Genua und die Citadelle von Mailand. Im fol-
Jahre war Lautrec, durch ein ansehnliches Corps
ener Schweizer und venetianische Truppen ver-
zwar wieder im Stande ins Feld zu rücken, aber
em Prosper Colonna waren, nachdem ihn die schwei-
n Söldlinge verlassen, noch im Frühjahre Scharen
utschen Landsknechten unter dem berühmten Georg
undsberg aus Schwaben und unter Franz Sfor-
ruder des nach Frankreich abgeführten Maximilian,
yrol zugezogen, mit denen er im April bei Bicocca
sche Meile nördl. von Mailand) eine feste Stel-
enommen hatte. Lautrec, der ihm bei Monza (am
), zwei teut. M. nörd. von Mailand) gegenüber-
wollte hier noch Truppen und Geld abwarten, als
s aber ausblieb, verlangten die Schweizer entweder
der eine Schlacht und zwangen ihn am 22. April
ngriff des kaiserlichen Lagers, bei welchem ihre un-
Tapferkeit an dem zähen Widerstande der Lands-
scheiterte und jene, hierauf entmuthigt nach ihrem
nde heimkehrten. Lautrec eilte nun, um Unter-
zu vermitteln, nach Frankreich zurück, seinem
Thomas, Sieur de l'Escún (gewöhnlich Marschall
genannt), das Commando in Italien überlassend;
war aber bald genöthigt alle Plätze in der Lom-
bis auf die Schlösser zu Mailand, Cremona und
zu räumen, und auch Genua's bemeisterten sich
serlichen (am 30. Mai). Die nächste Folge davon
aß Franz Sforza zum Regenten von Mailand un-
n Jubel der Einwohner ausgerufen wurde, und
L. sah sich zuletzt von allen Seiten bedrängt, als
h VIII. zur Erfüllung des geheimen Tractats vom
enen Jahre nun mit einer offenen Kriegserklärung
ihn hervortrat und auch Venedig sich von ihm
, um mit dem Papste Hadrian VI., welcher in
lienischen Angelegenheiten dem Systeme des am 1.
521 verstorbenen Leo's X. treu blieb, ein förmli-
ündniß einzugehen. So drohende Gefahr schreckte
n ritterlichen König nicht, sie weckte ihn vielmehr
m Schlummer, in den sein Hang zu sinnlichen
ihn bisher eingewiegt hatte. Nicht darauf sann
er sich gegen seine Feinde nur vertheidigen, son-
ie er sie angreifen könnte, und eine Thatkraft, wie
rüher noch nie entwickelt, ließ ihn die Mittel fin-
n schon in der ersten Hälfte des Jahres 1523 ein
ndes aus Franzosen und geworbenen Schweizern
des Heer aufzubringen, welches er in Person nach
führen wollte, um Mailand wieder zu erobern und
den Ruhm zu ernten, den verlorenen Glanz der
schen Waffen wiederhergestellt zu haben. Schon
im Begriff, an der Spitze des bei Lyon versam-

melten Hauptheeres der im August bis zu dem Alpenpasse bei Susa gelangten Vorhut zu folgen; doch ein entdeckter Verrath des Connetable Herzogs Karl von Bourbon legte ihm den Zwang auf, in Frankreich zurückzubleiben. Dieser, erster Prinz vom Geblüte, Sohn des unglücklichen Herzogs von Montpensier, der nach Karl's VIII. Abzuge von Neapel dort das Leben eingebüßt, ebenso ausgezeichnet durch bewiesene Tapferkeit, als in ritterlichen Fertigkeiten und abenteuerlichen Unternehmungen sich gefallend, aber auch voll übermüthigen Stolzes auf Geburt, Reichthum und Rang, hatte durch dies Alles schon länger die Eifersucht des Königs gereizt, und es war so zwischen Beiden eine Verstimmung eingetreten, die nur eines Anstoßes bedurfte, um in offenbare Feindschaft auszubrechen. Solcher fand sich durch die Königin Mutter, Luise von Savoyen, die ihr Auge auf ihn geworfen und deren Liebe er verschmäht hatte. Dadurch gekränkt und entrüstet bot sie alle Ränke zur Rache auf und brachte es dahin, daß dem Herzoge die Erbfolge des Hauses Bourbon bestritten und ein Proceß gegen ihn anhängig gemacht wurde, bei dem er Gefahr lief, fast alle seine bedeutenden Güter zu verlieren, deren vorläufige Verwaltung vom Könige das parteiische Parlament auch schon entschieden hatte. So verfolgt und bedrängt hielt sich nun Bourbon aller Familienbande und der Pflichten gegen sein Vaterland für ledig, und gab sich, den Verlockungen der Minister Karl's V. und Heinrich's VIII. folgend, dafür hin, in einen Plan einzugehen, der auf nichts Geringeres hinging, als mit Franz I. das Haus Valois vom Throne zu stoßen. Die Engländer sollten, wenn jener nach Italien gezogen, mit den Kaiserlichen vereint in das Innere von Frankreich eindringen und Bourbon, der in den Gegenden, wo seine großen Güter lagen, auf einen nicht unbedeutenden Anhang des Adels und Landvolks rechnete, sie dabei unterstützen; Letzterem wurde der Besitz der Dauphiné und der Provence mit dem königlichen Titel zugesagt und auch die Hand der Schwester des Kaisers, Eleonore, verwitweten Königin von Portugal, mit einer ansehnlichen Aussteuer geboten; das übrige Frankreich sollte zerstückelt als Beute den auswärtigen Mächten anheimfallen. Franz, dem nicht eher als auf dem Wege nach Lyon die erste Kunde von Bourbons verdächtiger Gesinnung zugekommen, war Anfangs zur Versöhnung geneigt; als ihm aber in den ersten Tagen des Septembers durch seine Mutter und ihren Anhänger, den Kanzler Düprat, die unzweideutigsten Beweise von der gegen ihn angesponnenen Verschwörung in die Hände kamen, gab er, aufs Heftigste erbittert, Befehl zur Verhaftung des Verräthers, der dieser jedoch durch die schleunigste Flucht noch entging. Über Oberteutschland in Italien angekommen, trat er dort in Karl's V. Dienste und focht hierauf bis an seinen Tod in den Reihen der Feinde Frankreichs. Nach jenem Vorgange war nun Franzen's Gegenwart in seinem Reiche zur Erhaltung der innern Ruhe unerläßlich geworden, weshalb er bei dem nach Italien bestimmten Heere zu seinem Stellvertreter den Admiral Bonnivet ernannte, der zwar persönlich brav, aber ohne Feldherrntalent war und nur als sein und der

tentheils aus Fremden bestand, unter welchen auch Mehrzahl von Schweizern, die nur mit Mühe hat- ewogen werden können wieder in französischen Sold reten und von denen kaum anders zu erwarten stand, aß sie bei anhaltenden Beschwerden in rauher Jah- it oder irgend einer ungünstigen Wendung des Krie- ie französischen Fahnen, wie sie es oft schon früher n, mismuthig wieder verlassen würden. Dies stell- die älteren und kriegserfahrenern Marschälle, Cha- es, Lautrec, Tremouille und Aubigni, dem Könige vor und riethen, das Frühjahr abzuwarten, um bis in das erst neuorganisirte Heer noch mehr Zucht Ordnung bringen zu können, aber sie wurden nicht von des ritterlichen Herrschers Jugendgenossen unter kampflustigen Adel, die, eingedenk der Tage von Ma- no, des Sieges gewiß zu sein glaubten, wenn er äumt an ihre Spitze sich stellte, überstimmt, sondern besonders von dem Admiral Bonnivet, auf dessen schläge jener das größte Gewicht legte. Umsonst die Mutter des Königs nach der Provence, um ihn seinem Vorhaben abzuhalten; er enthob sich einer redung mit ihr durch plötzlichen Aufbruch, die Ver- äßigung, welche er so gegen sie verschuldet, mit ihrer mung zur Regentin während seiner Abwesenheit be- end, und zog, obschon in Trauer wegen des in die- Tagen erfolgten Todes seiner Gemahlin, mit dem n Heere um die Mitte des Octobers über Gap und ançon nach Italien. Dasselbe bestand aus einem Gendarmen von 1500 vollen Lanzen [1]) (9000 franz. Reiterei), 14,000 Schweizern, 10,000 M. ischen und französischen Fußvolks, die sich, auf euer ausgehend, größtentheils freiwillig hatten an- n lassen, und aus 6000 Mann der berüchtigten rzen Knechte, teutsche Krieger, welche jetzt den Her- von Suffolk und von Lothringen unter selbständi- Fahnen folgten und die schon länger reicher Sold, ie Furcht vor der Reichsacht ebenso an Frankreichs n gefesselt, als ihrem Vaterlande entfremdet hatte. vor Marseille gestandenen Kaiserlichen hatten auf Wege, den sie füglich nur einschlagen konnten, längs üste über Mondovi und Finale und von da über Seealpen einen viel weitern und beschwerlichern h zurückzulegen, als die Franzosen; Pescara be- nigte ihn aber so, daß er am nämlichen Tage Alba anaro erreichte, an welchem jene bei Vercelli an der eintrafen. Der vorsichtige Lannoy war den Sei- von Asti her zur Aufnahme entgegengerückt und Könige war es sonach nicht geglückt, die Kaiserlichen alien zu überraschen. Doch waren die letztern nicht ngleich schwächer als ihre Gegner, sondern auch in der vor Marseille überstandenen Mühseligkeiten größ- ils abgemattet und im freien Felde weniger kampf- Dennoch boten die kaiserlichen Feldherren mit be- rnswerther Besonnenheit und Thätigkeit Alles auf, um sich in Oberitalien zu behaupten. Vor Allem mußte ein Theil der Truppen, 300 Geharnischte, 500 spanische Hakenschützen (Arkebuseros) und zwölf Fähnlein Lands- knechte, letztere unter dem Grafen Eitel Friedrich von Hohenzollern, überhaupt etwas mehr als 5000 Mann, eiligst den Marsch nach Pavia fortsetzen, um dort als Besatzung zu bleiben, und wurde diese unter den Spa- nier Antonio de Leyva, einen erprobten Krieger, gestellt. Als sie dort angekommen, waren die Franzosen erst bis Vigevano am Ticino gerückt, also dem von beiden Orten gegen vier teutsche Meilen entfernten Mailand nicht nä- her als jene. Dahin sendete nun der König von Vige- vano aus sofort Herolde, um die Stadt zur Übergabe aufzufodern. Ihre Werke waren verfallen und die Zahl der streitbaren Einwohner durch eine pestartige Krankheit während der letzten Belagerung sehr geschmolzen. Franz Sforza, an der Möglichkeit einer Vertheidigung verzwei- felnd, hatte sich daher nach der Festung Pizzighetone ge- flüchtet und der seinem Hause von jeher ganz ergebene vielgewandte Kanzler Morone, das Haupt der Mailänder, die im Jahre 1521 seine Wahl zum Herzoge begünstigt, hatte auch schon sogar die Bürger ihres Treueides gegen ihn entbunden und sie ermahnt, den Zorn der Franzosen durch Zögerung nicht zu reizen; als eine den Kaiserlichen zugeneigte Partei unter jenen, nach altem Herkommen Ghibellinen genannt, die Gegenwehr stürmisch verlangte. Da begaben sich am 22. Oct. aus Pavia Lannoy, Pe- scara und Bourbon mit einer Abtheilung spanischer Trup- pen in die Stadt und wiesen die Herolde in die Vor- städte zurück, mußten aber am 24. den mit Übermacht anrückenden Franzosen weichen und zogen sich nach Lodi (an der Adda, 4 teutsche Meilen südöstlich von Mailand, 4½ teutsche Meile nordöstlich von Pavia) zurück, welches vorläufig mit 2000 Mann besetzt und möglichst befestigt wurde. Die Besatzungen von Como (am Comosee, 5½ teutsche Meilen nördlich von Mailand) und dem nahe gele- genen Drezzo wurden verstärkt; mit den noch übrigen Truppen bezog Lannoy ein Lager bei Soncino (am Oglio, 4½ teutsche Meilen östlich von Lodi), um dort die Bewe- gungen des Feindes zu erwarten und danach seine Maß- regeln zu nehmen. Der König schwankte zwischen den Entschlüssen, Como, Lodi oder Pavia zu belagern. Der Besitz von Como würde nur den Vortheil geboten haben, mit mehr Sicherheit Hilfstruppen aus der Schweiz heran- ziehen zu können; der von Lodi unterbrach die Verbin- dung zwischen dem kaiserlichen Heere am Oglio und Pa- via; die Eroberung des letzteren Platzes gewährte den Franzosen einen Hauptstützpunkt in Oberitalien und er- öffnete zugleich einen reichen Landstrich für den Unterhalt. In einem versammelten Kriegsrathe stimmte der größte Theil der älteren Generale für den Angriff auf Lodi, und schon wurden Truppen dahin in Marsch gesetzt, aber der König entschied sich zuletzt auf Bonnivet's Betrieb für den auf Pavia. Dies Unternehmen war das schwierigste von allen, sodaß Pescara, als er erfuhr, daß es beschlos- sen, ahnenden Geistes ausrief: „Wir haben gesiegt, wie wir besiegt waren, da der Feind uns in Ruhe läßt und sich an die Teutschen macht. Die Franzosen werden den

[1]) Eine volle Lanze (lance garnie) zählte damals sechs Reiter, 1 homme d'armes, der wie sein Pferd völlig bepanzert war, ers oder Reisige, 1 coutillier, d. i. Knappen mit einem Dol- d 1 valet oder Diener.

, als durch Geld beschwichtigt werden. Dies zu
n schrieb nun Leyva die beweglichsten Briefe an
Vicekönig, und auch da ersann Pescara wieder guten
Kurz vorher hatte ein spanischer Reiter, Diego
isneros, einen andern, Alferez, wegen alten Grolls
Domkirche zu Lodi erstochen. Der Hauptmann
Nördes bat für ihn bei Pescara um Gnade, und
der seine Gewandtheit und Verwegenheit kannte,
ach ihm Verzeihung, wenn er eine Summe Geldes
Pavia brächte. Cisneros, dazu erbötig, vertraute
einem Freunde Romero, der gleich fertig französisch
talienisch sprach, und sich dazu verstand, ins Lager
Pavia zu gehen und durch Vermittlung eines früher
n Franzosen übergetretenen Spaniers Guevara dem
e seine und des Cisneros Dienste ohne Sold anzu-
. Romero fand gnädiges Gehör und eilte auf der
nach Lodi zurück. Dort ließ Pescara 3000 Escu-
welche Sforza vorgeschossen, in zwei Wämser ein-
, und zwei zuverlässige Bauern wurden durch eine
nung dazu vermocht, diese unter ihren Kitteln an-
en, sich so in das französische Lager zu begeben,
an genau bestimmter Stelle einen Krämerladen auf-
agen und Cisneros mit Romero zu erwarten. Beide
waren bei ihrer Ankunft im Lager mit Wämsern,
denen der Bauern täuschend ähnlich, bekleidet, und
ten unbemerkt die goldgefüllten gegen die ihrigen
Hierauf wußten sie durch kluges Benehmen unter
franzosen sich so großes Vertrauen zu erwerben, daß
Aufseher der Minen kein Bedenken trug, ihnen einen
zu zeigen, welcher nahe bei dem Hauptwalle zu
führte und bei dem nächsten Sturme benutzt wer-
ollte. Auf diesem unterirdischen Wege in die Stadt
bringen, war nun ihr kühner Plan. Guevara hatte
nes Tags zum Nachtessen geladen. Nachdem sie es
nommen, schliefen sie in dessen Zelte. In aller Frühe,
noch jener erwacht, eilten sie nun bewaffnet nach
Eingange der Mine, stachen die Wache nieder und
gten glücklich dicht bei der Stadtmauer ans Tages-
Teutsche Knechte wollten sie hier niederschießen,
en aber durch den spanischen Hauptmann Pedro
, mit dem sie sich in ihrer Sprache verständigten,
davon zurückgehalten. So kam das ihnen anver-
e Geld in die Hände Leyva's, und verabredete Si-
chüsse benachrichtigten die beiden Bauern im französi-
Lager, daß es Zeit sei, sich wieder davon zu ma-
*). Jedem der teutschen Landsknechte, welche die
bigsten unter der Besatzung waren, wurde hierauf
Krone eingehändigt und ihnen zugleich angekündigt,
George Frundsberg mit zahlreichem Volke auf dem
sche sei und bald ankommen werde. Da hoben sie,
er frohen Muthes, die Hände auf und gelobten bis
zum Entsatze dem Kaiser treu zu bleiben und sich mann-
haft zu wehren. Sie hielten auch Wort; denn bei dem
nächsten Ausfalle auf der Abendseite der Stadt überfielen
sie unter Sebastian Schärtlin den Hauptmann der Wal-
liser, Paul Wald, in den Häusern der Vorstadt, von de-
nen sie viele niedermachten, und den im December mit
13 Fähnlein Graubündnern eingetroffenen Dietegen von
Salis ließ Leyva mit 200 leichten Reitern und sechs
Fähnlein Landsknechten ebenso überraschen, wobei sein
Volk ganz aus einander gesprengt wurde und die Sieger
zwei Falkonets, mehre Fahnen und vieles Andere erbeute-
ten. Die verheißenen Hilfstruppen langten hierauf nach
und nach an, und vereinigten sich sämmtlich noch vor der
Mitte des Januar bei Lodi mit den von Soncino unter
dem Vicekönig ebendahin vorgerückten kaiserlichen Trup-
pen. Jene bestanden überhaupt aus 18 Fähnlein Lands-
knechten unter Jacob von Wernau und Marx Sittich von
Ems, welche Bourbon in Tyrol und Oberschwaben ge-
worben, wobei ihn der Erzherzog Ferdinand, dem Alles
daran gelegen sein mußte, die Macht seines Stammes in
Italien aufrecht zu erhalten, kräftig unterstützt hatte; fer-
ner aus 200 Pferden vom Hofgesinde aus Vorderöster-
reich und einigen Compagnien Gendarmen aus dem
kaiserlichen Burgund, die sich ihm noch angeschlossen; und
aus eilf Fähnlein Landsknechten, die George von Frunds-
berg, ebenso aus Neigung für die Sache des Kaisers, als
aus Haß gegen die Ränke des Papstes und zur Rettung
seines in Pavia eingeschlossenen Sohnes mit dem vom
Vicekönige übersendeten Gelde in Oberschwaben zusam-
mengebracht hatte. Durch das Eintreffen so bedeutender
Verstärkungen wurde nun zwar der Muth der Besatzung
von Pavia und im kaiserlichen Heere aufs Neue belebt,
doch aber drohte immer noch Gefahr ihn wieder niederzu-
schlagen. Denn nicht nur der Papst hatte sein bis dahin
geheimgehaltenes Bündniß mit Frankreich nun offen er-
klärt, nachdem er von dem mit seinem Corps im Kirchen-
staate angekommenen Herzog von Albany dazu genöthigt
worden, sondern auch Lannoy, durch die dringendsten Auf-
foderungen von Neapel her, dem bedrohten Königreiche
zu Hilfe zu eilen, angeregt, hatte im Sinne seine Macht
zu theilen und mit der Mehrzahl der Truppen Oberita-
lien zu verlassen. Dabei trieb sich noch im Auftrage des
Papstes Nicolaus von Schomberg, Erzbischof von Ca-
pua, zwischen den kriegenden Parteien umher, um einen
Waffenstillstand zu vermitteln, und wandte bei Lannoy,
wohlunterrichtet von dem Geldmangel, der ihn drückte,
Alles an, um ihn dafür zu bearbeiten. Auch Frunds-
bergen, als seinen Landsmann, suchte er zu gewinnen;
doch dieser trieb ihn nach kurzer Abfertigung mit dem
bloßen Schwerte aus dem Lager, und ermuthigte auch
noch zuletzt, mit Pescara und Bourbon vereint, den Vi-
cekönig zur Fortsetzung des Krieges auf dem bisherigen
Schauplatze. Der Nothstand im kaiserlichen Heere war
aber allerdings sehr bedenklich; denn das neuangekommene
teutsche Fußvolk hatte sich nur mit einem Solde auf
den Weg gemacht; neue Löhnung war für dasselbe ebenso
wenig wie für die Spanier und die Reiterei aufzu-
bringen und nur dem Ansehen Pescara's und Frunds-

*) Die Geschichte des Cisneros und Romero wird sehr verschie-
berichtet. Die meisten Schriftsteller damaliger Zeit stimmen
er hier aufgenommenen Erzählung überein. Nach andern sol-
ie 3000 Escudo von zwei Bauern zu Pferde in Weinschläu-
oder Fässern bis vor die Festung gebracht und ein Ausfall ver-
et worden sein, bei welchem die Kaiserlichen sich des Geldes
chtigt hätten.

berg's konnte es noch gelingen, die schwierigen Gemüther zu beruhigen und sie zum treuen Ausharren zu vermögen. Das spanische Fußvolk ging, von Pescara an seinen alten Ruhm erinnert, mit dem Beispiele voran; ihm folgten die teutschen Landsknechte von Frundsberg darauf vertröstet, daß ihnen nach vier Wochen mit dem Siege auch der Lohn nicht fehlen werde, und auch die Geschwader der stolzen und anmaßenden Ritterschaft aus Spanien und Neapel, die Aufsässigsten von Allen, fügten sich am Ende, durch Geld beschwichtigt, welches Pescara von reichen Hauptleuten entlehnte. Hierauf musterten Letzterer und Frundsberg noch einmal die gesammte kaiserliche Heeresmacht um Lodi, und diese setzte sich am 24. Jan. 1525 über die Adda nach Marignano (am Lambro 2 teutsche Meilen von Mailand, $3\frac{1}{4}$ teutsche Meilen von Pavia) in Bewegung. Der Vicekönig, welcher den Oberbefehl führte, war dieser Stellung bei seinem unentschlossenen Charakter zwar nicht gewachsen, doch wurde dies dadurch ausgeglichen, daß er, sowie auch der Herzog von Bourbon, in Allem nur nach dem Rathe Pescara's und Frundsberg's handelte. Beide Letztere waren im engsten Einverständnisse und diese Zusammenstellung konnte nicht glücklicher sein, da Frundsberg Pescara's oft zu rasch aufloderndes Feuer und seine Kühnheit durch die ihm eigene Ruhe und Besonnenheit zu mäßigen verstand. Der Kern des kaiserlichen Heeres, von dem mehre Besatzungen in den rückwärts gelegenen festen Plätzen waren zurückgelassen worden, bestand im spanischen Fußvolke und in den teutschen Landsknechten, welche Frundsberg in zwei Regimenter, jedes zu mehr als 6000 Mann, abgetheilt hatte, deren eines er selbst, das andere Marx Sittich von Ems führte. An Artillerie fehlte es aber fast ganz, denn diese zählte bei dem Zuge nach Marignano nicht mehr als vier größere metallene Feldstücke und zwei eiserne Falkonets mit wenigem Kugel- und Pulvervorrathe. Der Marsch dahin hatte zur Absicht gehabt, die Franzosen in Mailand, welche unter la Tremouille's und Trivulzio's Befehlen vor der dortigen Citadelle noch lagen, oder das Belagerungsheer vor Pavia zu irgend einer zum Vortheile zu benutzenden Bewegung zu verleiten. Als aber die Franzosen überall in ihren Stellungen ruhig verblieben, wendete sich das kaiserliche Heer nach einigen Tagen nach der Straße zwischen Lodi und Pavia und zum Angriffe gegen das auf selbiger gelegene Castell St. Angelo. Pescara hatte dazu gerathen und sich erboten, den Platz mit seinen Arkebuseros zu nehmen. Dies gelang ihm auch am 29. Januar mit stürmender Hand. Stadt und Burg wurden nach kurzem Widerstande genommen und die nur aus Italienern unter Pirro di Gonzaga bestehende Besatzung, 200 Lanzen und 800 Mann Fußvolk, gefangen und mit dem Versprechen, im gegenwärtigen Kriege nicht mehr dem Könige von Frankreich zu dienen, waffenlos entlassen. Nachdem nun die Kaiserlichen durch Eroberung dieses Platzes eine ungehinderte Verbindung mit Lodi gewonnen, bezogen sie am 1. Februar ein Lager bei Ladirago und Vistarino diesseit der Olona, $1\frac{1}{2}$ Stunde von dem französischen. Dem Könige wurde es hierauf klar, daß es ihnen mit dem Entsatze Pavia's Ernst sei, und er versammelte daher einen Kriegsrath, um einen Entschluß für die fernern Operationen zu fassen. Alle ältere Generale, la Tremouille, Galeaz de St. Severin, Chavannes, Louis d'Ars, Galliot und selbst der noch jugendliche Thomas de l'Escun, Marschall de Foix, schlugen vor, die Belagerung von Pavia aufzuheben, und bei Certosa oder Binasco (ersteres $1\frac{1}{4}$, letzteres 3 Stunden nördlich von Pavia), wo die Gegend mit Feldgräben und Kanälen durchschnitten war, ein festes Lager zu beziehen. Sie stellten vor, daß durch kluges Zaudern ohne blutige Opfer der Sieg erlangt werden könne, indem die Kaiserlichen durch Geldmangel zuletzt doch genöthigt sein würden, ihr Heer aus einander gehen zu lassen, und dann auch bei den Truppen in Pavia der Ausbruch einer Meuterei nur vorauszusehen sei. Zugleich wiesen sie hin auf das Gefahrvolle der gegenwärtigen Stellung in der Mitte zwischen einer von 5000 Mann besetzten Stadt und einem zum Entsatze herangerückten, von erfahrenen und unternehmenden Feldherren geführten Heere und selbst der päpstliche Gesandte, Albert Graf von Carpi, beschwor den König, Nichts auf ungewissen Erfolg zu wagen. Doch alle diese weisen Rathschläge waren umsonst; der König betrachtete es als eine Ehrensache, dem Feinde vor Pavia die Stirne zu bieten, indem er sich schon oft vermessen, daß er sich eher unter dessen Mauern begraben lassen wolle, als ohne Sieg sich entfernen. Diesen hielt er aber schon für gewiß, im Vertrauen auf die Tapferkeit seiner Gendarmen, und die überlegene Zahl seiner Truppen, die jedoch durch Krankheiten in Folge des Winterfeldzuges schon geschmolzen waren und über deren Stärke er durch falsche Angaben der für eine Mehrzahl den Sold entnehmenden Hauptleute getäuscht wurde. Überdies hatte ihn kurz vorher ein Waffenglück an der ligurischen Küste in dem Vorsatze, das, was er nur zu laut schon ausgesprochen, auch durchzuführen, noch bestärkt. Die Hafenstadt Varaggio (zwischen Genua und Savona) war nämlich zu Anfange des Januar vom Marchese di Saluzzo mit italienischen Truppen im Dienste des Königs nicht nur durch kühnen Überfall genommen, sondern auch hierauf Hugo di Moncada, der mit 4000 Mann von Genua ausgezogen, um den Platz wieder zu erobern, von Jenem geschlagen und mit seinem ganzen Corps gefangen worden. Daher hoffte der König auch noch auf den nahen Fall von Genua neben dem von Pavia, und hörte nur auf die seinen Einbildungen und Neigungen schmeichelnden Einflüsterungen unerfahrener Altersgenossen, als Montmorency's, St. Marsault's, Brion's, und vor Allen seines Günstlings, des Admirals Bonnivet, der im Kriegsrathe die ältern Generale öffentlich feiger Zaghaftigkeit beschuldigte und damit den Ausschlag für die Annahme einer Schlacht vor Pavia gab. Alle fernern Anordnungen wurden nun vornehmlich in die Hand Bonnivet's gelegt, der auch mit Eifer und nicht ohne Umsicht das Möglichste aufbot, um das Heer zu verstärken und dessen Stellung zu sichern. Sofort flogen Eilboten nach Ligurien, um den Marchese di Saluzzo und 17 Fähnlein Italiener, welche in Marseille eingeschifft waren, zum Heere zu entbieten; von Mailand ferner wurde der größte Theil der Besatzung unter la Tremouille her-

gen und nur Trivulzio verblieb noch daselbst mit ur Einschließung der Citadelle nöthigen Truppen. Pavia war die Stellung schon zu der Zeit, als die lichen bei Marignano lagen, verändert worden. Das corps war von der West- und Nordwestseite der mehr nördlich und östlich gerückt und der König sein Hauptquartier von St. Lanfranco nach St. und St. Jacopo in die Mitte des Corps von la , Marschall von Chavannes, verlegt. Auf der West- ei St. Lanfranco war nur Dietegen von Salis mit Wallisern und Graubündnern verblieben; Giovanni edici ferner war mit seinen schwarzen Banden in or dem Park als Vorhut, der Herzog von Alençon ner Reserve hinter ihm bei dem Schlosse Mirabello tellt und die Mauer des Parks an der Ostseite an tellen so weit durchbrochen worden, daß ganze Rei- hwader und Fähnlein durchziehen konnten. Die e nach Lodi deckten zu beiden Seiten die teutschen zen Knechte unter dem Herzoge von Suffolk, und ntrum des Lagers befand sich sämmtliche französische rmerie unter dem unmittelbaren Befehle des Kö- Im Rücken gegen die Porta St. Justina wurde auptlager durch eine Reihe von Schanzen und den thurm gegen Ausfälle aus der Festung geschützt; üdseite, durch eine Brücke mit der Insel verbunden, der Strom; an der Ostseite längs dem Bache cula und an der Nordseite war eine zusammenhän- hohe Walllinie mit Gräben bis zur Mauer des Parks gt und mit 55 Geschützen besetzt, durch welche in Theil des Terrains vor letzterer bestrichen wer- onnte; auf der Südseite endlich waren außer der zten Brücke noch zwei andere zur Verbindung mit päpstlichen Gebiete geschlagen, aus welchem alle Le- dürfnisse reichlich zuflossen. So glaubte Bonnivet gesichert zu haben und jedem Angriff der Kaiserli- Trotz bieten zu können. Diese rückten nun am 3. r noch näher heran, steckten bei St. Croce und Giustina ein Lager, dessen linker Flügel an den Ti- ich lehnte, in einer Entfernung von nur einer hal- Stunde vom französischen ab und begannen sogleich iner Verschanzung zu arbeiten. Am 5. Februar die leichten Truppen noch weiter vor und setzten he am linken Ufer des Baches Vernacula nur auf Kanonenschußweite vom Feinde fest. Die kaiserli- eldherren überzeugten sich jedoch bald von der Schwie- das französische Lager zu erstürmen und beschränk- h nur auf Allarmirungen und einzelne Überfälle, Pescara und Frundsberg besonders thätig waren. iem solchen Unternehmen wählte Letzterer am 8. Fe- seinen Locotenenten Jacob von Wernau mit sieben in aus, ließ sie am selbigen Abende alle weiße n anlegen, damit sie sich in der Dunkelheit gegen- erkennen möchten, und sie so, nachdem die Aufmerk- des Feindes durch lärmende Kriegsmusik nach ei- dern Seite hin abgelenkt worden, über eine vorher pähete Stelle des Grabens und Walles in das Stand- er Schweizer einbrechen. Diese wurden auch über- und deren viele erlegt. Ein ähnlicher Überfall ge- lang am 19. dem Alfonso de Vasto mit den von ihm be- fehligten Arkebuseros unter Pescara's Leitung gegen italie- nische Knechte, die sich in den Klostergehöften von St. Lazzaro, da wo der Lagerwall an den Ticino sich lehnte, verschanzt hatten, von woher sie mit zwei Feldschlangen die nächsten kaiserlichen Posten hart belästigten, und so wiederholten sich mehre andere. Bei den häufigen Allar- mirungen, die nur den Zweck hatten, theils die Stellung und Stärke der Franzosen näher kennen zu lernen, theils sie zu ermüden, rückten die letztern öfter mit größern Mas- sen in Schlachtordnung aus. Eines Tages entspann sich selbst ein bedeutendes Gefecht, bei welchem von beiden Seiten viel Blut floß und zuletzt auch der König mit seinen Gendarmen herbeikam. Doch wichen die Kaiserli- chen hier, wie auch immer bei andern Gefechten, einer förmlichen Feldschlacht aus. Während dessen war aber auch die Besatzung in Pavia nicht unthätig und führte im Wett- eifer mit den naheſtehenden Kampfgenossen mehre meist glückliche Ausfälle aus. Einer der wichtigsten, besonders auch in seinen Folgen für die Franzosen, war der am 17. Februar. Bei diesem hatte Sebastian Schärtlin drei an der Straße nach Mailand detaschirte Fähnlein von der schwarzen Bande Giovanni's de' Medici überrumpelt und zerstreut, war aber auf der Rückkehr in einen Hinterhalt gerathen, den ihm der in Person mit Reitern und Schü- tzen zur Hilfe herbeigeeilte Giovanni gelegt, und hatte sich hierauf mit Verlust in die Festung wieder zurückziehen müssen. Nach dem Gefechte kam Bonnivet, der sich nach jeder bedrohten Stelle hin zu begeben pflegte, auf der Wahlstätte an, und indem er dem Sieger Glück wünschte, wurde diesem von einem in einem nahegelegenen Hause versteckt gebliebenen Hakenschützen das rechte Schienbein so zer- schmettert, daß er unfähig zum fernern Dienste war und auch sogleich in die päpstlichen Staaten zurückging. Seine Bande, die ohne ihn nicht weiter fechten wollte, lief dar- auf größtentheils aus einander und das französische Heer sah sich einer tapfern Truppe mit einem tüchtigen Füh- rer zugleich beraubt. Bald nachher gelang es Frunds- bergen um so leichter, 50 Centner Pulver von einem in- zwischen angelangten Munitionstransporte in die Festung zu schaffen, die Franzosen dagegen wurden von nun an von mehren Unfällen getroffen. Vorerst wurde eine Schar von 400 Lanzen und 2000 Mann Fußvolk, mit welcher der Condottiere Palavicini schon Casal-maggiore am Po ein- genommen hatte und auch Cremona, von woher das kai- serliche Heer allein noch Lebensmittel beziehen konnte, zu erobern gedachte, durch den von Franz Sforza mit sei- ner Leibwache, dem Hofgesinde und 1400 Knechten aus- geschickten Bologneser Bentivoglio gänzlich aufgerieben oder zersprengt und Palavicini selbst gefangen. Dann wurden die 17 von Marseille zum französischen Heere entbotenen Fähnlein Italiener, nachdem sie unsern Castellacio über die Bormida gesetzt, von Alessandria aus durch Gaspar Maino auf dem Marsche überfallen und ebenfalls ganz zerstreut oder gefangen. Der empfindlichste Verlust unter allen war aber für den König der plötzliche Abmarsch des Dietegen von Salis mit 6000 Graubündnern. Dieser wurde ganz unerwartet dadurch herbeigeführt, daß Gian

Jacopo de' Medici, ein Emporkömmling von dunkler Geburt aus Mailand, der schon länger mit dem Hause Sforza verflochten gewesen und von diesem zu allerhand Zwecken gebraucht worden war, mit einem Haufen zusammengebrachter Abenteurer durch List das für unüberwindlich geltende Schloß Chiavenna eingenommen und hierauf die Graubündner zur Heimrufung ihrer Landsleute genöthigt hatte. Weder diese Misgeschicke noch abermalige Vorstellungen von Seiten des Papstes und der ältern französischen Generale konnten aber den König, der fortdauernd nur Bonnivet's Rathschlägen folgte, dazu vermögen, sein festes Lager zu verlassen. Die so oft wiederholten Scheinangriffe der Kaiserlichen und ihr Ausweichen vor einer Schlacht hatten ihn vielmehr nur um so gewisser hoffen lassen, daß diese nie den Muth haben würden, etwas Ernstlicheres gegen ihn zu unternehmen. Auch rechnete er immer noch darauf, daß Mangel an Geld und Lebensmitteln sie zuletzt zum Rückzuge zwingen und dann Pavia ohne Schwertschlag sich ergeben werde. Um jedoch auf alle Fälle gefaßt zu sein, concentrirte er seine Streitkräfte noch enger im verschanzten Lager und zog deshalb den Marschall Montmorency mit dem tüchtigsten Volke von der Insel heran, wo nur Clermont mit einem kleinern Haufen zur Bewachung zurückblieb. Aus Mailand ferner wurde noch eine Abtheilung von Gendarmen herbeigerufen und bei den Eidgenossen eine neue Werbung eingeleitet. Auf der andern Seite konnten die Kaiserlichen sobald keiner Verstärkung entgegensehen und, nachdem sie 20 unruhvolle Tage lang im Lager gestanden, waren nicht nur die Quellen für ihre Verpflegung bis auf das Letzte erschöpft, sondern auch die vier Wochen, welche die Truppen ohne Sold zu kämpfen sich anheischig gemacht, ihrem Ablaufe nahe. Dringend nothwendig war es daher, ohne Verzug, einen kräftigen Entschluß zu fassen. Pescara und Frundsberg, welche nun die Haltbarkeit oder Schwäche jedes Punktes im ganzen Umfange der feindlichen Stellung erkundet hatten, waren für einen solchen schon entschieden und Beide einverstanden, daß eine günstige Wendung der peinlichen Lage des Heeres nur durch eine Schlacht herbeigeführt werden könne. Darauf drang auch Pescara in einem gegen den 23. Februar versammelten Kriegsrathe und trug dem Vicekönige mit eindringender Beredsamkeit den schon gereiften Plan vor: „in den Park einzubrechen und über Mirabello entweder nach Pavia zu dringen und das französische Heer von Mailand abzuschneiden, oder den König, falls er sich dem Zuge nach dieser Richtung hin widersetze, aus seinem unangreifbaren Lager zu einer Feldschlacht zu verlocken." Die Bedenklichkeiten, die Lannoy und Bourbon Anfangs dagegen erhoben, wurden bald durch die Erklärung Frundsberg's verscheucht, daß Pescara's Entschluß sich zu schlagen auch der seinige und der Wunsch des teutschen Fußvolkes sei, hierauf sofort die Nacht vom 23. zum 24. Februar, in welcher Kaiser Karl geboren, zur Ausführung der dargelegten einfachen Disposition bestimmt, und dem Pescara von den Mitfeldherrn einstimmig die Leitung des Heeres übertragen. Pescara hatte vorher noch den Arrio, einen Reitercapitain, durch das Versprechen einer ansehnlichen Belohnung vermocht, sich mitten durch die Feinde zu schleichen und dem Antonio Leyva mitzutheilen, daß er nach drei in der genannten Nacht aus schwerem Geschütze vernommenen Schüssen mit dem größten Theile der Besatzung ausfallen und sich zu den gegen Mirabello vordringenden Truppen durchschlagen sollte. Glücklich führte der gewandte Italiener auch das Wagstück aus und eine Abends darauf vom höchsten Thurme Pavia's geschwungene Fackel gewährte dem Entsatzheere die Gewißheit des Einverständnisses. Um etwanige Kundschafter irre zu führen, erging am 23. an den großen Haufen ein widersprechender Tagesbefehl; doch aber machte Pescara die am nämlichen Abende von ihm versammelten Spanier, welche zuerst angreifen sollten, ohne Umschweife mit dem Stande der Dinge und dem, was ihrer wartete, bekannt. Mit feuriger und bewegter Rede stellte er ihnen vor, daß er ihnen am andern Morgen kein Brod reichen könne, um ihren Hunger zu stillen, und schloß sie mit den Worten: „Aber dort im feindlichen Lager ist, wie einige jüngst in der Nacht gesehen, Überfluß an Brod, Wein, Fleisch, Salmen und Karpfen aus dem See von Peschiera für den morgenden Fasttag (der 24. war ein Freitag). Deshalb, meine Brüder, wenn wir morgen essen wollen, müssen wir dort suchen gehen. Wenn euch dies nicht ansteht, so sagt mir es, damit ich euern Willen kenne." Bereitwillig und mit freudiger Kampfbegier fügten sich die Spanier in Alles, was ihnen Pescara befehlen würde. Er untersagte ihnen streng sich auf Raub und Plünderung zu zerstreuen; um die neunte Stunde sollten nicht mit Trommeln sondern nur mit Schlägeln Signale gegegeben werden, und sie sich hierauf mit Hemden über dem Harnische oder mit Papier auf der Brust nach den Alarmplätzen begeben. Um den Feind zu täuschen, wurde das Gepäck nach Lodi abgeführt, als schicke man sich zum Abzuge an. Der Hauptmann der spanischen Schanzknechte (Guastadori) Salzedo, wurde insgeheim beordert, in der Nacht zum 24. an eine unbewachte Stelle der Parkmauer in größter Stille sich zu schleichen und sie nur mit Sturmblöcken und andern Werkzeugen alten Kriegsgebrauchs, nicht mit Geschützen, niederzustrecken; an drei angewiesenen Punkten vor dem französischen Lager ferner sollte die ganze Nacht hindurch Lärmen mit Trompeten und Heerpauken unterhalten werden, um den Feind vom Park abzuziehen; um endlich die schwarzen Landsknechte, die von den Spaniern und Teutschen gefürchtetsten Truppen abzuhalten, den in den Park eindringenden Kaiserlichen in den Rücken zu fallen, wurde ihrem Quartiere gegenüber von einem spanischen Fähnlein eine so getümmelvolle Bewegung gemacht, daß jene nun glauben konnten, es sei auf eine neue Camisade[5]) abgesehen. So nahte der Tag der Schlacht, von Pescara und Frundsberg gewagt nur im Vertrauen auf eigener ebenso kühnen als besonnenen Muth und auf die Tapferkeit der Truppen, denen die Franzosen an Zahl weit überlegen waren. Den glaubwürdigsten Nachrichten zufolge befanden sich bei dem kaiserlichen zur Schlacht aus-

5) Camisade, die damals übliche Benennung von Überfällen, bei welchen, wenn es Nacht, die Truppen gewöhnlich weiße Hemden über die Rüstung anzogen.

rückenden Heere nur ungefähr 19,000 Mann unter den Waffen, die aus 12,000 teutschen Landsknechten, 4000 Mann spanischen Fußvolks unter Alfonso del Vasto, Pescara's Locotenenten, 1000 Italienern unter Papapoda und Cesaro, gegen 2000 teutschen, burgundischen, neapolitanischen und spanischen Reisigen und 400 albanesischen leichten Reitern unter Castriota Marchese von St. Angelo, einem Nachkommen Scanderbeg's, bestanden. Das französische Heer, über dessen Stärke die Angaben mehr schwanken, zählte dagegen etwa 5000 Gendarmen, 5000 teutsche schwarze Knechte (von den Franzosen la bande noire genannt), 14,000 Schweizer, 7000 Italiener und 8000 Mann, theils französische Abenteurer unter Lorges, theils die Reste der schwarzen Bande des Giovanni de' Medici, also überhaupt 39,000 und mindestens 36,000 Mann.

In der zwar sternenklaren, aber mondlosen Nacht vom 23. zum 24. Februar war es dem Salzedo mit seinen Schanzknechten und einigen Fähnlein rüstigen Fußvolkes geglückt, unbemerkt an die Nordseite des Parks zu gelangen; doch bot das dortige feste Gemäuer so harten Widerstand, daß nicht eher als kurz vor Tage eine etwa 60 Schritte breite Öffnung zu Stande gebracht werden konnte. Die vor Mirabello lagernden Franzosen gewahrten davon nichts, was sich nur dadurch erklären läßt, daß sie wahrscheinlich von dem gleichzeitigen Kanonendonner theils aus der Festung, theils auf der Ostseite des französischen Lagers, gegen welche die Kaiserlichen wiederholte Scheinangriffe machten, übertäubt wurden und ihre Aufmerksamkeit nach jenen Richtungen hinlenkten. Während dessen hatten die Kaiserlichen sämmtliche Baraken in ihrem Lager angezündet, was die Gegner nur in der Meinung bestärken konnte, daß sie sich bereits auf den Rückzug begeben. Viele von ihnen legten noch in der Nacht den Feldkaplanen und sonstigen Priestern Beichte ab und nahmen brüderlich sich umarmend von einander Abschied, als gelte es einer Trennung für immer, und als der Morgen graute, befanden sich die geordneten Heerhaufen gegen die Mauerlücke schon in voller Bewegung. Pescara hatte sich an die Spitze von fünf Fähnlein auserlesener Landsknechte und ebenso viel Spaniern, zusammen 4000 Mann, gestellt, mit denen er zuerst in den Park einrückte. Dort bestieg er eine kleine Anhöhe, von wo er, allgemeine Bewegung im französischen Lager gewahrend, die drei zur Benachrichtigung Leyva's verabredeten Signalschüsse lösen und zugleich an das ganze Heer den Befehl ergehen ließ, ihm zu folgen. Castriota mit 400 albanesischen Reitern eilte nun voran, seine Richtung gegen Mirabello nehmend, die erwähnten zehn Fähnlein schlugen ihm auf dem Fuße denselben Weg ein, und nach diesen in mäßigem Zwischenraume sämmtliche noch übrige spanische Infanterie mit 2000 teutschen Landsknechten, einer Abtheilung von Reisigen und einigen leichten Geschützen. Die Teutschen führte Ulrich von Horkheim von Sittich's Regimente und Egloff Scheller von dem Frundsberg's; die unmittelbare Leitung des Vordertreffens hatte Pescara übernommen [6]). Diesem rückte im Mitteltreffen nach: voran die schwere Reiterei in drei Abtheilungen; die erste, teutsche Reisige und Leibcompagnien, sowie 50 riesige Hellebardirer, welche sich zu Anfange der Schlacht mit in die Reihen des Fußvolkes begaben, führte der Vicekönig; die zweite, burgundische Gendarmen und das Hofgesinde von Vorderösterreich der Graf Niklas von Salm, bei dieser befand sich der Herzog von Burgund; die dritte, spanische Gendarmen, befehligte der Herzog von Alarcon; zunächst der schweren Reiterei folgte das Gros der teutschen Landsknechte, ein stattlicher Haufe von gegen 9000 Mann unter Frundsberg und Sittich von Ems. Das Mitteltreffen war angewiesen sich links von dem Wege, den die Vorhut und das Vordertreffen gegen Mirabello genommen, dabei aber immer noch rechtsab vom französischen Lager zu halten. Das Hintertreffen bestand aus sieben Fähnlein italienischen Fußvolks unter Papapoda und Cesaro mit drei Fähnlein Spaniern, welche noch zuletzt vor dem französischen Lager sich getummelt. Sie waren den wenigen schweren Geschützen (fünf sogenannten Mauerbrechern), welche Ochsen und Pferde, und dem geringen Munitionsvorrathe, welchen Saumthiere in dem damals aufgeweichten Boden mühsam fortschleppten, als Deckung beigegeben. Außerhalb blieb noch ein Theil der Bagage und des Trosses und von Truppen allein die adelige Leibcompagnie des Vicekönigs, geführt von dem Niederländer Marquis von Veeren, dem streng geboten war, sich nicht eher auf das Schlachtfeld zu begeben, als bis er herbeigerufen werden würde.

Castriota war mit seinen Albanesen im Parke zuerst auf eine Reitermacht unter dem Genueser Giustiniani gestoßen, hatte ihn geworfen, und hierauf ungehindert den Weg durch den Bach Vernacula nach Mirabello verfolgt. Das Schloß, nur durch eine schwache Abtheilung von Gendarmen bewacht, war größtentheils von wehrlosen Leuten, als den Pfennigmeistern und Aufsehern über Lebensmittel, eingenommen; auch der päpstliche Nuncius, Hieronymus Aleander, Bischof von Brindisi, befand sich daselbst, und in den Umgebungen hatte sich eine Menge von Krämern und anderem Trosse angesiedelt. Alle, kaum erwacht, wurden überrascht, und außer Wenigen, die durch die Flucht sich noch retten konnten, ohne Gegenwehr gefangen genommen. Doch wehrte Pescara's strenges Gebot der Plünderung, so lockend auch die Beute war, und die Fähnlein des Fußvolks, welche mit Castriota vorangegangen, hielten sich am Graben des Schlosses beisammen, der Nachrückenden, sowie des Ausfalles der Besatzung von

6) Nach Jovius, Reiener, Guicciardini und Andern führte Pescara's Brudersohn, Alfonso del Vasto, Befehlshaber des sämmtlichen spanischen Fußvolks, die gegen Mirabello vorangegangenen Truppen; nach Sandoval aber, der seinen Schlachtbericht aus dem Munde eines Augenzeugen, des Pagen Juan de Carajaval, geschöpft, hatte Pescara, da er kinderlos war, seinen Neffen, auf dem allein noch die Hoffnung für eine Nachkommenschaft des Stammhauses Davalos beruhte, abgehalten, sich der Gefahr bei dem Vordertreffen auszusetzen, und ihm seine Stelle im Mitteltreffen bei der schweren Reiterei angewiesen, wo er an der Spitze seiner Gendarmeriecompagnie gefochten haben soll. Nach allen Berichten steht aber so viel fest, daß Pescara bei dem ersteren Treffen vorzüglich thätig und die Seele seiner Bewegungen war.

Pavia harrend. Es mochte jetzt etwa die achte Morgenstunde herangekommen sein.

Im französischen Lager nun hatten noch während der Nacht die Scheinangriffe der Kaiserlichen alles zu den Waffen gerufen und schon freute sich der König Jenen, die er im Rückzuge begriffen glaubte, auf dem Fuße folgen zu können, als er durch Erwiederung der drei schon gehörten Signalschüsse von Pavia's Mauern her und den mit seinen Reitern herangesprengten Giustiniani die Gewißheit von dem Eindringen des Feindes in den Park erhielt. Bald sah er, nachdem der Morgennebel gefallen, von der Höhe seines Hoflagers die Kaiserlichen mit Heeresmacht gegen Mirabello sich bewegen, und auf der Stelle faßte er den Entschluß, sich ihnen entgegenzuwerfen. Sein wohlüberlegter Plan war, nicht, die Richtung nach Mirabello nehmend, das Vordringen ihrer Spitze zu hemmen, sondern die vorüberziehende weit gedehnte Colonne des Mitteltreffens der Länge nach mit Geschütz zu bestreichen, und sie wo möglich, bevor noch das ganze feindliche Heer in den Park gelangt, durch ein geschicktes Manöver zu durchbrechen und von dem Vordertreffen zu trennen. Hiernach führte der König seine Truppen durch die schon früher auf der Ostseite des Parks gebrochenen Pforten; zur Vertheidigung des Lagers wurde nur französisches Fußvolk unter Bussy von Amboise zurückgelassen; zur Beobachtung der Besatzung von Pavia blieben zunächst dem Thore St. Justina und der Citadelle einige Haufen italienischer Knechte aufgestellt. Sobald das französische Heer im Park angekommen war, ging Jaques von Galliot, Seneschall von Genouillac, Befehlshaber der Artillerie (grand albaletrier) mit 30 schweren Geschützen und mehren Falkoneten vor und stellte sich so auf, daß sein Feuer mehr gegen die Abtheilungen des kaiserlichen Mittel- und Hintertreffens und die Mauerlücke als nach Mirabello hin zielte. Hinter der Geschützreihe ordnete sich das französische Heer in folgender Art: das Mitteltreffen bildeten unter persönlicher Führung des Königs die erlesensten Compagnien der Gendarmen; ihnen zur Rechten standen die Schweizer, zur Linken die schwarzen Knechte; die Flanken beider waren durch leichte Reiter gedeckt. Während nun die Artillerie durch wohlunterhaltenes Feuer die Reihen der vorüberziehenden Kaiserlichen lichtete, breiteten sich die Massen des französischen Heeres in entgegengesetzter Richtung rechts aus, und ihr rechter Flügel kam so in die Nähe der eben in den Park einrückenden zehn Fähnlein, Italiener und Spanier, die hinter den teutschen Landsknechten, aufgehalten durch das schwierige Fortkommen der ihrem Schutze anvertrauten schweren Stücke, weiter zurückgeblieben waren. In diesem Momente ließ sie der König von dem Prinzen Bozzolo und von Philipp von Brion mit Gendarmen und einigem Fußvolke angreifen. Sie wurden, noch dicht an der Mauer übereilt, im ersten Anlaufe zurückgeworfen und flüchteten sich in ein naheliegendes Holz, worauf die Franzosen von den im Stiche gelassenen Geschützen die Bespannung wegnahmen oder durch Verstümmelung unbrauchbar machten. Frundsberg mit seinen Landsknechten ging jetzt nicht weiter vorwärts und wandte sich gegen die Geschütze, um sie nicht in die Hände der Franzosen gerathen zu lassen. Es gelang ihm auch die Bespannung wieder herzustellen; bei dieser rückgängigen Bewegung gerieth er aber in ein so mörderisches Artilleriefeuer, daß nun, um ihm zu entgehen, in einer Niederung am Ufer der Vernacula sich aufstellte, wo seine Leute sich niederbucken mußten, damit die Kugeln über sie wegginge was damals bei dem Fußvolke in ähnlichen Fällen Gebrauch war und nicht für unlöblich gehalten wurde. Pescara mit der Reserve des Vordertreffens jetzt schon nahe an Mirabello gelangt, sandte, sobald er von dem Angriff auf das Hintertreffen Kenntniß erhielt, einen Ritter seines Gefolgs zum Vicekönige, Bourbon und dem Grafen von Salm mit der Aufforderung, nicht weiter gegen Mirabello ihm zu folgen, sondern links schwenkend den linken Flügel der Franzosen unverzüglich anzufallen, und auch er schlug nun mit seinen Spaniern und Landsknechten die Richtung gegen den aus dem Lager gerückten Feind ein. Unaufgefodert eilte bald darauf Castriota mit der Vorhut herbei, als Pescara eben im Begriffe war ihn zurückzurufen. Das Mitteltreffen hatte inzwischen durch das französische Geschütz sehr gelitten, sodaß der Vicekönig schon Willens gewesen, sich mehr rechts in die Gegend hinter Mirabello zu ziehen, wo er eine Defensivstellung zu nehmen gedachte. Dem stellte sich aber Pescara entschieden entgegen und bestand darauf, sofort den feindlichen Angriff zu begegnen. Während des Aufmarsches dazu hatten sich die leichten kaiserlichen Reiter auf die schwarzen Knechte auf dem linken französischen Flügel bereits geworfen, waren aber von ihnen zurückgeschlagen und in das Thal der Vernacula hinabgetrieben worden und bald darauf mußte auch Pescara vom Angriffe gegen einen Schweizerhaufen abstehen, denn ehe er noch an ihn gelangen konnte, hatten Galliot's wohlbespannte Stücke sich rasch gegen ihn gewendet, und seine Leute waren von den niederschmetternden Kugeln in solche Furcht gerathen daß sie eiligst im gebückten Laufe eine schützende Niederung suchten. Nicht weniger bargen sich jetzt der Vicekönig und selbst der sonst unerschrockene Hauptmann der spanischen Gendarmen, Herzog von Alarcon, hinter naheliegenden Bauernhäusern.

Nach diesen Erfolgen bald nach der zehnten Stunde schien nun dem Könige der rechte Moment gekommen zu sein, die Schlacht zur Entscheidung zu bringen. Auch ertrug es sein ritterliches Gemüth nicht länger ohne persönliche Theilnahme an dem Kampfe zu bleiben, und kaum vermochte er mehr die gleiche Ungeduld seiner Edelleute zu zügeln. So befahl er ihnen denn unter Trompeten- und Paukenschall in den Feind einzubrechen, seinen nächsten Umgebungen zurufend: „Heute nenne ich mich Herr von Mailand!" Der greise la Palice, Marschall von Chavannes, noch jugendlich im Gefechte, stürzte sich mit Gendarmen vom rechten Flügel zuerst gegen die Reiterei des Vicekönigs. Ihm folgten in getheilten Geschwadern die übrigen und unter ihnen der König. Er ritt einen muthigen gepanzerten Streithengst, einen Fuchs, über seiner glänzende Rüstung trug er einen Waffenrock von Silberstoff, seinen Helm zierten lange weiße auf die Schulter

latternde Federbüsche und das Bild eines goldenen
nanders im Feuer mit der Devise: ista vice et
olus. An seiner Seite ritt nicht von ihm weichend
te Galeaz de St. Severin, Großstallmeister (grand-
er) von Frankreich, mit einem vergoldeten Schwerte.
war der König kenntlich dem Freunde und Feinde,
r wollte es auch, daß aller Blicke auf ihn gerichtet
. Im gestreckten Laufe stürmte nun der französi-
del auf den Feind ein, die Schweizer, die schwar-
knechte und das Geschütz weit hinter sich lassend.
die wiedergesammelte kaiserliche Reiterei leistete
haften Widerstand; auch der Vicekönig, von Pescara
Angriffe gemahnt, ging mit dem Beispiele voran,
er ausrief: „Es ist keine Hilfe als bei Gott; ihr
n macht es wie ich!" worauf er sich mit dem Kreuze
nete und sich mit seiner Leibcompagnie muthig den
osen entgegenwarf. In dem hitzigen Einzelkampfe,
ch jetzt entspann, suchte der König vor Allen sich
en vornehmsten Führern der feindlichen Reiterei zu
und trachtete auch an den Verräther seiner Krone,
erzog von Bourbon, zu kommen; aber er fand ihn
denn dieser hatte aus Scheu, von den gegen ihn
rten Landsleuten erkannt zu werden, vor der Schlacht
nrock und Feldzeichen seinem Schicksalsgenossen, dem
von Pomperant, übergeben und focht nur im Pan-
e eines gemeinen Reisigen. Zuerst gerieth Franz
n Albaneser Castriota und streckte ihn nieder; auch
de Cordona, Bannerherr der Compagnie Pescara's,
vor seiner Lanze und Jean d'Andelot, ein burgun-
Edelmann, erkannte Frankreichs Herrscher nach lan-
Zweikampfe für seinen Sieger. Schon waren die
en des Grafen Salm zersprengt und auch die des
nigs geworfen, als unerwartet die nach alter rit-
er Weise kämpfenden Gendarmen im siegreichen Laufe
Waffen, deren geschickten Gebrauch neuere Kriegs-
geschaffen, gehemmt wurden. Pescara hatte nämlich,
mehr beunruhigt durch die feindliche Artillerie, welche
euer ganz hatte einstellen müssen, nachdem die Gen-
n und andere französische Truppen vor ihre Schuß-
gerückt waren, mit dem spanischen Fußvolke und der
ihm fechtenden Abtheilung von Landsknechten die
rung, in die er sich vor jener geborgen, wieder ver-
und war hierauf den Bewegungen der kaiserlichen
en gefolgt. Als er nun bemerkt, daß diese nicht
Stand halten konnten, befahl er dem Hauptmann
Fernandes de Quesada, die geübtesten Hakenschützen
er Masse zu rufen, und auf dessen Wink sprangen
h mehre Hunderte solcher mit brennenden Lunten
, wandten sich raschen Laufs gegen die Gendarmen
mstellten sie truppweise in der linken Flanke wie im
n, aus ihren langen weittreffenden Feuerröhren Tod
Verderben auf sie schleudernd. Jene dadurch stutzig
ht, ließen von der Verfolgung der kaiserlichen Rei-
ab, die an der Seite der Schützen sich wieder sam-
n und zu einem neuen Angriffe übergingen. Bald
sich die Gendarmen durch Büchsenkugeln, gegen die
arnische sie nicht schützen konnten, vieler ausgezeichneter
beraubt; sie theilten sich in kleinere Haufen und
stürmten Rache schnaubend auf die in dichte Knäuel ge-
drängten Schützen ein; aber zu diesen scharten sich im-
mer mehre von ihren Waffengenossen und an ihrem hart-
näckigen Widerstande prallte der vereinzelte Anlauf ab.
Gleichzeitig rückten in die Zwischenräume die nachdrän-
genden kaiserlichen Geschwader Schützen ein, welche, sobald
sie ihre Röhre abgefeuert hatten, immer raschen Laufes
hinter die Reiter wieder zurückeilten, um von Neuem zu
laden und so das Feuer, ohne daß ihnen beizukommen
war, unterhielten [7]). Mehr und mehr kamen nun die fran-
zösischen Eisenmänner durch diese ihnen ungewohnte Fecht-
art in Verwirrung, sodaß sie zuletzt ihr Heil in der Flucht
suchten und selbst der König in ihr mit fortgerissen wurde.
Ebenso mußte der Marschall Montmorency, der kurz vor-
her mit einer Verstärkung von 100 Gendarmen und 2000
Mann Fußvolk auf dem rechten Flügel angekommen war,
dem ungestümen Andrange der Kaiserlichen weichen. Un-
mittelbar darauf sah sich nun Pescara mit seinen spani-
schen und teutschen Fähnlein nach andern Feinden um,
eroberte das Geschütz, welches des Königs übereiltes Vor-
rücken verstummen gemacht, und traf auf einen kleinern
Haufen Schweizer, die des Schutzes der überwältigten
Gendarmen beraubt, schon allen Muth verloren hatten
und nur auf den Rückzug dachten. Fleuranges, Sohn
Robert's de la Mark [8]), den Haß gegen den Kaiser unter
Frankreichs Fahnen getrieben, warf sich den Weichenden
entgegen; er wollte mit seinen Reisigen absitzen und in
ihrem ersten Gliede zu Fuße fechten; doch sein Erbieten
war umsonst und sie flohen nach der untern Ticinobrücke
zu. Jetzt näherte sich Pescara dem größern Haufen der
Schweizer, der vom Anfange der Schlacht an auf dem
rechten Flügel des französischen Heeres gestanden. Johann
von Dießbach, ihr Führer, sonst ausgezeichnet durch küh-
nen Muth, hatte sich hier kurz vorher den günstigen Mo-
ment schon entschlüpfen lassen, einem Angriff der Lands-
knechte Frundsberg's, die ihm bis dahin allein zunächst
gegenüber gestanden, zuvorzukommen. Jetzt von zwei
Seiten bedroht, blieb er, unentschlossen, ob er sich gegen
die Teutschen oder Pescara's Truppen wenden sollte, mit
seinen Schweizern unbeweglich stehen und wurde nun durch
letztere mit einem Hagel von Büchsenkugeln überschüttet.
Während dessen sah aber Pescara eine große Masse Fuß-
volks quer über das Feld gegen sich ziehen, die er An-
fangs für Kaiserliche hielt, die sich ihm aber bald durch
vorspringende Hakenschützen, vorgestreckte Spieße und das
aufjauchzende Geschrei: „Her! Her!" als feindlich ankün-
digte. Es waren die teutschen Knechte unter den Herzo-
gen von Suffolk und Lothringen mit schwarzen Fahnen

7) Bourbon und Pescara hatten das Fußvolk schon vor der Schlacht auf den hier angewendeten Gebrauch der Schützen eingeübt. Bei den Teutschen hießen diese Schützen Läufer. Nach ihnen bildeten bald darauf die Franzosen eben solche aus, die sie enfans perdus nannten. 8) Robert de la Mark, Herr von Sedan und Bouillon, hatte, als die Franzosen 1521 über die Pyrenäen gegangen und in Spanien eingefallen waren, von Franz I. angeregt, der Karl V. auch in den Niederlanden beschäftigen wollte, diesem den Krieg erklärt und das Luxemburgische erobert, wurde aber bald gezwungen die Waffen niederzulegen und den Kaiser um Gnade zu bitten.

und vom Kopfe bis zum Fuße schwarz geharnischt, welche sich von dem linken Flügel nach dem rechten zogen und im Begriffe waren sich an die Schweizer anzuschließen, mit denen sie zusammen einen furchtbaren Haufen von wol 18,000 Mann gebildet haben würden. Pescara schwebte jetzt in großer Gefahr; kaum hatte er Zeit seine Leute zur Abwehr der Schwarzen zu ordnen und, indem er sie noch ein Nothgebet halten ließ, krachte ihnen schon die erste Salve von jenen entgegen, die aber die Knieenden nicht traf. Wieder aufgestanden, erwiederten sie selbige, ohne daß die Gegner dadurch wären erschüttert worden, und sie würden ihnen wahrscheinlich unterlegen haben, hätten die Schwarzen nicht nun die teutschen Landsknechte im Anzuge erblickt, worauf sie von Pescara abstanden, die Schweizer ihrer eignen Vertheidigung überließen und in geschlossener Ordnung ihren Landsleuten entgegengingen. Frundsberg hatte sich bisher nur darauf beschränkt, die Schweizer ihm gegenüber im Auge zu behalten und die Versprengten an sich zu ziehen; jetzt den ungleichen Kampf gewahrend, den Pescara's Fußvolk gefährdete, und von diesem auch zur Hilfe gerufen, eilte er rechts über das Schlachtfeld, um ihm beizustehen. Den Schwarzen näher gekommen, fielen Frundsberg und auch Max Sittich von Ems nach ihrem frommen Brauche mit den Landsknechten auf die Knie und riefen Gott um Beistand an. Hierauf gingen sie getrost an das blutige Werk von Zorn entbrannt gegen die vom Kaiser und Neuße als Verräther an Teutschlands Sache Geächteten; aber auch die Schwarzen erfüllte glühender Haß und sie hatten den festen Willen zu siegen oder zu sterben. Beide Haufen waren schweigend schon auf die Nähe eines Büchsenschusses an einander gekommen, als Georg Langenmantel[1] aus den Reihen der Schwarzen hervortrat und mit lauter Stimme Frundsbergen oder Sittichen zum Zweikampfe aufforderte. Aber tobende Stimmen erschollen nun aus dem Munde der Landsknechte, den einen Verräther scheltend, der nicht werth sei, daß sich Einer ihm stelle. Drauf streckten ihn viele Kugeln zu Boden und ein Knecht hieb ihm die mit goldenen Ringen geschmückte Hand ab, die er wie ein Siegeszeichen hoch emporhob. Dies war das Losung zum allgemeinen Angriffe. Frundsberg mit seinem Regimente fiel die Schwarzen von vorn an, während Sittich mit andern Fähnlein sich auf die eine Seite schwenkte und mit andern sie auf dem Flügel packte, da nicht durch die nahen Schweizer oder sonstige Rotten unterstützt werden konnte. Auch Pescara eilte sich nachdem er seinen arkebusirenden Reitern an die Landsknechte gemischt, an der Seite seiner Spanier mitten in die Schwarzen. Der Kampf war [illegible] und [illegible] daß [illegible] Schaden [illegible] Noch [illegible] mit [illegible] und die Reihen [illegible] Fahnen. Der Landsknecht der [illegible] Heer [illegible] daß sie selbst wehrlose Gefangene niedermachten. Als Pescara gefunden war, lag er aus mehren Wunden blutend und ermattet unter seinem ebenfalls verwundeten Pferde, und würde den Geist aufgegeben haben, hätte ihm nicht sein Edelknabe, Antonio de Vega, noch zu rechter Zeit eine durch den Panzer in die Brust eingedrungene Kugel herausgezogen. Nachdem er verbunden war, ließ sich der Unermüdliche sogleich wieder die Waffen anlegen und wich nicht von seinen Truppen. So verzweifelt nun auch die Gegenwehr der Schwarzen war, so mußten sie, da ihnen von keiner Seite her Hilfe kam und sie nach und nach von übermächtigen und tapfern Truppen überall umstellt wurden, doch zuletzt unterliegen und fast alle wurden erschlagen. Unter den Todten befanden sich Richard, Herzog von Suffolk, Franz, Herzog von Lothringen, ein Herzog von Würtemberg, ein Graf von Nassau, Dietrich von Schomberg, ein Sachse, des Erzbischofs von Capua Bruder, zwei sächsische Edle von Bünau und wol an funfzig andere Edelleute, welche sämmtlich Hang nach Abenteuern, oder im Vaterlande erlittene Unbilden, oder auch Haß gegen das kaiserliche Haus unter Frankreichs Panier geführt hatten. Nachdem die Schwarzen so hartes Loos getroffen, waren im Gewühle der Fliehenden nur noch Johann Diesbach's Schweizer beisammen geblieben und hatten so, allen Widerstand aufgebend, den Rückzug nach dem französischen Lager angetreten. Ehe sie es aber noch erreichten, sahen sie sich schon von spanischen Arkebuseros umschwärmt, und zu ihrem Unglücke warf sich auch noch der Herzog von Alençon, der mit einer Nachhut hinter Mirabello gestanden, und sobald er die Niederlage des Heeres wahrgenommen, sich auf die Flucht begeben hatte, an der Spitze von 400 Gendarmen mit wildem Ungestüm auf sie und durchbrach ihre schon wankenden Reihen. Es war hierauf die Landsknechte, die wieder zu ordnen Frundsberg's und Sittich's erste Sorge gewesen, herankamen und in sie eindrangen. Doch sie sich gänzlich auf und hielten stand gegen die Mahnungen ihrer Führer dem Tode zu. Diesbach suchte und fand den Tod, indem er sich in die Spitze der Landsknechte stürzte, und auch noch viele andere tapfere Hauptleute, die nicht weichen wollten, blieben hier auf dem Platze[2].

---

[1] [illegible]

[2] [illegible]

So war denn um die Mittagsstunde das Geschütz
ranzosen erobert und ihr Fußvolk geschlagen oder
ut, aber um dieselbe Zeit rang noch ein größerer
der zurückgewichenen Gendarmen weit von der
ab, wo Anfangs die Schweizer gestanden, am Ran-
es Wäldchens nahe der Vernacula, dicht geschart
n König. Diesen Braven galt es jetzt nur seine
zu schützen und sich, wo möglich, noch mit ihm
uschlagen. Noch erwehrten sie sich der kaiserlichen
en, deren Hauptpanier mit Österreichs Wappen schon
al ihren Händen entrissen worden war; aber die
schützen, die letztern gefolgt, schossen mit ihren Büch-
mer noch viele der weißbekreuzten Hommes d'armes
dem Gewühle des Handgemenges heraus und die
der sie Umstellenden nahm mit jedem Augenblicke
ein großer Theil der auf andern Punkten siegreich
nen Truppen sich nun auf den letzten kämpfenden
warf. Doch auch viele treue Franzosen, welche die
ach der Fliehenden nicht hatten theilen wollen, eilten
ettung ihres heldenmüthigen Herrschers herbei. So
chbetagte la Palice, Marschall von Chabannes, der
hin in allen Schlachten Frankreichs gefochten; Louis
gleich berühmt durch Waffenthaten, wie durch seine
eit im Rathe der Feldherren, und der 75jährige la
uille, Bayard's Streitgenosse. Alle drei blieben
em Platze, ebenso an der Seite des Königs sein
allmeister, Galeaz de St. Severin. Als dieser
verwundet vom Pferde gefallen, sprang Guillaume
ellay, des Geschichtschreibers Martin Bruder, vom
, um ihm beizustehen, aber Galeaz, zum Tode be-
ief ihm zu: „Laß mich sterben, mein Sohn, gedenke
im Gebete und mache dich auf, den König zu
n!" Auch noch andere durch Namen und Thaten
eichnete Führer kamen in dem hartnäckigen Kampfe
ls: der Bastard von Savoyen, der Graf von St.
der Graf von Tonnère, Thomas de l'Escún, Mar-
von Foix, und der Admiral Bonnivet. Letzterer
vergeblich versucht mit einer Masse gesammelter
eizer die den König umringenden Massen zu durch-
n, und jagte darauf, von Entsetzen ergriffen über
Verderben, welches sein Rath über das Heer und
Gebieter gebracht, mit offenem Visir und dem Ver-
ungsrufe: „Nein ich mag diesen Unstern um aller
Schätze nicht überleben!" mitten in die Landsknech-
ihn mit ihren Spießen durchbohrten. Bourbon, der
ufgesucht, entdeckte ihn unter einem Haufen Erschla-
und rief seufzend die Worte aus: „Unglücklicher, du
schuld an meinem und an Frankreichs Misgeschicke!"
hielt sich der König fechtend zu Pferde, obschon am
n und Schenkel verwundet und nur von wenigen
uen umgeben. Nachdem diese aber fast alle gefal-

len, wurde er an die Vernacula bis vor ein Brücklein gedrängt und da kam Graf Niklas von Salm hart an ihn, versetzte ihm einen Stich in die Rechte und streckte mit einem zweiten seinen Hengst, der schon eine Kugel im Leibe trug, unter ihm nieder, doch nicht ungerächt, denn der Graf empfing gleichfalls einen Lanzenstoß in den Schenkel. Bald umringten ihn nun Spanier zu Roß und zu Fuß, und einer ergriff ihn beim Helmbusche und am Arme, um ihn vollends vom Pferde zu ziehen. Doch führte Franz noch einen so kräftigen Stoß mit dem Schwerte, daß jener zurücktaumelnd den Busch und einen Ärmel in der Hand behielt. Darauf setzte ein spanischer Gendarme, Urbieta, dem noch nicht auf den Füßen Stehenden die Lanzenspitze in die Fuge des Brust- und Rückenharnisches mit der Aufforderung, sich zu ergeben. Da merkte der nun ganz Verlassene wol, daß er sich in ein unvermeidliches Geschick fügen müsse und rief auf französisch: „Das Leben, ich bin der König, ich ergebe mich dem Kaiser!" Urbieta wollte ihn in Sicherheit bringen, sprang aber wieder von ihm ab, weil er seinen Fähnrich Alferez in Gefahr sah und eilte diesem zu Hilfe. Da machte sich ein Reisiger aus Granada, Diego de Avila, an ihn, um ihn gefangen zu nehmen und auch diesem rief er, indem er sich als König zu erkennen gab, zu: „Ich bin des Kaisers!" Diego verlangte ein Pfand und erhielt als solches von ihm sein blutiges Schwert und einen Eisenhandschuh. Noch ein Reisiger aus Galizien, Pita, gesellte sich zu, um, mit jenem vereint, ihm unter dem Pferde vorzuhelfen, nahm ihm die Kette des St. Michaelsordens vom Halse und verschmähte 6000 Dukaten, die der König ihm dafür bot. Darauf gerieth derselbe noch einmal in Gefahr, durch eine über ihn herfallende Rotte von spanischen und teutschen Hakenschützen getödtet zu werden; aber jetzt führte sein guter Stern Bourbon's Hofmeister, la Motte[11]), herbei, der, seinen ehemaligen Gebieter erkennend, die Mordlustigen abwehrte, sich ihm zu Füßen warf und seine Hand küssend ihn flehentlich bat, sich unter den Schutz des Herzogs von Bourbon zu begeben. Mit edlem Unwillen wies aber Franz dieses Ansinnen ab und den Worten: „Ich kenne keinen Herzog von Bourbon und nur mich!" Zugleich verlangte er mit befehlender Stimme die Herbeiholung des Vicekönigs von Neapel. Während dieser aufgesucht wurde, umstellte ihn eine Menge von Spaniern, von denen ein Jeder Etwas von ihm begehrte, oder sich selbst nahm, sodaß er in wenigen Minuten aller seiner Kleinodien und ritterlichen Zierden beraubt war. Endlich kam der Vicekönig an, mit Ehrerbietung und Thränen im Auge sich ihm nähernd. Er reichte ihm seinen eignen Degen, wofür er das von Diego erbeutete Schwert an sich nahm, und leistete ihm das Gelöbniß ritterlichen Gefängnisses. Selbst in gefangener Hand verließ den König nicht der hohe und edle Anstand, der ihm eigen war, und keine andere Bitte kam aus seinem Munde als die,

ch mit den Schwarzen verwechselt haben mögen, indem als
as sie von dem Gefechte der Spanier mit letztern erzählen,
ndern Relationen genau auf die erstern past. In der hier
em Schlachtbeschreibung ist bei dem Verbemerkten wie bei
Gefechtseinzelnheiten das aufgenommen, was sich aus den
denen Nachrichten als das Glaubwürdigste oder Wahrschein-
herausgestellt hat.

11) Brantome, Jovius, Sandoval und Reisner nennen la Motte; du Bellay dagegen und noch ihm die meisten spätern Geschichtschreiber den Ritter Pomperant.

reuen Streitgenossen zu schonen, deren auch Viele, erfuhren, ihr Herr sei der Freiheit beraubt, wie kehrten und freiwillig sich ergaben, um sein Loos ilen. Schlimmeres Geschick traf aber die Meisten liehenden. Drei Wege boten sich ihnen zur Ret dar, entweder quer über das Schlachtfeld durch den nach Mailand zu, oder auf gleichem Wege hart an Stadt über die obere Ticinobrücke bei St. Salvator, südlich ins Lager und die untere Brücke, die Insel den Gravelone. Durch den Park und über die obere cinobrücke entkam der Herzog von Alençon mit seinen 0 Gendarmen, noch ehe sein königlicher Schwager unrlag. Nur auf sein eignes Heil bedacht, ließ er zum Verderben der nachfolgenden Flüchtigen die Brücke hinter sich abbrechen und gelangte unangefochten nach Vigevano. Auf der Straße nach Mailand retteten sich nur wenig Versprengte, und meldeten den schrecklichen Ausgang der Schlacht dem Trivulzio, der mit der Besatzung von 2000 Mann eiligst aufbrach und auch Frankreich glücklich erreichte. Die allermeisten, namentlich Schweizer, Gascogner und Italiener, wandten sich südlich nach dem Lager und fielen da der ausgefallenen Besatzung von Pavia in die Hände. Denn Leyva, der sich in seinem Sessel getragen an das der Schlacht zugekehrte Thor begeben hatte, war aufmerksam ihrem Gange gefolgt, und ließ, als ihm die Niederlage des französischen Heeres nicht mehr zweifelhaft sein konnte, ohne Verzug alle seine Truppen ausrücken. Ein Theil wandte sich gegen Lanfranco, wo eine Abtheilung italienischer Truppen gänzlich niedergemacht wurde, die Mehrzahl gegen das Lager und drang in dasselbe ein, nachdem das italienische und französische Fußvolk, welches bisher den Weg dahin versperrt hatte, im ersten Anlaufe über den Haufen geworfen worden war. Büssy d'Amboise hatte sich, die Vertheidigung des Lagers aufgebend, mit einem Haufen nach dem Schlachtfelde aufgemacht, um dort noch Hilfe zu bringen, erreichte es jedoch erst in dem Momente, als eben die Schwarzen von den teutschen Landsknechten waren erschlagen worden. Letztere fielen nun auch in das Lager ein und enthielten sich, an Zucht und Ordnung gewöhnt, nach dem strengen Gebote ihrer Obern, der Plünderung; nicht aber so die Besatzungstruppen, die schon längst der Stunde geharrt hatten, um für schwer erduldetes Ungemach sich zu rächen. Ein Theil davon drang hierauf über die untere Ticinobrücke nach der Insel vor, wo Clermont nur schwachen Widerstand leistete. Er zog sich mit seinen noch geordneten Truppen über die Gravelonebrücke zurück, ließ sie abbrechen und gelangte unverfolgt nach Mortara. Gleichzeitig hatten aber auch Leyva's Scharen die untere Schiffbrücke über den Ticino, noch ehe sie von den Schweizern überschritten werden konnte, zerstört und eine große Zahl von diesen stürzte sich nun in den hochangeschwollenen Fluß. Die Meisten kamen darin um und nur Wenige wurden durch das Erbarmen der gutmüthigen teutschen Landsknechte noch aus den Fluthen gerettet. Übrigens dauerte noch bis gegen ein Uhr das Gemetzel unter den Flüchtlingen auf dem Schlachtfelde wie im Lager, endlich aller Kampf vorüber war, versammelten sich die kaiserlichen Feldherren insgesammt um ... bezeigten ihm Ehrfurcht und suchten ihn zu trösten. Zuletzt kam auch Bourbon heran, eben zurückgekehrt von Bonnivet's Leiche, das Schwert in der Hand und das Hemd über dem Wappenrock voll blutiger Flecken. Franz, den Vetter erkennend, trat einige Schritte zurück und stellte sich mit merklicher Verwirrung hart an den ihm zunächst stehenden Marchese Pescara. Dieser, seiner Verlegenheit inne geworden, bat nun den Herzog, die Wehr abzulegen und mit schuldiger Ehrerbietung den König zu begrüßen. Darauf näherte sich der Geächtete, sichtlich tief bewegt, dem vormaligen, von ihm verrathenen, Gebieter, beugte ein Knie und wollte ihm die Hand küssen. Als Franz sie ihm verweigerte, sprach er mit thränenerfülltem Auge: „Wenn Ew. Majestät in einigen Dingen meinen Rath befolgt hätte, würdet Ihr Euch nicht in gegenwärtiger Ungelegenheit befinden und das Blut des französischen Adels würde nicht die Gefilde Italiens benetzen!" Den Blick zum Himmel gerichtet erwiederte der König: „Geduld fehlt dem Glücke!" Pescara unterbrach jetzt das Zwiegespräch, vermochte den Herzog mit bittendem Blicke sich zu entfernen und gedachte nun gegen den König nur der Großmuth des Kaisers und nothwendiger Fügung in Gottes Willen, ihn zugleich mit Schonung erinnernd, standhaft zu bleiben, damit seine Feinde ihn nicht der Schwachheit beschuldigen möchten. Sein Auge erheiterte sich nun wieder, und als er um sich schaute, harrend, was nun weiter mit ihm geschehen sollte, reichte ihm der Vicekönig statt des verlorenen Helms einen Hut und ließ einen Klepper vorführen, ihm andeutend, daß er auf diesem mit ihm nach Pavia ziehen solle. Dem widerstrebte aber Franz, denn in seinem Unglücke konnte er von den dortigen Einwohnern, die ihn wegen der Drangsale, die er über sie gebracht, hassen mußten, nur Spott und Hohn erwarten, und auf seinen Wunsch wurde er nach dem nördlich von Pavia unweit der mailänder Straße gelegenen Karthäuserkloster Certosa gebracht. Von da soll er noch vor Nacht an seine Mutter nur die wenigen Worte geschrieben haben: „Alles ist verloren, nur die Ehre nicht [12])!" und sein Brief von dem Commendator Pennalosa befördert worden sein, den der Vicekönig mit der Siegesmeldung zu Lande durch Frankreich nach Madrid zum Kaiser sendete, wozu der König selbst einen Paß ausgefertigt hatte. Hierauf wurde derselbe gleich am folgenden Tage nach dem festen Schlosse Pizzighetone gebracht und dort dessen Bewachung dem Herzog von Alarcon, einem Manne von großer Rechtlichkeit, aber eiserner Strenge, übertragen. Mit dem Könige geriethen auch noch viele andere von ausgezeichneter Abstammung oder hohem Range in Gefangenschaft. So Heinrich d'Albret, König von Navarra; er verließ das Schlachtfeld, als er die Gendarmen unter dem Könige wanken sah und kam Spaniern in die Hände, die ihn nach dem Schlosse von Pavia brachten, von wo es ihm durch die List eines Pa

12) Diese Worte sind, als aus der Feder des Königs geflosse zwar allgemein angenommen und bekannt geworden, doch finden sich nach glaubwürdigen Forschungen neuerer französischer Geschi schreiber in keinem seiner noch vorhandenen Briefe.

sprüchen auf Italien und die Niederlande zu entsagen, den Herzog von Bourbon in seine Güter und Rechte wiedereinzusetzen, die Feinde des Kaisers nicht zu unterstützen und diesem zur Sicherstellung seine beiden Söhne, den Dauphin und Herzog von Orleans, als Geiseln zu übergeben versprach, wobei ihm jedoch noch zugestanden wurde, sich mit Eleonoren, verwitweten Königin von Portugal und Schwester des Kaisers, die früher dem Herzoge von Bourbon zugesagt war, auf welche derselbe aber verzichtet hatte, zu vermählen. Er beschwor den Frieden auf das Evangelium, legte aber zuvor eine geheime Protestation dagegen mit der Erklärung nieder, daß nur Gewalt ihn dazu gezwungen habe. Und so erntete auch der Kaiser nicht die Früchte, die er von dem glänzenden Siege bei Pavia wol hoffen konnte. Nachdem nämlich Franz am 26. März seine Söhne ausgeliefert, und den französischen Boden wieder betreten hatte, war es seine erste Sorge mit dem Papste, Venedig, Genua und Florenz gegen den Kaiser, dessen Übermacht in Italien jene nun fürchteten, ein Bündniß zu schließen, welches schon am 22. Mai 1526 unter dem Namen der heiligen Liga zu Cognac zu Stande kam. Später traten ihm auch England und Mailand bei und ein neuer Krieg brach aus, der erst mit dem Frieden zu Cambray (am 5. Aug. 1529) auf Bedingungen endigte, die dem Könige, obschon seine Waffen abermals nicht glücklich gewesen, immer noch Vortheil brachten. Denn er verblieb hierauf im ruhigen Besitze Burgunds und anderer im Frieden von Madrid von ihm verlangter Gebietstheile, wofür er nur der Lehnsherrlichkeit auf Flandern und Artois zu entsagen und zwei Millionen Thaler Lösegeld für seine Söhne zu bezahlen hatte; der Kaiser verpflichtete sich dagegen mit ihm zugleich Genua's Freiheit und den Herzog Franz Sforza als Regenten von Mailand anzuerkennen. (*Heymann.*)

PAVIA (Vergleich von), wurde im Jahre 1329 zwischen den Häusern Pfalz und Baiern abgeschlossen. Der Herzog Ludwig von Baiern nämlich, welcher zugleich Pfalzgraf am Rhein war, vererbte diese beiden Würden auf seinen Sohn Otto und seinen Enkel Ludwig den Strengen, welcher Letztere jedoch nur Oberbaiern für sich behielt und Niederbaiern seinem jüngern Bruder Heinrich überließ. Ludwig's des Strengen Söhne, Rudolf I. und Ludwig (nachheriger teutscher Kaiser Ludwig IV., der Baier), theilten sich hierauf in die väterlichen Länder und Würden, sodaß der Älteste, Rudolf, die bereits bei Lebzeiten seines Vaters erhaltene Pfalzgrafschaft am Rhein, der Jüngere, Ludwig, Oberbaiern empfing, wobei aber immer eine Art von Gemeinschaft zwischen ihnen verblieb. Als sich nun neben Herzog Friedrich von Österreich auch Herzog Ludwig von Baiern, um die teutsche Kaiserwürde bewarb, und dem Letztern sein eigner Bruder dabei entgegen war, vertrieb Ludwig hierüber erzürnt denselben aus seinem Lande und setzte sich in dessen Besitz, schloß indessen nach dem Absterben seines Bruders im Jahre 1329 mit dessen Söhnen, Rudolf II. und Ruprecht I., und Enkel Ruprecht II. den merkwürdigen Vergleich zu Pavia ab, vermöge dessen

1) sie sämmtliche zur rheinischen Pfalz damals gehörige Landestheile, namentlich Pfalzgrafenstein, Stahlberg, Staleck, Brunshorn, Bacharach, Diebach, Steege, Mannenbach, Heimbach, Drechtershausen, Fürstenberg, Reichenstein, Rheinbellen, Stromberg, Alzei, Weinheim, Wachenheim, Winzingen, Wolfsberg, Elbstein, Erbach, Lindenfels, Rheinhausen, Heidelberg, Wißloch, Harpfenberg, Obrigheim, Landsere, Turon und die Pfalenz, Steinsberg, Wellersau, Neustadt, Hillersbach und Oggersheim mit allen ihren Zubehörungen zurückerhielten, außerdem aber von den bairischen Ländern verschiedene Ämter, Schlösser, Städte und Marktflecken erhielten, welche in der Folge den besondern Namen der Oberpfalz bekamen, sowie jene ursprünglich pfalzischen Lande die Unterpfalz genannt wurden;

2) wegen der Kurstimme wurde festgesetzt, daß diese künftig von Pfalz und von Baiern abwechselnd geführt werden und so beiden Häusern verbleiben solle. Die genannten drei Pfalzgrafen regierten nun Anfangs über die ihnen gegebenen Länder gemeinschaftlich, während Rudolf, als der Älteste an Jahren, die Kurstimme führte. Nach dessen Absterben folgte ihm sein Bruder Ruprecht, sowol in der Regierung als auch in der Kurwürde, wobei ihn Kaiser Karl IV. gegen die vom Herzog Stephan im J. 1354 formirten Ansprüche nicht nur zu schützen, sondern es auch dahin zu bringen wußte, daß in der von ihm im Jahre 1356 erlassenen goldenen Bulle der zu Pavia abgeschlossene Vergleich insofern außer Kraft gesetzt wurde, als darin festgesetzt wurde, daß für den Kurfürsten Ruprecht von der Pfalz und dessen Nachfolger in der Regierung, weil dieser ihm seine Wahlstimme gegeben hatte, das Erztruchsessenamt und die zweite weltliche Kurwürde, unter gänzlichem Ausschluß des Hauses Baiern, verbleiben solle. (*K. Pässler.*)

PAVIAN, nennt man mehre Arten großer, kurz- oder ungeschwänzter Affen, welche die neuere Zoologie in eine besondere Gattung, Cynocephalus (s. d. Art.), zu bringen pflegt. Der Name Pavian scheint von der eigenthümlichen Benennung solcher Affen in ihrer Heimath, namentlich wol des Cynocephalus Maimon, herzustammen und zunächst aus dem Holländischen Baviaan ins Teutsche übergegangen zu sein; die Engländer nennen diese Affen babouns, die Franzosen babouins, die Italiener babbuino, die Spanier babino. (*Burmeister.*)

PAVIAN, ein seemännischer Ausdruck, mit welchem die Matrosen scherzhafter Weise den Bootswächter zu bezeichnen pflegen. (*G. M. S. Fischer.*)

PAVIE, feiner leinener Drell (gemusterte Leinwand) zu Tafelzeug, aus Flandern und der Normandie, besonders der Umgegend von Caen. (*Karmarsch.*)

Pavies, s. Pfirschen.

PAVIGLIONE, auch PAVILLON, ein Dorf in der piemontesischen General-Intendanza Turin, hoch im Gebirge in einem Seitenthale des linken Ufers der Dora Ripera gelegen, von den hohen Felsenwänden der östlichen Fortsetzung des Rochemelon überragt. Die ganze Gegend ist überaus großartig. (*G. F. Schreiner.*)

PAVILLAC, Gemeindedorf und Hauptort des gleichnamigen Cantons im franz. Girondedepartement (Guien-

faltigkeit, verlor aber wiederum an seiner ursprünglichen Einfachheit und erhielt eine fast ungemessene Ausdehnung. In ihm lagen jedoch die Grundprincipien von den beiden einzigen jetzt vorhandenen Signalsystemen. Wenn man nämlich die Hunderter durch eine dritte über die Zehner aufgesteckte Flagge darstellte, so kam man zu dem Systeme, nach welchem die Engländer ihre Signale bezeichnen und zählen; vermehrte man aber die Zahl der Flaggen auf verschiedenen Punkten, auf welche Weise man im Stande war noch viel mehr Zeichen zu geben, so gelangte man zu dem Systeme, für welches sich Pavillon zuletzt entschied und welches durch ihn bei den Franzosen eingeführt worden ist. Neben einer ganz veränderten Gestaltung der Tagessignale verdankte ihm aber die Marine auch noch die Verbesserung der Nachtsignale. Es handelte sich dabei darum, an die Stelle der Flaggen, die man nur bei Tage, nicht aber bei Nacht anwenden konnte, etwas Anderes und zugleich Analoges zu setzen, und dies erreichte der gewandte Erfinder durch die Combination einer gewissen Anzahl von Kanonenschüssen, welche in Pausen hinter einander gelöst wurden. Ließ man z. B. zwei solche in so getrennten Zeitabschnitten, daß man beide genau unterscheiden konnte, auf einander folgen (dafür bei der französischen Marine der Ausdruck temps), so hatte dies die Bedeutung von zwei Flaggen, die man bei Tage auf einmal zeigte, und so nahm er noch verschiedene andere Combinationen von Kanonenschüssen für mehre Nachtsignale an. Bis zum Jahre 1778 war nun Pavillon fortdauernd bemüht, sein zweites System in den Details immer mehr zu vervollkommnen. Er wurde dabei von einem der intelligentesten Marineofficiere damaliger Zeit, dem Herrn von Buor, mit dem er einverstanden und nahe befreundet war, und von welchem nach ihm auch noch viele Verbesserungen in dem französischen Signalsysteme herrühren, zwar unterstützt, immer gebührt ihm aber die Ehre, dessen Schöpfer gewesen zu sein. Dasselbe, sowie andere von ihm ausgegangene taktische Bestimmungen bewährten sich auch von 1778 an in dem Kriege gegen die Engländer und kamen auf der obenerwähnten Flotte, bei welcher Pavillon als major général des Admirals d'Orvilliers angestellt wurde, unter seiner unmittelbaren Leitung zuerst in Anwendung. Vorzüglich bestätigte sich ihre Zweckmäßigkeit gleich im ersten Seetreffen bei der Insel Ouessant (27. Juni 1778), wo die Franzosen im Vortheile blieben, obschon sie nicht einen vollständigen Sieg erfochten; und, wenn sie auch im weitern Laufe des Seekriegs weniger glücklich waren, so hat dies nicht an der angenommenen neuen Seetaktik, sondern in ganz andern Ursachen gelegen. Während desselben that sich Pavillon als Führer mehrer Kriegsschiffe hervor, war zuletzt Befehlshaber des Schiffes le Triomphant bei der Flottenabtheilung des Marquis de Vaudreuil in der von den Franzosen verlorenen Schlacht bei Guadeloupe am 12. April 1782 und starb da den Heldentod. So sehr er auch durch einen starken und umfassenden Geist vor Andern immer hervorgeragt hatte, so war er dabei doch ein Muster der Mäßigung und Bescheidenheit, und so wurde ihm das seltene, aber verdiente Glück zu Theil, daß sein hoher Werth überall Anerkennung fand, und diese ihm im Frieden wie im Kriege und auch nach seinem Tode dauernd verblieb. Das einzige von ihm hinterlassene schriftliche Werk ist seine Tactique navale, in welcher das von ihm erfundene Signalsystem mit enthalten ist. Selbiges konnte seiner Natur nach nicht zur allgemeinen Kenntniß gelangen und befindet sich nur in den Büchersammlungen der französischen Marine.

(*Heymann.*)

PAVILLON. 1) Nicolas, wurde am 17. Nov. 1597 zu Paris geboren, wo sein Vater bei der Rechnungskammer als Auditeur angestellt war, besuchte Anfangs das Collegium Navarra, dann die Sorbonne, bei der er sich für die theologische Laufbahn ausbildete, und machte sich durch Fleiß, Sittlichkeit und Frömmigkeit dem heil. Vincentius a Paula bemerklich, der ihm Zutritt bei seinen Dinstagsversammlungen zu Saint-Lazare verstattete, ihn auch bei seinen Missionen gebrauchte. Entschlossen, die Weihen erst im 30. Jahre anzunehmen, war er doch für die Sache der Religion und Sittlichkeit sehr früh schon äußerst thätig, welche letztere er vorzüglich bei der Geistlichkeit wieder herzustellen suchte. Dabei predigte er häufig, besuchte die Hospitäler und führte die Gewissensleitung vieler frommen Personen. Sein Gönner, Vincentius, empfahl ihn dem Cardinal Richelieu, der ihn zum Bischof von Alet in Languedoc ernennen ließ. Pavillon nahm die Stelle nicht ohne Widerstreben an, ließ sich 1639 die Weihen geben und ging sogleich nach seinem Sprengel ab, entschlossen, Paris nie wieder zu sehen. Dort fand sein Eifer ein weites, aber vernachlässigtes Feld vor, an dessen Anbau er sogleich mit voller Kraft ging. Er errichtete in seinem eignen Hause ein Seminar, legte Schulen für beide Geschlechter in der ganzen Diöces an, welche letztere er häufig und genau zu visitiren pflegte, und veranstaltete für die Geistlichen Versammlungen und Synoden. Sein Feuereifer verwickelte ihn darüber in manche Unannehmlichkeit; denn da er, ein Feind jeder feigen Nachsicht, grobe Sünder einer öffentlichen Buße unterwarf, so entstanden daraus Klagen, selbst Processe, durch die er sich jedoch um so weniger schrecken ließ, als sie bei der Gunst, in der er bei Hofe stand, immer zu seinem Vortheil entschieden wurden. Auch mit den Mönchen und Nonnen, denen er durch Missionarien aus Paula's Schule, sowie durch Jesuiten aufhelfen wollte, hatte er manchen Streit, und er sah sich genöthigt, die herbeigerufenen Helfer zu entlassen. Zwei andere Streitigkeiten wurden für ihn bedenklicher. Er stand mit dem bekannten D. Anton Arnauld (s. d. Art.) und vielen Gliedern der Partei desselben in Verbindung, und diese verleitete ihn zu einigen nicht allgemein gebilligten Schritten. Vincenz selbst fühlte sich bewogen, deshalb einige Ermahnungen an Pavillon ergehen zu lassen, die diesen jedoch nicht überzeugten. Er trat daher am 1. Juni 1665 nach Paula's Tode mit einer Schrift hervor [1]), welche zu Rom und Paris verurtheilt wurde und lange

1) Diese Schrift war ein Mandement, dans lequel il distinguait le fait du droit dans la signature du formulaire, wie es

Tauben dadurch ähnlich wird. Von dieser Wachshaut geht ein nackter Streif über den Zügel bis zum obern Augenrande, und verliert sich bald hinter diesem; dagegen breitet sich unmittelbar unter dem Auge eine zweite nackte Stelle vom Mundwinkel bis fast zur Ohröffnung hin aus, und umfaßt einen länglich elliptischen Raum. So wenigstens verhält sich die Nacktheit des Kopfes bei der gewöhnlichen indischen Art, aber bei der japanischen sind beide Stellen breiter und fließen hinter dem Auge in einen nackten Ring zusammen. Den Hinterkopf des Pfaus ziert ein Federbusch, welcher bei den zwei schon genannten Arten sehr verschieden gebildet ist, und außerdem in ähnlicher Form nur noch der verwandten Gattung Lophophorus zukommt. Beide Merkmale sind, verbunden mit der den Pfauen ausschließlich eigenen Geschlechtsdifferenz in der Befiederung des Bürzels, die Hauptunterschiede der Gattung Pavo von den übrigen Gallinaceen. In Bezug auf diese Geschlechtsdifferenz muß bemerkt werden, daß die Spinalflur (vergl. d. Art. Pterylosis) als einfacher schmaler Streif vom Nacken ausgeht, sich als solcher über den ganzen Hals fortsetzt und selbst auf dem Rumpfe bis hinter die Schulterblätter sich nicht ändert. Von hier wird sie zusehends breiter, und geht so bis zum Schwanz hin, auf dem sie endet, die Bürzeldrüse mit in sich aufnehmend. Während nun beim Weibchen dieser hintere breitere Bürzeltheil keine anders gebildete, wenngleich ziemlich große Federn enthält, besteht derselbe beim Männchen aus den prachtvollen Federn, welche den herrlichen Schmuck dieses Geschlechtes ausmachen. Prof. Nitzsch hat diese Zierde einer genauern Untersuchung unterworfen; er fand sie aus 15 Reihen solcher Federn gebildet, und in jeder der 7 letzten Reihen 16, in den 8 früheren entweder 10 (die 4 ersten) oder 12 (die vier folgenden Reihen) Federn, sodaß die Gesammtzahl der Federn eines Pfauenschweifes sich grade auf 200 belaufen würde. Diese Federn unterscheiden sich von den übrigen besonders dadurch, daß die Äste nicht unmittelbar auf einander am Schaft folgen, sondern durch breite Lücken getrennt bleiben, welche Lücken gegen die Spitze hin kleiner werden, endlich ganz schwinden, und nun eine zusammenhängende elliptische Endfahne entstehen lassen, auf welcher die prachtvolle Augenzeichnung sich findet. Bis zum Auge ist die Färbung der Lichtseite jedes Fahnenstrahles metallisch grün, allein auf der beschriebenen Endfahne geht sie in einen Goldschimmer über, welcher einen Saum um eine kupferbraune, schwachglänzende Mitte bildet, auf welcher ein prachtvoller grüner, metallischer, herzförmiger Fleck liegt, dessen Mitte wieder dunkel Indigoblau gefärbt ist. Anfangs sind diese schönen Bürzelfedern kurz, ja kaum drei Zoll lang, aber mit jeder folgenden Reihe werden sie länger und endlich so lang, daß die der letzten Reihe wenigstens ebenso viele Fuße messen. Merkwürdiger Weise fehlt den Federn der letzten Reihe die runde Endfahne mit dem Auge, und statt ihrer ist die Feder hier bogenförmig ausgeschnitten; auch an der äußersten Feder jeder Reihe wird die Augenzeichnung vermißt, aber dafür ist eines Theils die ganze äußere Fahnenhälfte zusammenhängend und goldglänzend, andern Theils der Schaft leicht nach Innen gebogen oder sichelförmig gekrümmt. Durch eine eigene Muskulatur, welche von den Kreuz- und Schwanzwirbeln ausgeht, kann nun diese ganze Federnmasse nicht blos gehoben, sondern auch radförmig ausgebreitet werden, und so im Strahl der Sonne einen Farbenglanz hervorbringen, der durch die Pracht an sich, wie durch die Menge der zwischen Gold-, Erz- und Stahlfarbe wechselnden Nüancen alles an Colorit übertrifft, was uns noch sonst im Reiche der Vögel seiner Schönheit wegen auffällt. Im höchsten Misverhältnisse zu diesem Glanze des Schweifes stehen übrigens die dicken, plumpen, blaugrauen Füße, deren Lauf beim Männchen mit einem dicken, spitzen Sporn bewehrt ist. Schon die Alten sahen hierin eine Art von Vergeltung, welche die Natur ihren übrigen Geschöpfen zum Trost, an diesem scheinbar so bevorzugten Vogel wieder ausübt. Übrigens ist, wie aus der gegebenen Schilderung erhellt, jener prächtige Schweif keineswegs der eigentliche Schwanz des Vogels, sondern blos die Befiederung des Bürzels; der wahre Schwanz steckt unter dem Bürzelkleide und ist beim Männchen ebenso häßlich, wie beim Weibchen. Bei beiden besteht er aus nicht sehr breiten braunen, leicht nach Innen gekrümmten, stufigen Federn, deren Anzahl beim Weibchen 18, beim Männchen eigentlich 20 ist, bisweilen aber nur 19 beträgt, eine Anomalie, die bei mehren Gallinaceen gefunden wird. Beim Radschlagen richtet sich dieser Schwanz mit auf und bildet eine Stütze für die hintersten Reihen der hier sehr langen Bürzelfedern, kann aber von Vorn natürlich nicht gesehen werden. Was endlich die Flügel des Pfaus betrifft, so haben sie den kurzen, abgerundeten, gewölbten Typus der meisten Hühner, und stimmen auch in der Zahl und Form der einzelnen Federn mit ihnen überein. Erstere beläuft sich auf 30, wovon 10 am Handtheil sitzen. Unter diesen ist die sechste die längste, alle frühern und folgenden nehmen stufig an Länge ab; ganz auffallend klein ist die eilfte, die erste des Unterarms, aber die über doppelt so lange zwölfte stimmt mit den nachfolgenden überein. Der Daumenflügel hat 5—6 Federn, und dem Oberarm fehlen eigentliche Schwingen ganz. — Anatomisch stimmt der Pfau in dem sackförmig abgesetzten Kropf, dem schwach erweiterten Vormagen, dem großen starken Muskelmagen, der mäßig großen kolbigen Gallenblase, den ziemlich einen Fuß langen, auffallend weiten Blinddärmen und dem langen Mastdarm mit den typischen Gallinaceen überein. Auch im Skelettbau zeigen sich wenige bemerkenswerthe Eigenheiten; ich erwähne daher nur folgende Verhältnisse. Der Schädel ist in allen Theilen pneumatisch und zeichnet sich vor dem der übrigen Gallinaceen durch eine sehr niedrige, vertiefte Schnabelwurzel, und eine auffallend schmale geneigte Stirn aus, neben welcher die sehr länglichen Thränenbeine liegen, an denen der untere, an der Wand der Nasenhöhle herabsteigende gewundene Griffelfortsatz viel kürzer und schwächer ist. Der eigentliche Schädel ist höher gewölbt, und der das kleine Gehirn umschließende Theil minder deutlich abgesondert. Der Hals enthält 13 nicht Rippen tragende Wirbel, von denen sich die vorderen, und ganz besonders der 4—11., durch eine sehr langgestreckte Form auszeich-

Hinter dem 13. Wirbel folgt noch ein freier, der erſte ſehr kurze, am Ende freie Rippenpaar trägt; den übrigen ſechs (zuſammen alſo ſieben) Rücken- ln ſind die vier nächſten durch ihre hohen kammför- n Dornfortſätze verwachſen, nur der vorletzte (ſechſte) ieder ganz frei, der letzte (ſiebente) aber mit den zwirbeln innig verbunden. Die Anzahl der letztern wie gewöhnlich, ſehr bedeutend, ich zählte 15 nach von ihnen ausgehenden Querfortſätzen, indem die er dieſer Wirbel völlig mit einander verwachſen ſind. an ihnen haftende Becken iſt im Verhältniſſe kürzer, r und höher als bei den übrigen Hühnern, und da- beſonders ausgezeichnet, daß über den Körpern der n ſieben Kreuzwirbel eine tiefe Längsgrube verläuft, e mit den Löchern zwiſchen den Querfortſätzen der nen Wirbel communicirt und ſo mit der innern Höhle Beckens in Verbindung ſteht. Dieſe Bildung, welche n drei männlichen und einem weiblichen Skelet des giſchen Muſeums zu Halle conſtant wahrnehme, ſehe ei keiner andern Hühnergattung, ſie fehlt namentlich Crax, Meleagris, Numida, Gallus, Phasianus Perdix, von denen ich Skelete vor mir habe; da- fand ſie Prof. Nitzſch ebenſo an dem Skelet des spiciferus, welches er in Leyden unterſuchte, wie us ſeinen Collectaneen erſehe. Offenbar hat dieſe thümliche Bildung eine Beziehung zur Muskulatur Bürzels, vermöge deren die ſchönen Bürzelfedern auf- tet werden, und es iſt nur merkwürdig, daß auch Pfauhenne dieſelbe ebenfalls beſitzt. Leider iſt das mir gende Skelet von einem jungen Vogel, an dem, überall, auch die neben der Längsgrube liegenden e der Kreuzwirbel zwiſchen ihren Querfortſätzen be- bare, blos von Haut geſchloſſene Lücken haben, und Fortſetzung dieſer Haut überſpannt auch die bemerkte e. Der Schwanz beſteht aus fünf (bei den übri- Gallinaceen gewöhnlich aus ſechs) Wirbeln, die ſich Hahn durch eine auffallende Breite auszeichnen und letzter auf der Firſte des Kammes eine große ſchei- rmige Erweiterung zeigt [1]). Bei der Henne fehlt öllig und der ganze Schwanz mit ſammt dem Becken iel ſchmäler, ja im Verhältniß kaum breiter als bei n Gallinaceen. Am übrigen Skelet fehlen zwar nheiten von ſolcher Bedeutung, wie die angegebene Beckens, allein ganz übereinſtimmend finde ich nur knochen der Gliedmaßen und die Rippen, deren An- ſieben iſt. Die erſte und die beiden letzten jeder e haben den bekannten Hakenfortſatz nicht; den bei- erſten fehlt der Verbindungsknochen mit dem Bruſt- und an der letzten ſtößt dieſer Knochen mit dem der tzten Rippe zuſammen. Das Gabelbein iſt kräftig, ch dem von Gallus, hat aber einen längern, ſchmä- Stiel. Auch das Bruſtbein gleicht dem von Gal- namentlich in der Erweiterung des Endtheiles beider minalfortſätze; dagegen iſt der Kamm, zumal vorn, viel höher und die verdickte Stelle deſſelben, auf welcher der Vogel beim Sitzen ruht, mehr nach Hinten gerückt. Beſonders merkwürdig iſt noch die Abſetzung der hintern Knochenleiſte des Laufes oben in der Nähe des Hackens vom Hauptknochen durch eine wahre Lücke zwiſchen bei- den, welche Lücke ich ſonſt nur noch beim Truthahn finde; bei der Pfauhenne iſt die Leiſte kaum angedeutet, und die Lücke fehlt; bei der Truthenne bemerke ich ſie, wenngleich die Leiſte kürzer und ſchwächer iſt als beim Hahn. Übrigens ſind am Pfau alle Rumpfknochen pneumatiſch, nur nicht das Gabelbein und die beiden erſten Halswirbel; an den Extremitäten führen nur Oberarm und Oberſchenkel Luft. Die markige Beſchaffenheit des erſten und zweiten Rip- penverbindungsbeines (der dritten und vierten Rippe), welche Profeſſor Nitzſch von Pavo spiciferus erwähnt, ſcheint keine conſtante Gattungseigenheit zu ſein; ſie fehlt beim Skelet der Henne ganz, und an den drei Skeleten von Hähnen finde ich ſie nur bei dem einen auf der linken Seite, auf der rechten und bei den beiden andern iſt ſie auf das erſte Verbindungsbein beſchränkt. Übrigens weicht Pavo spiciferus von Pavo cristatus noch durch die Zahl der Halswirbel ab, welche nach Nitzſch beſtimmter Angabe 14 ſind; alle andern Verhältniſſe ſind genau die- ſelben.

Die beiden ſchon mehrmals erwähnten Arten der Gattung ſind die einzigen bis jetzt bekannten. Bei gro- ßer Ähnlichkeit des Colorits und der Zeichnung unterſchei- den ſie ſich leicht durch den Federnbuſch des Kopfes, wel- cher bei der indiſchen Art (P. cristatus *Linn.*) aus etwa 20 gleichgroßen, zerſtreutfahnigen, anderthalb Zoll langen Federn beſteht, bei der japaniſchen (P. spicife- rus) dagegen aus zehn paarig gleich langen, ſtufigen, ſchma- len Federn von gewöhnlicher Bildung, von denen die zwei längſten gegen drei Zoll meſſen.

1) Der indiſche Pfau (Pavo cristatus *Linn.*), bewohnt urſprünglich den Norden Indiens, vom Indus bis nach China, und kommt noch in Medien häufig vor. Er ſcheint hier ſeit den älteſten Zeiten gezähmt geweſen zu ſein, und ſich durch den Verkehr der Völker bis weit nach Oſten hin ausgebreitet zu haben. Nach Weſten ge- langte er zuerſt, ſo weit die Nachrichten reichen, durch Salomo's Handelsverkehr, und wurde am Hofe dieſes prachtliebenden Fürſten längere Zeit als große Merkwür- digkeit gehegt (1. Buch der Könige 11. Cap. 22. Vers. 2. Buch der Chronika 9. Cap. 21. Vers). Dennoch lernten die Griechen ihn erſt durch Alexander's Siegeszüge kennen [2]); ſpäter kam er zu den Römern, und durch dieſe wieder über die cultivirten Theile Europa's, bis er ſich nach und nach über das ganze, ſelbſt bis zum hohen Norden hin, ausbreitete, hier aber nur bei ſorgſamſter Pflege und Wartung noch gedeiht. Europäiſche Anſiedler haben ihn ſchon früh nach Afrika und Amerika überge- führt. Beim Männchen iſt Stirn und Scheitel mit einem grün metalliſchen, ſammetartigen Gefieder bedeckt,

1) Dieſelbe findet ſich, nach Prof. Nitzſch, auch bei Phasianus Argus, Gattungen, deren Schwanzfedern ſehr lang und groß

2) Über die antiquariſche Geſchichte des Pfaues handelt umſtänd- lich Büffon in der Naturgeſch. der Vögel. überſ. Quart Ausg. IV. S. 5 fg.

welches nach Hinten an den Federnbusch stößt, zur Seite aber von den nackten, weißbepuderten Stellen begrenzt wird. Hinter und unter diesen nimmt die Befiederung eine dunkle, schwarzgrüne Farbe an, die weiter nach Unten am Halse lichter wird und zusehends in ein schönes metallisches Blaugrün übergeht, welches den ganzen Hals und die Vorderbrust ziert. Während die übrige Brust und der Bauch aufs Neue eine dunkel schwarzgrüne, erzschillernde Farbe erhält, verändert sich das größere und kräftigere Gefieder des Rückens in ein golden erzfarbenes, dessen kreisförmig abgerundete Federn einen feinen, sammetschwarzen Rand haben. Die letzten größern dieser Rückenfedern haben schon länglich elliptische, schwach kupferfarbene Augenflecken. Aus ihnen entspringt die früher beschriebene Bürzelbefiederung, die den Schweif bildet. Die Achsel- und oberen Flügeldeckfedern sind hell rothgelb, mit schwarzgrünen metallischen Querwellenlinien. Diese letztere Farbe haben auch alle Armschwingen und die größern Flügeldeckfedern des Armes, allein das gesammte Handgefieder ist einfarbig rothgelb. Ähnlich, aber unreiner, zeigt sich auch die Befiederung der Beine bis zum Hacken. Beim jungen Hahn, welcher Anfangs der Henne gleicht, tritt zuerst die metallischgrüne Befiederung des Kopfes und Halses hervor, aber der ganze Rücken und Steiß ist dicht weißlich und braungrau gewellt, selbst die den Schwanz an Länge bereits übertreffenden Bürzelfedern, an deren Rändern und Spitzen jedoch ein metallischer Schimmer schon bemerkt wird. Erst mit dem dritten Jahre ist dieser Metallglanz und die Erzfarbe allgemein.

Das Weibchen ist in allen Dimensionen kleiner als das Männchen, und wie gewöhnlich nicht gespornt; doch zeigt sich an der Stelle des Sporns eine elliptische Hornwarze. Seine Hauptfarbe ist ein schmutziges Graubraun, an dem man bei genauerer Besichtigung hellere und dunklere Wellenlinien unterscheidet; die Kehle und die unteren Kopfseiten bis zum Ohr sind rein weiß; der Hals dagegen, der dunkelste Körpertheil, hat einen kupferfarbenen Metallschimmer, und die Brust wird ganz hell graugelb. Übrigens haben auch bei der Henne die letzten Bürzelfedern die Länge des Schwanzes, den sie von Oben bedecken, und der braune, schwach metallisch schimmernde Federnbusch des Nackens ist ebenso groß wie beim Hahne. Die Schwingen sind einfarbig graubraun, und die kürzeren Schwanzfedern fast schwarz. Die Beine haben bei beiden Geschlechtern vorn am Lauf, wie oben auf den Zehen, hornige, gleichgroße Halbgürtel; hinten an jenem zwei Reihen schiefer Schilder und Schuppen daneben, unten an diesen eine warzige Sohle. Die Krallen sind kurz, stumpf, undeutlich, dreikantig, unten ausgehöhlt; die des Daumens berührt mit der schwieligen Zehenspitze den Boden. Der weiße Pfau, den man in beiden Geschlechtern kennt, ist eine zufällig entstandene Spielart, wie schon daraus hervorgeht, daß in derselben Brut und von gefärbten Ältern weiße, gefleckte und farbige Individuen vorkommen.

Was nun die Lebensweise dieses Vogels betrifft, so glaubte man lange Zeit, daß derselbe auch in seiner Heimath nur gezähmt vorkomme und sich, gleich dem Haushuhn, schon ganz an den Menschen angeschlossen habe, allein Temminck weist sowol diesen Irrthum nach (hist. génér. des Gallinacées. T. II. p. 31), als auch den zweiten, daß der wirklich noch wild existirende Pfau viel größer sei als der domesticirte. Wilde Pfauen ähneln den zahmen völlig, nur das Gefieder des Halses soll ein noch bestimmteres Blau besitzen; sie finden sich nicht überall, aber doch an mehren Stellen, in Indien, namentlich in den Districten von Guzerate, Camboga, Broudra, Calicut, an der Küste Malabar, auf Ceylon, im Königreiche Siam, auf den Calamianen, Sunda-Inseln und der Halbinsel Malacca. Hier sowol, als auch in Bengalen und Medien, sind sie ein Gegenstand der Jagd; sie halten sich am liebsten in freien trockenen Gegenden in der Nähe von Waldungen auf, und verweilen namentlich in letzteren die Nächte, auf den Spitzen der Bäume schlafend. Selbst die jungen Küchlein, welche in Nestern am Boden ausgebrütet werden, trägt die in der Gefangenschaft oft sehr wenig sorgsame Henne schon nach wenigen Tagen, einzeln sie auf den Rücken nehmend, auf erhabene Punkte, zumal Baumzweige, wo sie übernachten, und von wo sie am Morgen wieder herabspringen können. Das Nest liegt meistens sehr versteckt im dichten Gesträuch und enthält in den ersten Jahren 6—8, später gegen ein Dutzend weiße, wie beim Puter gelbgesprengte Eier. Diese legt das Weibchen einzeln, und beginnt die Bebrütung erst, wenn das letzte gelegt ist. Nach 27—30 Tagen schlüpfen die Küchlein aus und verweilen die ersten 24 Stunden unter dem Leibe der Mutter nahrungslos. Nach dieser Zeit verlassen sie das Nest und suchen sich Insekten und weiche saftige Kräuter zur Nahrung. Nesseln und Hollunderblumen sollen für sie Gifte sein. Sie haben nur ein einfarbig aschgraues Dunenkleid. Jeden Abend sammeln sie sich unter Anführung der Mutter an einem andern Orte und übernachten nie an derselben Stelle. Nach Verlauf eines Monats zeigt sich die erste Spur des Federnbusches und Sporns, als Zeichen des Männchens, allmälig wachsen auch die andern Federn hervor. Die Jungen sind um diese Zeit äußerst empfindlich, und bei gezähmten gehen daher grade jetzt die meisten zu Grunde. Überhaupt verlangt der junge Pfau eine sehr sorgfältige Behandlung nicht blos, wenn er bei uns gedeihen soll, sondern auch besonders günstige Localitäten, an denen er sich ausbreiten und seinem Naturell so viel wie möglich folgen kann. Enge Stallräume verträgt er gar nicht, und weite, zum Theil buschige Höfe, deren nahe gelegene große Dunghaufen ihm nicht blos von Unten Wärme geben, sondern auch Stoff zum beständigen Nahrungssuchen darbieten, gefallen ihm am meisten. Nasse feuchte Niederung meidet er, und die Jungen sterben schon bald, wenn sie genöthigt sind, auf solchem Boden, oder in kalten gepflasterten Ställen ihre ersten Lebensmomente zu vollenden. Man muß sie Anfangs mit gehackten Eiern, weichem Käsematten und eingeweichten Semmeln ernähren, und erst nach einem Vierteljahr an zerschrotene Gerste und Getreide gewöhnen; auch vor den alten Pfauen hüten, indem letztere nicht blos gegen alles andere Hofgeflügel, sondern auch gegen ihre eigenen Nachkommen

ifch gefinnt ſind, und über dieſelben herfallen, wie es
n grade einfällt. Der Pfau ſteht nämlich an Herrſch-
t den Hähnen nicht nach und duldet kein Männchen
n ſich, ſelbſt nicht den erwachſenen Sohn, deſſen jün-
n Kräften nicht ſelten der Vater im Kampfe unterliegt,
n zur Brunſtzeit beide auf die Hennen Anſprüche
ben. Man pflegt daher zu fünf Weibchen nur einen
n zu halten und erſt bei größerer Menge der erſteren
ien zwei Hähne neben einander beſtehen. Da indeſ-
der Pfau jetzt nirgends mehr als Leckerbiſſen betrach-
wird, und auch im Wohlgeſchmack dem Truthahn
ſtehen ſoll, ſo iſt ſeine mit manchen Mühen verbun-
Erziehung Grund genug, ihn nicht leicht jene für
Beluſtigung am Vogel hinreichende Anzahl überſchrei-
zu laſſen. Er erreicht ſelbſt in der Gefangenſchaft
Alter von 25 Jahren, wie ſchon Ariſtoteles (Hist.
n. 162. 30. ex rec. *E. Bekkeri*) richtig angibt, ohne
urch den Erzählungen der Alten, daß er über 100
re alt werden könne, vorgebeugt zu haben. Im drit-
Jahre wird er mannbar, und ſeine Brunſtzeit tritt
hrlich nur einmal im Frühjahre ein; die Mauſer fällt
ben Herbſt, mit welcher auch die Bürzelfedern aus-
n und ſich von da bis zum Frühjahr wieder bilden,
ſam an Größe zunehmend, ſodaß zur Zeit der Brunſt
Männchen ſeinen Schmuck wieder vollſtändig beſitzt.
n behauptet, daß die Federn des Nackenbuſches nicht
gemauſert würden. Zur Brunſtzeit verrathen beide
chlechter einen ſehr ſtarken Trieb, der ſo weit geht, daß
nen ſich die Genitalien gegenſeitig reizen, wenn ihnen
Hähne fehlen, und dadurch dotterloſe Eier (Zephyr-
e) hervorbringen. Die Hähne dagegen ſind dann ſo
, daß ſie auch ſolche Hennen befruchten, welche das
Oviduct befindliche Ei noch nicht gelegt haben, und
s dadurch abtreiben, falls ihnen nicht die erfoderliche
ahl von 5—7 Hennen zu Gebote ſteht. Übrigens
nt mit dem Übergange in die mehr nördlichen Kli-
e der Geſchlechtstrieb abzunehmen, inſofern ſich Hähne
dieſen auch wol mit 3—4 Hennen begnügen, und
Hennen hier meiſtens nur 5—6 Eier legen. Es iſt
um ſo merkwürdiger, als der erwachſene Pfau Tem-
turunterſchiede ſehr gut erträgt, und ſelbſt im Spät-
ſie noch viel lieber auf den Dächern zwiſchen Schnee
Reif, als im Stalle, übernachtet.

2) Der japaniſche Pfau (P. spiciferus *Buff.* muticus *Linn.*) iſt dem indiſchen in allen Theilen ähn-
, nur nicht im Federnbuſch, welcher blos aus zehn
alen ſtufigen Federn von gewöhnlicher Bildung be-
; zugleich ſind die nackten Stellen am Kopfe größer
röther, die Federn des Rückens kleiner, die des Bür-
bei gleicher Bildung minder zahlreich und die Augen
ihnen größer; die Halsfedern ſind beſtimmter grün
Goldglanze, aber die Flügeldeckfedern ſcheinen ganz
arzgrün zu ſein, bis auf die, welche an der Hand
n, und ebenfalls eine rothgelbe Farbe mit ſammt den
wingen haben. Füße und Schnabel zeigen keinen Un-
chied, denn der Sporn, den man früher als fehlend
ahm (daher Linné's Name muticus), iſt in der That
anden.

Von dieſem das Innere Japans bewohnenden Vogel hatte man lange Zeit keine andere Kunde als durch ein japaneſiſches Gemälde, mit welchem der damalige Beherrſcher Japans dem Papſte ein Geſchenk gemacht hatte. Ulyſſes Aldrovandi ließ dieſe Zeichnung in ſeiner Historia avium copiren und beſchrieb (II. p. 17. lib. 13. c. 3) danach den Vogel, welche Beſchreibung alle ſpätern Schriftſteller benutzten. Endlich ſah Le Vaillant ein Individuum am Cap in der Sammlung von Bones, zeichnete den Kopf und ſandte ihn an Temminck, der ihn in ſeiner Hist. génér. des Gallin. Vol. II. p. 57. pl. ſtechen ließ, und eine verbeſſerte Beſchreibung nach Le Vaillant's Berichten gab. Neuerdings hat man ihn mehrmals nach Europa gebracht, und von einem ſolchen Exemplar, das ſich im Muſeum zu Paris befindet, gab Vieillot (Galer. des Ois. III, 14. pl. 202) eine ziemlich gelungene Abbildung. (*Burmeister.*)

PAVONA (Francesco, da Udine), ein Maler der bologneſiſchen, oder, was wol richtiger iſt, aus der venetianiſch-lombardiſchen Schule, geb. 1695, geſt. 1773, wird von Lanzi, welcher ihn unter die bologneſiſchen Maler der vierten Epoche zählt, als ein guter Ölmaler geſchildert, der ſich auch beſonders in Bildniſſen auszeichnete, deren er viele in Paſtell trefflich vollendete; die meiſten davon malte er in Genua, nachdem er früher längere Zeit in Mailand ſtudirt hatte; ſeine Lehrer waren Antonio Carnio und J. Joſ. da Sole.

Pavona arbeitete ſpäter in Spanien, Portugal und Teutſchland, theils für die Höfe jener Reiche, theils für die Kirche, wie er denn in Liſſabon mehre Kirchen mit ſeinen Arbeiten ſchmückte. In Dresden verweilte er längere Zeit, machte ſich hier auch am Hofe durch ſeine Kunſt bekannt, verheirathete ſich auch hier und kehrte dann nach Bologna zurück, wo er die freundlichſte Aufnahme in dem Hauſe der Familie Carrara fand, die ihn und ſeine Kunſt hoch ehrte. Später ließ ſich Pavona in Venedig nieder, wurde da Mitglied der Malerakademie und ſtarb in dieſer Künſtlerſtadt im höhern Greiſenalter. (*Frenzel.*)

PAVONARIA, nannte Cuvier (le règne animal T. 5. p. 319) eine Polypengattung, welche von ihm ſchon richtig zur Familie der Meerfedern (Pennatulina, ſ. d. Art.) gezogen wurde und mit ihnen im Bau der einzelnen Thiere vollkommen übereinſtimmt. Wegen der auf acht beſchränkten, gefiederten, nicht zurückziehbaren Arme nannte Ehrenberg die ſo gebildete Gruppe der Polypen Octactinia (Die Korallenthiere des roth. Meeres ꝛc. S. 53). Ich ſehe dieſe Gruppe als eine Ordnung an (vgl. mein Handb. der Naturgeſch. II, 447), und theile ſie nach der Bildung des gemeinſchaftlichen Polypenſtammes in die Octact. zoocoralline, denen ein hartes Gerüſt im durchaus weichen fleiſchigen Stamm fehlt; in die Oct. amphibola, die zwar eine knochenharte Are im Stamm haben, aber nicht mittels dieſer feſtſitzen; und in die Oct. phytocorallina, bei denen dieſe kalkige Are überwiegt und das Hauptbefeſtigungsmittel der baumförmigen Thierfamilie bildet. Die Gattung Pavonaria gehört zu den Oct. amphibolis, wohin ich außer den Pen-

die man häufig nach Moskau bringt, ungeachtet hin beinahe 100 Meilen sind. (*I. C. Petri.*)

WNEES, indianische Völkerschaft, welche, drei esitzend und 2000 Krieger, 2170 Weiber und der zählend, einen Theil von dem nordamerikaouisiana bewohnt. (*Fischer.*)

WOLOCZ, PAWLOCZ, Stadt in der russitthalterschaft Kiew, Kreis Makhnowka, liegt 60 ilen von Kiew entfernt an der Raslavica, hat mt, 396 Häuser und 2450 Einw. (*Fischer.*)

WTUXET. 1) Dorf im nordamerikanischen Cranston, Grafschaft Providence, Freistaat Rhomit 8000 Einw. 2) Fluß in demselben Staate, n Westen des Landes sich aus zwei Quellflüssen d sich bei dem Dorfe Patuket mit dem Flusse mens vereinigt. (*Fischer.*)

X. Unter dem Namen der Eirene (s. d. Art.) Friedensgöttin haben die Griechen schon früh ein s göttliches Wesen verehrt, obgleich dieser Cult auf dern Boden gewurzelt haben mag als der der theiten Ares und Athene; denn darf man sich aus lschweigen des Homer einen Schluß erlauben, so e diesem Dichter fremd zu sein, während Hesiod ner Tochter des Zeus und der Themis, zu einer der Eunomia, der Dike und der Horen oder einer Hore macht (Theog. 902). Sie ist hier rsteherin bürgerlicher Eintracht im Innern der als Beschützerin eines ruhigen Verhältnisses verStaaten zu einander. Mit Hesiod stimmen Pin). XIII, 7 die Dike und die ihr sittengleiche (ὁμόEirana die Schaffnerinnen des Reichthums nennt, llodor (I, 3, 1). In Athen stand theils am m eine Statue der Eirene neben der der Hestia , 18, 3), theils auf dem Markte in der Nähe der der Stammheroen die der Friedensgöttin, welche hn, den Plutos, hält (ib. I, 8, 2); das letztere Werk des Kephisodotus (ib. IX, 16, 2), d. h. ch des ältern attischen Künstlers dieses Namens, er 102. Olympiade angehört (*Sillig*, Catal. Ar45). Nach Nepos (Timoth. 2) wären in Athen in zuerst nach dem von Timotheus über die Laer errungenen Sieg bei Leucas und dem dann n geschlossenen Frieden Altäre und ein Pulvinar dies ist ein Misverständniß, da nicht nur nach (Cim. 13) mehre gemeldet haben, daß in Folge annten Friedens des Cimon oder Callias die Athe-Eirene einen Altar errichtet haben, sondern schon iker Aristophanes unblutige Opfer der Friedenswähnt (Pac. 1019), was nach den Schol. zu telle am Feste der Synoikesia oder Synoikia den atombáon, veranstaltet wurde; in einer Inschrift 95, 3 (Corp. Inscr. Nr. 150. §. 47) wird n Weihgeschenken des Opisthodomos des Parthe vergoldete elfenbeinerne Statue der Eirene er. Die Erklärung jenes Misverständnisses gibt Isole Antidos. p. 69 Or.), wornach dem Andenken n Timotheus durch seinen Sieg erzwungenen Friejährliches Opfer gebracht wurde; nicht also daß vorher die Göttin in Athen kein Opfer gehabt hatte, die im Gegentheil sogar alle Jahre ihr regelmäßiges Opfer erhalten haben mag; aber das hatte jener Friede des Timotheus vor allen andern voraus, daß an seinem Jahrestage beständig ein Opfer gebracht wurde. In einer von Böckh theils in den Beilagen zum Staatshaush. (T. VIII), theils im Corp. Inscr. (Nr. 157) herausgegebenen und erläuterten Inschrift, welche Abrechnungen aus den Jahren Ol. 111, 3 u. 4 enthält, wird auch eine Summe von 924 Drachmen oder 231 Thalern angeführt, welche die abrechnende Behörde aus dem Ertrage des Hautgeldes von den Strategen aus einem der Eirene gebrachten Opfer erhalten habe; die Feldherren scheinen daher dieses dargebracht und veranstaltet zu haben. Wo nun aber in Athen der Altar der Eirene gestanden habe, wird, meines Wissens, nirgends berichtet.

In Rom hatte die Par vor August keine besondere Verehrung; sie war gewissermaßen schon in dem des Janus enthalten; aber unter August wurde 741 d. St., 18 v. Chr., und zwar vielleicht jetzt zum ersten Mal, auf Beschluß des Senats eine ara pacis Augustae auf dem Marsfelde errichtet, in Folge dessen im Calendarium Amiterninum beim 4. Juli angemerkt ist Fer. ex S. C. Q. E. D. (d. h. Feriae ex Senat. Consulto, quod eo die) ara pacis Aug. in camp. Mar. constituta est Nerone et Varo cos. Veranlassung zu dieser Ehre scheint die in diesem Jahre erfolgte glückliche Rückkehr des August nach Rom nach Beendigung der galatischen, germanischen und iberischen Angelegenheiten gegeben zu haben, und wenn Dio Cassius (LIV, 25) berichtet, daß der Senat damals unter andern Ehrenbezeigungen auch die Errichtung eines Altars in der Curie wegen seiner glücklichen Rückkehr decretirt, August aber diese Ehre abgelehnt habe, so ist es entweder blos der Platz, wo, oder der Name, unter welchem der Altar errichtet werden sollte, was er von sich gewiesen; denn bei Dio scheint doch ein Altar Fortunae reducis gemeint zu sein, während der wirklich, aber nicht in der Curie, sondern auf dem Marsfeld errichtete Altar eine weniger persönliche, mehr allgemein staatliche Beziehung hatte. Nachdem einmal dieses Beispiel gegeben war, wurde, wie es scheint, dem August zu Liebe diese Ehrenbezeigung öfters erneuert; in den prænestinischen Fasten ist beim 29. Januar angemerkt: Feriae ex S. C., quo[d eo] die ara pacis augusta[e in campo] Martio dedicata [e]st Druso et Crispino c[os]. Hiernach ist also 745 der St., 22 v. Chr., und zwar wieder auf dem Marsfeld ein Altar des von August hergestellten Friedens errichtet worden. Veranlassung dazu lag vielleicht in der am Schluß des J. 744 aus Gallien erfolgten Rückkehr des August, des Tiberius und Drusus, nachdem durch Tiberius in Pannonien, durch Drusus in Germanien Siege errungen worden waren. Nicht zu entscheiden wage ich, ob hiermit im Zusammenhang stehe, wenn Dio Cassius (LIV, 35) am Schluß des Jahres 744 bemerkt, August habe die von Senat und Volk zur Errichtung von ihm geweihten Statuen gesammelten Beiträge nicht zu diesem Zweck verwenden lassen, sondern dafür Statuen der öffentlichen Gesundheit, Eintracht und des Friedens errich-

tet. Dagegen erwähnt Ovid (Fast. I, 709 sq.) dieſe letzte Feſtlichkeit deutlich: Ipsum nos carmen deducit Pacis ad aram. Haec erit a mensis fine secunda dies. Frondibus Actiacis comptos redimita capillos Pax ades, et toto mitis in orbe mane. Derſelbe Dichter gedenkt auch am Ende des dritten Buchs eines am 27. März begangenen gemeinſamen Feſtes des Janus, der Concordia, Salus und Pax: Janus adorandus, cumque hoc Concordia mitis, Et Romana Salus araque Pacis erit.

Einen eigentlichen Tempel des Friedens hat Rom nicht vor Veſpaſian gehabt; über den von dieſem Kaiſer errichteten Friedenstempel wird in der Topographie von Rom gehandelt werden; hier genüge Folgendes. Veſpaſian hat ihn nach ſeinem Siege über die Juden ganz in der Nähe des Forum errichtet und im J. 75 n. Chr., 828 d. St., geweiht (*Sueton.* Vesp. 9. *Dio Cass.* LXVI, 19). Obgleich der Bau ſehr beeilt wurde, iſt es doch einer der ſchönſten Tempel, wie ihn denn Plinius (XXXVI, 24) „zu den ſchönſten Werken der Welt" zählt, Herodian (I, 14) den größten und ſchönſten aller Werke der Stadt nennt, der auch wegen ſeiner Sicherheit, (d. h. wol wegen der ihm verliehenen Aſylie) der reichſte aller Tempel wäre, geſchmückt mit Weihgeſchenken von Silber und Gold, wo auch viele Privaten eben der Sicherheit wegen ihre Schätze aufbewahrten. Die Mauern waren inwendig mit Tafeln von vergoldetem Erze bedeckt. Hier waren die von Titus aus dem von ihm zerſtörten Tempel von Jeruſalem entführten heiligen Gefäße (*Joseph.* bell. Jud. VII, 5, 7), hier manche der ſchönen Kunſtwerke, welche Nero aus Griechenland geraubt, mit denen er ſein „goldenes Haus" geſchmückt hatte, aufgeſtellt, z. B. das berühmte Gemälde des Jalyſſus von Protogenes (vergl. *Paus.* VI, 9, 3). Es iſt auffallend, daß auf den Münzen Veſpaſian's von allen Gottheiten am allerhäufigſten die Friedensgöttin und zwar ohne Unterſchied des Jahrs und des Metalls, mit der Aufſchrift Paci Augusti, oder Paci orb. terr. Aug. oder Pacis event.. aber auf keiner derſelben der Friedenstempel dargeſtellt iſt (*Eckhel.* D. N. VI, 334), obgleich ſchon der Umſtand, daß die vierte von den Regionen der Stadt ſpäter templum Pacis benannt wurde, allein ſchon für die Bedeutung des letztern ſpricht. Unter Commodus brannte der Tempel plötzlich, ob in Folge eines Blitzes, oder woher ſonſt, bleibe dahin geſtellt, ab, im J. 944 d. St., 191 n. Chr. Doch mag er ſpäter wieder hergeſtellt ſein, da einige ſchöne große Säulen von ihm erhalten ſind; vergl. die Monographie von *Nibby*, Del templo della Pace (Rom 1819).

Auf den römiſchen Münzen aus der Kaiſerzeit findet ſich die Pax häufig dargeſtellt mit den Inſchriften Paci, Paci Augustae, Paci Augusti, Paci perp[etuae], Pax, Pax Aug., Pax Augg., Pax Augusti, Pax aeterna, Pax perpetua, Pax orbis terrarum, AR. PAC. oder ausgeſchrieben Ara Pacis, Pacis Event. oder Eventum, und ebenſo auf griechiſchen Münzen aus der Kaiſerzeit *EIPHNH*, oder *EIPHNH ΣEBAΣTH*. Als Inſigne und Sinnbild der Göttin auf Münzen iſt am häufigſten ein Olivenzweig, Olivenkranz, ein Lorbeerzweig, zwei in einander verſchlungene Hände, der Caduceus, ein oder mehre Ähren, ein Füllhorn; am häufigſten iſt es alſo eine ſitzende oder ſtehende, meiſt ganz bekleidete weibliche Figur, die in der einen Hand eine hasta pura oder den Caduceus, in der andern den Ölzweig oder ein Füllhorn hält, oder Waffen und Spolien verbrennt. Vergl. *Rasche*, Lexic. univ. rer. num. s. v. (*H.*)

PAX, Pacem dare, etc. Nachdem in der Meſſe das Vaterunſer beendigt iſt, ergreift der Prieſter mit dem Daumen und Zeigefinger der rechten Hand die Patene, wiſcht ſie mit dem Purificatorium in der Linken leicht (aliquantulum) ab, legt dann das Tuch in genau beſtimmter Diſtanz bei Seite und die linke Hand auf das Corporale: mit der Rechten hält er die Patene zwiſchen Mittel- und Zeigefinger über den Altar und zwar ſo, daß ihre innere und vergoldete Seite der Hoſtie zugekehrt iſt. So beginnt er das Gebet: Libera nos, quaesumus, Domine, ab omnibus malis praeteritis, praesentibus et futuris: et intercedente b. et gloriosa semper virgine Dei genitrice Maria cum b. apostolis tuis Petro et Paulo atque Andrea et omnibus sanctis — Iſt er bis zu dieſer Stelle gekommen, ſo erhebt er die Patene etwas in die Höhe, küßt ſie (doch nicht auf der Stelle, wo die Hoſtie zu liegen pflegt) und bekreuzet ſich dann mit ihr von der Stirn zur Bruſt, indem die linke Hand auf die Bruſt gelegt iſt. Während dieſer Ceremonie hat er das angefangene Gebet mit den Worten fortgeſetzt: da propitius pacem in diebus nostris. Bei den folgenden: ut ope misericordiae tuae adjuti et a peccato simus semper liberi et ab omni perturbatione securi hat er mit dem linken Zeigefinger die Hoſtie wieder auf die Patene gebracht und ſie mitten auf das Corporale geſtellt. Weiter legt er die Linke an den Fuß des Kelches, nimmt mit der Rechten die Palla von demſelben und adorirt ihn. Sich erhebend ergreift er die Hoſtie zwiſchen Daumen und Zeigefinger beider Hände, hält ſie über den Kelch und bricht ſie mit den Worten: per eundem dominum nostrum, Jesum Christum, filium tuum — wo möglich grade in der Mitte durch. (Wie das zu bewirken, darüber ſprechen ſich die Rubriciſten auf das Genaueſte aus.) Die Hälfte in der rechten Hand legt er wieder auf die Patene, von der in der Linken bricht er erſt wieder eine Partikel ab und legt ſie dann zu der andern mit den Worten: qui tecum vivit et regnat in unitate spiritus sancti Deus. Während er den Kelch am Fuße mit der Linken ergreift, hebt er die kleine Hoſtienpartikel mit der Rechten über den Kelch und ſingt: per omnia saecula saeculorum, worauf Amen reſpondirt wird. Er beſchreibt dann mit der Partikel über dem Kelche dreimal das Kreuzeszeichen und ſagt: Pax † Domini sit † semper vobis † cum, worauf et cum spiritu tuo reſpondirt wird. Sodann läßt der Prieſter die Partikel in den Kelch fallen und ſpricht das Gebet Haec commixtio. Nach dieſem Gebete folgt das Agnus Dei (ſ. d. Art.) und eine neue Bitte um die Gabe des Friedens: Domine Jesu Christe qui dixisti apostolis tuis: pacem relinquo vobis, pacem meam do vobis, ne respicias peccata mea sed fidem ecclesiae tuae, eamque secundum voluntatem tuam pa-

cificare et coadunare digneris. Qui vivis et regnas etc. — In einer missa solemnis [nur darf es keine Todtenmesse sein, in der auch das Gebet: Domine Jesu Christe wegfällt [1])] schließt sich die Ceremonie an, welche man pacem dare nennt (vergl. *Du Cange* s. v. Pax). Der celebrirende Priester küßt den Altar: während dessen ist einer der Assistenten zu seiner Rechten niedergekniet und hat ihm die tabella pacis, instrumentum p., osculatorium zum Küssen übergeben, ein Täfelchen, worauf Christus selbst oder ein Kreuz u. dgl. abgebildet ist. Hernach wird diese Tafel von dem Assistenten den anwesenden Prälaten ꝛc. zum Kusse dargereicht, und jedesmal mit einem velum, das die Zeitfarbe trägt, abgewischt. Der gegenseitige Gruß ist Pax tecum. Laien wird nur bei besonders feierlichen Anlässen, z. B. bei Krönungen dem Gekrönten das Osculatorium überbracht. In sehr vielen Gegenden ist übrigens der Gebrauch dieser Tafeln gar nicht üblich, sondern der Celebrant umfaßt zuerst den Diakonus mit den Worten: Pax tecum und beide berühren sich leicht mit ihren linken Wangen. Auf ähnliche Weise wird dann der Friede vom Diakonus dem Subdiakonus mitgetheilt, der dann von einem Akolythen begleitet den im Chore anwesenden, nach strenger Rangordnung, den Frieden ertheilt; die Akolythen empfangen ihn von seinem Begleiter. Bei einem sehr feierlichen Hochamte, wo z. B. ein ganzes Domcapitel zugegen ist, geht über dieser Ceremonie eine geraume Zeit hin.

Natürlich hat auch dieser Theil der Messe erst allmälig die jetzige Gestalt angenommen. Das Gebet Libera nos quaesumus wird Gregor d. Gr. zugeschrieben, das Pax Domini von einigen dem Ambrosius. Bestimmtes läßt sich darüber nichts feststellen (vergl. übrigens *Gavanti* Thes. S. R. I. p. 577 sq.). Nach Stellen des N. T. z. B. 1 Kor. 16, 20. 2 Kor. 13, 12. 1 Petr. 5, 14 u. a. war von alten Zeiten her bei den Agapen und der Eucharistie der Friedenskuß gebräuchlich. So heißt es schon bei Justin (Apol. I. c. 65): *ἀλλήλους φιλήματι ἀσπαζόμεθα παυσάμενοι τῶν εὐχῶν.* Später ertheilte der Bischof diesen Kuß dem Diakon und dieser foderte mit den Worten: *ἀσπάσασθε ἀλλήλους ἐν φιλήματι ἁγίῳ* die Gemeinde dazu auf. Männer und Männer, Frauen und Frauen umarmten sich. Übrigens hatte in verschiedenen Liturgien dieser Friedenskuß eine verschiedene Stelle (vergl. Augusti Denkw. 8. Bd. S. 366 fg. Rheinwald, Arch. S. 361. *Müller*, De osculo sancto [Jen. 1675]. *M. Kempius*, De osculo etc. [Lips. 1565.] J. G. Lange, Vom Friedenskusse der alten Christen [Leipz. 1747]. Gräser, Kath. Lit. I. S. 167 fg.). Schon die spätern Kirchenväter klagen über eingeschlichenes Formelwesen bei diesem Küssen, doch fand es noch unter Innocenz III. statt. Hernach wurde die Kußtafel eingeführt, nach Gavanti „tanquam cautela contra fraudes, quae diaboli arte inter se invicem osculantes irrepserant." — Kleiner Abweichungen von der heutigen römischen Liturgie wird bei Gavanti u. A. gedacht. Gräser erwähnt Missalien von Bamberg und Würzburg, nach welchen vor der Ertheilung des Friedens nicht der Altar, sondern das im Buche zum agnus dei gezeichnete Lamm oder Kreuz geküßt wurde. In einem Missal der Diöcese Metz findet sich als Formel bei der Ertheilung des Friedens abweichend vorgeschrieben: Pax tibi frater et ecclesiae sanctae Dei; in einem alten Miss. Itinerantium v. 1507 findet sich vor dem pax tecum die Formel: Habete vinculum pacis et cantatis ut apti sitis sacrosanctis mysteriis Christi, und so möchten sich noch andere Abweichungen auffinden lassen.

Die katholischen Liturgiker sind auch bei diesem Theile der Messe bemüht gewesen, für alles Einzelne einen passenden Sinn nachzuweisen. Wird die Messe nur auf das Leiden Christi gedeutet, so soll man bei dem Brechen der Hostie betrachten, wie Christus gestorben ist. Die in den Kelch fallende Hostienpartikel zeigt die Höllenfahrt an: wenn der Priester bei dem Agnus Dei an die Brust schlägt, soll man sich des Volkes erinnern, das unter dem Kreuze an die Brust schlug u. s. w. Von dieser speciellen Deutung auf die Passion abgesehen, ist offenbar der besprochene Theil der Messe derjenige, wo man von dem im Sacrament gegenwärtigen Christus seine schönste Gabe erwartet, den Frieden, welchen die Welt nicht geben kann. Dahin zielt der Sinn der Gebete, dahin die Ceremonie des Friedenskusses, der auf das Anschaulichste zum Verständnisse bringen soll, wie der von dem Auferstandenen verkündete Friede wirklich in seine Gemeinde eingekehrt ist [2]). Aus den bezüglichen Schriften Luther's kann nachgewiesen werden, daß er (das Agnus Dei ausgenommen) diesem ganzen Abschnitt der Messe sehr feind war. Seine Äußerungen liefern davon manchen derben Beweis. Von dem Gebet: Libera nos heißt es „Da müssen abermal die Heiligen her, daß sie Christum selbst auch und uns gegen Gott versöhnen, will auch gute Tage ohne Bekümmerniß haben. Das Gebet hat auch Gott erhöret und den Pfaffen gute Tage gegeben." Weiter: „Der unnütze Wäscher redet abermal von Vielen und nimmt es doch allein." Daher heißt es natürlich in der Ordnung der teutschen Messe: „Das Gebet, wir bitten, erlöse uns, wird mit allen Schirmschlägen über die Hostie ausgelassen." Überhaupt behält Luther blos das pax domini bei, welches der Priester gegen das Volk gewendet sprechen soll. Die Ertheilung des Friedens hat nie in der protestantischen Kirche stattgefunden: der Friedenskuß ist dagegen bei einigen kleinern Religionsparteien wieder üblich geworden. (*Daniel.*)

PAXAE, PAXI, zwei kleine, nahe an der Küste von Epirus, in der Nähe des heutigen Parga unter 39° 16′ n. Br. und 38° 16′ östl. L. gelegene Inseln, jetzt unter den Namen Paro und Antiparo bekannt, bilden vereint den zur Republik der sieben ionischen Inseln ge-

1) Eben so in der missa praesanctificatorum am Karfreitage. Der Friedenskuß wird nicht ertheilt, denn der Fürst des Friedens ist verschieden.

2) Das sehnsüchtige Bitten um den Frieden geht durch die ganze Liturgie der katholischen Kirche. Deshalb im Brevier das fast das ganze Jahr hindurch gesprochene Suffragium pro pace und eine eigene Missa pro pace (Ep. 2 Macc. 1. v. 1—5. Ev. Joh. 20, 19—23). Collecte: Deus, a quo sancta desideria, recta consilia et justa sunt opera: da servis tuis illam, quam mundus dare non potest pacem: ut et corda nostra mandatis tuis dedita et hostium sublata formidine tempora sint tua protectione tranquilla.

[illegible] (Fischer.)

Paxaeus s. Paxeus.

PAXARIOS (Vogelinsel, Bird-Island). Diesen Namen führen drei Inseln, deren erste unter 19° 16′ n. Br. und 78° 24′ w. L. an der Ostküste von Cuba liegt, die zweite sich unter 29° 40′ s. Br. an der Küste von Chile findet, die dritte, 1542 von Juan Gaetano entdeckt, unter 30° 18′ n. Br. und 120° 45′ w. L. nördlich von der Insel Ulloa an der Westküste von Californien gesucht werden muß. (Fischer.)

PAXILLUS. Unter diesem Namen hat Mac-Leay zwei kleine Arten der Gattung Passalus, welche außer der geringen Größe noch durch den fünfgliedrigen Fühlerbau vom Haupttypus der Gattung abweichen, zu einer besondern Gattung erhoben (Horae entomol. Lond 8. I. 106). Somit würde diese Gattung der Section II. in unserer obigen Schilderung (3. Sect. XIII. 781 p. 103) der Gattung Passalus entsprechen, wenngleich Mac-Leay außer dem dort erwähnten P. crenatus nun noch den P. Leachii Nibi (P. brasiliensis Enc. meth. X. 21) zu Paxillus zog. Von der Lebensweise und dem Bau der Paxillen gilt Alles bei Passalus darüber Bemerkte, weshalb ich den Leser auf diesen Artikel verweise. (Burmeister.)

PAXIMADIA. Eine Insel unter 34° 54′ s. Br. und 24° 41′ ö. L. v. Gr. an der Südküste der Insel Candia. (Fischer.)

PAXILLA. [illegible] (Fischer.)

Paxo. s. Paxos.

PAXTON. [illegible] (Fischer.)

PAXYLOMA. s. PAXYLOMA. Eine von Stephens (Illustr. of Brit. entom. 2 edit.) aufgestellte Gattungsbenennung, in der männlich Paxyloma heißt. Sie soll das Insect bezeichnen, das Latreille (Cor. regn. anim. V. 61) mit dem Namen Scolia in die Familie der Hymenopteren Evaniales stellte, und von dem Bernard (in Encyclop. méthod.) eine Abbildung unter dem Namen Ophion. entwarf. J. O. Westwood, der die Form in seiner Übersicht der englischen Insectengattungen Introduct. to the modern classific. of Insects. Gener. synops. 63. Vol. II. 134. Fig. 74. 17 zusammengestellt hat, gibt folgende Merkmale derselben an: Eine lange Marginalzelle und zwei Submarginalzellen, wovon die zweite gestielt und am Grunde zusammengezogen ist. Hinterleib mit einem langen gegliederten Stiel. Erstes Glied der Hinterfüße sehr lang und dick. Es gehört dahin, als einzige Art: P. buccata, welche mit Hybrizon latebricola *Fall.* (*Nees ab Esenbeck*. Monogr. Hymenopt. Ichneum. affinium. I, 27) einerlei ist und von Curtis unter dem neuen Gattungsnamen Plancus aufgeführt wurde (vergl. the entom. Magaz. I. 343 und III. 22). Westwood bringt übrigens diese Gattung in die Familie der Braconidae, welche Stellung allerdings die richtigere zu sein scheint. (Burmeister.)

PAXYODONTA s. PAXYODON, wahrscheinlich falsche Schreibart für Pachyodonta oder Pachyodon, eine von Schumacher (Essai d'un nouveau système des habitans des Testacés, Kopenh. 1817. 4. av. fig.) unter diesem Namen aufgestellte Muschelgattung, welche mit der Lamarck'schen Gattung Hyria entweder identisch, oder doch nahe verwandt ist, und sich an unsere Süßwassermuscheln Unio und Anodonta, zumal an die erstere, sehr anschließt (vgl. diese Art.). (Burmeister.)

PAY, oder PAY-HO. 1) P. großer chinesischer Fluß, welcher in der Scharramongolei entspringend, sich darauf in südöstlicher Richtung und die große Mauer dreimal durchbrechend nach Petscheli wendet, hier die Flüsse Hoen, Teeho und Houta aufnimmt und sich süd-

lich auf Peking wendend, endlich das Meer unter 30° 3′ n. Br. in dem Busen Leao-tong erreicht. Da er durch den Yamleamhokanal mit Peking in Verbindung steht, so ist er stets von einer großen Menge von Booten bedeckt. 2) Pay-hou, großer See in der chinesischen Provinz Petscheli, welcher die Flüsse Heuto und Fouyan aufnehmend durch den Hou-to mit dem Pay in Verbindung steht und sich durch den Reichthum an Fischen auszeichnet. (*Fischer.*)

PAY nennt man bei der Wallonenschmiedearbeit das Gestübbe (die Kläre), welches von den Kohlen abfällt. (*Heine.*)

PAYAGUAS, Indiervolk am Paraguayflusse, welches den spanischen und portugiesischen Eroberern nicht nur entschieden entgegentrat, sondern durch häufige und wohlgeleitete Überfälle bis in die Mitte des vorigen Jahrhunderts sehr vielen Schaden zufügte. Sie lebten ehedem oberhalb der Fälle jenes Flusses, verstanden die Beschiffung desselben besser als irgend ein anderes Volk Paraguay's und besaßen so viele wohlbemannte und zum Kriege ausgerüstete Kähne, daß sie den Weißen die Herrschaft der Gewässer mit vielem Erfolge streitig machten. Mit ihren ehemaligen Stammfeinden, den Guaycurus, vereinten sie sich gegen die Colonisten von San Paulo, welche Anfangs die Eroberung von Paraguay betrieben, lösten aber 1778 dieses Bündniß auf, als der Besitz der Portugiesen unangreifbar geworden war. Seit jener Zeit leben sie am unteren Paraguay in der Nähe von Assuncion, haben sich aber häufig gegen die spanischen Colonisten Räubereien erlaubt, obgleich sie sich der Regierung unterworfen hatten. Sie sind daher sehr rücksichtslos verfolgt worden, haben aber ihr unstätes Piratenleben deshalb nicht aufgegeben. Die Zahl der wehrhaften Männer beträgt jetzt nur noch einige Hunderte (s. d. Art. Paraguay, S. 241). (*Pöppig.*)

PAYANNE, rohe unzugerichtete Seide aus dem Neapolitanischen. (*Karmarsch.*)

PAYAS. 1) Grobes baumwollenes Garn aus der Levante (von Aleppo). 2) Weiße rohe Seide ebendaher. (*Karmarsch.*)

PAYE. 1) Eine Rechnungsmünze des Königreichs Siam in Ostindien, wo sie zwei Clam, ungefähr sechs Pfennige, Werth hat. 2) Ein Gewicht daselbst von der Schwere von zwei Clam oder 24 Reiskörnern, indem ein Clam zwölf Reiskörner aufwiegt. 3) Eine zu Ormus am persischen Meerbusen gangbare Münze, welche zehn Besorchs gilt, ungefähr zehn Pfennige. (*K. Pässler.*)

PAYE (R. M.), englischer Maler und Kupferstecher in Punktirmanier, geb. gegen 1750. Sein Styl, sein Charakter ist der moderne des vorigen Jahrhunderts, nur daß er sich mehr der Genremalerei zuneigte, seine Arbeiten aber mit Geist und Leben behandelte. In der englischen oder Punktirmanier arbeitete er: Puss in durance, zwei Mädchen halten eine Katze. No dance, no supper, zwei Mädchen lassen eine Katze tanzen; beide Blätter in 4. Nach ihm haben viele gute Kupferstecher gestochen; als: Valentin Green, zwei Blatt Allegorien; C. H. Hodges, spielende Kinder; W. Ward, Gruppe von Kindern; Derselbe, ein Engel, Halbfigur. Praise, 4. bunt gedruckt; Pollard and Jukes, a timidy boy, ein Knabe mit dem Lichte in der Hand, durch einen Hof gehend. Fol., gutes Effectblatt. (*Frenzel.*)

PAYERNE, PÆTERLINGEN, PETERLINGEN, kleine Stadt von 346 Häusern und 2031 Einwohnern, Hauptort des darnach benannten Bezirkes und Kreises im eidgenössischen Canton Waadt, an der Broye und auf der großen Straße von Bern nach Lausanne, in einer fruchtbaren Gegend, wo indessen kein Wein gepflanzt wird, hingegen Getreide und auch Tabak. Die Sage läßt die Stadt schon unter römischer Herrschaft vorhanden sein: allein man hat durchaus keinen Beweis dafür. Der Name Paterniacum, unter welchem sie im Mittelalter vorkommt, erscheint auf keinem römischen Denkmal, und eine Inschrift, welche hier gefunden wurde (und die in *Orelli*, Collectio Inscriptionum latinarum 1. p. 117 aufgenommen ist), sowie einige andere Antiquitäten, beweisen keineswegs die Existenz eines bedeutenden Ortes. Glaubwürdiger ist die Nachricht, daß Marius, welcher 581 zum Bischof von Aventicum (Avenches) gewählt wurde, und dann den Sitz des Bisthums aus dieser verwüsteten Stadt nach Lausanne verlegte, eine Kirche für die Leute auf seinem Hofe in dieser Gegend erbaut und mit Einkünften ausgestattet habe. Dies scheint der Ursprung des Ortes zu sein, der dann allmälig in dieser fruchtbaren Gegend in Aufnahme kam. Die berühmte Königin Bertha von Burgund (s. d. Art.) stiftete hier 960 ein Benedictinerkloster, das durch ihre und folgende Vergabungen zu großem Reichthum gelangte. Um dieses Kloster blühte der Ort auf, der nach und nach zu einer Stadt wurde und zu wichtigen Freiheiten gelangte. Im J. 1225 machte Payerne ein Bündniß mit der Stadt Freiburg, unterwarf sich dann aber während der Zerrüttungen im Reiche nach der Mitte des 13. Jahrhunderts nebst dem Kloster der savoyischen Hoheit. Das Burgrecht mit Freiburg und ein andres mit Bern dauerte aber fort und wurde von Zeit zu Zeit erneuert. Durch den Einfluß von Bern wurde dann zur Zeit der Reformation bewirkt, daß den beiden eifrigen Reformatoren Viret und Farell der Zutritt mußte gestattet werden. Als hierauf die Berner 1536 dem Herzoge von Savoyen die Waadt entrissen, traten sie auch in die savoyischen Rechte über die Stadt und das Kloster Payerne ein. Ansprüche, die Freiburg erhob, wurden durch einen gütlichen Vergleich beseitigt. Das Kloster wurde dann aufgehoben und die Reformation, wie überall im bernerischen Gebiete, eingeführt. Der bernerische Landvoigt erhielt seinen Sitz in dem Kloster; allein seine Gerichtsbarkeit erstreckte sich nur über einige benachbarte Dörfer; in der Stadt hatte er nichts zu gebieten, sie wurde von ihrem Rathe regiert, dessen Schultheiß die Regierung von Bern aus den Bürgern von Payerne wählte. Das Hauptgeschäft des Landvoigts war die Verwaltung der ehemaligen Klostereinkünfte. Bei der Aufhebung des Klosters wurde die Klosterkirche, da die Stadt eine eigne Pfarrkirche hatte, in ein Magazin verwandelt. In diesem Magazine wurde im J. 1817 das Grab entdeckt,

welches man für das der Königin Bertha hält (s. d. Art.). In dem Klostergebäude ist jetzt eine Erziehungsanstalt für Mädchen. Der Kreis Payerne enthält 2518 Einwohner. Neben demselben gehören noch zu dem Bezirke Payerne die Kreise Grandcour und Granges. Die Bevölkerung des ganzen Bezirks beträgt 7207 Seelen. Die Broye verursacht durch Überschwemmungen zuweilen bedeutenden Schaden. Im ganzen Bezirke wird kein Wein gebaut, desto reicher ist er an Getreide. (*Escher.*)

PAYKÜLL, ehstländische Familie, deren Stammhaus Turpsal in dem Kirchspiel Jewe des wesenbergschen Kreises gelegen, erwies am 10. Juni 1746 ihren Adelstand aus heermeisterlichen Zeiten, und ist nach Stiernmann schon im 15. Jahrhundert in Ehstland besitzlich gewesen: doch erscheint sie nirgends in des Ordens Urkunden, soweit dieselben bis jetzt veröffentlicht. Den Namen mag die Familie wol von dem Dorfe tho Peikull, im Fellinschen, das in einer Urkunde vom 5. Febr. 1533 vorkommt, entlehnen. Des Jürgen Claëssen Paykúll auf Innis und Turpsal Sohn, Georg Paykúll, geb. zu Reval, den 2. Mai 1605, diente mit Ruhm in dem teutschen Kriege von 1631 an, wohnte 1648 in des Generalissimus Namen den zu Prag gepflogenen Tractaten bei, und wurde als Generallieutenant von der Infanterie am 20. Sept. 1651 in den schwedischen Freiherrenstand erhoben, auch mit 82½ Mantal Land im Wöro-Kirchspiel, oder mit der Freiherrschaft Wöroborg beschenkt. Seine Introduction erfolgte im J. 1652, und 1654 wurde er in den Reichsrath aufgenommen. Er starb zu Stockholm, den 1. Febr. 1657. Vermählt seit dem 27. Juli 1652 mit Sigried Horn (starb 1663), des Reichsrathes und Freiherrn Claës Christensson Horn auf Ämine Tochter, hinterließ er den einzigen Sohn Georg Paykúll, Freiherr auf Wöroborg, Herr auf Innis, Ferna, Willajake, Skellnörö und Thalbo, Rittmeister bei dem uplándischen Leibregiment, Cavalerie, und Kammerherr der Königin Hedwig Eleonora, der unvermählt in dem Treffen bei Lund, 4. Dec. 1676, den Tod fand. Otto Arnold Paykúll, verließ als ein Knabe von 15 Jahren die Heimath, 1677, und kam als Page an den Hof des Kurfürsten Johann Georg II. von Sachsen, bei dessen Nachfolgern Johann Georg III. und IV. und bei Friedrich August, er ebenfalls, überhaupt an die 20 Jahre, in Diensten gestanden hat. Er brachte auch einige Jahre in französischen und brandenburgischen Diensten zu; dem Kurfürsten von Brandenburg war er schon durch seinen Vater empfohlen, welcher brandenburgscher Oberst gewesen. Dieses Vater starb 1684, und sofort ließ der Sohn dessen Erbgut in Ehstland verkaufen, und dafür der Krone den gesetzlichen Zehnten entrichten. Niemals hat Otto Arnold dem König von Schweden gehuldigt, wol aber in der Mark Brandenburg sich ansässig gemacht und daselbst in dem oberbarnimschen Kreise die Güter Haselberg und Rädikow, vormals derer von Uchtenhagen Eigenthum, erworben. Bis zum Obersten hatte er es gebracht, als der König August von Polen ihn aufs Neue in seine Dienste berief, bewogen hierzu vornehmlich durch Patkul's Memorial vom 2. Jan. 1698, worin es heißt: „Der Oberste Paykul würde auch gar große Dienste bei diesem Werke (die Gemüther der Livländer für die beabsichtigte Invasion zu gewinnen) thun können, dannenher zu wünschen, daß Ihro Königl. Maj. denselben in Dero Diensten zu engagiren, allergnädigst resolviren mögten." Diesem Antrage wurde willfahret, und Paykúll erscheint 1700 in der zu einem Angriffe auf Livland gerüsteten sächsischen Armee als bestallter Generalmajor von der Infanterie und Oberster über ein Regiment Dragoner. Von Janiska aus schrieb er am 13. (3.) Febr. 1700 an den Generalgouverneur von Livland, den Grafen Dahlberg, jenen Brief, der später den Hauptvorwand geben mußte zu dem über ihn verhängten harten Schicksal. „Es kämen ihm," schreibt er, „die eine Zeither geführte schwedische Actiones sehr fremde und nachdenklich für, indem man zu Riga und anderwerts, nicht anders, als wann ein feindlicher Überfall zu besorgen stünde, so gar große Zurüstungen machte. Man bringe nicht anders, als wann man stündlich einen Feind vermuthete, Piquen, Sensen und Morgensterne auf die Wälle und Außenwercke, man führe auff der Seiten von Churland mehr Stücke zu Walle, man verstärcke die Wachten, bringe die Bürgerschafft ins Gewehr, habe auff den Gräntzen eine Reuter-Wache angeleget, und examinire alles was nach Riga komme, insonderheit Militair-Personen, von denen man wohl wüste, daß sie aus dem sächsischen Lager wären, viel schärffer als gewöhnlich, und gebe auff sie gar genaue Achtung, ja man hätte Leute ausgeschickt, und ihre Winter-Quartiere spioniren lassen. Man hätte auch endlich durch Thätlichkeit die gegen die Königl. Polnische daselbst stehende Völcker hegende übele Intention zu verstehen zu geben sich bemühet, indem als vor vier Tagen sechs Dragoner von dem Weissenfelsischen Regiment auff einmal desertiret, das in Oley stehende Schwedische Detachement sie unauffgehalten nach Riga passiren lassen, und gegen den nachfolgenden Lieutenant geschützet, welchem sie nicht verstattet, daß er denen Deserteurs nachreiten dörffen, sondern ihn gezwungen, seinen Weg zurückzunehmen. Er liesse dahin gestellt seyn, wie solches von Sr. Kön. Maj. in Polen auffgenommen würde werden, indessen erfodere seine Schuldigkeit, daß er wenigstens vor die Conservation Sr. Maj. unter seinem Commando vor jetzo stehender Truppen Sorge trage, und zu Verhütung ferneren Desertirens auch Ihre Churländische Frontieren mit einigen Dragonern besetzen lasse, welches der Herr Graf von Dahlberg umb so viel weniger würde übelnehmen können, als er Ihm hierin schon vorlängst vorgegangen wäre, verlangete aber eine deutliche Resolution wegen zurücke-Lieferung der Deserteurs." Unmittelbar nach diesem Schreiben wurden die ersten Feindseligkeiten begangen, die Koberschanze und Dünamünde von den Sachsen eingenommen: es ging aber im Laufe dieser Erfolge der commandirende General, der Generallieutenant Flemming, nach Warschau zurück, Paykúll allein sollte die Blokade von Riga fortsetzen, und zugleich den heranziehenden Schweden den Entsatz verwehren. Alle seine Entwürfe wurden vereitelt durch ein kleines Corps von 3200 Mann, welche der Generalmajor Maidel als Vortrab der schwe-

dischen Armee führte. Die in Livland bis Lemsal und Salis vertheilten sächsischen Commandos wurden leicht zerstreut oder aufgehoben, und Paykül selbst fühlte sich durch die Annäherung der Schweden gefährdet. Er verließ sein befestigtes Lager bei Neuermühlen, vermeinte Stand halten zu können bei Jungfernhof, wo, von Verschanzungen umgeben, er auch noch die befestigte Dünabrücke im Rücken hatte, und entwich abermals, und in großer Übereilung auf das linke Ufer der Düna, sobald Welling mit 10,000 Schweden sichtbar geworden. Der Herzog Ferdinand von Kurland, als General-Feldzeugmeister, dann der König selbst, übernahmen den Oberbefehl, und Paykül foderte, sofort nach Aufhebung der Belagerung von Riga, den Abschied, und ging auf seine Güter in der Mark Brandenburg. Da lebte er ruhig, bis er auf Patkul's Zureden neuerdings in sächsische Dienste trat. Als Generallieutenant befehligte er die sächsische Armee, die im Juli 1705 gegen Warschau anzog, während zu gleicher Zeit des Zaren Feldherr, Scheremetew, gegen Riga vordrang und bei Gemauerthof mit Lejonhufwud schlug. Es waren diese Operationen zwischen dem Zar und Paykül verabredet worden. Aber Scheremetew unterlag dem Glücke der schwedischen Waffen, und auch Paykül fand in Nieroth einen Gegner, dem er keineswegs gewachsen. Schon hatte Paykül nach einem glücklichen Vorpostengefecht, verstärkt durch 80—90 Fahnen von der Kronarmee, die Weichsel überschritten. „Nieroth, sobald er von der Feinde Ankunft Nachricht erhalten (21. Juli [1. Aug.] 1705), rückte aus seinem Lager ihnen entgegen in einer Linie, damit er eine desto größere Front gegen den mächtigen Feind machen könnte. Denn Nieroth wurde kaum 2000 Pferde stark gewesen zu sein und nur 60 Fuß-Knechte bey sich gehabt zu haben berichtet, da hergegen des gegentheils Corpo beynahe 4000 Sachsen und 6000 Pohlen ausgemachet. Die Sachsen hatten sich in drei Linien gestellet, die Pohlen aber hielten unter Kommentofski, Dönhof, Polaniecz, Wiesnowiecki und anderer Anführung auff denen Flügeln. Es war des Morgens um acht Uhr, als die Sachsen muthig von vornen den Angriff thaten, und zugleich die Pohlen denen Schweden im Rücken einhieben, sodaß es anfänglich schlimm genug aussahe. Denn sowohl Nieroth selbst, als die Obersten Kruße und Burenschild hatten jeder für sich so viel zu thun, daß sie sich unter einander zu secundiren nicht Zeit hatten, wodurch es denn geschahe, daß einige Schwedische Esquadronen in Unordnung geriethen, die sich aber bald hinwiederum setzten. Endlich wurden die auffm linken Flügel stehende Polacken gleichsam müde, und nahmen die Flucht, welchen Nieroth tapffer nachjagete, und sie ziemlich dünner machte. Der sich mit übriger Reuterey noch eine Zeit lang wehrende Paykül wurde hierüber gefangen. Gleichen Fortgang hatte auch Obrister Kruße, und hiedurch bekam Oberster Burenschild, welchem der gantze feindliche rechte Flügel auf dem Halse lag, mehr Lufft. Denn sobald Oberst-Lieutenant Sack mit einigen Esquadronen und denen 60 Fuß-Knechten ihm zu Hülffe kam, gab der Feind auch hier nach, und ob er sich gleich einmal widersetzete, so wolte er doch fernern Angriff nicht wagen, sondern retirirte sich nach der Weixel zurück, welche er in Unordnung passirte. Man verfolgete sie gar nicht weit; zumahl weil viele Cosaquen und Tartarn unterdessen über die Weixel gegangen und in Nieroth's Lager gefallen waren, so kehrete ein Theil derer Schweden dahin zurück, und jagte diese Raub-Vögel in Strohm, daß viele davon ersauffen musten. Umb Glocke 2 Uhr Nachmittage war alles vorbey, und setzte sich Nieroth wieder in seinem vorigen Lager, den gefangenen General-Lieutenant Paykül mit etlichen andern Officieren und über 100 Gemeine als Gefangene mit sich führende. Auff dem Platze lagen einige 100 Todten. Das Schlimmste vor die Sachsen war des Paykül Gefangenschafft, da dieser viel Schrifften bei sich gehabt, in welchen der Entwurff alles Vorhabens vor dieß Jahr enthalten, und daß dieses geändert werden müssen, nachdem die Schweden solcher Gestalt Bericht davon erhalten." Paykül selbst verhehlte sich keineswegs die Gefahren, welchen er, der geborne Unterthan und der Gefangene Karl's XII., ausgesetzt. Er schrieb alsbald an den König, in „mannhafter, doch eindringlicher Ehrerbietigkeit die Gründe vorzutragen, welche ihn hoffen lassen konnten, daß er nicht ungnädiger, als andere gefangene sächsische Generals zu tractiren seyn würde, es gieng auch seine Gemahlin nach Berlin, damit des Königs von Preußen Vorwort diesem Bitt- und Remonstrations-Schreiben Nachdruck geben möchte, so doch alles nicht geholffen," sondern das Hofgericht zu Stockholm erhielt den Befehl, dem General den Proceß zu machen, und sprach ihm Ehre, Gut und Leben ab, weil er als ein Verräther des Vaterlandes ein ausländisches Kriegsheer nach Livland geführt, dem Feinde gedient, die königlichen Avocatorien nicht geachtet, und an den Generalgouverneur Dahlberg einen unverschämten (oben mitgetheilten) Brief geschrieben habe. Voltaire erzählt: „Paykül, zum Tode verurtheilt, erbot sich gegen den Reichsrath, er wolle dem König die Kunst, Gold zu machen, mittheilen, wenn er damit seine Begnadigung erkaufen könne. Er stellte auch in dem Gefängnisse, in Gegenwart des Obersten Hamilton und des Stadtmagistrats eine Probe an mit seinem Geheimnisse, und es sei nun, daß er irgend eine nützliche Kunst erfunden, oder, wie es wahrscheinlicher, nur die Gewandtheit eines Gauklers besessen habe, es wurde das nach Beendigung des Experiments in dem Schmelztiegel vorgefundene Gold zur Münze gebracht, und über den Hergang ein Bericht abgestattet, der förmlich und wichtig genug erschien, um die Königin, die Großmutter Karl's, zu veranlassen, einen Aufschub der Hinrichtung anzuordnen, damit der König von jener wunderbaren Begebenheit unterrichtet werden und demnächst seine Befehle ertheilen könne. Sie ließen sich nicht lange erwarten, Karl erwiederte, er habe seinen Freunden die Begnadigung des Verbrechers versagt, und niemals werde er der Hoffnung auf Gewinnst das bewilligen, so er der Freundschaft habe versagen können. In dem Munde eines Fürsten, der an die Goldmacherei glaubte, trägt diese Unbeugsamkeit wahrhaftig den Charakter des Heroismus. Ich wundere mich nicht, sagte der König von Polen, daß für Karl so gleichgültig der Stein der Weisen,

er hat in Sachsen ihn gefunden." „Es ist Paykúll am 31. Januar 1707, st. novi, auf dem Nordermalm zu Stockholm mit dem Beyle, nach Verwerffung aller vor ihn gethanen vielfältigen Vorbitten, enthauptet worden. Er hatte sich zum Tode gar wohl bereitet, setzte sich, schwartz angethan, mit denen Predigern in des einen seinen Wagen, stieg an dem Richt-Platz getrost aus, legte Mantel und Halstuch ab, zog die auff dem Haupt habende Mütze über die Augen, streckte den Hals über den Block ungesäumt, und empfieng den tödtlichen Streich. Jeder der ihn begleitenden zwey Prediger hatte von ihm 100 Ducaten, ebenso viel die Gefangnen in Schwedicogarden zu Stockholm an Allmosen, und auch der Hencker etliche Ducaten zur Verehrung empfangen." Paykúll's Güter, Haselberg und Rádikow, wurden von dem König von Preußen an den Oberhofmeister von Kameke vergeben.

Das Stammgut Turpsal wurde 1789 von dem Major und Kreisrichter Gustav Reinhold von Paykúll besessen, sowie nicht minder Saarnakorb, in dem Kirchspiel Kosch des revalschen Kreises; Kaarman, in dem Kirchspiel Klein-Marien des weißensteinschen Kreises, war um die nämliche Zeit eine Besitzung des Assessors Karl Robert von Paykúll. Innis hingegen, in dem Kirchspiel Jacobi des wesenbergschen Kreises, war vorlängst in fremde Hände übergegangen. Der Schild ist gespalten, die rechte Hälfte von Schwarz und Silber in drei Reihen geschacht, in der linken goldnen Hälfte erscheinen drei über einander gehende Raben. Auf dem Helme bricht ein goldner, links schauender Löwe zwischen einem silbernen Fluge hervor. Die Helmdecken sind schwarz, und abwechselnd mit Gold und Silber unterschlagen. (*v. Stramberg.*)

PAYNE (John), Zeichner und Kupferstecher, geboren zu London 1606, gestorben 1648, gehört unter die älteren Kupferstecher Englands, deren Arbeiten jetzt im Allgemeinen, selbst in England, sehr selten vorkommen. Er war ein Vorgänger von Faithorne und Schüler des holländischen Kupferstechers Simon de Passe, sowie überhaupt die holländische Schule damals vielen Einfluß auf die englische Kunstschule hatte und jener Simon de Passe viele Künstler in England und Frankreich bildete. Payne's Grabstichel ist sehr dicht und zart, und bleibt es daher zu bedauern, daß er nicht fleißiger gewesen und mehre große Arbeiten, die ihm unter Karl's I. Regierung angeboten worden, ausgeschlagen hat; dagegen arbeitete er viel Büchertitel und Verzierungen, die ihm aber weniger einen Namen geben können, als die großen Bildnisse berühmter englischer Personen, deren einige nach van Dyck's Gemälden gemacht sind. Er stach auch Blumen, Früchte, Vögel und Thiere.

In Rost's Handbuch (Vol. VIII.) sind viele seiner einzelnen Blätter aufgeführt, unter denen besonders ein großes Blatt von drei Fuß Breite, die Abbildung des Schiffes the Royal Souveraigne, gerühmt wird.

(*Frenzel.*)

PAYNE (Thomas), minder richtig Paine geschrieben, einer der berühmtesten Publicisten neuerer Zeit, war zu Thetford in der englischen Grafschaft Norfolk am 29. Januar 1737 geboren. Von seinen unbemittelten Ältern, die kaum das Schulgeld für ihn aufbringen konnten, war der Vater Schnürbrustschneider und Quäker, die Mutter eines Advocaten Tochter und der herrschenden Kirche zugethan. Sein Lehrer, William Knowles, ein überspannter abenteuerlicher Kopf, unterrichtete ihn im Lesen, Schreiben und Rechnen, und gab dem Leichtsinne des Knaben eine unstete abenteuerliche Richtung, sodaß dieser weder für Ordnung noch für anhaltenden Fleiß gewonnen werden konnte. Wie in der Schule, so benahm er sich in der Lehre bei seinem Vater, und als er 1756 zu einem Meister nach London kam, ließ er seiner Flatterhaftigkeit freie Zügel, lief davon und bestieg zweimal ein Kaperschiff. Einmal wurde er von des Vaters ernsten Warnungen abgehalten und endlich 1758 selbst zur Besinnung gekommen, zog er vor, in Dover als Geselle zu arbeiten und sich im April 1759 als Meister seines Handwerks in Sandwich niederzulassen. Fünf Monate nachher heirathete er die hübsche Tochter eines Zollbeamten, Mary Lambert, die er aber zu Margate, wohin er im Frühjahr 1760 seinen Wohnsitz verlegt hatte, im Stiche ließ, und sich mit dem erborgten Hausgeräthe plötzlich nach London begab, wo noch vor Ablauf eines Jahres sein Entschluß zur Reife kam, sein Handwerk auf immer aufzugeben, sei es aus unbezwinglicher Unlust zu Sache, oder aus stetem Misgeschicke, wenn nicht sein lebendiger Geist nach höherer Beschäftigung trachtete. Genug, Payne zog sich im Juli 1761 in das väterliche Haus nach Thetford zurück, und bereitete sich unter Leitung eines gelehrten Registrators zur Laufbahn eines königlichen Zollbeamten vor. Bei seinen ausgezeichneten Fähigkeiten lernte er ohne Zweifel mehr, als ein solches Amt erheischte. Nach Verlaufe von 15 Monaten wurde er für reif gehalten, bei einer Accise vorläufig angestellt zu werden; allein nach drittehalb Jahren brachte ihn Misgeschick oder schlechtes Betragen wieder aus dem Amte und in höchste Dürftigkeit. Erst am 11. Juli 1766 nahm ihn das Acciseamt zu Lemanstreet wieder auf mit der Weisung, in der Ortsschule für 25 Pf. St. jährlichen Einkommens Unterricht in der Muttersprache zu ertheilen. Für dieselbe Thätigkeit wurde er kurz darauf nach Kensington versetzt, wo er, wie in seinen frühern Wohnsitzen, hin und wieder auch methodistische Predigten in Winkelkirchen gehalten haben soll, bis er im März 1768 ausschließlich für das Acciseamt nach Lewes in der Grafschaft Sussex berufen wurde. Hier heirathete er 1771 die Tochter seines Hauswirthes Ollive, der Tabaksfabrikant war, und übernahm nach dessen Tode dieses Handelsgeschäft, mit welchem er schon im April 1774 in Bankrott gerieth und zugleich auch seines Amtes entsetzt wurde. Schulden hatten ihn arm gemacht, und der Verdacht, Schleichhandel getrieben zu haben, brachte ihn, wie man sagt, um das amtliche Brod, sowie Kümmerniß und ehelicher Zwist am 4. Juni dess. Jahres noch die Trennung von seiner Frau herbeiführten. Payne konnte nun den ungebundenen Neigungen seines Genies folgen, das nur auf einen günstigen Augenblick wartete, wo es sich zeigen konnte. Den öffentlichen Angelegenheiten hatte er bereits Aufmerksamkeit geschenkt, auch den Betrachtungen darüber

Geschmack abgewonnen, und wol mehr durch Umgang mit Gleichgesinnten und Misvergnügten als durch Studium politischer Werke einen unauslöschlichen Haß gegen die Regierung seines Vaterlandes eingesogen. Sein Lobgedicht auf die Parlamentswahl des wegen seiner Erpressungen in Ostindien berüchtigten Rumbold hatte ihm 1771 Beifall und den Preis von drei Guineen eingetragen, und unter seinen Amtsgenossen hatte er bis 1772 einen solchen Ruf erhalten, daß sie ihm die Bearbeitung ihres gemeinschaftlichen Gesuchs bei dem Parlament um Gehaltszulage übertrugen. Dies geschah in einer wenig gekannten Druckschrift von etwa 21 Octavseiten, worin er die nachtheiligen Folgen dürftiger Besoldungen entwickelte und sie in unausbleiblicher Bestechlichkeit der Zollbeamten fand. Die Schrift hatte keinen günstigen Erfolg, vielleicht aber ihrem Verfasser den Weg zur Bekanntschaft mit dem berühmten Franklin gebahnt, der ihn, ohne Weib, Amt und Geschäft, einer annehmlichen Empfehlung nach Philadelphia werth achtete. Noch vor Ablauf des Jahres 1774 segelte Payne dahin ab. Dort diente er anfänglich in einer Buchhandlung um einen spärlichen Lohn, dann warf er sich plötzlich auf das Studium der Chemie und erbot sich im Herbste 1775, als Nordamerika der Zufuhr des Schießpulvers beraubt wurde, dem Congresse auf leichte und wohlfeile Art Salpeter zu verschaffen. Diese Industrie lenkte die Aufmerksamkeit der Patrioten ihm zu, sowie er sich durch die Maßregeln derselben, von Großbritannien unabhängig zu werden, wie es scheint, freiwillig aufgefodert fühlte, den Zustand der Dinge einer Prüfung zu unterwerfen, und die Amerikaner auf Gemeinsinn für ihr Vaterland hinzuweisen, wobei ihm der Haß auf sein eignes Vaterland, dessen Regierung er von jetzt an stets öffentlich anfeindete, gar sehr zu statten kam. Mittelmäßige Kenntnisse in der Geschichte aller Zeiten, grober Witz, Stolz, wenn er auf sich zu reden kam, doch redliche Aufrichtigkeit kamen seiner Kraft im Ausdrucke und seinem Scharfblicke zu Hilfe, um mit Glück als politischer Schriftsteller auftreten zu können, und berauscht durch Beifall über seinen ersten Versuch, fühlte sich Payne bald immer mehr zum Apostel seines politischen Evangeliums berufen, welches bei ehrlichem Gutmeinen mit dem Wohle eines Volkes, wie das in Payne durchweg vorherrschte, allerdings in Staaten, wo arger Druck und große Verschwendung stattfanden, gefährlicher wirken konnte, als das Geschrei hungriger Demagogen. Der vorherrschende Sinn der Nordamerikanischen Colonien, die seit dem April 1775 in vollem Kriege mit dem Mutterlande lebten, für Unabhängigkeit wurde Payne's erstes politisches Thema, welches er in dem berühmt gewordenen Pamphlete: The Common-Sense addressed to the Inhabitants of America ausführlich behandelte und dieses eigentlich der ganzen Menschheit widmete. Denn er macht ihr zunächst alle Regierungen verhaßt, zeigt, daß sie, selbst die vollkommensten, ein nothwendiges Übel wären und an den Zustand des verlorenen Paradieses erinnerten; je unumschränkter sie wären, desto schmählicher und unerträglicher, da nur Sicherheit allein der letzte und wahre Zweck der Staaten sein dürfte. Die Monarchien, womit Europa so dicht übersäet wäre, schildert er als eine absurde, verwerfliche, Gottes Willen widerstreitende, vom Teufel erfundene und jeden Falles dem Papstthume ähnliche Erfindung, die erbliche Thronfolge hält er für die tollste Staatsverfassung und in beiden sieht er Nichts als ewigen Anlaß zum Kriege und zur Zerstörung. Die englische Verfassung stellt er zu Gunsten des nordamerikanischen Freiheitssinnes als ein Gemisch aus zweien alten Überbleibseln der Tyrannei (des Königs und Adels) mit einiger neuen republikanischen Zuthat (dem Hause der Gemeinen) hin, welche jedoch Nichts zur Freiheit des Volkes beitrage, weil die Krone, als Hauptkraft, alle andere Kräfte, wenn auch mitunter langsam, nach sich ziehe. Folglich sehe sie auch nur auf ihren Vortheil, und dies müsse die Colonien bestimmen, sich von Großbritannien abzutrennen, zumal da ihr Handel nicht eher gehoben und Europa zu ihrem Marktplatze gemacht werden könnte, als bis sie es in der Gewalt hätten, sich von allen europäischen Zänkereien entfernt zu halten, was nur durch die Trennung vom Mutterlande ausführbar sei. Sodann schlägt er die Mittel zur Trennung vor und empfiehlt die Gegenwart ohne Säumniß als allergünstigsten Zeitpunkt zur Ausführung, wie die republikanische Unabhängigkeit als beste, einfachste und ersprießlichste aller Staatsverfassungen, welche die abgelösten Colonien zu Achtung gebietender politischer Selbständigkeit wählen müßten. Schließlich weist er in einem Anhange den Nutzen nach, den Nordamerika aus solcher Verfassung ziehen werde, ermahnt dringend die beiden Parteien, Whigs und Torys, zu brüderlicher Versöhnung, sowie die Quäker, Religion ja nicht mit Politik zu vermischen. Diese Schrift galt unter mehren ähnlichen als die vorzüglichste, welche allen Unentschlüssigen die Ungereimtheit einleuchtend bewies, ein großes festes Land einer kleinen Insel auf jenseitigem Theile der Erdkugel unterwürfig zu halten, und in vielen Tausenden den Wunsch bis zur Überzeugung erweckte, sich von Großbritannien getrennt zu sehen. Payne selbst gestand, daß die Wirkungen dieser Flugschrift seine Erwartung übertroffen hätten. Sie erschien am 10. Jan. 1776 zu Philadelphia ohne Namen des Verfassers, schon am 14. Febr. desselben Jahres wurde die zweite Auflage datirt und bald eine dritte vermehrte, sodaß in Kurzem über 100,000 Exemplare abgesetzt wurden. Durch londoner Nachdrücke, welche jedoch die anzüglichsten Stellen streichen ließen, verbreitete sich in Übersetzungen das Werkchen über alle europäische Staaten, und begierig griff man darnach, um zu sehen, welchen Weg „der gesunde Menschenverstand" jenseit des Meeres eingeschlagen hätte [1]). Allerdings mag derselbe — so einseitig verfaßt, als einseitig und schwach widerlegt — zu der Entscheidung beigetragen haben, daß sich im Juni 1776 dreizehn Co-

1) Dohm nahm eine teutsche Übersetzung davon (Gesunder Menschenverstand betitelt) im ersten Bande seiner Materialien für Statistik ꝛc., dann Ebeling in seiner Bibliothek auf, bis 1794 zu Kopenhagen eine besondere teutsche Bearbeitung erschien. Geraume Zeit war man in Ungewißheit über den wahren Namen des Verf. gewesen, die Einen hatten auf Adams, die Andern auf Franklin gerathen.

lonien für unabhängig erklärten und eine selbständige republikanische Regierung einrichteten, während sich der uneigennützige Payne, der des ungeheuern Absatzes seiner Schrift ungeachtet doch Schulden machen mußte, zum Heere Washington's begab, und als der unglückliche Rückzug dieses Generals nach dem Delaware den Congreß in Flucht und Angst versetzte, ergriff er (1777) von Neuem die Feder und schrieb the Crisis, ein periodisches Blatt in 13 Lieferungen bis zum 19. April 1783 zur Bestärkung der republikanischen Grundsätze mit Hinweisung auf die Mittel, die das Land selbst zur Erreichung des Zieles darbot. In gleichem Sinne schrieb er seinen Letter to the Earl of Shelburne on his speech respecting the acknowledgment of American independence 1783 mit schiefen Ansichten über Englands Ruf, sobald es Nordamerika's Unabhängigkeit anerkennen werde und in den ziemlich gleichzeitig erschienenen Thoughts on the peace and the probable advantages thereof to the United States of America, gab er Winke zur Modification der nordamerikanischen Verfassung, nachdem ihm zuvor die Irrthümer in des Abtes Raynal Betrachtungen über die Revolution Nordamerika's Anlaß gegeben hatten, dieselben in dem Letter to Abbé Raynal on the affairs of North-America 1783, mit schätzbaren Aufschlüssen über den amerikanischen Krieg zu verbessern. Cerisier gab diese Schrift in demselben Jahre noch mit dem Titel Remarques sur les erreurs de l'histoire philosophique et politique de M. *Guil. Th. Raynal* par *Th. Payne* in französischer Übersetzung heraus. Solche Thätigkeit hatte ihm viele Freunde in den vereinigten Staaten erworben und bei dem Congresse ein Zutrauen, das ihm 1777 einstimmig und unerwartet das Secretariat in den auswärtigen Angelegenheiten verschaffte; allein Payne wußte sich, obschon in vertrauter Stellung zu Franklin und an der besten Quelle für einen Schriftsteller seiner Art, die genauesten Kenntnisse über fremde Staaten einzusammeln, nicht in sein Amt zu fügen, sondern nahm am 8. Jan. 1779 im Zwiste mit dem Congresse seinen Abschied und trat als Lehrer an der Universität zu Philadelphia auf, nachdem er die angebotene Geldunterstützung des spanischen und französischen Hofes ausgeschlagen hatte. Hierauf wurde er Mitglied der philosophischen Gesellschaft Amerika's, ohne dadurch an seinen Lehrstuhl fester gebunden werden zu können. Sein einmal begründeter Ruf in der politischen Literatur schmeichelte ihm so, daß er in England dieselben Eindrücke, wie in seinem neuen Vaterlande, machen zu können glaubte, als er dort die Parteien im Parlament ohne siegreichen Erfolg mit einander kämpfen sah. Er wollte ihnen den rechten Weg und dem englischen Volke die Thorheiten seiner Regierung zeigen, darum zu Ende 1780 unvermerkt nach London reisen und daselbst bis zur Bekanntmachung einer neuen Flugschrift im strengsten Geheim verweilen. Man hielt ihn indessen aus Besorgniß für seine Sicherheit ab, und der Congreß sandte ihn mit dem Obersten Lawrens in Geschäften nach Frankreich. Nach seiner Rückkehr lebte er bald in Philadelphia bald auf seinen Ländereien, die ihm nebst 500 Pf. St. zur Belohnung seiner Dienste geschenkt worden waren, bald im Umgange mit Washington, bis er dem unwiderstehlichen Drange auch in Europa zu reformiren, folgte und im Herbste 1786 dahin absegelte. Er landete in Frankreich, das sich schon in Gährung befand, machte zu Paris Bekanntschaft mit den Gliedern der Akademie der Wissenschaften, mit denen er sich über gemeinnützige Dinge, wie über den Brückenbau, wozu er ein Modell vorzeigte, unterredete. Nach London in Mitte Septembers 1787 gekommen, schrieb er in vorhin genannter Absicht seine Prospects on the Rubicon und seine Thoughts on the Rubicon and censuring the measures of the english administration, ohne daß sie ihm, wie es scheint, weder große Aufmerksamkeit erwarben, noch Gefahr zuzogen, da er zu seiner Mutter, der er wöchentlich neun Schillinge zum Unterhalte bestimmte, nach Thetford reisen und einen guten Theil des Jahres 1788 in Rotherham leben konnte, wo er mit Hilfe eines gewissen Walker eine eiserne Brücke auf gemeinschaftliche Kosten bauen ließ und darüber in Geldverlegenheit gerieth. Bald fügte es sich, daß er überdies noch eine auf ihn lautende amerikanische Anweisung nicht bezahlen konnte, daher verhaftete man ihn am 29. Oct. 1789, die Bürgschaft zweier Handelshäuser aber setzte ihn nach dreimonatlichem Gefängnisse wieder in Freiheit, grade zu einer Zeit, als der Ausbruch der französischen Revolution die größte Aufmerksamkeit erregte, in England verschiedene Urtheile hervorrief und unter seinen Gegnern einen sehr beredten und tiefsinnigen Bekämpfer, E. Burke, fand. Diesen zunächst zu widerlegen, aber auch seinem politischen Glaubensbekenntnisse überall Eingang zu verschaffen, trat Payne mit seiner zweiten ebenso berühmt gewordenen Schrift, wie der Common-Sense war, mit den Rights of Man [2]) auf, die sowol ihrer Natur nach, als später seine Stellung in Frankreich und selbst sein Eifer mehre andere, wenn auch an Umfange geringere, im Grunde aber auf sein erstes Bekenntniß an die Nordamerikaner hinauslaufende Schriften zur Folge hatten. Denn Muster blieben ihm für alle Staatsverfassungen die Freistaaten Nordamerika's, deren Kampf pries er als einen Weltkampf, und

2) Der vollständige Titel ist: Rights of Man. Being an Answer to Mr. Burke's Attack on the french Revolution (Lond. 1790 fg.), zwei Theile. Die französische Übersetzung nach der dritten Originalausgabe erschien 1792 zu Paris. Im Teutschen erschien zuerst in Berlin 1792 eine Übertragung des ersten Theiles von den MR. durch D. M. Liebeskind, dann vollständig zu Kopenhagen 1793. Gleichzeitig erschien ebendaselbst ein dritter Theil der Payne'schen MR. in teutscher Übersetzung, die aber Nichts enthält, als Payne's Letter to Mr. Secretary Dundas in answer to his observation in the house of Commons May 25. on the rights of man and the late proclamation 1792, dann seinen Letter addressed to the addressers on late proclamation 1792, two letters to Lord Onslow 1792 u. s. w., meist über seinen Proceß mit der englischen Regierung sich erstreckend. Indem der erste Theil der Menschenrechte auch eine Darstellung der bekannten Veranlassung zur französischen Revolution sammt einer entstellten Erzählung der Begebenheiten am 5. u. 6. Oct. 1789 enthält, so lieferte ein teutscher Politiker daraus: Kurzer Abriß der Entstehung der französischen Revolution von Th. Payne, mit Anmerkungen des Übersetzers (Leipzig 1791). Payne's Name ist hierin eigentlich zur persönlichen Sicherheit des teutschen Verfassers, der J. G. Dyck genannt wird, misbraucht worden.

hoffte, daß deren Principien sich mit der Zeit die Bahn durch die Welt brechen würden, sobald erst Frieden, Civilisation und Handel ein Gemeingut des menschlichen Geschlechts geworden wären. Republikanische Verfassung auf sociale Grundsätze gestützt, war ihm für jeden Staat die beste Regierungsform, und echt bürgerlich, wenn sie mit den Rechten der Menschen vollkommen übereinstimme, was er aber bei den Franzosen, trotz der decretirten Menschenrechte, noch nicht erreicht sah. Er träumte, auf solche Weise ein einiges Band um alle civilisirten Staaten schlingen und durch den Handel ihre innern und äußern Verhältnisse glücklich verbessern zu können. Wählbare und erbliche Monarchien, gemischte Verfassungen, wie die englische, jeglichen Stände- und Rangunterschied (die Aristokraten der ältern Zeit hielt er für Räuber, die der neuern für Betrüger) verdammte Payne fortwährend als den Urgrund schnellen Verderbens, als Sünde der Israeliten und als Folge der Thorheit und Unwissenheit, und die europäischen Staatenverhältnisse pflegte er in allen Beziehungen mit einer politischen Corporation wilder Völker zu vergleichen, welche die Civilisation hemme, und durch immerwährende Kriege und erschöpfende Abgaben gedrangsalten Völkern zu Betrug und Last würde. Als das höchste Ideal von Betrügerei und Bestechung stellte er die britische Regierung auf, und vermengte seine Verleumdungen mit entehrenden Anmerkungen über die Königsfamilie dieses Reiches. Gegen Burke verwarf er alle geschichtliche Basis der Vergangenheit, als tyrannische Anmaßung, schalt die politischen Vermächtnisse der Vorzeit einen politischen Adam, und pries jedes Geschlecht, das sich stark fühle, für alle seine Bedürfnisse und Zwecke ohne Rücksicht auf frühere Einrichtungen selbst zu sorgen. Also sprach er auch Jedem das Recht ab, seine Nachkommen auf irgend eine Art zu binden, und wie jedes Geschlecht, so habe auch jedes Volk das Recht, das, was es wolle, auszuführen, und wolle es frei sein, sei schon der ernste Wille dazu hinlänglich. Das Volk nur dürfe sich eine Verfassung (zur Vertretung mit einer Kammer) geben (auf andere Weise wäre es nur durch Aberglauben und Gewalt möglich) und dieselbe nach Umständen abändern; auch könne es die Ämter nur auf die Dauer einer Generation übertragen, sowie die Friedens- und andere Verträge auf keine längere Zeit schließen. Jedem Bürger gibt er Antheil an der Souverainetät, bindet ihn aber an die Gesetze mit unfehlbarem Gehorsam [3]). Freiheit und Gleichheit ist ihm das Grundelement jeglichen Staates; allein die Gleichheit beschäftigte ihn lange, ehe er ein Mittel fand, sie dem Volksleben ausführbar zu empfehlen. Denn er ging von dem Grundsatze aus, der Zustand der einzelnen im bürgerlichen Zustande geborenen Menschen dürfe nicht schlimmer sein, als er im Naturzustande gewesen sein würde, in welchem man die Erde als gemeinschaftliches Eigenthum der gesammten Menschheit unleugbar anerkannt hätte; um also eine Ausgleichung, ja Versöhnung des natürlichen Eigenthums (Erde, Luft und Wasser) mit dem künstlichen oder erworbenen zu bewerkstelligen, schlug Payne nach langem Sinnen (1797) vor, einen Nationalfonds zu gründen aus gewissen Procenten von allen Erbschaften an jeglichem Eigenthume, und aus diesem an Jeden, der das 21. Jahr 15 Pf. St., und 10 Pf. St. jährlich und lebenslänglich an Jeden, der das 50. Jahr erreicht habe und an jeden Andern nach Maßgabe seiner Annäherung an gedachtes Alter zu zahlen. Er erbot sich in seiner Schrift darüber, selbst 100 Pf. St. dazu zu schenken, wenn in England oder Frankreich sein Plan ausgeführt werden würde [4]). Seine politischen Träumereien führten ihn noch weiter; und ob er schon Großbritanniens Verfassung oft genug angegriffen hatte, so lag es doch ganz in der einseitigen Richtung seiner politischen Bildung, daß er immer Anlaß fand, diese Verfassung vor den Richterstuhl seines gesunden Menschenverstandes oder seiner Menschenrechte zu ziehen. Daher kein Wunder, wenn er die englische Nationalschuld auch aus dem Gesichtspunkte angriff, daß das System, auf welches sie gegründet, ein Vorraub sei, und stachelte die Gemüther mit der Anklage gegen die allgemeine Last auf, daß die gegenwärtigen Generationen die Zinsen der ehedem durch Betrug gemachten Schulden bezahlen müßten. In einer besonders hierüber verfaßten Schrift: The decline and fall of the english system of finance (Paris 1796) [5]) sucht er sehr ausführlich nachzuweisen, wie dieses Staatsschuldensystem noch vor Pitt's Tode, falls dieser das natürlich mögliche Menschenalter erreiche, seinen Untergang gewiß finden werde. Er berechnete die englische Grundschuld damals auf 400 Millionen, und die Schuld in Banknoten auf 60 Millionen und nahm 20 Millionen baar Geld im ganzen Staate an. Die Banknoten wären gemünzt worden, um die zinsentragende Grundschuld zu bezahlen, und durch die Bank in Umlauf gekommen; fiele es aber den Inhabern dieser Banknoten, wie sie die Macht dazu hätten, ein, solche im Metallwerthe einzufodern, so wäre der Bankrott der Bank wie der Regierung, weil die Festigkeit der Einen mit der der Andern parallel laufe, unvermeidlich, und somit auch eine Revolution in England unausbleiblich. Als ein Vorzeichen dieser Umgestaltungen galt ihm außer der fortdauernden Vermehrung des Papiergeldes vorzüglich der Umstand, daß seit 1755 Banknoten unter 20 Pf. St. allmälig her-

3) Außer in den angef. MR. findet man diese Gedanken noch in folgenden Schriften Payne's: Advantages of the republican over the monarchical form of government, in dem Columbian Magaz. 1791. Nov. Dissertation on the first principles of government 1795, wovon zu Paris im dritten Jahre der Republik eine teutsche Übersetzung erschien mit dem Titel: Über die Regierungen und die Urgrundsätze einer jeden derselben von Th. Payne; eine zweite gleichzeitig in Frankfurt a. M. und eine dritte zu Köthen 1804.

4) Siehe Payne's Agrarian justice 1797; französisch Th. *Payne*, A la legislature et au directoire, ou la justice agraire opposée à la loi aux privilèges agraires 1797; teutsch erschien die Schrift zu Neustrelitz 1798 mit dem Nebentitel: Ein Plan zur Verbesserung der gesammten Menschheit. 5) Diese Schrift erlebte wenigstens drei Auflagen. Im Französischen erschienen zwei Übersetzungen davon in demselben Jahre, eine von einem Ungenannten und die andere von Lanthenas, mit Anmerkungen, welche auch ins Teutsche (Leipzig u. Hamburg 1796) und gleichzeitig zu Mailand v. G. Rasori übertragen wurde.

ab bis zu Fünfpfundstücken gemünzt worden waren, sodaß auch die kleinen Abgaben im Papier gezahlt werden konnten. Payne machte endlich die Religion auch zum Gegenstande seines Nachdenkens, als er in Frankreich sah, daß sie zum Gespötte geworden war. Er irrte aber sehr, wenn er glaubte, daß die gesammte Menschheit „bei dem allgemeinen Untergange des Aberglaubens und bei dem Umsturze aller falschen Regierungssysteme" die Moralität, Humanität und wahre Theologie aus dem Gesichte verliere, und statt dem Christenthume in seinen Schriften Haltbarkeit zu geben, verwirft er in flüchtiger Gemüthsbewegung alles Positive desselben, sammt jeglichem Kirchenglauben. Finden sich auch in seinen Behauptungen lichte Gedanken über das Historische des Christenthums, so läßt sich dagegen der Vorwurf der Unkenntniß und der Ungereimtheit in seinen Ansichten über Jesu Zwecke nicht abweisen. Daher er englische und teutsche Theologen gegen sich in Bewegung und seinen Verleger Williams in Untersuchung und Verfolgung brachte [6]).

Payne blieb im Ganzen bei den Grundsätzen und dem Wissen stehen, die er aus Nordamerika mit herüber nach Europa gebracht hatte. Hier fand er gewaltigen Widerstand und sein ausgebreiteter Ruf verhallte schon mit Ausgange des vorigen Jahrhunderts; daher auch mit diesem seine schriftstellerische Thätigkeit sich endete, nachdem er in solcher meistens fruchtlos stets zu kämpfen gehabt hatte. Seine Schriften wurden anfänglich sehr gelesen, erwarben ihm großes Lob bei Ähnlichgesinnten (den Abt Sieyes stimmte er [7]) noch vor Ablauf des J. 1791 für sich) und heftigen Tadel bei den Freunden der Ordnung und Mäßigung. Außer den Franzosen von der monarchischen wie von der tollen Partei fand er in England an Burke, dem Bischof Watson und Andern sehr tüchtige Gegner, und in Nordamerika, wo man bei den Schwachen eine schlimme Wirkung seiner MR. befürchtete, an dem Präsidenten John Adams [8]). In Teutschland wurden seine Schriften zwar viel gelesen, man verschrie ihn jedoch hier bald als einen leidenschaftlichen schwärmerischen Pamphletisten, mit dem man Mitleid haben müsse. Nur sein age of Reason soll hin und wieder verboten gewesen sein. Am meisten verdarb es Payne (seinen alten Freund Washington verschmähte er zuletzt auch noch) mit den Engländern, weil er ihnen immer den Krieg ankündigte, sobald sie auf seinen Rath nicht sogleich das Unterste zu Oberst kehren wollten. Es konnte auch nicht fehlen, daß er, wie anderwärts von seinen MR. befürchtet wurde, mit der englischen Regierung in Proceß gerathen würde. Durch dieses Buch fand sich dieselbe allerdings als verabscheuungswürdige Tyrannei gescholten, die ganze Gesetzgebung als Usurpation geschildert, die Verfassung absichtlich herabgewürdigt und das Volk in seinem Enthusiasmus für dieselbe schwer beleidigt; man fürchtete also von Unwissenden, Leichtgläubigen und Verzweifelten das größte Ärgerniß. Hierzu kam, daß Payne mit der größten Emsigkeit durch den englischen Jacobinerclub dieses Werk unter allen Volksclassen ausbreiten ließ, wobei alle listige Mittel, die nur anwendbar, gebraucht worden sein sollen [9]). So z. B. machte man Zuckerdüten für Kinder aus den Druckbogen und vertheilte sie unter das Volk. Bei Verbreitung des ersten Theiles schwieg die Regierung zwar noch, aber bei der des zweiten, dessen Druck schon durch den Buchdrucker Chapman, wie Payne glaubt, auf Pitt's oder eines andern Ministers Anstiften gehemmt worden war, wurde Payne vom Generalfiscal Macdonald des Hochverraths am königlichen Gerichtshofe angeklagt, während jener sich unterfing den Richtern Hohn zu sprechen. Am 18. Dec. 1792 wurden vier Zeugen, darunter der erwähnte Drucker, verhört, Schmähbriefe von Payne an Macdonald und an den Buchhändler Jordan vorgelegt, die Anklage weiter verhandelt, und obschon des Verfassers Anwalt (Erskine) das ganze Verfahren tadelte, über Natur und Ausdehnung der englischen Preßfreiheit wie über Meinungsfreiheit mit Berufung auf die Urtheile großer Männer sprach, ja Burken alle Schuld am Buche aufbürdete, weil es dieser eigentlich und nicht demagogischer Kitzel hervorgerufen hätte, so gab doch die Jury vor dem Gerichtshofe ihren Bescheid dahin ab, daß über Payne die Strafe des Hochverraths verhängt werden müsse. Dieser aber hatte, da der Proceß schon seit Ostern genannten Jahres in Anregung gekommen war, das Ende desselben nicht abgewartet, sondern war zeitig nach Frankreich geflüchtet, wo er sich seit 1790 etliche Male auf längere Dauer aufgehalten und durch persönliche wie schriftliche Bekanntschaften am 6. Sept. 1792 die Wahl zum Volksvertreter für das Departement Calais erworben hatte [10]). Er verließ London am 13. September desselben Jahres, wurde zu Dover vom Zollbeamten roh behandelt, seine Papiere durchsucht, dann griff ihn der Pöbel auf, schleppte ihn unter eine Pumpe, wälzte ihn, als er mit Theer beschmiert worden war, in Federn herum, und endlich, um das Leben zu sichern, mußte er sich in einer verschlossenen Kiste an Bord des Schiffes bringen lassen, das ihn am 14. Sept. nach Calais führte. Hier landete er unter dem Donner des groben Geschützes und dem Jubel der Hosenlosen. Auch in Paris erging es ihm, obschon er der französischen

6) Vergl. The age of Reason being an investigation of true and fabulous Theology, by *Th. Payne* in zwei Abtheilungen 1794 fg. Die erste teutsche Übersetzung erschien von einem weit unwissendern und freier denkenden Manne als Payne, Teutschland (Lübeck) 1794, die zweite zu Düsseldorf mit Anmerk. und Zusätzen 1794—96, die dritte zu Altona 1798 von G. F. Rebmann mit Anmerk. Über die theologischen Streitigkeiten wegen dieses Werkes vergl. das allgem. Repertorium der Literatur (Weimar 1800). III, 1035—1049. 7) Die Briefe hierüber von Beiden fallen in den Sommer 1791, sind gedruckt und auch ins Teutsche übersetzt worden. 8) Vergl. die Beantwortung der Payne'schen Schrift von den MR. von J. Adams. Aus dem Engl. übers. (Kopenhagen 1793.)

9) Vergl. hierüber, wie über den Proceß: The whole proceedings on the trial of an information, exhibited ex officio by the Kings attorney-general against Th. Paine for a libell upon the revolution etc. (London 1793.) Teutsch von C. F. Cramer (Kopenhagen 1794.) Im Laufe weniger Jahre sollen von den rights of man etwa 300,000 Exemplare verkauft worden sein. 10) Schon seit dem Juni 1791 hatte er den Verff. des eben angekündigten Journals (Le Républicain seine thätige Theilnahme in einem gedruckten und auch ins Teutsche übersetzten Briefe zugesagt.

e nicht vollkommen gewachsen war, Anfangs vor-
, nur einmal kam er im Gewühle des wüthenden
, als er seine Nationalcocarde verloren hatte, in
efahr; er schwang sich zu den Häuptern der Berg-
in der Nationalversammlung empor, ja die tollen
ter vergötterten ihn, bis sie merkten, daß noch et-
hte Blicke von gesunder Vernunft und Rechtschaf-
wie erzählt wird, in ihm rege waren und er der
ie nicht gradezu das Wort reden wollte. Endlich
er sich heraus, bei dem Processe Ludwig's XVI.
ir dessen Tod, sondern für dessen gefängliche Ver-
g bis zum Frieden, dann Verbannung aus dem
zu stimmen. Da bekam er eine Menge Feinde,
Vorwürfe als Quäker und Ausländer, und wurde
obespierre geächtet, aus der Liste der Volksvertre-
richen. Sicherlich würde seine 14monatliche Haft
laste Luxemburg mit dem Tode auf dem Schaffote
haben, wenn nicht der 9. Thermidor Robespierre'n
ssen Anhang gestürzt hätte. Doch erst drei Mo-
achher, also Ende Octobers 1794, gab man ihm,
ie versichert wird, auf Betrieb der nordamerikani-
legierung, die Freiheit wieder. Er hatte im Ker-
e schwere Krankheit ausgestanden und kam noch
n Körper aus demselben heraus, trat in den Na-
nvent, schlug aber 1795, als dieser aus einander
lle angebotenen Ämter aus, um ungestört und ohne
eine Partei fest anzuschließen, wie er selbst ge-
durch Wort und Schrift die Gesinnungen seiner
ger einstimmiger zu machen, ihre Vortheile und
ätze zu vereinen. Allein das Feld seiner Wirksam-
engte sich sehr schnell, in Frankreich nahm der po-
Zustand allmälig eine andere und festere Gestalt,
gehofft und erwartet hatte, in England ließ sich
ig als in Teutschland, das er 1790 bis 1792
m Auge hatte, eine Umkehrung der Regierungs-
bewirken, und so fand er sich in seinem Privat-
zu Paris nach und nach politisch abgestorben. Auf
gen Jefferson's ging er endlich im J. 1802 nach
nerika zurück, wo er für Europa ganz verscholl
Newyork am 8. Juni 1809 in Armuth starb.
ollständigkeit wegen mögen hier noch folgende min-
sehen erregende Schriften dieses merkwürdigen Man-
hen: Reasons for wishing the life of Louis
as delivered to the national convention, 1793;
ect on the war and paper currency, zwei Auf-
1793; The case of officers of excise, 1793;
nvention of letters, a poem etc. 1795. 4.; A
to the Th. Erskine on the prosecution of Th.
ms for publishing the Age of Reason (Paris
A discourse delivered at the Society of the
hilanthropists at Paris 1798; A short address
faculty, recommendig the use of a new poul-
vith the view of saving wholly the consump-
f bread and oatmeal, being also a great sa-
n expence, 1796. 12. zwei Auflagen; Thoughts
establishment of a mint in the United-States
erikanischen Museum. November 1791; The Ame-
crisis and a letter to Sir Guy Carleton, 1796;
The Letter to George Washington, 1797; An eulogy on the life of George Washington, 1800. Payne's kurze Darstellung der Begebenheiten aller bisherigen Staaten in der Welt, zwei Bände (Leipzig 1797), scheint blos in dieser teutschen Übersetzung bekannt geworden zu sein. Außer den angemerkten Übersetzungen findet man auch mehre von seinen kleinen Schriften ins Teutsche übersetzt in der „Sammlung verschiedener Schriften über Politik und Gesetzgebung von Th. Payne (Kopenhagen 1794)" und bald nach seinem Tode erschien von James Cheetam the life of Thomas Payne zu Newyork 1809. In der teutschen Literatur sind uns nur Bruchstücke aus Payne's Leben in dem göttinger Revolutionsalmanach und in Palm's Galerie merkwürdiger Männer, trotz vielen Nachforschens, aufgestoßen. (*B. Röse.*)

Paypayrola *Aubl.*, s. Wibelia.

Payrola *Juss.*, s. Wibelia.

PAYSAC, Gemeindedorf im franz. Ardèchedepartement (Languedoc), Canton Joyeuse, Bezirk Largentière, liegt 4¼ Lieues von dieser Stadt entfernt und hat eine Succursalkirche und 1156 Einwohner. (Nach Barbichon.) (*Fischer.*)

PAYSAGES, fragmens de (landschaftliche Bruchstücke). Unter diesem Namen erschienen gegen Ende des 18. Jahrhunderts in Frankreich eine Sammlung Kupferstiche. Es waren gewisse kleinliche Motive darin benutzt, und man fuhr fort, dergleichen als Studien zu behandeln. Aber bald ward es gewöhnlich, kleine Hütten, Mühlen, Pfahlbrücken u. d. m. sehr malerisch zu achten, und sie, etwa rings mit einigen Bäumen, Steinen, Bauerfiguren ꝛc. decorirt, als etwas Ganzes zu behandeln. Die genannten Gegenstände sind auch malerisch, aber nur in gewissem Sinne. Es ist nämlich nicht im Sinne der Kunst, eine Bauernhütte zum Hauptgegenstande eines Gemäldes zu machen. Die Kunst hat nicht das Kleine und Trümmerhafte, sondern das Große und Blühende zu behandeln; oder doch nur das Trümmerhafte, wenn es groß, und das Kleine, wenn es blühend ist. Darum fallen in ihr Gebiet fast ausschließlich Naturgegenstände, oder Gegenstände der Kunst, die wegen ihrer Annäherung zum Schönen sich neben denen der Natur dürfen sehen lassen. Da indessen namentlich nach vielfältiger Bearbeitung in die Landschaften eine gewisse Einförmigkeit kommen muß, und ihre Gegenstände alltäglich erscheinen wollen, so stellten die Maler gern unbedeutende Menschenwerke daneben, um durch den Contrast einen neuen Reiz hervorzubringen. Sie thaten das freilich empirisch (ja sogar blos copirend) und wer hätte nicht selbst erfahren, daß ein Baum, der seine Zweige über ein Hüttendach breitet, oder seinen starken Stamm an eine kleine Mauer drängt, ganz neu und reizend erscheint. So verfehlt denn auch in einer üppigen, lebendigen Landschaft eine verfallene Hütte ihre Wirkung nicht, indem sie antithetisch durch ihre eigene Kleinheit und Hinfälligkeit die Größe und Herrlichkeit der umgebenden Natur bekundet.

Bedeutend ist freilich die Wirkung, wenn wir sehen, wie selbst mächtige Gegenstände der Zeit unterlagen, während zartere, gleichaltrige sich stetig entwickelten. Darum

ist auch die von Goethe in seiner Novelle beschriebene Burg in jeder Beziehung nur als höchst malerisch zu denken.

Von Malern nun, die theils in der Natur, theils in den Werken der Meister eine solche erfreuliche Wirkung verspürten, ohne über die Ursachen derselben klar zu werden, mögen sich die Gemälde der bezeichneten Art herschreiben. (*Piper.*)

PAYS D'EN-HAUT ROMAND, so wird derjenige Theil des Sanenlandes genannt, dessen Einwohner sich der französischen Sprache bedienen. Er bildet jetzt einen Bezirk des Cantons Waadt und enthält die zwei Kreise Chateau d'Ör und Rougemont mit 5000 Einwohnern. Bis 1798 gehörte diese Gegend zum Canton Bern und bildete mit dem teutschen Theile eine Landvoigtei, wurde aber damals davon abgetrennt und mit dem Canton Waadt vereinigt. Das ganze Land ist Alpenland und das Pays d'en haut allein hat ungefähr 3000 Stück Hornvieh. Die hier und im teutschen Sanenlande bereiteten Käse gehören zu den vorzüglichsten der Schweiz und sind unter dem Namen Sanen- und Grüyere-Käse bekannt. Besonders wird hier auch der sogenannte Bacherin, eine Art weicher Käse, bereitet. Die Weiber stricken eine große Menge von Strümpfen, die in den benachbarten Cantonen verkauft werden. In diesem französischen Theile des Sanenlandes liegen die Orte Rougemont, Chateau d'Ör (Ösch), Etivaz und Rossinière. (*Escher.*)

PAYS D'ÉTATS. Vor der Revolution unterschied man in Frankreich die Provinzen nach Beschaffenheit ihrer Staatsabgaben. In der Regel nämlich schickte der Hof an die Intendanten und Schatzmeister der Provinzen einen Plan, welche Geldsumme die Generalité im folgenden Jahre gebrauchen würde, nach deren Höhe die Abgaben, die jeder District beizusteuern hatte, bestimmt wurden. In anderen Provinzen aber wurden durch eine aus Deputirten von Geistlichkeit, Adel und dem sogenannten dritten oder Bürgerstand gebildete und entweder alle drei Jahre, wie in Bourgogne, oder alle zwei Jahre, wie in Brétagne, oder alle Jahre, wie im sonstigen Languedoc, berufene Versammlung, welche man les états (Stände) nannte, die zu bezahlenden Auflagen, in Folge alter Freiheit, angeordnet; einige der hierzu gehörigen Provinzen gaben anstatt der Vermögens- oder Kopfsteuer ein sogenanntes don gratuit, welches so zusammengebracht ward, wie solches die Stände angeordnet hatten. Diese letzteren Provinzen hießen Pays d'états. (*K. Püssler.*)

Pays de Vaud, s. Waadt.

PAYS RECONQUIS, d. i. wieder- (von den Engländern) erobertes Land. Mit diesen Worten bezeichnete man in der älteren französischen Geographie einen Theil der Niederpicardie, Departement Pas de Calais, welcher die Grafschaften Guines und Oye enthielt, zwischen 19° 18′ und 19° 48′ der Länge und 50° 41′ und 51° der Breite lag und nördlich und westlich vom Ocean, südlich von dem Boulonnais und Artois, östlich durch Artois und Flandern und südöstlich von dem Boulonnois begrenzt wurde. Sein Flächenraum betrug ungefähr 25 □Lieues. Von vielen Kanälen durchschnitten und reich an Sümpfen, enthält das Land doch auch gutes Getreideland und schöne Triften, und die Bewohner, welche vielen Weizen und Flachs bauen, treiben starke Pferde- und Viehzucht, und handeln mit Wein, Branntwein, Salz, Pferden und Butter. Zur Zeit der Römer bewohnten die Moriner und Dromancer diese Gegend, und unter dem Kaiser Honorius gehörte sie zu dem zweiten Belgien. Nach den Römern besaßen die Franken dies Land, und ihre Könige schenkten es den Abteien zu St. Bertin und St. Omer. Im J. 905 entriß es diesen Sifrid oder Sifroid, mit dem Beinamen der Däne, einer der normannischen Anführer, und nahm den Titel eines Grafen von Guines an. Arnulf I., der dritte Graf von Flandern, hatte sich vergeblich bemüht, dies zu hindern und sah sich genöthigt, Sifriden seine Tochter, Elstrude, zur Gemahlin und das Land als Lehen zu übergeben. Im J. 1137 kam die Grafschaft Guines von den Nachfolgern Sifrid's durch Heirath an den Castellan, Heinrich von Bourbourg, und dann durch Vermählung an die Familie Gand, einen jüngern Zweig der Grafen von Flandern. Balduin II. von Gand, welcher 1205 lebte, wurde Vasall der französischen Krone, da der westliche Theil von Flandern 1180 an den König Philipp August abgetreten worden war, und Arnulf III., der 13. Graf von Guines, verkaufte 1282 die Grafschaft an den König Philipp III., den Kühnen. König Philipp IV. gab 1295 die Grafschaft zurück an Johanne von Gand. Sie war die Tochter Rudolf's III. und mit dem Grafen von Eu, Johann II. von Brienne, vermählt, welcher 1302 zu Courtray getödtet wurde. Ihr Sohn, Rudolf I., welcher 1344 starb, war Graf von Guines und von Eu. Sein Sohn, Rudolf II., Connetable von Frankreich, wurde 1351 zu Paris enthauptet und beide Grafschaften wurden eingezogen. Durch den 1360 geschlossenen Vertrag überließ König Johann I., der Gute, die Grafschaft Guines den Engländern. König Karl VI. entriß sie diesen 1413 und Ludwig XI. belieh mit ihr den Premierminister des Herzogs von Bourgogne, den Herrn von Crouy, welcher jedoch durch den Vertrag von Conflans genöthigt wurde, sie an den Grafen von Charolois abzutreten. Nach dessen Tode wurde sie, und als der Herzog von Guise 1558 auch Calais, die Hauptstadt des gedachten Landes, erobert hatte, nun das ganze Land wieder mit der franz. Krone vereinigt (s. d. Art. Guines). (Nach Expilly.) (*Fischer.*)

PAYS REUNIS. So nannte man in Frankreich bis zur ausgebrochenen Revolution eine Anzahl Lehen, welche theils von den Bisthümern Metz, Toul und Verdun abhängig waren, theils im Nieder-Elsaß lagen, theils bewegliche Lehen der Grafen von Chini waren. Die der ersten bestanden aus dem Herzogthume Zweibrücken, den Grafschaften Bitsch, Morhange, Saar-Albe, Saarbrück, Saarburg und Saarwerden, den Baronien Crehange und Oberstein und den Herrschaften Buschweiler, Ochsenheim und Ottweiler, nebst mehren andern in Lothringen belegenen Districten. Die Besitzer dieser Herrschaften mußten solche bei Strafe der Confiscation von den jedesmaligen Bischöfen zu Lehen nehmen. Da jedoch seit mehr als hundert Jahren von den Bischöfen die von ihren Kirchen

ten Lehen verabsäumt worden waren, die Vasal- diese Nachlässigkeit ihrer Lehnsherren zu Nutze und sich weiter nicht belehnen ließen, hierdurch Revenuen jener Bisthümer beträchtlich vermin- rden, überdies jene Lehen aus unverjährlichen rstenthümern bestanden, welche in dem im Jahre bgeschlossenen westfälischen Frieden an Frank- etreten worden waren: so wandten sich die Bi- n den König von Frankreich, mit dem Antrage, lichen Vasallen zur Anerkennung der Lehnspflich- nd der ihnen schuldigen Ableistung des Lehnseides Huldigung anzuhalten. Hierauf ward vom Kö- 23. Oct. 1679 mittels Arrêt's des Staatsraths mer niedergesetzt, welche über die Usurpationes äußerungen, welche mit den Gütern und Rech- Bisthümer Metz, Toul und Verdun vorgefallen erkennen sollte (s. d. Art. Reunions-Kammern). (*K. Püssler.*)

rta, s. Paita.

Z (la ciudad de la Paz, oder N. S. de la auptstadt jetzt des Departements gleichen Na- Republik Bolivien, ehedem eines Corregimiento, unter die Audiencia von Charcas gehörte. Der Name soll ursprünglich Chuquiyapu gewesen sein, t der Aymará-Sprache, welches goldnes Gut theil bedeutet, aber verstümmelt oder verändert on Alcedo in Choqueyapo) manche Auslegungen te, und jetzt in Chuquiabo übergegangen ist. Das Wort wird von Garcilasso (Comm. real. L. II. elchem Herrera gefolgt ist. Dec. VIII. l. 5. c. auptlanze, anführende Lanze" übersetzt, ist aber es, der Incasprache entnommenes, Wort (*Ulloa*, I. p. 209. §. 359). Der Präsident Pedro de wünschte zwischen den zwei Städten Arequipa quisaca (ciudad de la Plata), welche 170 Le- einander entfernt sind, zur Sicherung des Ver- en Ort anzulegen, und übertrug dieses Geschäft iner Generale, dem Alonso de Mendoza. Die ung der neuen Stadt geschah unter den gewöhn- ierlichkeiten am 20. Oct. 1548 (*Cieza*, chron. c. 106. p. 183 vers., gibt 1549 an; aus haben spätere Schriftsteller sogar 1558 als Zeit ründung angeführt). Zum Andenken des eben- Bürgerkriegs gab man der Stadt den Namen und ein auf diese Begebenheit bezügliches, von geführtes Motto ihres Wappens. Die gewählte nicht unvortheilhaft, und die günstigste in der uher Berge, sagte aber den ersten Bewohnern welche verschiedene Male vorschlugen, den Ort fer des Titicaca zu versetzen. Schon die Incas, em vierten in ihrer Reihe, Mayta Capac, jene beherrschten, hatten in dem Thale Pacasas, wo ngelegt wurde, Paläste besessen, und der Volks- äß, auf einem hohen Schneeberge in der Nähe fes Opune große Schätze vergraben lassen, die Spanier zu entdecken vermocht hat. Die Stadt einem sehr tiefen Engthale, welches eine Hoch- rchfurcht, unter 16° 29′ 30″ südl. Br., 48° 32′ westl. L. Greenw. in 12,194 engl. F. absoluter Höhe nach Pentland. Dem Schutze der benachbarten Bergwände hat sie ein verhältnißmäßig mildes Klima zu danken; in ihren nächsten Umgebungen, und überhaupt in dem engen Thale von Pacasas, welches so vielfach ge- wunden ist, daß sich nirgends ein Fernblick eröffnet, ge- deihen die Gewächse der gemäßigten Zone; in kleinen Seitenschluchten erlaubt das wärmere Klima sogar den Anbau von Zuckerrohr, Coca und tropischen Früchten. An Holz ist kein Mangel, und der Überfluß an Weiden hatte zunächst die starke Bevölkerung von Indiern herbei- gezogen, welche die Begleiter des Mendoza antrafen. So mild und fruchtbar das Thal ist, so rauh und steril zei- gen sich die Berge, die großentheils die Schneegrenze er- reichen, und kaum dem abgehärteten Ureingeborenen be- wohnbar sind. Ein mittelmäßiger, plötzlichen Anschwel- lungen sehr unterworfener Fluß, durchströmt das hügelige Thal, und läßt im Sande bisweilen Goldkörner, seltener Geschiebe zurück; eins der größten wurde 1730 zufällig von einem Indier gefunden, vom Marquis Castel fuerte für 12,000 Pesos gekauft und dem damaligen Könige von Spanien zum Geschenk übersendet. — Die Stadt wird durch die Berge sehr beschränkt, und ist daher weder groß, noch regelmäßig, sondern vielmehr in die Seiten- schluchten des Thals hineingebauet und uneben. Durch Erdbeben einige Male sehr beschädigt, hat sie nichts Alter- thümliches aufzuweisen, besitzt aber einige gut gebaute, der neuen Zeit angehörige Kirchen und ein unter dem Präsidenten Santa Cruz errichtetes Regierungsgebäude. Der Baustyl der Privatgebäude besserer Art ist dem von Lima gleich; jedoch wendet man nicht Holz, sondern be- hauene Steine zu den Wänden an, indem Erdbeben sel- ten mit großer Heftigkeit auftreten. Der Wohlstand ist nicht unbedeutend, indem la Paz den Mittelpunkt des bolivischen Handels ausmacht. Einige englische an den Küsten etablirte Häuser haben deshalb hier Commandi- ten errichtet. (*Pöppig.*)

Paz (Don Manuel Godoi, Principe de la Paz), s. Friedensfürst und Godoi.

Pazalae, s. Passalae.

PAZANNE (Ste.), Gemeindedorf im franz. Depar- tement der Niederloire (Bretagne), Canton Pellerin, Be- zirk Paimboeuf, liegt 8¼ Lieues von dieser Stadt ent- fernt und hat eine Succursalkirche und 1872 Einwohner, welche drei Jahrmärkte unterhalten. (Nach Barbichon.) (*Fischer.*)

PAZARISCHE, auch PASARISCHE, und zwar 1) Gorne- oder Ober-P., ein zum ottochaner Grenz-Re- gimentsbezirke des karlstädter Generalats der kroatischen Militairgrenze gehöriges Dorf, unfern vom rechten Ufer des Ottericzabaches im Gebirge gelegen, mit 281 Häu- sern, 1489 kroatischen Einwohnern, die sich fast sämmt- lich zur griechisch-katholischen Kirche bekennen, einer eig- nen Pfarre, Kirche und Schule der unirten Griechen und einem wenig dankbaren Boden. 2) Dolne- oder Unter-Pazarische, ein weiter aufwärts an demselben Bache, aber dicht an dessen rechtem Ufer gelegenes Dorf von 102

aus dem Reiche verbannt wurde, ist nicht bestimmt zu sagen: gewiß hingegen, daß er über alles sich in einer Schutzschrift vertheidigte [6]), auf welche Niemand ihm ein Wort antworten konnte; daß er nach dem mit Bethlen geschlossenen Frieden in das Reich zurückkam, aus welchem er nur nach Wien gegangen war, und nun nach wie vor in der Verfolgung seiner Zwecke unermüdet blieb, wozu ihm bald darauf die Verleihung der Cardinalswürde durch Papst Urban VIII., den 19. Nov. 1629, ein neuer Antrieb ward. Es verging seit jenem Frieden fast kein Jahr, das er nicht durch die Gründung irgend einer Lehranstalt oder durch die Herausgabe einer neuen Schutzschrift für die katholische Kirche bezeichnet hätte. Die zwei berühmtesten der erstern waren das noch bestehende Pazmaneum zu Wien, das er am 20. Sept. 1623, und die Universität zu Tyrnau, die er am 12. Mai 1635 gründete, und welche am 13. Nov. desselben Jahres, in Gegenwart vieler Großen des Reichs, die eben auf dem Landtage zu Presburg versammelt waren, auf das Feierlichste eingeweiht und, später erst nach Ofen, dann aber nach Pesth verpflanzt wurde, und gleichfalls noch besteht. Ähnliche Anstalten, jedoch von minderer Ausdehnung, folgten noch mehre nach, wie zu Presburg (1626) und Szathmár (1636), desgleichen ein doppeltes Seminarium zu Tyrnau. In den Jahren 1630 und 1634 gerieth er mit dem Palatin Niklas Esterházy in Mißhelligkeiten. Von der erstern, die den Titel: Personalis praesentia Regia betraf, welchen sich beide zueignen wollten, zeigte der tiefe ungarische Geschichtsforscher Stephan Horvát, daß keiner von ihnen darüber die richtige Kenntniß besaß [7]). Mit der zweiten machte zuerst der gelehrte Magistratsrath zu Presburg, Georg Gyurikovics, bekannt [8]). Sie entstand wegen eines eigenmächtigen Aufrufs des Palatins zur Insurrection, welchen die Comitate nicht befolgten, und worüber er den Erzbischof beschuldigte, der es aus Haß gegen ihn veranlaßt habe. Den erstern Streit schlichtete der König noch in demselben Jahre, in welchem er entstand; den letztern machten gut die schönen Worte Pázmány's, die er in seiner zweiten Gegenschrift äußerte: Nos coram Deo ac mundo protestamur, nos nullum hominem odio habere, nedum dominum Palatinum, quem filii loco habemus, et etiam si contra nos saepius peccaret, quam filium deceret, eo animo adspiceremus, quo pater aegrotantis filii tumultuationem. Im J. 1632 vollbrachte er jene glänzende Gesandtschaftsreise nach Rom, um durch Dazwischenkunft des Papstes Urban VIII. die Vermittelung des Friedens zwischen den schon so lange streitenden Fürsten zu bewirken. Sie kostete 40,000 Gulden, und wurde vom Freiherrn Aloys Mednyánsky besonders beschrieben (Petri Pázmány Legatio Romana. Pest. 1830). Diese Summe legte er aus Eigenem aus, erhielt aber die königliche Versicherung der gewissen Rückerstattung, weshalb er sie auch zu einem Theil der 100,000 Gulden machte, die er zur Stiftung der tyrnauer Universität widmete; die übrigen 60,000 Gulden war ihm die Stadt Augsburg schuldig, die er ihr geliehen hatte. Das letzte seiner vielen Werke, denen er sich so rastlos unterzog, und zu welchen auch die sechs Synoden gehörten, die er zu Presburg und Tyrnau hielt, war die Errichtung eines Jesuitencollegiums zu Szathmár im J. 1636. Bald darauf starb er, den 19. März 1637 zu Presburg, nicht volle 66 Jahre alt, und im 21. seiner erzbischöflichen Würde. Seine zahlreichen Schriften, von welchen der zwei vorzüglichsten schon gedacht wurde, finden sich, so viel derselben bis jetzt bekannt geworden sind, bei Podhradczky. Welche Verdienste er sich um Istvanffy's Geschichte des Königreichs Ungarn erwarb, wurde gleichfalls schon unter diesem Artikel der Encyklopädie gemeldet. — Es sind 203 Jahre, daß Pázmány seine Augen schloß; aber seine Werke folgen ihm noch immer nach. (*Gamauf.*)

PAZNAUN, 1) ein großes bewohntes Thal im oberinnthaler Kreise Tyrols, welches sich bei dem alten Schlosse Wiesberg öffnet, sich da ins Stanzerthal ausmündet, dann in der Richtung nach Südwest in einer Länge von 10½ Stunden, sich allmälig hebend, bis zuhöchst ins Vermoundthal fortstreicht, und vom Trofanabache, welcher im höchsten Theile desselben seinen Ursprung hat, durchflossen wird. In diesem Thale liegen die Pfarrorte Ischyl und Galtür, das Dorf Mathon und viele Weiler, zu welchen auch 2) der gleichnamige Weiler gehört, welcher am linken Ufer des Trofanabaches im Thale gelegen, nach Ischyl eingepfarrt ist, 11 Häuser und 54 Einwohner zählt. In diesem Thale gibt es viele Handelsleute. (*G. F. Schreiner.*)

PAZONY, ein mehren Grundherren gehöriges, sehr großes Dorf im dadaer Gerichtsstuhle der szabolcser Gespanschaft, im Kreise jenseit der Theiß Oberungarns, mit 165 Häusern, 1271 meist magyarischen Einwohnern, (887 helvetischer Confession, 368 Katholiken und 16 Juden), einer griechisch-katholischen und einer Kirche und Pfarre der evangelisch-helvetischen Confession und einer Schule. (*G. F. Schreiner.*)

PAZUA, auch PASUA und PAZOVO. 1) Stara-Pazua, Alt-Pazua, ein zum peterwardeiner Grenzregiments-Gebiete der slavonischen Militairgrenze gehöriges, sehr großes Dorf, in durchaus ebener Gegend, an der von Peterwardein nach Semlin führenden Poststraße gelegen, mit 651 Häusern, 3808 größtentheils slovenoserbischen Einwohnern (2898 Evangelische, 884 nicht unirte Griechen und 26 Katholiken), einer eignen nicht unirt-griechischen und einer Pfarre der evangelisch-helvetischen Confession, einer griechischen Kirche, einem Bethause der Reformirten und einer Schule. 2) Nova-P., Neu-Pazua, eine in der Nähe der vorigen gelegene Ortschaft mit 151 Häusern, 827 Einwohnern, die mit Ausnahme von 29 Katholiken sämmtlich Reformirte sind, und einem reformirten Bethause. (*G. F. Schreiner.*)

PAZZANO. Flecken im Königreiche Neapel, im östlichsten Theile der Intendanza Calabria ulteriore II., ungefähr zwei italienische Meilen südwestlich von dem eisen-

6) In seinen Vindiciae Ecclesiasticae, quibus edita a Principe Bethlen in Clerum Hungariae decreta, divinis humanisque legibus contraria, ipso jure nulla esse domonstrantur. Viennae 1620. 4. 7) Jud. Gyüjtem. 1836. April. S. 123. 8) Ibid. 1837. Mai. S. 45—56.

reichen Städtchen Stilo entfernt, mit 109 Häusern und 1211 Einwohnern, welche sich vom Feldbau nähren.
(*G. F. Schreiner.*)

PAZZI, eins der vornehmsten und reichsten Geschlechter der Republik Florenz, berühmt durch eine Verschwörung, deren Opfer es ward. Anlaß gab nicht blos die Eifersucht auf die Gewalt und das Ansehen, welche das Mediceische Haus unter dem für Handel, Künste und Wissenschaften rastlos sorgenden Cosmus von Medici erlangt hatte. Auch Eifersucht der Liebe entflammte den Urheber jener Verschwörung, Francesco Pazzi geheißen, im J. 1478 gegen seinen Nebenbuhler Giuliano de Medici. Beide, eine geraume Zeit vertraute Freunde, liebten eine junge und schöne Florentinerin, Camilla Cafarelli, hielten jedoch diese Leidenschaft vor einander verborgen. Giuliano ward von ihr vorgezogen, wahrscheinlich seines edlen Charakters wegen, und vermählte sich heimlich mit ihr. Diesen Triumph seines Nebenbuhlers vermochte Francesco nicht zu ertragen. Er hatte manche Zurücksetzung seines Geschlechts durch die Mediceer ertragen, und war zu stolz, zu kühn und zu verwegen, um auch diese neue Kränkung zu dulden. Sein rachsüchtiger Charakter beschloß die Vertilgung des Hauses Medicis. Einen Vertrauten fand er an Bernardo Bandini, einem durchaus verderbten Menschen, der schon so manchen ruchlosen Anschlägen bereitwillig die Hand geboten. Bandini theilte seine Gefühle, weil er ebenfalls von den Mediceern vielfach gekränkt worden. Er nährte Francesco's Rachsucht auf eine Weise, die zugleich seinem Stolz schmeichelte, und entwarf den Plan zu einer Verschwörung gegen das Haus Medicis, von der er sich um so größern Erfolg versprach, da er wußte, daß die Stimmung in Florenz im Allgemeinen jenem Hause nicht günstig war. Giuliano und sein Bruder Lorenzo sollten zugleich ermordet, und dadurch eine gänzliche Staatsumwälzung herbeigeführt werden, nach der so mancher, wie er äußerte, schon im Stillen seufze. Die Ausführung dieses Plans, meinte er, sei in jedem Falle der heimlichen Ermordung seines Nebenbuhlers vorzuziehen, welche Francesco Anfangs beabsichtigt hatte. Francesco billigte den Vorschlag. Sein freundschaftliches Verhältniß zu dem Grafen von Furli, Hieronymus Riario, einem Sohn Sixtus IV., benutzte er, auch den Papst für sich zu gewinnen, was ihm um so leichter gelang, da Sixtus längst sein Misfallen geäußert über die steigende Macht des Hauses Medicis. Der Papst war ohnedies durch Lorenzo persönlich gekränkt, und durch ihn sein eigenes Interesse auf mehrfache Weise geschmälert worden. Er versprach daher den ihm vorgelegten Plan möglichst zu unterstützen [1]). Auch der Erzbischof von Pisa, Francesco Salviati, trat, mehrfach aufgefodert, zu der Partei der Verschwornen. Sie sahen jedoch ein, daß vor allen Dingen auch Jacopo Pazzi, Francesco's Oheim, für die Sache gewonnen werden müßte. Ihn zum Beitritt zu bewegen, hielt schwer. Er war ein ordnungsliebender, verständiger und sehr bedächtiger Mann. Nicht grundlos war sein Einwurf, daß die Partei der Verschwornen viel zu schwach und bei der herrschenden Volksstimmung in Florenz ein Unternehmen gegen das Haus Medicis höchst mislich sei. Noch mehre andere Schwierigkeiten hob er hervor, und rieth lieber Unrecht und Kränkungen zu dulden, als sich einer so großen Gefahr auszusetzen. Zeit und Umstände, meinte er, könnten der Sache bald eine andere Wendung geben. Francesco und Riario sannen auf andere Mittel, ihn für sich zu gewinnen. Sie wandten sich an den päpstlichen General Montesecco, einen so tapfern Soldaten als klugen Staatsmann, und baten ihn, ihrer Partei beizutreten, und zugleich Jacopo Pazzi zum Beitritte zu bewegen. Montesecco fand das Unternehmen ebenfalls sehr mislich. Seine Bedenklichkeiten waren fast dieselben, die Jacopo Pazzi bereits geäußert. Der Erzbischof Salviati schlug jedoch jene Einwürfe durch die Versicherung nieder, daß ein großer Theil des Volkes in Florenz äußerst unzufrieden sei mit der bisherigen Regierung, und offenbar sogleich Francesco's Partei beitreten werde, die täglich mehr Anhänger gewinne. Auf die Unterstützung des Papstes und des Königs von Neapel, meinte Salviati, könne man jedenfalls rechnen, und die beiden Brüder Lorenzo und Giuliano wären leicht auf die Seite zu schaffen, da sie oft unbegleitet in der Stadt umhergingen, oder sich nach ihren Landhäusern verfügten. Nach ihrem Tode könnte dann die Regierung nach Belieben verändert werden. Montesecco's Bedenklichkeit ward durch diese Äußerungen des Erzbischofs nicht gehoben. Noch immer schien er unentschlossen, und meinte unter andern, es sei höchst nöthig Truppen in der Nähe von Florenz bereit zu halten, und doch sei kein schicklicher Vorwand vorhanden, sie in Bewegung zu setzen, bei der in ganz Italien herrschenden Ruhe.

Unterdessen hatte sich die Nachricht verbreitet von einer gefährlichen Krankheit des Grafen von Faenza, Carlo Manfredi, an dessen Gebiet theils der Graf Riario, theils die Florentiner begründete Ansprüche machten. Francesco und Riario benutzten diesen Zufall, um zur Ausführung ihrer Plane manche Vorkehrungen zu treffen, ohne dadurch bei der Mediceischen Partei Verdacht zu erregen. Sie beschlossen, den päpstlichen General Montesecco nach Romagna, zuvor aber nach Florenz zu senden. Dort sollte er zum Schein sich mit Lorenzo berathschlagen über ihre gemeinschaftlich zu treffenden Maßregeln und seine Gesinnungen erforschen, zugleich aber auch Jacopo Pazzi zur Theilnahme an der Verschwörung zu bereden suchen. Montesecco ward in Florenz von Lorenzo äußerst höflich empfangen. Seine Fragen beantwortete der Letztere als ein Mann von Kopf, und zeigte eine große Offenheit und Empfänglichkeit für Freundschaft in seinem ganzen Benehmen. Der alte Krieger betrachtete ihn mit Verwunderung; denn Lorenzo war ihm ganz anders geschildert worden. Seine Äußerungen zeigten nicht die geringste Spur von Haß und Parteilichkeit gegen Riario. Seinem Auftrage gemäß besuchte Montesecco auch Jacopo Pazzi, fand ihn jedoch immer abgeneigt, der Verschwörung beizutreten. Erst der Überredungskraft seines Neffen Francesco gelang es, ihn zu gewinnen, als dieser ihm vor-

1) s. *Muratori*, Script. rer. italic. Tom. III. P. 2. p. 1146. *Eccardi*, Corpus hist. med. aevi. Tom. II. p. 1863.

stellte, daß das Unternehmen, auch ohne seinen Beitritt, in jedem Fall ausgeführt werden solle. Die Zahl der Verschwornen vermehrte sich aber bedeutend durch Jacopo's Ansehen und seinen Einfluß. Montesecco reiste nun ab und zu, traf in Florenz mannichfache Vorkehrungen, beobachtete die Medici und stattete ausführliche Berichte ab nach Rom. Lorenzo hatte geäußert, sich bald in jene Stadt verfügen zu wollen. Einige Verschworene meinten, man könnte ihn dort heimlich aus dem Wege räumen und gleichzeitig seinen Bruder in Florenz. Dieser Vorschlag ward jedoch, als zu unsicher, verworfen. Auch reiste Lorenzo nachher wirklich nicht nach Rom.

Dort war indessen, unter Riario's und Francesco's Leitung, der Plan der Verschwornen immer mehr zur Reife gediehen. Einem Grafen, Karl Braccio mit Namen, der angeblich die päpstlichen Gerechtsame auf mannichfache Weise beeinträchtigt, ward offene Fehde angekündigt und sein festes Schloß Montone belagert, um einen Vorwand zu haben, Truppen in der Gegend von Florenz zu versammeln. Die Anführer jener Truppen erhielten Befehl, jedem Wink des Erzbischofs von Pisa und Francesco's pünktlich zu gehorchen. Auch hatte der König Ferdinand von Neapel, der von der Vertilgung des Hauses Medicis manche Vortheile hoffte, das Versprechen gegeben, seinen ältesten Sohn, den Herzog von Calabrien, ehemaligen General der Florentiner, nach Florenz zu senden, wo er unter dem Vorwande einer Foderung rückständigen Gehaltes, den Gang der Ereignisse in der Stadt beobachten und nöthigenfalls ein hinlängliches Corps an der Grenze marschfertig halten sollte.

Salviati, Francesco Pazzi und Montesecco begaben sich hierauf zu wirklicher Ausführung ihres Entwurfs nach Florenz, und warben dazu die nöthigen Werkzeuge. Unter diesen befand sich, außer dem früher erwähnten Bandini, Jacopo Poggio, ein Sohn des berühmten Geschichtschreibers, ein junger, ehrgeiziger Mann, schwärmerisch begeistert für das kühne Unternehmen, zwei Salviati, ein Bruder und ein Vetter des Erzbischofs von Pisa, Napoleone Franceſi, ein verwegener Abenteurer, Antonio Volterra und Stefano Volterra, letzterer zum Priesterstande gehörend, sämmtlich Creaturen der Pazzi. Renato Pazzi jedoch, ein Vetter Jacopo's und ein äußerst kluger und vorsichtiger Mann, kannte das Mißliche eines solchen Unternehmens zu gut, um demselben beizutreten, und bot vielmehr Alles auf, es zu verhindern.

Der Papst Sixtus IV. hatte nach dem frühen Tode seines ausschweifenden ältesten Sohnes Pietro dessen 17jährigen Neffen, Rafael Sanzoni, der in Pisa das kanonische Recht studirt, zum Cardinal ernannt, und ihn den Namen Riario annehmen lassen. Die Verschwornen fanden für rathsam, ihm eine stumme Rolle zu geben in ihrem Trauerspiel. Er mußte nach Florenz kommen, um die Stadt mit ihren mannichfachen Merkwürdigkeiten in Augenschein zu nehmen. Die Feierlichkeiten, die seine Ankunft veranlaßte, zerstreuten die Aufmerksamkeit des Volks und boten manche Gelegenheit, die mit Erfolg benutzt werden konnte. Unter seinem zahlreichen Gefolge konnte sich eine beträchtliche Anzahl von Verschwornen verbergen, und ihr Muth ward nicht wenig gehoben durch den Anblick eines Cardinalnepoten und päpstlichen Günstlings mitten unter den Häuptern ihrer Partei. Noch ehe er in Florenz angelangt, war er von den Pazzis auf ihrer Villa Montughi glänzend empfangen worden. Dort hatte sich der größte Theil der Verschwornen versammelt, um sich über ihr Unternehmen zu berathen. Es ward beschlossen, daß vor allem Lorenzo und Giuliano an einen Ort zusammengebracht werden müßten. Der Erstere kam selbst, um dem Cardinal seine Aufwartung zu machen, und ward von ihm zum Abendessen eingeladen. Bei Tische äußerte der Cardinal den Wunsch, die schöne Villa Fiesole zu sehen, die den Medicis gehörte, und Lorenzo, ein feiner Weltmann, lud die ganze Gesellschaft dahin ein, zu einem prächtigen Gastmahle. Schon war alles angeordnet zu einem verrätherischen Anschlage auf das Leben Lorenzo's und Giuliano's. Die Zahl der Verschwornen war durch die Dienerschaft des Cardinals und durch verkleidete Soldaten Montesecco's so beträchtlich vermehrt worden, daß jeder Widerstand vergeblich schien. Allein das Unternehmen schlug fehl, als Giuliano, wie es hieß, durch eine Augenentzündung verhindert, sich bei jenem Gastmahle nicht einfand.

Neue Maßregeln mußten ergriffen werden. Man bestimmte den 26. April 1478 zur Vollziehung des Mordes. Nach Beendigung des feierlichen Gottesdienstes in der Hauptkirche Santa Reparata in Florenz sollte ein festliches Mittagsmahl von den Pazzis veranstaltet und die Medici dazu eingeladen werden. Die Anstalten waren so getroffen, daß Lorenzo an der Tafel seinen Platz einnehmen sollte zwischen Jacopo Pazzi und Montesecco, Giuliano aber zwischen Francesco Pazzi und Bandini. Hinter jedem der beiden Brüder sollte ein Verschworner stehen. Bei dem Zeichen einer auszubringenden Gesundheit sollte der Mord vollbracht werden, eine Wache alsdann den Eingang des Hauses besetzen, und den Pöbel zurückhalten, bis die Volkspartei und die beorderten Truppen bei der Hand wären. An jenem verhängnißvollen Sonntagsmorgen, den 26. April 1478, erfuhr jedoch Francesco Pazzi durch seine Kundschafter, daß Giuliano nicht bei jenem Gastmahle erscheinen, sondern sogleich nach beendetem Gottesdienst über Land reiten werde [2]).

Keine Zeit war mehr zu verlieren zur Ausführung eines Entwurfs, um den schon so viele wußten und der jeden Augenblick bekannt zu werden drohte. Man wählte daher den einzigen, noch übrigen, gräßlichen Weg, in der Kirche, wo Lorenzo und Giuliano zusammentreffen würden, beide zu ermorden. Montesecco widersetzte sich standhaft diesem Plan. Mochte ihn seine Unterredung mit Lorenzo gegen diesen weicher gestimmt haben, oder eine andere Bedenklichkeit in ihm rege geworden sein: genug, er erklärte, eine solche That an einem solchen Orte ver-

2) Nach einer nicht völlig verbürgten Nachricht soll er Tags zuvor durch einen Brief seiner Gattin gewarnt worden sein, die ihn dringend gebeten, zu ihr zu kommen. Ihr habe nämlich geträumt, er werde am Altar von wilden Thieren zerrissen, und sie sei dadurch besorgt geworden, daß irgend ein Unheil ihm drohe.

ıe er mit seiner Denkungsart durchaus nicht ver=

se Weigerung hatte auf das ganze Unternehmen chtheiligern Einfluß, als die Verschworenen An= auben mochten. Der Gottesdienst in der Kirche Reparata hatte schon begonnen, als Montesecco Ermordung Lorenzo's widersetzte. Gedrängt durch : der Zeit, wählte man zwei Subjecte, die sich aus moralischer Verderbtheit oder aus schwärme= egeisterung für Freiheit zu jener Frevelthat erbo= n. Beiden fehlte die ruhige Fassung, die den vom Bösewicht unterscheidet und den letztern ien Manne gleichstellt, die ruhige Fassung, Leben gleichgültig zu verachten. Diese beiden Männer, cht das Morden nur aus Büchern kannten, wa= ereits erwähnten Antonio Volterra und Stefano von denen der letztere Jacopo Pazzi's natür= ter im Lateinischen unterrichtet hatte.

zweite Ertönen des Glöckchens, wenn der Prie= Hostie ergreifen würde, sollte das Zeichen sein rdung der beiden Brüder. Der Erzbischof von lte unterdessen mit seinen Leuten und mit Jacopo ch des Stadtpalastes bemächtigen, und die Raths= e sich ihm widersetzen möchten, umbringen lassen. Tode der beiden Medici sollte der Rath zu Flo= ungen werden, den von den Verschworenen ge= Regierungswechsel eintreten zu lassen.

Kirche Santa Reparata war überfüllt von Leu= allen Ständen. Lorenzo, der zugleich das Abend= fangen wollte, kam mit dem Cardinal. Allein fehlte noch, und die Verschworenen schwebten einlichsten Erwartung. Vielleicht hatte er von ten seiner Feinde einen Wink erhalten oder ward erhindert zu erscheinen. Beide Brüder kannten Neid und die Eifersucht der Pazzi, und hatten rch ihre Kundschafter erfahren, daß der Papst König von Neapel den Sturz ihres Hauses bsichtigten. Daß es aber dabei zugleich auf ihr esehen sei, konnten sie kaum glauben, und noch daß man sich dazu so schändlicher Mittel bedie= einen geheiligten Ort so entweihen würde. Als verabredete Zeitpunkt näher rückte und Giuliano er nicht erschien, entschloß sich Francesco Pazzi, dini begleitet, ihn aus seiner Wohnung herbei= Mit großer Unbefangenheit trugen sie ihre Bitte er dem Gottesdienste beiwohnen möchte, was Anwesenheit des Cardinals fodere. Giuliano's igungen suchten sie durch Schmeicheleien zu wi= Sie boten alle Kunste der Beredsamkeit auf. kältesten Geschichtschreiber äußern ihr Erstaunen, der Maske harmloser Fröhlichkeit und zärtlicher ast sich solche Rachsucht und Tücke habe verber= en. Giuliano ließ sich endlich bereden, mit ih= n Wagen zu steigen [3]).

Hindernisse schienen nun überwunden, und die nöthigen Vorkehrungen waren getroffen. Die Mörder hatten sich in der Kirche an die beiden Brüder angeschlos= sen, und eine Stellung gewählt, die sie vor dem Andrang der Volksmenge sicherte. Das Glöckchen tönte zum zwei= ten Male. In dem Augenblicke, wo der Priester sich be= kreuzigend mit den Worten: Domine, non sum di= gnus etc. die Hostie ergriff, stürzte Francesco auf Giu= liano los, ihn mit seinem Dolch durchbohrend. Der Un= glückliche sank zu Boden, noch ehe ihm sein Freund Nori, dessen sich Bandini bemächtigt, zu Hilfe kommen konnte. Francesco versetzte dem Gefallenen, an dessen tödtlicher Verwundung er kaum zweifeln konnte, noch mehre Stiche mit seinem Dolch, und verwundete beim Herausziehen desselben sich selbst am Schenkel.

Besser war Lorenzo's Schicksal. Von einer plötzli= chen Bangigkeit ergriffen, glitt Antonio Volterra's Dolch dem am Altar Betenden am Gesicht vorüber. Stefano Volterra, der ihm seinen Dolch in den Rücken stoßen wollte, war so unvorsichtig, einen drohenden Laut hören zu lassen. Rasch wandte sich Lorenzo um, ergriff seinen Degen und vertheidigte sich, leicht am Halse verwundet, bis seine Freunde und Anhänger ihn umringten und in die Sacristei schafften. Dorthin drangen Francesco und Bandini. An der Thürschwelle trat ihnen jedoch ein Geist= licher entgegen, der sie mit dem Kreuzstabe zurückschlug und zuschloß.

Furchtbar war der Tumult in der Kirche. Wer be= waffnet war, zog den Degen oder Dolch, und suchte die Mörder. Alles drängte sich wild durch einander; viele wollten fliehen, stürzten jedoch zu Boden, und mehre Per= sonen wurden erstickt. Der Cardinal hatte sich zum Al= tar geflüchtet, um der Wuth des Pöbels zu entgehen, der ihn für mitschuldig hielt. Er ward mit Mühe im Stadtpalaste in Sicherheit gebracht. Mit seiner sich stets gleich bleibenden Geistesgegenwart hatte sich Bandini ei= nen Weg gebahnt durch das Volksgedränge, sich vor der Kirche auf ein Pferd geschwungen. Er entkam glücklich über die Grenze. Francesco wollte seinem Beispiel fol= gen. Während er aber das Volk auffoderte sich zu be= waffnen und das mediceische Joch muthig abzuschütteln, nöthigte ihn der Schmerz seiner Wunde und zunehmende Entkräftung sich in seine Wohnung zu begeben.

Das Toben in der Kirche dauerte noch fort, als der Erzbischof von Pisa mit den beiden Salviati's, Jacopo Poggio und einer Mannschaft von etwa hundert misver= gnügten Bürgern aus Perugia, den Versuch machte, sich des Stadtpalastes zu bemächtigen. Die Perugianer muß= ten sich im untern Sale verbergen, und er befahl ihnen, sobald sie Lärm hören würden, das Thor des Palastes zu besetzen. Er selbst ging mit seinen Hauptgefährten hin= auf und verlangte den Gonfaloniere, Cesare Petruccio, zu sprechen, dem er ein päpstliches Breve zu überbrin= gen habe. Unter diesem Vorwande ließ der Thürhüter, der ihm Anfangs den Einlaß verweigert, da Petruccio sich

zählt wird, daß Francesco ihn zuvor unter allerlei muth= herzen betastet, um sich die beste Stelle für seinen Dolch= stich zu wählen und zugleich zu untersuchen, ob er nicht vielleicht einen Panzer trage. Er habe, äußerte er lächelnd, das besondere Glück, durch Krankheit fett zu werden.

eben mit mehren Gästen bei der Tafel befand, ihn in das Audienzzimmer treten. Durch Petruccio's entschlossenen Blick verlor er die nöthige Fassung. Er erbleichte, als der Gonfaloniere das päpstliche Breve verlangte, und sein schüchterner Blick, seine unzusammenhängenden Worte, erregten Petruccio's Argwohn, der seine Leibwache herbeirief, um für seine und seiner Gäste Sicherheit zu sorgen. Er und die Rathsherren behaupteten das obere Stockwerk, und da er keine Waffen bei der Hand hatte, vertheidigte er allein die Treppe gegen einige Verschworene mit einem Bratspieß, den er aus der Küche geholt. Unterdessen waren die unter dem Namen Mazzieri bekannten Rathsdiener und andere Bewaffnete zu seinem Beistande herbeigeeilt. Die Perugianer jedoch und andere Soldaten, die der Erzbischof mitgebracht, hatten sich in einen Saal geschlichen, wo sich die Zünfte zu versammeln pflegten. Aus Versehen oder aus Furcht, als sie den Lärm im obern Stockwerk gehört, hatten sie die Thüren zugemacht, deren Schlösser eingeschnappt waren und nur wieder mit den Schlüsseln geöffnet werden konnten, welche die Thürhüter stets an ihren Gürteln trugen.

Ohne große Mühe bemächtigte man sich daher der Verschworenen, die dem Erzbischof in das obere Stockwerk gefolgt waren. Einige wurden getödtet, andere zum Fenster hinausgeworfen. Jacopo Poggio und der Erzbischof in seinem Prälatenkleide wurden aufgehängt an einem Fensterkreuz. Der Letztere hatte zuvor den ganzen Verschwörungsplan niederschreiben und mit seinem Namen unterzeichnen müssen; sah sich jedoch getäuscht in der Hoffnung, sich dadurch zu retten. Ein gleiches Schicksal hatte Francesco Pazzi, der, durch seine Wunde genöthigt das Bette zu hüten, von dem wüthenden Pöbel halb nackt aus seiner Wohnung nach dem Stadtpalast geschleppt worden war. Außer ihm wurden noch 70 Personen an die Fenster aufgehängt, und als es an Platz fehlte, die halberstickten abgeschnitten und auf die Straße geworfen. Der alte Jacopo Pazzi sprengte auf seines Neffen Pferde in der Stadt umher, das Volk zu einem allgemeinen Aufstande ermuthigend. Er ward indessen verhöhnt und selbst mit Steinen geworfen. Auf den Rath seines Schwagers Giovanni Sarisberi flüchtete er sich nach Romagna.

Lorenzo Medici war indessen aus der Kirche mit einer starken Bedeckung nach Hause geschafft worden. Die ganze Stadt ergriff die Waffen. Das Volk bemächtigte sich des Stadtpalastes, und die Soldaten und andere Verschworene, die die verschlossenen Thüren endlich erbrochen und das Thor besetzt hatten, wurden theils getödtet, theils gefangen. Überall ertönte der Ruf: Es leben die Medici! Tod und Verderben den Pazzi! Die Wohnungen der letztern wurden geplündert und zerstört. Gulielmo Pazzi, Francesco's Bruder, vermählt mit der Schwester Lorenzo's, berief sich auf seine Unschuld, und flüchtete sich in das Haus seines Schwagers. Wegen seiner nahen Verwandtschaft mit den Medici war er gar nicht zur Theilnahme an der Verschwörung aufgefodert worden. Renato Pazzi, der sich ins Ausland flüchten wollte, als er den unglücklichen Ausgang eines Unternehmens erfuhr, dem er sich absichtlich entzogen, ward in den Apenninen angehalten und nach Florenz gebracht. Wahrscheinlich war die Verheimlichung des Projects seine einzige Schuld. Jacopo Pazzi hatte ebenfalls das Schicksal auf der Flucht ergriffen zu werden. Er mußte des Erzbischofs Aufsatz über die Verschwörung und die dabei betheiligten Personen attestiren, ohne, wie er hoffte, durch das Geständniß sein Leben zu retten. Er und Renato Pazzi wurden nach einem förmlichen Inquisitionsproceß gehängt, vier Tage nach Giuliano's Ermordung. Jacopo's Beerdigung war zwar ganz in der Stille geschehen in einer Kirche, wo die Pazzi ein Erbbegräbniß hatten. Allein die Nachricht drang doch zu den Ohren des Pöbels, der ihn unter dem Vorwande, daß er unter dem Kirchenbanne gestorben sei, weil er vor seiner Hinrichtung Priester und Sacrament von sich gewiesen, aus der Gruft auf den Schindanger hinausschleppte. Der Magistrat ließ ihn in einem Winkel des Gottesackers begraben. Allein die zügellose Volkswuth schleppte den Leichnam durch die Straßen, und warf ihn nach manchen Mishandlungen in den Arno.

So furchtbar spielte das Glück mit diesem Manne, der einer der angesehensten und reichsten im Staat gewesen, und nichts entbehrt hatte, was zum frohen Lebensgenusse dienen kann. Er hatte kein so herbes Loos verdient. Seinem Charakter fehlte es nicht an liebenswürdigen Zügen. Bekannt war seine Milde gegen Arme und Nothleidende, für die er stets ein Scherflein bereit hielt. Für seine Redlichkeit sprach der Umstand, daß er am Tage vor der Verschwörung, aus Besorgniß, daß sie mislingen könnte, alle seine Schulden bezahlt und die Waaren und Kleinodien, die ihm von Einzelnen zur Bewahrung anvertraut worden, ihnen wieder hatte zustellen lassen. Auch Renato ward, als ein friedlicher Mann von unbescholtener Rechtlichkeit, allgemein bedauert. Gulielmo, Jacopo's Neffe, wiewol er völlig unschuldig war, wurde zeitlebens auf seine Villa verbannt, ungeachtet der Bitten und Vorstellungen seiner Gemahlin Bianca. Die übrigen Pazzi, deren Verbrechen blos in ihrem Namen bestand, büßten dasselbe mit einer ewigen Gefangenschaft in Volterra. Sie wurden sämmtlich für Feinde des Staats erklärt.

Der junge Cardinal, der, als er vernommen ward, betheuerte, von dem ganzen Plane nichts gewußt zu haben [4]), ward auf kurze Zeit verhaftet und sah sich dadurch gesichert vor der noch immer tobenden Volkswuth. Stefano Volterra und Antonio Volterra wurden dem Kloster entrissen, das ihnen eine Freistatt dargeboten, und als Missethäter hingerichtet. Der einzige unter den Verschworenen, den ein minder schmachvolles Urtheil traf, war der tapfere Montesecco, der sich lange geweigert, bei jenem blutigen Unternehmen zum Werkzeuge zu dienen, doch endlich dazu gezwungen worden war. Er ward enthauptet. Napoleone Franceschi entkam glücklich. Bandini, der sich vor allen Nachstellungen der Florentiner sicher glaubte, hatte, unterstützt durch große Summen und Wechsel, die

4) s. Infessura Diar. Roman. in *Muratori* Script. rer. italic. T. III. P. II. p. 1146 sq. „Poco ci manco, heißt es dort, che non impiccarono lo ditto Cardinale. Ma i Fiorentini gli ebbero assai rispetto, che era assai garzone e si scusara, che di queste cose non haveva sapuro mente."

den Pazzis verdankte, auf Umwegen glücklich einen
fen am adriatischen Meere erreicht, ward jedoch in
lata von dem Sultan Bagazet ausgeliefert, wahrschein-
auf Veranlassung Lorenzo's. Der Letztere hatte kaum
h wiederhergestellter Ruhe seinen Palast wieder betre-
, als seine zahlreichen Freunde und Anhänger sich um
versammelten, sich zu redlichem Schutz erbietend ge-
seine jetzigen und künftigen Feinde. Er stieg zu ei-
n größern Ansehen, als er je besessen, und selbst von
er beträchtlichen Schuldenlast sah er sich befreit durch
Unterstützung, die ihm theils aus dem Stadtschatz,
ls durch reicher Bürger Privatvermögen zu Theil ge-
den war.

Giuliano's Leichenbegängniß war prachtvoll. Er ward
emein bedauert wegen seines wohlwollenden Charakters.
beiden Corps päpstlicher Truppen, bestimmt zur Un-
tützung der Pazzi, kehrten wieder um auf dem Wege
h Florenz, als sie hörten, daß das Unternehmen gänz-
mislungen. So endete jene berühmte Verschwörung,
gezeichnet vor ähnlichen Begebenheiten besonders da-
ch, daß vier der mächtigsten Leidenschaften in derse-
als vereinigte Triebfeder wirkten — Eigennutz, Ehr-
, Liebe und Rache. (*Heinrich Döring.*)

PAZZI (Pietro Antonio), ein Kupferstecher, gebo-
zu Florenz, nach Füeßli 1706, nach Rost und Ba-
1730, welches letztere unbedingt richtiger ist, war ein
jüler des Cosmus Magelli und bearbeitete seine Ge-
stände mit einem glänzenden Grabstichel, besonders stach
eine große Zahl Künstlerbildnisse zu dem bekannten
rk des Museo Fiorentino, nach der berühmten groß-
oglichen Galerie der Künstlerbildnisse in Florenz, wor-
er einige Blätter vorzüglich zu nennen sind. Auch
eitete er eine überaus große Zahl Bildnisse von Päp-
, Cardinälen und andern Personen. Ferner das Bildniß
Großherzogs von Florenz, seiner Gemahlin, der Bian-
Capella nach Gherardini, der Madonna da Foligno
h Rafael's herrlichem Bilde. Zu dem schönen Werk
r die berühmten Frescobilder des Dominichino Zam-
i im Kloster Grotta Ferrata, bei Bologna, die Wunder
heil. Nilus darstellend, arbeitete Pazzi mehre Blätter
Bartolozzi Gregori und Andern. Nach Andrea del
rto, ein weibliches Bildniß, zu dem florentiner Ga-
werk. Ein Mädchen, welches einen Brief liest, nach
. Caroselli, zu ebendemselben Werke. Nach Betti:
Philipp Benizzi schlägt das Pontificat aus; der heil.
obius erweckt einen todten Knaben. Eine heil. Familie
h Luca Cambiasi. Den heil. Thaddäus nach Carducci.
e heil. Familie nach Crespi. Madonna mit dem Kinde
h Anton van Dyk; so auch mehre andere Blätter, die
von Kunstsammlern geschätzt werden. (*Frenzel.*)

P. C. Abkürzung bei den Römern für patres con-
ipti, patronus coloniae (corporis), ponendum cu-
it (curaverunt), post consulatum, proconsul, pa-
m conventum, pecunia constituta, praefectus ca-
orum, pater Caii, pia constans (bei den Legionen),
blius Cornelius, prisca, publice gerendum, per
icilium (consules). Bei den Neuern für poeta cae-
eus, pondus civile; im kaufmännischen Verkehr für
Preußisch Courant, par complaisance, par couvert, pro cent. (*H.*)

PCOLINE (sprich Ptscholina), auch PTSOLINA, ein sehr großes, der gräflich czákischen Familie gehöriges Dorf, im görögényer Gerichtsstuhle der zempliner Gespanschaft im Kreise diesseit der Theiß Oberungarns, im Gebirge gelegen, von Ruszniaken bewohnt, mit 154 Häusern, 1160 meist katholischen Einwohnern, indem nur 39 Juden unter ihnen wohnen, einer eignen griechisch-katholischen Pfarre und Kirche, einer Schule und einer Mahlmühle. (*G. F. Schreiner.*)

Pczewo, s. Betsche.

P. D. Als Abbreviatur bei den Römern für publice dedit, praedium. (*H.*)

P. E. Als Abkürzung bei den Römern für profectus (positus) est, peregrinus, praeter, perpetuus, Pertinax, pater exercituum; bei den Neuern für par exemple, publicus oder professor extraordinarius. (*H.*)

PE. 1) Pe, s. Pekiang. 2) Pé (St.), Stadt und Cantonort, liegt im franz. Departement der Oberpyrenäen, Bezirk Argèles an dem Gave de Pau, hat eine Pfarrkirche und 2750 Einwohner, welche theils in den bei der Stadt befindlichen Eisenwerken Nahrung finden, theils ihren Unterhalt durch Schlosser-, Nagelschmied- und Kammacherarbeit finden, indem sie hinsichtlich dieser im Rufe stehen. 3) P. St. de Leren, Flecken im franz. Departement der Niederpyrenäen, Bezirk Bayonne, liegt unweit der Nivelle, und hat 2200 Einwohner, welche Acker- und etwas Weinbau treiben. 4) Pe, Stadt und Festung in der chinesischen Provinz Peking und liegt unter 39° 36′ n. Br. (*G. M. S. Fischer.*)

Pe de Perdiz, s. in Ped.

PEACK, oder Ronoack, ist eine Art Münze der frühern Einwohner von Nordamerika. Sie bestand aus zu Ringen geschliffenen Seemuscheln, welche man Conks (Venus mercenaria *L.*) nannte. Diese Ringe wurden, gleich den chinesischen Münzen, auf Schnuren gereihet. Die aus den Conks von weißer Farbe verfertigten vertraten die Silbermünzen, während die mit violettem Rande versehenen Conks, weil es mit größern Schwierigkeiten verknüpft war, diese zu solchen Ringen so zu verarbeiten, daß sie den violetten Rand mit beibehielten, letztere daher den zehnfachen Werth der erstern hatten, die Stelle der Goldmünzen vertraten*). (*K. Püssler.*)

PEACOCK (Reginald), Bischof seit 1440 von St. Asaph, seit 1450 von Chichester, zu welchen Stellen er durch die Begünstigung des berühmten Humphrey, Herzogs von Gloucester, gelangte, war ein Mann von großer Gelehrsamkeit und von ebenso großer Milde des Charakters, die sich besonders bei seinem Bestreiten der Anhänger Wiclef's zeigte. Da er in seinen Schriften in mehren Punkten die Disciplin und das Dogma der katholischen Kirche bestritt, wurde er nach dem Tode seines Gönners vor dem strengen Eiferer, dem Erzbischof von Canterbury, Thomas Bouchier, wegen Ketzerei angeklagt. Er ließ sich durch seine Collegen bewegen, die an ihm

*) Allg. Geschichte der Länder und Völker von Amerika, 1. Th. S. 231.

getadelten Sätze öffentlich vor der Paulskirche den 4. Dec. 1457 zurückzunehmen, und in die öffentliche Verbrennung seiner Schriften einzuwilligen; da man aber seinen Widerruf nicht für ganz aufrichtig hielt, nahm man ihm sein Bisthum; er zog sich, vermuthlich aus Scham und Gram über seine Schwäche, in eine Abtei zurück, wo er 1486 starb. Seine zahlreichen Schriften haben längst alles Interesse verloren, brauchen daher hier nicht genannt zu werden. (Vergl. Zedler i. W.) (*H.*)

PÉAGE (le), auch Péage de Roussillon genannt, Gemeindedorf im franz. Iserédepartement (Dauphiné), Canton Roussillon, Bezirk Vienne, liegt 4½ Lieues von dieser Stadt und 129 Lieues von Paris entfernt, nahe am linken Rhôneufer, ist der Sitz eines Etappenamtes, sowie einer Gendarmeriebrigade und hat eine Brief- und eine Pferdepost, eine Succursalkirche und 1361 Einwohner. (Nach Expilly und Barbichon.) (*Fischer.*)

PEAK (spr. pihk). 1) Dorf der irischen Grafschaft Cork, liegt in der Nähe von Aghabologue und ist durch mehre 1755 hier entdeckte Höhlen merkwürdig, deren einige Gebeine und Gerippe urweltlicher Thiere enthalten. 2) P., großes Centralgebirge Englands, welches sich mit seinen nördlichen Fortsetzungen, dem Lune-Forest- und dem Cheviotgebirge, durch Chester, Cumberland, wo es südöstlich von Carlisle aufsteigt, Derby, Durham, Lancashire, Westmoreland und York hindurchzieht oder verzweigt. Seine höchsten Spitzen hat dieses Gebirge in Yorkshire, wo der bei Ingleton gelegene Wharn nach v. Jenny 3802′, nach Anderen 4052′, der in dessen Nähe gelegene Ingleborough nach v. Jenny 3735′, nach Andern 3987′, der Pennigant nach v. Jenny 3682′, nach Andern 3930′, der Pendle-Hill bei Clitherto in Lancashire 3196′ nach v. Jenny, nach Anderen 3411′ hoch sein sollen. Niedriger ist das Gebirge in Durham, dagegen aber bis zu seinem höchsten Rücken mit Grün bewachsen und in Westmoreland, wo sich zwischen den einzelnen Gebirgen höchst romantische Thäler finden (Lonsdale und Stanmore-dale), schwankt die Höhe des Peaks zwischen 2500 und 3000′. In Derby, wo sich das Peakgebirge vorzüglich im Nordwesten der Grafschaft ausbreitet, weshalb dieser Theil, welcher zwischen dem Derwent und Dove liegt, auch gradezu High (hoher) Peak genannt wird, ist die Natur rauh und wild. Während Steingeschiebe den Boden bedecken, erheben sich ungeheuer große und nackte Felsen aus der Gebirgsmasse, die wiederum durch Abgründe, Klüfte und Höhlen zerspalten und durchbohrt ist. Unter den letztern zeichnen sich vorzüglich drei aus, nämlich die Elden-, Poole's- und Peakhöhle. Die erstere dieser Höhlen liegt in der Nähe von Burton, ist 62 Yards tief und besteht nach Loyd's Bericht [1]), der sich an zwei 40 Klafter langen Seilen in die Tiefe hinabließ, aus zwei Abtheilungen, welche die Form eines Doms und eines Ofens haben. In ihr befindet sich ein noch unergründeter Wasserschlund und trotz ihrer Tiefe ist doch ihr Grund selbst für die kleinste Schrift durch das von Oben einfallende Licht hell genug erleuchtet. Die Poole'shole (Poole's-Loch) liegt ebenfalls in der Nähe von Burton; ihr Eingang ist äußerst niedrig, doch erweitert sie sich bald in die Höhe und Breite. Voller herabhängender Stalaktiten finden sich in ihr manche sonderbare Tropfsteingebilde, welche die Namen derjenigen Gegenstände tragen, denen sie ähnlich sind. Eine hohe, von der Natur gebildete Säule, welche das Gewölbe stützt, führt den Namen Queen Mary's Pillar, indem die unglückliche Königin Maria von Schottland während ihres Aufenthalts zu Burton bis zu ihr vordrang. Obgleich dieser Höhle an Schönheit nachstehend, hat doch die Peakhöhle oder das Teufelsloch (Peaks cavern oder Devils arse) einen weit größern Ruf erhalten und sie wird zu den größten Merkwürdigkeiten der Grafschaft gerechnet. Sie findet sich in der Nähe von Castleton in dem sogenannten Middleton-Dale, einer Kluft zwischen starren Felsen, die ihren Anfang bei einem romantisch gelegenen Dorfe nehmen, allmälig aufsteigen, und sich nach einer halben Stunde in der ödesten und wildesten Gegend des High Peak verlieren. Der Eingang zu dieser Höhle, welcher sich in einer schroffen Felsenwand findet, ist 40 (nach v. Jenny 70) Fuß hoch, dabei weit und geräumig, und durch ihn gelangt man in eine große Halle, in welcher Seiler ihre, terrassenförmig erhöhten, Bahnen auf der einen Seite ziemlich tief in das Innere ausdehnen, während arme Weiber und Kinder hier ihren Wohnsitz aufgeschlagen haben, um sich durch Spinnen und Betteln zu ernähren. Auf der andern Seite strömt ein ziemlich breiter Bach rauschend aus der Höhle heraus. Das dämmernde Licht am Eingange verliert sich am Ende der Halle, wo sich Tropfsteinbildungen der verschiedensten Art zeigen; man erhält daher von den dazu bestellten Führern Fackeln und steigt mit ihnen in eine kellerartige Vertiefung, bis man zu einem kleinen See (Styx) gelangt. Hier senken sich die Felsen so tief herab, daß man, um weiter zu kommen, sich in einen Kahn legen muß, welcher darauf von dem Führer unter dem Felsen weggezogen wird. Hat man so das jenseitige Ufer erreicht, so findet man mehre gewölbte Hallen, die ebenfalls mit versteinerten Conchylien und Tropfsteinbildungen bedeckt sind, und gelangt endlich in ein domartiges, 120 Fuß hohes, 270 Fuß langes und 200 Fuß breites Gewölbe, dessen höchste Spitze durch zahlreiche Lichter erleuchtet wird und wo die Knaben der Seiler auf der sogenannten Kanzel, einer im Hintergrunde des Gewölbes von der Natur gebildeten Galerie, den Reisenden durch harmonische Gesänge überraschen. Von dieser Kanzel gelangt man wieder durch einen gewölbten Gang zu dem bereits erwähnten Bache, der hier äußerst hell und klar ist, und darauf aus einer Grotte in die andere, deren eine Rogers Regenhaus genannt wird, weil in ihr Wasser beständig regenartig herabträufelt. Die ganze Länge oder Tiefe der Höhle vom Eingange bis an die schroffe Felsenwand, welche sie schließt, beträgt 2250 Fuß. Dennoch ist die Höhle noch nicht ganz durchforscht und mehre von den Führern aufgefundene Höhlen werden nur selten von Reisenden besucht [2]). Außer dieser Höhle zeigt man noch

1) Vgl. Philosophical Transactions 61. St.

2) Vergl. Moritz' Reise nach England.

Wunder des Peaks in der Umgegend von Castle-
. B. den Fels von Brychover, die unterirdischen
ows u. s. w.[3]). Weniger wild und rauh zeigen
e Verzweigungen des Peaks im nordöstlichen und
en Theile Derby's, oder in dem sogenannten Low
gen) Peak. Sowie man in Derby in dem Peak-
Flötze von Sandstein, schwarzem Schiefer, Kalk-
mit zahllosen Versteinerungen und Mandelsteine er-
so sind überhaupt die Bestandtheile des Peaks Por-
Chlorit, Schiefer, Grauwacke und Granit in dessen
en Endzweigen. In seinem Innern enthält der
vorzüglich in den Bergen der zweiten Formation,
öpfliche Steinkohlenlager, reichhaltige Blei- und
inen, und, Antimonium, Mühl- und Schleifsteine,
man ihm abgewinnt, sind nicht unbedeutende Ar-
es Bedürfnisses und Verkehrs. (*Fischer.*)

) P., ein kleines, nur von Fischern besuchtes Ei-
in der Cascobai (im nordamerikanischen Staate
), deren diese über 300 zählt. Es liegt nahe am
nd-Sund, einem Theile jener Bai. (*A. Keber.*)

'eak (Numism.), s. Peack.

'EAK oder PEACK (James), (nach Basan's Le-
geb. zu London 1729, nach Füeßli und Rost gegen
, ein sehr guter Kupferstecher im Landschaftfach und
osse von William Byrne.

Seine Blätter, deren er viele für den berühmten und
Verlag von Jos. Boydell arbeitete, haben viel Ver-
ches in der Nadel- und Grabstichelvollendung; je-
angelt ihnen eine gewisse Feinheit in der Zeichnung
jenige Kraft und Durchsichtigkeit, welche Vivares,
tts, Browne's und Byrne's Blätter so auszeich-
Als vorzügliche Hauptblätter sind zu nennen:
orning nach Claude le Lorrain, 1769, s. gr. r. quer Folio,
itenstuck zu Byrne's Evening. — Merkur und Battus, eben-
ch Claude, s. gr. r. quer Folio. Das Originalgemälde ist
onshire-Cabinet. — Ruhe der Hirten, schöne Preislandschaft
om. Jones, 1768, gr. quer Folio. — Die Banditen in ei-
den Gegend, nach Bourguignon oder Courtois, 1777, gr.
olio. — Bettler in einer Waldlandschaft, ebenso groß und
ndenselben. Beide Bilder waren sonst in der Galerie Hough-
London und sind jetzt in der k. k. Eremitage zu Petersburg.
ße Landschaft mit Gebäuden und Landleuten, nach G. Smith,
r. quer Folio. — Andere dergleichen mit Wasserfall, ebenso.
ere dergleichen mit Landleuten am Ufer eines Flusses, 1775.
r Blätter Landschaften nach Wilson, quer Folio. — Zwei
Landschaften nach Pillement, 1761. — Drei Blätter An-
der Abtei Waltham in Esser, Warwickhall in Cumberland und
ücke Ferai in York, nach Bellers, quer Folio. — Ansicht
zeau auf der Insel Guadeloupe nach Campdell und andere
mehr. (*Frenzel.*)

'EAKE (Eduard), wird von Fiorillo und Füeßli
ältern englischen Kunstschriftstellern) als Zeitgenosse
obert Peake genannt, jedoch nur in weniger zuver-
n Nachrichten als Künstler ganz kurz citirt. (*Frenzel.*)

'EAKE (Robert), ein englischer Bildnißmaler in
tur und Ölfarben, unter der Regierung Karl's I.,
welcher zugleich mit Kunstarbeiten handelte und auch Kupferstiche herausgab, die oft mit der Adresse von Holbornbridge bezeichnet sind. Peake's Malereien wurden sehr geschätzt und er selbst genoß am Hofe Karl's I., dessen Bildniß, sowie das seiner Gemahlin er oft und in verschiedenen Zeiträumen malte, hohe Achtung. Auch hatte er das Glück einige sehr gute Schüler, wozu der bekannte Zeichner und Kupferstecher Faithorne und der treffliche Maler Dobson gehörten, zu bilden. Ebenso wurde ihm zu Oxford die Ehre der Ritterschaft zu Theil.

Vermöge seiner Anhänglichkeit an den König und dessen Haus erklärte er sich beim Ausbruche der bürgerlichen Unruhen für die Partei des Königs, wurde auch Militaircommandant von Basington und behauptete diesen Platz während seiner Belagerung längere Zeit standhaft, bis er endlich in feindliche Gefangenschaft gerieth. Er suchte bei diesen Ereignissen seinen Schüler Faithorne für den Kriegsdienst zu gewinnen. Weitere Nachrichten über ihn mangeln, und nur so viel ist bekannt, daß er zu St. Stephan in London begraben liegt.

Nach seinen Gemälden sind einige Blätter von ältern englischen Kupferstechern gearbeitet worden, von denen das Bildniß Karl's I. und das von dessen Gemahlin Marie Henriette, wahrscheinlich von Faithorne gestochen, wie das von Hamilton, Earl of Holland, als sehr kräftige besonders hervorzuheben sind. (*Frenzel.*)

Peakshöhle, s. Peak.

PEAKS OF OTTER (Otter-Spitzen oder Gipfel), werden die höchsten Spitzen des blauen Gebirgs genannt, welches die Grafschaft Bedford im nordamerikanischen Freistaate Virginia durchzieht. (*G. M. S. Fischer.*)

PEARCE (Nathanael), geb. 1780 zu East-Acton in der Nähe von London, befand sich als Matrose auf dem Schiff, was den Lord Valentia nach Indien übersetzte; bei der Ankunft des Schiffs an den Küsten von Habessinien blieb er seinem Wunsche gemäß in diesem Lande zurück; der Ras von Massouah bewilligte ihm ein Stück Land, und er errichtete in Callicut (an 25 Meilen von Massouah) eine Art europäische Pflanzung. Hier lernte er die verschiedenen Sprachen Habessiniens und sammelte mancherlei Notizen über das Land und seine Bewohner, wodurch er nachher den Herren Salt (englischem Generalconsul in Ägypten) und Belzoni in ihren Reisen nützlich wurde. Als der Ras 1814, bis wohin Pearce seinen Schutz genossen zu haben scheint, den koptischen Patriarchen, oder Abouna, aus Ägypten kommen ließ, hatte er vielerlei von den religiösen Verfolgungen dieses Mönchs, der bei den dortigen Christen große Verehrung genoß, und seiner Anhänger zu leiden, mußte auch sein Eigenthum demselben einräumen. Es scheint, daß namentlich die Vertheilung von Bibeln in koptischer Sprache, womit ihn die englische Bibelgesellschaft beauftragt hatte, die Verfolgung der Priester gegen ihn hervorgerufen habe. Er schickte damals durch Hrn. Forbes, englischen Residenten in Moka, eine Abhandlung über Habessinien an die literarische Gesellschaft zu Bombai ein, die dieselbe in den zweiten Band ihrer Denkschriften aufnahm; von da ist sie in das zu London erscheinende New monthly Maga-

---

Zu diesen gehören unter andern die Bradwell Cavern, eine
te Tropfsteinhöhle, der Mam Torberg, welcher sehr ergiebig
ist, die Speidwellgrube mit einem 4500 Fuß langen unter-
Kanale.

zine 1821. Nr. 9 und 10 übergegangen. In den nächsten Jahren wußte ihm Hr. Salt die Protection des Pascha von Ägypten zu verschaffen. Als aber nach dem Tode des alten Ras ein Bürgerkrieg Habessinien heimsuchte, Callicut erobert und geplündert wurde, entging Pearce nur durch die Menschlichkeit einiger christlichen Soldaten von seiner Bekanntschaft dem Tode. Er entschloß sich nun das Land für immer zu verlassen, und begab sich nach Kairo zu Hrn. Salt. Man beschäftigte ihn hier mit Vertheilung der heiligen Schrift in Oberägypten und beauftragte ihn dieselbe in einige Dialekte des Landes zu übertragen. Er brachte aber nur die Übersetzung der beiden Evangelien Marci und Johannis zu Stande. Durch Salt erhielt er die Mittel nach Europa zurückzureisen; als er aber eben im Begriff war, sich in Alexandrien einzuschiffen, wurde er von einem Fieber ergriffen, an dem er den 20. Aug. 1820 starb. Seine Papiere, welche die neuere Geschichte Habessiniens, die Zustände und Sitten seiner Bewohner zu beleuchten geeignet sein müssen, hat er Hrn. Salt vermacht. Was davon seitdem publicirt sein mag, ist mir nicht bekannt geworden. (Nach Depping in der Biogr. univ.) (*H.*)

PEARCE (Zacharias), wurde den 8. Sept. 1690 zu London geboren. Sein Vater war ein Branntweinbrenner, der in diesem Geschäfte so viel erwarb, daß er sich ein, wie es scheint, ansehnliches Landgut zu Little-Ealing in Middle-Esser kaufen konnte. Der Sohn kam 1707, etwas spät gegen die englische Sitte, in die Schule zu Westminster und zeichnete sich dort durch rasche Fortschritte in den Wissenschaften aus. Erst im 20. Jahre ging er auf die Universität Cambridge und trat dort 1710 in das Trinity College. Schon in dieser Zeit lieferte er werthvolle Beiträge zu den beiden, damals hoch geschätzten Zeitschriften the Guardian und the Spectator. Im Jahre 1716 erschien sein erstes größeres Werk, die Ausgabe der Ciceronischen Bücher de oratore, welche ihm Bentley's Beifall und an Lord Parker einen sehr einflußreichen Gönner erwarb. Durch die Verwendung des Letztern wurde er Fellow im Trinity College, gab jedoch diese Stelle bald wieder auf, weil er auf andere Weise versorgt wurde. Er trat nemlich in den geistlichen Stand und wurde bei seinem Gönner, Parker, als dieser 1718 die Würde eines Großkanzlers erhielt, Kapellan, dann 1719 Rector zu Stapelford Abbots, 1720 Rector of St. Bartholomews behind the Royal-Exchange in London, den 10. Jan. 1723 Vicar of St. Martin in the Fields zu Westminster. Da die königliche Familie in jenem Kirchspiele häufig residirte, so verlangte das Herkommen, daß der vor ihr predigende Vicar die theologische Doctorwürde besaß. Pearce verschmähete es, dieselbe durch königlichen Befehl sich ertheilen zu lassen, sondern zog es vor, dieselbe auf dem gesetzlichen Wege von dem Erzbischofe von Cambridge zu erlangen. In diesem Amte erwarb er sich die besondere Gunst der Königin Karoline, durch deren Empfehlung veranlaßt Robert Walpole ihn am 4. August 1739 zum Decan von Wincheſter ernannte. Dadurch wurde sein bisheriges Einkommen von 1100 Pf. noch um 600 Pf. St. vermehrt. Im J. 1746 machte ihm der Erzbischof Potter zuerst den Vorschlag, sich durch seinen Gönner Lord Bath (den großen Parlamentsredner Pulteney) ein Bisthum ertheilen zu lassen; was er jedoch theils wegen der mit seinen Ämtern schon verbundenen Arbeit, theils wegen der Aussicht auf die bedeutende väterliche Erbschaft ablehnte. Indessen bemühte sich der Erzbischof selbst ihm die bischöfliche Würde zu verschaffen und er wurde den 21. Febr. 1748 zum Bischof von Bangor ernannt, welches Amt er auch auf Zureden Lord Hardwicke's übernahm. Den 4. Mai 1756 wurde er Decan von Westminster und den 4. Juni desselben Jahres Bischof von Rochester, zu welcher Amtsveränderung es vieles Zuredens von Seiten seiner Freunde, namentlich des Herzogs von Newcastle, bedurfte. Die Annahme des bischöflichen Sitzes von London verweigerte er 1761 standhaft, als ihn Lord Bath dazu vorschlagen wollte, ja seine Vorliebe zu einem zurückgezogenen, blos wissenschaftlichen Beschäftigungen geweihten, Leben veranlaßte ihn 1763 bei dem Könige um die Erlaubniß nachzusuchen, das ihm zu mühsam werdende Bisthum Rochester niederzulegen. Kanonische Schwierigkeiten führten die ihm sehr unangenehme Verweigerung jenes Gesuchs herbei und nur das ebenfalls sehr einträgliche Decanat von Westminster durfte er den 24. Jan. 1768 niederlegen. Eifrige Studien und unausgesetzte Pflichttreue in seinem amtlichen Berufe untergruben seine Gesundheit; er erkrankte bei einer mühsamen Confirmation von 700 Personen und starb den 29. Juni 1774 auf seinem Landsitze Little Ealing im 84. Lebensjahre. Er wurde in der Kirche zu Bromley begraben. Seinem Andenken ist ein Denkmal in der Westminsterabtei gewidmet.

Seine Schriften sind in chronologischer Folge diese: 1) Ciçero de oratore, ex MSS. emendavit notisque illustravit *Zach. Pearce* (Cantabrig. 1716), bei welcher Ausgabe noch Gronov's Text zu Grunde gelegt, daneben jedoch die Lesarten von drei Handschriften und mehren alten Ausgaben benutzt wurden. In der zweiten Ausgabe, welche 1732 erschien, kamen noch zwei Handschriften und die von Cockmann mitgetheilten Lesarten hinzu, sodaß sein kritischer Apparat sich auf eilf Handschriften belief. Eine wesentliche Erweiterung erfuhren die Anmerkungen der dritten Ausgabe (London 1746), von welcher die vierte (zu London 1771) ein unveränderter Abdruck ist, was auch von der fünften zu London 1795 erschienenen gilt. Seine Anmerkungen hat Harleß in Teutschland und Greenwood zu London (1824) wieder abdrucken lassen. Er bewährte darin ein gutes kritisches Talent; viele seiner Verbesserungen gehen bei uns, wo die Originalausgaben selten sind, unter Ernesti's Namen. 2) An account of the Trinity college (Cambridge 1720). 3) A lettre to the clergy of the church of England, erschien 1722. 4) Dionysii Longini de sublimitate commentarius, quem nova versione donavit, perpetuis notis illustravit plurimisque in locis partim auctoritate optimorum manuscriptorum partim conjectura emendavit *Z. P.* (Londini 1724. gr. 4.) Er gab in dieser ersten Ausgabe den Text der Aldina, theilte die Anmerkungen von Schurzfleisch, welche Varianten

einem Ambrosianischen Codex enthielten, mit, lieferte neue, dem griechischen Texte besser entsprechende, aber grade elegante lateinische Übersetzung und einen weitigen, selbst Bekanntes und Triviales nicht verschmän Commentar. Vergl. Acta Erudit. 1727. p. 157. editio secunda, notis et emendationibus auctior ienen zu London 1732 in gr. 8.) verfuhr selbständin der Constituirung des Textes. Ehe aber die Nachvon dieser Erweiterung sich verbreitete, hatten die über Wetstein in Amsterdam einen Abdruck des Bubegonnen, welcher als editio tertia 1733 erschien die zahlreichen Verbesserungen der zweiten erst am usse mittheilen konnte. Eine schätzbare Bereicherung ben liefert der Commentar des Fr. Portus, welchen msterdamer Rector Isaak Verburg den Herausgebern eilte. S. Acta Erudit. 1734. p. 61. 5) A review he text of the twelve books of Milton's paralost (Lond. 1733. Bentley hatte bekanntlich noch ohen Alter eine stattliche Ausgabe Milton's besorgt in der Blindheit des Dichters und in der Besorgung Werkes durch einen fremden Herausgeber Gründe gefunden, aus Milton einen zweiten Horaz zu maund eine Menge von Änderungen vorzuschlagen, die Gegenrede und selbst heftige Angriffe hervorriefen. e zeigte sich in der Widerlegung noch am gemäßigtund erkannte das Verdienst, wo es sich fand, mit r Verehrung für den berühmten Mann an. Dies wird in England sehr geschätzt. 6) *Ciceronis* de iis libri III. notis illustravit et tum MSS. ope conjectura emendavit *Z. P.* (Lond. 1745.) Er te darin eine neue, scharfsinnige Recension des Terach zehn englischen Handschriften und erwarb sich im Auslande großen Ruf. Der kritische Werth hat Wiederholungen in den Jahren 1761, 1777, 1778 Oxoni 1811, sowie den Abdruck der Noten in der litanischen Wiederholung der Ausgabe von Grävius 7) veranlaßt. Steht er auch an Gelehrsamkeit seinem smanne Davies nicht gleich, so verdient doch der glückScharfsinn volle Anerkennung. Vergl. Biblioth. crit. *tenbachii*) III. p. 30 und Beier zu seiner Aus2. Bd. S. 455. 7) Nach seinem Tode erschien ommentary with notes on the evangelists and cts of the apostles, together with a new transn of St. Pauls first epistle to the Corinthians a paraphrase and notes: to which are added theological pieces by *Zachary Pearce* (Lond.) in zwei Quartbänden. Die Herausgabe hatte e im Testamente seinem ehemaligen Kaplan John y aufgetragen; im März 1776 verbrannte beinahe ganze Werk in der Druckerei, da aber das Manuein den Händen des Herausgebers war, so wurden Bogen noch einmal gedruckt. Das Buch enthält in Columnen den Text der englischen Bibel; der soge commentary gibt kurze, bisweilen paraphrastische rungen, in den Noten nehmen die Conjecturen über Text eine ansehnliche Stelle ein. Die streng philoloKritik, welche er früher bei classischen Schriftstellern hatte, verleitete ihn an vielen Stellen Anstoß zu nehmen und zu ändern, wo ruhigere Besonnenheit nichts ändern darf. Dies war auch der Grund, warum teutsche Kritiker (vergl. J. D. Michaelis orientalische und exegetische Bibl. 12. Th. S. 60—97) das Werk nicht mit so großem Beifall aufnahmen, als ihm in England bei der hohen Achtung, deren sich der Verfasser zu erfreuen hatte, zu Theil geworden war. 8) Sermons on various subjects (Lond. 1778). Vier Bände. 9) Conjecturae in *Horatii* epistolas theilte das classical journal 1812 nr. XI. p. 145—147 mit; von da gingen sie in Seebode's krit. Bibl. 1820. S. 861—864 über. Es sind flüchtige Einfälle, wie sie der Verfasser an dem Rande seines Exemplars bei der Lectüre gehabt hatte. Einige kleine Gelegenheitsschriften führt Rotermund, jedoch nur mit teutschen Titeln, an. — Pearce ist einer der zahlreichen Geistlichen Englands, welche die Liebe für die classischen Studien im Leben bewahren und die Förderung derselben sich angelegen sein lassen. In Longin und Cicero hat er sich als gründlichen Kenner beider alten Sprachen und als scharfsinnigen Kritiker bewährt.

Über sein Leben gibt die ausführlichsten Nachrichten Account of his Lordships life and character, written by himself, eine Selbstbiographie, welche seinem exegetischen Werke vorausgeschickt und mit einigen Zusätzen von D. Sam. Johnson versehen ist. Dort findet sich auch sein Bildniß. (*Fr. A. Eckstein.*)

PEARCE-CAP, Namen zweier Vorgebirge in Australien, 1) der Nordwestküste, in welches die Kette, zu der der Berg Goodwin gehört, ausläuft, liegt unter 14° 28′ 30″ südl. Br. u. 147° 57′ 15″ östl. L., durch Riffe und Strömungen gefährlich; 2) der Südostküste, eine lang vorspringende Spitze der Ostseite des Spencergolfs, liegt unter 34° 28′ 30″ südl. Br. und 155° 1′ östl. L. (Nach Meinicke.) (*A. Keber.*)

PEARD, die größte Insel der Gambiersgruppe, im großen Ocean, liegt unter 23° 12′ südl. Br. und 117° 40′ westl. L. Sie ist den Seefahrern wichtig, theils wegen ihres hohen Berges, Duff, welcher in dieser gefährlichen See als Merkzeichen gilt, theils wegen ihres guten Hafens und ihres vortrefflichen Trinkwassers, des besten, das man auf dem Wege von Chili bis Taheiti findet. Die Bewohner sind roh und ungastlich. (Nach Balbi.) (*A. Keber.*)

PEARLFLUSS, oder **PERLFLUSS**, in den vereinigten Staaten von Nordamerika, entspringt im Staate Missisippi, unter 32° 45′ nördl. Br., fließt in diesem Anfangs in südwestlicher, dann in südlicher, zuletzt, die Grenze zwischen den Staaten Missisippi und Louisiana machend, in südöstlicher Richtung, und ergießt sich, wenige Meilen östlich von dem Missisippidelta, in den mit dem merikanischen Meerbusen zusammenhängenden Strandsee Borgne. Sein Lauf beträgt 50 Meilen, von denen 30 schiffbar sind. Der Ausfluß aber ist verschlammt. Aus Louisiana nimmt er den Boguechito auf, entbehrt aber sonst aller erheblichen Zuflüsse. An ihm liegen in Missisippi die Städte Jakson, Monticello und Neu-Columbia. (*A. Keber.*)

PEARSON. 1) Georg, studirte zu Edinburgh Me-

dicin, erhielt daſelbſt 1774 die mediciniſche Doctorwürde, wählte London zu ſeinem Aufenthalt, wurde ſpäter Mitglied der königlichen Geſellſchaft und Arzt am St. George-Hoſpital und ſtarb im Jahre 1831. Er war ein geſchätzter Praktiker, beſchäftigte ſich vorzugsweiſe mit chemiſchen Unterſuchungen und wandte einen großen Theil ſeiner praktiſchen und literariſchen Thätigkeit der von Jenner entdeckten Kuhpockenimpfung zu, welche an ihm einen Hauptvertheidiger hatte. Er war mit L. Nihell damals Arzt an der unter dem Schutze des Herzogs von York am 2. Dec. 1799 gegründeten Impfanſtalt in der Warwickſtreet zu London. Außer einer nicht unbedeutenden Menge von Journalaufſätzen in den Philosophical transactions, den Annals of medicine, Medical and physical Journal und Medical transactions, war er Verfaſſer von folgenden Schriften: Disputatio physica inaug. de putredine animalibus post mortem superveniente (Edinburg. 1774). Observations and experiments for investigating the chemical history of the tepid springs of Buxton; intended for the improvement of natural science and the art of physic. (London 1783. 2 Vol.). Directions for impregnating the Buxton waters with its own and other gases, and for composing artificial Buxton water (London 1785). Translation of the table of chemical nomenclature proposed by de Guyton formerly de Morveau, Lavoisier, Bertholet and de Fourcroy, with additions and attractions, to which are prefixed an explanation of the terms and some observations on the new system of chemistry (London 1794. 4. II. edit., enlarged and corrected London 1799. 4.). Experiments and observations on the constituent parts of the potatoeroot (London 1795. 4.). An inquiry concerning the history of the cowpox, principally with a view to supersede and extinguish the small pox (London 1798). Ins Teutſche überſetzt von J. F. Küttlinger (Nürnberg 1800). The substance of a lecture on the inoculation of the cow-pox (London 1798). Arranged catalogus of the articles of food, seasoning and medecine, for the use of lectures on therapeutics and materia medica (London 1801). An examination of the report of the commitee of the house of commons, on the claims of remuneration for the vaccine pock inoculation; containing a statement of the principal historical facts of the vaccina (London 1802). A statement of evidence from trials of variolous and vaccine matter in inoculation, to judge whether or no a person can undergo the small-pox afterbeing affected with the cow-pock (London 1804). A communication to the Board of agriculture, on the use of green vitriol, on sulphat of iron, as a manure and on the efficacy of poring and burning depending partly on oxide of iron (London 1805). 2) John, wurde zu York am 3. Januar 1758 geboren, trieb mediciniſch-chirurgiſche Studien zu Marpeth und Leed unter dem berühmten Hey, ging dann nach London und beſuchte daſelbſt das Georgenhoſpital. Im J. 1782 wurde er Hoſpitalchirurg und erhielt ſpäterhin die Stelle eines Chirurgen an einem Dispenſatorium, wo er ſich beſondern Ruf in der Heilung der Luſtſeuche erwarb. Er ſtarb am 12. Mai 1826. Seine Schriften ſind: Principles of surgery (London 1788. II. edit. 1808. 1810). Plein and rational account of the effects of animal magnetism. (Lond. 1790). Practical observations on cancerous complaints; with an account of some diseases which have been confounded with cancer; also critical remarks on some of the operations performed in cancerous cases (London 1793). Observations on the effects of various articles of the materia medica in the cure of lues venerea; illustrated with cases (Lond. 1800. II. edit. with additions London 1807). 3) Richard, wurde zu Sutton Coldfield bei Birmingham geboren, erhielt am 24. Juni 1786 zu Edinburgh, wo er Medicin ſtudirt hatte, die Doctorwürde, ließ ſich daſelbſt als Arzt nieder und wurde ſpäter Arzt am allgemeinen Krankenhauſe, ſowie auch Mitglied der dortigen gelehrten Geſellſchaften. Wir haben von ihm folgende Schriften: Dissertatio med. inaug. de scrophula(Edinburg 1786). A short account of the nature and properties of different kinds of airs, so far as to their medical use; intended as an introduction to the pneumatic method of treating diseases, with miscellaneous observations on certain remedies used in consumptions (London 1794). The arguments in favour of an inflammatory diathese in hydrophobia considered; with reflexions on the nature and treatment of that diseases (London 1798. II. edit. 1812). Observations on the bilious fever of 1797, 1798, 1799 (Birmingham 1799). Some observations on the present epidemic catarrhal fever, of influenza, chiefly in relation to the mode of treatment. To which are subjoined historical abstracts concerning the catarrhal fevers of 1762, 1775 and 1782 (London 1803. II. edit. 1804). Outlines of a plan calculated to put a stop to the progress of the malignant contagion which rages on the shores of the Mediterranean, if it should unfortunately make its way into this country (Lond. 1804). Practical synopsis of the materia alimentaria and materia medica, comprising the latest improvements in the London, Edinburgh and Dublin pharmacopoeias (London 1807. 8). Thesaurus medicaminum, a selection of medical formulae, distributed into classes, and pharmaceutical remarks (London 1810). Account of a particular preparation of salted fish, to be used with boiled rice, boiled potatoes etc. (Lond. 1812). Description of the plague (Lond. 1813). (Nach *Dezeimeris*, Dictionnaire historique de la médecine. T. III.) (*J. Rosenbaum.*)

PEARSON (Johann), auch Pierson und Peirson bisweilen geſchrieben, iſt der Name eines gelehrten engliſchen Geiſtlichen im 17. Jahrhundert. Sein Vater war Pfarrer von Creake und Snorring in Norfolk, Robert, ſeine Mutter Eliſabeth, eine Tochter des berühmten Bi-

s D. Vaughan. Er wurde den 28. Febr. 1612 zu
ke [1]), nach andern Angaben zu Snoring geboren.
Mai 1623 bezog er die Schule zu Eton und nach
ndigung der Schulzeit wurde er als Student in das
's College zu Cambridge (im April 1632) [2]) aufge-
nen. Im J. 1635 erlangte er die Würde eines
alaureus, 1639 ward er magister artium und Fel-
des genannten Colleges. Jedoch blieb er bald darauf
als fellow-commoner mit der Anstalt in Verbin-
, weil er bereits am 30. Dec. 1639 vom Bischof
enant zur Präbende von Netherhaven im Kirchspiel
m berufen wurde. Im J. 1640 wurde er Kapel-
des Groß-Siegelbewahrers Finch, der ihm eine Pfar-
n Suffolk (Torrington meinen Einige) verlieh. Bei
Ausbruche des Bürgerkriegs begleitete er den Lord
ge Goring als Kapellan nach Exeter und andern
en des Westens. Um das Jahr 1643 wurde er
rer von St. Clement's East-cheap in London, welche
e durch Benjamin Stone's Tod erledigt war; in
Stellung hielt er die Predigten, welche er nachher
iner Erklärung des Glaubensbekenntnisses zusammen-
. Im Mai 1657 waren ihm und dem nachmali-
Bischof von Ely, Peter Guning, Verhandlungen über
Gegenstände, welche die Trennung der Kirchen her-
führt haben, aufgetragen; ohne Zustimmung beider
rien sollte nichts davon veröffentlicht werden, aber
ch erschien schon im folgenden Jahre ein verfälsch-
nd unvollständiger Abdruck unter dem Titel Schisme
isqué zu Paris und unter Jacob's II. Regierung eine
e Ausgabe in Oxford. Als Anhänger der königlichen
i blieb er eilf Jahre ohne Beförderung; nach der
ereinsetzung Karl's II. im Jahre 1660, die er lebhaft
igewünscht hatte, fanden seine Verdienste und seine
Gelehrsamkeit bald glänzende Anerkennung; Bischof
am Juxton ernannte ihn den 17. Aug. 1660 zum
rer von St. Christoph hinter der Börse in der City;
5. Sept. wurde er Doctor der Theologie, den 22.
. fünfter, und den 17. Oct. 1661 erster Präbenda-
bei der Kathedrale zu Ely [3]); den 26. Sept. 1660
diakonus von Surrey, den 30. Sept. Master of
s-College in Cambridge, welche Stelle er im April
aufgab. Im J. 1661 war er einer der Bevoll-
tigten in der Commission für die anglikanische Litur-
wobei er sich als heftiger Gegner der Non-Confor-
n zeigte [4]); desgleichen war er unter den gelehr-
Geistlichen, welche mit einer Revision des Common-
er und der Anfertigung einer neuen lateinischen Über-
g davon beauftragt waren [5]). Den 28. Juni 1661
e er Lady Margaret's professor of divinity zu
bridge, am 4. April 1662 nach dem Tode des D.
Master of trinity-college an derselben Universi-

tät, worauf er im August desselben Jahres seine Präben-
den von Ely und Netherhaven und seine Pfarre von St.
Christoph aufgab. Im J. 1667 ward er Mitglied der
Royal Society. Nachdem er ungefähr 10 Jahre mit
großem Ansehen an der Spitze des Trinity-College gestan-
den hatte, wurde er zu dem Bisthum von Chester beför-
dert, und den 9. Febr. 1672 dazu geweiht; daneben be-
hielt er das Archidiakonat von Surrey und die Rectorei
von Wigan in Lancashire. Dreizehn Jahre blieb er im
Besitz dieses Bisthums, welches er bis an seinen Tod
verwaltete. Er starb den 16. Juli 1686 und wurde in
dem Schiffe seiner eignen Kathedrale begraben. Kein
Denkmal bezeichnet die Stätte. Wie er schon während
seines Lebens 250 Pfund zum Wiederaufbau der Pauls-
kirche gegeben hatte, so setzte er auch in seinem Testa-
mente vom 2. Jan. 1677 und dem dazu gehörigen Co-
dicill vom 18. Juni 1688 mehre Legate aus für die Ar-
men von Chester und von seinem Geburtsorte, sowie
überhaupt mehre Vermächtnisse für seinen wohlthätigen
Sinn zeugen. Er war ein sehr guter Prediger, ein Mann
von großer Einsicht und gründlicher Gelehrsamkeit, mit
den Schriften der Kirchenväter und mit der Kirchenge-
schichte sehr vertraut und namentlich in der Chronologie
bewandert. Das bündigste Urtheil fällt über ihn Bi-
schof Burnet [6]): „er war in jeder Beziehung der größte
Geistliche seiner Zeit, ein Mann von großer Gelehrsam-
keit, kräftigem Geiste und klarem Verstande. Er war
ein einsichtsvoller, kräftiger Prediger, mehr belehrend als
rührend, ein Mann von unbeflecktem Lebenswandel und
einer trefflichen Gemüthsart. Sein Buch über das Glau-
bensbekenntniß gehört unter die besten, welche unsere Kir-
che hervorgebracht hat." Burnet fügt noch hinzu: „In
seiner Diöcese war er nicht thätig genug, überhaupt zu
ruhig und nachlässig in seinem bischöflichen Amte und
überhaupt ein besserer Geistlicher als Bischof. Er liefert
ein sprechendes Beispiel, wohin ein großer Mann kommen
kann, denn sein Gedächtniß verließ ihn so sehr, daß er
einige Jahre vor seinem Tode wieder zum Kinde wurde."

Geschrieben hat er nur wenig; aber das Wenige ist
vortrefflich und zeugt von ebenso großer Gelehrsamkeit
als scharfem Urtheil. Sein bekanntestes Werk ist an ex-
position of the creed (London 1659. 4.), eine Erklä-
rung des apostolischen Glaubensbekenntnisses, gleich aus-
gezeichnet durch Styl und Methode. Die häufigen Wie-
derholungen sprechen für den großen Werth des Buches,
das in England sehr geschätzt ist. Neue Ausgaben da-
von erschienen zu London 1676, 1683, 1692, 1715, 1741
in Folio, zu Oxford 1797, 1816, 1820 in zwei Octavbän-
den; ein Auszug für den Schulgebrauch wurde gemacht
von Charles Lambe (London 1713), von Thomas Bi-
shop (London 1729) und von Charles Burney (1810);
eine lateinische Übersetzung unter dem Titel: expositio
symboli apostolici juxta editionem Anglicanam quin-
tam in linguam latinam translata von Joh. Sim.
Arnold erschien zu Frankfurt an der Oder 1690 in 4.
und noch einmal mit Jablonski's Vorrede 1741. 2) Er

) So *Wood*, Athen. II. col. 1159. *Walker*, Sufferings
clergy II. p. 67. . 2) Walker sagt 1630, Wood 1631;
macht seine spätere Beförderung das hier angenommene Jahr
cheinlich. 3) s. *Willis*, survey of the cathedrals II. 377.
4) Ein besonderer Bericht über die Verhandlungen erschien
ndon 1661 in 4. 5) s. Kennet's Register S. 579.
671.

6) History of his own time II, 396.

schrieb eine Vorrede zu den Golden remains of the ever memorable Mr. John Hales of Eton-college (London 1659), worin er seine tiefe Verehrung für den durch vertraute Bekanntschaft ihm genau bekannten Mann ausspricht. 3) No necessity of reformation of the public doctrine of the church of England, with a vindication of it in answer to Dr. Burges his word, by way of postscript (London 1660. 4.). 4) Im J. 1665 schrieb er die J. P. unterzeichnete Vorrede zu Field's Ausgabe der Septuaginta. 5) Zu London erschien 1671 in 4.: A sermon preached before the King upon the 19th. of March 1671 on Eccles. XII, 14 published by his Majesty's special commend. Ebenso ist bekannt, daß er 1658 bei dem Leichenbegängniß des Dichters John Cleveland und 1667 bei dem Tode des Bischofs von Ely, Matthew Wren, Leichenpredigten gehalten hat, jedoch läßt sich nicht nachweisen, daß sie jemals bekannt gemacht sind. 6) Im J. 1672 erschienen zu Cambridge: Vindiciae epistolarum S. Ignatii, auctore Joanne Pearson Presbytero. accesserunt Isaaci Vossii epistolae duae adversus Davidem Blondellum, die auch in Cotelier's Ausgabe der patres apostolici aufgenommen sind. Die Streitfrage über die bischöfliche Verfassung der Kirche nahm schon die Theologen jener Zeit lebhaft in Anspruch. Diejenigen, welche zu Gunsten derselben schrieben, mußten die Authentie der Ignatianischen Briefe aufrecht erhalten, während die Gegner kein gewichtigeres Zeugniß für ihren Widerspruch aufstellen konnten, als die Unechtheit jener Briefe. Gegen Blondel und Daillé erhob sich Pearson, verwarf die lateinischen Briefe als unecht, war über fünf der griechischen zweifelhaft und erkannte nur die Echtheit der sogenannten kürzeren Recension in den sieben von Eusebius erwähnten griechischen Briefen an. Der Streit wurde weiter geführt und ist in unsern Tagen nicht sowol durch Karl Meier's grundlose Hypothesen (in den Studien und Kritiken 1836, S. 340), als vielmehr durch Rothe's Untersuchungen (Anfänge der christlichen Kirche S. 715 fg.) und Baur's Antworten darauf von Neuem angeregt, ohne bis jetzt zu einer Erledigung zu kommen, die auch schwerlich zu hoffen ist, weil diese literarische Erscheinung gleich nach der apostolischen Zeit vereinzelt dasteht und keine andern Schriften übrig sind, die einen Maßstab der Beurtheilung abgeben könnten [7]). 7) Im Jahre 1673 erschien zu London die zweite Ausgabe von Hierokles' sämmtlichen Schriften (die erste war bereits 1654 und 1655 in zwei Bänden herausgegeben), zu welcher Pearson gelehrte Prolegomena über das Leben des Schriftstellers und seine Schriften hinzufügte. 8) In Fell's schöner Ausgabe von den Werken Cyprian's (Oxon. 1682) stehen Pearson's Annales Cyprianici sive tredecim annorum, quibus S. Cyprianus inter Christianos versatus est, historia chronologica. Einige seiner Schriften wurden erst nach seinem Tode herausgegeben von seinem Neffen D. John Thane, Archidiakonus von Chester, unter dem Titel: *J. P.*, Cestriensis nuper episcopi, opera posthuma chronologica: de serie et successione primorum Romae episcoporum; annales Paulini et lectiones in Acta Apostolorum. auxit *H. Dodwellus*, cuius etiam accessit de eadem successione usque ad Annales Cyprianicos dissertatio singularis (Lond. 1688. 4.). Den ersten Theil bilden die Annales Paulini, welche das Leben des Apostels von 34—68 n. Chr. behandeln und auch theils in Randolph's Enchiridion theologicum, theils in besonderem Abdruck zu Halle 1713 erschienen sind. Die fünf Vorlesungen über die Apostelgeschichte scheinen aus der Zeit seiner theologischen Professur zu Cambridge zu stammen. Die Untersuchungen über die Reihenfolge und Ordnung der ersten römischen Bischöfe beginnen mit einer Darlegung der chronologischen Schwierigkeiten, welche diese Frage verwirren und der Verschiedenheit der Verzeichnisse bei Eusebius und bei den lateinischen Geschichtschreibern. Für die Anwesenheit des Petrus in Rom glaubt er sich erklären zu müssen; in Bezug auf die älteste bischöfliche Verfassung streitet er wider Salmasius und Blondel, und sucht das Zeitalter einzelner, wie des Xystus, Telephorus u. a., sowie die Identität des Kletus und Anakletus festzustellen. Jetzt nach Rothe's gründlichem Werke dürften wenige zu diesen Untersuchungen Pearson's zurückgehen. Außerdem hat er Antheil an den critici sacri, in denen namentlich viele chronologische Untersuchungen seinen Namen tragen. Seine Verbesserungen zu Hesychius hat Alberti benutzt (praef. §. XI. p. 16. 17) und auch Küster im Suidas führt ihn bisweilen an. Andere Inedita von ihm zu besitzen versicherte ein Ungenannter im Gentleman's Magazine (1789. p. 493). Auch als lateinischer Dichter hat er sich mit Glück versucht; die Soteria ad Regem, als Karl I. 1632 die Pocken hatte, steht in der Sammlung Academia Cantabrigiensis in exanthemata regia p. 28 sq., auch ein Gedicht auf den Tod der Herzogin Anna von York 1671 ist in der cambridger Sammlung gedruckt.

Es gibt zwei Kupferstiche von seinem Portrait, einen von Loggan, den andern von W. Elder in den londoner Ausgaben der exposition of the creed von 1683 und 1692. Nachrichten über ihn geben *Baillet*, Jugemens II. p. 260; *Chaufepié*, im Ditionnaire; die Biographia britannica Tom. V. p. 3309 sq.; *Saxe*, Onomasticon Tom. V. p. 70; *Labourderie* in der Biographie universelle XXXIII. p. 241, Einiges auch Jöcher und sein Fortsetzer.

Er hatte einen jüngern Bruder, Richard Pearson, der gleichfalls in Creake geboren und in Eton gebildet wurde. Dieser trat 1646 in das King's college zu Cambridge, wurde 1650 Baccalaureus, dann Magister und bewarb sich 1659 mit Croune um die Professur der Rhetorik am Gresham-College. Im J. 1662 wurde er Unterbibliothekar der königlichen Bibliothek in St. James, den 8. Oct. 1667 Professor der Rechte am Gresham-College, 1669 Lehrer des römischen Rechts in Cambridge, wo er den 5. Aug. 1670 starb. In den letzten Jahren soll er zur katholischen Kirche übergetreten sein. Gedruckt

7) Eine literarhistorische Übersicht der Controverse gibt Hefele: patrum apostolicorum opera p. XIII—XVII.

ihm ist wenig: Enoch's translation, a sermon at Funeral of Thomas Lord Elgin on Hebr. XI, London 1664. 4.) Man erzählt von seinem, jedoch elhaften, Antheile an den critici sacri. Gerühmt er als ein vortrefflicher, besonders im Griechischen zeichneter Gelehrter. Vergl. *Wood's* lives of the essors of Gresham-college p. 249. (*Eckstein.*)

PEARSON, oder zuweilen PIERSON (Martin), te sich in London als Aufseher über die Chorschüler ortigen Paulskirche verdient, wurde 1613 zum Bac reus der Musik ernannt und ließ 1630 in London ndes Werk drucken: Motetten oder ernsthafte Kam usik, welche allerlei Lieder für Singstimmen für die l und andere Instrumente, wie auch einen Todtenge a 6 voc. auf den Tod Sir Falke Grevil enthält. Tod erfolgte nach Hawkins am Ende des Jahres zu London. Die Engländer, welche ihre musikali Landsleute gern erheben, rechnen ihn unter ihre gu Tonsetzer. (*G. W. Fink.*)

PEARSON (M.), ein berühmter englischer Glasma u London, welcher im vorigen Jahrhunderte mehre che Arbeiten mit den glänzendsten Farben und in ch großem Maßstabe vollendete. Es wird von ihm ders seine große Kenntniß in der Zusammensetzung erschiedenen farbigen Glasstücke, hauptsächlich in den ttenpartien, gerühmt.

Das große Fenster in der Kapelle von Brazenrose ze zu Oxford, wo Christus mit den vier Evangeli nach einem Carton von Mortimer dargestellt ist, wird ins der vorzüglichsten Werke von Pearson's Hand ldert. Ebenso werden einige andere Glasgemälde nach el Sanzio, Guido Reni, selbst Landschaften nach e le Lorrain und Berghem als vorzügliche Werke Pearson gerühmt.

Auch des Künstlers Gattin *) malte verschiedenes Glas, wo besonders die Aurora nach Guido Reni in del Castle sehr gerühmt wird. (*Frenzel.*)

PEARSON-INSELN, eine kleine Gruppe an der stküste Australiens (vielleicht die Insel Meyronnet die Insel Dorothée Baudin's), liegt unter 33° 57′ Br. und 152° 2′ 45″ östl. L. Die größte und nörd Insel dieser Gruppe hat zwei spitze Berge. (Nach nicke.) (*A. Keber.*)

PEASE, Township in dem nordamerikanischen Staate Grafschaft Belmont, liegt am Ohio und hat nahe 00 Einwohner. (*A. Keber.*)

PEAU DE DIABLE heißt ein starker geköperter wollenzeuch, der sonst auch die Namen englisches r, Satin, Jeanet und Oriental führt. Er ist icht und fest gewebt und in Hinsicht der Fädenver ng dem Atlas ähnlich. (*Karmarsch.*)

PEAU DE POULE, oder Hühnerleder, nennt man äußerst dünne Oberhäutchen weißgarer Schaf- und felle, woraus die zartesten Damenhandschuhe ver fertigt werden. Es wird dargestellt, indem man von der Fleischseite der wie gewöhnlich gegärbten Häute mit dem Schabmesser nach und nach alle Theile vorsichtig weg nimmt, bis nur die Epidermis noch übrig ist. Da es bei dieser schwierigen Arbeit nicht zu vermeiden ist, daß häufig Schnitte in das Leder gemacht werden, so erlangt man nicht leicht unversehrte Stücke, welche groß genug sind, um ganze lange Handschuhe daraus zu verfertigen. Auch eine Art gemusterten (broschirten) seidenen Stoffes führt den Namen Peau de poule, weil der Dessin desselben in kleinen Wärzchen, ähnlich jenen auf der Haut von Hühnern und Gänsen, besteht. Dieser Zeuch, der ehemals ziemlich häufig getragen wurde, ist jetzt fast nur noch bei dem Landvolke im Gebrauch. (*Karmarsch.*)

PEAULE, Gemeindedorf im franz. Morbihandepartement (Bretagne), Canton Questimbert, Bezirk Vannes, ist 8½ Lieues von dieser Stadt entfernt und hat eine Succursalkirche und 2287 Einwohner, welche sieben Jahrmärkte unterhalten. (Nach Barbichon.) (*Fischer.*)

PEBAS (San Ignacio de Pebas y Caumares), Dorf am nördlichen Ufer des Marañon, nahe an der Einmündung des Flusses Chiguitá, zu der Provinz Maynas, ehedem zu Quito gehörig, ursprünglich eine Mission der Jesuiten, und als solche in der zweiten Hälfte des 17. Jahrh. begründet, gegenwärtig von einigen Mestizenfamilien und ungefähr 60 Haushaltungen getaufter Indier bewohnt, welche Reste der alten Stämme der Caumares und Pebas sind. Der Ort liegt auf einem hohen, schroff abfallenden Ufer, wo L. Maw Steinkohlen gesehen haben will, die aber dort nicht vorkommen können, und treibt einen bedeutenden Handel mit Jagdgift, welches ebenso wie Hangematten aus Palmenfasern dort vorzüglich gut bereitet wird. Der Marañon hat dem Dorfe gegenüber eine majestätische Breite, und fließt in einem ungetheilten Bette. (*Pöppig.*)

PECAN oder PACAN heißt im Pelzhandel das Fell des kanadischen Wiesels. (*Karmarsch.*)

PECAN- PECCAN-POINT, Hauptort der Choktaws, liegt am Red und im Reservatgebiete der sogenannten rothen Häute. Außer dem Berathungshause sind alle übrigen Gebäude kaum Hütten zu nennen. Eine Zeit lang befand sich hier eine Missionsstation. (*Fischer.*)

PECARI (Fossil). Unter einer großen Menge anderer erloschener Thiere erhielt Lund (Comptes rendus des Séances de l'Acad. 1839. Avril Nr. 15. p. 575) fossile Überreste von vier Arten von Pecari (Dicotyles), über die Näheres noch nicht bekannt ist. Die meisten schweinsartigen Thiere tertiärer Ablagerung lassen sich in Betreff der Backenzähne mit Pecari vergleichen, ohne daß sie wirklich diesem Geschlechte angehört zu haben scheinen. (*Herm. v. Meyer.*)

PECARI, amerikanischer, von Büffon angenommener, Name der einen Art südamerikanischer Schweine, welche beide zur Gattung Dicotyles gehören und teutsch gewöhnlich Nabelschweine genannt werden. Vergl. den Art. Dicotyles. (*Burmeister.*)

PECCAIS, Fort im franz. Garddepartement, Canton Aigues-Mortes, Bezirk Nismes (Languedoc), liegt,

*) Wol kaum dieselbe, von welcher Waagen in seiner Reise ngland 1. Th. S. 423, bei Gelegenheit der Ausstellung in sethouse, spricht.

10 Lieues von dieser Stadt und 1½ Lieue vom mittelländischen Meere entfernt, nahe am rechten Ufer des kleinen Rhône und am Canal von Sylvéréal. In der Nähe befinden sich 17 berühmte und größtentheils Privaten gehörige Salzlagunen, welche jährlich über 1600 große Tonnen Salz liefern. Dieses wird theils im Innern des Landes selbst verbraucht, theils nach Savoyen und der Schweiz geschafft. Zu seiner Versendung dienen die unter sich in Verbindung stehenden Canäle von Peccais und Sylvéréal, welche bei der Stadt des letztern Namens in den kleinen Rhône münden. (Nach Expilly und Barbichon.) (*Fischer.*)

PECCAM oder PECHAM (John), Erzbischof von Canterbury im 13. Jahrhundert, und zu seiner Zeit berühmt wegen seiner Frömmigkeit, Gelehrsamkeit und Fruchtbarkeit als Schriftsteller. Er war zu Chichester von armen Ältern geboren, trat in den Franziskanerorden und wurde Schüler Bonaventura's, wo er es in der Theologie so weit brachte, daß er von seinen Zeitgenossen wie ein Orakel um Rath gefragt wurde. Er trat nach einander zu Paris, in England und in Rom als Lehrer auf, und wurde von dem Papste Nicolaus III. zum Erzbischof von Canterbury (Primas von England) erhoben. Er starb im J. 1292. Unter seinen zahlreichen Schriften befindet sich ein Werk über Optik und Katoptrik, unter dem Titel: Perspectiva communis, das an verschiedenen Orten wiederholentlich aufgelegt und übersetzt, ehemals also sehr gesucht und geschätzt, für uns aber von sehr geringem Werthe ist. Der Name des Verfassers ist in den verschiedenen Ausgaben mannichfach entstellt in Petzam, Petzan, Pisanus, auch wird er wol schlechtweg Cantuariensis genannt. Das Werk selbst ist nicht minder von den verschiedenen Herausgebern verändert. (*Gartz.*)

Peccatum, s. Sünde.

Peccatum Originis, s. Erbsünde.

PECCI (Joh. Ant.), geboren zu Siena den 12. Dec. 1693, gest. den 3. März 1768, hat in verschiedenen Schriften die ältere Geschichte Italiens und namentlich Siena's beleuchtet, wofür er in den öffentlichen Archiven Toscana's, wie in den Privatarchiven bedeutender Familien viel gesammelt hat. Hervorgehoben zu werden verdienen seine Abhandlungen über die Parteien der Guelfen und Gibellinen, Charakteristik der Person und der Regierung des Pandolfo Petrucci, Unterdrückung der Republik von Mendoza und Befreiung derselben durch Heinrich II. von Frankreich u. a. (Nach der Biogr. univ.) (*H.*)

PECCI (Tomaso), aus Siena, gehört unter die geschätzten Madrigalencomponisten seiner Zeit, zu deren Musik er zugleich die Worte dichtete. Mehre Sammlungen Madrigalen, die zu seiner Zeit sehr beliebt waren, wurden von seiner Arbeit theils vor, theils nach 1600 gedruckt und häufig gesungen. — Ein anderer seines Namens, Desiderio Pecci, ließ 1619 zu Venedig drucken: Le Musiche sopra l'Adone. (*G. W. Fink.*)

PECCIA, ein Nebenfluß des Garigliano; er entspringt in der neapolitanischen Intendanz Terra di Lavoro, am nördlichen Abhange der Montagna di Santa Croce aus einem kleinen teichartigen See, der in der Nähe des Dörfchens Cici liegt, fließt bei Galluccio vorüber, wird bei Mignano durch den Rivo di S. Leyco und bald darauf durch einen unbenannten Bach, die ihm an seinem rechten Ufer zufließen, verstärkt, erhält weiter hinab auch den Namen Vandra und ergießt sich dem Dorfe S. Ambrosio gegenüber, nach einem Laufe von wenigen Miglien, in den Garigliano. (*G. F. Schreiner.*)

PECCIA, katholisches Pfarrdorf des Kreises Lavizzara im Bezirke Valmaggia des eidgenössischen Cantons Tessin. Es liegt auf dem linken Ufer der Maggia, 2490 Fuß über Meer, und hat Kastanienwaldungen, die nebst etwas Getreide, welches noch gezogen wird, und der Alpenwirthschaft doch nicht für den Unterhalt der Einwohner hinreichen. Von dem Dorfe hat auch das Val di Peccia seinen Namen, das sich westlich in die Gebirge hinaufzieht, welche das Formazzathal von dem Canton Tessin trennen. Im Hintergrunde des Thales, über vier Stunden von Peccia, ist ein sehenswerther Wasserfall. Eine neue Straße ging früher von Peccia in vielen Krümmungen nach Fusio, gegen die Kette, welche das Lavizzarathal vom Livenerthale scheidet. Aus dem ganzen Kreise Valmaggia, wie überhaupt aus dem Canton Tessin, gehen viele Einwohner im Sommer nach dem Mailändischen und andern Gegenden Italiens, als Maurer, Steinhauer, Flachmaler ꝛc. Jährlich werden im Canton Tessin für solche Auswanderer 11—12,000 Reisepässe ausgestellt. Die nahe gelegene reiche Lombardei bietet hierfür unermeßliche Hilfsquellen und die Mehrzahl der Bauleute, die man dort sieht, sind Tessiner. Manche schwingen sich empor und werden Baumeister, Ingenieurs und Unternehmer verschiedener Art. Die einen kehren alljährlich, die andern nach längerm Zeitraum, und selten ohne Erwerb zurück. Aus dem Valmaggia gehen besonders viele nach Rom. Durch die furchtbare Überschwemmung, welche von mehren gleichzeitig fast in der ganzen Länge der schweizerischen Alpenkette sich entladenden Gewittern den 27. Aug. 1834 verursacht wurde, und einen großen Theil der Cantone Uri, Graubündten, Tessin und Wallis um so schrecklicher verheerte, weil die Gletscher durch die ungewöhnliche Sommerhitze außerordentlich erweicht waren, sodaß ungeheuere Eismassen in die Thäler herabstürzten, hat neben andern Theilen des Valmaggia besonders auch Peccia sehr gelitten. Nahe hinter diesem Orte stürzt die Maggia aus einer Bergschlucht hervor, deren linkseitiger Abhang, an welchem die Straße nach Fusio hinaufging, sich in großen Massen abgelöst hat, und mit dem furchtbarsten Sturze droht. Durch diese Ablösung wurde die Straße zerstört, und die Maggia wälzte eine solche Geschiebsmasse heraus, daß ihr Bett dadurch verfüllt wurde, und sie sich durch Peccia hindurch Bahn machte. Obgleich sie nun wieder in ihrem alten Bette fließt, so droht Peccia doch beständig Gefahr von dem früher oder später eintretenden Bergsturze, gegen welchen keine Hilfe möglich scheint. In diesem Falle wird der Lauf der Maggia plötzlich gehemmt werden. Nähme sie dann ihren Ausbruch links, so ist Peccia augenblicklich zerstört. Nur wenn sie nach der rechten Seite ausbrechen würde, so wäre noch Rettung für diesen Ort möglich. Immer aber schwebt seine Exi-

in der höchsten Gefahr. Die nach den genauesten suchungen berechnete Größe des Schadens in dem ziathal beträgt 461,762 Livres tessiner Währung; im n Canton Tessin 2,473,208 Livres. (*Escher.*)

PECCIOLI, ein Dorf im Vicariato Lari des Comnento Pisano im Großherzogthume Toscana, auf ei- Hügel oberhalb des rechten Ufers des Erasflusses ge- , ungefähr 25 Miglien (deren 60 auf einen Grad net werden) nordnordwestwärts von der Stadt Vol- entfernt. Die ganze Gegend ist hügelig, die Höhen ebauet und reich an Ölbäumen. (*G. F. Schreiner.*)

Peccothee, s. Peckaothee.

PECEK (spr. Petschek) auch Pečka, ein zur k. k. ralherrschaft Podebrad gehöriges Dorf im südwest- n Theile des bidczower Kreises des Königreichs Böh- auf einer Anhöhe gelegen, von der Grenze des kaur- Kreises durchschnitten, nach Dobrichow (Bisthum grätz) eingepfarrt, mit 89 Häusern, 683 czechischen ohnern, worunter sich 18 protestantische und drei itische Familien befinden. (*G. F. Schreiner.*)

PECH, der gemeinschaftliche Name verschiedener har- Körper, wird in gewissen Fällen fast gleichbedeutend Harz gebraucht, wobei das Wort aber gewöhnlich Begriff der Klebrigkeit einschließt. Insbesondere füh- ie Harze der Nadelhölzer, im natürlichen oder künst- eränderten Zustande, den Namen Pech, mit verschie- Beisätzen. Es gehören hierher: 1) Waldpech, ohe, von den Bäumen gesammelte, durch seinen Ge- an ätherischem Öle (Terpentinöl) klebrige und stark nde Föhren-, Fichten- und Tannenharz, welches eben seines Ölgehaltes reizend und rothmachend auf die wirkt (Fleischpech). Man legt es, auf Leinwand hen, als Pflaster auf die Haut, bei rheumatischen werden. — 2) Weißes Pech, burgundisches , wird erhalten, indem man das vorige in einem mit Wasserzusatz schmelzt, dann das Wasser bis änzlicher Verdampfung (wobei dessen Dämpfe das sche Öl mit fortreißen) kochen läßt; endlich den ückstand durch Stroh filtrirt oder durch einen gro- einenen Sack preßt, um eingemengte fremde Theile ondern. Hat dieses Product durch stärkere Erhitzung Schmelzen statt der gelblichweißen Farbe eine mehr lgelbe angenommen, so nennt man es wol gelbes . — 3) Gelbes und schwarzes Pech, durch Ein- des Theers gewonnen, ist ein mehr oder weniger die Hitze verändertes Harz. Der Theer wird in Theeröfen durch trockene Destillation (Schwelen) der eichen Kiefern- oder Kienstöcke bereitet, und ist ein sch von Brandöl und Brandharz. In der ersten Pe- des Theerschwelens läuft der Theer als eine gelbe, Flüssigkeit aus dem Ofen in die untergesetzte Vor- ab; späterhin erscheint er braun und schwarz, von er Consistenz. Beim Einkochen in einem Kessel hin- it der gelbe Theer das gelbe Pech, der braune und rze das schwarze Pech, indem aus beiden das ndöl verflüchtigt wird, und das Brandharz zurückbleibt. nes oder schwarzes Pech, welches dem eben erwähn- ähnlich ist, bereitet man auch durch Ausschmelzen des beim Filtriren des weißen Pechs (s. oben) an dem Stroh in großer Menge hängenbleibenden Harzes, wozu ein dem Theerofen ähnlicher Ofen gebraucht wird. Das braune und schwarze Pech führt übrigens verschiedene Namen nach den Anwendungen, welche man davon macht (Schiffpech, Faßpech, Schusterpech). — Andere mit dem Worte Pech bezeichnete Harze sind: das Bergpech, Erdpech, Judenpech (natürliches Asphalt), womit das beim Einkochen des Erdtheers übrigbleibende schwarze Harz wesentlich identisch ist; — und das Steinkohlenpech (künstliche Asphalt), welches als eine schwarze, stark glänzende, sehr spröde Masse erhalten wird, wenn man aus dem Steinkohlentheer (Gastheer) durch Kochen alle flüchtigen Bestandtheile (Theeröl, Naphthalin ꝛc.) austreibt. — Uneigentlich wird Pech genannt, das schlechte braune Talg, welches aus den beim Talgschmelzen bleibenden Grieben durch neues Schmelzen dargestellt ist, und seine dunkle Farbe der zersetzenden Einwirkung der Hitze verdankt. (*Karmarsch.*)

PECH. Der medicinische Gebrauch ist ein doppelter, da man dasselbe innerlich und äußerlich anwendet. Die innere Anwendung ist sehr beschränkt, denn fast nur die Engländer benutzen es in Form von Pillen, für sich allein oder mit Gummi Arabicum als Pechpillen drachmenweise gegen hartnäckige chronische Hautausschläge, besonders die Ichthyosis, wo seine Wirkung auch von einigen teutschen Ärzten, z. B. von Ulrich, bestätigt wurde. Ausgedehnter ist seine äußere Anwendung als Pechpflaster (Emplastrum picis). Dieses wird gewöhnlich aus dem sogenannten burgundischen Pech, doch auch aus dem schwarzen oder Schusterpech bereitet. Es hat die Eigenschaft, auf die Haut applicirt, sehr fest zu kleben, die Haut gelind zu reizen, erregt bei empfindlichen Personen zuweilen bis zur Entzündung gesteigerte Röthe und wie alle Pflastermassen verhindert es den schnellen Verdunstungsproceß auf der Haut, wodurch die bedeckte Stelle zu einer kräftigern Reaction angeregt wird. Dieser Wirkung wegen wird es besonders vom Volke vorzüglich gegen chronische Rheumatismen angewendet, indem der leidende Theil damit bedeckt und das Pflaster nicht eher abgenommen wird, als bis es von selbst sich von der Hautstelle loslöst. Bartholin (Acta Hafniens. Vol. I. p. 41) wandte das Pechpflaster auch zur Beseitigung von Hautschwielen und Krähenaugen (Clavis pedum) an. Der gemeine Mann bedient sich seiner auch wol zur Zeitigung von Abscessen. Theils seiner reizenden, besonders aber seiner stark klebenden Eigenschaft wegen bildet es einen häufigen Zusatz zu andern Pflastermassen. In sehr großer Ausdehnung wurde früher das Pechpflaster allein oder in Verbindung mit andern Ingredienzien gegen den Kopfgrind (Porrigo favosa, Tinea) angewendet, um durch dasselbe die Haare zu entfernen, da man die Ansicht hegte, daß die Krankheit in einem Leiden der Haarwurzeln bestehe und daher nicht eher geheilt werden könne, als bis die kranken Haare entfernt wären. Des Pechs, sowie verschiedener anderer Mittel bedienten sich schon die Alten zur Entfernung der Haare an andern Körperstellen und nannten dies πίττωσις (*Galen.* de Symptom. causis lib. I. c. 3. 7), sowie

von Fischen und andern Seethieren sich nährt. Unter sich zerfallen beide wieder in eine Menge kleiner, vermuthlich namenloser Horden, die sich vereinigen und wieder auflösen, nach allen neueren Erfahrungen sogar ohne Häuptlinge sind, und also auch die rohesten Versuche zur Herstellung eines bürgerlichen Verbandes noch nicht gemacht haben. Die vollkommenste Gleichheit herrscht zwischen den Einzelnen, zum Theil weil sie jedes Eigenthum entbehren, und mit allem Rechte folgert Darwin, der Begleiter Fitzroy's, daß der thiergleiche Zustand der ganzen Bevölkerung sich nicht ändern werde, so lange sie ohne Verbindung und Oberhäupter zu leben fortfährt. Über die Zahl der Horden fehlen alle Nachrichten, und noch weit weniger ist die ungefähre Volksmenge abzuschätzen. Jedenfalls ist aber die letztere sehr gering, denn man fand in langen und genau durchforschten Inselgruppen nicht ein menschliches Wesen. Das bergige und waldige Innere des Landes ist fast ganz unzugänglich und gewährt durchaus keine Mittel zur Erhaltung des Lebens. Die ausschließlich an den Küsten sich aufhaltenden Eingeborenen mögen vielleicht noch weniger zahlreich sein, als man glaubt, weil sie ihr Leben hindurch heimathlos herumziehen und dieselbe Horde dem Seefahrer nach und nach an drei und mehr von einander entlegenen Plätzen wieder begegnen kann. Die Fuegier fallen durch fast ausnahmslose Häßlichkeit auf, und vielleicht ist das Widerliche ihrer äußeren Erscheinung nicht ohne Einfluß auf die Urtheile über sie im Allgemeinen geblieben, die sich fast nirgends günstig aussprechen. Die südöstlichen Horden (denn der westliche Theil des Archipels ist kaum bewohnt) sind selten über Mittelgröße; fünf englische Fuß ist das Maß der Mehrzahl. Zwischen dem starken und breiten Körperstamme und den misgebildeten, häufig gekrümmten Gliedmaßen fehlt das Verhältniß. Am schlechtesten ausgebildet sind die unteren Extremitäten, denn das Hocken neben dem Feuer in engen Hütten während der größeren Jahreshälfte ist ihrer Entwickelung ebenso hinderlich, als das Sitzen in Kähnen, um zu fischen oder zu reisen, sobald das Wetter es erlaubt. Die Farbe ist die bekannte, häufig so übel geschilderte des Uramerikaners, allein man bemerkt eine größere Annäherung an das Schwarzbraun, was indessen aber auch Folge des Aufenthaltes im dichten Rauche, des Bestreichens mit Thran und der unüberwindlichsten Scheu vor dem Waschen des Körpers sein kann. Das Haar ist noch weit straffer und härter als bei andern amerikanischen Völkern, steht überaus dicht, und da es nie die geringste Pflege empfängt, so hängt es struppig herab, wie Lieutenant Skyring sich ausdrückt, einem alten Strohdache vergleichbar. Die Stirn erscheint schmal und übelgestaltet; die Nase ist lang, schmal zwischen den Augen, breit und aufgetrieben an der Spitze. Der Mund ist widerlich groß, die Oberlippe ragt weit hervor und scheint selbst beim Lachen unbeweglich; die Zähne der Meisten wurden verdorben befunden. Das kleine Kinn tritt zurück, aber die Jochbeine ragen um so weiter hervor. Die sehr schief gestellte und schmale Augenspalte erinnert an chinesische Physiognomien. Über das Unangenehme der Gesichtszüge stimmen alle Berichte überein. Sie sind nicht allein roh, sondern deuten entschieden auf einen wilden und bösen Charakter; einer der besten Beobachter unter jenen englischen Seefahrern glaubte in ihnen List, Indolenz, passive Stärke, Mangel an Geisteskräften und Energie zu lesen, Andere fanden wenigstens den Ausdruck thierischer Wildheit und Unbezähmbarkeit sehr auffallend. Man hat einige Schädel in England der phrenologischen Untersuchung unterworfen, sie sehr klein, besonders nach Oben und Hinten zusammengezogen und mit wenigen bemerkbaren Hervorragungen oder Organen versehen gefunden. Die Sitte, neben andern Körperhaaren sogar die Augenbrauen auszuziehen, erhöht noch den Ausdruck der Häßlichkeit. Die Weiber sind den Männern ähnlich, und während der langen Forschungsreise fanden die Engländer höchstens zwei erträglichere Bildungen unter denselben, jedoch sind sie in demselben ekelhaften Grade unreinlich, wie die Männer. Im Allgemeinen vier Fuß einige Zoll (engl.) hoch, zeigen sie einen im Verhältniß zur Höhe unmäßig breiten Körperbau, der es veranlassen mag, daß sie niemals aufrecht, sondern immer gekrümmt einhergehen und bei jeder Bewegung große Ungelenkigkeit verrathen. Beide Geschlechter malen sich mit bunten Thonarten, die mit Thran vermischt sind, ebenso zur Zierath ihrer ungestalteten Körper, als auch um sich, nach Verübung irgend einer übeln That, deren Bestrafung sie fürchten, unkenntlich zu machen. Die körperliche Stärke dieser Wilden ist übrigens weit größer, als man nach Maßgabe ihrer Gliedmaßen vermuthen kann. Die stärksten Matrosen begegneten unter ihnen völlig angemessenen Gegnern, und bei einem unvermeidlich gewordenen Gefecht fanden es einst Fitzroy und ein Seemann sehr schwierig, ein ältliches Weib gefangen zu nehmen und zu binden. Sie schleudern Steine von drei und mehr Pfund Gewicht fast auf Entfernung eines Musketenschusses, und vermögen das angestrengteste Rudern länger auszuhalten, als ein Weißer. Die Schilderung ihrer Fähigkeiten und ihres Charakters hat wenig Tröstliches; sie läßt den gewaltigen Raum erkennen, der den civilisirten Menschen vom Wilden trennt, und darum größer ist als der Unterschied zwischen domesticirten Thieren und ihren ungezähmten Stammverwandten, weil der Mensch eine weit unbeschränktere Fähigkeit zur Vervollkommnung besitzt. Die Fuegier entwickeln in etwas höherem Grade die Eigenschaften, die auch am Raubthiere vorkommen, List, schnelle und richtige Berechnung der Hindernisse, Entschlossenheit und Schnelligkeit in ihren Handlungen, wo kein Widerstand zu fürchten ist, Selbstsucht und Rohheit, wie sie überall aus dem Drucke eines unsicheren, armseligen, unter dem Kampfe mit den Elementen verbrachten und eigentlich hoffnungslosen Lebens entspringen. Sie sind gegen jede neue Erscheinung, die sie nicht direct berührt, gleichgültig, und selbst ihre Überraschung hat nicht den Ausdruck der Fröhlichkeit, sondern beschränkten Geistesvermögens. Nur ein Talent, das der Nachahmung fremder Eigenthümlichkeiten, zeichnet sie auffällig aus. Nicht nur copiren sie Gang und Angewöhnungen eines Jeden auf der Stelle mit der außerordentlichsten Wahrheit, sondern sie sprechen ohne sicht-

Mühe ganze Phrasen einer fremden Sprache nach
vergessen sie auch nicht leicht wieder; eine Eigen-
lichkeit, die von holländischen und spanischen Seefah-
des 17. Jahrhunderts bereits bemerkt worden ist.
ht kennen sie im Augenblicke der Reizung nicht, aber
o wenig Erkenntlichkeit für empfangene Wohlthaten.
sind tapfer und kühn, fechten bis zum letzten Athem-
, allein nach Art des wilden, von Wuth geblendeten
es, sonst würden sie es nicht wagen, im Zorn sich
ln auf die gutbewaffnete Mannschaft eines Bootes
ürzen. Wankelmüthig, wie alle Wilde, verdienen sie
einer Zeit Vertrauen, denn sie werden im Augen-
ohne sichtbare Veranlassung zu Feinden der Frem-
oder suchen durch Verrath Meister derselben zu wer-
Die Robbenfänger, die einzigen in jenen Meeren
änger aufhaltenden Fremden, haben in dieser Hin-
manche sehr bittere Erfahrung gesammelt. Ihr Mis-
n und ihr Haß gegen die Weißen, ihre Habsucht
selbst da, wo sie noch nie mit jenen Berührungen
t, so groß, daß selbst der humane King es für ganz
s hält, ihnen durch Freundlichkeit und Wohltha-
essere Gesinnungen einflößen zu wollen; Ernst, Wach-
eit und Strenge für die einzigen Mittel erklärt, um
lmgange mit ihnen Verlusten an Eigenthum oder
vorzubeugen *). Ihre außerordentliche Armuth mag
Theil ihre Begehrlichkeit erklären, allein sie äußern
Dankbarkeit nach Empfang ansehnlicher Geschenke,
rn suchen durch sehr listigen Diebstahl, sogar durch
ckte Taschendieberei, ihren Besitz zu vergrößern, oft
Dingen, die für sie ganz unnützlich sind. Man hat
n, daß sie Tumult herbeizuführen strebten, um ihn
Raube zu benutzen, und gefunden, daß sie, auf der
ertappt, weit entfernt in Verwirrung zu gerathen,
dem Zorn ergaben und Gewalt zu brauchen be-
n. Sind nun alle diese Züge auch nicht Beweise
radicalen Verdorbenheit, sondern vielmehr überall
Befolge des äußersten Grades menschlicher Wildheit
chtet worden, so lassen sie doch wenigstens die Hoff-
nicht aufkommen, daß ein von äußeren Umständen
hr gedrücktes und gehindertes Volk jemals auf der
der Sittigung vorschreiten werde. Der erste, durch
y gemachte derartige Versuch ist gänzlich mislungen.
ahm am Schlusse der ersten Expedition nach dem
lhaenslande (1830) drei junge Männer und ein
hen mit sich nach England. Öffentliche Theilnahme
affte diesen eine leidliche Erziehung und zuletzt eine
ändige Ausrüstung, als Fitzroy Befehl zu einer zwei-
Reise und Zurückführung der Fuegier nach ihrem Va-
de empfangen hatte. Jene durch einen Todesfall auf
reducirte Indier hatten in England ziemlich viel
gewonnen, die Sprache auf Unkosten der eigenen,
vergessenen, erlernt, und manche mechanische Fertig-

keiten erlangt; allein ihr Anblick blieb ebenso ohne Erfolg auf ihre Landsleute, wie ihr Einfluß gering. Sie vermochten nicht einmal die Existenz eines Missionairs zu sichern, der nach wenigen Tagen Sicherheit in den Schiffen suchen mußte, während der eine jener Indier bald wieder alle Sitten seiner Landsleute annahm, und das andere Paar sich nach einer entlegenen Gegend begab, um wahrscheinlich früher oder später, wenn auch nicht aus freiem Willen, doch durch Umstände gezwungen, diesem Beispiele zu folgen. — Die Fuegier leben in einem Lande, dessen Seeküsten allein bewohnbar sind, weil sie allein dürftige Nahrungsmittel darbieten. Sie sind daher gezwungen, von Ort zu Ort zu wandern, um ihren Unterhalt zu finden, und da die Küsten durch Steilheit meist unzugänglich sind, bleibt ihnen nichts übrig, als in elenden Kähnen weite Reisen zu machen. Auf diese Weise in beständiger Bewegung, lernen sie nie das Gefühl heimathlichen Behagens kennen, bleiben ein Spielball des Zufalls und kommen nicht in die Nothwendigkeit, ihren Geist anzustrengen, um Verbesserungen zu ersinnen, Sicherheit für sich und ihr Besitzthum zu gewinnen. Die Horden haben keine Häuptlinge, leben aber fortdauernd in Uneinigkeit, und werden durch diese so unstät, daß sie selbst unter jenem rauhen Himmel nirgends eine festere Wohnung errichten. Eine kegelförmige Hütte, die aus einigen in den Boden gesteckten und mit Grasbüscheln gedeckten Baumzweigen besteht, bildet selbst in der Tiefe des schneereichen Winters die einzige Behausung. Ungleich ärmer und ohne den Kunstfleiß arktischer Völker besitzen die Fuegier nicht einmal eine dürftige Bekleidung zum Schutze gegen die so selten unterbrochenen kalten Regen und Stürme selbst der besten Jahreszeit. Ein kleines Stück Seehundsfell, los über die Schultern geworfen, ist bei den Meisten die einzige Bedeckung, und höchstens besitzen die Weiber einen kurzen Fellmantel, wiewol man auch sie unbekleidet, mit nackten Säuglingen an der Brust, während des heftigsten Winterregens, in Kähnen angetroffen hat. Wie abgehärtet der wilde Naturmensch auch sein möge, so übersteigen die Beschwerden einer solchen Existenz, unbekleidet, obdachlos zu leben, stundenlang im Meere nach einigen Muscheln zu suchen, doch die menschliche Kraft, und daher die Veränderung aller Körperverhältnisse und Häßlichkeit, von welcher alle Reisende gesprochen haben. Der größte Theil des Archipels entbehrt jagdbare Säugethiere mit Ausnahme der Seehunde. Von den vielerlei wilden Gänsen und Enten haben die Eingeborenen auch nicht eine Art zu zähmen unternommen. Ebenso wenig sind sie mit irgend einer Art von Landbau vertraut, und daher sind nicht allein ihre Nahrungsmittel von der rohesten Beschaffenheit, sondern auch in manchen Zeiten so schwer zu erlangen, daß Hungersnoth einreißt. Das Meer liefert noch die reichlichste Ausbeute. Muschelthiere sind die gewöhnlichste Nahrung; ein gestrandeter, in Fäulniß übergegangener Walfisch dünkt den Eingeborenen ein köstliches Gericht. Anthropophagie tritt wenigstens unter einem Stamme der Fuegier, als Folge des gräßlichen Mangels, auf. Sie kann nach King und Fitzroy nicht in Zweifel gezo-

*) Mehr oder minder ist diese Ansicht auch von frühern See-
n ausgesprochen worden. Duclos Gayot hatte ein Gefecht mit
rn in Port Famine, wobei drei Franzosen blieben (*D. Per-*
Malouin. II. 653). Unter den Neuern schildert allein Weddell
towards the Southpole. 168) eine ganz entgegengesetzte Mei-

gen werden; alte Weiber werden im Rauche erstickt oder erwürgt, und ihre Körper von den Verwandten aufgezehrt. Einige Beeren, Seegras und ein eßbarer Baumschwamm machen die vegetabilischen Nahrungsmittel aus. Jagdgeschicklichkeit legen die Fuegier nicht an den Tag, indessen sind sie gute, aber selten von der Natur belohnte Fischer. Ihre Kähne bestehen aus Birkenrinde, können vier bis fünf Erwachsene und einige Kinder enthalten, und reichen hin, eine Familie mit ihrem ganzen Eigenthum aufzunehmen. Nur an einem Orte fand man Kähne aus Bretern, die mittels Bastfäden zusammengenäht und ziemlich wasserdicht waren. Auf diesen elenden Fahrzeugen besuchen die Fuegier auch entlegenere Inseln, kommen aber, da sie schlechte Schwimmer sind, dabei häufig um das Leben. Die Waffen der Männer sind Speere und Schleudern; die letzteren verstehen sie mit der außerordentlichsten Genauigkeit zu handhaben, und sind hierdurch Fremden sehr gefährlich. Kriege sind unter den Horden überaus häufig, gewöhnlich auch sehr blutig; sie werden zum Theil in der Absicht des Weiber- und Kinderraubes unternommen, indem man die letzteren an die Patagonier als Sklaven zu verkaufen Gelegenheit hat. Vielweiberei ist allgemeine Sitte, jedoch hat ein Mann nie mehr als zwei Weiber, deren Behandlung, wie überall unter den Indiern, eine harte ist. Zu den Kindern sollen aber die Männer viele Anhänglichkeit zeigen. Das Alter bringt keine höhere Stellung, und von Regierung im Innern der Familien hat man nirgends Spuren gefunden. Eine Art von Zauberern kommt gelegentlich vor, genießt aber kein Ansehen und noch weniger die Herrschaft. Der gesammte geistige und gesellschaftliche Zustand der Fuegier deutet an, daß sie sich auf der untersten Stufe der Menschencultur befinden, parallel den Neuholländern stehen. Civilisirt dürften sie nie werden. Ihre Sprache ist arm und so überaus guttural, daß schon Cook sie mit dem Klange verglich, den die Versuche zur Befreiung der Luftwege durch heftiges Räuspern hervorbringen. Die Buchstaben europäischer Sprachen vermögen ein solches Idiom schwerlich wiederzugeben, indessen hat Fitzroy manche Proben desselben gesammelt. (*E. Pöppig.*)

PÊCHES (Pomol.), Früchte des Pfirschenbaumes. Sie sind mit Wollhaaren überzogen und haben einen ablöslichen Stein, wodurch sie sich von den Pavies unterscheiden. Sie verlangen vorzugsweise vor den andern Pfirschensorten eine gute Pflege und einen sonnigen Standort. Ihre völlige Reife darf man nicht abwarten; lassen sie sich leicht von dem Stiele ablösen, dann pflückt man sie früh Morgens oder spät Abends behutsam ab, läßt sie in die hohle Hand fallen und vermeidet jede unsanfte Berührung. Will man ihre äußere Schönheit erhöhen, so bürstet man sie sanft mit einer weichen Sammetbürste. (*William Loebe.*)

Pecheva *Scop.*, s. Frölichia.

PECHFACKEL, die geringere Gattung der Fackeln (im Gegensatze der Wachsfackeln), welche nach ihrem Gebrauche auch Kutschenfackeln genannt werden. Man nennt sie nicht selten Windfackeln (Windlichte), weil sie wegen des Rauches und unangenehmen Geruches, welche sie beim Brennen erzeugen, nur im Freien gebraucht und zugleich vom Winde nicht ausgelöscht werden. Die Pechfackeln sind von zweierlei Art: Dochtfackeln und Stockfackeln. Erstere enthalten als Docht einen Strick, welcher vom Seiler aus Werg gesponnen wird. Man taucht denselben in geschmolzenes schwarzes Pech (oder in eine Mischung von Kolophonium, Terpenthin und schlechtem Wachse), steckt ihn durch das runde Loch einer Eisenplatte (eines sogenannten Zieheisens), und fährt dann, während er frei aufgehängt ist, mit diesem Eisen in seiner ganzen Länge herab. Indem diese Operation hernach noch mit zwei anderen Zieheisen, deren Löcher etwas kleiner sind, wiederholt wird, macht man den Pechüberzug glatt und gehörig rund. Nachdem das Pech ganz erhärtet und kalt geworden ist, gibt man einen Anstrich mit Kreide, in Leimwasser angerührt, und begießt zuletzt die Fackel dünn mit weißem Wachse, um ihr ein besseres Ansehen zu ertheilen. Dickere Dochtfackeln bildet man durch Zusammenlegen mehrer (z. B. vier) in Pech getränkter Dochte (Wergstricke), Bestreichen mit Kreide und Übergießen mit Wachs. Bei der schlechtesten Sorte läßt man das Wachs weg, und begnügt sich, das gehörig dick aufgetragene Pech blos mit einem Kreideanstrich zu bedecken. Die Stockfackeln gleichen den einfachen Dochtfackeln, mit Ausnahme des einzigen Umstandes, daß, statt des ganz aus Werg bestehenden, gesponnenen Dochtes ein Stock von harzreichem Fichten- oder Föhrenholze, den man mit Werg umwickelt, dazu angewendet wird. (*Karmarsch.*)

PECHFACKELN. Dieselben gehören zu den Dingen, deren man sich im Kriegswesen zur Erleuchtung bei nächtlichen Unternehmungen und zum Anzünden von Gegenständen, denen man sich nahen kann, bedient.

Man fertigt sie aus Werglitzen oder aufgedrehtem alten Strickwerk von neun Fuß Länge, die so zusammengelegt und mit Bindfaden umbunden werden, daß die Fackel eine Länge von 4½ Fuß erhält und zwei Zoll im Durchmesser stark wird. Man taucht sie sodann einige Minuten in eine Mischung, welche entweder aus drei Theilen Harz, einem Theil schwarzes Pech und einem Theil Theer, oder aus sechs Theilen schwarzes Pech, sechs Theilen weißes Pech und einem Theil Terpenthin besteht; und nachdem sie zuvor über dem Kessel aufgehängt worden, um die überflüssige Masse abtropfen zu lassen, windet man — mit in Öl getauchten Händen — die Fackel und macht sie rund, bevor sie trocken wird.

Bedient man sich der Fackeln zur Erleuchtung des Walles, wenn der Feind einen nächtlichen Angriff gegen denselben unternimmt, so werden sie in sogenannte Wallpfannen gelegt, d. h. in eiserne Schalen, die auf Stangen befestigt sind, welche auf dem Walle in angemessenen Zwischenräumen aufgestellt werden. Bedient man sich ihrer aber bei nächtlichen Arbeiten im Freien, so kann man auch hölzerne Stiele an sie befestigen, um sie mittels derselben in die Erde zu stecken.

Die Brennzeit der beschriebenen Fackeln ist bei ruhigem Wetter eine Stunde auf jeden Fuß der Länge; hingegen bei windigem Wetter nur halb so groß.

Sollen die Fackeln nicht verlöschen, so müssen sie

unterhalten werden; auch können sie, wegen ihres ernden Feuers, nicht an Orten gebraucht werden, wo, n der in der Nähe befindlichen Munition, eine Ge- zu besorgen wäre. Und endlich ist nicht außer Acht assen, daß, da sie auf den Wällen hochgestellt wer- müssen, wenn sie den vorliegenden Graben erleuch- sollen, in solchem Falle der Feind sie als sichere Ziel- te benutzen wird. (*Tzahn.*)

PECHFADEN, heißt auch der Pechdraht, nament- wenn er dünn ist (s. Pechdraht). (*Karmarsch.*)

PECHFASCHINEN. Derselben bedient man sich Festungskriege zum Anzünden von Wohngebäuden, azinen oder anderer brennbaren Gegenstände, sowie Erleuchten der Festungswerke, wenn zur Nachtzeit lürmender Angriff gegen dieselben unternommen wird. wirft man sie brennend über die Brustwehr dem der Bresche anrückenden Feinde entgegen. — Bei Belagerung von Longwy, im J. 1815, gelang es ijsischen Artilleristen, ein Paar Pechfaschinen in die ßlöcher eines Blockhauses zu bringen, welches von tapfern, größtentheils aus Officieren bestehenden, Be- g mit Nachdruck vertheidigt wurde. Der erstickende m, welchen jene Faschinen im Innern des Gebäu- erbreiteten, nöthigte die Vertheidiger bald, sich mit Werke ihren Gegnern zu übergeben.

Genannte Faschinen sind ein bis zwei Fuß lange, bis fünf Zoll starke Bündel, welche aus Rebholz anderem leicht brennenden Reißig, zwischen welches auch wol noch Hobelspäne legt, gefertigt werden. Bündel werden Anfangs nur dünn gemacht, mit faden umbunden und in eine Brandmasse getaucht, e aus drei Theilen grünem Pech, drei Theilen Theer zwei Theilen geknirschtem Pulver besteht, die in ei- kupfernen Kessel geschmolzen und gemischt werden. dem die Faschine von dieser Masse völlig durchdrun- dann gehörig abgetraust, und zu gleichen Theilen geknirschtem Pulver und sogenanntem Zehrungssatze hend aus acht Theilen zerstoßenem Salpeter, drei n Schwefel und drei Theilen Mehlpulver) überall estreut worden, läßt man sie trocken werden, um ch das Umwickeln, Eintauchen und Bestreuen zu rholen, bis sie die oben angegebene Dicke erhält. t die Faschine während des Brennens besser zusam- halten sei, wird dieselbe, sohald sie die verlangte erreicht hat, mit geglühtem Drahte weitläufig um- en; wobei, zur schnelleren Zündbarkeit, zwei bis ünf Zoll lange Stücke Zündlichte mit eingebunden n.

Um die Faschinen vor dem Gebrauche besser zu con- n, umwickelt man sie lose mit Stroh.

Bis zur völligen Entzündung einer Pechfaschine sind Minuten erfoderlich; die Brennzeit einer zwei Fuß Faschine beträgt fast dreißig Minuten. Bei ihrer ndung als Erleuchtungsmittel, zu welchem Behufe Wallpfannen gelegt werden, muß man sie sorgsam alten. Ihr flackerndes Feuer gestattet nicht ihren uch in der Nähe von Munitionsvorräthen; und n die Wallpfannen hoch aufgestellt, um das vorlie- gende Terrain besser zu erleuchten, so gewährt ihr dem Feinde sichtbares Licht demselben sichere Zielpunkte. End- lich ist auch nicht unbemerkt zu lassen, daß die Anferti- gung der Pechfaschinen wegen des dabei zur Anwendung kommenden Pulvers nicht ohne Gefahr ist, und deshalb eine besondere Vorsicht erfodert. (*Tzahn.*)

Pechgranat, s. Granat.

PECHGRIEBEN, PECHGRIEFEN, die mit Harz durchdrungenen Unreinigkeiten, welche beim Schmelzen und Auskochen des Harzes oder Pechs zurückbleiben (s. Pech). Man gebraucht sie als Material zur Kienrußbereitung. (*Karmarsch.*)

PECHGRUBE, eine in trockenem Boden angelegte (allenfalls ausgemauerte) Grube, welche sehr oft statt eines Theerofens zum Theerschwelen angewendet wird. Ihre Gestalt ist der eines auf die Spitze gestellten Zuckerhutes ähnlich. Man gräbt sie an einer abhängigen Stelle in die Erde, um von dem tiefsten Punkte eine Rinne heraus- leiten zu können, durch welche der Theer ausfließt, um sich in einer andern, tiefer liegenden Grube oder in einem vorgesetzten hölzernen Troge zu sammeln. Die Pechgrube wird, um Theer darin zu bereiten, mit harzigen Holz- stücken (Kienstöcken) angefüllt, mit Rasen bedeckt und dann der Inhalt angezündet, welchen man durch kleine Zuglö- cher in der Rasendecke dürftig im Brennen erhält. (*Karmarsch.*)

Pechhaube, s. Pechmütze.

Pechhauer, s. Pechscharrer.

Pechhefen, s. Pechbärme.

PECHHOFEN, Dorf im bairischen Landgericht Wald- sassen (Obermainkreis), bemerkenswerth durch den dabei liegenden Eisenhammer, welcher jährlich 300 Centner Ei- sen liefert. Die Zahl der Einwohner, welche größten- theils Bergleute sind, wird auf 400—500 angegeben. (*G. M. S. Fischer.*)

PECHHÜTTE, das Gebäude einer Pechsiederei (Pechbrennerei). Es gehören dazu der Theerofen (Pech- ofen) oder die Pechgrube, die Kessel zum Einkochen des Theers ꝛc. Vergl. Pech, Pechgrube, Pechofen. (*Karmarsch.*)

PECHIG nennt man im eigentlichen Sinne des Worts Dinge, welche, sei's durch Geruch, Geschmack oder einige andere Eigenschaften des Pechs, mit diesem Ähn- lichkeit haben. Da man das Wort Pech oft auch tro- pisch für Unglück, mislíche Lage gebraucht, so ist auch eine hierauf bezügliche Bedeutung auf das Adj. pechig übergegangen. In der Bergmannssprache redet man von einer pechigen Arbeit dann, wenn das Eisen beim Schmel- zen nicht rein und flüssig, sondern pechähnlich und dick gefunden wird. Man muß ihm dann durch Waſcheisen zu Hilfe kommen, will man nicht den Guß unbrauchbar machen. (*G. M. S. Fischer.*)

PECHINCZE, auch **PECSINCZE**, ein großes, zum peterwardeiner Grenzregimentsgebiete der slavoni- schen Militairgrenze gehöriges Dorf, in durchaus offener, flacher Gegend, die theilweise versumpft ist, in der Nähe des Jarsinakanals gelegen, mit 176 Häusern, 932 slove- no-serbskischen Einwohnern, die sich bis auf sechs sämmt-

lich zur morgenländisch-griechischen Kirche bekennen, einer eigenen Pfarre, Kirche und Schule der nicht unirten Griechen. Der Boden ist ebenso wie im benachbarten Provinzial-Slavonien ausgezeichnet fruchtbar. (*G. F. Schreiner.*)

PECHINI, ein äthiopisches Völkchen, welches Ptolemäos (IV, 8) zwischen den Fluß Astapodes (Astapus) und das Gebirge Garbata setzt. (*Krause.*)

Pechkelle, s. Pechlöffel.

Pechklumpen, s. Pechkugel.

Pechkohle, s. Braunkohle.

PECHKRÄNZE. Sie sind im Kriegswesen zu demselben Gebrauche bestimmt, als die Pechfaschinen (s. d. Art.). Der Unterschied zwischen beiden Feuerwerkskörpern besteht lediglich in der Form derselben. Die Pechkränze werden aus alten Tonnenreifen von kiefernem oder anderem sehr brennbaren Holze, losgewickelter Lunte oder lose zusammengedrehtem Werg, zwischen welches man Hobelspäne mengt, so gefertigt, daß sie drei bis sechs Zoll dicke Ringe bilden, die sechs bis zwölf Zoll im Durchmesser haben. Sie werden in dieselbe Brandmasse getaucht, deren man sich zu den Pechfaschinen bedient; auch werden sie, ebenso wie letztere, durch successives Umwickeln, Eintauchen und Bestreuen gefertigt, bis sie die angegebene Größe erreicht haben; nicht minder ist ihre weitere Behandlung die nämliche.

Die kleineren Pechkränze nennt man auch wol Leuchtkränze, welches zugleich ihre nähere Bestimmung bezeichnet. Sie werden beim Gebrauche auf sogenannte Wallleuchter gelegt, d. h. auf Wallpfannen, welche zu diesem Behufe in ihrer Mitte mit einem Dorn versehen sind, der dem Kranze eine gesichertere Lage gewährt. Ein solcher Kranz bedarf bis zur völligen Entzündung eine Minute, und brennt etwa 20 Minuten, mit einem Leuchtvermögen auf 50 Schritt Weite.

Die größere Art Pechkränze dient vorzugsweise zum Anzünden, weshalb sie auch Brandkränze genannt werden; je nach ihrer Größe erstreckt sich ihre Brennzeit bis zu einer Stunde. Sie werden entweder auf die Gegenstände, welche sie in Brand setzen sollen, geworfen, oder, wenn man sich denselben ganz nahen kann, daselbst an eisernen Nägeln aufgehangen.

Was schon bei den Pechfaschinen über die Gefahr und Nachtheile, welche deren Anfertigung und Anwendung begleiten, gesagt worden ist, gilt auch hier; und dieses ist wol der Grund, warum neuere Artillerieschriftsteller solchen Kunstfeuern nicht mehr den Werth beilegen, den sie in den Augen der älteren Feuerwerker hatten. (Vgl. Meyer's Kriegsfeuerwerkerei 1. Th. S. 409, und dessen Notizen zur Artillerietechnik S. 98.) (*Tzahn.*)

PECHKRÜCKE, eine eiserne oder hölzerne Krücke, mit welcher die Böttcher beim Auspichen der Fässer das geschmolzene und eingegossene Pech ausbreiten, damit es überall das Holz gleich stark überziehe. (*Karmarsch.*)

Pechkuchen, so viel wie Pechkugel (s. d. Art.).

PECHKUGEL, 1) (Treibkugel, Kittstock, Pechkuchen) heißt bei den Gold- und Silberarbeitern eine halbe Kugel von Holz, Stein oder Eisen, welche als Unterlage der Arbeit beim Treiben (Ciseliren) gebraucht wird. Man legt die Kugel mit ihrer Rundung auf ein kranzförmig zusammengerolltes Tuch, oder in einen von Stricken gewundenen Kranz, oder in einen ringförmigen Untersatz von Eisen, damit sie während des Gebrauchs leicht nach allen Seiten gewendet werden kann, wie es die Bequemlichkeit erfodert. Auf der nach oben gekehrten ebenen Fläche derselben wird ein durch Wärme erweichter Klumpen von Treibpech (Treibkitt, aus zwei Theilen schwarzen Pechs, einem Theile feinen Ziegelmehls und etwas Talg oder Wachs zusammengeschmolzen) befestigt; und auf diesen drückt man die zu treibende Blechplatte stark an, sodaß sie daran kleben bleibt. Indem man nun mittels verschiedener Treibpunzen, die mit dem Hammer in das Blech eingeschlagen werden, die beabsichtigte Reliefzeichnung allmälig hervorbringt, dient das Pech als eine nachgiebige Unterlage, welche doch hinlänglich widersteht, um den Eindruck der Punzen auf die Stelle zu beschränken, wo sie das Metall berühren. 2) Eine Birnart, s. Pomologie. (*Karmarsch.*)

PECHLARN, insgemein Pöchlarn. 1) Groß-, auch Stadt-P., ein kleines, aber sehr altes Städtchen im V. O. W. W. des Erzherzogthums Österreich unter der Ens, unterhalb der Einmündung der Erlapp, am rechten Donauufer in ebener Lage zur gleichnamigen Herrschaft gehörig, mit 52 Häusern und 383 teutschen Einwohnern, welche nur die gewöhnlichen Stadtgewerbe neben einigem Feldbaue treiben, einem Schlosse, einer Vorstadt, einem eigenen Magistrate, einer katholischen zum Bisthume St. Pölten gehörigen Pfarre, einer katholischen Kirche und einer Schule. Sie ist der Hauptort der dem Freiherrn von Borsch gehörigen Herrschaft gleiches Namens, und wird für das im Itinerarium Antonini und in der Notitia Imperii Occid. erwähnte römische Arelape oder Aralapidea, wo sich wegen der Breite der Donau ein Theil der römischen Donauflotille zum Schutze der Reichsmarken gegen die Einfälle der Germanen stets aufgehalten haben soll, insgemein angenommen und auch sein Name von dem römischen Worte praeclara, welchen Beinamen die Römer ihr beilegten und der auch noch im 10. Jahrh. angetroffen wird, abgeleitet. Der Ort scheint auch in viel spätern Zeiten noch von größerer Wichtigkeit gewesen zu sein, da es auch im Nibelungenliede eine Rolle spielt, in dem der Held Rüdiger von Bechelarn als einer der Helden jenes bedeutungsvollen Sagenkreises auftritt. Noch immer zeigt man in diesem Orte zwei alte Bastionen als Überreste seiner vormaligen Befestigungen. 2) Klein- oder Alt-P., ein zur Herrschaft Schloß-Pechlarn gehöriger Markt, im V. O. M. B. Niederösterreichs, am linken Ufer der Donau, dem Städtchen Groß-P. gegenüber am Fuße eines Berges gelegen, mit 82 Häusern, 496 teutschen Einwohnern, unter denen sich ein Schiffmeister befindet, der Holz und Waaren verfährt, einer eigenen katholischen Pfarre, welche auch zum Bisthume St. Pölten gehört, einer katholischen Kirche, einer Schule und einigem Weinbaue, zu welchem die dem Markte benachbarten Bergabhänge benutzt werden. In dem hinter dem Orte sich vertiefenden Thale (Graben) wird viel und guter Thon gefunden, und in bedeutender Menge zu

e verführt. Die Gegend beider Orte ist übrigens ohne Reiz. (*G. F. Schreiner.*)

PECHLEINEN, PECHLINNEN, eine Art grober einwand (Wachsleinwand). (*Karmarsch.*)

PECHLER, eine provinzielle Benennung des Pechners und Pechscharrers (s. d. Art.) (*Karmarsch.*)

PECHLICHTE, die aus dem schlechtesten braunen sogenanntem Pech (s. d. Art.), verfertigten Lichte. (*Karmarsch.*)

PECHLIN (Johann Nicolaus), wurde 1646 zu Leyeboren, woselbst er auch besonders unter Drelincourt in studirte und 1667 die Würde eines Doctors der in erhielt. Nachdem er von einer größern wissenichen Reise, die sich bis nach Italien erstreckte, wo er sich längere Zeit aufhielt, zurückgekehrt war, er 1673 als Professor der Medicin nach Kiel be wo er mit großem Beifall lehrte und sich beson auch mit anatomischen Untersuchungen beschäftigte, wir manche nicht unwichtige Entdeckungen verdan So bestimmte er die Lage des Herzens genauer, kte die querlaufenden Muskelfasern im Hohlvenen behauptete, daß die Diastole des Herzens keine wahre affung, sondern ebenso gut Folge einer activen Thä des Herzens sei, wie die Systole; machte wieder ie Darmdrüsen aufmerksam und trat unter dem Na Janus Leonicenus Veronensis besonders gegen nsichten von Fr. de le Boë Sylvius und Regner de f auf, indem er nicht nur den unmittelbaren Über der Galle aus der Leber in das Duodenum nachwies, n auch die Meinung von der Säure des pankrea Saftes und seinem Aufbrausen mit der Galle wi te. Nur der gänzliche Mangel an Einsicht der un annten Schrift selbst und bloßes oberflächliches Ur nach dem Titel kann Choulant (Tafeln zur Gesch. ledicin, S. 50) verleitet haben, sie unter die Schrif welche die „Medicin in Bezug auf ältere Mytholo betrachten, zu setzen. Die Untersuchung einer Ne che gab ihm Gelegenheit, seine Ansichten über die ehung der schwarzen Hautfarbe in einem geschätzten e bekannt zu machen. Am 11. April 1678 nahm ie Academia naturae curiosorum unter dem Na Telamon I. zu ihrem Mitgliede auf; dasselbe that die königliche Societät zu London. Nicht gering wohl verdient war sein Ruf als Praktiker. Bereits hatte ihn der Herzog von Holstein-Gottorp zu sei Rath und Leibarzt ernannt, in welcher Eigenschaft iesen auch im J. 1698 nach Schweden begleitete. kehrte er 1701 nach Kiel zurück, verließ die rt aber 1704 wieder, um sich abermals nach Stock zu begeben, wo er 1706 starb. Von seiner classi Bildung zeugen seine sämmtlichen Schriften: Dis tio inaugural. de apoplexia. (Leydae 1667. 4.) citatio nova de purgantium medicamentorum ltatibus. (Leydae 1672. Amstelodam. 1702. *Jani iceni Veronensis* metamorphosis Aesculapii et linis pancreatici. (Gratianopoli 1672. 12., Amdam. 1673. 8.) Programma funerale de vita *Petri Musaei.* (Kiel 1674. 4.) Progr. anatomiae cadaveris feminae Aethiopicae praemissum. (Kilon. 1675. Fol.) De aeris et alimenti defectu ac vita sub aquis meditatio (Kilon. 1676). Exercitatio anatomico-medica de fabrica et usu cordis (Kilon. 1676). De habitu et colore Aethiopum (Kilon. 1677). De epilepsia et remediis contra illam. (Kilon. 1678. 4.) Historia vulneris thoracici cum commentario ad eam disp. (Kilon. 1682. 4.) Theophilus Bibaculus s. de potu herbae theae dialogus (Kilon. 1684. 4. Paris 1685. 12.). Consultatio desultoria de optima christianorum secta et vitis pontificorum (Padua [Amstelodam.] 1688. Hamburg. 1709). *Pasquini* historia orbis ad annum 1688; accedit prosopographia praecipuorum Europae statuum in anni 1689 initio. s. l. 1689. 4. Observationum physico-medicarum libri tres. Acced. Ephemeris vulneris thoracici. (Hamb. 1691. 4.) Venus transmarina, lusus epithalamicus in nuptias Friderici ducis Gottorpiensis. (Stockholm 1698. Fol.) *Venantii Pacati* solitudo, seu querela de tempore (Hamb. 1704). Opuscula selecta (Hamb. 1709). Außerdem finden sich mehre Beobachtungen in den Miscell. acad. naturae curiosor. Die beabsichtigte Herausgabe von Bemerkungen, Beobachtungen ꝛc. aus der Medicin und Physik unter dem Titel Noctes Suecicae kam nicht zu Stande. (Vergl. *Scheffelius* Epistolae ad Schelhamerum. p. 324.) (*J. Rosenbaum.*)

Pechlinnen, s. Pechleinen.

PECHLIWAN heißen eine Art von Gladiatoren, Ring- oder Faustkämpfer, welche von dem römischen auf den türkischen Kaiserhof übergegangen sind. Sie werden auf kaiserliche Kosten unterhalten und unterrichtet, und dienen zur Verherrlichung der kaiserlichen Feste. (*Fischer.*)

PECHLÖFFEL heißt der große eiserne Löffel, in welchem die Böttcher das zum Auspichen der Fässer erforderliche Pech schmelzen. Eines ähnlichen Löffels bedient man sich beim Kalfatern der Schiffe, um damit das geschmolzene Pech auf die Fugen des Holzwerks zu gießen. (*Karmarsch.*)

PECHMÉJA (Jean), geb. zu Ville Franche 1741, gest. zu Saint-Germain en Laie den 7. Mai 1785, war zuerst Lehrer der Beredsamkeit in La Flèche, kam dann nach Paris, versuchte es hier zunächst mit einer Präceptorstelle, trat 1773, wo die französische Akademie eine Lobrede auf Colbert als Preisaufgabe gestellt hatte, als Preisbewerber auf, und erhielt, während Necker, der geeigneter war, einen Finanzminister zu würdigen, den ersten Preis bekam, dafür das zweite Accessit, womit einem Aufsatze, der am Ende zu seiner Empfehlung nur eine Eleganz des Styls und einige aus dem Umgange mit den Ökonomisten geschöpfte Gedanken aufweisen konnte, hinreichende Anerkenntniß zu Theil wurde. Er kam aber dadurch auch mit Necker in Verbindung, zu dessen Ansichten er sich nun bekannte. Was jedoch allein ihn hier einer Erwähnung werth macht, was bei seiner Erscheinung mit ungemeinem Beifalle begrüßt, sehr bald aber vergessen wurde, ist sein moralischer Roman Télèphe, der aus zwölf Büchern bestand, erschienen 1784, den einige übertriebene Lobredner

damals sogar mit Télémaque in Parallele zu stellen wagten. Eine, bei allem Ernst, sehr anziehende Persönlichkeit, das Talent einer sehr pikanten und witzigen Conversation, was ihn in den Kreisen der vornehmen Welt sehr recherchirt machte, hat zu diesem vorübergehenden Glück seines Telephe beigetragen. Es sind oft seine eigenen Erlebnisse und Verhältnisse, die er darin schildert, wie denn bei einem der ansprechendsten Gemälde desselben, dem der Freundschaft, ihm seine eigne seltene Freundschaft zu dem Arzte Dubreuil vorgeschwebt hat, mit dem er bis an seinen Tod aufs Innigste verbunden war, dem er auch 20 Tage, nachdem er gestorben war, in den Tod folgte. (Biogr. univ.) (*H.*)

PECHMÜTZE, PECHHAUBE, ein haubenförmiges Pechpflaster, welches zur Ausrottung des Grindes auf den kahlgeschorenen Kopf gelegt und dann wieder abgerissen wird, wobei es die kurzen Haare sammt den Wurzeln mitnimmt. (*Karmarsch.*)

Pechnelke, s. Lychnis Viscaria.

PECHÖL (Kienöl, Krummholzöl, oleum pini, oleum templinum), ist das dem Terpenthinöl sehr nahe verwandte, ätherische Öl, welches durch Destillation des weißen oder gelben Theers erhalten wird. Der Rückstand von dieser Destillation ist gelbes Pech (s. d. Art.). Außerdem versteht man unter Pechöl dasjenige brenzliche Öl (Brandöl), welches in die Vorlage übergeht, wenn man Pech in einer Retorte oder einem Destillirapparate erhitzt. (*Karmarsch.*)

PECHOFEN (oder Theerofen), ein Ofen zur Bereitung des Theers durch trockene Destillation (sogenanntes Schwelen) harzreichen Holzes. So, wie er in Teutschland gewöhnlich vorkommt, hat er folgende Einrichtung: Er ist von Ziegeln gemauert, cylindrisch, oben zugewölbt, unten nach der Gestalt eines flachen Trichters zusammengezogen, und im Mittelpunkte des Bodens mit einer Öffnung und einem Theerabflußrohre versehen. Dieses Rohr führt schräg nach einem Troge, in welchem sich der Theer ansammelt. Oben, mitten auf dem Gewölbe (der Kappe), befindet sich das Setzloch zum Einfüllen der Kienstöcke (Wurzelstöcke von Kiefern), welche das gewöhnlichste Material zum Theerschwelen sind; unten, seitwärts das Kohlenloch, zum Herausnehmen der Kohlen, welche das Holz nach vollendetem Schwelen hinterläßt. Beide Öffnungen bleiben dicht verschlossen, während der Ofen geheizt und im Gange ist. In einiger Entfernung umgibt ein zweites cylindrisches Gemäuer (der Mantel) concentrisch den eigentlichen Ofen. Der Mantel schließt sich oben ringsum gewölbartig an die Kappe, und ist hier mit einigen Zuglöchern versehen; unten besitzt er eine dem Kohlenloche des Ofens gegenüberstehende Öffnung (damit man bequem an das Kohlenloch gelangen kann), und außerdem ein Paar Schürlöcher zur Unterhaltung des Feuers, welches in dem Raume zwischen dem Ofen und dem Mantel angemacht wird. Indem unter diesen Umständen das harzreiche Holz im Innern des Ofens der Hitze ohne Luftzutritt ausgesetzt ist, erleidet es nach und nach die Veränderung und chemische Zersetzung, welche überhaupt das Wesentliche des Holzverkohlungsprocesses ausmacht, nur daß im gegenwärtigen Falle vorzugsweise viel Theer (Gemisch von Brandharz und Brandöl) entsteht, weil das Harz hieran weit ergiebiger ist, als die eigentliche Holzsubstanz. Zuerst fließt ein gelbes saures Wasser (Theergalle, bestehend aus Wasser, Essigsäure und einer geringen Menge hellgelben Theers) durch die Röhre am Boden des Ofens ab; später wird allmälig die Menge des Theers größer, seine Consistenz dicker, seine Farbe dunkler, bis ins Schwarze. Wenn nichts mehr kommt, ist die Operation beendigt; man läßt das Feuer ausgehen, den Ofen abkühlen, und nimmt endlich die Kohlen durch das nun aufgebrochene Kohlenloch heraus. Über die Bereitung des Pechs aus dem Theer sehe man den Art. Pech. In Schweden und einigen andern Ländern wird der Theer häufig nicht in Öfen, sondern in Erdgruben bereitet (s. Pechgrube). (*Karmarsch.*)

Pechopal, s. Opal.

PECHPFANNE, ein eisernes, pfannenförmiges Gefäß, worin man Pech anzündet, um im Freien große Plätze, Straßen u. dgl. hell zu beleuchten. Auch der Pechlöffel der Böttticher führt öfters diesen Namen (s. d. Art. Pechlöffel). (*Karmarsch.*)

Pechpflaster, s. Pech (medicinischer Gebrauch desselben).

Pechporphyr, s. Porphyr.

PECHRINNE, die Stelle an einem harzigen Baume, wo Pech ausfließt, in Folge einer zufälligen oder absichtlich zu diesem Behufe gemachten Verletzung (s. Pechscharrer). (*Karmarsch.*)

PECHSCHARRE, das Messer der Pechhauer (s. Pechscharrer). (*Karmarsch.*)

PECHSCHARRER (Harzscharrer, Pechler, Pechhauer), heißen die Leute, welche in den Nadelwäldern das Harz von den Bäumen sammeln. Die dazu ausgewählten Stämme von Föhren, Fichten und Tannen werden mittels eines Messers (Pechscharre) an gewissen Stellen von der Rinde entblößt, wo dann der Harzsaft in größerer Menge ausfließt, durch die Einwirkung der Luft sich verdichtet und mit dem Messer aus den Vertiefungen abgelöset wird. (*Karmarsch.*)

PECHSCHWARZ, ist die Bezeichnung einer ins Braune ziehenden schwarzen Farbe, wie jene des schwarzen Pechs; wird aber, uneigentlich, sehr oft für gleichbedeutend mit tief schwarz genommen. (*Karmarsch.*)

PECHSIEDEREI, die Bereitung des Pechs (s. Pech und Pechhütte). (*Karmarsch.*)

PECHSORTEN. Das bei der Ausschmelzung des Fichtenharzes erhaltene Pech kann je nach seiner Abstammung, Bereitung oder sonstigen Behandlung mit verschiedenen physikalischen und chemischen Eigenschaften begabt, erhalten werden, wie schon bei der Pechbereitung angegeben worden ist. Das schwarze Pech ist der Rückstand von der Destillation des Pechöles und wird gewöhnlich durch bloßes Eindampfen des Theers in eisernen Kesseln, bis die Masse beim Erkalten hart wird, gewonnen; es besteht aus Brandharz mit mehr oder minder Fichtenharz, ist bei 33° weich und knetbar, bei 100° schmelzbar und löst sich in Alkohol, in reinen und kohlensauren Alkalien

Es dient zum Kalfatern der Schiffe und Theeren Tauwerkes, wozu es aber noch mit Harz vermischt ; die Schuhmacher bedienen sich desselben zur Dar- ng des Drahtes aus Hanffäden. (*Döbereiner.*)

PECHSTEIN. Der Pechstein bildet theils ein im ßen als Gebirgsmasse derb vorkommendes Mineral, füllt er Spalten in andern Gebirgsmassen aus, und te ein durch erhöhte Temperatur umgewandeltes aus iese emporgestiegenes Feldspathgestein sein. Er kommt grünen, braunen, rothen, gelben, grauen und schwar- gewöhnlich schmuzigen Farben, mit wenig Glanz, rbig oder auch gewolkt und gefleckt vor, hat einen oder minder vollkommen muscheligen, bisweilen split- n Bruch, ist an den Kanten durchscheinend, etwas ger hart als Feldspath, und sein specifisches Gewicht gt 2,1 bis 2,3. Man bemerkt oft bei ihm Anlage ner grobkörnigen oder auch schaligen Ablösung, erstere dann in eine klein und oolithisch rundkörnige Abson- ng über (Perlstein), die wieder aus concentrischen len besteht. Bisweilen liegen auch einzelne kleine ln mit splitterigem Bruche in der dichten Masse ein- chsen (Sphärulit). Vor dem Löthrohre schmilzt der stein mehr oder weniger leicht zu einem weißen Email. lt nach Klaproth: 73,00 Kieselerde, 14,50 Thonerde, Natrum, 1,00 Kalkerde, 1,00 Eisenoxyd, 0,10 Man- xyd, 8,50 Wasser. Andere Analysen geben statt des ums einen Kaligehalt und geringere Wassermengen.

Der Pechstein bildet nicht leicht weit verbreitete Mas- sondern nimmt in mehren Gebirgen kleinere Strecken und führt gewöhnlich Feldspath, Glimmer, auch wol rz oder Hornblende porphyrartig eingemengt bei sich. Perlstein schließt auch wol Obsidiankörner ein, und mitunter Blasenräume, theils hohl, theils mit zeo- rtigen Mineralien ausgefüllt. In vielen Gebirgen der Pechstein ganz, ausgezeichnet findet er sich in ßen (Meißen, Zwickau), Ungarn (Schemnitz, Tokay, vorzüglich der Perlstein), Schottland (Inseln Sky, l, Arran), Italien (euganeisches Gebirge bei Padua), rien, Merico. (*Germar.*)

Pechta, Peschta, s. Scharramongolei.

Pechtanne, s. Pinus Picea.

PECHTMALS, unter diesem Namen kommen eine türkischer Servietten in den Handel, durch deren halb nen und halb baumwollenen Grund sich seidene Strei- ziehen. Die Breite, Farbe und der Glanz dieser ifen gibt den Pechtmals ihren Werth. (*Fischer.*)

PECHTONNEN nennt man mit Pech angefüllte nen, um durch deren Anzündung zu Nachtzeit ein weit- sichtbares Zeichen zu geben. In manchen Gegenden nt man sich auch dieser Tonnen, um die sogenann- Johannisfeuer hervorzubringen. Junge Leute befesti- sie dann an eiserne Ketten und schwenken sie ange- et um die Köpfe, was oft einen höchst magischen t macht. (*Fischer.*)

PECHTORF, die beste, schwerste Gattung von Torf, he eine braunschwarze, zuweilen fast kohlenschwarze e besitzt, und ein dicht-erdiges, dem Harzigen sich rndes Gefüge besitzt. Der Pechtorf ist hart, ziemlich schwer zu zerbrechen, und so dicht, daß er beim Schnei- den mit dem Messer auf den Schnittflächen einen wachs- oder harzartigen Glanz annimmt. Spuren von organi- scher Textur (Überreste von Pflanzentheilen) bemerkt man darin wenig oder gar nicht, wodurch er sich von dem mehr faserigen braunen oder schwarzen Moortorfe, dem braunen, fast ganz aus einem Geflechte dünner Wurzeln bestehenden Wurzeltorfe, und dem graugelben, lockern, aus fast unveränderten moosartigen Pflanzen gebildeten Rasentorfe unterscheidet. Der Pechtorf ist nicht immer ganz leicht entzündlich, brennt aber mit starker, hellwei- ßer Flamme und gibt — nachdem diese aufgehört hat — eine lebhaft und lange fortglühende Kohle. (*Karmarsch.*)

PECHTROG, bei den Pechöfen die trogförmige Vorlage, in welche der Theer aus dem Ofen abfließt. (*Karmarsch.*)

Pechuran, s. Uran.

PECHURIMBOHNEN (grosse und kleine). Erst in der neuern Zeit ist die Abstammung dieser Bohnen, welche auch Pichurimbohnen, Muskatenbohnen genannt werden, mit Bestimmtheit nachgewiesen worden. Humboldt hielt den in Venezuela vorkommenden Baum, Ocotea Pichurim, Sprengel aber Tetranthera Pichu- rim für die Mutterpflanze. Martius überzeugte sich von der Unrichtigkeit dieser Angaben und daß die großen und kleinen Pechurimbohnen von zwei verschiedenen Bäumen kommen, die er Ocotea Puchury major und minor benannte, welche zerstreut in den Wäldern am Rio negro und Yupura wachsen. Die aromatischen Samen, oder eigentlich die von ihren Samenschalen entkleideten Sa- menlappen beider Bäume werden gesammelt und bei ge- lindem Feuer getrocknet; hierdurch geht zwar ein Theil des flüchtigen Öles verloren, jedoch wird dadurch der Gährung und Fäulniß derselben beim langsamen Trock- nen vorgebeugt. Die großen Pechurimbohnen sind von der Größe eines Hühnereies, aber länger und in die bei- den Samenlappen zerfallend, von denen jeder nach Außen conver und mit einer runzligen Haut von brauner Farbe bedeckt, nach Innen concav und glatt ist; sie sind unregel- mäßig der Länge nach, zum Theil netzartig, meistens zart gestreift, zuweilen auch gefurcht, hell kastanienbraun ge- färbt; im Innern sind sie hellgraubräunlich, mehr oder weniger ins Röthliche spielend, dicht und hart, doch leicht pulverisirbar und geben ein hellzimmtfarbenes, sich fettig anzufühlendes Pulver. Sie riechen stark und angenehm gewürzhaft, zwischen Muskaten und Sassafras, und schme- cken gewürzhaft ätherisch muskatennußartig. In den öf- ters sich vorfindenden Spalten bemerkt man kleine weiße, stark glänzende, der Benzoësäure ähnliche Krystalle, welche das Stearopten des Öles sind. Die kleinen Pechurim- bohnen sind wenigstens um ¼ kleiner, als die großen, von mehr rundlicher Form, und riechen sehr angenehm, dem peruvianischen Balsam ähnlich. Robes erhielt aus acht Unzen großen Pechurimbohnen vier Scrupel äther- ischen Öles, aus den kleinen, etwas weniger, aber $\frac{1}{10}$ fet- tes Öl, welches von Talgconsistenz war und den völligen Geruch der Bohnen hatte. Bonastre fand in 500 Thei- len der kleinen Bohnen 15 Theile ätherisches, aus Eläo-

pten und Stearopten bestehendes Öl, 50 Theile butterartiges, nicht flüchtiges Öl, 110 Theile Stearin, 15 Theile klebriges Harz, 40 Theile braune färbende Materie, 55 Theile Satzmehl, 60 Theile Gummi, 6 Theile Pflanzenschleim, 2 Theile Säure, 4 Theile unkrystallisirbaren Zucker, 7,5 Theile Salze, 100 Theile Pflanzenfaser, 30 Theile Feuchtigkeit und 5,5 Theile Verlust. Die Pechurimbohnen werden in Substanz, Pulverform und in Pillen gegeben, und zuweilen wie Muskatnüsse gebraucht. Es soll eine falsche Sorte vorkommen, die weit größer ist, als die echte, außen blässer, innen dunkler, härter, weit bitterer und weniger gewürzhaft ist. Pechurimkamphor, Pechurimstearopten, erhält man durch Auswaschen des Pechurimöles mit kaltem Alkohol und setzt sich auch von selbst aus dem Pechurimöl ab. Er stellt kleine, glänzende, glimmerartige Blättchen dar, ist fast geruchlos, schmeckt schwach aromatisch, ist flüchtig und löst sich nicht in kaltem, wol aber in heißem Alkohol und in Äther. Pechurimöl wird durch Destillation der zerkleinerten Pechurimbohnen mit Wasser erhalten. Es ist schmuzig weiß, bildet bei der gewöhnlichen Temperatur eine körnige und blättrige, butterartige Masse, riecht stark nach Lorbeeren und Sassafras, schmeckt scharf und bitter, ist leichter als Wasser, bräunt sich an der Luft oder bei Erhitzung, und löst sich in Alkohol und Äther. Pichurimrinde wird von denselben Bäumen abgeleitet, wie die Pichurimbohnen. Sie ist zimmtfarben, etwa linienbick, riecht angenehm stark nach Gewürznelken und Muskatnüssen, und schmeckt stark aromatisch, herb und bitterlich; sie gibt bei der Destillation mit Wasser ebenfalls ätherisches Öl, welches aber schwerer als Wasser ist. (*Döbereiner.*)

PECHWERG nennt man aufgetrennte Taue, die man durch Kochen von dem in ihnen befindlichen Werge befreit hat und dann beim Kalfatern der Schiffe, oder zum schnellen Verstopfen eines Leckes gebraucht. (*Fischer.*)

PECHYAGRA (pechagra), Ellenbogengicht, wird derjenige Krankheitszustand genannt, in welchem das Ellenbogengelenk den Sitz des gichtigen Krankheitsprocesses abgibt (s. Gicht). (*J. Rosenbaum.*)

PECHYS (*Πῆχυς*), die griechische Benennung für Elle, wird bei einigen neuern anatomischen Schriftstellern für Ellenbogen gebraucht. (*H.*)

PECK (Francis), geb. 1692 zu Stamford in Lincolnshire, gest. den 13. Aug. 1743, erhielt seine akademische Bildung im Dreieinigkeitscollegium von Cambridge, an welcher Universität er auch den Grad eines Magister Artium erhielt. Nachdem er die heiligen Weihen bekommen, wurde er Unterpfarrer (curate) von Kings-Clifton in Northamptonshire, später erhielt er die Pfarrstelle (rectory) von Godeby in Leicestershire. Seine zahlreichen Schriften bezogen sich alle auf die Alterthümer und Geschichte seines Vaterlandes, es fehlt ihnen nicht an Gelehrsamkeit, aber etwas an gesundem Urtheil, wie er denn selbst an das Erscheinen von guten und bösen Geistern glaubte. Wir erwähnen von seinen Schriften: 1) Academia tertia Anglicana or the antiquarian annals of Stamford in Lincoln, Rutland and Northamptonshires (1727. Fol., mit 41 Kupfertafeln). 2) Desiderata curiosa, eine Sammlung von seltenen, zum großen Theil unedirten, auf die Geschichte von England sich beziehenden Urkunden, Briefen, Aufsätzen, Testamenten, Epitaphien (1732 und 1735. 2 Bde. Fol.). Da davon nur 250 Exemplare abgezogen worden waren, das Werk also selten und theuer war, besorgte der Buchhändler Thomas Evans eine neue Ausgabe davon, 1779. in einem Bande 4. 3) A complete catalogue of all the discourses written both for and against Popery in the time of king James II. (1735. 4.). 4) Memoirs of the life and actions of Oliver Cromwell as delivered in three panegyrics of him written in the Latin Language with a collection of divers curious historical pieces relating to Oliver Cromwell etc. (1740. 4.). 5) New Memoirs of the life and poetical Works of Mr. John Milton; mit kritischen Noten über verschiedene Stellen Milton's und Shakspeare's; diese Noten sind recht brauchbar. Außerdem befinden sich seit 1779 im britischen Museum manche von ihm handschriftlich hinterlassene Werke, die zunächst in den Besitz von Sir Thomas Cove gekommen waren. Von diesen verdienen hervorgehoben zu werden: 1) Seine Materialien zu der Naturgeschichte und den Alterthümern von Leicestershire und Rutland. 2) Monasticon Anglicanum, supplementis novis adauctum, ganz zum Druck fertig (4 Bde. 4.). Es finden sich hier besonders interessante Materialien für die Geschichte des Prämonstratenserordens in England (Biogr. univ. und Encycl. Britann.). (*H.*)

PECK, der Name eines englischen Hohlmaßes für Getreide und andere trockene Waaren, welches das Doppelte des Gallons und den vierten Theil des Bushels beträgt. Der Peck enthält 457,94 altfranzösische oder 554,56 englische Kubikzoll, und ist = 0,16528 berliner Scheffel, 0,08455 dresdener Scheffel, 0,09084 Hektoliter, 0,24511 bairische Metzen, 0,04356 russische Tschetwert, 0,14771 wiener Metzen. (*Karmarsch.*)

PECKA, PETZKA und PETZKAU, 1) ein gräflich von Trautmannsdorfsches Allodialgut im westlichen Theile des bidczower Kreises des Königreichs Böhmen, zu welchem, außer dem gleichnamigen Markte, noch zehn Dörfer gehören; es ist gegenwärtig mit den Dominien Radim, Chotetsch und Sobschitz unter eine Administration vereinigt. 2) Ein unterthäniger Marktflecken des gleichnamigen Gutes, am Bache Zlátnitz gelegen, mit 192 Häusern, 1265 teutschen Einwohnern, die sich sämmtlich zur katholischen Kirche bekennen, einem Stadtgerichte, einer eignen katholischen Pfarre (gitziner Dekanat des Bisthums Königgrätz), einer dem h. Bartholomäus geweihten katholischen Kirche und einer Schule. (*G. F. Schreiner.*)

Peckaba, s. Walli.

PECKAOTHEE, oder PECCOTHEE, eine feine Gattung des schwarzen Thees, die wieder in mehren Sorten von verschiedener Güte vorkommt (s. Thee). (*Karmarsch.*)

PECKAU, oder PEGGAU, früher auch PECKACH, ein Marktflecken in Steiermark, grätzer Kreises, liegt ober-

Grätz, am linken Ufer der Mur, in einem pittores-
on Bergen und Felswänden begrenzten Kessel, dem
Feistritz grade gegenüber, und hat 400 Einwoh-
Dabei liegt auf einem Berge das alte Schloß Pe-
eine sehenswerthe Ruine, im 11. und 12. Jahrh.
er Familie gleiches Namens bewohnt. In noch
r Zeit hat ein älteres Schloß höher auf dem Ber-
egen, von dem aber nur noch wenige Spuren zu
en sind. In der Nähe von Peckau sind viele Ei-
mer und Bleigruben. (*A. Keber.*)

ECKELSHEIM, Stadt in der preußischen Pro-
Westfalen, Regierungsbezirks Minden, Kreises War-
liegt in einer bergigen Gegend an einem Bache,
in das rechte Ufer der Nethe, eines Nebenflusses
eser, ergießt. Sie hat 172 Häuser und 1300
, welche Getreide und Viehhandel treiben. Ein
derselben sind Juden, die übrigen fast alle Katho-
Zu bemerken ist außer der jüdischen Synagoge und
holischen Kirche noch ein Armenhaus. (*Keber.*)

ECKET (William), ein berühmter englischer Glas-
geb. zu York in der zweiten Hälfte des 18. Jahr-
ts. Im New College zu Oxford malte er die Pa-
n und Propheten in 24 Figuren, jede unter einem
verzierten Thronhimmel; obgleich hierin die Zeich-
von geringerm Werth ist, so ist das Colorit desto
zu rühmen und die Klarheit und der Glanz der
sind trefflich. Ein anderes großes Werk seiner
alerei, von 140 Zoll Höhe, ist in dem Trinity-Col-
u Cambridge nach einer Composition von Cipriani
führt; es ist diejenige Allegorie, wo Minerva Ba-
nd Newton zu dem Thron König Georg's III.
Für diese Arbeit soll der Künstler 500 Pf. St.
n haben. (*Frenzel.*)

ECKHAM, Dorf in dem englischen Hundred von
n, Grafschaft Surrey, liegt, zum Kirchspiel Cam-
gehörig, an der Straße von London nach Green-
nd ist 4½ engl. Meilen von der St. Paulskirche
tern Stadt entfernt. Zur Zeit Wilhelm's des Er-
gehörte das Dorf dessen Halbbruder, dem Bi-
Odo von Bajeux. Späterhin scheint der Ort in
Rittergüter verwandelt worden zu sein, welche nach
Besitzern die Namen Bredinghurst und Basynges
m. Jetzt haben die Anabaptisten und Presbyte-
Versammlungshäuser zu Peckham und jährlich wird
n großer Schaumarkt, wie dies am Bartholomäus-
n Londons Smithfields der Fall ist, abgehalten und
esucht. (*G. M. S. Fischer.*)

ecking, s. Peking.

ECOLAT (Johannes), ein Genfer von vorneh-
Geschlechte, welcher in den Kämpfen bekannt ge-
n ist, die im Anfange des 16. Jahrhunderts zwi-
der Stadt Genf und ihrem Bischofe, Johann von
en, stattfanden. Dieser Bischof war der Sohn
n Ludwig's, Bischofs von Genf, aus dem savoyi-
Hause, und einer gemeinen Dirne von Angers.
ar am savoyischen Hofe erzogen und 1513 durch
Einfluß des Herzogs zur Bischofswürde von Genf
t. Er trat hierauf seine weltlichen Rechte über
Genf an den Herzog ab, und Papst Julius II. bestätigte die Abtretung. Obgleich die Cardinäle sich dieser Veräußerung widersetzten, so suchten der Herzog und der Bischof doch durch Gewaltthätigkeiten aller Art die Stadt unter das savoyische Joch zu bringen. Ohne die Hilfe, zuerst von Freiburg und dann von Bern, hätte Genf diesem Schicksal schwerlich entgehen können; am Ende aber schwang sie sich durch diese Kämpfe unter außerordentlichen Anstrengungen und Aufopferungen zu völliger Freiheit empor. Einer derjenigen Männer, welche solche Gewaltthätigkeiten von Seiten des Bischofs erduldeten, aber durch ihr Beispiel die Kraft und den Muth der Bürger belebten, war Pecolat, der sich 1515 seinen Haß durch Anwendung der Worte: Non videbit dies Petri, die man von den Päpsten gebrauchte, auf den Bischof und durch die darin liegende Anspielung auf dessen venerische Krankheit, zugezogen hatte. Bei Spon (Histoire de Genève, Tom. 1. p. 123 sq.) findet man eine ausführliche Erzählung, wie Pecolat, einer Verschwörung gegen das Leben des Bischofs angeklagt, auf Befehl des Bischofs fürchterlich gefoltert wurde, sich dann ein Stück von der Zunge abschnitt, um nicht wider sich selbst zu zeugen, zuletzt dann aber noch gerettet wurde. (*Escher.*)

PECORA nannte Linné die fünfte Ordnung der Säugethiere, welche die Gattungen Camelus, Moschus, Cervus, Capra, Ovis, Bos enthält, und jetzt, nach ihrem physiologischen Charakter, gewöhnlich Ruminantia (Wiederkäuer) heißt, unter welchem Artikel ihrer ausführlicher gedacht werden soll. (*Burmeister.*)

PECQ (le), Flecken im franz. Departement der Seine und Oise (Isle de France), Canton St. Germain en Laye, Bezirk Versailles, liegt, 2½ Lieues von dieser Stadt entfernt, am Fuße des St. Germainergebirges und am linken Ufer der Seine, über welche hier eine hölzerne Brücke führt, und hat eine Succursalkirche, einen bequemen und besuchten Hafen und 1126 Einw., welche Fabriken für Bleiweiß, Leim und Kartoffelmehl unterhalten. Die hier befindliche Mineralquelle ist eisenhaltig. (Nach Expilly und Barbichon.) (*Fischer.*)

PECQUENCOURT, Flecken im franz. Norddepartement (Flandern), Canton Marchienne, Bezirk Douai, liegt, 2½ Lieues von dieser Stadt entfernt, auf dem rechten Sartheufer und hat eine Succursalkirche, 200 Häuser und 1304 Einw., welche Lederfabriken unterhalten. (Nach Expilly und Barbichon.) (*Fischer.*)

PECQUET (Jean), ein berühmter Anatom, wurde zu Dieppe um das Jahr 1622 geboren. Nach erlangter Schulbildung in seiner Vaterstadt begab er sich nach Montpellier, um sich dort dem Studium der Medicin zu widmen. Mit großem Eifer beschäftigte er sich mit anatomischen Untersuchungen und bereits 1647 entdeckte er bei der Section eines Hundes den gemeinschaftlichen Stamm der Milchgefäße und Saugadern, welcher nach ihm Receptaculum Pecquetianum genannt ward. Indem er seine Entdeckung weiter verfolgte, zeigte er deutlich, daß die Lymph- und Chylusgefäße keineswegs, wie man bisher, auf die Angaben der Alten, besonders Galen's, gestützt, annahm, zu der Leber gingen, mithin dieses Organ

auch nicht das blutbereitende sein könne. Der von Harvey entdeckte Kreislauf erhielt dadurch eine größere Gewißheit und Klarheit, daher denn auch die Gegner desselben, besonders Riolan und Car. le Noble, auf jede Weise die Richtigkeit der Pecquet'schen Entdeckung zu bekämpfen suchten, wobei ihnen freilich die falsche Ansicht Pecquet's, daß chylusführende Gefäße zu den Nebennieren gehen und dadurch der schnelle Übergang des Getränks zu den Nieren erklärt werden müsse, einigen Vorschub leistete. Außerdem zeigte Pecquet, daß die Ursache des Forttriebes des Blutes in der Zusammenziehung der Arterien liege und lehrte durch Unterbindung der Pfortader und der Lungenvene die wahre Bewegung des Blutes in diesen Gefäßen. Späterhin bekämpfte er Mariotte's Ansicht von der Entbehrlichkeit der Netzhaut zum Sehen, zeigte, daß dieselbe wahre Fortsetzung des Nervenmarkes sei, die Choroidea dagegen nur Zweige des dritten Gehirnnervenpaares erhalte. Anfangs war Pecquet, nach Vollendung seiner Studien, nach seiner Vaterstadt Dieppe zurückgekehrt, wandte sich aber bald nachher nach Paris und setzte daselbst theils seine anatomischen Studien fort, theils beschäftigte er sich, und zwar nicht ohne Glück, mit der Praxis, sodaß er selbst Freund und Leibarzt des Ministers Fouquet ward, welcher sich von ihm in der Physiologie und Physik unterrichten ließ. (Lettres de Madame de Sévigné, du 19. Dcbr. 1664.) Im J. 1666 nahm ihn die Académie des Sciences zu ihrem Mitgliede auf. Unglücklicher Weise überließ er sich dem übermäßigen Genuß spirituöser Getränke, die er selbst in den letzten Jahren seiner Thätigkeit allen seinen Kranken als ein Universalmittel empfahl, und starb, nachdem er kurz vorher von einer erlittenen Schenkelfractur in Folge eines Sturzes vom Pferde bei seinen Krankenbesuchen (denn damals war es Sitte der Ärzte, ihre Krankenbesuche zu Pferde zu machen), geheilt war, im Febr. des Jahres 1674. Seine Schriften, welche die von ihm gemachten Entdeckungen enthalten, sind: Experimenta nova anatomica, quibus incognitum hactenus chyli receptaculum et ab eo per thoracem in ramos usque subclavios vasa lactea deteguntur. Ejusdem dissertatio anatomica de circulatione sanguinis et chyli motu (Paris 1651. 12. Harderovic. 1651. 12.). Editio altera, cui accessit dissertatio de thoracicis lacteis, in qua Jo. Riolani responsio ad eadem experimenta nova anatomica refutatur et inventis recentibus, canalis Virsungici demonstratur usus, et lacteum ad mammas a receptaculo iter indagatur. Sequuntur gratulatoriae clariss. virorum (Pet. de Meroenne, Jac. Mentel et Adr. Auzot), quibus et adjungitur brevis destructio seu litura responsionis Riolani, ad ejusdem Pecqueti experimenta per *Hyginum Thalassium* (Paris 1654. 4. Amsterdam 1661 1700. 12.). Auch abgedruckt in *S. Hemsterhuys*, Messis aurea (Lugd. Bat. 1654. 12.), *Mangeti*, Bibliotheca anatomica (Genev. 1685. Fol.), sowie in mehren Ausgaben von *Th. Bartholini*, Anatomia reformata. Lettre de Mr. Pecquet à Mr. de Carcavi, touchant une nouvelle découverte de la communication du canal thoracique avec la veine émulgente, im Journal des Savans 1668. Lettre de Mr. Pecquet sur la nouvelle découverte touchant la vue, im Journal des Savans 1668. (*J. Rosenbaum.*)

Pecquingy, s. Pequingy.

PECS oder Fünfkirchen, königliche Freistadt in Niederungarn, Kreises jenseit der Donau, baranyer Comitats, liegt in einer reizenden Gegend an dem Flüßchen Pecs am Abhange des Berges Mecsek, neben welchem es sich in fast nur einer einzigen, 1¼ Stunde langen Straße ausdehnt. Es ist Hauptort und Sitz der Verwaltung des genannten Comitats, ferner eines Bischofs, der unter das Erzbisthum Gran gehört und das Recht hat, das erzbischöfliche Pallium zu tragen, und eines Domcapitels; es hat ferner ein Gymnasium der Cisterciensер, eine katholische Primärschule, ein bischöfliches Seminar, ein Ursulinerinnenkloster, mit dem eine Mädchenschule verbunden, ein Militair-Knabenerziehungshaus und ein Kloster und Spital der barmherzigen Brüder; früher auch eine Universität, welche 1367 Ludwig d. Gr. gegründet hatte. Statt der frühern fünf Kirchen sind jetzt sieben, und zwar katholische, ungerechnet einige Kapellen. Darunter zeichnen sich aus: die Kathedrale des h. Peter und Paul, eine der ältesten und wol die größte in Ungarn, 1009 von Stephan dem Heiligen gegründet und von Peter I., der darin begraben liegt, erweitert, mit 18 Altären, vier Chören, drei Orgeln und drei Kanzeln, von welchen an Kirchweihfesten zu gleicher Zeit gepredigt wird, und die prächtige ehemalige Jesuiterkirche, eine Rotunde mit einem kunstvollen Gewölbe ohne Pfeiler. Auch die bischöfliche Residenz ist ein ausgezeichnetes Gebäude; darin befindet sich eine beträchtliche Bibliothek und Münzsammlung. Die Einwohner, deren Zahl sich auf 12,000 beläuft, sind Ungarn, Teutsche, Kroaten und Raizen. Sie betreiben ansehnliche Fabriken, unter denen die Gärbereien, besonders wegen der Verfertigung des Bocskor, in Ungarn berühmt sind, und demnächst die Tuch- und Flanellfabriken. Wichtig ist auch der Wein-, Obst-, Safran- und Tabaksbau, die Viehzucht und die Steinkohlengruben, die zugleich einen bedeutenden Handelsgegenstand bilden. Pecs ist eine der ältesten Städte Ungarns. Im J. 1543 wurde es von Sultan Soliman erobert und blieb bis 1686 unter türkischer Herrschaft, an welche noch einige Moscheen und Bäder erinnern; 1780 wurde es zu einer königlichen Freistadt erhoben.

Drei Stunden nordwestlich von Pecs ist bei dem Dorfe Abaligeth die berühmte abaligether Höhle. Sie besteht aus einer Vorhalle von 120, und der eigentlichen Höhle von nahe an 3000 Fuß Länge, beide durch Tropfsteingebilde ausgezeichnet. Ein Bach, der aus einer Spalte im Fußboden der Vorhalle entspringt, durchfließt die ganze Höhle und stürzt sich im Hintergrunde derselben in einen Abgrund. Die Höhle scheint früher, vielleicht als Zufluchtsort, eine Zeit lang bewohnt gewesen zu sein. (*A. Keber.*)

PECSENED, auch PETSENYED, slaw. Piacwa, teutsch Pötsching, eine dem Fürsten Eszterhazy gehörige Herrschaft und ein dazu gehöriges Dorf im oberen ödenburger Gerichtsstuhle des ödenburger Comitats, im Kreise

er Donau Niederungarns, an der von Ödenburg
iener-Neustadt führenden Straße gelegen, mit 180
, 1308 teutschen und kroatischen Einwohnern,
Weinbau treiben und sämmtlich zur katholischen
ehören, einer eignen katholischen Pfarre des raa-
thums, einer katholischen Kirche, einer Schule und
Sauerbrunnen. Die Nähe der österreichischen
gibt zu einem ziemlich starken Schleichhandel viel-
Veranlassung. (*G. F. Schreiner.*)

eska, s. Peczka.

CSÖLY. 1) Nagy-P., Groß-P., ein dem kö-
ngarischen Seminariumfonds gehöriges Dorf, im
r Gerichtsstuhle der szalader Gespanschaft, im
nseit der Donau Niederungarns, in mittelgebirgi-
end gelegen, nach Vaszol eingepfarrt, mit 74
, 572 ungarischen Einwohnern, von denen 488
mirten, und 79 zur katholischen Kirche sich be-
fünf aber Juden sind, einer eignen Pfarre der
ch helvetischen Confession, einer katholischen Fi-
und einem Bethause der Reformirten; das Dorf
cht fern von der Grenze des veszprimer Comi-
) Nemes-P., ein dem hochw. veszprimer Dom-
ehöriges, aber auch einigen andern adeligen Fa-
ienstbares Dorf, in der Nähe des vorigen in wal-
egend gelegen und mit ihm fast zusammenhän-
it 56 Häusern, 427 Einwohnern, die auch bis
Katholiken, sämmtlich Calvinisten sind, und einer
Gipfel eines sehr hohen Berges gelegenen ural-
loßruine. Die Gegend ist waldreich und dacht
wärts gegen den Plattensee ab. (*Schreiner.*)

CSVÁR, oder PECSVARAD, ein dem Stu-
s gehöriger Marktflecken in Niederungarn, Krei-
t der Donau, baranyer Comitats, liegt nordöst-
Pecs, und hat 2700 Einw. verschiedener Nation,
ten er sich in drei Theile sondert: Magyar P.,
gyarischen Einw. und einer katholischen Kirche,
P., mit teutschen Einw. und einer griechischen
und Racs P., mit raizischen Einwohnern. In
e ist ein altes Schloß, eine Papiermühle, und in
e Steinkohlengruben, Kalk- und Marmorbrüche
er Wein- und Obstbau. (*A. Keber.*)

CTEN, Muschelgattung aus der Abtheilung der
skeligen (Monomyia), deren schon die ältesten
scher gedenken, und die von allen neueren ein-
für eine solche Gruppe gehalten wird. Nichts-
iger hatte sie Linné mit seiner großen Gattung
verbunden. Bruguière scheint der erste Conchy-
nach Linné gewesen zu sein, welcher in der En-
éth. sect. Vers. die aufgegebene Gattung wie-
führte, und ihm folgte zunächst Lamarck in dem
es anim. s. vertèbres. Während Beide die
he Seite der Gattung bearbeiteten und die zahl-
Arten derselben festzustellen bemüht waren, unter-
uerst Poli (Testacea utriusque Siciliae, Tom.
innern Bau des Thieres, das er Argus nannte,
ohnter Genauigkeit. Er zeigte, daß die Kamm-
In mit den Austern in dem ganz freien, an die
nicht angewachsenen Mantel übereinstimmen, sich
aber von ihnen durch den dickeren, mit zwei Reihen stär-
kerer Franzen besetzten Mantelrand unterscheiden. Eine
Eigenheit dieses Mantelrandes, welche zu den interessan-
testen Erscheinungen bei den Muscheln gehören dürfte,
scheint Poli zwar gesehen, aber nicht genügend erkannt
zu haben. Sie besteht in der Anwesenheit wahrhafter
Lichtempfindungsorgane oder Augen, dergleichen sonst nicht
bei Muscheln vorkommen, und hier in Gestalt kleiner,
glänzender, schwarzer oder blauer Knöpfe in bestimmten
Abständen zwischen den Franzen den Rand des Mantels
zieren. H. Gluge entdeckte sie wieder, nachdem sie schon
Poli gesehen hatte, und wies überzeugend ihre Augenna-
tur nach (Müller's Archiv für Anat. u. Phys. Jahrg.
1840. S. 40. Taf. 3); wenngleich dieselbe schon früher
vermuthet war, wie Blainville's zweifelhafte Anführung
dieser Ansicht im Dictionnaire des scienc. nat. (Tom.
38. p. 236) darthut. Der eigentliche Leib der Kamm-
muscheln ist ziemlich unbedeckt, grade umgekehrt wie bei
den Austern, und hat einen kleinen Fuß, der den Austern
ganz fehlt. Er ist cylindrisch von Gestalt, dehnt sich
aber gegen das Ende etwas aus, ist dort schief abge-
schnitten und mit einer schwachen Längsfurche versehen.
Bei einigen Arten bemerkt man am Grunde dieses Fu-
ßes einen kleinen Byssus, der dann, wie gewöhnlich, zum
Befestigen des Thieres dient, den meisten Arten aber ganz
fehlt. Diese letzteren bewegen sich schwimmend, und ru-
dern, ihre Schalen abwechselnd öffnend und schließend.
Im Innern des Rumpfes bemerkt man vor allen den
langen, wie gewöhnlich bei Muscheln gebildeten Darm,
dessen Mundöffnung von einer großen gefranzten Lippe
umgeben ist, welche man für eine Art von Fangwerkzeug
halten könnte. Auch die übrigen Eingeweide weichen nicht
wesentlich vom Typus der Muscheln ab, und verhalten
sich wie bei diesen. Daraus, daß man bisher in jedem
Thier nur ein einfaches Geschlechtsorgan fand, welches für
Eierstock angesehen wurde, darf man vielleicht auf völlige
Trennung der Geschlechter, wie sie den Süßwassermu-
scheln eigen ist, schließen. Wichtig ist endlich für die
Stellung der Kammmuscheln im System die Anwesenheit
eines einzigen großen Schließmuskels, welcher ziemlich ge-
nau an der am meisten gewölbten Stelle von der einen
zur andern Schalenhälfte hinübergeht, dem hinteren Ende
des Thieres etwas näher liegt und aus zwei ungleichen
Muskelbündeln zusammengesetzt ist. Man erkennt seine
Stelle auch an den leeren Schalen noch durch den Ein-
druck, welchen seine Anheftung an die Schale in diese
hervorbringt.

Kammmuscheln finden sich in allen Meeren und leben
theils auf dem Boden desselben, hier angeheftet, sei es
mit Hilfe des Byssus, der aber, wie gesagt, nur einigen
Arten zukommt; sei es durch Ankleben nach Art der Au-
stern, in welchem Fall dann die untere festgeklebte Schale
meistens die mehr gewölbte, und schlechter gefärbt zu sein
pflegt, als die äußere. Am liebsten halten sie sich in der
Nähe von Flußmündungen auf. Daß manche Arten auch
schwimmen, wurde schon früher bemerkt. Alle haben das
Ansehen eines mäßig gespannten Fächers, der an seinem
spitzen Ende an jeder Seite mit einem Flügelfortsatz ver-

sehen ist. Unmittelbar an der Spitze findet sich das kleine, dreieckige, ganz innere Band, und von diesem gehen am Rande der hier sich berührenden Flügel schiefe Furchen aus, welche das nur sehr unvollständige Schloß bilden. Die Oberfläche beider Schalen ist gewöhnlich mit radialen Rippen und Furchen geziert, welche vom Schloß ausgehen und den Rand zackig machen. Nicht selten haben diese Rippen wieder Längsstreifen (P. Jacobaeus), oder Querhöcker (P. nodosus), oder beides zugleich. Wenige Arten sind ganz glatt (P. japonicus, P. pleuronectes). Andere Unterschiede der Arten liegen darin, ob beide Schalen gleich gewölbt sind, wie bei P. nodosus, P. islandicus, P. varius u. a. m., oder ob die eine allein gewölbt ist, die andere ganz flach oder gar etwas vertieft, wie bei P. maximus, P. Jacobaeus, P. ziczac u. a. In diesem Falle ist die flache Schale wol immer schöner und tiefer gefärbt als die gewölbte, bisweilen ganz farblose.

Hinsichtlich der Zahl der Arten gehört die Gattung Pecten mit zu den größten Muschelgattungen, welche man kennt; bloß an europäischen Küsten finden sich schon über 20, und die Anzahl aller bekannten dürfte sich auf 100 belaufen, unter der eine beträchtliche Anzahl fossiler ist. Man theilt sie gewöhnlich nach der Form der Flügel neben dem Schloß in zwei Gruppen.

A) Bei der einen sind die Flügel gleich groß, oder es ist wenigstens ihr Unterschied unbedeutend.

a) Genau gleich große Flügel ohne Byssusausschnitt haben folgende Gruppen.

α) Beide Schalen sind schwach gewölbt und ziemlich glatt, blos innen am Rande mit radienförmigen Rippen versehen. 1) Pleuronectidae.

Die Arten dieser Gruppe, wie P. japonicus, P. Magellanicus, P. pleuronectes, bewohnen südliche Meere.

β) Die eine Schale flach, die andere gewölbt, beide mit Rippen. 2) Jacobaei.

Hierher ein Theil der Bewohner europäischer Küsten, z. B. P. maximus, drei bis vier Zoll im Querdurchmesser, mit runden Rippen, deren Oberfläche auf der platten Schale meistens fünf, auf der gewölbten noch mehr Streifen hat. Farbe röthlich, mit helleren und dunkleren Absätzen. P. Jacobaeus, nur wenig kleiner, rauher; die platte Schale kastanienbraun, mit hohen glatten, runden Rippen; die gewölbte weiß, mit breiten, kantigen Rippen, deren jede drei, selten vier tiefe Längsfurchen trägt. Diese Art findet sich besonders häufig im Mittelmeer und wird von den Küstenbewohnern gegessen. Die Schalen benutzt man als Geräthe, zumal um Pasteten darin aufzusetzen, und früher hefteten sich die Pilgrime ihre flache Hälfte auf die Kleider, zum Zeichen, daß sie Palästina besucht hätten: daher Pilgrimsmuschel. P. ziczac, kleiner, beide Schalen mit schmalen, flachen, glatten Rippen; die untere stark gewölbt, die obere vertieft, braunviolett mit dunkeln Radialstreifen und feinen Zickzackquerlinien. Im atlantischen Ocean.

b) Etwas ungleiche Flügel, insofern der eine spitziger ist, als der andere; am vorderen rechten bemerkt man einen kleinen Byssusausschnitt. 3) Plicati.

Bei den Mitgliedern dieser Gruppe sind beide Schalen gewölbt, aber ungleich, die eine schlechter gefärbte geringer als die andere. Dahin: P. glaber, bis zwei Zoll im Querdurchmesser, glatt, mit fünf größeren und fünf kleineren, alternirenden Rippen, die auf der Oberseite absatzweise braun gefärbt sind; bisweilen alle zehn Rippen ziemlich gleich groß. Im Mittelmeer. P. sulcatus, 1—1½ Zoll im Querdurchmesser, gleich der vorigen zart gebaut, mit zehn gleich großen Rippen, welche, wie auch ihre Zwischenräume, feine Längsstreifen haben. Oberschale hornbraun, auf den Rippen von der Mitte an mit helleren Flecken; untere weiß, mit brauner Wolke auf der gewölbtesten Stelle. Im Mittelmeer.

B) Bei der anderen Hauptgruppe sind die Flügel sehr ungleich, und zwar ist der vordere immer viel länger als der hintere.

Arten dieser Gruppe, bei denen Allen beide Schalen immer gewölbt sind, haben in der Regel einen Byssus, der dann unter dem spitzeren Flügel hervortritt.

a) Mit wenigen (9—18) größeren, breiteren Rippen, die gewöhnlich mit scharfen Querleisten oder ohrenartigen Schuppen besetzt sind; vorderer rechter Flügel mit Byssusausschnitt und einer Zahnreihe darunter. 4) Tranquebaricini.

P. nodosus, mit neun Hauptrippen, von denen zumal die ungeraden eine Reihe hoher Ohren oder Höcker tragen, sonst aber, gleich den Zwischenräumen, mit zahlreichen tiefen Längsfurchen und Leisten besetzt sind. Innen violett, außen mehr rothbraun. Küsten von Amerika und Afrika. P. pallium, mit 14—15 Rippen, deren jede mit einer dreifachen Reihe kleiner, scharfer, aufrechter Blättchen besetzt ist. Farbe abwechselnd weiß und dunkelbraun, gegen den Rand hin das Weiße mehr rosenroth bis blutroth. Flügel mit hellen Höckern in Reihen. An Ostindien, eine der schönsten Arten, aber nicht selten. P. tranquebaricus, rundlicher höher gewölbt, mit 19—20 hohen, aber schmalen Rippen, deren jede drei Reihen feiner, erhabener Querleisten trägt. Weiß, mit unregelmäßigen braunen, bald breitern, bald schmälern Binden. Gemein an den Küsten Ostindiens.

b) Mit zahlreichen (18—30 und mehr) Rippen, welche theils glatt sind, theils Längsstreifen oder Höckerchen haben. Auch diese haben einen Byssusausschnitt am rechten Vorderflügel.

α) Rippen glatt, oder ganz fein gestreift; Byssusausschnitt klein. 5) Opercularii.

P. opercularis, Schalen flach gewölbt, zart, ungleich, beide mit 19—20 flachen Rippen, welche, wie die Zwischenräume, fein gestreift sind. Weiß, oben fleischroth mit einzelnen Punkten und Flecken. An den Küsten Europa's. P. gibbus, Schalen hoch gewölbt, dick, beide mit 20—22 hohen breiten Rippen, die nur am Rande feine Längsstreifen haben. Oberseite schön fleischroth, mit weißen Flecken. An Amerika. P. turgidus, klein, sehr hoch und völlig gleich gewölbt; Schalen mit

mehr schmalen, aber hohen Rippen; die Zwischen-
cht in die Quere gestreift. Weiß, olivenbraun
An Westindien.
Rippen sehr stark und tief gestreift, oft abwech-
selnd gleich groß; rechter vorderer Flügel mit
iefem Byssusausschnitt und Zähnen darunter.
5) Islandicini.
islandicus, Schalen mäßig und vollkommen
völbt; die Rippen, über 30 an der Zahl, haben
eine tiefe Längsfurche, und wechseln mit kleine-
chen ab. Farbe weiß, mit schön rothen oder
1 concentrischen Binden. In nördlichen Meeren,
größeren Arten.
Rippen nicht gestreift, sondern mit Zacken oder
Blättern der Reihe nach besetzt. Vorderer rech-
er Flügel mit weitem Byssusausschnitt und ei-
ner Reihe Zähne darunter. 7) Pusionini.
varius, sehr länglich fächerförmig, mit 28—30
deren jede eine Reihe aufrechter zugespitzter Oh-
. Farbe weißlich, violettbraun gewölkt. Flügel
eich, Schalen gleich gewölbt. An Europa's Kü-
sulphureus, schön orangefarben, auch länglich,
lachen Rippen, die eine Reihe schwacher Höcker-
niedriger Blättchen tragen, und mit feinen glat-
en hier und da abwechseln. Flügel auffallend
An Ostindien. — Eine mehr umfassende Schil-
er hier angeführten Gruppen dieser großen Gat-
bei auch die fossilen Arten mit berücksichtigt wur-
A. Römer in Wiegmann's Archiv (1837. I,
gegeben, seine acht Abtheilungen stimmen mit
angenommenen gleichnamigen überein, nur eine,
aus fossilen Arten gebildete: Arcuati, ist über-
Die von uns erwähnten Arten sind fast alle
mitz in seinem Conchyliencabinet abgebildet, wor-
den Leser, wie auch auf die neue Ausgabe von
(hist. nat. des anim. sans vertèbres) durch
und Milne-Edwards, zur genauern Unter-
der Arten verweisen müssen. (*Burmeister.*)

CTEN bezeichnet in der Anatomie 1) die Scham-
im Weibe; 2) den Schambeinkamm, oder den
r weniger scharfen obern Rand (Crista pubis)
ontalen Schambeinastes des Schoosbeins, welcher
erculum iliopectineum mit der Linea arcuata
ossis ilium, deren Fortsetzung er bildet, zusam-
, vorn hinter dem Tuberculum pubis endigt,
frischen Zustande durch einen platten, sehnigen
Ligamentum cristae pubis, noch erhöht wird.
ringt hier der Musculus pectinatus und nach
a der äußere Schenkel des geraden Bauchmus-
. Beckenknochen). (*J. Rosenbaum.*)

ten Veneris *Plin.*, s. Scandix.

tideae, s. Pectis.

tidium *Less.*, s. Pectis.

tidopsis *Cand.*, s. Pectis.

CTIN, Pflanzengallerte (gelée végétale),
Payen, Vauquelin und Braconnot in einer gro-
ge von vegetabilischen Substanzen aufgefunden
Nach Braconnot soll es sich in den Früchten und Rinden der meisten Bäume finden, in vorzüglich großer Menge findet es sich aber in dem Safte der Johannisbeeren, aber auch in den Säften anderer Beerenarten. Man stellt das Pectin am besten aus dem Safte der Johannisbeeren dar: dieser wird mit starkem Weingeist vermischt und einige Tage der Ruhe überlassen, wobei sich das Pectin als eine gallertartige Substanz ablagert, welche ausgepreßt, noch einige Male mit Weingeist ausgewaschen und dann getrocknet wird. Das Pectin stellt im getrockneten Zustand häutige, durchscheinende, dem Fischleim ähnliche, geruch- und geschmacklose Lamellen dar, reagirt weder sauer noch basisch, schwillt in der hundertfachen Menge Wasser langsam auf und geht zuletzt in einen dicken Schleim über; in heißem Wasser ist es weniger löslich; vom Weingeist wird es nur in geringer Menge gelöst. Die wässerige Auflösung wird nicht von Gallustinktur, den Chloriden des Calciums, Zinns, Quecksilbers und Platins, salpetersaurem Silber, essigsaurem Kalk, kieselsaurem Kali u. s. w. gefällt, wol aber von den auflöslichen Salzen der Baryt- und Strontianerde, essigsaurem Blei, salpetersaurem Kupfer, Quecksilberoxydul und Oxyd, Chlorkobalt, schwefelsaurem Nickeloxyd und Eisenoxyd; die Niederschläge lösen sich in schwacher Salpetersäure und der von schwefelsaurem Eisenoxyd auch in einem Überschuß des Fällungsmittels. Das Pectin gibt bei der trocknen Destillation brenzliche Säure und Öle, Gasarten und viel Kohle, hinterläßt beim Verbrennen etwas kohlensauren und schwefelsauren Kalk und Eisenoxyd, zerfällt bei der Behandlung mit Salpetersäure in Schleimsäure und Oxalsäure und bei der Behandlung mit selbst geringen Mengen feuerfester Alkalien in pectische Säure. Mulder (s. Bull. des sc. phys. et nat. en Néerlande 1838. 13 und aus diesem im Journ. für prakt. Chemie XIV, 277) hat das Pectin analysirt und fand, daß dasselbe aus süßen Äpfeln 5,91% Asche gab, welche fast aus reinem Kalk bestand, und durch Verbrennung mit sauerstoffhaltigen Substanzen Kohlensäure und Wasser in dem Verhältniß gab, daß auf 100 Theile reines Pectin 45,198 Kohlenstoff, 5,352 Wasserstoff und 49,450 Sauerstoff kommen. Das Pectin aus sauren Äpfeln gab zwar 9,33% Asche, seine anderweite Zusammensetzung aber ein ziemlich gleiches Resultat; auch ein mit Bleioxyd verbundenes Pectin lieferte Kohlenstoff, Wasserstoff und Sauerstoff in fast gleichen Mengen. Da nun Mulder auch die Zusammensetzung der pectischen Säure (s. d. Art.) nicht anders fand, so nimmt er an, daß sich das Pectin von der pectischen Säure blos durch den Gehalt der unorganischen Verbindungen unterscheide. (*Döbereiner.*)

PECTINARIA, eine von Lamarck aufgestellte Gattung der Würmer (Vermes), zur Abtheilung der Röhrenbewohner (Tubicolae) gehörig, und von Cuvier mit Amphitrite verbunden. Leach hat dieselbe Gattung im Supplementbande der British Encyclop. Cistena genannt, und Savigny beschreibt sie in der Descr. de l'Égypte unter dem Namen Amphictene. Die Pectinarien gehören zu denjenigen Röhrenbewohnern, deren Hülse leicht ist und die das Thier daher mit sich herumführt; ihre wie Gold glänzenden Fühlfäden bilden zwei

ſpielt. Die alten Griechen ſelbſt ſind ſehr verſchiedener Meinung darüber: Ariſtoxenus und Menechmus halten es für eins und daſſelbe mit Megas (ſ. d. Art.), wogegen ſich Athenäus und Diogenes der Tragiker erklären. Nach dem Letztern hatte es nur zwei, höchſtens drei Saiten, welche mit den Fingern geriſſen wurden. Plato nennt es dagegen wieder vielſaitig, ja ſogar vielharmoniſch. Man ſieht daraus, was damals vielharmoniſch ſagen wollte. Die Zahl der Saiten wird ſich zu verſchiedenen Zeiten und an verſchiedenen Orten geändert haben. Oft wurde es mit der Lyra für gleichbedeutend genannt. Von Bedeutung war das Inſtrument keinenfalls. (*G. W. Fink.*)

PECTIS, eine von Linné aufgeſtellte (Gen. n. 965) Pflanzengattung aus der zweiten Ordnung der 19. Linné'ſchen Claſſe und aus der Gruppe der Perdicieen (Vernoniaceae Vernonieae Pectideae Eupectideae *Candolle's*) der natürlichen Familie der Compositae. Char. Der cylindriſch-glockenförmige gemeinſchaftliche Kelch beſteht meiſt aus fünf Blättchen; der Fruchtboden iſt nackt; die Corollen der Scheibe ſind ſchwach zweilippig, die des Strahls zungenförmig; die Samenkrone beſteht aus einer Reihe an der Baſis breiter, trockenhäutiger, an der Spitze borſtenförmiger, feingeſägter, oft ungleicher Spreublättchen. Die Gattungen Lorentea *Lagasca* (Nov. gen. p. 28) und Chthonia *Cassini* (Bullet. de la Soc. philom. 1817. p. 33) ſind mit Pectis identiſch. Es ſind 17 Arten bekannt, welche meiſt als einjährige, ſeltener als perennirende Kräuter im tropiſchen Amerika wachſen. Ihre Blätter ſind einfach, unbehaart, gegenüberſtehend, mit einem ſehr ſchmalen knorpeligen Rande verſehen, ihre Blüthen gelb und langgeſtielt, z. B. P. elongata *Humboldt, Bonpland* et *Kunth* (Nov. gen. 4. p. 262. t. 392).

Mit Pectis ſehr nahe verwandt und nur als Untergattungen zu betrachten ſind Lorentea, Pectidopsis und Pectidium.

I. Lorentea *Lessing* (Linnaea 1830. p. 135. 1831. p. 717. syn. p. 153. Cryptopetalum *Cassin.* dict. 27. p. 206) unterſcheidet ſich von Pectis nur dadurch, daß die Spreublättchen der Samenkrone zwei Reihen bilden. Die neun bekannten Arten, Sommergewächſe, perennirende Kräuter und Halbſträucher, ſind im tropiſchen Amerika einheimiſch und zerfallen in zwei Unterabtheilungen: A. Cryptopetalum *Cass.* Die Achenien des Strahls haben eine längere Krone (beſtehend aus mehren borſtenförmigen Spreublättchen), als die der Scheibe: z. B. L. humifusa *Less.* (l. c. Pectis humifusa *Swartz* fl. Ind. occ. p. 1362. *Plumier* ed. *Burm.* t. 95. f. 2?) ein auf den Antillen einheimiſches Sommergewächs. B. Stammarium *Willdenow.* herb. Die Achenien des Strahls haben keine, oder eine halbirte, kurze, ohrförmige Krone, z. B. L. canescens *Cand.* (Prodr. 5. p. 102. P. canescens *Humb., Bonpl.* et *Kunth* l. c. p. 263. t. 393), ein mexicaniſcher Halbſtrauch.

II. Pectidopsis *Cand.* (l. c. p. 98. Dieſer Name, ſowie Pectidium iſt gegen die Regel der Philos. bot. §. 227. Nomina generica ex aliis nominibus genericis, cum syllaba quadam in fine addita, conflata, non placent. — gebildet). Der gemeinſchaftliche Kelch iſt achtblättrig, die Corollen der Scheibe ſind regelmäßig fünfzähnig; die Samenkrone iſt kurz, ſpreublättrig, fünfzähnig. Die einzige Art P. angustifolia *Cand.* (l. c. Pectis angustifolia *Torrey* in den Annals of the Lyceum of New-York 2. p. 214) wächſt auf den Felſengebirgen (Rocky-Mountains) in Nordamerika als ein äſtiges, weitſchweifiges, glattes Sommergewächs mit linienförmigen, an der Baſis gezähnt-gewimperten Blättern und einzeln ſtehenden, ſehr kurz geſtielten Blüthenknöpfen.

III. Pectidium *Less.* (Linnaea 1831. p. 706. syn. p. 152.) Wie die vorhergehende Gattung, aber der gemeinſchaftliche Kelch fünfblättrig und die Samenkrone beſtehend aus wenigen, ſteifen, pfriemenförmigen, hornartigen, glatten, zuletzt von einander abſtehenden Borſten. Die einzige bekannte Art, P. punctatum *Less.* (l. c. Pectis punctata *Jacquin* amer. 216. t. 128. P. linifolia *Gärtner* de fruct. t. 171. *Lamarck* ill. t. 684) iſt auf den caraïbiſchen Inſeln einheimiſch, als ein glattes, aufrechtes, gablig- oder dreitheilig-äſtiges Sommergewächs mit linienförmigen, durchſcheinend-punktirten, an der Baſis mit einem Paar Wimpern verſehenen Blättern und einzeln ſtehenden, langgeſtielten Blüthenknöpfen.

(*A. Sprengel.*)

PECTISCHE SÄURE, ſynonym Gallertſäure, Pflanzengallerte, Groſſulin, Acidum pecticum. Dieſe Säure wurde im J. 1824 von Braconnot entdeckt; ſie iſt ein in der Pflanzenwelt ſehr verbreiteter Beſtandtheil und findet ſich vorzüglich in den Wurzeln, Stengeln und Blättern krautartiger Gewächſe, beſonders häufig aber in den Kartoffeln, Möhren, Selleriewurzeln, Zwiebeln, Gichtroſenwurzeln, Rüben, Scorzoneren ꝛc. Die pectiſche Säure wird nach Braconnot auf folgende Weiſe erhalten: Zerriebene Möhren oder Rüben werden ſcharf ausgepreßt, der Rückſtand noch einige Male mit Waſſer ausgewaſchen, hierauf mit ſehr verdünnter Kalilauge gekocht, wodurch die Gallertſäure gelöſt wird, und die ſchleimige Flüſſigkeit mit einer Auflöſung von ſalzſaurem Kalk gefällt; der ſich abſcheidende gallertſaure Kalk, entſtanden durch gegenſeitige Zerſetzung von gallertſaurem Kali und ſalzſaurem Kalk, wird gut ausgewaſchen und dann durch verdünnte Salzſäure zerlegt, wobei ſich die Gallertſäure ausſcheidet, die dann mit Waſſer und Weingeiſt ausgewaſchen und getrocknet wird. Simonin befolgt einen andern Weg zur Darſtellung dieſer Säure: er ſchreibt vor, den Johannisbeerſaft mit dem Safte ſaurer Kirſchen zu vermiſchen, das ſich dabei ausſcheidende Pectin ſorgfältig auszuwaſchen und es dann mit ſehr ſchwacher Kalilauge zu kochen, wobei es in Gallertſäure zerfällt, die ſogleich von dem Kali gebunden wird. Die Flüſſigkeit wird dann mit einer Auflöſung von chlorigſaurem Kalk (Chlorkalk) zerſetzt, wobei ſich gallertſaurer Kalk von weißer Farbe abſcheidet, der wie nach der erſten Methode behandelt wird. Im feuchten Zuſtande ſtellt die Gallertſäure eine beinahe farbloſe durchſcheinende Gallerte dar, welche zu dünnen, durchſcheinenden Blättchen eintrocknet, die zwar bei der Behandlung mit kochendem Waſſer wieder etwas aufquellen, aber ihren urſprünglichen gallertartigen Zuſtand nicht wieder annehmen; im friſch gefällten Zuſtand löſt ſie ſich

s in kaltem, noch mehr in heißem Waſſer; die wäſ-
Auflöſung ſchmeckt und reagirt ſchwach ſäuerlich
wird durch Säuren, Salze, Kalkwaſſer, Alkohol und
durch Zuſatz von Zucker als Gallerte gefällt. Sie
ie das Pectin die Bedingung der Geléebildung beim
ochen der mit Zucker verſetzten Säfte ſaurer Früchte.
Gallertſäure zerfällt bei der trocknen Deſtillation in die
hnlichen Producte, bei der Behandlung mit Salpeter-
in Schleimſäure und Oxalſäure, und bei der Behand-
mit überſchüſſigen Alkalien in Oxalſäure. Sie beſteht
Mulder nicht im reinen Zuſtande, ſondern gibt 4,17%
, beſtehend aus reinem Kalk, und bei der Erhitzung
ſauerſtoffhaltigen Subſtanzen Waſſer und Kohlenſäure
m Verhältniß, daß ſie im reinen Zuſtand aus 45,47
nſtoff, 4,95 Waſſerſtoff und 49,58 Sauerſtoff be-
würde, und da in den neutralen Salzen der Sauer-
der Säure ſich zu dem der Baſis wie 10 : 1 ver-
ſo entwickelt Mulder hieraus die rationelle Formel
$_{40}O_{10}$. Hieraus folgert jener Chemiker, daß die pecti-
Säure als ſolche noch nicht bekannt ſei, ſondern als
vier- und fünffach pectiſchſaurer Kalk angeſehen wer-
nüſſe, und, da ſie ſich durch zwei Miſchungsgewichte
erſtoff weniger vom Zucker und zwei Miſchungsge-
e Sauerſtoff mehr von der Holzfaſer unterſcheide, ſie
ſcheinlich von der Natur zur Umwandlung der Holz-
in Zucker beſtimmt ſei. Abweichende Reſultate von
Mulder's hat Regnault (ſ. Journ. de Pharm.
1838 und hieraus im Journ. für prakt. Chemie
, 270) erhalten; dieſer fand nämlich ſowol die freie,
ie an Silberoxyd gebundene pectiſche Säure zuſam-
eſetzt aus 43,61 Kohlenſtoff, 4,53 Waſſerſtoff und
Sauerſtoff, woraus er die Formel $C_{11}H_7O_{10}$ be-
t. — Die Gallertſäure verbindet ſich mit den Baſen
ſie zeigt dann in der Wärme mehr Verwandtſchaft
nſelben als die Kohlenſäure; die Verbindungen mit
lkalien ſind in Waſſer ſehr leicht löslich, die übri-
ind größtentheils unauflöslich und werden durch Zer-
g der erſteren mit ihren in Waſſer löslichen Salzen
en. Das gallertſaure Kali iſt in Waſſer ſehr lös-
nd gibt beim Eintrocknen eine gummiähnliche Maſſe;
ſeine wäſſerige Auflöſung nur mit einigen Tropfen
ſtärkern Säure vermiſcht, ſo geſteht ſie durch Aus-
ung der Gallertſäure zu einer zitternden Gallerte.
Eigenſchaft benutzt man, um ſchnell Gelées darzu-
, indem man die beliebigen Geléemiſchungen mit ei-
Auflöſung von gallertſaurem Kali und dann mit et-
Citronenſäure (Citronenſaft), Weinſteinſäure ꝛc. ver-
. Das gallertſaure Ammoniak iſt ebenfalls in Waſ-
hr löslich, gibt beim Verdampfen glimmerartige
chen und zieht Feuchtigkeit aus der Luft an; wegen
Eigenſchaft nehmen auch Einige an, daß der bei
Reinigung des Runkelrübenſaftes mit Kalk ſich ab-
nde gallertſaure Kalk durch das ſich bildende Am-
k theilweiſe wieder gelöſt und dadurch die Reinigung
Saftes ſo ſchwierig gemacht werde. Die Gallert-
hat zu dem Blei- und Kupferoxyd eine ſehr große
andtſchaft und bildet mit ihnen in Waſſer unlös-
Verbindungen; deshalb iſt auch vorgeſchlagen wor-
den, bei Vergiftungen mit Blei- oder Kupferſalzen gal-
lertſaure Alkalien zu geben, damit jene Salze in unlös-
liche Verbindungen verwandelt werden. (*Döbereiner.*)

PECTOPHYTUM. Mit dieſem Namen hat Kunth (*Humboldt, Bonpland* et *Kunth* nov. gen. 5. p. 22. t. 425) eine Pflanzengattung, aus der zweiten Ordnung der fünften Linné'ſchen Claſſe und aus der Gruppe der Hydrokotylinen der natürlichen Familie der Umbelliferae, belegt. Char. Der Kelchrand ungezähnt, die Corollenblättchen ungleich; die Frucht eiförmig-elliptiſch; jedes der beiden Achenien auf dem etwas converen Rücken mit fünf fadenförmigen Rippen verſehen und mit flacher Naht. Die Gattung kann füglich mit Bolax *Commerson*, von welchem ſie nur in der Form der Frucht abweicht, vereinigt werden. Die einzige bekannte Art, P. pedunculare *Kunth* (l. c. Bolax pedunculatus *Spreng.* sp. umb. p. 10. Allgem. Enc. I, 11. S. 352. Not. 6. Azorella pedunculata *Willdenow.* herb.) bildet auf der Hochebene (12,600 Fuß über dem Meere) des Berges Antiſana in Centralamerika dichte Raſen (daher der Name: φυτόν, Gewächs, πηκτός, dicht zuſammengedrängt) und iſt eine kleine perennirende Pflanze, vom Anſehen mancher Androſace-Arten, mit gedrängt über einander liegenden, lederartigen, glatten, dreizackigen Blättern und gipfelſtändigen, mit Stützblättchen verſehenen weißen Blüthenbüſcheln. (*A. Sprengel.*)

PECTORALE, bei den Latiniſten des Mittelalters der Cuiraß, die Bruſtwehr (Parapet), Bruſtbinde für's Pferd, ein Stück der geiſtlichen Kleidung. (Vergl. Du Cange.) (*H.*)

PECTORALIA MEDICAMINA, Bruſtmittel. Unter dieſem Namen ſtellten die Ärzte der frühern Jahrhunderte, namentlich Lieutaud, alle diejenigen Mittel zuſammen, welche ſich gegen Krankheitserſcheinungen der Athmungsorgane, ſie mochten in dieſen ſelbſt oder in einem andern Körpertheile ihren ätiologiſchen Sitz haben, hilfreich erwieſen. Da das vorzüglichſte Symptom hierbei der Huſten war, ſo wurden die Pectoralia auch, z. B. von Fourcroy, für identiſch mit Bechica gehalten, daher man noch jetzt in den meiſten Pharmakopöen und Formularen die Vorſchriften von Flores, Fructus, Syrupi, Potiones und Linctus bechici oder pectorales findet. Die Pectoralia oder Bechica zerfielen wieder in Emollientia, die beſonders Schleimzucker enthalten; Vulneraria und Adstringentia, die Wurzeln der Erdbeere, der Neſſel, der Alchimilla, Balſame und Harze, namentlich die Gummiharze; Resolventia und Incidentia, florentiniſche Veilchenwurzel, Imperatoria, Aristolochia, Aron, Squilla, Marrubium, Safran, Kermes mineralis, Schwefel ꝛc. Eine Eintheilung, welche die neuern Pharmakologien mit Recht wieder verlaſſen haben. (*J. Rosenbaum.*)

PECTORALIS MUSCULUS, Bruſtmuskel. Man unterſcheidet in der Anatomie des Menſchen zwei eigentliche Bruſtmuskeln, einen großen und einen kleinen. Der große Bruſtmuskel (M. pectoralis major, M. sterno-cleido-brachialis, M. adducens humeri) iſt breit, platt, aber dick und dreieckig, liegt dicht unter der Haut an der vordern Fläche der Bruſt, von der Bruſtdrüſe be-

vechſelnd in einander eingreifenden Schloß-
em Charakter ſie eine ihr eigenthümliche
bte Form verbindet und daher ein bogen-
hat, deſſen mittlere Zähne von dem gerad-
hloß hineinragenden breiten und ſtarken
ommen verdrängt werden, ja mitunter
es Band beſteht aus ſchichtweiſen Lagen,
durch auf der Stelle der Schale, an der
o gelegene Streifen oder Furchen, deren
nung der Arten wichtig iſt. Beide Scha-
ihrem ganzen Umfange vollkommen an
en eine ſehr dicke, feſte, außerhalb häufig
pidermis gebildete Beſchaffenheit. Das
Axinea genannt, hat einen ſehr großen,
Rande doppelten Fuß, welcher ihm zum
Die Arten, deren es einige an europäi-
, bewohnen flache Küſten oder Untiefen
hnlich im Schlamm. Sie erreichen ein
verdicken dabei fortwährend nicht blos
ern ändern auch deren Form etwas ab;
heidung der verſchiedenen Species nicht
ck führt in ſeiner Hist. nat. des anim.
VI. p. 49 gegen 20 lebende und halb
uf, von denen erſtere in zwei Gruppen

, vom Schloßbuckel ausgehenden Linien,
t ſelten durch concentriſche Querſtreifen
ſind.

ris. Schale mäßig gewölbt, mit ziemlich
en Streifen, glatt; Farbe außen dunkel
tumpfere Vorderrand ſchwärzlich. Meiſt
reicht eine enorme Dicke. Im Mittel-
chen Ocean. P. pilosus, relativ kürzer
t, mehr kugelig, mit ſchmälern Streifen
etartiger Oberfläche, die jedoch meiſtens
noch erhalten iſt. Ebenſo groß und dick;
berzug ſchwarzbraun. Auch im Mittel-
chen Ocean. P. scriptus, kleiner, fla-
er ebenfalls ſehr dick, fein würfelig ge-
t braunen Zickzacklinien und glänzender
St. Domingo. P. nummarius, Schale
g, etwas am Schloßende erweitert, in
t, weißlich, gelblich bemalt; die Schloß-
nau in der Mitte. Im Mittelmeer.

radienförmig vom Schalenbuckel aus-
urchen.

rmis, Schale leicht erweitert am Schloß,
wölbt, weiß, braungefleckt, mit ziemlich
pen und vielen feinen Querlinien. Scha-
erade nach Innen gebogen. An aſiati-
niſchen Küſten, gemein in Sammlungen.
Schale flacher, am Schloß nicht erwei-
n beſprengt; die Rippen zahlreicher, fla-
die Quere geſtreift, beſonders die Zwi-
amerikaniſchen Küſten. P. castaneus,
g, ziemlich gewölbt, kaſtanienbraun mit
e abgerundeten Rippen mit feinen Längs-
ſtreifen. An Amerika. Alle ſieben Arten ſind bei Chemnitz (Conchyliencabinet. 7. Bd. Taf. 57 und 58) abgebildet. (*Burmeister.*)

Peculatus, ſ. u. Diebſtahl.

PECULIARE, bei den Latiniſten des Mittelalters daſſelbe, was Peculium. (*H.*)

PECULIUM, Sondergut, mit dem Worte pecunia verwandt, und von pecus abſtammend [1]), in der weiteſten Bedeutung: das Vermögen eines Menſchen, als ein geſchloſſenes Ganzes betrachtet. Denn in den frühern Zeiten beſtand das Hauptvermögen der Völker, namentlich der Hirtenvölker, in Vieh [2]), und ſowie daher Pecunia im Allgemeinen das Vermögen bezeichnet, ſo ſcheint Peculium im Diminutiv nach dem gemeinen Sprachgebrauch auch für Vermögen [3]) gebraucht worden zu ſein, wie auch jetzt in der Sprache des gemeinen Lebens reiche Leute wol zu ſagen pflegen: „mein Bischen Vermögen [4])." Im engern Sinne wird unter dieſem Ausdrucke ein gewiſſes geſchloſſenes Vermögen im Verhältniſſe zu einem andern verſtanden, mit welchem es zuſammenhängen könnte, von welchem es aber doch getrennt iſt. So Peculium mulieris, vel nuptae, ſo viel wie Paraphernalvermögen einer Frau im Gegenſatze von der Dos [5]); dann Peculium patris familias, ſo viel wie deſſen Sparbüchſe, d. i. das von dem Hausvater für den Nothfall zurückgelegte Geld, grade wie wir im Teutſchen auch im Diminutiv „Sparpfennig" ſtatt Spargeld" ſagen [6]). Wir laſſen an ſeinen Ort geſtellt ſein, ob von dieſer Bedeutung des Wortes Peculium oder von dem nachher näher zu entwickelnden Peculium adventitium und Peculium quasi castrense in das Kirchenrecht der Ausdruck Peculium clericorum, Pec. clericale, Pec. cleri (acquaestus clericalis), übergegangen iſt. Darunter verſteht man dasjenige Vermögen der Kleriker, welches ſie im Dienſte der Kirche durch ihre Pfründen erworben haben, worüber ſie jetzt auch teſtiren dürfen und worein ihre Verwandten auf den Grund ei-

1) *Forcellini* totius latinitatis lexicon (Lipsiae et Londini 1835) s. v. Peculium: proprie significat id, quod quis pecorum possidet, a pecu. *Columella* VI. praef. 2) *Isidor.* orig. Lib. V. c. 25: Peculium a pecudibus dictum est, in quibus constabat universa veterum substantia. 3) Ibid. Lib. XVI. c. 17: Apud antiquos omne patrimonium dicebatur peculium. Daher finden wir in dem Pandektentitel ad SCt. Trebellianum (XXXVI. 1) an den Schluß eines Auszuges aus Hermogenianus Lib. IV. Fideicommissorum die nachſtehenden Geſetze aus Paulus und Ulpianus über denſelben Gegenſtand in folgender Maße angereiht: Fr. 14. §. 8. Sed et si quis bona rogatus sit, vel *familiam*, vel *pecuniam* rogetur, vel *universam rem* (meam). Fr. 15. *Paulus* Lib. II: Vel *omnia sua*; Fr. 16. *Ulpianus* Lib. IV: Cogi poterit. Hoc idem et si *patrimonium* fuerit rogatus, et si *facultates*, et si *quidquid habeo*, et si *censum meum* et si *fortunas meas* et si *substantiam meam* et si *peculium meum* testator dixerit etc. 4) Ulpian ſagt zu der vorſtehend Note 3 ausgezogenen Stelle erläuternd: quia plerique *ὑποχορισιτικῶς*, id est diminutive patrimonium suum peculium dicunt, und er definirt in Fr. 5. §. 3. D. de peculio (XV, 1) das Wort ſo: Peculium dictum est quasi pusilla pecunia, sive patrimonium pusillum. *Calvini* lexicon juridicum s. v. Peculium. *Forcellini* l. c. 5) Fr. 9. §. 3. D. de jure dotium (XXIII, 3). *Calvini* lexicon juridicum s. v. Peculium. p. 684. Rau in der in Note 20. S. 897 angezogenen Diſſertation. §. V. 6) *Plauti* Cas. II, 2, 26. Scheller's Lateiniſch-teutſches Lexikon u. d. W. Peculium. *Forcellini* l. c.

en Ehe [62]). An dieſem Peculium haben
igenthum, jedoch der Vater die Nutzungs-
rechte [63]). Daher können die Kinder nur
des Vaters dieſes Peculium veräußern,
fall oder unter Lebendigen verſchenken [64]),
darüber teſtiren [65]), auch nicht zum Be-
ien Zweckes [66]). Der Vater erhält alle
ndergutes (wozu nicht der Schatz gehört,
rauf finden ſollte), muß aber auch alle
Die Frage, inwiefern in dieſer Verpflich-
ir Abführung der auf dem Sondergute
en und zur Errichtung von Gebäuden
en Landgütern liegt, iſt nach allgemeinen
r Berückſichtigung der jedes Mal eintre-
Verhältniſſe zu beurtheilen [67]). Mit Be-
ohnes, wenn dieſer mündig iſt [68]), führt
ol auf ſeine eigenen Koſten [69]), die we-
nöthigen Proceſſe und veräußert es in
wenn Erbſchaftsſchulden, wenn Legate
en und das fragliche Gut dem Ganzen
Zerdem iſt jede Veräußerung dieſes Son-
nd die Meinung, daß der Vater berech-
ntitien ſeiner Kinder, wenn die Veräuße-
u ihrem Nutzen gereicht, zu verkaufen,
Veräußerungsdecret nöthig zu haben [71]),
chtfertigen. Auch Erbſchaften, Schenkun-
htniſſe kann der Vater nicht ohne Zuſtim-
igen Kindes annehmen [72]). Der Nieß-
s richtet ſich nach den allgemeinen Grund-
brauch [73]), doch hat der Vater deshalb
keine Caution zu beſtellen und kein Inventar zu errich-
ten [74]); er iſt nicht ſchuldig, die von den Adventitien ſei-
ner Kinder gehabten Nutzungen herauszugeben, wenn die
Kinder ſich bei einem Andern aufgehalten haben und von
dieſem, nicht vom Vater unterhalten worden ſind [75]). Er
haftet aber für alle Art der Schuld [omnem diligentiam
debet adhibere] [76]), daher auch das Kind wegen Ver-
ringerung des Sondergutes gegen den Vater klagen kann,
doch nicht vor Beendigung der väterlichen Gewalt [77]), wo-
gegen es rückſichtlich der Verjährung ſehr begünſtigt iſt.
Nur in zwei Fällen erhält der Vater Eigenthum an
dieſem Sondergute, wenn das mündige Kind nicht in
die Antretung einer ihm deferirten Erbſchaft willigt und
der Vater ſtatt ſeiner die Erbſchaft antritt, und wenn
das Vermögen des Kindes durch ein Verbrechen verwirkt
wird; der Fiscus bekommt das Peculium hier nicht, ſon-
dern der Vater [78]). Übrigens dürfen die Kinder den Va-
ter bei der Adminiſtration in keine Weiſe beſchränken, ha-
ben überhaupt nichts in die Verwaltung zu reden, und
der Vater hat auch keine Rechnung abzulegen [79]). Das
Geſetz [80]) ſagt: Rerum habeat parens plenissimam
potestatem etc. et gubernatio earum sit penitus im-
punita: et nullo modo audeat filius vel filia vel dein-
ceps persona vetare eum, in cujus potestate sunt,
easdem res tenere, aut quomodo voluerit gubernare,
vel si hoc fecerint, patria potestas in eos exer-
cenda est; sed habeat pater etc. plenissimam pote-
statem uti frui, gubernareque res praedicto modo
acquisitas. Vorſtehendes zuſammengefaßt, iſt das Re-
ſultat, daß weder Vater noch Kind einſeitig über die Sub-
ſtanz des Sondergutes verfügen können. Die Rechte des
Vaters hören auf mit dem Ende der patria potestas,
wiewol mit Ausſchluß derjenigen fructus industriales,
für welche die Arbeit noch während der Dauer der vä-
terlichen Gewalt vollendet iſt [81]) und mit der Ausnahme,
daß der Vater den Nießbrauch an dem adventitiſchen Son-
dergut auf Lebenszeit behält, wenn das Hauskind ſtirbt
und jenes Peculium auf Inteſtaterben fällt. Dieſe be-
kommen aber blos die Proprietät [82]). Auch wenn der
Hausſohn durch Erlangung gewiſſer hoher Würden sui
juris wird, bekommt er das volle, durch die Rechte des
Vaters an den Adventitien nicht mehr beſchränkte Eigen-
thum [83]). Man iſt ſogar der Meinung, daß in dieſem

---

e a. a. O. §. 649. S. 42 u. §. 651. S. 52.
zoll, Wie geht das väterliche Recht des Usus-
nannten Adventitien verloren und inwiefern blei-
geldster Potestas, noch Folgen davon übrig? in
hrift, 13. Bd. 2. Heft. S. 169. Marezoll be-
e Anſicht, als ſei dem Vater, noch neben dem
beſonderes Adminiſtrationsrecht an den Adventi-
den und als ſeien daraus die einzelnen Dispoſi-
eiten (in der öfter angef. Reviſion, Zeitſchr. VIII,
4) *Walchii* introductio in controversias juris
). Sect. I. Cap. II. Memb. II. §. 8. p. 75.
die Behauptung aufgeſtellt worden, daß jede
ies Pecul. adventitium, ſelbſt mit Einwilligung
ſei, von Fritz: aus welchen Peculien und un-
ern Vorausſetzungen kann der filius familias
n Todesfall machen? im Arch. f. d. civil. Prax.
r. IX. S. 432. 65) v. Löhr in den angez.
ungen im Arch. f. d. civ. Prax. 7. Bd. 2. Heft.
emeinen vergl. *Kleinschrod* l. c. 66) Gö-
732. S. 142. 67) Bülow, Abhandlungen
rien des römiſchen bürgerlichen Rechts. 2. Bd.
.) S. 250. 68) Gegen Wippermann a.
Marezoll in der bei Wippermann Note 3 a.
. 69) Göſchen a. a. O. §. 732. S. 140.
a. O. §. 255. Lauk a. a. O. S. 7. 71)
beck, nachſtehend Note 75 angezogen, S. 244.
e eine eigenmächtige Veräußerung eines bedeuten-
t. von Seiten des Vaters ſ. bei Geiger und
e Rechtsfälle und Abhandlungen ꝛc. 3. Bd. (Er-
54. 72) c. 8. pr. et §. 3. C. eod. 73)
Nutznießungsrecht des Vaters rückſichtlich des Pe-
s der Kinder, namentlich in Beziehung auf die
unter ſelbigen begriffenen Capitalien (nomina) in Richter, Aufſätze über verſchiedene Rechtsfragen (Tübingen 1834). Nr. LXV. S. 221. über das Recht des Vaters am peculium, bei Hugo a. a. O. 2. Bd. (Berlin 1823.) S. 203.

74) c. 8. §. 4 in fine C. de bonis quae liberis (VI, 61). Schweppe a. a. O. §. 652. Thibaut a. a. O. 75) Gebrüder Overbeck, Meditationen über verſchiedene Rechtsmaterien. 8. Bd. (Hanover 1799.) S. 255. 76) c. 1. C. de bonis maternis (VI, 60). 77) Wippermann a. a. O. S. 165. 78) Schweppe a. a. O. §. 652. Nicht unbedingt tritt dieſer Anſicht bei Marezoll in der Note 63 angez. Abhandlung. S. 211. 79) Göſchen a. a. O. §. 732. 80) c. 6. §. 2. C. de bonis quae liberis (VI, 61). 81) *Bauer*i Responsorum ad quaestiones ex jure vario etc. Vol. I. (Lipsiae 1801.) p. 158. 82) Wippermann a. a. O. S. 165 u. 167. 83) Gegen die Gegner nachgewieſen von Marezoll in der vorſtehend Note 63 angezogenen Abhandlung. S. 201 fg.

[illegible] über das Peculium adventitium extraordinarium [illegible] besondere Grundsätze, welche den römischen Gesetzen nicht bekannt sind; allerdings, wie [illegible] eine singulare Ausnahme und ein höchst [illegible] Grundsatz des neueren Rechtes, dem ganzen Geiste des Instituts widersprechend. Die Fälle, in denen das Sondergut [illegible]: 1) wenn der Vater bei einem, dem Sohne zu erwerbenden Erwerbsmittel den Sohn [illegible] vertreten hat; 2) wenn ein Haussohn zugleich mit seinem Vater, als Intestaterbe des Bruders, oder mit Widerruf des Vaters Etwas erwirbt; 3) wenn der Sohn unter der Bedingung Etwas erhielt, daß der Vater davon den Nutzen haben soll; 4) nach römischem Rechte zur Strafe, wenn dem Kindern des Vaters Güter wegen [illegible] von der Mutter zufielen; 5) wenn der Vater den Kindern Etwas in Gemäßheit gesetzlicher Vorschriften gibt (s. S. 397). Irrig und nach einer falschen Gesetzauslegung wird der Fall hierher gezogen, wenn der Vater dem Kinde den Nießbrauch an den Adventitien überläßt[90]. Ein besonderer Fall ist, wenn der Vater durch offenbar schlechte Verwaltung des Adventitiums die Administration, nach den Gesetzen, verliert[91]. Da er hier einstweilen den Nießbrauch behält[1], so meinen Viele, dadurch werde das regulare Adventitium nicht in ein irregulares verwandelt[2]. Neuerlichst hat man sogar behauptet, es sei hier nur die Rede von dem Pec. militare[3]. Der Gegentheil hält das Peculium für ein irregulares, weil es nicht alle Erfordernisse des regulären hat[4], und dies Letztere scheint wenigstens dem Wortsinne mehr zu entsprechen. Im Ganzen läuft die Sache auf einen Wortstreit hinaus. Es fallen vom Pec. advent. regulare alle die Grundsätze hinweg, bei welchen die väterliche Administration, und vom Pec. advent. irregulare alle die, bei welchen der eigne Nießbrauch des Haussohnes unterstellt wird. Streitig ist es auch, ob die von einem Sohne, wegen des Wahnsinnes des Vaters, einseitig erworbene Erbschaft nicht als unregelmäßiges Adventitium anzusehen sei. Wir glauben, daß die Sache sich ähnlich wie im vorigen Falle verhalte[5]. In der Hauptsache haben die Kinder bei diesem Sondergute alle Rechte des Eigenthümers, es gelten aber, wenn der Va-

Zeile vom Text: [illegible] Vater [illegible] Sohne [illegible] Peculium [illegible] Vater [illegible] Sohne [illegible] Vater [illegible] Sohne [illegible] Vater [illegible] Sohne

nd zwar, wie sich von selbst versteht, ohne Nieß-
, administrirt, die Grundsätze des regulären Son-
es; ist Ersteres nicht der Fall, so kann der groß-
Sohn selbst administriren und hat dann auch freies
ßerungsrecht [6]), nur bedarf er zu Processen die Zu-
ng des Vaters; und es hat der Sohn auch nicht
ähigkeit, sei es durch förmliche Testamente oder Co-
Unter Zustimmung des Vaters gestattet man dem
Schenkungen für den Todesfall [7]). Administrirt
ater nicht — während der Minderjährigkeit ist der
dazu berechtigt [8]) und wird dann blos als Vor-
angesehen — und das Kind ist noch minderjährig,
ß ihm der Richter einen Vormund setzen. Auch
nicht gleiche Geschäfte, wie beim Peculium mili-
s. w. u.) zwischen Vater und Sohn über dieses
äre adventitische Sondergut stattfinden [9]).

ücksichtlich des **Peculium militare** im Allgemei-
s. S. 396) finden wir im römischen Rechte den
enswerthen Umstand, daß Letzteres die beiden castren-
Peculien auf dieselbe Weise, mit denselben Wor-
e die Adventitien zu umschreiben pflegt [10]). Man
jetzt darunter alles das, was ein filius familias
die militia togata oder sagata, oder bei Gelegen-
rselben erwirbt [11]). War nun Miles, in dem vor-
en Verhältnisse filius familias militans, bei den
n ursprünglich derjenige Militair, welcher den Fah-
geschworen hatte, also auch der dimissus militia
dieser durch ein Rescript Hadrian's rücksichtlich des
one militiae erworbenen Vermögens der Rechte des
um castrense genoß), bezeichnet Militia, castra
rklichen Kriegsdienst, nicht den bloßen Militairdienst
denszeiten [12]): so wird nach diesem Allen sich der
des **Peculium castrense** insonderheit und der
ter der Bestandtheile desselben, sowie er ursprüng-
r, von selbst ergeben. Man begreift darunter Al-
as der filius familias durch seinen Soldatenstand,
ei Gelegenheit desselben erworben hat und nicht
erworben haben, wenn er nicht Kriegsdienste gelei-
te [13]). Seiner ersten Bestimmung nach gehörte
eculium castrense unstreitig nur das, was ein
hn, als Miles im obigen Sinne, in dem wirkli-
riegsdienste (castra) erwarb — Peculium ca-
[14]). Späterhin rechnete man dazu nicht nur,
in castris per militiam, sondern auch, was er
ne militiae erworben hatte. Daher nennen die
so: 1) Alles, was er irgend woher an beweglі-
mittelbar zu seiner Ausrüstung gehörigen Sachen,
t erhält (militares res), z. B. Waffen, Kriegs-
., und Alles, was von res castrenses angeschafft
ist. 2) Diejenigen beweglichen Sachen, welche dem filius familias beim Abmarsch in den Krieg (eunti in militiam) zum Geschenke gegeben werden, indem von ihnen, wenn sie auch nicht ihrer Natur nach militares res sind, oder, daß sie zu Anschaffung solcher Gegenstände (ad comparandas res militares) bestimmt wären, ausdrücklich gesagt ist, dies Letztere und sonach castrensische Peculiennatur vermuthet wird. 3) Alles, was der filius familias in castris per occasionem militiae erwirbt, z. B. Sold und Beute, namentlich was er von seinen Kriegskameraden oder solchen Personen unter den Lebendigen, oder auf den Todesfall zugewendet erhält, mit denen er durch den Kriegsdienst in das diese Begünstigung erzeugende Verhältniß gekommen ist. Dafür, daß das Testament erst nach eingetretener Kameradschaft errichtet sei, soll im Zweifelsfalle die Vermuthung streiten. Andere Erbschaften und Legate, falls er sie auch während seines Kriegsdienstes erhielt, werden nicht peculium castrense, wenngleich dabei, daß er sie als solches erhalten solle, bedungen wäre. Aber gar nicht aus Vorstehendem fließend, sondern ein reiner Act der Willkür des Kaisers Hadrian [15]) ist die Verordnung, 4) daß der filius familias miles unbedingt und allgemein die testamentarische Erbschaft — nicht gültige Schenkungen, nicht Legate — von seiner Frau als Peculium castrense erwirbt [16]). Bei dem sonstigen Zustande des Kriegs- und Lehenwesens konnte allerdings auch noch die Behauptung aufgestellt werden, daß Lehengüter zum Peculium castrense gehörten [17]), während bei der jetzt ganz veränderten Natur des Erstern, und da die militairische Qualität der Lehengüter jetzt nur noch der Geschichte angehört, die gedachte Behauptung blos dann angenommen werden kann, wenn einer der eben erwähnten, das Peculium castrense charakterisirenden, Fälle bei ihnen eintritt [18]). Ein Curiosum der alten Zeit ist auch, daß Einige das Pathengeld (s. S. 398) zum castrense oder quasi castrense rechneten, weil es quasi in castris, im Kampfe mit dem zu exorcisirenden Teufel erworben sei [19]). Dem Haussohne gehört das volle Eigenthum am Pec. castrense, sodaß ihm auch das unbeschränkte Veräußerungsrecht daran zusteht [20]) und er in Bezug darauf ganz eine selbständige Person (sui juris) ist. Bei der väterlichen Erbschaft braucht der Sohn dies Peculium nicht zu conferiren, und die Gläubiger des Vaters haben keinen Anspruch daran. Der Vater hat nicht das Ademtionsrecht, er hat das einzige eigenthümliche Recht hier, daß ihm das Pec. castr. bleibt, wenn das Vermögen des Sohnes confiscirt wird [21]). Auch ist der Vater,

---

aut a. a. O. S. 7. Thibaut u. Schweppe a. a. O.
aut a. a. O. Gebrüder Overbeck a. a. O. 9. Bd.
1802.) S. 32. 8) c. 8. §. 1. C. de bonis quae lib.
. Glück a. a. O. §. 911. S. 390. 9) Schweppe
§. 653 a. E. S. 60. 10) Marezoll in der oft er-
Revision (Zeitschr. VIII, 1). S. 78. 11) Glück a. a.
b. §. 136. S. 248. 12) Wippermann a. a. O. S.
13) Schweppe a. a. O. §. 650. *Calvinus* l. c. p. 684.
rezoll a. a. O. S. 78.

15) Fr. 13 et 16. pr. D. de castrensi peculio (XLIX, 17). 16) Marezoll a. a. O. S. 106 fg. Wippermann a. a. O. S. 145 fg. Schweppe u. Glück a. a. O. Thibaut a. a. O. §. 250. Göschen a. a. O. §. 730. Nr. I. 17) *Walch* l. c. §. 15. p. 78. 18) Thibaut a. a. O. 19) Marezoll angez. Revision (Zeitschr. VIII, 2). S. 277. Not. 1. 20) Gauk a. a. O. S. 6. Man vergl. übrigens was darüber v. Löhr sagt: Einige Bemerkungen zu der Lehre von den Peculien eines filius familias in dem Archiv für die civ. Praxis. 10. Bd. 2. Heft. Nr. VII. S. 161 fg. 21) Thibaut a. a. O. §. 251, besonders Note l.

wenn der Sohn eines Curators rücksichtlich dieses Sondergutes bedarf, dazu auserlesen, und wenn Letzterer eine in das Peculium castrense gehörige Erbschaft ausschlägt, so kann sie der Vater, wie wenn er selbst dazu berufen wäre, antreten. Errichtet der filius familias miles ein privilegirtes Militairtestament, so stehen ihm auch rücksichtlich des castrensischen Peculiums die Privilegien eines solchen Testamentes zu. Sind aber die zu einem solchen Testament erforderlichen Voraussetzungen nicht vorhanden, so unterliegt auch das Pec. castr. ganz den gewöhnlichen Testamentsvorschriften [22]). So z. B. darf der Vater darin nicht übergangen [23]), es muß ihm wenigstens der Pflichtteil gelassen werden [24]). Ein mit Verlust der Ehre cassirter filius familias miles kann gar nicht über sein castrensisches Sondergut testiren, wogegen die Rechte des castrensischen Sonderguts auch dann nicht aufhören, wenn der Haussohn nicht mehr miles [25]), oder wenn er in die väterliche Gewalt eines Andern übergegangen ist. Er muß alle seine Gläubiger aus dem Peculium castr. bezahlen, wobei die creditores castrenses, d. i. diejenigen Gläubiger, welche mit der privilegirten Erwerbsart dieses Sondergutes im Zusammenhange stehen, den Vorzug haben, daß die vor Erwerb desselben gewirkten Schulden und die gegen den Vater dem Sohne obliegenden Verbindlichkeiten ihnen nachstehen. Da bei diesem Sondergute die väterliche Gewalt nach alle dem ganz aufgehoben ist, so können Vater und Sohn mit einander alle Rechtsgeschäfte in Betreff desselben, selbst Schenkungsverträge, sowie Fremde, schließen, ja sogar gegen einander Proceß führen [26]).

Was unter dem Ausdrucke Peculium quasi castrense (neuerlich auch castrense extraordinarium genannt) in vielen Pandektenstellen zu verstehen sei, wird in den Gesetzen selbst nirgends gesagt; daher sind mehre Conjecturen darüber aufgestellt worden [27]). Es entstand dieses Peculium dadurch, daß mehre nicht unter die Kategorie des Peculium castrense gehörige Gegenstände diesem ohne ein bestimmtes Princip gleichgestellt wurden. Als jetzt noch anwendbar kann die Lehre über das Pecul. quasi castr. wol blos angenommen werden in Bezug auf 1) allen Erwerb durch Ausübung eines öffentlichen nicht militairischen Amtes. Es kann dies Privilegium nicht ausgedehnt werden auf Erwerb durch Privatdienst beim Fürsten, oder durch Ausübung einer Wissenschaft, auch nicht auf das, was man zum Behuf eines öffentlichen Amtes oder der Wissenschaften erhält. Die Studienkosten gehören also nicht dahin; sie werden in den Gesetzen [28]) nicht zu diesem Sondergute gerechnet, sondern es wird rücksichtlich ihrer nur verordnet, daß sie nicht conferirt werden sollen, wenn nicht bewiesen wird, daß der Vater sie blos in der Absicht eines Darlehens gab. Zu diesem Peculium gehört aber 2) der Erwerb durch Advocatur, 3) jeder Erwerb eines Geistlichen, wenn er nicht Peculium profectitium ist, 4) Geschenke des Regenten oder der Gemahlin desselben [29]). Im Allgemeinen gilt der Grundsatz, daß auf das Peculium qu. castr. alle Grundsätze des castrensischen Peculiums anwendbar sind [30]).

Es ist rücksichtlich der Peculien oft die Frage aufgeworfen worden: für welche Vermögensart im Zweifel die Vermuthung streitet, wenn sich Sachen in den Händen des Vaters, oder des Hauskindes finden, deren Natur und Eigenschaft in jener Beziehung nicht ganz klar ist? So stellt sehr richtig diese Frage Marezoll [31]) und beantwortet sie in der Hauptsache dahin: Eine allgemeine Rechtsvermuthung darüber existirt gar nicht. Ist ungewiß, ob die Sache extrinsecus oder ex patris substantia herrührt, so ist sie als zum Vermögen des Vaters gehörig anzusehen, daher — fügen wir hinzu — auch zunächst, wenn sie einmal als Peculium constatirt ist, für Peculium profectitium zu halten. Ist zwar gewiß, daß sie der Sohn extrinsecus bekommen hat, aber ungewiß, woher und auf welche Veranlassung? so ist für die Adventitiennatur, nicht für die castrensische zu präsumiren. Wir stimmen dieser Ansicht aus den von Marezoll umständlich entwickelten Gründen bei. Ein Gegenstand häufiger juristischer Streitigkeiten ist die Frage gewesen, ob die Peculien als universitates juris anzusehen seien? Die verneinende Meinung möchte indessen wol als die jetzt allgemein anerkannte anzusehen [32]) und daher wol auch die Behauptung, daß in Bezug auf sie Universalklagen nicht stattfinden [33]) und die Succession in sie nicht als eine Universalsuccession zu behandeln sei [34]), die Oberhand gewonnen haben. Zu den schwierigern Fragen, worein die Peculienlehren eingreifen, gehört auch die über den Einfluß der, von dem Activvermögen der Haussöhne geltenden, besondern Grundsätze auf die Schulden derselben [35]) und über das damit zusammenhängende

22) Auf eine merkwürdige Paradoxie dabei macht aufmerksam v. Löhr, Civilistische Bemerkungen, in dem oft angezogenen Archiv f. d. civ. Prax. 7. Bd. 2. Heft. Nr. XV. S. 266. 23) Gebrüder Overbeck a. a. O. 2. Bd. (1786.) S. 158. 24) Gegen Glück a. a. O. S. 255. 25) Vergl. darüber auch Löhr, vorstehend allegirt. 26) Schweppe, Thibaut a. a. O. Wippermann a. a. O. S. 154 fg. Göschen a. a. O. Nr. II. 27) v. Löhr in den oben angezogenen Bemerkungen zu der Lehre von den Peculien, Archiv f. d. civ. Praxis. 10. Bd. 2. Heft. Nr. VII. §. 3. S. 175. 28) Fr. 50. D. fam. ercisc. (X, 2.)

29) Irrig ist wol die Meinung, welche solche Geschenke zum Pecul. adventitium extraord. rechnet, bei Walch l. c. §. X. p. 74. 30) Über die Entstehung dieser Art von Sondergut und wie sich die Materie nach und nach ausgebildet hat, vergl. Wippermann a. a. O. S. 149 fg. Über die vorgetragenen Grundsätze vergl. *Calvinus* l. c. p. 684. Thibaut a. a. O. §. 252. Schweppe a. a. O. Göschen a. a. O. §. 731. *Falkenaer*, De peculio quasi castr. vet. JCtis incognito (Lugd. Bat. 1780). 31) In der Revision (Zeitschr. VIII, 2). S. 280. 32) Hesse über Universitates juris und rerum, und über Universal- und Singular-Succession, im Archiv f. d. civ. Praxis. 5. Bd. 1. Heft. Nr. I. S. 11 fg. Mühlenbruch, über die sogenannte juris vel facti universitates, ebendas. 17. Bd. 3. Heft. Nr. 12. S. 338 fg. 354 fg. *Idem* obs. juris rom. Spec. I. (Regensburg 1818.) S. 2. 33) Zeitschrift für Recht und Gesetzgebung in Kurhessen. 1. Heft. (Cassel 1836.) S. 247. 34) Hesse a. a. O. S. 26 fg. Man vergl. übrigens die Geschichte der Succession in das Peculium vor der Novelle 118 in Grolmann, Magazin für die Philosophie und Geschichte des Rechts ꝛc. 4. Bd. (1820—1825.) 7. Abh. 35) Vergl. die diesfallsige Abhandlung von Fritz im Archiv f. d. civ. Praxis. 11. Bd. 1. Heft. Nr. II. S. 21 fg.

liche Separationsrecht für die Gläubiger der Pecu- namentlich des caſtrenſiſchen und quaſicaſtrenſiſchen [36]). önnen indeſſen, ohne die Grenzen dieſes Artikels zu reiten, darüber nur bemerken, daß dieſe für andere l füglich aufzuſparenden Fragen, inwiefern ſie nicht Vorſtehendem von ſelbſt erhellen, nicht blos nach den einen Grundſätzen der Peculien zu beurtheilen ſind, n auch nach den Geſetzen, welche in den angeführ- chriften beſonders herausgehoben werden. Übrigens in gemeines teutſches Geſetz die Peculienlehre we- geändert, wol aber ſind durch einige Partikular- dergleichen Veränderungen eingetreten, z. B. durch reußiſche Landrecht [37]), die kurheſſiſchen Geſetze [38]), das altpfälziſche Landrecht [39]) ꝛc. (*Buddeus.*)

PECUNIA. Daß dies lateiniſche Wort von pecu gangen ſei und zunächſt ein in Vieh beſtehendes thum und Vermögen, dann jedes Vermögen, zuletzt ers den Theil des Vermögens, welcher in Geld be- bezeichnet habe, iſt aus dem Wörterbuch bekannt. die Römer auch eine Göttin dieſes Namens (dea ia) verehrt hätten, melden nur einige Kirchenväter, rnobius (IV. p. 166. *Har.* [132]), Auguſtin (C. , 21); Juvenal aber (I, 113): etsi funesta Pe- templo nondum habitas, nullas Nummorum mus aras" bedeutet nicht, daß Pecunia zwar als verehrt werde, aber nur keinen eignen Tempel ſondern überhaupt, daß ſie kein öffentlich anerkann- egenſtand des Cult ſei; eine Stelle des Seneca (de provident. V, 3) beweiſt vollends nichts da- aß Pecunia als Gottheit verehrt worden ſei, was ngs von der Moneta richtig iſt. (*H.*)

PECZEL, Dorf in Niederungarn, Kreiſes diesſeit onau, peſther Comitats, liegt öſtlich von Peſth, hat meiſt reformirte Einw. und ein Schloß, auf wel- ſich eine große und beſonders durch eine reiche nlung von Bibeln ausgezeichnete Bibliothek befin- (*A. Keber.*)

PECZKA, 1) ein großer Marktflecken in Oberun- Kreiſes jenſeit der Theiß, arader Comitats, am , hat über 14,000 Einw. und beſteht eigentlich wei neben einander liegenden Flecken, Magyar P., nagyariſchen Einw. und einer katholiſchen Kirche Olah P., mit wlachiſchen Einw. und einer griechi- Kirche. 2) ein Marktflecken in Böhmen, Kreiſes ow, dem Religionsfonds gehörig, mit 160 Häu- iner Stiftskirche und einem Bergſchloſſe. (*A. Keber.*)

Peczori, ſ. Petschori.

PECZYNISZYNE, Marktflecken und Kameralherr- ſchaft im Königreiche Galizien, Kreiſes Kolomea, liegt am Soplowka, einem kleinen Nebenfluſſe des Pruth. (*A. Keber.*)

Peda, ſ. Pedum.

PEDACE, Caſale in der neapolitaniſchen Provinz Calabria citeriore. Sie gehört zu Coſenza und zählt 3000 Einw., welche Seiden- und Weinbau treiben, auch mehre Jahrmärkte unterhalten. (*Fischer.*)

PEDÄOS, ein Fluß auf der Inſel Cypern, deſſen Mündung Ptolemäus (V, 14) auf die Oſtſeite der In- ſel, zwiſchen das Vorgebirge Pedalium und Salamis ſetzt. Einige Ausleger des Ptolemäus wollten Pediäus leſen, welche Lesart auch Mannert (Th. VI, 1. S. 574) vorgezogen hat. (*Krause.*)

PEDAEOS, der uneheliche Sohn des Antenor, den aber Theano, aus Rückſicht für ihren Gatten, wie ihre eignen Kinder erzog; er fiel vor Troja, erlegt von Me- ges (*Homer.* Il. V, 69 sq.). (*H.*)

PEDAL, was die Füße angeht, hat in der Muſik zwei Hauptbedeutungen: erſtlich verſteht man darunter eine Claviatur für die Füße und zweitens Züge, die mit dem Fuße zur Veränderung der Töne getreten werden. Als eignes Fußtaſteninſtrument gehört es zunächſt und vorzüglich für die Orgel; als ſolches wollen wir es zuvörderſt behandeln.

Das Orgelpedal, alſo eine Taſtatur für die Fü- ße, wurde, nach allgemeiner Annahme, von Bernhard dem Teutſchen, Organiſten an S. Marco zu Venedig, erfun- den; das Jahr der Erfindung wird von den Allermeiſten auf 1470 und von Einigen um zehn Jahre ſpäter ge- ſetzt. In einer von beiden Angaben liegt ein Fehler. Entweder muß unter Bernhard dem Teutſchen ein ande- rer als der in Venedig angeſtellte Organiſt zu verſtehen ſein, oder die Zeit der Erfindung muß früher geſetzt wer- den. Denn nach dem Organiſtenverzeichniſſe, was den Archiven der Marcuskirche entnommen und von uns in der Leipz. allg. muſik. Zeitung mitgetheilt wurde, kann der Erfinder kein anderer ſein, als Maeſtro Bernardino, welcher am 3. April 1419 erwählt wurde und auf wel- chen ſchon am 15. April 1445 Bernardo Mured folgte. Seine Pedaltaſten wurden, wie ausdrücklich gemeldet wird, mit Stricken befeſtigt und mit dem Manuale ver- bunden, was auch in Italien lange vorherrſchend blieb. So berichtet noch Mattheſon in ſeinem „vollkommenen Kapellmeiſter" (Hamburg 1739) S. 466: „durch ganz Welſchland ſoll gebräuchlich ſein, das Pedal nur mit Draht an's Manual anzuhängen, ſodaß eigentlich nur ein einziges Clavier vorhanden iſt. Z. E. die Orgel in der St. Marcuskirche zu Venedig hat neun Stimmen: Sub-Principal-Baß, das F im Geſichte, 24 Fuß (mit dem gemeinen Mann zu reden). Tiefer geht es nicht. Principal 16 Fuß. Octava 8 F. Decima nona 3 F., iſt eine Quinte. Quintadecima 3 F. iſt eine Super-Octava. Vicesima secunda 2 F. (iſt eine Octave bis-composita). Vicesima sexta 1½ F. (ein Quintlein). Vicesima nona 1 F. (Octava ter composita). Flauto 8 F. Das iſt alles, und kein ander Clavier; ſondern

---

) Fritz, über Fr. 1. §. 9. D. de separationibus, im Arch. iv. Praxis. 12. Bd. 3. Heft. Nr. XVII. S. 328 fg. 37) . Tit. 2. Vergl. darüber Wippermann a. a. O. §. 33. 5. 38) Pfeiffer, Von dem Nießbrauche des Vaters und utter an dem eigenen Vermögen der Kinder nach teutſchem, ſonderheit kurheſſiſchem, Rechte, in des Verf. praktiſchen Aus- gen aus allen Theilen der Rechtswiſſenſchaft. 2. Bd. Nr. IV. 9 fg. 39) Über die älterliche Nutznießung an dem Ver- der Kinder, beſonders nach alt-pfälziſchem Landrechte ꝛc. in hnhorſt Jahrbücher des großherzogl. badiſchen Oberhofge- zu Mannheim (Mannheim 1823—1834). 2. Bd. S. 69.

das Pedal ist am Manual befestigt und gibt ebendieselben Töne von sich." — An der Verbesserung des für die Orgel so wichtigen Pedals wurde bald am lebhaftesten und glücklichsten in Teutschland gearbeitet. Nur eins war auch in unserm Vaterlande lange nicht wegzubringen, das war die sonderbare Untereinanderwerfung der Töne in der tiefsten Octave, wenn auch die Weglassung der halben Töne (Cis, Fis, Gis) in der Geldersparniß ihren Grund gehabt haben könnte. Dennoch hielt die Untereinanderwerfung der Tonfolge, und zwar auf verschiedene Art ausgeführt, bis in das 19. Jahrhundert an; ja in den allermeisten Orgeln Österreichs und Böhmens findet sich das Übel noch, was man wiederholt als einen Hauptfehler an den Orgeln verwarf. Um der verschiedenen Tonweglassungen willen wurde die Contra-Octave gewöhnlich die kurze genannt, was nicht selten noch geschieht. Ganz alte Orgeln fingen ihre Tonreihe auch wol noch mit dem großen A an, wie im System der Griechen, die aber doch wenigstens das G noch hinzugethan hatten. Diese alten, lange hartnäckig beibehaltenen Seltsamkeiten sind nun in neuern Orgeln weggefallen und gehören nun zu den Antiquitäten.

Da das Orgelpedal zur Führung des Grundbasses bestimmt ist, muß es natürlich auch größtentheils aus den tiefsten Stimmen bestehen, die aber einer möglich schnellen und deutlichen Ansprache wegen von höhern Stimmen unterstützt werden müssen. Die Hauptstimmen sind demnach 32-, 16-, $10\frac{2}{3}$-, 8-, $6\frac{2}{3}$füßig, welche von $5\frac{1}{3}$-, 4-, $3\frac{1}{3}$-, $2\frac{2}{3}$-, auch wol von 2füßigen Stimmen unterstützt werden. Der Grundton eines jeden Pedals muß 16füßig sein, da der Grundton in den Manualen 8füßig ist. Eine 32füßige Stimme muß daher mit den übrigen Pedalstimmen in einem solchen Verhältnisse stehen, daß sie dem 16füßigen Grundtone nur mehr Körper, Kraft und eindringende Würde gibt, ohne jenen zu unterdrücken.

Das Pedal kann gebunden oder frei sein, oder auch Beides zugleich. Gebunden ist es, wenn es seine Töne aus einem oder mehren Manualen entnimmt, entweder durch Verbindung der Pedal- und Manualtasten, oder durch solche Windkoppeln, bei denen sich an einer Windlade einander gegenüber zwei Windkasten befinden (s. Koppeln). In beiden Fällen sprechen nur diejenigen Stimmen an, welche im Manuale registrirt sind, und das Pedal hat dann weder eigne Registerzüge noch eigne Pfeifen, wenn ihm nicht noch nebenbei eine eigne Lade zur Benutzung einiger weniger Pedalstimmen, die ausschließlich für dasselbe sind, gegeben worden ist. Frei ist es, wenn es einzig und allein aus eignen Windladen spielt, in welchem Falle es seine eignen Pfeifenchöre und Registratur hat, also nach Freiheit und Wahl für sich registrirt werden kann. Gebunden und frei zugleich ist es, wenn es zwar seine Töne aus den beiden tiefsten Octaven der Manualpfeifen entnimmt, jedoch seine eigne Registratur hat, vermöge welcher es nach Wahl frei registrirt werden kann.

Wenn es der Raum zuläßt, werden die Pedalladen in den Flügeln der Orgel gelagert, nicht nur damit die Außenseite ein schöneres Ansehen durch die großen zinnernen Principalpfeifen gewinne, sondern auch des Tones wegen, der freilich wirksamer wird, als wenn diese Pfeifen im Hintergrunde der Orgel stehen, welche Stellung unvermeidlich ist, wenn es an Breite des Raumes gebricht.

Jedes Pedal, auch an der kleinsten Orgel, soll einen Umfang von zwei Octaven in chromatischer Tonfolge, also von C, Cis u. s. w. bis $\bar{c}$, oder noch besser bis $\bar{d}$ haben; auch darf ihm wenigstens eine 16füßige Labialstimme nicht fehlen, weil der Grundton des Pedals 16füßig ist. An größern Orgeln sind zwei derselben, eine gedeckte und eine offene, nöthig; noch größere erhalten zu diesen noch eine solche Zungenstimme, bei stärkerem Pedale Untersatz und Contraposaune. Kleinere als 4füßige Stimmen dürfen im Pedale nur zum vollen Werke benutzt werden, weil sie zu jung sind, als daß ihre Töne ohne widrigen Eindruck hervorstechen könnten. Bei mittelstarker Registrirung runden schon 8- und 4füßige, besonders wenn $5\frac{1}{3}$ dabei ist, die tiefen Töne hinlänglich ab.

Um größerer Tonstücke willen ist es zweckmäßig, den Pedalpfeifen eine weitere Mensur als den Manualpfeifen zu geben. Für größere Orgeln ist es wohlgethan, dem Pedale eigne Bälge und stärkern Wind als den Manualen zu geben, um der schnelleren, sicherern und vollerern Ansprache willen, die in so großen Pfeifen mit stärkeren Mitteln gewonnen werden muß. Den ersten glücklichen Versuch der Art machte der Orgelbauer Zacharias Tayßner 1700 an der Orgel zu Naumburg.

Endlich muß die Tonstärke des Pedals mit der Tonstärke der Manuale in einem solchen Verhältnisse stehen, daß zu jeder Registrirung sich ein Entsprechendes vorfindet. Ein gutes Pedal muß also nicht blos starke Stimmen zum vollen Werke, sondern auch verschiedenartig sanftere haben. Es ist daher besser, wenn das Pedal mehr Stimmen hat, als zum vollen Werke nothwendig sind. Man gebraucht die dazu überflüssigen für schwächere Registrirungen, um Übereinstimmung des Pedaltons mit dem Manualton hervorzubringen und verschiedenartige Tonfarben zu gewinnen. Musikdirector Friedrich Wilke in Neu-Ruppin, einer der ersten Kenner des Orgelwesens, dem auch ich, wie die Welt, Vieles über Orgelbau u. dergl. zu verdanken habe, erklärt es für zweckmäßig, wenn Bombarde 16 Fuß mit freischwingenden Zungen neben Posaune 16 Fuß mit aufschlagenden Zungen gesetzt würde, weil eben beide sehr verschiedene Tonfarben haben, die erste sich mehr einer mittelstarken Registrirung anschließt, die letzte dagegen im vollen Werke besser wirkt.

Die Pedalclaviatur oder Pedaltastatur, auch wol schlechtweg Pedal genannt, deren chromatisch geregelten Tonumfang wir schon angegeben haben, wird aus Eichenholz gearbeitet. Die Länge der Fußtasten beträgt zweckmäßig $1\frac{1}{2}$ bis gegen 2 Fuß, ihre Breite und Stärke $1\frac{1}{2}$ bis gegen 2 Zoll. Die Obertasten (die Ordnung ist wie im Manual) erhalten dicht am Vorsatzbrete einen ungefähr 4 Zoll langen, $1\frac{1}{2}$ bis 2 Zoll breiten und 3 bis $3\frac{1}{2}$ Zoll hohen Aufsatz, der ungefähr $1\frac{1}{2}$ Zoll, auch

wol 2 Zoll über die Untertaſten hervorragt und eine nach dem Vordertheile hin ein wenig abwärts laufende Richtung erhält, wodurch das Spielen derſelben erleichtert wird. Dieſer Aufſatz darf der Dauerhaftigkeit wegen nicht aufgeleimt ſein, ſondern die Taſte muß aus einem Stück gearbeitet werden. Ihr Fall beträgt etwa einen Zoll. Unter ihnen ſind gehörig ſtarke Federn angebracht, damit ſie nach der Entfernung des Fußes ſchnell wieder in die Höhe gehen; beſonders bedürfen ſie noch einer vorzüglich weichen und ſtarken Ausfütterung, damit ſie beim Gebrauche keit ſtörendes Geräuſch verurſachen. — Die Anlage jedes Pedals muß ſo ſein, daß die mittelſte c-Taſte unter der Manualtaſte c perpendicular zu liegen kommt; die Taſten dürfen nicht weiter von einander entfernt werden, als daß ein mittelgroßer Mann von der Mitte des Organiſtenſitzes aus, ohne zu rutſchen, ſowol die unterſte als die oberſte Taſte mit ſeinen Füßen bequem erreichen kann. Eine ſolche Taſtatur ſteht mit den Spielventilen (ſ. Ventile) auf gleiche Weiſe, wie die Manualtaſten mit ihren Spielventilen (ſie haben ein Druckwerk), oder auch ſo in Verbindung, daß ſie auf Winkelhaken geſchoben wird, an deren äußerem Arme die Abſtracten (ſ. d. Art.) befeſtigt ſind. Da das Pedal mit den Füßen geſpielt wird, ſo iſt eine öftere Reinigung deſſelben nöthig, damit der ſich ſammelnde Schmuz den gehörig tiefen Taſtenfall nicht hemme und die Scheiden, in denen die Taſten laufen, ſich nicht verſtopfen.

Das Pedaltaſtenbret oder Pedalbret iſt die auf der Pedaltaſtenleiſte aufrecht ſtehende Füllung, die dazu da iſt, die von den Pedaltaſten auslaufenden Abſtracten und Wellen zu bedecken und ſie gegen unnütze Hände zu ſchützen.

Die Pedaltaſtenfedern oder Pedalfedern ſind aus gehärtetem und ſtarkem Meſſingdraht verfertigte und mit 1½ mal gewundenem Auge verſehene Sprungfedern, welche unter die Pedaltaſten gelegt werden, der ſchnellern Hebung derſelben wegen, wie oben berührt wurde. Sie müſſen in einer Federleiſte laufen und ihre Schenkel in einer Vertiefung ſtehen, damit ſie ſich nicht ſeitwärts bewegen können und feſt ſtehen. Von ſchwächerem Drahte, auch mit 1½ mal gewundenem Auge verſehen, werden ſie in die Pedalwindkaſten (Pedalladen) geſetzt; diejenigen, welche unter die Spielventile der Manuale geſetzt werden, ſind von noch ſchwächerem Drahte und mit 2½ mal gewundenem Auge verſehen.

Die Pedalkoppel verbindet das Pedal mit einem oder mit mehren Manualen. Von den Pedalregiſtern iſt nichts zu erklären; jede Pedalſtimme muß ihr Manubrium haben. Alle übrigen Benennungen, z. B. Pedalkanzellen, Pedalmixtur u. ſ. f., werden unter ihren Hauptartikeln erklärt.

Nur das Pedallager mag noch beſchrieben werden. Es iſt das aus Kreuzholz gehörig in einander gefügte Geſtelle, worauf eine Pedalwindlade mit ihren Pfeifen und ihrem Zubehör gelagert wird oder liegt. Das erſte Erfoderniß iſt Feſtigkeit. — In unſern Tagen ſollte darauf Rückſicht genommen werden, daß auch die kleinſte Orgel ihr Pedal erhalte. Es gibt aber doch noch Gegenden, wo die Pedale oft genug fehlen, z. B. in den Oſtſeeprovinzen des ruſſiſchen Reiches.

Man hat auch Pedalclaviere, ſolche Clavierinſtrumente, denen eine ordentliche Pedaltaſtatur angehangen worden iſt. Es wird unter dem Clavier ein eigner Körper mit eigner Beſaitung angebracht. An dieſe ſtarken Saiten ſchlägt beim Niedertritt jeder Taſte ein bederter und gehörig feſter Hammer. Die Töne ſind 16füßig, alſo um eine Octave tiefer, als die 8füßigen. Dieſer Pedaluntersatz dient zur häuslichen Übung angehender Organiſten.

Bei dem Pianoforte (ſ. d. Art.) nennt man noch die Züge, deren nur zwei nöthig ſind, ein Forte- und Pianozug, Pedal, weil ſie mit den Füßen getreten werden. Die Fußtrittbreter oder Meſſingarme ſtehen mit etwas ſtarken Drahtſtangen, die zwiſchen einer Lyraform wie Saiten einer Lyra bis an den Körper des Inſtruments laufen und durch ihren Druck die im Inſtrumente angebrachten Vorrichtungen in eine andere Lage bringen zur Veränderung des Klanges. Vorzugsweiſe wird der Fortezug, welcher die über den Saiten liegende Dämpfung aufhebt, Pedal genannt und die Aufhebung der Dämpfer wird auch in allen neuern Clavierſätzen mit dieſem Worte bezeichnet, bis das Zeichen eines Sternes die Aufhebung der Dämpfer unterſagt. Ein geſchickter Gebrauch des Pedals gibt dem Pianofortespiel Leben und Reiz und nur vor dem Misbrauch, der jetzt häufig genug damit getrieben wird, hüte man ſich. Anweiſung zum rechten Gebrauche des Pedals ertheilt jede Pianofortesſchule. (*G. W. Fink.*)

PEDALHARFE. Was darüber unter dem Artikel Harfe bemerkt worden iſt, übergehen wir hier, nur noch Einiges hinzufügend. In neuerer Zeit hat man dem Teutſchen Simon Hochbrucker, aus Donauwerth, die Erfindung der Pedalharfe (1720), vielleicht nur aus Unkenntniß abzuſprechen geſucht und ſie einem Simon von Brüſſel um 1730 bis 1735 beigemeſſen. Es iſt damit ebenſo, wie mit der Erfindung der Buchdruckerkunſt; beide bleiben teutſche Erfindungen. Hochbrucker brachte an ſeiner vergrößerten Harfe zuerſt fünf eiſerne Fußtritte an, durch welche die Haken an die Saiten gedrückt wurden, um die zufälligen Halbtöne zu geben und in andere Tonarten umzuſtimmen. Couſineau fügte 1782 einen ſechsten Tritt hinzu, wodurch forte und piano hervorgebracht wurde. J. B. Krumpholz, ein Böhme, vermehrte die Pedale mit zwei neuen, um die Töne an- und abſchwellen zu laſſen nach Belieben, bis zum ſortissimo und bis zum Gelispel. Im J. 1797 erbaute C. W. Ferd. Binder in Weimar Harfen mit ſieben Tritten. Dieſe ſieben Tritte behielt der Teutſche Seb. Erard, der ſich in Paris niedergelaſſen hatte, bei in ſeiner neuen Harfe à double mouvement (doppelte Bewegung, ſodaß jede Saite zweimal um einen halben Ton erhöht werden kann). Auch dies wurde noch verſchiedentlich verbeſſert. Mit dieſen Verbeſſerungen ging Erard fort. F. J. Nadermann in Paris erklärte ſich gegen dieſe Doppelbewegung in ſeiner Harfenſchule: allein ſeit 1812 behielt die erſtere

die glänzendste Theilnahme unter den Franzosen und Engländern. Diese Harfen sind aber zu theuer, als daß sie sich auch in Teutschland, wo überhaupt das Harfenspiel nicht so beliebt ist, als in den genannten Ländern, weit verbreiten könnten. In London wurde eine Erard'sche Harfe mit 110 bis 160 Guineen verkauft.

(*G. W. Fink.*)

PEDALION, ein zwischen Ost und Süd die Grenze bildendes Vorgebirge der Insel Kypros, dessen Lage Strabon (XIV, 6, 682. *Casaub.*) von Ost nach Süd sich wendend, folgendermaßen bestimmt: „Dann folgt Arsinoe (Stadt und Hafen); dann ein andrer Hafen Leukolla, dann das Vorgebirge Pedalion, auf welchem sich ein rauher, hoher, trapezförmiger, der Aphrodite geweihter Rücken erhebt, bis zu welchem von dem Vorgebirge Kleides aus die Entfernung 680 Stadien beträgt." Dieser hohe Rücken ist jedenfalls der celebrirte Ort, welchen griechische und römische Dichter mit dem Namen Idalion (Idalium) bezeichnen. Er erscheint bald als waldige Höhe (in altos Idaliae lucos), bald auch als Stadt, das letztere bei spätern Auslegern (Vgl. *Theokrit.*, Id. XV, 100 dazu d. Schol. *Catull.*, Pel. et Thet. nupt. 96. *Virg.* Aen. I, 681 dazu *Servius. Lucan*, Phars. VIII, 716). Unleugbar ist es ein Irrthum, wenn Meurs und mit ihm Cellarius (orb. ant. III, 7. p. 271 Vol. II.) Idalium für das Vorgebirge selbst hält und den Namen Pedalium für nichtig erklärt. Die alten Geographen, namentlich Strabon (l. c.) und Ptolemäus (V, 13), nennen nur Pedalium, die Dichter nur Idalium: ganz natürlich, jene bezeichnen das Vorgebirge, diese den der Aphrodite geweihten Gipfel, jene halten das Geo- und Topographische fest, diese fassen den Cult und die Beziehung auf die Göttin der Liebe ins Auge. Wenn Strabon (l. c.) die Entfernung vom Promontorium Kleides bis zur bezeichneten Spitze des Pedalion 680 Stadien betragen läßt, so hat er die Messung der Küstenfahrt mit allen ihren Krümmungen in Anschlag gebracht. Der mathematische Ptolemäus dagegen (V, 13) gibt das Maß der geraden Linie, welches nur 500 Stadien enthält. Gegenwärtig führt dieses Promontorium den Namen Cap Grega, wie Pococke (Reise in d. Morgenl. ꝛc. II, 318) berichtet. (Vergl. Mannert Th. VI, 1. S. 575 fg.)

(*Krause.*)

PEDALIUM. So nannte van Royen eine Pflanzengattung aus der zweiten Ordnung der 14. Linné'schen Classe und aus der natürlichen Familie der Sesameen. Char. Der Kelch fünftheilig: die unteren Fetzen lang, der oberste sehr kurz; die Corolle fast rachenförmig, mit dreikantiger Röhre und fünflappigem Saume: die oberen Lappen sind kleiner, der unterste groß; die Staubfäden an der Basis drüsig-behaart, der fünfte schlägt fehl: die herzförmigen Zwillings-Antheren tragen an der Spitze eine Drüse; der Griffel fadenförmig, mit gespaltener Narbe; die saftlose Steinfrucht vierkantig, unregelmäßig oktaëdrisch, die vier Ecken der Mitte laufen in starke Dornen aus; die Nuß knochenhart, vierflügelig, mit harten, verwirrten Fasern bedeckt, dreifächerig: die beiden oberen Fächer enthalten je zwei in ein Häutchen gehüllte Samen, das untere Fach ist leer. Die einzige bekannte Art, P. Murex *L.* (*Gärtner* de fruct. t. 58. *Lamarck* ill. t. 538. Pedalium *Burmann* fl. ind. 139. t. 45. f. 2. Caca-Mullu *Rheede* hort. malab. 10. p. 143. t. 172), ist ein ostindisches, stark nach Moschus riechendes Sommergewächs mit aufrechtem, filzigem Stengel, eiförmigen, buchtig-gezähnten Blättern und einzeln in den Blattachseln stehenden, gestielten, gelben Blüthen. Die grünen Blätter, mit Wasser geschüttelt, machen dies schleimig; sie werden von den Hindu-Ärzten gegen Dysurie, Gonorrhöe und Wechselfieber angewendet. Adanson bezeichnete mit Pedalium (welcher Name sich zuerst bei dem Pseudo-Apulejus de herbarum virtutibus findet) eine ganz andere Gattung (Atraphaxis spinosa *L.*).

(*A. Sprengel.*)

PEDALMASCHI, ein türkischer Beamter, welcher die Rechte des Kaisers bei Erbschaften wahrzunehmen hat. Der kaiserliche Fiscus bezieht durch ihn 10 p. C. von jeder Erbschaftsmasse, zu welcher sich männliche Erben melden. (*G. M. S. Fischer.*)

PEDANEUS bedeutete bei den Römern theils, was das Maß eines Fußes enthält, theils hieß bei den classischen Juristen pedaneus judex der Richter, der nur über kleinere Sachen zu entscheiden hatte (vgl. *Ulpian* in Pandect. III, 1, 1. §. 6. *Paul.* XLVIII, 19, 38. §. 10). In den Zeiten des Gellius sprachen manche fehlerhaft auch pedanei senatores statt pedarii (*Gell.* III, 18. 10). (*H.*)

PEDANIUS, ein namentlich auf Inschriften häufig vorkommender römischer Männer-, wie Pedania ein Frauenname; im Gruter'schen Index finden sich Pedania Crescentina, P. Fortunata, P. Hedone, P. Julina, Pedanius Eucaristus, P. Euphron, P. Clemens, P. Latinus, P. Saturninus. (*H.*)

PEDANTERIE oder PEDANTISMUS nennt man einen geselligen Fehler, der nicht aus Mangel oder Schwäche der geistigen Kraft, sondern aus einer falschen Leitung derselben hervorgeht, der in aufgeblasener Anmaßlichkeit und Hochmuth, in einem versteiften Wesen, das eine gewisse äußere Würdigkeit sucht, besteht, einseitige und beschränkte Bildung verräth und der philistrigen Natur ziemlich nahe steht. Es ist ein Fehler, der nicht der Verachtung, wol aber wegen seiner Lächerlichkeit der Verspottung und höchstens bei freundlicher Denkenden dem Mitleiden ausgesetzt ist. Er ist nicht erst in den letzten Jahrhunderten entstanden, auch die früheren Zeiten haben ihn gekannt, nur der Name ist neueren Ursprungs. Wir wollen uns auf den Gebrauch dieses Namens beschränken und auf geschichtlichem Wege die wesentlichen Umgestaltungen des mit demselben verbundenen Begriffs während des 17., 18. und 19. Jahrhunderts verfolgen und namentlich die literar-historische Seite der Untersuchung hervorheben.

Die schwankende Orthographie (man findet noch jetzt zuweilen Pädanterei, Pädantismus) zeigt schon die Verschiedenheit der Ansichten über den Ursprung des Wortes an, für welches eigentlich erst in dem laufenden Jahrhundert die hier befolgte Schreibweise allgemeiner geworden ist. Ältere Gelehrte hielten das Wort Pedant bald

Mischling von griechischem Stamme mit französ= lexion; andere waren der Meinung, es sei im er aus einem lateinischen Worte gebildet, dessen Stamm nicht mit Gewißheit ausfindig gemacht önne, wie z. B. Adelung; wieder andere glaub= lateinischen Stamm entdeckt zu haben, nahmen zu omen proprium ihre Zuflucht, oder aber begnüg= mit der einfachen Angabe, es sei französischen h italienischen Ursprungs. Daß diejenigen, welche rt bis ins Mittelalter hinaufführen, ganz irren, h theils daraus, daß keiner der fleißigen Samm= mittelalterliche Latinität den Gebrauch desselben esen oder nur angemerkt hat, daß weder du nd seine Fortsetzer oder Bearbeiter noch der grund= G. J. Vossius in seinem Buche de vitiis sermo= lbe erwähnen, theils daraus, daß die zahlreichen r des 16. Jahrhunderts, die Verfasser der epi= bscurorum virorum, Ulrich Hutten, Erasmus ere dasselbe nie gebrauchen. Reimmann in der n Historia vocabulorum latinorum p. 122 drücklich, es sei neueren Ursprungs und erst im rhundert geprägt worden (vergl. *Noltenii* lexic. . p. 645). Da nun mit jenem Namen zuerst ptsächlich Schulmeister bezeichnet wurden, so lag an das griechische παῖς zu denken, einen Kinder= s ursprüngliche Bedeutung anzunehmen und da= ehemals übliche Orthographie zu sichern. Der Jurist Ulrich Huber[1]) hält es für unzweifel= ß Pädantismus aus paedagogismus durch Zu= iehung und Verderbung entstanden sei, wobei es bierig ist zu begreifen, durch welchen sprachlichen eine solche Umwandlung habe geschehen können. s leitet es von pedaneus ab und meint, es be= entlich magistrum pedaneum, einen Unterlehrer, nd, nicht auf dem Katheder sitzend, zu lehren die tung gehabt habe, wie denn auch in den römi= chtsquellen judex pedaneus für einen Unterrich= causa pedanea für eine vor diesem zu behan= Rechtssache gebraucht werde. Die wahre Ableitung endlich Chr. Aug. Heumann gefunden zu haben wickelte dieselbe in einem Briefe an den Literar= Stolle in Jena (Poecile Tom. II. P. I. p. 80 Weil nämlich Joh. Jovianus Pontanus in sei= aloge Charon (p. 1168) einen zu seiner Zeit in sehr berühmten Grammatiker Pedanus erwähnt, Vorwurf des später mit dem Namen Pedantis= eichneten Fehlers getroffen habe, so meint er, sei ne des Individuums auf die ganze Classe überge= nd der Fehler selbst Pedanismus genannt wor= oa in derselben Weise, in welcher der ehrliche Or= ei Horaz seinen Namen für alle an der Prügel= denden Schulmeister hat hergeben müssen. Allein n sieht leicht ein, wie mislich es ist, um der ein= n Etymologie willen die hergebrachte Form des zu verwerfen, und begreift nicht, auf welchem Wege sich jenes T so fest habe einnisten können. Des Scher= zes wegen möge Frisch erwähnt werden, der in seinem teutsch=lateinischen Wörterbuche (2. Th. S. 43) das latei= nische pedere als Wurzel annimmt, grade als ob in solchen Unfläthereien die Pedanterie sich zeige, oder man sich erlau= ben könnte, das Verstoßen gegen gute Sitten überhaupt mit dem gröbsten Verstoße zu bezeichnen und so gleichsam a potiori den Namen herzuleiten. Die Meisten stimmen darin überein, daß es ein französisches Wort ist; Ruhn= ken (Opusc. Tom. I. p. 119) sagt: utamur Gallico vocabulo, cum in lingua latina satis aptum huic rei nomen non invenimus, während unter den Franzosen selbst Einige, z. B. Roquefort (T. II. p. 192), es von dem italienischen pedante herleitet und dies auf das griechische παῖς zurückführt. Die Franzosen haben die ganze Wort= familie am weitesten ausgebildet, da sie nicht blos in Über= einstimmung mit dem Teutschen pédanterie und pédan= tisme, sowie das Adjectivum pedantesque (pedantisch), sondern auch ein Zeitwort pédanter gebrauchen, auf des= sen Bedeutung wir nachher zurückkommen werden.

Nach diesem echt pedantischen Excurs über den Ur= sprung des Namens wenden wir uns zu einer chronolo= gischen Aufzählung der Schriften, in welchen dieser Fehler ist behandelt worden. Michael Montanus ist der erste, welcher de paedantismo geschrieben hat[2]); aber seine Abhandlung beschränkt sich darauf, die Gründe zu suchen, warum die Gelehrsamkeit so häufig in Pedanterie ausarte, und erklärt diese Erscheinung daraus, daß nicht sowol Lust und Liebe zu den Wissenschaften, als vielmehr die gemeine Rücksicht auf zu hoffende Vortheile und sichern Gewinnst Motiv wissenschaftlicher Bestrebungen geworden sei. Wie unzureichend solche Erklärung sei, bedarf keines Beweises. Als der Professor Ulrich Huber in Franc= cker am 1. Juni 1678 das Rectorat niederlegte, that er dies mit einer oratio de pedantismo, welche theils in seine auspicia domesticarum exercitationum (Franeq. 1682) aufgenommen, theils hinter Chr. Thomasius' introductio ad philosophiam aulicam (Lips. 1688). p. 245—295 wieder abgedruckt und von ebendemselben in der „Hofphilosophie" ins Teutsche übersetzt worden ist. Hu= ber geht darauf hinaus, zu zeigen, mit welchem Unrecht der Vorwurf der Pedanterie ohne allen Unterschied den Für= sten und Vornehmen, welche ein gründlicheres Wissen er= streben, ferner allen Gelehrten und besonders den Lehrern gemacht werde und beweist dann ziemlich umständlich, daß seine Definition des Pedantismus als doctrina fastu, ficta virtute ineptoque judicio corrupta auf alle Fa= cultäten und alle Stände passe. Der Prediger, der auf der Kanzel die Stellen der h. Schrift nach dem hebräischen oder griechischen Urterte anführt und dazu gar Belege aus den classischen Schriftstellern des Alterthums häuft; der Jurist, der in seinen gerichtlichen Schriften immer mit den lateinischen Citationen der alten Rechtsquellen um sich wirft und jene durch lateinische Phrasen und Sätze

aedantismi vocabulum ex paedagogismo corruptum esse abium videri potest. p. 264. ed. *Thomas.*

2) Quem unicum mihi locum de hoc argumento scriptum inter veteres atque recentes auctores videre contigit, sagt Hu= ber. S. 263.

unverständlich macht; der Arzt, der am Krankenbette durch lateinische und griechische Namen und Sprüche sich den Anstrich eines tiefern Wissens zu geben trachtet, ist ebenso gut Pedant als es ein Philolog und Philosoph nur immer sein kann. Wer sein Wissen in unverständliche Formen einhüllt und es dadurch dem Verständniß der größern Menge entzieht, ist ein Pedant; wer sich gegen jede abweichende Meinung auflehnt, mag dies durch vornehme Verachtung des anders Denkenden und Nichtbeachtung seiner Gründe oder durch lauten und heftigen Widerspruch geschehen, ist ein Pedant; wer sich auf gewisse Gegenstände erst geflissentlich vorbereitet, sie zur Sprache zu bringen sich abmüht und dann die kaum errungene Weisheit zur Schau trägt, ist ein Pedant. Man wird hieraus ersehen, daß der Begriff zu eng gefaßt und dabei nur an gelehrte Pedanterie gedacht ist — ein Fehler, an welchem auch alle übrigen Schriften leiden. Huber's Ansicht erhielt sich lange Zeit; denn Chr. Thomasius, der in seiner philosophia aulica das 16. Capitel de paedantismo überschrieben hat, begnügt sich in demselben Huber's Rede in 16 kurzen Paragraphen zu excerpiren und den Begriff des Pedantismus also zu definiren p. 242: imprudentia cum fastu et opinione prudentiae conjuncta. Ebenso hat Mich. Lilienthal in dem 1713 erschienenen Buche de Machiavellismo literario p. 80. 109. 125 nur Excerpte gegeben und mehr wird auch in Just. Christ. Böhmer's zu Helmstedt 1709 erschienener prolusio nicht stehen, obschon sie dem Verfasser nicht zugänglich war. Baillet in seinen Jugemens des Sçavans (Tom. I. P. I. §. 2) ist doch einen Schritt weiter gegangen, da er auch eine pédanterie cavalière aufstellt. Was le Clerk in den Parrhasianis (Tom. I. p. 250) und Stadel in der epistola de circumforanea literatorum vanitate [3]) geben, nützt wenig. Im J. 1725 erkannte Heumann als Pedanten an literatores, qui cum ingenio abundent et doctrina, virtute careant et prudentia, und hielt sich dabei von dem Fehler der Vorgänger, die nur einen Fehler der Gelehrten darin erkannten, ebenfalls nicht frei. Die Zedler'sche Universalencyklopädie (i. W. Pädanterey) theilt dieselbe schon ein „in eine gelehrte, die unter den Gelehrten oder doch wenigstens gelehrt sein wollenden herrschet, und in eine ungelehrte, womit diejenigen, die mit unfreien Künsten umgehen, behaftet sind." J. S. Brendel schrieb 1737 de pedantismo et galantismo utroque scholis noxio ein Programm, das einzusehen mir nicht vergönnt war. Als Ruhnken im J. 1761 zu Oudendorp's Nachfolger in der ordentlichen Professur der Geschichte und Beredsamkeit ernannt wurde, trat er sein Amt mit der viel gepriesenen und namentlich in stylistischer Hinsicht mit vollem Rechte bewunderten Rede de doctore umbratico an, mit welchem Petronianischen Ausdrucke er nichts anderes als einen Schulpedanten bezeichnen und in manchen Zügen namentlich den leydener Rector Augustin Staveren charakterisiren wollte [4]). Je bekannter dieses Meisterwerk moderner Latinität geworden, je leichter es jedermann zugänglich ist, um so eher kann es uns hier der Mühe einer genaueren Inhaltsangabe überheben. Im J. 1765 schrieb G. Chr. Hartes zu Coburg de pedantismo philologico (sect. I.) ein Programm, das auch in seine opusc. aufgenommen ist, sind aber dieses Fehlers Gründe nur theils in nimia arrogantia und superbia, theils in dem nimio novi studio. Im J. 1780 erklärt der Verfasser des Artikels in der Diderot'schen Encyklopädie: un pédant est un homme d'une présomption babillarde, qui fatigue les autres par la parade, qu'il fait de son savoir, en quelque genre que ce soit, et par affectation de son style et de ses manières. Ce vice de l'esprit est de toute robe: il y a des pédans dans tous les états, dans toutes conditions, depuis la pourpre jusqu'à la bure, depuis le cordon bleu jusqu'au moindre bonnet doctoral und bestimmte damit das Wesen der Pedanterie in den bedeutendsten Zügen am besten. Joh. Georg Schlosser's kleine Schrift „über Pedanterei und Pedanten, als eine Warnung für die Gelehrten des 18. Jahrhunderts" (Leipzig 1787) und Christ. Gottl. v. Murr Satyra in pedantismum, thrasonismum et charlataneriam semieruditorum (Norimberg. 1789) beziehen sich auch blos auf die gelehrte Pedanterie. Seit jener Zeit ist dieser Fehler nicht Gegenstand einer besondern Untersuchung geworden, weil er immer mehr verschwunden ist und nur noch hier und da sich herausstellt. Eine neue Erörterung, die von gründlicher Kenntniß der Gelehrtengeschichte begleitet wäre und mit dem nöthigen Humor angestellt würde, dürfte ebenso verdienstlich als ergötzlich sein.

Zunächst kommt dieser Fehler häufig bei Schulmännern vor und Pedant ist bei ihnen ein Synonymum von dem nur etwas mehr Verachtung ausdrückenden Schulfuchs. Die Franzosen nennen pédants: ceux qui enseignent les enfants und gebrauchen das Zeitwort pedanter für enseigner dans les colléges. Den pedantischen Schulmann charakterisirt zunächst die Zurückgezogenheit von dem Verkehr mit der Welt, von dem geselligen Leben und Treiben; er bannt sich auf sein Studirzimmer und flieht die Menschen, die er verachtet. Die Abweichung von den socialen Sitten und Gebräuchen soll ihm Würdigkeit verleihen, ernste und strenge Mienen, steifer Gang, bestimmte Kleidung, ehemals der unvermeidliche Zopf, scheinen ihm unentbehrlich. Tritt er in die Gesellschaft, so weiß er sich nicht in dieselbe zu finden, seine Manieren sind linkisch, seine Bewegungen steif und unbeholfen, überall stößt er an. Die Abgeschlossenheit erzeugt Hochmuth und Dünkel. In seinem Amte und seinem Benehmen gegen die ihm anvertraute Jugend ist er difficilis, querulus, laudator temporis acti se puero. der Prügel steht in hohem Ansehen, ein Verstoß gegen Grammatik ist schlimmer als eine Sünde, ein prosodischer Schnitzer unverzeihlich. Seine gelehrten Arbeiten beschränken sich auf Kleinigkeiten, in deren Erörterung er das Höchste geleistet zu haben vermeint. Solche Leute waren sonst sehr häufig, jetzt ist die Classe ausgestorben und nur selten finden sich Überbleibsel davon. Die Vernichtung der

[3]) Abgedruckt bei *Menken*. De charlataneria erud. p. 202 der 2. Ausg. [4]) s. *Wyttenbach*. vita Ruhnken. p. 90. *Bergmann* Praef. opusc. *Ruhnken*. p. XVIII.

und Zöpfe, die Emancipation des Lehrerstandes Joche geistlicher Ephoren und Inspectoren, die eines neuen Standes, der die Quälereien des es nicht mehr als Durchgangsperiode zu der Ruhe istlichen Amtes betrachtet, haben hier den wohln Einfluß geübt. Dabei ist aber nicht zu leugß einige Anlage und Neigung zum Pedantismus n Charakter eines guten Schulmannes kaum geu denken ist; sie wird der Ordnungsliebe und Zucht der Jugend höchst förderlich sein. Wenn ihn für schädlich erklärte, so steht dieser Ansicht ie Erfahrung, theils die Auctorität eines ausgen Gelehrten und tüchtigen Schulmannes [5]) entger behauptet: „habe ich die Wahl zwischen eininen Pedanten oder einem reinen Humoristen, ich doch den ersteren: jener wird in puncto der z, dieser in puncto der Freiheit des Guten zu n; nun ist's aber für den Übergang von pedantidnung zu genialer Freiheit bei Empfang des Maeugnisses gewiß noch nicht zu spät, dagegen nach ssener Freiheit gewöhnt sich's schwer noch an Ord- Anstalten, die in klösterlicher Abgeschiedenheit linge halten, bedürfen der Pedanten am meisten; r denkende, genialere Gelehrte wird sich immer m die strenge Ordnung gewöhnen, sich durch diengt fühlen und dadurch in eine Unzufriedenheit , die ihm und seinem Amte nur hinderlich ist. Anstalten haben auch wesentlich die Pedanterie und namentlich die Unbeholfenheit im gesellschaftVerkehr, die bei manchen Gelehrten sich findet, et. Der Name Schulfuchs ist jetzt außer Cours n und kaum bedürfte es noch einer so gut geund gründlich durchgeführten Rechtfertigung, als ts in dem Jahre 1614 von dem jena'schen Pro-. Heider in zwei langen Reden, de vulpeculis ticis (68 S. in 4.), geliefert worden ist.

gt nun das Wesen der Pedanterie in der Hochvon Kleinigkeiten, in dem Hochmuthe, der neben ts will gelten lassen, in der damit verbundenen denheit der Behauptungen und Geringschätzung ersprüche, so versteht es sich von selbst, daß auch übrigen Classen der Gelehrten Pedanten sich finMan denke nur an die Theologen des vorigen und en Jahrhunderts zurück, die ihrer Anmaßung und eistlichen Hochmuthe keine Grenzen zu setzen wußin zahllosen Schriften, deren Titel schon uns Lächeln abnöthigen, die unbedeutendsten Dinge rflüssigsten Fragen mit einem großen Aufwande von mkeit behandelten und dazu jede Berührung mit n Freuden mieden wie Feuer. Und war es etwa übrigen Fachgelehrten anders und besser? Die auch hier reformirend aufgetreten. Aber selbst smänner, Künstler, Krieger, Hofleute, Diplound selbst Fürsten können Pedanten sein, wenn sie sich lange Zeit in einer und derselben Wirkungssphäre bewegt haben und nun auf alles, was darin vorkommt oder Brauch ist, ein ungemeines Gewicht legen, an Formen, Ceremonien, Etikettenbestimmungen mit ungebürlicher Festigkeit hangen und darnach allein alles abschätzen. Wer immer in dem eingefahrenen Gleise bleibt, nie sich aus demselben herauswagt, der ist ein Pedant, er mag sich in einem Lebenskreise bewegen, welcher es auch sei, ja man könnte gradezu behaupten, daß unter den Gelehrten jetzt nicht mehr Pedanten sich finden als unter den übrigen Gliedern der Gesellschaft. Sogar Frauen können pedantisch sein, obschon das weibliche Geschlecht von der Natur schon mit einem feinern Gefühl und richtigerem Takt begabt ist und namentlich in Bezug auf die geselligen Formen sie die besten Lehrerinnen sind. Eine kleine Pedanterie einer schönen Frau erhöht ihren Reiz. Reisen und Umgang werden die besten Mittel gegen den Pedantismus sein, der übrigens der moralischen Würdigung nur insofern unterliegt, als durch ihn Manches unterbleibt, was bei freierer, genialer Ansicht verfolgt und erreicht werden könnte. — Der Anführung von Beispielen haben wir uns absichtlich enthalten; die Masse des Stoffes würde bei dieser flüchtigen Darstellung uns überwältigt haben. (*F. A. Eckstein.*)

PEDANTERIE in der Malerei zeigt sich in Färbung, Gestaltung und Behandlung. Der Pedant legt zu viel Gewicht auf die eigenthümliche Farbe der Dinge. Er vergißt, wie gewöhnlich, das Ganze über dem Einzelnen; er faßt den Grundton, die Alles verschmelzende Beleuchtung, die durch wechselseitige Reflexe bewirkten Farbenähnlichkeiten gar nicht auf; er weiß, daß die Bäume braungrün sind, der Himmel blau, der Felsen bunt, das Fleisch blaßroth, und daß man Weiß und Schwarz vermeiden muß in Flächen anzuwenden, weil das unnatürlich ist. So steht sein Gemälde als eine Composition im eigentlichen Sinne des Wortes da, als eine Mosaik; jeder Gegenstand ist für sich, und Alles drängt sich todt und kalt an einander; die Farben zeigen eine gewisse Rohheit; Nichts ist weich, und Nichts hart, die Felswand und das Fleisch scheinen von gleicher Consistenz.

In der Gestalt ist Alles gemessen; sehr richtig gezeichnet, aber leblos, einförmig; Verkürzungen kommen vor, aber mehr in den hergebrachten Formen, ohne Bedeutung für die gegenwärtige Handlung; Alles Kühne, Auffallende ist ängstlich vermieden; die Gewandfalten liegen symmetrisch, oder in sehr künstlicher Unordnung; die Bäume sind einförmig, und je nach dem vom Maler liebgewonnenen Musterbaume, wie Geranienblätter, wie Braunkohlstauden, mit sehr spitzem Gipfel auf tiefer, breiter Krone, oder mit hohem Stamme, spärlicher Belaubung und breiten, überhangenden Gipfelästen. Die Gruppirung ist noch auffallender. Die Landschaften sind terrassenförmig oder coulissenartig angeordnet, im Mittelgrunde zeigen sich häufchenähnliche Gruppen; der Vordergrund bildet ängstliche Gitter, damit von dem Hinterliegenden so viel als möglich kund werde. Die Menschengestalten fügen sich sonderbar zusammen; wo möglich zu Dreien, indem die mittlere steht, die eine seitliche sitzt,

Es ist Ludwig Döderlein in Erlangen, in dessen pädagogiMerkungen und Bekenntnissen S. 4. die angezogene Stelle .

und die andere sich anlehnt; oder indem die mittlere sitzt, die eine seitliche sich liegend anlehnt, und die andere sich bogenruinenartig über die dualistische Gruppe beugt. Diese Dreieinheiten werden wo möglich von einem Baume beschirmt sein, doch so, daß sie ganz beleuchtet sind, während einige andere Gestalten in weiterem Hintergrunde sich im Schatten befinden. Ist der Maler genöthigt, ein Gedränge von Menschengestalten darzustellen, so werden sich die einzelnen Leibesglieder und Partien mosaikartig an einander setzen: in den Winkel eines gebeugten Armes wird ein Gesicht passen; unter dem Rande eines kurzen Rocks oder Mantels wird ein Kind stehen: sollte ja ein Gesicht querdurch halb verdeckt werden, so wird die Decke an Regelmäßigkeit einer Halbmaske gleichen.

Was die Behandlung betrifft, so sind hier besonders drei Fehler bemerklich. Entweder wird aller schroffe Abstand zwischen Licht und Schatten so sehr vermieden, daß alle Flächen gelockt (s. d. Art.) erscheinen; oder eine unziemlich feine Schraffirung bringt trotz aller, oft sorgfältig vermiedenen Weichheit der Übergänge einen nicht unähnlichen, aber noch unangenehmeren Zustand hervor; oder endlich das Bestreben, jede Oberfläche in ihrer eigensten Erscheinung darzustellen, wirkt ebenso absondernd für alles Einzelne, wie wir es oben dem Colorit schuldgegeben haben.

Alle diese, hier als Fehler bezeichneten Eigenheiten können doch, unter Umständen, dazu beitragen, einem Gegenstande den Ausdruck einer gewissen Naivetät zu verleihen, und sich selbst als wohlgehörig und integrirend darstellen. Wir möchten etwas Ähnliches, wenngleich nicht vollkommen, in einigen Gemälden des Albrecht Dürer wiederfinden. Wir erkennen hier in Färbung und in der Zeichnung des Einzelnen die meisten der angeführten Dinge; die Behandlung aber, mit ihrem Anstreichen und Tünchen, und der durch schwarze Striche bewirkten räumlichen und perspectivischen Abgrenzung, macht einen so eigenthümlichen Eindruck, daß das Übrige fast überstimmt wird.

Am wenigsten kann die beschriebene Pedanterie in der Landschaftsmalerei ertragen werden, während der Historienmaler, wenn auch den Fehlern unterthan, solche Compositionen liefern kann, die zwar nicht den Anforderungen der Kunst entsprechen, aber anziehend, und selbst in gewissem Sinne befriedigend sein können. Es hat oft mit diesen Gemälden eine ähnliche Bewandtniß, als mit den spießbürgerlichen Gedichten, von deren Verfassern Goethe sagte: „Wenn wir es als Vorzug des Menschen anerkennen, daß er mit Bewußtsein Mensch ist, so hat der Verfasser darin einen sehr großen Vorzug, daß er mit Bewußtsein ein nürnberger Philister ist."

Es läßt sich aus dem Angeführten abnehmen, daß die Eigenheiten, welche Pedanterie in der Malerei begründen, in gewissen Fällen, namentlich für manche, der Kunst nicht integrirend angehörige, aber doch nicht verwerfliche Zwecke sehr dienlich sind. Indem wir sehen, daß der Pedant nicht geneigt ist, das Einzelne dem Ganzen aufzuopfern, so begreifen wir, wie er nicht allein von aller skizzenhaften Darstellung fern bleibt, sondern auch eine große Idee nie gehörig verkörpern kann, indem eine solche die ihm habituellen Zusammensetzungsmethoden nicht verträgt. In den meisten derartigen Fällen ist aber nur ein extremes Urtheil möglich, und wir müssen, um nicht ungerecht zu werden, der altteutschen Baukunst gedenken, welche wol nicht ganz von Pedanterie freizusprechen ist, und doch so ungemein herrliche, ursprüngliche und trotz aller Zusammensetzung einfache, ganze, wie aus einem Samen gewachsene Riesengestalten geschaffen hat.

Die Pedanterie gehört heute zu den Seltenheiten in der Malerei: viel häufiger verfallen Künstler in den umgekehrten Fehler, daß sie über dem idealen oder räumlichen Ganzen das Einzelne über Gebühr vergessen. So sehen wir in einem Gemälde von Cornelius (gezeichnet), der „Entführung der Helena," den Unterschenkel der einen verfolgenden Eumenide ganz unziemlich zu kurz bestimmt, damit der Fuß nicht außerhalb des gegebenen Raumes gerathe. Wir können jedoch eine solche Rücksicht ebenso wol einer Pedanterie zuschreiben, weil sie das Wesentliche dem Unwesentlichen aufopfert, und die Abneigung des Künstlers bezeichnet, von der hergebrachten Form abzuweichen.

Die Alten stehen hier wieder ganz musterhaft vor uns. Der herrliche Kopf des Rosses der Nacht, welcher unter den Eginetischen Marmoren gefunden wird, ragte höchst wahrscheinlich mit seinen Kiefern über den untern Rand des Frontispices heraus, und in einer Gruppe sehen wir noch, wie eine weibliche Gestalt mit ihrer Schulter an der Brust einer andern lehnend, anatomisch erwogen, den größten Theil des oberen linken Lungenflügels, sammt den Herzvorkammern mit ihrer Schulter verdrängt; dennoch ist die Gruppe unvergleichlich, und nur dem curiosen Kritiker kann das Fragliche vor Augen kommen, erweckt aber dann nur Bewunderung statt Tadel.

Über die Farben- und Gestalten-Pedanterie haben wir uns jetzt gar nicht zu beklagen, es scheinen vielmehr auch hier die Farben oft zu willkürlich ihrer Eigenthümlichkeit entzogen und einem allgemeinen Princip untergeordnet. Nicht minder sehen wir den Vordergrund ganz rücksichtslos sich vor die Augen drängen, wodurch wol in vielen Fällen, aber nicht in den meisten, der sehr löbliche Zweck, mehr vor die Phantasie zu stellen, als vor die Augen, erreicht wird.

Es ist noch eine Eigenheit des Pedanten, daß er sich in seinen Bestrebungen, Wahrnehmungen und ganzen Lebensverhältnissen von dem großen Haufen abzusondern trachtet. Daher kommt die oft ganz unnatürliche Darstellung. Es gehört hierher die Bemerkung von Goethe, daß junge Landschaftsmaler, wenn sie aus Italien kommen, ein außerordentlich grelles Colorit üben, das Grün maigrün und den Himmel kobaltblau malen. Wenn Goethe fragte, weshalb sie so malten, so erhielt er die Antwort, „sie hätten es so gesehen." Freilich lassen diese Facta noch eine andere Deutung zu, und erinnern uns, daß Manches, was als Pedanterie erscheint, diesen Namen nicht ganz eigentlich verdienen mag, weil die den Begriff bestimmende psychische Basis fehlt. Es kann nämlich vom Künstler der Gegenstand wirklich so gesehen

, wie er ihn darſtellt, und wir können ihn dann en Sub- oder Halb-Pedanten nennen, weil er ſich ier ſubjectiven Anſicht, ſei ſie ſinnliche oder geiſtige ung, nicht gebürlich zu den nöthigen Abſtractionen kann. Wir ſehen hier die Pedanterie etwas mit ürlichen Subjectivität zuſammenfallen, und erin- s der Goethe'ſchen Worte:

„Will ich euch aber Pedanten nennen,
„Da muß ich mich erſt beſinnen können.
—
„Wenn ich es recht bei Licht beſah,
„Einer ſteht dem Andern ſo nah —
„Am Ende ſind wir Alle Pedanten."

ben wenigſtens verſchiedene Gattungen der künſt- Manier, ſo weit ſie unangemeſſen erſcheinen, unter hſt paſſende Kategorie bringen müſſen.
(*G. O. Piper.*)

DARII. So hießen bei den Römern gewiſſe en, und zwar ſcheint das gewiß zu ſein, daß nit Senatoren von geringerer Stellung bezeichnet ur das iſt zweifelhaft, welcherlei Claſſe geringerer en damit gemeint waren, und weshalb ſie dieſen hatten; aus Gellius (III, 18) ſieht man, daß da- ter den römiſchen Juriſten und Antiquaren ſelbſt cht ſehr getheilt war; die Einen meinten, es wä- ie Senatoren, welche noch keine curuliſchen Wür- eidet hätten und daher nicht auf einer sella cu- ondern zu Fuß in den Senat gekommen wären; daß ſo die, welche durch ihre Ämter ein Recht t Sitz im Senate gehabt hätten, aber noch nicht Wahl der Cenſoren zu Senatoren erhoben wor- en; endlich Andere, es wären ſo die letzten im enverzeichniß (qui in postremis scripti erant) worden, welche nicht ſpeciell um ihre Meinung worden, ſondern nur berechtigt geweſen wären, von den oberen Senatoren ausgeſprochenen An- eizutreten. Misbräuchlich nannte man ſpäter dieſe tglieder pedanei senatores. (*H.*)

DASA, eine alte Stadt in Karien, welche jeden- n zur Zeit des Herodot exiſtirte, da er von Pe- redet. Nachdem Darius Hyſtaspis die Bewoh- ts hinweggeführt und am rothen Meere angeſie- ie Stadt hingegen mit ihren Ebenen perſiſchen n übergeben hatte, ließ er die Gebirgsgegend da- den kariſchen Pedaſeern (*Καρσὶ Πηδασεῦσι*) in hmen (*Herod.* VI, 20). Im Verlauf der ſpä- war dieſe Stadt mit mehren andern in die Ge- Makedonier gekommen. Als der Friede zwi- m und dem König Philipp von Makedonien zu gekommen war, gehörte zu den Bedingungen auch mit ſieben andern kleinaſiatiſchen Städten auch in den Stand ſeiner frühern Freiheit reſtituirt (*Liv.* XXXIII, 30. cf. *Polyb.* Leg. IX). Wie (XIII, 1, 611 *Cas.*) berichtet, lag dieſe Stadt n Gebiete der Halikarnaſſier und hatte bereits r Zeit ihre Blüthe verloren. Sie führte dann nen „Pedaſon" und war nur noch ein kleines n im Bezirke der Stratonikeier, denen es wäh- rend ihrer Glanzperiode zugefallen war. Die Landſchaft ſelbſt hieß Pedaſis (*Strab.* l. c.). Plinius (H. N. V, 29) zählt Pedaſa zu den ſechs Städten, welche Alexander der Große mit dem Gebiete von Halikarnaſſos vereinigte. (*Krause.*)

Pedason, ſ. Pedasa.

PEDASOS (*Πήδασος*). 1) Ein Trojaner, Bruder des Äſepos, Sohn der Abarbaree und des Bukolion, wurde mit ſeinem Bruder von Eurypalos erlegt (*Homer.* Il. VI, 20 sq.). 2) Ein Pferd des Achill, der es dem Eetion abgenommen hatte, und zwar eins, was an der Leine ging; es war ſterblichen Urſprungs, hielt aber gleichen Schritt mit den unſterblichen Pferden des Achill. (Ibid. XVI, 152 sq.) (*H.*)

PEDATA nennt man neuerdings diejenigen Holothurien, denen die geſtielten ausſtülpbaren Saugſcheiben zukommen, welche als Bewegungsorgane benutzt werden und bald auf der ganzen Oberfläche, bald blos auf der unteren bemerkt werden. Sowol hiernach, als auch nach der Stellung der Saugſcheiben in Reihen (Pentactes) oder in unbeſtimmter Ordnung (Holothuria), theilt man die Gruppe in mehre Sectionen (ſ. d. Art. Holothuria). (*Burmeister.*)

PEDATRITÄ, ſonſt unbekannt, werden von Plinius (H. N. VI, 23) als kleines Völkchen in Indien aufgeführt. (*Krause.*)

PEDDA BELAPUR, eine der größern Städte in der ſeit 1799 von den Engländern errichteten Nabobſchaft Myſore (Vorderindien, Präſidentſchaft Madras), deren Häuſer ſich auf 2000 belaufen ſollen. Da die Einwohner zum Theil aus Muhammedanern, zum Theil aus Hindu beſtehen, ſo findet man zahlreiche Moſcheen und Pagoden, und ſtehen Handel und Fabrikweſen hier gleich nicht ſo hoch, wie zu Bangalore, ſo ſind ſie doch nicht ganz unbedeutend und der erſtere würde ſich bald heben, ſobald ihm die Regierung durch Anlegung von Verbindungswegen zu Hilfe kommen wollte. (*Fischer.*)

PEDDAPOOR, vorderoſtindiſche Stadt, welche vorzüglich durch den Sieg berühmt geworden iſt, welchen die Engländer 1758 hier über die Franzoſen davon trugen, indem ſie ſich durch denſelben ihre Herrſchaft in Oſtindien ſicherten. Sie liegt in den nördlichen Circars, Provinz Rajamundry, Präſidentſchaft Madras, und zeichnet ſich durch ihren Zuckerbau aus. (*Fischer.*)

Peddersinsel, ſ. Mulgravesinseln.

PEDDIG nennt man in einigen Gegenden im gemeinen Leben das innere Mark der Bäume, und analog auch den Eiterſtock bei Geſchwüren. (*Fischer.*)

PEDEE, Fluß in den vereinigten Staaten von Nordamerika, und zwar in Nord- und Südcarolina, entſpringt in Erſterem unter dem Namen Yadkin auf den Alleghanygebirgen. Kurz vor ſeinem Austritte aus Nordcarolina nimmt er den Namen Pedee an. Er ergießt ſich in Südcarolina unter 33° 10′ n. B. und 61° 20′ w. L. in die Winyahbai. Sein Lauf, eine kurze Strecke öſtlich, dann bis zu ſeinem Ausfluſſe ſüdſüdöſtlich, beträgt 55 Meilen. Er nimmt links den Second-Mill und den kleinen Pedee, rechts den Thomſon, den Black, den Jef-

schen Schlafsucht befallen, die 1667 seinem Leben ein Ende machte. Sein Nachfolger, Paul Budimir, ein Bosniak, und ebenfalls Observantenminorit, Guardian und Provinzial, wurde von dem Grafen Wolfgang Engelbert von Auersberg, als Herrn zu Mitterburg, ernannt, genoß aber in seiner Würde der gesunden Augenblicke nur wenige und starb 1670. An dessen Stelle wurde 1670 ein Domherr von Laibach ernannt, Andreas Daniel von Raunach. Dieser starb im Christmonat 1686, und am 20. April 1687 wurde Johann Marcus Freiherr Rosetti, Domdechant und Generalvicar zu Laibach, eingeführt. Der letzte Bischof, Aldrag Anton von Piccardi, ernannt 1766, consecrirt am 22. Febr. 1767, wurde im J. 1785 in der gleichen Eigenschaft nach Zeng versetzt, behielt jedoch das Bisthum Pedeno, das er durch einen Provicar regierte, bei, und starb zu Zeng im Herbst 1789. Seitdem ist das Bisthum Pedeno erloschen, sein Sprengel jenem von Triest zugetheilt. Jahrhunderte hindurch Suffragan des Patriarchen von Aquileja, war der Bischof von Pedeno nach Aufhebung des Patriarchats, 1751, dem Erzbischof von Görz, nachmals von Laibach, unterworfen. (*v. Stramberg.*)

PEDENOS, PEDENUCCI, Pfarrdorf in der bis 1796 Graubündten angehörigen Landschaft Bormio (Worms), die jetzt zum lombardisch-venetianischen Königreiche, Delegation Sondrio, gehört. Der Name wird Pes nucis erklärt und von einem ehemals am Wege befindlichen großen Nußbaume hergeleitet. Von diesem Dorfe hat der Val di Pedenos seinen Namen, ein Thal, das zwei Meilen lang ist und sich vom Berge Trepall bis zur Vereinigung der vom Norden kommenden Adda mit dem Flüßchen Valbiola, von dem das Thal durchströmt wird, erstreckt. Dieses Flüßchen ergießt sich nahe bei Premaglia in die Adda, und wird unrichtig in einigen geographischen Werken (Leu Lexikon und Fäß Erdbeschreibung) Isolaccia genannt, was der Name eines in diesem Thale liegenden Dörfchens ist. Die ganze Gegend ist Alpenland mit schönen Viehweiden. Die Adda entspringt zwischen dem genannten Thal und dem Thal Furba. (*Escher* und *Keber.*)

PE DE PERDIZ, Rebhuhnfuß, auch Alcamfora und Cocallera wird in Brasilien eine Art der Pflanzengattung Croton (Cr. perdicipes *Aug. de St. Hilaire* pl. us. du Brés. 59) genannt, welche kräftig diuretisch wirkt und im Aufguß gegen Syphilis angewendet wird. (*A. Sprengel.*)

PEDERNACH. Gleich unterhalb Boppard nöthigt der sogenannte bopparder Berg den Rhein zu einer mächtigen Krümmung nach Osten hin. Die Heerstraße muß dieser Krümmung in der Tiefe folgen, der Fußgänger aber, dem das Bergsteigen nicht unbequem, kann auf kürzerem Pfade, quer über den Berg nach Rhense gelangen, indem er an ihrer Wurzel die von der großen Rheinkrümme gemachte Halbinsel durchschneidet. Grade wo dieser Pfad die Berghöhe erreicht, links vom Wege, weithin vom Rheine aus sichtbar, steht der Jacobsberg, gegenwärtig ein bedeutender Maierhof des coblenzer Gymnasiums, vordem aber unter dem Namen Pedernach ein selbständiges Kloster. Die Stelle, „ubi latronum aliquando conventus erat," war übel berüchtigt, als K. Friedrich I. „locum quendam in allodio regni situm, qui Phedernache dicitur, ab omni saeculari functione" entfremdete, und „divinis omni tempore obsequiis" widmete. Es hatten sich nämlich auf der Stelle „devote mulieres et fratres tam clerici quam laici" zu einer religiösen Gesellschaft vereinigt. Diesen Ort, und die daselbst dem Herrn dienenden Brüder und Schwestern, auch alle ihre Besitzungen, gegenwärtige oder zukünftige, nimmt der Kaiser in seinen Schutz: allen Freien soll es vergönnt sein, dahin ihre Allodien oder sonstige Habe zu verschenken. Es soll ferner die Klostergemeinde S. Augustini Regel befolgen, auch in Bruder Heinrich, „vir bone conversacionis," ihren ersten Procurator und Rector verehren, auf Heinrichen demnächst in der gleichen Würde Gebhard folgen. Nach der Zweien Tod mögen Brüder und Schwestern sich nach Wohlgefallen einen Procurator wählen, selbst aus einem fremden Kloster, wenn dieses anders S. Augustini Regel befolgt. Endlich sollen Konrad von Boppard, oder dessen Erben, die Voigtei des Klosters haben, ohne jedoch mit Foderungen und andern Belästigungen dasselbe bedrücken zu dürfen. Also verordnet K. Friedrich zu Cöln, den 15. April 1157. Es scheint nicht, nach den Ausdrücken, deren die Urkunde sich bedient, als habe in Pedernach ein Doppelkloster bestanden, vielmehr wird es wahrscheinlich, daß hier Männer und Frauen unter einem Dache lebten. Ein solcher Zustand ist allein verträglich mit den Satzungen, so die schwedische Brigitta ihrem Orden, so der sel. Robert von Arbrissel dem Institut von Fontevrault gegeben haben; in Pedernach mag er von vielen Unbequemlichkeiten begleitet gewesen sein, und die Männer mußten zuletzt den Ort verlassen. Die Zeit solches Ereignisses ist nicht zu ermitteln, aber in K. Richard's Urkunde für Pedernach, vom 28. Sept. 1262, findet sich, daß das Kloster durch eine Meisterin regiert wurde, und dient diese Benennung der Oberin zum Beweise, daß die ihr unterworfene Gemeinde dem Orden der Canonici regulares S. Augustini angehörte. Solchen Ordens wichtigster Vorsteher war in hiesiger Gegend der Abt von Springiersbach, und diesem Abte gehorchte in allen geistlichen Angelegenheiten St. Jacob's Kloster auf pedernacher Berg, als dessen Meisterin am 24. März 1397 Ludgardis von Liebenstein genannt wird. Funfzig Jahre später bot das Kloster das Schauspiel kläglichen Verfalls. Zugleich mit Zucht und Regel war das Besitzthum verschwunden, die wenigen noch übrigen Klosterfrauen zogen von dannen, und das verödete Haus ließ der Pater-abbas in Besitz nehmen. Ein Chorherr von Springiersbach, ein Weltgeistlicher oder auch ein Laie stand abwechselnd daselbst der Verwaltung vor, bis der Abt Johann Print von Horcheim, genannt Broël, 1496 Pedernach an den trierschen Kurfürsten, Johann von Baden, aufgab. Dieser, quia ob sexus imbecillitatem, latronum horrorem et loci desertionem existimamus ad moniales reductionem fructuosam fieri non posse," führte in demselben Jahre Canonicos regulares ordinis S. Crucis daselbst ein, als deren erster Prior, Heinrich Huls, am 4. April 1500 von dem Kurfürsten auch noch das Hospital in Rhense erhielt. Das Hospital und das

mselben bestehende Beneficium sollten für immer dem r einverleibt sein. Des Hospitals Zwecke mögen unter dem Prior, Johann Bolen (1545), verkannt n sein; die Bürger von Rhens, bei denen die Re- tion frühzeitig Eingang gefunden, nahmen das Haus sitz und verweigerten dem Kloster die Verabfolgung von erscheinenden Weine und Gelder. Auch in Pe- h selbst wollten die Kreuzbrüder, trotz aller darauf ndeten Bemühungen, nicht recht gedeihen, davon er Ordensgeneral als Ursache an „loci solitudinem eligionis nostrae observantiam ineptam. belliger- n incursum. vinearum et agrorum sterilitatem, ultorum infidelitatem. animalium et personarum alitatem. monasticae affectionis diminutionem tinctionem. lociqne magnam ab nobis et ordi- nostri domibus distantiam." Als die Kreuzbrü- n Entschluß, das entfernte Besitzthum aufgeben zu t, verkündigten, meldeten sich um solches mehre Be- r, „sehendt, daß das Clösterlein uff Petermacher einen zimlichen guten Fruchtbow, auch etliche Wein- t hat." Der Prior des Karmelitenklosters hatte sich s eine Cession von dem Ordensgeneral, in Hun, ver- , die nur noch der Genehmigung des Erzbischofs te, allein es trat den Carmeliten entgegen die über ard belegene Abtei Mariemberg, so gar arme dieselbe rbung gemacht hatte, und die für solchen Zweck an graf Johann II. von Simmern einen mächtigen Für- er fand. Darum wurde den Karmeliten die erbetene migung versagt, und vielmehr in des Erzbischofs n mit dem Orden der Kreuzbrüder eine neue Unter- ung angeknüpft. Am 30. Dec. 1552 überließen der al, fratr. Theodorich von Ubach und die vier Defi- n das Kloster St. Jacoben des Apostels auf dem Pedernach an den Kurfürsten von Trier, Johann senburg, und Johann, indem er am 11. Jan. 1552 Trev. die Reformation annahm, verpflichtete sich, insigen in Pedernach noch verbandenen Conventual, ratr. Matthias, zeitlebens zu verpflegen, auch nach ufes Herkommen, einem jeglichen neuerwählten Abte prinzipesbach ein silbernes Kreuz oder ein Corporal bringen, als Anerkenntniß des vormaligen Besitzes Sorinziersbach. Eine Zeit lang wurde das Kloster rechnung der kurfürstlichen Rentkammer verwaltet, an das Hospital zu St. Barthus binnen Trier, oder rzbischöfliche Seminarium pro educandis choral- überlassen. Auch das Seminar wurde des wenig leb- n Besitzes bald überdrüssig, und veräußerte, dessen zu entäußern, eine Tradition. Dem letztbietenden, von Löwenstein oder Liebenstein, wurde 1599 das lene Kloster um die Summe von 4833 Fl. 8 Alb. sich auserschlagen. Herren übernahm der Anziehende, fkaufbrief, die Verbrennung, dann verwandelte er das nschiff in eine Scheuer, den Chor in einen Schwei- l, die Klosterstatuen ließ er abtragen, um aus den rialien sich ein Haus sammt Kuefall zu erbauen. Verbrennung des Kaufbriefes suchte aber bald, 1613 bereits ein Nachtrag von 1758 Rabergulden 17 Al- rwachsen, und zu bald darauf eingetretenen Kriegs- zeiten mögen in immer tiefere Verlegenheit den jüngern Löwenstein, den Sohn des ersten Erwerbers, geführt ha- ben. Er nahm Kriegsdienste bei den Schweden, und fand den Tod im Felde in denselben Tagen, wo gelegent- lich der Belagerung von Coblenz (1636) Dorf und Klo- ster Pedernach eine beinahe gänzliche Zerstörung erlitten. Weil des von Löwenstein Erben zahlungsunfähig, sah sich das Seminarium genöthigt, den Grund und Boden der Hypothek an sich zu nehmen. Von dem Seminarium erkaufte der Hof das Jesuitencollegium in Coblenz am 28. April 1643 um 4800 Gulden Trierisch, oder 2133 Thaler 18 Alb., und er ist den Jesuiten geblieben, unge- achtet die von Löwenstein ihn als ein Stammgut anzu- sprechen haben, ungeachtet das Seminarium selbst den Verkauf umzuwerfen suchte. Dieser letzte Anspruch ist durch Vergleich vom 19. Sept. 1658 getilgt worden, und haben seitdem die Jesuiten eine vollständige Erneuerung des Gutes in allen seinen Theilen vorgenommen. Von ihnen rührt namentlich das Hofgebäude sammt der Ka- pelle her, und diente ihnen der Jacobsberg als Tuscu- lanum. Das Dorf Pedernach aber, so sich die Schlucht abwärts nach dem Rheine hin erstreckte, wurde nicht mehr aufgebaut, vielmehr als eine Räuberhöhle nach dem west- fälischen Frieden gänzlich geschleift. In diesem Dorfe be- saß Johann von Bernard, genannt unter den Juden, Ritter, freieigene Güter, so er am 7. Nov. 1331 dem Erzbischof Balduin von Trier zu Lehen auftrug. Dieses Dorf hatte auch seine eigene Kapelle, so nach des Erzbi- schofs Boemund Entscheid vom 1. Dec. 1386 von den Chorherren des St. Severusstiftes zu Bernard verlegt wurde. Mit der Zerstörung des Dorfes ist sogar der Name Pedernach verschwunden, denn der Jesuiten Hof heißt seitdem der Jacobsberg; wie es scheint wollten die neuen Besitzer mit diesem, von dem Schutzheiligen des vormali- gen Klosters entlehnten Namen sich gegen jeglichen An- theil an dem bösen Rufe von Pedernach verwahren.

(r. *Stramberg.*)

Pedernales. s. Paria und Orenoco.

PEDERNEC. großes Gemeindedorf im französischen Departement der Nordküsten (Bretagne), Canton Bégard, Bezirk Dinan, liegt zwei Lieues von Guingamp entfernt und hat eine Succursalkirche und 2586 Einwohner, welche drei Jahrmärkte unterhalten. (Nach Ernille und Barbichon.) (*Fischer.*)

PEDERNEIRA. Marktflecken in der portugiesischen Provinz Estremadura, Bezirk Leiria, hat, am Meere lie- gend, einen guten Hafen, welcher jedoch nicht sehr besucht wird, mehre Kirchen und Klöster, und zählt 1500 Ein- wohner, deren Hauptbeschäftigung Fischfang ist. (*Fischer.*)

PEDERNES. Stadt im französischen Nordküsten- departement mit einer Kirche, einer lateinischen Schule, 400 Häusern und 2000 Einwohnern. (*Fischer.*)

PEDEROBA (Pier Maria da), hieß Nicolo Cris- pia, ehe er zu Bassano in den Orden der Minori Riformati trat. Seine Ältern gehörten dem Bauernstande an und lebten zu Pederoba im Trevisanischen. Er kam den 3. Febr. 1703 zur Welt und starb den 6. Nov. 1785 in einem Kloster seines Ordens zu Treviso. Der Papst

Pederoba war einer der größten italienischen Kanzelredner des vorigen Jahrhunderts; weswegen ihn auch der Papst Benedict XIV. Concionator Concionatorum zu nennen pflegte. Noch jetzt werden seine zu Vicenza 1778 in zwei Quartbänden gedruckten Fastenpredigten (Quadresimale) und seine Panegirici für Muster der Kanzelberedsamkeit gehalten. (Vergl. *Gamba*, Galleria di uomini illustri della provincia austro-veneta nel secolo XVIII. Quaderno V. (*Graf Henckel von Donnersmarck.*)

PEDEROBBA, ein großes Gemeindedorf in dem nach dem Flecken Montebelluna benannten Districte VIII. der venetianischen Provinz Treviso, im Gebirge, mit einem Gemeindevorstande, einer eigenen katholischen Pfarre, welche zum Bisthum Treviso gehört, einer den heil. Aposteln Peter und Paul geweihten katholischen Kirche, 19 Oratorien und den Frazioni: Vigna, Vittipan, Pieve d'onigo und Costa. Zu dieser Gemeinde gehören auch die Villaggi: Onigo, Covolo und Rovigo und die Luoghi d'Abitazione: Caverlea, Curogna und Levada.

(*G. F. Schreiner.*)

PEDERSBORG, ein Kirchspiel auf der dänischen Insel Seeland, Amts Soröe, Alsted Harde, ¼ Meile nördlich von Soröe. Zur Mutterkirche gehört Kindertofte als Filial, in der Harde Slagelse, eine Meile von Soröe. In alter Zeit war hier ein festes Schloß, Pedersborg.

(*v. Schubert.*)

PEDERSEN (Christian), geboren um 1480, zum Magister promovirt zu Paris; Kanonikus beim Bischof Birger zu Lund, dänischer Reichshistoriograph, Christian III. ergeben und auf dessen Flucht ihn begleitend, einer der bedeutendsten Gelehrten seiner Zeit, wissenschaftlicher und praktischer Theolog, aber auch erfahren in der Pädagogik, in der Geschichte, in der Philologie, in den schönen Wissenschaften, ja in der Arzneigelahrtheit. Nachdem er in der katholischen Kirche Licht zu verbreiten sich bemüht, trat er in Verbindung mit dem eifrigen Freunde der Reformation, Jürgen Münter, zu Malmö. Er wird genannt bald als Verfasser, bald nur als Herausgeber der Jertegus (Wunder) Postill, gedruckt zu Paris 1515 in dänischer Sprache, also benannt, weil sie die Erklärung der Sonn- und Festtagsepisteln und Evangelien mit Erzählung von Wunderlegenden begleitet, die zur Einprägung des Vorgetragenen dienen sollen. Mehre Auszüge des Bessern dieser Postille hat P. Wieselgren im ersten Bande seiner gründlichen Schrift: Sveriges sköna Litteratur (Lund 1833. S. 109—118) geliefert. Pedersen starb als Landpfarrer 1554. (*v. Schubert.*)

PEDERSEN (Gable), ein norwegischer Bischof zu Bergen im 16. Jahrh., der in den Niederlanden, erst zu Alkmaar, dann zu Löwen seine Studien gemacht hatte, worauf er Schulrector und Kanonikus zu Bergen ward. Späterhin wurde er nach Rom gesandt, um für den erwählten Bischof Olof Thorkildsen die Bestätigung auszuwirken. Als er selbst, nach Olof's Tode 1533 zum Bischof erkoren wurde, bedurfte es dieser Bestätigung nicht mehr, deren Aufhören der Reichstag zu Odensee schon beschlossen hatte. Pedersen war ein der Reformation, wie es scheint, sehr ergebener, aber die Kirche thätiger und uneigennütziger Bischof, der alle seine Habe zur Aufrichtung einer Schule, zur Erbauung eines Pfarrhofes und zur Ausbesserung der Domkirche verwandte, und nicht heirathete, um dem Allgemeinen nützlicher zu werden. Täglich ertheilte er in der Schule eine Lection und wirkte eifrigst zur Bildung tüchtiger Geistlicher und Schullehrer. Er starb 1551. (Nach Schröckh.) (*v. Schubert.*)

PEDERSKER, ein Kirchspiel mit 130 Höfen und 800 Einwohnern in der Süderharde der dänischen Insel Bornholm. (*v. Schubert.*)

PEDERSÖRE, finnisch Pietarsaars, eine Pfarrei im nordwestlichen Finnland, landesherrliches Patronat, — Län Wasa, welches sich in einer bedeutenden Länge von Südwest nach Nordwest an den bothnischen Meerbusen erstreckt, wo es eine Menge von Inseln (die größern sind Larsmo und Lugmo) einschließt, annoch, nachdem im J. 1812 die Pfarrei Lappajärvi mit sieben Kapellgemeinden abgezweigt worden, von sehr bedeutendem Umfange. Denn als Birger Jarl um die Mitte des 13. Jahrhunderts das südliche Österbotten für die Krone Schweden eroberte und nun dort das Christenthum gegründet wurde, auch viele schwedische Ansiedler sich niederließen, die ihre Sprache beibehalten haben, theilte er die ganze Landschaft in nur zwei Pastorate, Pedersöre und Mustasaari, und die Pfarrer von Pedersöre hießen seitdem und lange Generalpröpste über Österbotten, dessen Nordhälfte allmälig bevölkert und bekehrt wurde.

Von der zum Pastorat Pedersöre gehörigen Seestadt Jacobsstad (gegründet 1653, in der Nähe der Mutterkirche von der Witwe des Reichsmarschalls Jacob de la Gardie, geborenen Ebba Brahe, und nach ihrem verstorbenen Gemahl benannt) trägt die Propstei, unter welche Pedersöre sortirt, den Namen von Jacobstads Propstei; doch ist Propst jetzt der Pastor zu Wörä.

Außer dieser Stadt bilden die Pfarrei, jetzt die untere Hälfte des ungetheilten Pastorats, die Muttergemeinde und die Kapellgemeinden Larsmo, Öfver-Purmo und Esse.

Die Geistlichkeit besteht aus einem Pastor und fünf Kapellanen, deren zwei an der Mutterkirche stehen. Da die herrschende Sprache die schwedische ist, so wird nur in der Mutterkirche, nach vollendetem schwedischen Gottesdienste, eilf Mal jährlich Finnisch gepredigt. Der Hausverhörsstellen sind 22; denn die Einwohnerzahl des getheilten Pastorats überstieg im J. 1815 wahrscheinlich noch 8000, wovon 3536 auf die Mutterkirche, 1103 auf die Stadt, 1148 auf Larsmo und 1254 auf Esse kamen. Die in der Kapellgemeinde angestellten Geistlichen verrichten auch die Confirmation. Der Confirmandenunterricht dauert in der Muttergemeinde nur drei Wochen nach der Frühlingssaatzeit.

Larsmo entstand als eigne Kapellgemeinde in Folge königlichen Briefes an das Domcapitel vom 27. März 1787, nachdem den Bewohnern der Insel Larsmo unterm 24. Juli 1783 die Erbauung einer Kirche verstattet, diese alsbald vollendet, auch ein eigner Prediger an dieser Kirche stationirt worden.

Öfver-Purmo bildete sich als besondere Kapellgemeinde ein Jahrzehent früher, indem nach vollendeter Erbauung

Kirche Öfver-Purmo der König erlaubte, daß der von
n gewünſchte Student, Anders Aſpegres, ihr erſter
licher ſein ſollte; worüber unterm 28. Jan. 1774 das
gliche Schreiben an das Domcapitel verleſen wurde;
em hat Öfver-Purmo einen eigenen Prediger und ei-
n Gottesdienſt. Auch ein Theil von Ytter-Purmo
er neuen Kapellgemeinde beigetreten.

Öfver- und Ytter-Eſſe, drei bis vier ſchwediſche Mei-
von der Mutterkirche entfernt, erbaute ſchon um 1700
Predigthaus, welches, in Folge der vom Könige unterm
Juni 1732 ertheilten Genehmigung, ſpäterhin als
e eingeweiht wurde; jedoch ward nur von Zeit zu
von der Mutterkirche aus durch einen Adjuncten des
ors Gottesdienſt gehalten. Erſt 1735 den 11. Auguſt
nigten ſich die Einwohner zu hinlänglicher Löhnung
beſondern Kapellans, der ihnen nun unterm 19.
t. 1739 vom Domcapitel bewilligt wurde.

Somit haben jetzt die Kapellgemeinden nur ihre eige-
Kapelläne und den Paſtor des geſammten Kirchſpiels
hnen.

Bis um die Mitte des 17. Jahrhunderts waren in
rſöre auch zwei Kirchſpielsadjuncten angeſtellt, dann
der eine zur neugegründeten Kapelle Alajärvi (jetzt
Paſtorat Lappajärvi gehörig) verſetzt; das Amt des
n ging in Folge der königlichen Entſcheidung vom
Febr. 1760 ein, nachdem der finniſche Gottesdienſt
Jacobſtad nicht mehr für nothwendig erkannt worden.

Der Pfarrhof Roſenlund liegt der Mutterkirche, wie
Stadt, nahe; das Pfarrhaus iſt eines der ſchönſten
anſehnlichſten Gebäude des Landes; der vom frühern
ſte Gabriel Aſpegres auf einem ſteinigen Berge mit
n Koſten angelegte Garten, wo aber die Obſtbäume
Klima nicht ertragen konnten, iſt jetzt Pfarreigen-
. Im Kirchdorfe befinden ſich die beiden Amtshöfe
an der Mutterkirche fungirenden Kapelläne, Bodnäs
Nygärdea. Auf dem Pfarrlande ſind zehn, auf dem
llanslande zwei Bübner angeſiedelt.

Die Kapellaneien Larsmo, Purmo und Eſſe ſind von
Gemeinden mit Amtshöfen, Acker ꝛc. ausgeſtattet worden.

Die Mutterkirche iſt von Stein, ihr hoher Thurm
den Seefahrern zum Merkzeichen. Im ruſſiſchen
e zu Anfange des 18. Jahrhunderts, als alle Kirch-
n geraubt wurden, blieben die Glocken von Peder-
unberührt, weil in dem Augenblicke, wo man ſie her-
men wollte, eine Erderſchütterung eintrat, die die
e mit Schrecken erfüllte. Die am Meere belegenen
e von Pederſöre ſind vorzugsweiſe bevölkert und an-
t. (*v. Schubert.*)

PEDERSTRUP, 1) ein ſchön gelegenes, gut cul-
es, anſehnliches Gut auf der däniſchen Inſel Laa-
Amts Mariboe, Norderharde, eingepfarrt nach
rborg in der Süderharde, unter der Grafſchaft Chri-
ſäde, mit Stuterei und einem Hoſpitale; 2) Kirch-
in Jütland, Amts Wiborg, Harde Norder-Lyng, am
e, nordnordöſtlich von Wiborg, Filial von Rödding.
(*v. Schubert.*)

PEDESTRES nannte Gravenhorſt die ungeflügel-
chneumonidae, welche der Gattung Cryptus am
nächſten ſtehen, und ſich von ihr beſonders durch den Mangel des Flugorganes unterſcheiden. Er hat ſie in einer beſondern Schrift: Monographia Ichneumonum pedestrium (Lips. 1815) monographiſch behandelt. In ſeiner ſpäteren Ichneumonologia europaea. 3. Voll. (Vratisl. 1829) ſieht er ſie ebenfalls als Untergattung von Cryptus an und nennt ſie Pezomachus. Vergl. dieſen Artikel und Cryptus. (*Burmeister.*)

PEDETES, nannte Illiger eine neue Gattung der Nagethiere (Glires), welche Fr. Cuvier ziemlich gleichzeitig mit dem Namen Helamys belegt hatte. Sie gehört zu den merkwürdigſten Formen unter den Nagethieren und iſt eine der vielfachen ſinguläre Geſtalten, deren Afrika, dieſer äußerlich ſo beſtimmt abgeſchloſſene Welttheil, mehre hervorgebracht hat, und die alle durch ganz abnorme Eigenheiten den Beobachter überraſchen. Bei Pedetes, der in ſeinem Kopfe wie Rumpfe die Geſtalt und Größe des Kaninchens beſitzt, beſteht die Eigenheit ganz beſonders in dem langen, die Länge des Rumpfes übertreffenden Schwanz und in den ebenfalls ſehr langen kräftigen Hinterbeinen, deren Zehenzahl ſich nur auf vier beläuft, während die vorderen kleinen Füße fünf Zehen tragen. Durch dieſes Misverhältniß zwiſchen den vordern und hintern Gliedmaßen wird Pedetes genöthigt, ſich hüpfend, nach Art der Springmäuſe und Kängurus, zu bewegen, welche Ähnlichkeit die ältern Naturforſcher veranlaßte, unſern Pedetes mit den Springmäuſen (Dipus) generiſch zu verbinden. Allein dieſe Ähnlichkeit der äußern Formen, welche noch dazu viel geringer iſt bei näherer Beſichtigung, als man nach der ältern Annahme vermuthen ſollte, konnte die ſpätern Zoologen nicht mehr binden, und man iſt daher neuerdings zu dem Reſultat gelangt, daß Pedetes mit Dipus nicht einmal in dieſelbe Familie der Nager gehören könne. Zur Begründung dieſer Behauptung läßt ſich vor allen die etwas abweichende Bildung des Schädels und Gebiſſes eines Theils, ſowie andern Theils der Unterſchied im Bau der Hinterbeine anführen, welche letztere bei Dipus manches Eigene und Abſonderliche darbieten. Offenbar liegt nämlich die auffallende Länge dieſer Extremität bei Dipus in der Verlängerung des Plattfußes, welcher hier, wie bei Vögeln, nur aus einem einzigen Knochen beſteht und an ſeinem mit drei Gelenkköpfen verſehenen Ende ſtets drei ziemlich gleich große Zehen trägt, während vorn immer nur vier größere Zehen mit Krallen vorhanden ſind und ein kleiner rudimentärer unter der Haut verſteckter Daumen. Pedetes dagegen hat an den zwar kurzen Vorderpfoten fünf gleich große, mit ſehr langen, ſpitzen, ſtark gebogenen Krallen bewehrte Zehen, und weiſt durch dieſen Bau auf eine Benutzung dieſer Pfoten zum Graben hin. Die vierzehigen Hinterfüße ſind dagegen ſo gebildet, daß der Fuß vom Haken an wenigſtens während der Ruhe den Boden ganz berührt, und der eigentliche Plattfuß viel kürzer iſt als die enorm langen kräftigen Zehen, deren jede einen länglich geſtreckten breiten hufartigen Nagel trägt. Es verſteht ſich von ſelbſt, daß der kurze Plattfuß hier nach der bei Säugethieren allgemeinen Regel ebenſo viele Knochen enthält, als wie viele Ze-

hen er trägt, welche Knochen sogar kürzer sind als das Grundglied der großen Zehe. Pedetes verdankt also die Länge seines Fußes, welche, ganz wie bei Dipus, die Länge des Unterschenkels zu übertreffen pflegt, der Ausdehnung seiner Zehen; Dipus dagegen der Ausdehnung des Plattfußes, wodurch denn beide Gruppen in einen sehr natürlichen Gegensatz treten. In dieser Beziehung steht keine Nagethiergruppe dem Pedetes näher als die der Hasen, mit denen ja auch sein Körperbau im Ganzen eine so große Ähnlichkeit hat; doch scheinen die Hasen in der Länge der Zehen, zumal des zweiten und dritten Gliedes derselben, noch beiweitem von Pedetes übertroffen zu werden. Rechnen wir nun noch den Unterschied in der Länge des Schwanzes, wie im Bau des Kopfes hinzu, welcher zwischen Pedetes und Lepus obwaltet, sowie auch den Umstand, daß die Hasen vorn nur vier Krallen tragende Zehen haben, so ergibt sich uns bald die Unmöglichkeit, Pedetes für etwas mehr als eine den Hasen ähnliche Nagethierform anzusehen. Dahin gelangt, richtet sich unsere Aufmerksamkeit auf eine den Hochebenen Südamerika's eigene Nagethierfamilie, welche mit der gesammten Hasenbildung den langen buschig behaarten Schwanz von Pedetes verbindet, und die man, weil bei mehren ihrer Mitglieder die Ohren kürzer und fast nackt, also rattenartig gebildet sind, mit dem Namen Hasenmäuse sehr passend belegt hat. Diese Familie stimmt ferner noch mit Pedetes in der Bildung des Schädels so genau überein, daß die meines Wissens zuerst von Wiegmann ausgesprochene Ansicht, Pedetes als afrikanische Form der Hasenmäuse anzusehen, vollkommen richtig erscheint und in der Natur selbst ihre Begründung hat. Diese Übereinstimmung im Schädel kann ich freilich nur nach Abbildungen beurtheilen, und beziehe mich dabei auf Meyen's Abbildung des Schädels von Lagidium peruanum in den Nov. act. phys. med. soc. Caes. Leop. Carol. T. XVI, 2. t. 42. f. 1—3. auf Bennet's Abbildung desselben Thieres und der Eriomys chinchilla (Chinchilla lanigera) in den transact. of the zool. society, Vol. I., sowie auf d'Alton's genaue Darstellung des Schädels von Pedetes in seinen und Pander's Skeletten der Nager. 2. Abth. Taf. 7. a. b., zu welcher die Zeichnung des Gebisses bei Cuvier, dents des Mammif. pl. 49 als Ergänzung diente. Hauptpunkte für die Vergleichung, worauf es bei Abwägung von Verwandtschaften der Nagethiere ankommt, sind aber das foramen infraorbitale, welches bei allen dreien auffallend groß ist und der Augenöffnung wenig nachsteht. Diese Bildung, welche den Hasen ganz abgeht, ist eine, wie es scheint, ziemlich allgemeine Eigenheit der Amerika eigenthümlichen Nagethierformen, und findet sich außerhalb Amerika meines Wissens nur noch bei Hystrix und auch bei Dipus; denn die bei den echten Mäusen, Hamstern und der zu ihnen gehörigen Gattung Hydromys vorkommende Bildung derselben Öffnung ist, bei ziemlicher Weite doch eine ganz andere. Mit dem Typus der zuletzt genannten drei Gattungen harmonirt übrigens vollkommen die Bildung von Gerbillus, was uns beweisen kann, daß diese Gattung, wenn sie gleich ebenfalls verlängerte Hinterbeine besitzt, doch mit zur Rattenfamilie gehört, also die größere oder geringere Länge dieser Extremität keinen Grund für Familienverwandtschaft hergibt, sondern vielmehr blos analoge Formen in verschiedenen Familien hervorruft. Dipus dagegen zeigt besonders in der Gruppe, aus welcher Fr. Cuvier seine Gattung Alactaga gebildet hat (vergl. transact. of the zool. soc. Vol. II. p. 2), eine nicht zu verkennende Ähnlichkeit mit dem Schädelbau von Pedetes, nicht blos in der Bildung des foramen infraorbitale, sondern auch in der Gestalt und Kürze des Nasentheiles, der auffallend breiten Stirn, dem kurzen Hinterhaupt und den enorm weit abstehenden Jochbogen. Indessen ist Dipus nicht blos durch den Zahntypus verschieden, dessen Wesenheit in der Ungleichheit nach Zahl und Größe der Zähne liegt, sondern auch durch die unvollkommene Wurzelbildung, welche bei Pedetes fehlt. Das Auftreten eines dem os superciliare analogen Vorsprungs am Thränenbein macht diese Gattung noch merkwürdiger, und harmonirt sie darin ebenso auffallend mit dem Vogeltypus, wie durch den schon erwähnten einzigen Plattfuß- oder Laufknochen. Hiernach kann Dipus nicht gut, wie dies schon oben sich ergab, mit Pedetes verbunden werden, sondern muß wol bei der Rattenfamilie verbleiben. Wenigstens paßt diese aberrante Gattung nirgends besser hin. Kehren wir nun zum Schädel des Pedetes zurück, so ist außer dem großen foramen infraorbitale wenig allgemeine Ähnlichkeit zwischen ihm und den Schädeln von Eriomys und Lagidium oder Lagotis, denn beide neigen zu einer schlanken gestreckten Form, Pedetes dagegen zu einer kurzen und gedrungenen. Aber der Zahntypus aller drei Gattungen scheint derselbe zu sein. Wir finden nämlich bei ihnen vier gleichgroße wurzellose Backzähne an jeder Seite in jedem Kiefer und einfache glatte Schneidezähne. In Bezug auf die Bildung des einzelnen Backzahns aber zeigt sich der Unterschied, daß derselbe bei Pedetes aus zwei dreieckigen in der Mitte unvollständig getrennten Platten besteht, während bei den Amerikanern gewöhnlich 2—3 dünne, flache parallelseitige, durch Schmelz völlig getrennte, aber doch dicht an einander gefügte Platten vorhanden sind.

Durch diese Charaktere glaube ich die Gattung Pedetes genügend bezeichnet und ihre Verwandtschaft zu den übrigen Nagern in das gehörige Licht gestellt zu haben; ich begnüge mich also hinzuzufügen, daß die einzige bekannte Art: P. caffer, oben rothgelbbraun ist, mit dunklern Haarspitzen, unten aber weiß. Die starken Lippen-, Augen- und Backenborsten sind schwarz, gleichwie die Spitze des Schwanzes; die großen spitzigen Ohren erscheinen inwendig fast nackt, und außerhalb an der Endhälfte sehr kurzhaarig. Die breiten Backen haben einen sehr starken abstehenden Haarwuchs. Das Thier lebt in selbstgegrabenen Erdlöchern, hüpft auf den Hinterbeinen, kriecht aber auch beim Grasen mit den vordern, und frißt, wie alle Nager, blos Vegetabilien. Eine gute, völlig naturgetreue Abbildung ist mir nicht bekannt, die in meinem zoologischen Handatlas Taf. 5. Fig. 14 gegebene, ist zwar richtig, aber zu steif, da sie nach einem ausgestopften Exemplare entworfen werden mußte. (*Burmeister.*)

PEDIA LEX. So hieß eine Art Geſetz, das etwa
uguſt des J. 711 d. St., 43 v. Ch. Geb., vom Conſul
Pedius (ſ. d. Art.) auf Veranlaſſung ſeines mächtigen
sgenoſſen und Vetters, des 20jährigen Octavian, bean-
worden war; dieſer wird daher von Livius (Epit. I,
), Dio Caſſius (XLVI, 48), Appian (De bell. ci-
III, 95) gradezu als Urheber jener lex genannt, da
ur, um den gehäſſigen Schein auf den Collegen zu
en, durch dieſen hatte den Antrag machen laſſen.
e lex, wenn man anders Beſtimmungen, die eines
mein geſetzlichen Charakters ganz entbehrten, ſo nen-
darf, verfügte, daß eine Unterſuchung gegen alle die,
e an der Ermordung Cäſar's Antheil oder doch von
Mitwiſſenſchaft gehabt hätten, auch in ihrer Abweſen-
eröffnet und geführt, und daß die Überführten mit
ſchweren Verbannung, die man aquae et ignis in-
ictio nannte, beſtraft werden ſollten. Auch enthielt
lex Beſtimmungen über das bei der Unterſuchung
beobachtende Verfahren. (*Vellej. Paterc.* II, 69.
on. Ner. 3. Galb. 3.) (*H.*)

PEDIAEER, PEDIASIER oder PEDIEIS, Na-
iner politiſchen Partei in Athen vor und unter Pei-
tos, welche die ariſtokratiſchen Intereſſen vertrat, wie
Diakrier das demokratiſche Element und die Paraler
Juſte milieu repräſentirten (ſ. d. Art. Peisistratos).
war dieſe Partei gebildet aus den Bewohnern der
e (*πεδίον*) nach Megara zu. (*H.*)

PEDIAKRATES (*Πεδιακράτης*), wurde von den
nern noch in den Zeiten des Diodor von Sicilien
Heros verehrt, und man fabelte, daß er einer der
hrer der Sikaner beim Kampfe des Herakles mit
lben geweſen und von jenem dabei getödtet worden
Diodor. IV, 23). (*H.*)

PEDIANUS, ein ebenſo aus Pedius, wie Octa-
us aus Octavius gebildeter römiſcher Name, der
auf Inſchriften vorkommt, C. Pedianus Euchari-
(vgl. *Gruter* 987, 15). (*H.*)

PEDIANUS (Quintus Asconius). Über dieſen
mmatiker und Rhetor hat zwar ſchon 1821 im ſechs-
Theile dieſer Encyklopädie (S. 63) der ſeitdem ver-
ene Profeſſor Wellauer in Breslau einige Nachrichten
nmengeſtellt, aber die Unterſuchungen über das Le-
und die Schriften des Mannes ſind inzwiſchen ſo
tert und vervollſtändigt, daß wir die nöthigen Nach-
und Berichtigungen hier zuſammenzufaſſen uns ge-
gt ſehen. Im J. 1828 gab Johann Nicolai Mad-
zur Erlangung der philoſophiſchen Doctorwürde eine
utatio critica de *Q. Asconii Pediani* et aliorum
rum interpretum in Ciceronis orationes com-
tariis zu Kopenhagen heraus und ließ ihr noch in
lben Jahre eine appendix critica, Emendationen
sconius und die nöthigen Regiſter zu dem ganzen
chen enthaltend, folgen. Ihm gebührt das Verdienſt,
lnechtheit des angeblichen Asconius bis zur Evidenz
ewieſen, dem echten Theile des Commentars zu Ci-
Reden ſeinen gebührenden Platz angewieſen und
literarhiſtoriſche Unterſuchung über des Rhetors Le-
Schriften und die Ausgaben ſeines Werkes ſo gründ-
lich geführt zu haben, daß nur einzelne Berichtigungen und Nachträge in unwichtigeren Dingen als Nachleſe übrigbleiben. Die Reſultate ſeiner Forſchungen ſind auch in die literarhiſtoriſchen Werke von Bähr (§. 260) und in Pauly's Real-Encyklopädie (I. S. 853), von Bernhardy (S. 298), Weſtermann (Geſchichte der römiſchen Beredſamkeit S. 177 fg.) u. a. übergegangen, und ſelbſt der neueſte Herausgeber des Commentars, Joh. Georg Baiter, hat ſich begnügt, die betreffende Partie aus Madvig's Werke abdrucken zu laſſen.

1) Name. Den Vornamen Quintus hat die St. Galler Handſchrift überliefert, ihn führt auch Hieronymus in der nachher zu beſprechenden Stelle an. Das Cognomen aber iſt bei Suidas *Παιδιανός*, in den meiſten alten Ausgaben Paedianus geſchrieben, wogegen theils die Kürze der erſten Sylbe bei Silius Italicus (XII, 212), theils die übrigen Zeugniſſe, theils die auch anderweitig beſtätigte Namensform Pedianus (z. B. bei *Gruter* p. 987, 15) und deſſen wahrſcheinliche Ableitung von der gens Pedia ſpricht.

2) Zeitalter. Das entſchiedenſte Zeugniß hierüber gibt Hieronymus, der bei dem ſiebenten Jahre des Veſpaſian (Ol. CCXIII, 3. a. u. 829) bemerkt: Q. Asconius Pedianus scriptor historicus clarus habetur, qui LXXIII aetatis suae anno captus luminibus, XII. postea annis in summo omnium honore consenescit. A. Mai [1]), auf eine gar nicht exiſtirende Abweichung der Handſchriften geſtützt, behauptete nicht nur die Unzuverläſſigkeit jener Angaben, ſondern dachte auch an einen ganz andern Gelehrten. Nimmt man dazu ſein eignes Zeugniß (in Scaurianam p. 27. ed. *Baiter.*), wo er von dem Hauſe des Scaurus ſpricht und hinzufügt: possidet eam nunc Largus [2]) Caecina, qui consul fuit cum Claudio, ſo ergibt ſich, daß des Claudius zweites Conſulat gemeint iſt, jene Worte nach 795 und zwar dem ganzen Zuſammenhange nach etliche Jahre ſpäter geſchrieben ſein müſſen, was ſich mit dem des Hieronymus Angabe ſehr wol vereinigen läßt. Größere Schwierigkeit macht Philargyrius (ad *Virgil.* Eclog. III, 105): Item Asconius Pedianus ait, se audisse Virgilium dicentem, in hoc loco se grammaticis crucem fixisse u. ſ. w. Daß ſich beide Nachrichten leicht vereinigen laſſen, wie Wellauer meint, kann ich nicht finden. Denn von Virgil's Tode bis zum ſiebenten Regierungsjahre des Veſpaſian ſind 94 Jahre, über 100 Jahre müßte alſo Asconius wenigſtens alt geworden ſein, ja ſeine Schriften in hohem Alter verfaßt haben, wofür wenigſtens das Vorhandene keine Spuren darbietet. Dieſe Hinderniſſe wurden daher Veranlaſſung, daß Scaliger [3]) zwei Asconius annahm und dieſe Anſicht auch Joh. Gerh. Voſſius mit weſentlicher Modification weiter verpflanzte [4]), obſchon Scaliger in der zweiten Ausgabe (p. 200) ſeine frühere Meinung aufgab und lieber dem Hieronymus

1) Praef. ad *Cic.* sex oratt. part. 35. (p. XL. der Beier'ſchen Ausgabe.) 2) So hat *Lips.* ad *Tac.* Ann. XI, 33 emendirt für Longus. 3) Animadvers. ad *Euseb.* chron. p. 183 (der erſten Ausgabe). 4) De Histor. Lat. I, 27.

einen Irrthum in der Zeitangabe aufbürdete. Das ist lange Zeit die verbreitetste Meinung gewesen, bis Madvig mit siegenden Gründen vielmehr einen Irrthum jenes obscuren Scholiasten des Virgil nachgewiesen und durch scharfsinnige Combination einiger andern Notizen bei Quintilian (I. O. I, 7, 24) und Plinius, desgleichen aus Eigenthümlichkeiten der Sprache, welche der silbernen Latinität, nicht der früheren Augusteischen Periode angehören, dargethan hat, daß seine Geburt kurz vor Christi Geburt falle und daß er vielleicht noch des Titus und den Anfang der Regierung des Domitianus erlebt habe.

3) Lebensumstände. Daß er zu Padua geboren, ist eine seit Manutius und Sigonius ziemlich allgemein angenommene Meinung, obschon Scaliger (ad *Euseb.* p. 184) und Anna le Fèvre (ad *Aurel. Vict.* p. 5. ed. *Arntz.*) daran zweifelten. Nur durfte man dies nicht aus Silius (XII, 212 sq.) beweisen und den dort verherrlichten Jüngling, der in den Künsten des Krieges und des Friedens gleich ausgezeichnet geschildert wird, für unsern Grammatiker halten. Als Silius schrieb (es geschah nach seinem Consulate 821) war Asconius schon ein hochbejahrter Mann, den als rüstigen Jüngling darzustellen und noch dazu durch poetische Leistungen sich auszeichnend, mindestens eine Unschicklichkeit, wenn nicht eine Abgeschmacktheit, gewesen wäre. Möglich, daß der Dichter einen Sohn des Grammatikers meinte, worauf Madvig hinausgeht; sicher, daß es ein Pedianisches Geschlecht gab, dem, nach einzelnen Spuren, auch unser Asconius als Pataviner angehörte. Über sein übriges Leben sind nur Vermuthungen gestattet. Ein öffentliches Amt hat er nicht bekleidet; als Privatmann hat er seine Muße den Wissenschaften gewidmet und sein Leben bald in Rom, bald in Padua [5]) zugebracht.

4) Schriften. Nach den Zeugnissen der Alten schrieb er ein liber contra obtrectatores Virgilii, welchen Titel Donatus (c. 16. §. 64) anführt; desselben gedenkt er auch c. 5. §. 21 und *Servius* ad Eclog. 3. 105. 4, 11. und nicht unwahrscheinlich ist die Vermuthung, daß Philargyrius und Probus (ad *Virg.* Bucol. p. 349. Lion) ebendieselbe Schrift vor Augen gehabt haben. Wenn Madvig zweifelt, ob Donatus wirklich jenes Buch eingesehen habe und vielmehr meint, die Nachrichten seien ihm durch die dritte Hand zugeflossen, so sieht man schon an und für sich keinen hinreichenden Grund des Zweifels und muß es überdies bedenklich finden, da zu zweifeln, wo eine bestimmte Angabe des Titels und wiederholte Berufungen auf des Verfassers Zeugniß nicht fehlen [6]). Daß er aber einen eigentlichen Commentar zu Virgil geschrieben, hat gegen Fabricius und dessen neuere Nachtreter schon Heyne [7]) gezeigt. Ein Leben des Sallustius Crispus führt Acro und ziemlich gleichlautend der Scholiast des Cruquius zu Horaz (Satyr. I, 2, 41) mit den Worten an: hoc de Sallustio videtur dicere: Sallustius enim Crispus in Faustae, filiae Sullae, adulterio deprehensus, ab Annio Milone flagellis caesus esse dicitur, quemadmodum Asconius Pedianus in vita ejus significat. Eine andere Notiz gibt es nicht. Doch ehe wir uns zu der Besprechung des erhaltenen Werks wenden, muß noch erwähnt werden, daß Ausonius Popma die abenteuerliche Ansicht, Asconius sei der Verfasser des Buches de origine gentis romanae, aufgestellt hat [8]) und daß im Anfang des 16. Jahrhunderts die Nachricht von der Auffindung einer Handschrift, die zwölf Bücher elegantiae von Asconius enthalte, verbreitet, aber wenig geglaubt war. Sein Hauptwerk sind die Commentare über Cicero's Reden, die theils wegen der correcten Darstellung, theils wegen der reichen Aufschlüsse über die historischen Verhältnisse für unsere Zeit den größten Werth haben und daher bei den Bearbeitern Cicero's die verdiente Aufmerksamkeit gefunden haben. Poggius Bracciolini (geb. 1380, gest. 1459) hat neben seinen schriftstellerischen Verdiensten ein viel größeres um die classische Literatur durch Aufsuchung und Entdeckung von Handschriften sich erworben, über welche seine eignen Briefe [9]) ausführliche Auskunft geben. Den glücklichsten Fund machte er in St. Gallen, wo er in einem Thurme des Klosters einen vollständigen Quintilian, einen Theil von Valerius Flaccus, endlich unsern Asconius entdeckte und im December des Jahres 1417 in dem 26. Briefe den Verlauf also erzählte: erant in bibliotheca libri — in teterrimo quodam et obscuro carcere, fundo scilicet alicuius turris, quo ne capitalis quidem rei damnati retruderentur. — Repperimus praeterea libros tres primos et dimidiam partem quarti C. Valerii Flacci Argonauticon et expositiones tamquam thema quoddam [10]) super octo Ciceronis orationibus Q. Asconii Pediani, eloquentissimi viri, de quibus ipse meminit Quintilianus. Haec mea manu transcripsi et quidem velociter, ut ea mitterem ad Leonardum Arretinum et Nicolaum Florentinum. Die Abschrift des Asconius ist noch jetzt in der Riccardiana zu Florenz [11]); auch andere Zeitgenossen gedenken der Sache [12]); die Zahl der Handschriften vermehrte sich schnell, aber des Originals zu St. Gallen vergaß man. Sorgfältige Nachsuchungen, durch voreilige Gerüchte von dem Vorhandensein veranlaßt, haben zu dem traurigen Ergebnisse geführt, daß jener Codex, den Poggius abschrieb, weder in St. Gallen vorhanden, noch auch mit andrer Beute nach Zürich gebracht ist [13]). Ja es ist nicht unwahrscheinlich, daß alle vorhandenen Handschriften auf diese Quelle zurückzuführen und des Poggius Abschrift, obschon sie rasch gemacht ist, als Grundlage für die kritische Gestaltung des Textes zu betrachten ist. Nach jener Abschrift ist die erste Ausgabe besorgt, welche wol 1477 zu Venedig in

5) s. *Madvig* p. 18. 6) s. *Weichert*, Poetarum latinor. reliq. p. 274. 7) De antiquis Virgilii interpr. p. CCXLV.

8) s. *Fabric.* Bibl. lat. II. p. 69. *Funccius* de immin. senect. Ling. Lat. p. 320. 9) *Poggii* epistolae, editas collegit et emendavit, plerasque ex codd. MSS. eruit, ordine chronologico disposuit notisque illustravit Equ. *Thomas de Tonellis*. Vol. I. (Florent. 1832.) Eine Übersicht seiner Entdeckungen gibt *Mehus*, Praef. Vit. Ambros. Traversarii. p. XXXIII. sq. 10) Der Ausdruck ist ungeschickte Reminiscenz aus Quintilian (V, 9, 10.) 11) *Bandini* Catalog. codd. Lat. bibl. Laur. II. p. 503. 12) *Madvig.* p. 25 sq. 13) s. *Orelli* epistola critica ad *Madvigium* (vor den rhetorischen Schriften Cicero's) p. XII—XIV.

Folio erschien [14]) und einen treuen Abdruck des vorliegenden Textes mit allen Lücken darbietet. Es folgten eine Ausgabe zu Padua und eine ex felicissima Hagenoia per *J. Secerum*, von Ph. Melanchthon [15]), der auch einige Lücken herzustellen versuchte, die Juntine 1519 (von Ant. Francinus besorgt), die pariser arte Petri Vidoae 1520, von Beraldus [16]) herausgegeben, die Aldina von Fr. Asulanus 1522. Auf diese älteren Drucke, in denen für die Kritik nichts Bedeutendes ist geleistet worden, folgte die pariser von 1536 in 4., deren Herausgeber, Joannes Lodoicus Tiletanus, nicht nur die handschriftlichen Hilfsmittel zu Rathe zog, sondern auch eigne Vermuthungen anbrachte und, wo dies alles nicht ausreichte, durch G. Budäus und Ludw. Alvarez unterstützt ward. Bei der Ausgabe des Paulus Manutius (Venedig 1547) konnten zahlreiche Verbesserungen von Danesius zu den Verrinen benutzt werden; seine Ausgabe von 1553 ist an Seitenzahl völlig gleich [17]), die dritte von 1563 ist wesentlich verbessert. Fr. Hotomannus besorgte eine Ausgabe Lugduni apud Tornaesium et Gazeium 1551, deren Werth, nachdem man ihn lange Zeit sehr hoch angeschlagen hatte, jetzt durch Madvig (p. 46) richtiger dahin bestimmt ist, daß es eine Wiederholung der Ausgabe von Manutius mit einer Menge leichtsinniger und willkürlicher Änderungen und Interpolationen ist. Die leydener Drucke von 1644 und 1675 gehören zu der Sammlung der Ausgaben cum notis variorum, und enthalten wirklich die Anmerkungen der früheren Herausgeber, ohne Plan und Urtheil zusammengestellt; die von 1698 hat außer einem neuen Titel zu der von 1675 Manutius' Vorrede und hinter dem Register wortreiche und unnütze Anmerkungen von Th. Crenius als Zusatz erhalten. Seit jener Zeit erschien des Asconius Commentar nur in den größeren Ausgaben der Werke Cicero's, z. B. bei Grävius, Verbourg und Schütz, ohne daß man ihm größere Aufmerksamkeit geschenkt hätte. Erst in unsern Tagen ist eine sehr brauchbare Ausgabe zwar nicht durch J. C. Orelli selbst, wie er einst versprochen hatte [18]), aber doch unter seiner Leitung und mit seiner Hilfe von J. Georg Baiter unter dem Titel: *M. Tullii Ciceronis* scholiastae, pars altera (Turici MDCCCXXXIII) erschienen. Zwar sind keine handschriftlichen Hilfsmittel zur Hand gewesen, wol aber die alten Ausgaben mit großer Gewissenhaftigkeit verglichen und eine genaue Zusammenstellung des kritischen Apparats gegeben. Ob Wunder noch an eine neue Ausgabe denkt, ist mir unbekannt.

Der Gedanke, Cicero's Reden und besonders die historischen Beziehungen derselben zu erläutern, lag etwa 60 Jahre nach dem Tode des Redners nicht sehr fern. Auf solche Verhältnisse bezieht sich Asconius hauptsächlich [19]); er spricht über die Zeit der einzelnen Rede, gibt ihren Inhalt, ihre Veranlassung umständlich an (man denke nur an das wichtige Argument der Miloniana), geht dann zur Erklärung einzelner schwierigen Stellen über, die bald zu weitläufiger historischer Untersuchung Veranlassung geben, bald mit wenigen, aber ausreichenden Worten abgethan werden; zum Schlusse erwähnt er den Erfolg des Processes und einzelne damit zusammenhängende Umstände. Überall zeigt er eine bis in die kleinsten Details genaue Kenntniß der Personen und Zustände, die er theils aus den damals vorhandenen Schriften der Zeitgenossen Cicero's, theils aus den acta diurna und den acta senatus, theils aus Sallustius, Livius, Fenestella und Andern mit reiflicher Prüfung geschöpft hatte. Die Sprache ist einfach und schmucklos; manches Verdorbene mag dem Abschreiber und späteren Verderbern aufzubürden sein. Aber die hier erwähnten Vorzüge gelten nur von den Commentaren zur Pisoniana, Scauriana, Miloniana, Corneliana, zur oratio in toga candida; die Erklärungen zu den Verrinen, die sich über die divinatio, die actio prima, das erste und einen Theil des zweiten Buches der actio secunda erstrecken, sind nicht sein Werk. Die großen Abweichungen in Inhalt und Form, die groben Irrthümer in geschichtlichen und antiquarischen Angaben waren schon vielen aufgefallen; man glaubte sie aus Interpolationen genügend erklärt zu haben. Niebuhr sprach zuerst Bedenken über die Gleichheit des Verfassers aus, aber sie gingen spurlos vorüber, bis endlich Madvig (S. 84 fg.) aus der Sprache sowol, als aus dem Inhalte, die Verschiedenheit so überzeugend erwiesen hat, daß seitdem Niemand mehr in diesem Theile der Commentare den echten Asconius erkennen kann, vielmehr alles in die Zeiten der Donate und Servius, in die Zeiten des Verfalls der alten Literatur hinabweisen muß. Die genauere Beweisführung desselben hier mitzutheilen, würde zu weit führen. Endlich hat Mai seit 1814 aus Ambrosianischen oder vielmehr Bobbio'schen Palimpsesten Scholien zur Rede pro Scauro, dann zu den Reden in Clodium et Curionem, de aere alieno Milonis, de rege Alexandrino, darauf zur Archiana, Sullana, Planciana und Vatiniana, endlich zur vierten Catilinarischen, zu den Reden pro Marcello, Dejotaro, Ligario herausgegeben und dieselben, trotz Niebuhr's Erinnerung, für Asconius' Werk oder wenigstens für Excerpte aus demselben gehalten [20]), ohne durch die innere Verschiedenheit der von ihm entdeckten Sachen auf eine gründlichere Untersuchung geführt zu sein. Auch diese hat Madvig angestellt; es sind Producte späterer Grammatiker, die also hier, wo blos von Asconius zu reden ist, keine weitere Berücksichtigung verdienen. (*Eckstein.*)

PEDIAS (Πεδιάς), nach Apollodor (III, 14, 5) die Tochter des Menys aus Lacedämon, Frau des Kranaos, Mutter der Kranae, Kranaechme und Atthis, vorausgesetzt, daß die Stelle Apollodor's nicht verdorben ist. (*H.*)

PEDIASIMUS (Johannes), ein Geometer, der um das Jahr 1300 unserer Zeitrechnung lebte, und ein Lehrbuch der Geometrie *), sowie auch ein anderes über Feld-

14) Beschreibungen der Princeps, die nicht grade selten ist, geben *Maittaire*. Ann. typogr. IV, 1. p. 375. Schweiger 1. Bd. S. 16. 15) Von ihm auch Argentor. 1535. 16) Ebert und andere sagen Beroaldus, im Buche steht wiederholt Beraldus. 17) *Renouard*, Annales de l'imprimerie des Aldes. I. p. 334. 376. 18) *Cicero*. Opera. Vol. I. p. XV. 19) s. *Madvig*. p. 61 sq.

20) s. *Madvig*. p. 142 sq.

*) So gibt Gerh. Joh. Vossius in seiner Chronologia Mathe-

ell. 3) P. Sceptrum Carolinum *L.* (Fl. lapp. f. 4, Fl. dan. t. 26, Svensk bot. t. 505, rm a. a. O. 30), ein perennirendes Kraut mit mehr ußhohem, einfachem Stengel, halbgefiederten Blät- deren Fetzen stumpf und gezähnelt sind, unterbro-, mit Stützblättchen versehener Blüthenähre, fünf- em Kelche und großer gelber Corolle, deren Helm f ist und die Unterlippe bedeckt. Diese schöne Pflanze t auf Sumpfwiesen im Großherzogthume Mecklen- bei Königsberg in Pr., bei München, Augsburg Salzburg und in Skandinavien vor. (*A. Sprengel.*)

PEDICULI war der Name eines italischen Volkes. on (VI, 3, 282. *Cas.*) bezeichnet sie als Theil der tier und nennt sie *Πουδίκλους*, Appianus hingegen *κλους*. Im Kriege mit den Bundesgenossen fiel mische Feldherr Cosconius in das Gebiet der Pedi- in und bemächtigte sich desselben binnen zwei Ta- *Appian.* de bell. civ. I, 52). Plinius (H. N.) führt die Pediculi neben den Salentini und Apuli nd nennt als Städte derselben Rudiä, Egnatia, m (H. N. III, 16). (*Krause.*)

PEDICULUS, französisch pou, englisch louse, Laus, eine Gattung parasitischer Insekten, welche n allgemein verbreiteten Thieren gehört, da mehre derselben sich den Leib des Menschen zum Wohn- wählt haben. Den ältesten Naturforschern sehr wohl nt, scheinen dieselben, zumal die Griechen und Latei- doch mit den eigentlichen Läusen alle Hautparasi- es Menschen, nur nicht den Floh (*ψύλλος* grie- pulex lateinisch), verwechselt und unter den Col- amen *φθείρ* und pediculus begriffen zu haben, nd man schon seit Entdeckung der Mikroskope we- s die parasitischen Milben (Acari, s. d. Art.) von läusen trennte. Allein auch diese Trennung, über Linné und Fabricius in ihren systematischen Arbei- cht hinausgehen, hat die neuere Naturforschung, ei- ch schon seit de Geer (Mém. pour serv. à l'hist. des Insectes), als ungenügend dargethan, und erdanken den genauen Untersuchungen des erwähnten dischen Naturforschers die Erfahrung, daß die mei- der sogenannten Läuse der Vögel und Säugethiere wie die des Menschen, Blutsauger sind, sondern eißend und kauend von den Federn und Haaren ih- Wohnthiere ernähren. Durch diese Entdeckung de , welche von Nitzsch vollkommen bestätigt wurde ermar's Magaz. der Entomologie. 3. Bd.), hat is dahin an Arten höchst zahlreiche Gattung Pedi- eine andere Gestalt gewonnen, und ist auf dieje- Species beschränkt worden, welche nach Art der hlichen Läuse blos Blut saugen. Dieselben sind mei- von kleiner Statur, häufig kleiner als die Läuse des chen und besitzen einen ei-, herz- oder geigenförmi- opf, dessen Hinterhaupt bald abgerundet, bald zu- t ist und der am allermeist etwas verjüngten Vor- de einen weichen, einziehbaren Rüssel umschließt, as Saugorgan des Blutes ist. Dieser Rüssel bildet leischige, am Ende trompetenartig erweiterte Röhre, Rand hier mit einer doppelten Reihe kleiner Häk- chen besetzt ist. Indem nun die Laus vermittels der Häkchen den Rüssel an der Haut befestigt, schiebt sie aus der Höhle desselben eine feine hornige Nadel hervor, die aller Wahrscheinlichkeit nach aus vier sehr zarten Borsten besteht, und treibt diese Nadel in die Haut hinein, bis Blut quillt, das dann von ihr durch die Höhle des Rüs- sels aufgesogen wird. Dies ist die Nahrungsweise aller echten Läuse. Bald hinter dem Rüssel, da wo der Kopf sich erweitert, sitzen an jeder Seite desselben die kurzen fünfgliedrigen, fadenförmigen Fühler, und auf diese fol- gen dicht an den hintersten Kopfecken die Augen, welche blos aus einem einzigen Augelchen zu bestehen schei- nen und manchen Arten, z. B. denen der Nager, fast ganz fehlen. Auf den Kopf folgt der Brustkasten, immer ein kleiner vierseitiger ungetheilter Körperabschnitt, welcher an jeder Seite drei Beine trägt. Außerdem bemerkt man an ihm zwischen dem ersten und zweiten Bein jeder Seite ein Luftloch. Der Hinterleib, welcher nunmehr folgt, ist an seinem Grunde immer so breit, wie das hintere Ende des Brustkastens, und besteht bald aus sieben, bald aus acht, bald aus neun bis zehn Ringen, in welchem letz- tern Falle der erste und letzte Ring nur klein sind. Die ersten sechs Ringe tragen an jeder Seite ein Luftloch, das jedoch in dem Falle, wo der erste Ring sehr klein ist, nicht an ihm, wol aber am siebenten Ringe vorkommt; zum deutlichen Beweise, daß der erste kleine Ring kein ei- genthümlicher ist, sondern blos eine vordere Abschnürung des scheinbar zweiten, in der That aber ersten Ringes. Der letzte Ring ist beim Männchen abgerundet, beim Weibchen ausgeschnitten. Ersteres hat die Geschlechtsöff- nung auf der obern Seite dieses Ringes und verräth sich nicht selten durch den aus ihr hervorragenden hornigen hakenförmigen Penis; bei Letzterm findet sich die Scheide am Rande des letzten und vorletzten Ringes, ist also et- was mehr nach Unten gewendet. Den After dagegen be- merkt man bei beiden Geschlechtern an der äußersten Grenze des letzten Ringes, ganz am Ende des Körpers. Charakteristisch für die Läuse ist übrigens noch ihre Fußbildung. Bis zum Ende des Schenkels völlig wie bei allen Insekten der Hauptsache nach gebildet, folgt auf letzteren ein kurzes, dickes, am Ende nach Innen in einen Zahn vorspringendes Schienbein. An diesem Zahne be- merkt man bei den größeren Arten zwei fleischige Ballen. Darauf folgt der kurze, dicke, eingliedrige, bisweilen etwas gebogene Fuß (Tarsus), der eine einzige sehr große Kralle trägt, welche sich gegen den Zahn am Schienbeine nach Innen zurückbiegt und mit diesem also einen Kreis be- schreibt, der zum Umklammern der Haare, an denen die Laus kriecht, bestimmt ist. Durch stärkeres oder schwä- cheres Andrücken der Kralle gegen die beschriebenen Bal- len kann dies Festhalten bald inniger, bald loser sein. Auf diese Weise bewegen sich die Läuse an den Haaren klet- ternd. — Von ihrem innern Baue wissen wir durch Swammerdam's Anatomie (Bibel der Natur. S. 31. Taf. 1—2), daß sie einen gewundenen Darm besitzen, dessen chylopoetischer Theil einen sehr großen Umfang hat, und durch die dünne Körperhaut hindurchschimmert, wenn er mit Blut angefüllt ist. Ein eigentlicher Kropf fehlt,

mit vielen kleinen Inseln an der Mündung, und hierauf Side folgen. Pednelissos war eine nicht unbedeutende Stadt, deren Bürger während der Seleucidenherrschaft mehrmals von Kriegsdrangsalen heimgesucht wurden. Als sie einst von den mächtigen Selgern belagert wurde und den Achäos um Hilfe ersuchte, sandte dieser den Garsyeris mit 6000 Mann zu Fuß und 500 zu Roß ihr zu Hilfe, zu welchen noch 8000 Hopliten der den gebirgigen Theil von Pisidien bewohnenden Etenner und 4000 der Aspendier stießen. Mit dieser vereinten Macht hoffte Garsyeris die Belagerung ohne Weiteres aufzuheben, was ihm aber keineswegs so schnell gelang. Vielmehr vernichteten die Selger 2000 Mann, welche Garsyeris in stiller Nacht mit Weizen in die Stadt zu senden beabsichtigt hatte. Als die Selger, hierdurch übermüthig, nun den Garsyeris selbst angriffen, kämpften sie mit Glück und waren schon dem Siege nahe. Allein die ihnen unvermuthet in den Rücken fallende Reiterei des Garsyeris bewirkte bald ihre Flucht und völlige Besiegung, wodurch Pednelissos befreit wurde (*Polyb.* V, 73, 1—16). Bei den Friedensbedingungen mußten die Selger den Pednelissern alle Gefangenen zurückgeben (*Polyb.* V, 76, 3). Eine frühere Schreibart des Namens ist *Πετνηλισσός*, und eine verdorbene bei Plinius Pletenissus. Münzen, unter dem Kaiser Maximus geprägt, haben *ΠΕΔΝΗ-ΛΙΣΣΕΩΝ* (*Mionnet*, Descr. d. Med. Tom. V). Mannert (VI, 2. S. 116) und Sickler (II, 388) führen diese Stadt als pisidische auf. (*Krause.*)

PEDNOPUM (*Πέδνοπον*), eine libysche Stadt, im sogenannten libyschen Nomos, im Gebiete der Ogdámori. Sie wird nur vom Ptolemäos (IV, 5) genannt (vergl. *Cellar.* orb. ant. IV, 2. Vol. II. p. 107. Lips. 1706). (*Krause.*)

PEDO, eigentlich Breitfuß, Zuname einer römischen Familie; am bekanntesten ist der Dichter Pedo Albinovanus (s. d. Art. Albinovanus); minder bekannt ist Pedo Pompejus, der, nach dem Ende von Seneca's *Ἀποκολοκύντωσις* zu schließen, ein Advocat und Freund des Kaisers Claudius gewesen und doch auf dessen Befehl hingerichtet worden sein muß; einen praefectus equitum Pedo aus der Zeit Tiber's nennt Tacitus (A. I, 60.); einen schlechten Advocaten des Namens erwähnt Juvenal (VII, 129); ein C. Papilius Carus Pedo Vergilianus, oder M. Pedo Verg. war Consul im Jahre 868 d. St. (115 n. Chr. Geb.). Noch andere Personen des Namens kommen auf Inschriften vor. (*H.*)

PEDOMANIS, eine Stadt in Unter-Mösien, nach dem Itiner. Anton. Anderwärts wird sie nicht erwähnt. (*Krause.*)

PEDONIA (*Πηδωνία*), eine kleine libysche Küsteninsel mit einem Hafen, in unbedeutender nordwestlicher Entfernung von Antiphrá (*Strab.* XVII, 1150. *Ptolem.* IV, 5). Der Periplus bezeichnet dieselbe mit dem Namen Pezone, ohne den Hafen zu erwähnen. Dagegen findet er in der Nähe die Klippe Myrmex und die Landspitze Trachea. Auch führte ein Flecken oder kleine Stadt in einiger Entfernung von der Küste den Namen Pedonia (vgl. *Cellar.* orb. ant. IV, 2. p. 107. nert 10. Th. 2. S. 26.

Pedometer oder Podometer, s. S

PEDRA D'AYAL, eine kleine i von zwei Meilen Umfang, dicht an d nördlichen Afrika's, liegt nördlich von d unter 22° 2′ n. B. u. 1° 1′ östl. L.

PEDRACA, Pedrazza de la S Villa im ehemaligen Altcastilien, liegt der Nähe von Sepulveda. Man versetzt burtsort des römischen Kaisers Trajanus festen, den Ort schützenden Schlosse wu von Frankreich, Franz, und dessen Bruder Söhne Franz' I., lange Zeit gefangen geha

PEDRAGAN, PEDRAGOAN, PEDRAGAON, unbedeutende Villa i schen Provinz Estremadura, welche, an des Zezere und der Pera zwischen Coi liegend, durch den erstgenannten Fluß i Brücke zusammengehaltene Theile getr eine derselben, welcher auf dem rechten liegt, wird P. o grande oder Groß-P. linken Ufer befindliche, P. o Pequenho, d nannt. Die reizende Umgegend des O sache, daß die Könige von Portugal Coimbra residirten, hier oft ihren Au Man zählt eine Kirche, zwei Klöster un ner, welche, was sonst in Portugal nicht Bienenzucht treiben sollen.

Pedragaon, Pedragoan, s. Pedr

PEDRARIAS (Davila), einer spanischen Eroberer der neuen Welt, in des 16. Jahrh. Er stammte aus einer die Krone vielverdienten Hause; sein V meister und Staatsrath von Castilien, des Königs D. Enrique in dem Krieg und zeichnete sich durch Anhänglichkeit sowie durch Tapferkeit in den Feldzügen gegen den Prätendenten D. Alonso, the gal unternommen werden mußten. Aud Sohn, verschaffte sich in den Kriegen g von Granada, Oran und Bugia zeitig tapfern und umsichtigen Anführers, und Ernennung als Gouverneur von Darien wo bisher die Spanier ohne Erfolg gro gebracht hatten. Der Einfluß einer and einen Widerruf jener Ernennung zu Bewerber hervorgebracht haben, hätte d Bischof von Burgos sich für Pedrarias schloß 1200 Mann nach Darien abzu die Auswahl, indem eine nicht zur Ausfü Expedition des großen Feldherrn Gonz eben eine sehr große Menge kriegslustige der vornehmsten Abkunft nach der Haupt und wenige geneigt waren unverricht ihren Provinzen zurückzukehren. In 2000 dieser Krieger auf Pedrarias, de sah den Bitten nachzugeben und die Z

is auf 1500 zu vermehren. Auf die Ausrüstung der dition wurde eine ungewöhnliche Aufmerksamkeit ver- et; sie bestand aus 15 Schiffen, die man mit über- gen Vorräthen, um eine Colonie zu begründen und zu führen, belud und kostete dem Könige 54,000 aten*). Juan Diaz de Solis und Juan Vespucio, der geachtetsten Seefahrer Spaniens, erhielten Befehl evilla die Steuermänner der Expedition über die Fahrt Amerika zu unterrichten. Die dem Pedrarias gege- n Instructionen berücksichtigten eine Menge von Fra- die man ehedem vergaß, und sind ein Zeugniß sehr aner Gesinnungen gegen die Indier, sowie der Klug- der Regierung, welche vor Allem die dauernde Ab- igkeit der Conquistadoren wünschen mußte. Dem An- r der Expedition bewilligte man 366,000 Marave- ährlichen Gehalt, und im gleichen ansehnlichen Ver- nisse allen Officieren; den Colonisten aber wurden che wichtige Vorrechte zugesagt. Die Schiffe segel- am 12. April 1514 von San Lucar, begegneten aber ich einem so heftigen Sturme, daß zwei untergingen, übrigen nach Verlust vieler Vorräthe umzukehren ge- ngen waren. Nach Ersetzung des Schadens lief die dition wieder aus, nahm Holz und Wasser auf Go- , dann auf Dominica ein, und langte nach unge- nlich kurzer Reise in S. Martha an. Die Eingebo- griffen die Landenden an, tödteten Einige mittels ifteter Pfeile, erlitten dafür aber das ganze Gewicht spanischen Strafgerichts. Die Flotte lief Ende Juli in den Golf von Darien ein, und Pedrarias wurde dem in jener Gegend herrschenden Conquistador Bal- als rechtmäßiger Gouverneur anerkannt. Die Schick- der golddürstigen Begleiter des Pedrarias, und die e derselben zur Eroberung des Landes sind an einem rn Orte beschrieben worden (s. d. Art. Panamá). rarias lud den Haß aller Rechtlichen durch die Verfol- g und Hinrichtung Balboa's auf sich, und hatte so mit Parteien zu kämpfen, daß er ermüdet wurde, eine eigene Colonie sich zu begründen beschloß. Er te (1524) Hernandez de Cordova mit einigen Schif- nach Nicaragua, traf aber dort Gil Gonzalez mit berung beschäftigt. Der Capitain Soto trat fast zu- h und später auch Christoval de Olid in jenen Gegen- auf, und so entstanden Uneinigkeiten und Kämpfe, he mehren der herumziehenden Conquistadoren das n kosteten, und von zu geringem Interesse sind, um verfolgt werden zu können. Sie endigten damit, daß rarias, der inzwischen einen Nachfolger in Panamá lten, und sich in Spanien den Titel eines Gouver- s von Nicaragua verschafft hatte, von der Provinz itz ergriff (1527), ein Schritt, zu welchem ihn ebenso Abneigung gegen die Behörden und Bewohner von ien, als Furcht vor Cortez bestimmen mochte, welcher als im südlichen Merico sich aufhielt, und vielleicht t ungeneigt sein mochte vorzudringen, um den Unord- nungen unter den Spaniern ein Ende zu machen. Mehre seiner ehemaligen Nebenbuhler um den Besitz der Provinz bestrafte Pedrarias mit vieler Härte; mit einem, Salcedo, der sich mancher Übelthat schuldig gemacht hatte, söhnte er sich jedoch wieder aus, und schloß mit ihm sogar ein Bündniß. Die Indier, Zeugen dieser Uneinigkeiten, er- hoben sich, unterlagen aber endlich doch den Weißen. Die Eroberer von Peru, namentlich Almagro, beschwerten sich bitter über die Verweigerung aller Unterstützung, welche sie in Nicaragua erfahren hatten, und noch manche andere Klage wurde gegen den Gouverneur laut, der keinen Wi- derspruch vertrug und in der Wahl der Mittel nicht be- denklich war, wenn es sich darum handelte, die eigene Macht zu sichern, einmal sogar (1530) einen ernsten Auf- stand in Leon dadurch hervorbrachte, daß er mit Umge- hung aller gesetzlichen Formen seine Anhänger und Die- ner im öffentlichen Dienste anstellte. Er erhielt dennoch von Spanien aus den Titel eines Alguazil mayor von Nicaragua, sowie die Erlaubniß auf zwei Jahre nach Eu- ropa zu kommen, starb jedoch (Ende Juli 1531), ohne dieselbe benutzt zu haben. (*E. Pöppig.*)

Pedrazzo, s. Predazzo.

PEDRE FORTE, Dorf im französischen Departe- ment der Ostpyrenäen, liegt im Gebirge und hat in sei- ner Nähe ein Silberbergwerk. (*Fischer.*)

PEDRETERTHAL, richtiger Bedreterthal, Val di Bedreto (da dieses Thal im Buchstaben B fehlt, so wird es hier nachgeholt). Ein an der Südseite des Gott- hards liegendes, in westlicher Richtung ungefähr vier Stunden lang fortgehendes Thal. Der Name kommt von bedra, welches in der tessinischen Mundart Birke (betula alnus) bedeutet. Es bildet den obersten Theil des Livinerthales im Canton Tessin, welches sich bei Airolo westlich wendet, während bis dahin seine Richtung von Süden nach Norden geht. Bei Airolo verläßt die große Gotthardsstraße das Livinerthal und steigt weiter gegen Norden zum Val Tremola und durch diese furcht- bare Kluft zu der Höhe des Gotthardspasses empor. Das Bedreterthal hingegen steigt gegen Westen sanft empor bis zum Hospitium Al Aqua, von wo der eine Weg über den 7570 Fuß hohen Bergpaß Lufenen (Lovena), auch Nufenen, in sechs Stunden durch das Eginenthal nach Obergestelen im Wallis führt; der andere Weg führt ebenso hoch in südlicher Richtung nach dem Formazza- thale. Im Bedreterthale liegen von Osten nach Westen die Dörfer Villa, Bedreto, Ronco, von welchem der west- lichste Theil des Thales auch den Namen Runggerthal hat. Bis Ronco wird im Thalgrund noch Getreide ge- baut; weiterhin, sowie an den Abhängen, findet nur Al- penwirthschaft statt. Das Thal vereinigt aber in der sehr kurzen warmen Jahreszeit von Mitte Juni bis Mitte Septembers, die kräftige Vegetation der südlichen Ge- birgsabhänge mit dem frischen Grün der Alpen. Es ist gegen die Nordwinde durch die hohe Gebirgskette des Gotthardsstockes, welche dasselbe vom Urserenthale schei- det, gedeckt und die Nadelholzwälder steigen bis zur Höhe von 5780 Fuß über das Meer empor. In dieser Kette erhebt sich der Fibia, der Fieudo, der Pic Luzendro, der

*) Herrera (D. I. l. X. c. 7) bemerkt, daß mit dieser Summe r ausgerichtet worden, als man in seinen Zeiten mit mehr als ,000 ausführen könnte. Über die Ausrüstung ebendaselbst (c. 11).

Orsino über 9000 Fuß. Mehre prachtvolle Gletscher und Wasserfälle auf der Nord- und Südseite bilden mit dem fruchtbaren Thalgrunde, den Viehweiden und Waldungen der Abhänge und den im italienischen Styl gebauten Kirchen und Dörfern ein Ganzes von seltener Schönheit. Aus diesen Gletschern entspringt einer der Hauptarme des Tessins, der sich nahe bei Airolo mit dem vom Gotthard herunterkommenden Arme vereinigt. Der Thalgrund ist den Verheerungen der Lauinen sehr ausgesetzt. Die Berge, die das Thal unmittelbar einschließen, bestehen bis zur Spitze aus Glimmerschiefer von mannichfaltiger Mischung. Politisch gehört das Thal zum Kreise Airolo des Bezirks Leventina, im eidgenössischen Canton Tessin. Wie aus dem ganzen Canton, so gehen aus dieser Gegend viele Einwohner für längere oder kürzere Zeit nach Italien, und kehren dann mit ihrem Erwerbe wieder nach Hause (vergl. d. Art. Peccia). Die aus dem Bedretterthal sind besonders auf dem Lande willkommen für die Besorgung des Viehes. (*Escher.*)

PEDRILLO, auch POTRILLO oder PORTERILLO, einer der höchsten Berge der Insel Cuba, gehört der Gebirgskette an, welche parallel mit dem weit längern, aber bedeutend niedrigern Höhenzuge in der Mitte der Insel sich längs der Südküste zwischen dem Gebiete von Espiritu Santo und der Hafenstadt Trinidad erstreckt, und liegt in der Nähe der Letztern im Mitteldepartement. Seine Höhe wird auf 7700 Fuß geschätzt. (*A. Keber.*)

PEDRO I., Kaiser von Brasilien. Don Pedro Alcantara wurde zu Lissabon am 12. Oct. 1798 geboren und war zweiter Sohn Johann's VI., des Prinzregenten von Portugal seit dem 10. März 1792. Sein Leben fällt somit in einen Zeitraum von Stürmen und Umwälzungen, die das westliche Europa bis in die Grundfesten erschütterten, und gradweis, wenn auch ohne allgemeine Umgestaltung hervorzubringen, in allen andern Ländern des Welttheils fühlbar wurden, zuletzt selbst die Losreißung der fernen amerikanischen Colonien von Spanien und Portugal veranlaßten. Gezwungen durch die Unwiderstehlichkeit dieser Vorgänge trat Don Pedro in eine Laufbahn, die von der seiner Väter gänzlich verschieden, durch Tausende von Hindernissen führte, zu Kämpfen und Gefahren leitete, Muth, Ausdauer und Umsicht erheischte, und nur an ihrem fernsten, nicht erreichten Ende, zu einem unsichern Erfolge Hoffnung machte. Das kurze Leben dieses Fürsten ist daher an Begebenheiten reicher und zeugt von größerer Energie und thätigerem Eingreifen in das Rad der Völkerschicksale, als die Geschichte der vielen schwachen Monarchen, die seit langer Zeit die Throne der Halbinsel behauptet hatten. Gewaltige Ereignisse erschütterten zuletzt selbst das alte Haus Braganza, dem die Entlegenheit seines Reiches vom Herde der politischen Bewegungen Europa's keine Sicherheit verliehen. Napoleon entschied mit einem Federzuge (11. Nov. 1807) seinen Untergang. Der bedrohten Regentenfamilie blieb nichts übrig, als, dem Rathe des verbundenen Englands folgend, sich freiwillig nach Brasilien zu exiliren. Die Flotte lief am 1. Jan. 1808 in Bahia, am 7. März in Rio Janeiro ein, die erste, die einen europäischen Herrscher nach seinen amerikanischen Colonien geführt. Das Volk empfing den König mit lautem Jubel, denn es versprach sich goldene Tage von der Gegenwart seines Monarchen. Wenn auch einige der Vornehmeren und Gebildeteren unter den Eingeborenen, die freilich die überspannten Hoffnungen der Menge nicht hegen konnten, diesen Enthusiasmus theilten, so geschah dieses, weil sie auf Erfüllung eines langgehegten Wunsches, Freiwerdung von dem Joche Portugals, Erlangung einer Nationalität und Gleichstellung mit dem Mutterlande hofften, Vortheile, die man Anfangs mit der Vereinigung beider Kronen auf einem Haupte für verträglich hielt. Unter allen Ländern Europa's ging keines den gewaltigen Veränderungen des Jahrhunderts übler vorbereitet entgegen als Portugal. Gutmüthige, aber schwache, friedliche, aber muthlose Fürsten waren sich gefolgt, und hatten die Regierung bald den Ministern und hohem Adel, am häufigsten jedoch der Geistlichkeit überlassen. Was irgend zur Unterjochung des Volkes dienen konnte, hatte diese mit folgerechter Festigkeit und Klugheit durchgeführt; sie hatte durch ein sicheres, auf alter Erfahrung beruhendes Verfahren ihre Herrschaft fest begründet, und den Verstand der großen Menge in Fesseln geschlagen. Nur für sich selbst besorgt und im Besitze des mächtigsten Einflusses, hatte sie die Volksbildung verhindert, eine Menge von Misbräuchen befördert und aufrecht erhalten, und in Verbindung mit dem ebenso unwissenden als despotischen Adel die Mittel des Staates erschöpft, seinen Haushalt in größte Unordnung gestürzt, und dem Königreiche seine politische Bedeutung geraubt. In allen Zweigen der Verwaltung herrschte Willkür; der Landmann wurde hart bedrückt ohne Vortheil für die öffentlichen Cassen, die reichen, weitausgedehnten Colonien warfen unverhältnißmäßig wenig ab, und Hungersnoth ergriff nicht selten die Provinzen, wo große und fruchtbare Ländereien unangebaut liegen blieben. Wissenschaftliche Kenntnisse und aufgeklärte Ansichten waren das Eigenthum der Wenigen aus dem Gelehrten- oder Kaufmannsstande, die zum Reisen Veranlassung gehabt; die Menge aber lag in den Banden eines mittelalterlichen Aberglaubens und großer Unwissenheit. Wenn schon im Mutterlande die Sittigung auf so niedriger Stufe stand, so boten die brasilischen Colonien ein noch weit traurigeres Beispiel. Reichthum der Natur und Leichtigkeit des Lebens beförderten die angestammte Neigung zur Trägheit; Bevorzugung der Europäer hinderte die Erhebung einheimischer Industrie und selbst des Handels, mehr als manche noch vollgültige, aus unklaren Ansichten über Staatswirthschaft entsprungene Gesetze; der Verbreitung von Civilisation und der Wirksamkeit der wenigen Schulen war die Verstreutheit der Bevölkerung über weite Räume ebenso entgegen wie der Ausübung der öffentlichen Gerechtigkeit, und daher verstand nur die geringste Zahl der untern Volksclassen zu lesen, während im Innern das Recht des Stärkern oft ausschließliche Geltung fand. Der Aberglaube war vielleicht nicht ganz so groß wie in dem Mutterlande, denn sonderbarer Weise haben sowol spanische als portugiesische Colonisten in Amerika von jeher eine gewisse Ungeneigt-

gegen unbedingte Unterwerfung unter das Priesterjoch
lage gelegt, dafür herrschte aber, namentlich in den
ädten, ein auffallender Mangel an Sittlichkeit und
ufzen. Ein Nachtheil, den das Mutterland nicht
te, traf Brasilien in seinen Negersklaven und der
mmensetzung der untern Volksclassen aus farbigen
lingen des verschiedenartigsten Ursprunges, also aus
schen ohne wesentliches Eigenthum, ohne Erziehung
ohne Betrieb, die, obgleich den Portugiesen an Zahl
hundertfach überlegen, dennoch von diesen mit Hoch-
oder Verachtung behandelt, und vom Gesetze nur
ükommen beschirmt, sehnsüchtig des Tages harrten,
hnen Gewicht und Macht im Staate bringen würde.
wenige Brasilier der höheren Stände und weißer
nft theilten seit längerer Zeit diese Gesinnungen ihrer
gen Landsleute, und die, seit Ende des 18. Jahr-
erts in den spanischen Colonien immer klarer hervor-
ide Neigung zur Unabhängigkeit blieb auch in Bra-
nicht ohne Folgen, indem man den geringen Vor-
der Verbindung mit dem Mutterlande zu erwägen
m, und durch nationale Eitelkeit und Unwissenheit
bre zu der Ansicht gelangte, daß Portugal nur durch
ilien erhalten werde, und daher nicht zum Regieren,
rn zur Unterwürfigkeit bestimmt sein solle. Die Be-
ungen und die Parteilichkeit der höheren portugiesi-
Angestellten, die oft nur der Gunst ihr Amt zu
n hatten, ihre niedrige Herkunft verriethen und un-
deter waren als die vornehmern Creolen, machten die
erungspartei höchst verhaßt, die übrigens auf soge-
tes Recht und eine nur eingebildete Stärke pochend,
Regeln der Klugheit den Colonisten gegenüber ver-
ässigen zu können glaubte. Der Wohlstand war nur
en höheren Classen der Landbesitzer bedeutend, die
ime der Erzeugnisse bei alledem gering, indem zur
bung des Ackerbaues durch die Regierung nichts ge-
, und die Mehrzahl es bequemer fand, durch Be-
ung des Bergbaues, vielmehr durch Aufsuchung von
wäschen, die nur Einigen Erfolg bringen konnten,
wechselndes, oft großes, dann aber plötzlich schwin-
es Einkommen zu erzielen. Die Mittelclasse war zu-
en im Besitze einer geringen Sklavenzahl, deren Ar-
grade hinreichte die Eigener zu erhalten; sie führte,
eit sie aus Landleuten des Inneren bestand, ein Wan-
ben, bauete bald hier, bald dort sich an, verwüstete
Wälder, lebte fast ganz in Unabhängigkeit, und war
Staate, der sich im Übrigen kaum um sie bekün-
e, von keinem Nutzen. Gesetze und Regierungsweise
n, so weit sie nicht durch Pombal Veränderungen er-
n hatten, ziemlich noch diejenigen des 17. Jahrhun-
, und boten durch Lücken oder Widersprüche die beste
genheit zum Unterschleife und zur Willkür. Der öf-
liche Haushalt kostete sehr große Summen, und den-
war das System der Verwaltung in größter Unord-
, das Land fast wehrlos, so weit es nicht durch die
theueren portugiesischen Truppen beschützt wurde. Nur
dem Pariere bestanden die Schulen und höhern Lehr-
alten, die in jeder Provinzialhauptstadt seit Pombal
ündet, alljährlich starke Summen in Anspruch nah-
men; für die entlegensten, meist nur von getauften In-
dern bewohnten Gegenden sorgten allein Missionaire in
viel zu geringer Zahl, um wirklich Nutzen bringen zu
können. Der großen Masse des Volkes waren alle bes-
sere Ansichten über seine und der Regierung Rechte um
so fremder, je absoluter die letztere von jeher aufgetreten
war. Nur in den Städten bestanden einige öffentliche
Blätter, deren stets unbedeutender Inhalt von angestellten
Portugiesen, der Geistlichkeit und Advocaten geliefert wur-
de, und allgemeinere Interessen unerwähnt ließ. Da die
Brasilier allein in den Hauptstädten von den Maßregeln
der Behörden berührt wurden, im Innern und zumal
auf dem Lande, die Regierung blos dann bemerklich
wurde, wenn sie die nicht hohen Abgaben durch einzelne
Beamte einfodern ließ, die oft einen Distrikt von mehr
als 50 □Meilen unter sich hatten, da endlich, mit Aus-
nahme der weit entlegenen Grenzforts, die Truppen al-
lein an der Meeresküste vertheilt waren, so lebte die große
Masse der Bevölkerung in Gleichgültigkeit gegen ihre Be-
herrscher, ohne Haß gegen dieselben, aber auch ohne eine
zu Opfern entschlossene Zuneigung. Wenn der Widerwille
gegen die Europäer hin und wieder eine vorübergehende
Spannung erzeugte, so wurde vielleicht ein Zweifel an
der Rechtmäßigkeit ihrer Herrschaft rege, allein die allge-
meine Unwissenheit gestattete nirgends die Fassung eines
richtigen Urtheils, und noch viel weniger verständige Plane
zur Abhilfe der Übelstände, die im Ganzen mehr negati-
ver Art, vom Landmanne, der in roher Genügsamkeit lebte,
nur wenig empfunden wurden. Auf Unterstützung von
Seiten des Volkes hatte also selbst eine das Beste wollende
Regierung nicht zählen dürfen. Die Brasilier von höherer
Abkunft begnügten sich vollkommen mit den Stellen, die
Rang und Titel, gewöhnlich nur ein geringes Einkommen,
nie aber wirklichen und großen Einfluß verliehen, und
brachten, um sie zu erlangen und ihrer Eitelkeit Befriedi-
gung zu schaffen, gern ihre Volksgefühle zum Opfer.
Daher bekannte ein beträchtlicher Theil der reichen und
vornehmeren Familien Brasiliens sich unbedingt zur portu-
giesischen Partei, und war Veränderungen der einmal ein-
geführten Formen nichts weniger als hold. Familienver-
bindungen mit dem Adel des Mutterlandes wurden viel
gesucht, denn zu dem thörichten Stolze auf höhere Ab-
kunft, der die Völker der Halbinsel von jeher ausgezeich-
net hat, gesellte in dem Creolen sich noch der Stolz auf
weiße Farbe, die den Familien freilich nur durch Auf-
nahme von europäischen Schwiegersöhnen zu erhalten war.
Die Aristokratie gehörte daher meist nur dem Namen nach
zum Volke. Redliche und das Beste des Vaterlandes
wollende Beamte würden unter ihr so wenig zu fin-
den gewesen sein, als in den niedern Classen, die zur
Verwaltung wichtiger Stellen wegen Unwissenheit, Be-
stechlichkeit und schlaffen Wesens unfähig waren.

Die Versetzung des lissaboner Hofes nach Brasilien
konnte für dieses Land nicht ohne wichtige Folgen blei-
ben. Mit dem Regenten langten viele Portugiesen an,
die wenigstens weit mehr gebildet waren als diejenigen
ihrer Landsleute, die ehedem in der Colonie sich anzusie-
deln pflegten. Diplomatische Agenten, Künstler und an-

ates, fand er nur Anarchie, Verarmung und Parteien, täglich zunahmen, weil Raubsucht, Unwissenheit und enschaften die Zeitumstände entweder zu benutzen such- oder dieselben nicht begriffen. Dem friedlichen, je- unaufschiebbaren Geschäfte der Civilisation der in der rzahl überaus rohen Eingeborenen drohten auswärti- riege mit langer Unterbrechung, denn Niemand wußte, die großen Seemächte die neue Monarchie betrachten den, und die Organisation der innern Regierung hielt physische Beschaffenheit des weiten Landes nicht min- auf als das Treiben der Anarchisten, die ganzer Pro- en sich bemächtigt hatten. Der junge Kaiser stand eilen rathlos da, denn durch heimtückische Verfolgung angen die Parteien die Abdankung von tüchtigen und n Männern; nicht selten suchten Heuchler sich sein rauen zu erschleichen, ihn zu verführen zur Verlassung ergriffenen Systems constitutioneller Regierung und Gewaltsamkeiten, die ohne andern Erfolg als Blut- ießen geblieben sein würden. Er widerstand dennoch äußeren Drucke nicht minder als der Verführung, seinem Plane und seinen Grundsätzen treu, und n er ja in einigen Fällen zur Unbedachtsamkeit sich ißen ließ und der Leidenschaft mehr als dem Ver- e gehorchte, so sind diese Vergehen so menschlich und Nebenumständen, besonders der lange fortgesetzten htlichen Reizung, so leicht zu erklären und zu ent- digen, daß sie als bleibende Flecken nicht gelten können. Ein großes Hinderniß der neuen Regierung bildeten in Brasilien noch immer liegenden Truppen des Mut- ndes. Das reiche und wichtige Bahia war in den den des portugiesischen Generals Madeira, der an Spitze von 4000 europäischen Soldaten und von der en Flotte des Admirals Pereira Campos unterstützt, Angriffe brasilischer Truppen spottete. Lord Cochrane inzwischen in brasilischen Dienst getreten und von Pedro mit einer Flotte versehen worden, die, trotz Erschöpfung des Staatsschatzes, in kurzer Zeit zusam- gebracht, wohl ausgerüstet vor Bahia erschien, die ugiesen zum Abzuge zwang (2. Juli 1823), sie über Ocean verfolgte und ihnen 30 Schiffe abnahm. Pa- nd Maranham unterwarfen sich gleichfalls und um Mitte dieses Jahres stand keine fremde Macht bewaff- auf Brasiliens Boden. Ruhe und Ordnung schien kzukehren, und nur in Pernambuco dauerte, von Far- n befördert, die Aufregung fort. Die am 3. Mai sene constituirende Versammlung benahm sich ernst mäßig. Mit dem Kaiser stand sie in friedlichen Ver- nissen, allein sie wurde von diesem dennoch am 12. . aufgelöst. Don Pedro ließ am 11. Dec. den Plan neuen Verfassung bekannt machen, den er mit sei- brasilischen Staatsräthen ausgearbeitet hatte. Die ge Hoffnung, von den Repräsentanten in gleich kur- Zeit den Entwurf zu erhalten, war der hauptsächliche veggrund der schnellen und Anfangs übelverstande- Veröffentlichung der neuen Verfassung. In Rio Ja- o beschworen die Bürger die neue Verfassung am 27. . und um so williger, da diese, noch weit liberaler die frühere, die Gewalt vorzüglich in die Hände des Volks legte. Die Provinzen schlossen sich nach und nach an, und noch vor Ablauf des Jahres galt das neue Staatsgrundgesetz vom Plata bis zum Amazonas. Die Verhältnisse mit Portugal gelang es auf den früherhin verlangten Grundlagen, deren Verweigerung die mehrfache Zurückweisung portugiesischer Vorschläge und Abgesandter veranlaßt hatte, durch einen am 29. Aug. geschlossenen Vertrag zu regeln. Brasilien erhielt durch denselben Anerkennung seiner Unabhängigkeit vom Königreiche Portugal, Don Pedro wurde von Johann VI. zum Prinzen von Portugal und Thronfolger erklärt, die Trennung der cis- und transatlantischen Reiche zwar ausgesprochen, zugleich aber auch festgesetzt, daß ihre Kronen dereinst auf Don Pedro's Haupt vereinigt werden sollten. Brasilien übernahm hingegen die Zahlung einer von Portugal im October 1823 in England gemachten Anleihe von 50 Millionen, und sollte dafür in allen portugiesischen Häfen dieselben Begünstigungen des Handels in Anspruch nehmen dürfen, wie die Unterthanen Portugals. Wenn durch diese Convention eine große Besorgniß entfernt und die Liebe der Brasilier zu Don Pedro gesteigert wurde, so drohte bald nachher ein neues, vielleicht von Don Pedro selbst heraufbeschworenes Ungewitter, die eben errungenen Vortheile zu vernichten. Schon in geraumer Vergangenheit hatte Portugal am Platastrome festen Fuß zu fassen sich bestrebt, und war deswegen mit Spanien mehrfach in Streitigkeiten gerathen. Die Revolution von Buenos Ayres vertrieb die Spanier, allein sie rief eine Menge von Parteigängern hervor, die sich in die Erbschaft zu theilen unternahmen, sich verfeindeten und zu einem unter veränderten Umständen bis auf die neuesten Zeiten fortgesetzten Kampfe Veranlassung gegeben haben. Die portugiesischen Truppen waren zur Vertheidigung der Grenzen im Süden versammelt, und Umstände erheischten ihre Einmischung in die traurigen Händel des Nachbarlandes, welches sie provisorisch besetzten. Montevideo wurde bald dieser Zustände müde, die einen nie endenden Wechsel von Häuptlingen verursachten, den Handel störten, das offene Land verwüsteten, und vollständige Anarchie herbeizuführen drohten. Schon im Jan. 1822 machte eine dort angesehene Partei Don Pedro Eröffnungen über den von ihnen gewünschten Anschluß an Brasilien, der nach mehren Zwischenscenen, zumal nach dem am 2. März 1824 erfolgten Abmarsche der portugiesischen Garnison, im Oct. 1825 in der Form zu Stande kam, daß Montevideo und sein Gebiet unter dem Namen der Cisplatina als Bundesstaat zum Theile von Brasilien erklärt wurde. Ebenso wie Don Pedro die Erwerbung des linken Plataufers als überaus wichtig für die Ruhe und Stärke der brasilischen Südprovinzen ansah, und in dem Hafen Montevideo's einen Stützpunkt für kriegerische Unternehmen gegen Buenos Ayres erkannte, so betrachtete auch diese letztere Republik die neue Herrschaft als gefährlich und beschloß daher, auf irgend eine Weise sie zu verdrängen. Brasilien hatte weder ein wirkliches Recht auf das linke Ufer des Plata, noch die Zuneigung der Bewohner erworben, und wagte daher ein gefährliches Spiel, als es, die politischen Parteien benutzend, auf dem Wege der Hin-

terlist ebenso wie auf dem der Gewalt die Anschließung der Cisplatina als unabhängigen, aber genau conföderirten Staat an das Kaiserthum durchsetzte, und sich somit den Haß der übrigen Plataſtaaten auflud. In dem neuen Staate waren die Parteien um so unversöhnlicher, da die monarchisch und spanisch gesinnte in der erlangten Vereinigung mit Brasilien den Sieg ihrer Ansichten feierte und eine völlige Wiederherstellung des Absolutismus durch Don Pedro erwartete, dem sie eine aufrichtige Anhänglichkeit an die Constitution nicht zutraute. Der liberalen Partei war die Monarchie, wenn auch als constitutionelle, nicht minder verhaßt als die Brasilier, die sie nicht als Amerikaner, sondern als Söhne der Portugiesen mit dem angestammten Widerwillen betrachtete, der von jeher und in allen Welttheilen den Spanier vom Portugiesen trennte. Sie erklärte, und zwar mit vollem Rechte, die Vereinigung der Cisplatina mit den andern Plataſtaaten für die einzig natürliche, und erlangte um so leichter starken Anhang, je weniger die brasilische Macht über die Mauern von Montevideo hinüberreichte, und je lauter die Drohungen von Buenos Ayres wurden. Einige Männer, die als Anführer von Guerillas, theils gegen die Spanier, theils in den inneren Parteikämpfen der Plataſtaaten sich Namen erworben hatten, Fructuoso Rivera, Lavalleja, Calderon u. A., traten an die Spitze der republikanischen Partei, und brachten in einem Lande, wo jeder erwachsene Mann die Lanze zu führen versteht, und Kriegszüge gegen die Indier von jeher gewöhnlich waren, mit Leichtigkeit zahlreiche Haufen von muthigen und abgehärteten, wenn auch schlecht bewaffneten und übel disciplinirten Gauchos zusammen. Der Congreß von Buenos Ayres erließ durch den Präsidenten der Republik, Don Juan Gregorio de las Heras, eine Kriegserklärung gegen Brasilien, nachdem er schon länger den aufgestandenen Bewohnern der Banda oriental möglichst vielen Vorschub geleistet. Don Pedro antwortete in einem Manifeste vom 10. Dec. 1825, und traf sogleich die Anstalten zum Kriege, indem er der schon im Juni verstärkten Garnison von Montevideo neue Vermehrungen zusendete, und der unter dem Admiral Lobo in dem Plataſtrome versammelten Observationsflotte Befehl zur Blokirung der argentinischen Häfen gab. Ehe diese formellen Erklärungen zur allgemeinen Kenntniß kommen konnten, war der Krieg zu Lande bereits ausgebrochen. Lavalleja hatte am 10. Oct. die Brasilier bei Sarandi vollständig geschlagen und sie zerstreut, und da sich die Bevölkerung überall für ihn erklärte, so war in wenigen Monaten das offene Land für Don Pedro nicht nur verloren, sondern sogar die Südgrenze Brasiliens ernstlich bedrohet. Den Zügen der kleinen Heerhaufen zu folgen und die zahlreichen Postengefechte, die man mit dem Namen von Schlachten beehrte, aufzuzählen, würde von keinem Interesse sein. Das Kriegstheater blieb an der Süd- und Südwestgrenze von Rio grande do Sul, und wenn auch die Brasilier es versuchten vorzudringen, und einige Vortheile erlangten, so befanden sie sich im Allgemeinen doch im Nachtheile, verloren durch Desertion mehr als durch das Schwert eine Menge von Leuten, und hatten vollauf zu thun, um ihre eigenen Grenzen zu schützen. Zur See war die brasilische Übermacht so groß, daß Anfangs alle Anstrengungen des kleinen Geschwaders von Buenos Ayres nur Verderben über die kühne, meist aus Engländern und Nordamerikanern bestehende Bemannung brachte. Dennoch leistete der Admiral William Brown das Außerordentlichste, und bemächtigte sich gradweis durch Überfall, List und an Tollkühnheit grenzenden Muth einer solchen Zahl von kleinen Kriegsfahrzeugen seiner Gegner, daß er nach einem Jahre mit einer nicht verächtlichen Macht ihnen entgegentreten konnte. Ein Versuch der brasilischen Flotte, den Hafen N. S. del Carmen in Patagonien, den Sammelplatz der Kaperschiffe, zu nehmen, welche dem brasilischen Handel unendlich großen Abbruch thaten, lief ebenso unglücklich ab, als einige Landungen an der Mündung des Uruguay. Beide Mächte erschöpften sich ohne Resultate; Montevideo blieb den Argentinos uneinnehmbar, und Buenos Ayres lag geschützt durch örtliche Verhältnisse, während die von den Nordamerikanern nicht anerkannte und schwer durchzuführende Blokade dem Handelsstande der Plataſtaaten im Allgemeinen wenig Schaden brachte. In Brasilien erregte die lange Dauer dieses den Waffen keine Ehre bringenden Krieges sehr große Unzufriedenheit, indem den nördlichen Provinzen der Besitz von Montevideo höchst gleichgültig sein konnte, der Druck von Abgaben aber nicht minder empfunden wurde, als die gewaltsamen Aushebungen zum Kriegsdienste und die Störung des Seehandels durch große Schwärme von Korsaren, die, in den Vereinigten Staaten ausgerüstet und bemannt, unter der Flagge der Plataſtaaten ihr schlechtes Handwerk trieben. Der Menschenmangel zwang die brasilische Regierung sogar zur Wortbrüchigkeit gegen europäische Colonisten, die durch glänzende Versprechen nach Brasilien verlockt, ergriffen und zum Dienst in einer ihnen fremden Sache gezwungen wurden. Unmöglich konnte ein solcher Kampf mit solchen Mitteln zu einem ehrenvollen Ende gebracht werden, und daher war selbst Don Pedro's kurze Anwesenheit auf dem Kriegsschauplatze (Dec. 1826) von keinem Einflusse auf den Gang der Dinge. Wie lange dieser ganz entartete Krieg, der zumal zu Lande das Ansehen der Raubzüge nach Indierart angenommen hatte, noch fortgedauert haben könnte, ist schwer zu sagen. Seine Beendigung lag im Interesse Englands, das durch gleichzeitige Ereignisse in Portugal gefährdet worden, welche das Einschreiten Don Pedro's und die Befreiung desselben von der Last des Kampfes mit Buenos Ayres erheischten. Unter britischer Vermittelung wurde (durch Lord Ponsonby) ein Waffenstillstand zwischen beiden Mächten (Juni 1828) und am 27. Aug. zu Rio Janeiro ein Friedensvertrag abgeschlossen, der die Banda oriental von beiden für unabhängig erklärte. Durch den am 10. März 1826 erfolgten Tod Johann's VI. gelangte, vermöge des Vertrags vom 29. Aug. 1823, die Krone von Portugal an Don Pedro, der auch sogleich von seinen Rechten als Souverain Gebrauch machte, indem er durch Decret vom 26. April die von seinem Vater letztwillig angeordnete Regentschaft bestätigte, und durch eine Verordnung vom 27. April allen wegen politischer

hen in Untersuchung befindlichen, gefangenen oder gen Portugiesen vollständige Amnestie bewilligte. eicher Zeit wurde die neue, vom 19. April datirte tution Portugals veröffentlicht, die, nach dem Mu- r brasilischen eingerichtet, im höchsten Grade liberal d dem Volke ein fast unverhältnißmäßiges Gewicht önige und der Regierung gegenüber einräumt. Das Aufsehen erregte jedoch das Manifest vom 2. Mai, welches der Kaiser zu Gunsten seiner Tochter Ma- Gloria (geb. 4. April 1819) dem Throne von gal unter der Bedingung entsagte, daß sie mit ih- Onkel, dem Infanten Don Miguel, sich verheirathe, letzterer die Constitution beschwöre. Die Meinun- aren getheilt, ob diese vom brasilischen Staatsrathe billigte Verschenkung einer Krone durch englischen uß herbeigeführt worden, ob sie aus Don Pedro's Entschließung und Absicht, sich Brasilien, dem Reiche Schöpfung, allein zu widmen, entstanden sei, oder olge eines geheimen Zusatzartikels zu dem Vertrage 1823 gelten müsse, durch welchen Don Pedro der olge entsagt hätte, wie das Gerücht seit mehren Jah- hon behauptete. Am 8. Mai eröffnete der Kaiser ersammlung der Volksdeputirten, die bis zum 6. saß, ohne irgend etwas Erhebliches zu Stande zu n. Sie begnügte sich mit Phrasen, entwickelte nur l größere Energie, als der Krieg mit den Platastaa- nd seine schlimmen Folgen für das Reich zur Sprache , und erkannte endlich noch (2. Aug.) den am 2. 1825 geborenen Sohn des Kaisers, den noch leben- Don Pedro II., als gesetzlichen Thronerben. Die nzen befanden sich indessen keineswegs in ruhigem nde, denn abgesehen von der im Süden, wegen des Kriegstheaters natürlichen Aufregung, drohten im n Angriffe der colombisch-peruanischen Befreiungs- , deren Anführer, General Sucre, der Sieger von cho, auf das Unverständigste durch den Gouverneur Matto grosso, den Obersten Araujo, herausgefodert n war, welcher ohne Veranlassung in das wehrlose onsland von Chiquitos einfiel. Fand es Don Pe- uch nöthig, dieses Unternehmen öffentlich zu tadeln, uerte doch ein Misgefühl an jenen fernen Grenzen das bei der leichtesten Veranlassung zum Kriege füh- onnte. Im Norden herrschte die größte Gährung, l unter dem zu jeder Neuerung sich neigenden far- Pöbel von Pernambuco. Der Zwang zum Kriegs- e, und die bei den Aushebungen vorgegangenen Grau- iten erregten anderwärts offenen Aufruhr. Der Kai- öhnte zwar für einen Augenblick die Bewohner des n Bahia mit sich aus, indem er sie persönlich be- (im Febr. und März 1826) und für ihr Wohl st arbeitete; allein die Grundursachen der Unzufrie- it wurden hierdurch noch nicht beseitigt. Haß gegen uropäer im öffentlichen Dienste, Unterbrechung des andels, wankender Credit, Abgabendruck und vor n, die geheime Thätigkeit republikanischer Parteien, eten das Feuer des Aufstandes immer von Neuem Pernambuco und Pará wurden von ihm ergriffen. schlug sich in den Straßen der Hauptstädte in re- gelmäßigem Gefechte, während im Innern die Parteien durch Meuchelmord sich bekämpften, und selbst in den ab- gelegensten und kleinsten Orten unerhörte Greuelthaten begingen. Gelang es nun auch, diesen schrecklichen Vor- gängen, auf welche in der wasserarmen Provinz Ceará eine furchtbare Hungersnoth, in Bahia ein blutiger Ne- geraufstand folgte, Grenzen zu setzen, so mußte doch der Staatshaushalt durch sie unendlich leiden. Die Reichs- versammlungen von 1827 und 1828 beschäftigten sich nicht mit der Abhilfe, und da der Kaiser, bei seiner gro- ßen Gebundenheit durch die Constitution, für sich allein wenig wirken konnte, so griffen Unordnung und Geld- mangel immer mehr um sich. Die Staatspapiere sanken unter die Hälfte ihres nominellen Werthes, und 1828 war die Regierung zur Schließung von zwei Anleihen unter sehr ungünstigen Bedingungen gezwungen. Nicht- zahlung ihres Soldes und sonstige schlechte Behandlung hatten die Truppen schon lange mismuthig gemacht, und viel zu dem so traurigen Ausgange des Krieges beigetra- gen; sie brachten die fremden, aus europäischen Auswürf- lingen, besonders aus Teutschen und Irländern, zusam- mengesetzten Bataillons zum offnen Aufruhr, der Rio Ja- neiro in äußerste Gefahr stürzte (Juli 1828) und nur durch Einschreiten der Truppen von fremden, eben im Hafen liegenden Kriegsschiffen unterdrückt werden konnte. Auf den Friedensschluß zwischen Brasilien und den Pla- tastaaten folgten fast unmittelbar die Foderungen der Seemächte um Entschädigung für diejenigen ihrer Kauf- leute, die während der langen Blokade, durch angeblich widerrechtliche Wegnahme ihrer Schiffe, gelitten hatten, und die viel geängstigte Regierung von Rio Janeiro sah sich durch ernste Drohungen zu großen Geldopfern an Frankreich und die Vereinigten Staaten gezwungen. Die Partei der sogenannten Liberalen, die eigentlich nichts als Umsturz beabsichtigte, benutzte mit vieler Arglist diese Zeitumstände, und brachte den Kaiser um den größten Theil seiner ehemaligen und wohlerworbenen Volksgunst. Man klagte ihn der Falschheit an, schob ihm geheime Plane zur Unterjochung Brasiliens durch europäische Hilfe unter, und sprach es laut in zügellosen Journalen aus, daß er im Herzen nie aufgehört habe, Portugiese zu sein, und daher die Brasilier von ihm unter veränderten Um- ständen nichts Gutes zu erwarten haben könnten. Auf den großen Haufen blieben solche Umtriebe nicht ohne Wirkung, und bald kam es dahin, daß Einzelne den Kai- ser öffentlich zu beschimpfen wagten, während die Masse nicht anstand, ihrem Unmuthe durch nächtliche Straßen- tumulte Luft zu machen. Die Deputirten stimmten den- selben Ton an; nicht zufrieden, den Kaiser zur nochmali- gen öffentlichen Erklärung (1. März 1828) genöthigt zu haben, daß er auf Portugal verzichtet habe, und keines- wegs die Absicht hege, dorthin zu gehen, griffen sie ihn und seine Verwaltung auch während des Reichstages von 1829 in den ungemessensten Ausdrücken an, bewilligten nicht das vorgelegte Budget, obgleich ein Staatsbankrott drohte, und legten ihr Mistrauen gegen die Absichten der Regierung so unverhohlen an den Tag, daß sie sogar gut- gemeinte und klar da liegende Gesetzvorschläge verwarfen.

Ein solches Verfahren würde auch auf einen gewöhnlichen und ruhigen Charakter tiefen Eindruck gemacht haben; den raschen, den Widerspruch nur schwer vertragenden Kaiser mußte es im höchsten Maße reizen. Welche Überwindung es ihm gekostet haben möge, die Schranken der Mäßigung und Klugheit nicht auf einmal zu überspringen, mit welcher Erbitterung er gewahrte, daß die Deputirten nur gegen ihn ihr constitutionelles Recht in Anwendung brachten, und daß er mit der ultraliberalen Verfassung, dem Werke seiner Hände, zugleich sein eignes Unglück begründet habe, läßt sich vermuthen, doch legten äußerlich sich nur wenige Zeichen dieser Stimmung dar. Er entließ allerdings die Kammern von 1829 mit einer bis zur Beleidigung lakonischen, und kaum jemals auf gleiche Weise vorgekommenen Anrede, indessen suchte er gegen die Einzelnen niemals Rache und unterzog sich, nach Überwindung der bittern Gefühle seines Innersten, mit seltener Spannkraft des Geistes stets von Neuem den ebenso undankbaren als schwierigen Geschäften der Regierung über ein rohes und dabei leichtsinniges Volk, das sich unter klingenden Namen zu Gesellschaften und Parteien vereinte, um das Vaterland zu retten, aber wenig Energie und fast keine Vaterlandsliebe besaß. Der Geist des grundlosen Widerstandes und der Gehässigkeit, der die vier Jahre hindurch bestandenen und eben aufgelösten Kammern auszeichnete, vererbte sich auf die neuen im Febr. 1830 zusammengerufenen Deputirten, die zum größten Theil der demokratischen Partei angehörten. Sie kamen nicht nur dem Kaiser nicht entgegen, sondern beantworteten die Eröffnungsrede desselben (vom 3. Mai) mit ungeziemenden Andeutungen, unter welchen ganz besonders diejenigen auffielen, welche jede Einmengung Brasiliens in die portugiesischen Angelegenheiten im Voraus als unpolitisch, widerrechtlich und nachtheilig bezeichneten. Don Pedro hatte grade die Wiedergewinnung des Thrones seiner Väter, der im Besitze eines Usurpators sich befand, zum ersten Ziele seiner eifrigsten Bestrebungen erhoben und die Hoffnung genährt, von Brasilien, wenn auch keine Unterstützung, mindestens kein Verbot seines Vorhabens zu erhalten. Der Ruin dieser Erwartungen und Zorn über die drohende Sprache der Deputirten, die allerdings die ihnen zukommenden Befugnisse weit überschritten, zogen dem Kaiser epileptische Anfälle zu. In jener Zeit entstand wahrscheinlich auch sein später zur Ausführung gekommener Entschluß der Thronentsagung, dem er, ungeachtet seines sonst entschiedenen und ungeduldigen Charakters, vor der Hand nur darum keine äußeren Folgen gab, weil er noch immer glaubte, seine einstige Unabhängigkeit von den Befehlen und Absichten der demokratischen Partei wieder erringen, und unbeschadet seiner Stellung als Souverain Brasiliens auf Portugal entscheidend einwirken zu können. Ein minder leidenschaftlicher und an Verstellung mehr gewöhnter Mann möchte ungeachtet der Stärke der Gegenpartei am Ende doch den Sieg davon getragen haben. Don Pedro's Versuche, um jene Absichten zu erreichen, waren aber zu unverhohlen und viel zu rasch, um den Gegnern, die der sogenannten nationalen Partei angehörten, entgehen zu können, welche ohnehin mit größtem Mistrauen jeden Schritt der Regierung belauerte. Zwar wurde auch diese Kammer der Repräsentanten nach wenigen Monaten vom Kaiser mit unglimpflicher Anrede entlassen und eine außerordentliche Versammlung berufen, indessen durch diesen Schritt nur das Übel vergrößert. Die neuen, am 8. Sept. zusammengetretenen, Deputirten klagten am 17. Nov. den vorigen Kriegsminister, Clemente Pereira, und den eben agirenden Rio Pardo als Hochverräther an, weil sie ohne Vorwissen der Stände Truppen geworben, die, wie man argwohnte, von der Regierung zur Durchführung einer gegen die Liberalen gerichteten Revolution gebraucht werden sollten, und eine Anleihe von 400,000 Pf. St. in London abgeschlossen, die zu ungesetzlichen Zwecken verwendet worden sei. Das Volk bearbeiteten die Liberalen im Geheimen, aber auch öffentlich durch ungezügelte Flugblätter und Zeitungen mit solchem Erfolge, daß es nicht anstand, den Kaiser gröblichst zu beleidigen, und von seiner Absetzung als nothwendig zu sprechen. Dieser verstand es nicht dem nahenden Unwetter durch kluge Mäßigung eine minder schädliche Richtung zu geben; dieselbe Rücksichtslosigkeit, welche zuerst den Gegnern die wirksamsten Waffen in die Hände gegeben, bestimmte des Kaisers Verfahren selbst in der Periode, wo unzweideutige Zeichen sich ihm aufdrängten, daß die Zeit vorüber sei, um mit Gewalt die weggeschenkten und vielbedauerten Prärogativen wiederzuerobern. Er unternahm eine Reise nach der vorzugsweise loyalen Provinz Minas geraes, und verbarg seine Absicht kaum, sich dort einen mächtigen Anhang und hinreichende Geldmittel zu verschaffen, deren künftige Bestimmung Niemandem zweifelhaft bleiben konnte. Obgleich dieses Bestreben erfolglos blieb, so verfehlte es nicht, die Erbitterung des Volks der Hauptstadt zu vermehren, das ohnehin mit stillem Zorn schon länger den Vorzug beobachtet hatte, welchen die Portugiesen von Neuem von dem verlassenen, allerdings in trauriger Lage befindlichen Kaiser empfingen. Drei Tage nach Don Pedro's Rückkehr brach (16. März 1831) das Volk von Rio Janeiro in offenen Aufruhr aus und lieferte den Portugiesen und der Hofpartei ein blutiges Gefecht in den Straßen. Es muß dahin gestellt bleiben, ob die Anklage gerecht war, welche eine von 24 Deputirten unterzeichnete, am 18. März überreichte Adresse gegen die Regierung aussprach, sie habe die Europäer und monarchisch Gesinnten zum Kampfe gegen die Brasilier angefeuert. Verrathen und verfolgt von den Brasiliern, mochte der Kaiser wol Trost und Hoffnung im Umgange mit Portugiesen gefunden haben, für welche, nach einer Reihe so trauriger Erfahrungen die alte Zuneigung eines gemeinsamen Vaterlandes erwachen mußte, allein es ist nicht wahrscheinlich, daß er bei aller Raschheit so verblendet gewesen sei, um an die Möglichkeit einer erfolgreichen Gegenrevolution mit dergleichen geringen Mitteln zu glauben. Der gegenseitige glühende Haß der beiden Parteien mußte nothwendig ein Zusammentreffen herbeiführen, und Don Pedro diesem um so schneller zum Opfer werden, je schwankender seit längerer Zeit sein Benehmen gewesen war. Das Vertrauen des Volks war dahin, und

einen neuen Ministerwechsel, der lauter geborene er an das Ruder brachte, nicht wieder zu erlan- die Foderungen der Deputirten steigerten sich von u Tage; der Unwille des Kaisers und sein Über- atten den höchsten Punkt erreicht; die unbesonnene re Kraft und ihren Anhang überschätzende Partei ofes ruhte nicht, und verlangte Anwendung der en Gewalt. Der Kaiser erlag so vielen Einflüssen. t auf das ihm scheinbar ergebene Militair, entließ n am 5. April das eben ernannte brasilische Mi- m, und wählte manche seiner alten, dem Volke verhaßten Räthe zum Ersatz. Von den Deputir- fgereizt durch öffentliche Reden ergriff das Volk die t. Den Foderungen desselben setzte Don Pedro eine kige Weigerung entgegen, allein er wurde im ent- dsten Augenblicke von seinen sämmtlichen Truppen n. Am 7. April 1831 erließ er eine Abdankungs- e, und übergab den Thron Brasiliens an seinen Ein englisches Kriegsschiff nahm ihn, eine fran- Fregatte seine Tochter, Doña Maria da Gloria, Mit einer nach solchen Stürmen kaum begreiflichen Heiterkeit schied er von Brasilien, wo seine übri- nder unter Vormundschaft zurückblieben, und eilte uropa, dem Welttheile seines langjährigen, aber ge- Sehnens, wo ihn noch mancher harte Schicksals- und ein vorzeitiges Grab erwartete.

r Tod Johann's VI. und die mit diesem Ereignisse nenhängende Entsagung Don Pedro's zu Gunsten Tochter, Doña Maria da Gloria, die Anerkennung gentschaft, die Einführung einer den portugiesischen den fremdartigen, alle höhere Classen verletzenden ution, und die bedingungsweise erfolgte Ernennung Miguel's, des jüngern Bruders des brasilischen Kai- um Gemahl der neuen Königin, hatte in Portugal arteien ein weites Feld eröffnet, und über das mit off aller Art erfüllte Land einen Zwischenzustand gt, der nothwendig große Reactionen veranlassen Die Intriguen der absolutistischen, von der Witwe r's VI. und dem Infanten Don Miguel angefeuer- rtei, steigerten die allgemeine Unzufriedenheit, und zu Ende des Jahres 1826 brach der Bürgerkrieg essen Geschichte jedoch nicht an diesen Ort gehört. on Don Pedro's Schwester, der Prinzessin Maria a, geführte Regentschaft erwies sich unter solchen den viel zu ohnmächtig, zumal weil die Partei der listen sich dadurch immer mehr befestigte, daß Don l's Rechte auf den Thron zu diplomatischen Ver- ngen unter den großen Mächten Gelegenheit gege- ren Ausgang man vorauszusehen meinte. Es lag ánger in der Gewalt Don Pedro's diesen Umtrie- n Ende zu machen, der Constitution unbedingten am zu erzwingen, und Portugal auf ein Mal von mden Einflüssen zu befreien, die vielleicht mehr als lksstimmung selbst, auf Erhaltung und Erweiterung spaltung hinwirkten. Um Schlimmeres zu vermei- nd um wo möglich die Faction des Absolutismus isse Grenzen zurückzuführen, ließ sich Don Pedro achgiebigkeit herab. Durch ein Decret vom 5. Juli 1827 ernannte er zu seinem constitutionellen Stellvertre- ter den Infanten Don Miguel, der wegen seiner Unthaten schon von Johann VI. (im Mai 1824) aus Portugal verwiesen, über Frankreich nach Wien sich gewendet, und dort allerdings (4. Oct. 1826) die Constitution Don Pedro's beschworen, sowie seine damals nur siebenjährige Nichte, Doña Maria, als künftige Gemahlin anerkannt hatte. Don Miguel verließ Wien am 5. Dec. 1827 und kam über London am 22. Febr. 1828 in Lissabon an. Wie er es mit seinem Bruder meine, wie viel ihm die Versprechen galten, die er der englischen und österreichischen Regierung hinsichtlich der Erhaltung der einmal in Portugal eingeführten Verfassung gegeben, und was er von einem Eidschwure halte, offenbarte sich nur zu bald. Im April durch erzwungene oder verfälschte Unterschriften einer angeblichen achtbaren Majorität zur Thronbesteigung eingeladen, ließ sich Don Miguel am 23. Juni förmlich den Treueid als König leisten. Wie er von dieser Zeit an mit einer in der neuern Geschichte Europa's unerhörten Grausamkeit geherrscht, und die häufig sich erhebenden Constitutionellen vernichtet hat, wie er mit unerhörtester Frechheit Alles, was Religion, Gesetze und Herkommen heilig machen, mit Füßen trat, wird die Geschichte Portugals zu erzählen haben. Weder die Ermahnungen der großen Mächte noch ein versöhnender Schritt Don Pedro's, der in einem Proclam (vom 25. Juli 1828) sich das Ansehen gab, als halte er den Usurpator nur für gezwungenes Werkzeug einer Partei, änderten das Verfahren Don Miguel's. Die Anhänger Don Pedro's flüchteten nach Mislingen mehrfacher, aber durch Uneinigkeit gestörter Versuche des Widerstandes, in so starken Zahlen nach England, daß gegen Ende des Jahres 1828 in Plymouth allein 3000 Mann, meistens gedientes Militair, mit 800 Officieren an der Spitze versammelt waren. Andere hatten zeitig nach Madeira und den Azoren sich gerettet, und dort die Constitution zu vertheidigen beschlossen. Die erste dieser Inseln gerieth jedoch (22. Aug. 1829) in die Gewalt einer von Don Miguel eiligst ausgerüsteten Expedition, während die andere den Angriff zurückwies und zum Sammelplatze aller entwichenen Constitutionellen wurde. Don Pedro nutzte diesen Punkt nach Kräften und sendete den Marquis Palmela und den Staatsrath Guerreiro dorthin, die am 15. März 1830 im Auftrage des Kaisers, der nur als Vormund seiner Tochter zu handeln erklärte, eine Regentschaft einrichteten, welche außer den beiden Genannten noch ein drittes Mitglied, den Grafen Villaflor, zählte. Die Stärke der Constitutionellen wuchs so sehr, daß Villaflor von Terceira aus im Juli 1831 eine mit vollem Erfolge gekrönte Expedition gegen die übrigen, von Miguelistischen Truppen besetzten, Azoren unternehmen konnte. Der ganze Archipel blieb von nun an der constitutionellen Regierung unterworfen, und hatte keine erneuten Angriffe zu fürchten, indem eine französische Kriegsflotte, um mehre von Don Miguel erlittene Beleidigungen zu rächen, das portugiesische Blokadegeschwader von acht Schiffen (bereits im Mai) aufgehoben und nach Brest geschickt hatte. Inzwischen war Don Pedro in Europa angekommen, und hatte von Frankreich

über die Flotte Don Miguel's bei Cap S. Vincent trug. Sie fiel ihm, nach blutigem Gefecht, mit ihme von einigen unbedeutenden Fahrzeugen, voll- z in die Hände, wurde zur Unterstützung der Ope- en der Landarmee mit Erfolg verwendet, und machte fall von Lissabon von da an unvermeidlich. Für ang des Krieges war diese Diversion höchst ent- nd, denn sie lähmte die großen, von Don Miguel roberung von Porto getroffenen Anstalten. Der sische Marschall Bourmont war mit mehren an- Officieren seiner Partei in des Usurpators Dienste n, und traf vor Porto am 10. Juli ein. Einige te früher möchte die Gewinnung solcher Anführer ampf zu Gunsten Don Miguel's entschieden haben; nen zu spät, denn die Befestigungen jenes wichti- unktes waren inzwischen von fremden Ingenieuren erstärkt, die Streitkräfte Don Pedro's vermehrt und imirt worden, und in dem Maße, wie diese an Muth nthusiasmus durch stets siegreiches Abschlagen der n Angriffe gewonnen hatten, verfielen die Migue- in Unordnung und suchten durch Desertion einem e zu entkommen, der große Menschenopfer erheischte, hne Aussicht auf Erfolg blieb. Die letzte große An- ng geschah am 25. Juli. Das Gefecht war eben- ittert als blutig, und brachte beiden Heeren große le; Don Pedro behauptete sich, und Wochen muß- rgehen, ehe seine Feinde hinreichende Kräfte zu ei- neuen Angriffe sammeln konnten. Villaflor zog inigen siegreichen Gefechten am 24. Juli in Lissa- n. Die Freude der Bevölkerung, die als die auf- este des Königreichs, den Tendenzen Don Miguel's m meisten abgeneigt gewesen, stieg zum lauten Ju- s Don Pedro, am 28. Juli, von Porto in einem sschiffe ankam, und die Regierung Doña Maria's nirte. Don Miguel blieb jedoch nicht unthätig. t auf die Priester und andere gleich einflußreiche ger seiner Partei, welche das Landvolk fanatisirten, sich noch keineswegs verloren, und sah die Reihen Truppen sich von Neuem füllen, nachdem Don mit einer der Zeit sehr wenig angemessenen Hef- Verfolgung und Bestrafung über Alle ausgespro- ie es je mit dem Usurpator gehalten hatten. Bour- der die in Porto eingeschlossenen Pedroisten am ngen hinderte und durch Beschießung der Stadt tigte, hatte den General Clouet nach Santarem rt, und schloß sich diesem am 10. Aug. mit der armee an. Um die bedrohte Hauptstadt ließ Don eine Reihe von Feldbefestigungen aufwerfen, und , noch vor Vollendung derselben (5. Sept.), von iguelisten angegriffen. Nur die größten Anstren- und das Bewußtsein, daß von diesem Kampfe ristenz abhing, verschafften den Pedroisten nach ei- ngen und blutigen Tage den Sieg über ihre über- gen und gutgeleiteten Gegner, die endlich, an allen spunkten abgeschlagen, sich nach Santarem zurück- um eine ganz unangreifbare Stellung einzunehmen. war nach Abweisung des letzten Sturmes (am 15. frei geworden. Das Blokadecorps zog sich nach Santarem, und ihm folgten die Pedroisten, um sich mit dem Heere zu vereinen, das von Lissabon her operirte. Einige errungene Vortheile verführten Don Miguel, sein Glück in einem neuen Feldzuge zu versuchen, der aber ganz mislang, da Bourmont und die meisten der frem- den Officiere, nach dem vereitelten Versuche auf Lissabon, überzeugt, daß von dem desorganisirten Heere nichts zu erwarten sei, ihren Abschied genommen hatten. Von Saldanha, Villaflor, Napier und dem tapferen General Stubbs, die in verschiedenen Richtungen heranzogen, ge- drängt, von einem spanischen Corps unter General Rodil im Rücken bedroht, erlitt Don Miguel überall Nieder- lagen, und verlor eine Stellung nach der andern, wäh- rend die entlegenen Provinzen sich der Königin ergaben. Das letzte Gefecht dieses in die Länge gezogenen Krieges fand am 15. Mai 1834 statt bei Thomar und brachte Don Miguel's Truppen auf 7000 Mann herab. Als alle weitere Aussicht auf Erfolg verschwunden, ließ dieser sich endlich auf Unterhandlungen ein, die bereits durch England und Spanien mehrmals versucht, stets an der Hartnäckigkeit des Usurpators gescheitert waren, der unter allen Umständen König von Portugal zu bleiben verlangt hatte. Nach erlangter Zusicherung eines Jahrgehaltes und der seinerseits geleisteten, aber wenige Wochen später zurückgenommenen Verzichtung auf den Thron, verließ Don Miguel am 7. Juni 1834 an Bord einer englischen Fregatte die Küste von Portugal. — Das Waffenglück hatte sich endlich ganz für Don Pedro und seine Tochter erklärt, allein ihre Stellung blieb dennoch, wenn auch nicht völlig unsicher, doch jedenfalls schwankend. Die Usur- pation und der Bürgerkrieg hatten vollständige Anarchie über Portugal gebracht, und das wenig civilisirte Volk überließ sich seinen Leidenschaften. Raub und Mord er- füllten die Provinzen, die Rachsucht wußte sich zu befrie- digen, und selbst in Lissabon begannen die Parteien sich feindlich entgegenzutreten und durch Intriguen und ge- heime Verfolgung sich zu bekämpfen. Unbekümmert je- doch um diese drohenden Zeichen, schritt Don Pedro als Regent mit gewohnter Raschheit auf der Bahn der Re- formen weiter. Er scheute selbst das größte Wagniß nicht, und sprach (am 24. Mai) in einem Decret die Aufhebung aller Mönchsklöster aus. Mit derselben Fe- stigkeit und Selbstvertrauen, als wäre er überzeugt, daß er stets die Ereignisse zu beherrschen vermögen werde, verfuhr er gegen die noch immer furchtbare, wenngleich besiegte Partei der Miguelisten, welche er für unversöhn- lich hielt und daher von allen Ämtern ausschloß, zum Exil verurtheilte, wenn sie sich nicht alsbald unterwar- fen, und seine ganze Strenge fühlen ließ. Mit seltener Thätigkeit ging er an eine neue Organisirung der Regie- rung, und beseitigte manche Misbräuche, die von jeher das Volk gedrückt hatten. Er berief die Cortes, bestimmte die Art ihrer Erwählung, organisirte die Nationalgarde von Lissabon, setzte das Heer auf den Friedensfuß, erließ vollständige Amnestie gegen alle unter Miguel's Herr- schaft wegen politischer Vergehen Eingekerkerte, hob die gegen sie gefallenen Entscheidungen der Tribunale auf, und suchte durch vorläufige Gesetze dem weiteren Ver-

falle der Finanzen vorzubeugen. Gewann er hierdurch die Achtung der Besseren unter den höheren Classen, und die Zuneigung Vieler aus dem Volke, die er von Monopolen, dem Drucke der Zehnten und der Willkür von Unterbehörden befreite, so lud er sich dagegen den Haß der Gegenpartei auf, die nicht allein in Portugal existirte, sondern auch durch die Tories in England, die Carlisten in Frankreich und überhaupt die Legitimisten und Vertheidiger der absoluten Monarchie aller Länder vermehrt wurde. Um Einfluß auf Portugal und das dort einzuführende System kämpfte die ausländische Diplomatie auf den dunkeln Wegen der Intrigue, und wirkte entweder der Regentschaft im Verborgenen entgegen, oder zwang diese zu raschen, nicht immer nachtheillosen Handlungen. So viele Anstrengungen und Sorgen, so mancher herbe Verdruß und manche getäuschte Hoffnung würden die kräftigste Körperconstitution zu erschüttern vermocht haben. Sie wirkten auf Don Pedro um so verderblicher ein, als dieser, schon durch die Ereignisse der letzten Jahre in Brasilien tief ergriffen, mit wankender Gesundheit in Europa angekommen war, und die gewaltigen Beschwerden der Vertheidigung von Porto, die er mit den gemeinsten Soldaten theilte, den Keim einer tödtlichen Brustkrankheit in ihm zur Entwickelung gebracht hatten. Mit größter Anstrengung eröffnete er (am 15. Aug.) noch die Cortes. Er leistete (30. Aug.) den Regenteneid für seine am 26. Sept. 1833 in Lissabon angekommene Tochter, legte aber, im Vorgefühle der nahen Auflösung, 18 Tage später sein Amt wieder in die Hände der Cortes nieder. Vielleicht erheiterte es seine letzten Stunden, daß die Kammern die Prinzessin Doña Maria für volljährig und zur Königin erklärten, statt eine neue Regentschaft zu ernennen, die den Intriguen den freiesten Spielraum gelassen haben würde. Er starb im Schlosse von Queluz mit ruhiger Ergebung und vollem Bewußtsein in den Nachmittagsstunden des 24. Septembers, nachdem er noch von seiner Tochter das Versprechen der Amnestie für alle politische Gefangene verlangt und erhalten hatte, und wurde, nach eigenem Verlangen, nur mit den Ehren eines Generals, in der Nacht vom 27—28. Sept. im Kloster S. Vincente da Fora beigesetzt.

Die Urtheile über Don Pedro widersprachen zur Zeit seines Lebens sich im höchsten Maße, indem er als Repräsentant eines großen politischen Princips und als eifriger und unerschütterlicher Vertheidiger desselben, allen Angriffen der Andersdenkenden ausgesetzt stand, von den Seinigen aber oft mehr mit gutem Willen als Klugheit und Unparteilichkeit vertheidigt wurde. Indessen tritt in seinem ganzen Leben ein so beharrliches Streben nach einem einzigen, nie aufgegebenen Zwecke hervor, daß wenige Jahre hingereicht haben, um die Ansichten über ihn von den Beimischungen zu befreien, durch welche die Leidenschaften, Parteisucht und Interesse das an sich leicht erkennbare Charakterbild zu verdüstern suchten. Don Pedro besaß einen festen und entschiedenen Sinn, den besten Willen, seinem Volke zu nützen und manche Tugenden, die ihn weit über die Glieder des Hofes stellten, unter welchen er das Unglück hatte aufzuwachsen. Genöthigt von Jugend auf sich allein zu vertrauen, ohne Leitung und selbst ohne zweckmäßigen Unterricht, Zeuge der Verhältnisse, welche seinen Vater zum Spiele der Parteien und zum Werkzeuge des bösartigsten Weibes machten, von welchem die neuere Regentengeschichte spricht, erlangte er viele Entschiedenheit und jenen Eigenwillen, der nicht selten zur Halsstarrigkeit ausartete. Mangel an gründlicher Bildung und südliche angestammte Heftigkeit verleiteten ihn in vielen Fällen der einmal genommenen Richtung trotz aller Mahnung zu folgen, oder unter den Mitteln, um zu einem an sich lobenswerthen Zwecke zu gelangen, zwar das geradeste, aber auch das am wenigsten kluge, oft gegen Andere unbillige Verfahren zu wählen. Das Schicksal mußte harte Prüfungen über ihn verhängen und ihn beugen, ehe er sich selbst überwinden lernte. Schwierigkeiten reizten ihn nur an, um mit vermehrter Energie den einmal eingeschlagenen Pfad zu verfolgen, und häufig verfehlte er seine besten Absichten, weil er sich nicht entschließen konnte, einen günstigeren Zeitpunkt zu ihrer Ausführung abzuwarten. Mit allen Tugenden, aber auch den Mängeln des cholerischen Temperaments versehen, strebte er mit Opferung aller eigenen Interessen nur dahin seine Völker zu beglücken, allein das Mislingen seiner Lieblingspläne und das häufige Zusammentreffen mit einer unwürdigen, aber mächtigen Opposition vermochten ihn in solchem Maße zu erbittern, daß er selbst Unschuldige seinen Unwillen entgelten ließ. Im Gefühle großer Selbstkraft und ergriffen von dem Edeln und Wichtigen seines Zweckes, glaubte er bei Allen, auf welche er Etwas hielt, dieselben Zustände und Überzeugungen voraussetzen zu müssen. Er vertraute daher seinen Untergebenen die Ausführung von Planen, die diesen zuwider waren, oder unangemessen dünkten, und gab den Brasiliern eine höchst liberale Constitution, obgleich das Volk in Masse für diese Regierungsform zu wenig Gesittung besaß. Enttäuscht und häufig in seinen wohlmeinenden Bestrebungen durch dieselben Stände gehindert, welche er zuerst in das Leben gerufen hatte, besaß er weder genug Geduld noch Verstellung, um bis zu günstigeren Zeiten das Joch zu tragen und Unabhängigkeit erst dann zu suchen, wenn alle Möglichkeit des Widerstandes beseitigt sein würde. Er ließ sich daher zu despotischen Maßregeln hinreißen, die übler gedeutet, als sie es verdienten, und theils als Irrthum, theils aus Parteisucht für den wahren Ausdruck seiner Gesinnungen genommen, ihn immer tiefer in Widersprüche verwickelten, und zuletzt zu der, durchaus nicht unumgänglich nöthigen Niederlegung der brasilischen Krone führten. Dem constitutionellen Systeme hing er aus innigster Überzeugung an, allein er besaß weder hinreichende historische Bildung, noch erfoderliche Erfahrungen über auswärtige Politik und innere Verwaltung, um mit unfehlbarem Erfolge die rauhe und schwierige Bahn eines Reformators verfolgen zu können. Als Feldherr entwickelte er Muth und die unbeugsamste Ausdauer, fürchtete keine Gefahr und theilte jede Beschwerde mit den Seinen, allein er übernahm nicht selten die Rolle eines kühnen Officiers, die dem Anführer einer großen Partei nicht angemessen sein kann, von dessen Leben das

nze abhängt. Streng und unnachgiebig gegen seine
nde, bekämpfte er diese nie mit Waffen des Verraths
suchte nie Befriedigung persönlicher Rachsucht. In
geren Jahren ließ er sich durch allzugroßes Selbstver-
ten zur Nichtachtung fremder Rathschläge verleiten;
ugt durch eine Reihe der bittersten Erfahrungen er-
n er später in dieser Hinsicht weit nachgiebiger und
er und dankte dieser Änderung zum größten Theile
Sieg in Portugal, wo äußere Umstände den Anfang
es Unternehmens nicht begünstigten.

Don Pedro's Privatleben war ungleich achtbarer als
der Mehrzahl seiner Unterthanen, zumal der hö-
Stände von Brasilien. Es ist dennoch vielfach in
widerwärtigsten Farben geschildert worden. Die ge-
ne Denkungsart und die Gehässigkeit der brasilischen
enpartei drückt sich in jenen schamlosen Angriffen auf
Kaisers häusliche Verhältnisse aus, die, wenn sie
auf Wahrem begründet gewesen wären, schon der
tand bekannt zu machen verboten haben sollte. Mit
nahme einer allerdings sich nicht ziemenden Verbin-
g (mit der Marquise Santos), die aber von Don Pe-
selbst wegen der Ruhe seiner Familie und der öffent-
n Meinung aufgegeben wurde, lasten auf ihm, dem
Aufsicht zwischen einer höchst zügellosen Bevölkerung
ewachsenen Prinzen, wol wenige Vorwürfe. Er war
mal verheirathet, zuerst mit Leopoldine, Erzherzogin
Österreich, die in Rio Janeiro den 5. Nov. 1817
m, und deren vorzeitiger Tod (10. Dec. 1827) Don
ro mehr niederdrückte als irgend ein Ereigniß, jener
ihn so sorgenreichen Periode. Seine zweite ihn über-
nde Gemahlin, die Prinzessin Amalie von Leuchten-
, kam in Rio Janeiro den 16. Oct. 1829 an, theilte
ihm alle Stürme seiner letzten Jahre, und pflegte ihn
auf seinem Todesbette mit treuer Zärtlichkeit. Als
ilienvater war Don Pedro streng, aber liebevoll, in-
n trübte er bisweilen das Glück der ersten Ehe durch
brüche von Heftigkeit, die er den Rest seines Lebens
urch bereuete, und durch die innigste Verehrung der
storbenen, die ihm ein guter Genius gewesen, und die
erzlich geliebt hatte, auszusühnen suchte*). (*Pöppig.*)

PEDRO, Ritterorden Don Pedro's. Als König Johann VI. von Portugal am 10. März 1826 in Lissabon starb und sein Sohn, der 1834 gestorbene Kaiser Peter I. von Brasilien, ihm folgte, stiftete Letzterer am 10. April 1826 in Rio Janeiro einen Ritterorden, den er Orden Don Pedro's nannte. Von seinen Statuten und Decorationen ist noch zur Zeit nichts öffentlich bekannt geworden. (*F. Gottschalck.*)

PEDRO (S.), Name mehrer Flüsse in Mexico: 1) im Staate Tabasco, entsteht in dem südlich von demselben gelegenen Staate Chiapa, durch den Zusammenfluß des Zeldales und Oazingo, und ergießt sich nach kurzem nördlichem Laufe in den mexicanischen Meerbusen, östlich von der Mündung des Flusses Tabasco; 2) im Staate Xalisco, ergießt sich in das rechte Ufer des S. Jago, trocknet aber zuweilen ganz aus; 3) im Staate Sonora, und zwar in dem nördlichen, Pimeria genannten, Theile desselben, ergießt sich, nachdem er diesen Staat verlassen, in die Gila, einen Nebenfluß des Rio Colorado. (*A. Keber.*)

PEDRO (S.), Bai in Mexico an der Westküste von Neu-Californien, liegt unter 33° 40′ n. Br. und 100° 45′ w. L. In geringer Entfernung vor der Bai liegt die Insel S. Catalina. (*A. Keber.*)

PEDRO (S.), Hafen an der Südküste der Insel Cuba, zwischen dem Hafen der Stadt S. Jago de Cuba und Sevilla. (*A. Keber.*)

PEDRO (S.). 1) P. de Batopilas, Hüttenort im mexicanischen Staate Chihuahua, liegt südwestlich von der Stadt Chihuahua und zählt 8000 Einwohner, deren Hauptnahrungsquell die naheliegenden, jedoch immer weniger ergiebig werdenden Bergwerke sind. 2) P. de Canta gallo. Dieser brasilische Ort, welcher früher als Fregusia Santissimo Sacramento hieß, wurde am 9. März 1814 unter seinem jetzigen Namen zur Villa erhoben. Er liegt, von einem Flüßchen durchschnitten, im Districte Canta gallo, Provinz Rio de Janeiro, hat einen aus zwei ordentlichen Richtern, drei Rathsherren, drei Polizeibeamten, einem Conseilprocurator, einem Kämmerer, zwei Notaren, einem Alcayden und mehren Schreibern bestehenden Magistrat und gegen 4000 Einwohner, welche Mandiocca, Mais, Reis, Bohnen und Zuckerrohr bauen und dabei starke Rindvieh- und Schweinezucht treiben. Eine Schweizercolonie, welche man hier anzulegen versuchte, entsprach den Erwartungen nicht. 3) P. de Cardena S., spanisches Kloster, welches östlich von Burgos und in der Nähe von Castañares liegt, und in dessen Kirche der berühmte Cid begraben wurde. 4) P. de Consoles, spanische Villa in der Provinz Toro. 5) P. de Ramoral S., spanische Villa in der Provinz Burgos. 6) P. de Rozodos, spanische Villa, Provinz Salamanca. 7) P. Galla, höchster Berg der Insel Ceylon, welcher 8000 Fuß über dem Meeresspiegel erhaben sein soll. 8) P. Martir S., District in Niedercalifornien mit den Missionen S. Franzisco, S. Fernando, Rosario, S. Pedro S. Domingo, S. Vincente, S. Catalina, S. Tomas*). (*G. M. S. Fischer.*)

*) Vida de Dom Pedro, Duque de Bragança etc. (Lisboa
.) Life of Don Pedro I. Emperor of Brazil etc. with of-
documents (Glasgow 1836). L'empire du Brésil sous D.
o I. (Bordeaux 1829.) Correspondance de Don Pedre I.
le feu Roi de Portugal Don Jean VI. son père, traduite
les lettres originales par *Eugène de Monglave* (Par. 1827).
istorical view of the revolutions of Portugal since the close
he peninsular war etc. by an eyewitness (Lond. 1827).
Hodges Narrative of the expedition to Portugal (Lond.
). *Walsh* Notices of Brazil in 1828—29 (Lond. 1831).
ch über Don Pedro in Fr. Chr. A. Hasse Zeitgenossen. 3.
. 1. 3. Heft. E. Große, Don Pedro oder Geschichte der
ten Revolution von Portugal und Brasilien (Leipz. 1836). v.
äffer, Brasilien als unabhängiges Reich u. s. w. (Altona
.) v. Weech, Brasiliens gegenwärtiger Zustand und Colo-
ystem. Jul. Mansfeld, Reise nach Brasilien im J. 1826
deb. 1828). F. v. Blenau, Darstellung meiner Schicksale
rasilien. 1826. Karl Seidler, Zehn Jahre in Brasilien
end der Regierung Don Pedro's u. s. w. (Quedlinburg 1835.)

*) Unter dem Namen Pedro Branco ist ein weißer Felsen am Eingange der Straße von Malacca bekannt.

PEDRO (S.), holländische Niederlassung an einer Bai in dem nördlichen Theile der Insel Curassao. (*A. Keber.*)

PEDRO DE ROCA (S.), Fort innerhalb der Stadt S. Jago de Cuba, das zugleich zur Vertheidigung des Hafens dient. (*A. Keber.*)

PEDRO DO SUL (S.), auch San Pedro do Rio grande, Stadt und Handelshafen der Provinz Rio grande do Sul in Brasilien, liegt unter 32° 2′ 40″ südl. Br., wenige Stunden oberhalb des Ausflusses der Laguna de los Patos in das atlantische Meer. Dieser mit dem Namen des Rio grande belegte Arm der Laguna ist an seiner Mündung mit einer weit in das Meer hinausreichenden Sandbank gesperrt, die nur zur Zeit der Fluth kleineren Seeschiffen den Übergang gestattet, aber ohne genaue Ortskenntniß oder Leitung geschickter Lootsen nicht zu passiren ist. Oberhalb der Mündung findet sich nirgends sicheres Fahrwasser; zwei Faden ist die größte Tiefe dieses sehr breiten Kanals, dessen Bett fortdauernden Veränderungen unterliegt. Die Annäherung an die Stadt, welche den einzigen Handelshafen der großen und wichtigen Provinz besitzt, ist daher sehr mühsam und Fahrzeugen nicht möglich, die mehr als 100 Tonnen messen. Die Umgegend ist öde und unfruchtbar, denn sie besteht nur aus Sanddünen, welche das Meer angewaschen hat, und aus einem fast ganz ebenen, gleichfalls sandigen Küstenstreife, der an den meisten Orten sich kaum einige Fuß über den höchsten Meeresstand erhebt. Von Cultur ergeben sich nur sehr geringe Spuren, und da der Boden höchstens zu Weidegründen sich eignet, so beschränkt sich die Betriebsamkeit der Einwohner auf Viehzucht, wobei sie fast ganz das auf den Pampas gewöhnliche Verfahren beobachten. An gutem Trinkwasser herrscht vieler Mangel, und nicht minder an Nutzholz. Versuche des Ackerbaues würden in den Umgebungen der Stadt an dem Flugsande scheitern, der von dem herrschenden Winde in Bewegung gesetzt, stets weiter landeinwärts dringt, und nur an dem Abfalle des inneren Tafellandes, der sich ziemlich schroff gegen 200 Fuß erhebt, Schranken findet. Dem Vorrücken der Sandhügel und der Verschüttung der Wohnungen durch sie, suchen die Bewohner dieses etwa drei geogr. Meilen breiten Küstenstreifes durch Anlegung von Wänden nach Osten vorzubeugen, allein mit so wenigem Erfolge, daß wahrscheinlicher Weise die Stadt S. Pedro dereinst ebenso von ihren Bürgern wird verlassen werden müssen, wie einige ältere Ortschaften, die man schon lange aufgegeben hat. Die Stadt liegt ganz eben und niedrig. Sie enthält etwas mehr als 500 Häuser mit 4000 Einwohnern, und hat im Allgemeinen ein freundliches Ansehen, obgleich das gewöhnliche Baumaterial nur aus Lehmziegeln besteht, denen man aber, wie an andern Orten Brasiliens, durch Übertünchung das Ansehen von Festigkeit zu geben versteht. Die Straßen sind nicht zahlreich, aber gerade und breit und laufen von Osten nach Westen. Das einzige etwas hervorragende Wohngebäude ist das des Commandanten. Die Hauptkirche ist mit ein Paar Thürmen geschmückt, und in mittelmäßig gutem Style erbauet. Auf einem nahen Sandhügel bilden einige unbedeutende Feldschanzen ein schlecht bewaffnetes Fort. Der Handel ist sehr lebhaft, indem sich hier der Hauptstapelplatz der Erzeugnisse der Provinz befindet, die theils auf dem Flusse Piratinin bis in die Nähe gebracht werden, theils auf dem Flusse Pellotas oder dem Camapuam nach der Laguna de los Patos gelangen, die für Böte allein zugänglich ist. In neuer Zeit nahm der Handel von San Pedro do Sul besonders durch die Sperren des Plata und die Bürgerkriege jener Staaten zu, deren Producte genau dieselben, wie in Rio grande (Ochsenhäute, getrocknetes Fleisch, Talg, Weizen ꝛc.) in Europa und Westindien stets Absatz fanden, und da sie nicht entbehrt werden konnten, Nachfragen und Speculationen in der ehemals ziemlich unthätigen Südprovinz Brasiliens hervorbrachten, die nun einen großen Theil des alten Platahandels an sich gezogen hat. In der Stadt bestehen daher jetzt mehre englische und nordamerikanische Handelshäuser, und im Hafen fehlt es nie an fremden Flaggen. San Pedro do Sul wurde 1763 von den aus Montevideo hervorgebrochenen Spaniern zerstört; 1773 wurde Porto Alegre zur Hauptstadt der ganzen Capitanie erklärt und die Behörden dorthin versetzt. Im Kriege gegen Buenos Ayres (1828) bedrohten die argentinischen Truppen diese Stadt mehrmals, und Parteigänger, welche sich durch die brasilische Botflotille des Lago Mirim geschlichen, erschienen bei einigen Gelegenheiten verwüstend in ihrer Nähe. (*Pöppig.*)

PEDROCHES, die, oder Dahesa de la sieta villas, Ort in der spanischen Provinz Cordova, welcher einst das alte Bäturia gewesen sein soll und frühherhin große Privilegien genoß. (*G. M. S. Fischer.*)

Pedrogan, s. Pedragon.

PEDRO XIMENES, eine ausgezeichnete Sorte spanischen weißen Weines, welche um Guadalcazar in der Provinz Granada wächst, und von rheinischen Weinstöcken abstammen soll. Angeblich sind diese letzteren von einem Teutschen, Peter Simmels, dahin verpflanzt worden, aus dessen Namen Pedro Ximenes entstanden ist. (*Karmarsch.*)

PEDRO ZULA (S.), Villa im Staate Honduras, Distriktes Comayagua, in den vereinigten Staaten von Mittelamerika, liegt an einem Nebenflusse der Ulua. Es wurde 1536 gegründet, ist aber unbedeutend geblieben und hat nur eine Bevölkerung von kaum einigen hundert Einwohnern. (*A. Keber.*)

PEDRUSI (Paul), geb. zu Mantoua 1644, gest. den 20. Jan. 1720, seit seiner frühen Jugend Mitglied des Jesuiterordens, in welchem er sich von Anfang an blos literarischen Arbeiten und dem öffentlichen Unterricht widmete. Er war in Parma Vorsteher des Jesuitercollegiums und übernahm, neben diesem mühevollen Lehramt, noch in Folge eines ihm von seinem Souverain, dem Herzoge von Parma, ertheilten Auftrags das Geschäft von der reichen Farnesischen Medaillensammlung einen räsonnirenden Katalog zu entwerfen. Sein Werk reich an vielerlei unnützen Gelehrsamkeit erschien seit 1694 unter dem Titel: I Cesari in oro, argento medaglioni u. s. w. raccolti nel Farnese Museo, aber die acht Folianten, die er bei seinen Lebzeiten herausgab, brachten die Sache

t zu Ende. Daher unterzog sich der Jesuit Piovene, falls in Parma, dem Geschäfte, das Werk durch zufügung von zwei neuen Folianten zu beendigen. enwärtig ist das dickleibige Werk ganz veraltet. (Biph. univ.) (*H.*)

PEDUCAEA LEX. Es wird uns ein agrarisches tz dieses Namens erwähnt aus unbestimmter Zeit und unbekanntem Urheber und daneben ein Gesetzesantrag s Namens über Incest, der im J. 641 d. St., 113 hr. vom Volkstribun Ser. Peducäus gemacht wurde. r. N. D. III, 30.) (*H.*)

PEDUCAEUS ist der Name einer römischen Familie deren Mitglieder in den Zeiten der untergehenden Republik öfter erwähnt werden. In der Schreibart des Namens hat man sonst immer geschwankt und bald Peduceus, Paeduceus, bald Peducaeus geschrieben. Diese letztere Form ist die richtige; sie wird bestätigt durch das Zeugniß der lagomarsinischen Handschriften Cicero's und auch die wolfenbüttler, sie findet sich in mehren Inschriften bei Gruter und Cavedoni (Marmi Modenesi p. 107) und ist daher von den neuern Gelehrten, wie Orelli (s. Onomasticon Tull. p. 444), Madvig und Zumpt (*Cic.* oratt. Verrin. p. 804) angenommen und nur Letztere scheint in seinem Urtheil schwankend gewesen zu sein, da er noch Accusat. in Verr. I, 7, 18 Peduceus geschrieben hat.

Der Erste, dessen hier zu gedenken ist, Sextus Peducäus, war Volkstribun 641, dessen rogatio de incestu von Cicero (de nat. deor. III, 30, 74) erwähnt wird und von dem auch Asconius im Commentar zur Milana (p. 46. ed. *Bailer.*) erzählt: quo tempore Sex. Lucaeus, trib. plebis, criminatus est L. Metellum, pontificem maximum totumque collegium pontificum male judicasse de incestu Virginum Vestalium, quod eum modo Aemiliam damnaverat, absolverat autem duas, Marciam et Liciniam*). Daß diese Erzählung nicht berechtige, eine lex Peducaea de incestu anzunehmen, sah Ernesti (im Ind. leg.) noch nicht ein, wol aber haben auf den Irrthum Orelli (Ind. leg. p. 230) und Walter (Rechtsgesch. S. 832) aufmerksam gemacht.

Sein Sohn, gleichfalls Sextus genannt, ist am besten durch seine Verwaltung der Provinz Sicilien bekannt geworden und sein Name wird besonders von Cicero bei dem großen Processe gegen Verres oft und rühmlich erwähnt. Wann er die übrigen Staatsämter bekleidet habe, ist nicht bekannt; in Sicilien aber war er zwei Jahre (74 und 75) als Prokrätor und erwarb sich während dieser Amtsführung durch strenge Gerechtigkeitsliebe und Redlichkeit die allgemeine Liebe der Provinzialen. Er wollte eine Schätzung der Provinz abhalten (*Cic.* Accus. Verr. II, 56. 138. 139 und öfter Peducaeanus census) und hielt sich frei von allen Bedrückungen der ackertreibenden Grundbesitzer, obschon die Theurung in einem seiner Amtsjahre leicht dazu hätte verführen können (Cic. Accus. in Verr. III, 93, 216). Je schwerer die Noth der Verrinischen Verwaltung auf den Siculern lastete, um so lieber gedachten sie jener Verwaltung und namentlich die Syracusaner sprachen die Anerkennung jener Verdienste in einer laudatio öffentlich und mit allgemeiner Zustimmung aus (Accus. in Verr. IV, 64, 142). Cicero, der im ersten Amtsjahre seine Quästur in Lilybäum bekleidet hatte, war Zeuge jener Unbescholtenheit gewesen und hatte daher die beste Veranlassung in seiner Anklage des Verres der Vorgänger desselben mit um so rühmlicheren Worten zu gedenken. Er nennt ihn an mehren Stellen virum fortissimum et innocentissimum, nennt seine praetura innocentissima omnium diligentissimaque. Zwar dürfte Mancher einwenden, daß die Freundschaft für den Sohn des Gelobten und das Bestreben den verhaßten Angeklagten durch Hervorhebung seiner Vorgänger nur noch mehr herabzusetzen, den Cicero veranlaßt habe, die Farben etwas stärker aufzutragen, als sich mit der Wahrheit vertragen habe. Allein Peducäus war mit unter den Geschworenen, welche über die Sache des Verres entscheiden sollten, und nur als familiarissimus Verris zurückgewiesen (Accus. in Verr. I, 7, 18); ja jene Lobsprüche finden sich nicht blos in den Verrinischen Reden, sondern noch entschiedener in einer andern, von persönlichen Interessen ganz fern liegenden Stelle, de Finib. II, 18, 58, wo bei der Erzählung eines Beispiels von seiner Rechtlichkeit Cicero ihn nennt: cum doctus tum omnium vir optimus et justissimus. Auch in den Briefen an Atticus scheinen aus chronologischen Gründen manche Stellen, wie I, 4, 1. V, 4 auf ihn bezogen werden zu müssen. Vergl. über ihn Ernesti's Clavis Ciceroniana, wo aber auffallende Confusionen sich finden, die dem letzten Herausgeber, wie so vieles Andere, nicht aufgefallen sind; Görenz zu *Cic.* Fin. II, 15, 58 und besonders Orelli im Onom. Tull. p. 444. Er hinterließ zwei Söhne, von denen der eine den väterlichen Namen führte, der andere sich aus einer Stelle der Rede post redit. in senatu c. 8, 21 ergibt, wo es von dem Tribunen Manius Curius heißt: ejus ego patri quaestor fui, eine Schwierigkeit, die theils dadurch gelöst wird, daß man jenen Curius von unserm Sextus adoptiren, theils dadurch, daß man einen Sohn des Peducäus durch Adoption in jene Familie übergehen läßt, welche letztere, mir weniger wahrscheinliche Ansicht Savel ad orat. post red. in senatu c. 8 vertheidigen soll.

Sein Sohn Sextus stand in freundschaftlichen Verhältnissen mit Cäsar, durch den er 706 (48 v. Chr.) mit der Verwaltung Siciliens beauftragt wurde (*Appian.* bell. civ. II, 48), sowie er auch später von demselben (V, 54) als Prätor in Hispania genannt wird. Trotz dieser Verbindung erhielt sich zwischen ihm, Cicero und Atticus ein herzliches Freundschaftsbündniß, von welchem namentlich in den Briefen an Atticus sich zahlreiche Belege finden. Cicero misbilligt seine Trennung von Pompejus nicht (ad Attic. VII, 13. 14, 3. 17, 1), versichert wiederholt seine Zuneigung (ego Peducaeum nostrum vehementer diligo; nam et quanti patrem feci, totum in hunc: et ipsum per se aeque amo atque illum amavi; ad Attic. XIII, 1, 3) und schlägt seinen Einfluß sehr hoch an (ejus auctoritas magna apud me inprimis

*) Vergl. *Freinsheimii* Supplem. *Liv.* LXIII, 11.

e sandte, welches zusammenberufen war, um die ung König David's II. zu bewerkstelligen. Den Sept. 1367 schenkte dieser Fürst der Stadt eine , in welcher sie als königlicher Burgflecken aufgeist und diese Charte wurde darauf mit Hinzufüneuer Vorrechte auch von den Königen Jacob II. I. bestätigt. Seit dieser Zeit hat Peebles zu Vor17 Beamte, nämlich einen Propst, zwei Voigte, Zunftdechanten, einen Schatzmeister, acht Räthe und Almosenpfleger. Die Einkünfte der Stadt sind sehr nd, indem ihr fast alle Ländereien der Umgegend n, welche sie 1560 als Belohnung ihrer Treue, ichkeit und guten Dienste erhielt. Peebles war s größer als jetzt, indem es sich vom Eddlestone irts bis Meadow-well-strand ausdehnte. Auch n wol seine Häuser größer und schöner sein, als igen es sind, da der hohe Adel sich in ihnen aufwenn der König das Schloß bewohnte, von weleine Spur mehr übrig sein würde, wenn der Naschloßberg nicht wenigstens den Ort erhalten hätte, lag. Vor der Reformation hatte Peebles drei n und einige Kapellen. Die hohe, der Jungfrau geweihte Kirche soll bereits im 11. Jahrhunderte er Stelle einiger Fabrikgebäude errichtet worden. nd noch sieht man ihre Ruinen am westlichen Ende adt, da sie zur Zeit der Reformation zerstört wurde, b man die Kreuzkirche zur Pfarrkirche erhob, welese auch bis 1784 blieb, wo sie dem jetzigen schöebäude weichen mußte [1]).

) P., Peeblesshire. Diese im gemeinen Leben bdale (nach dem Tweedflusse) genannte Grafschaft blichen Schottlands liegt zwischen 55° 25′ und 0′ n. Br. und 2° 58′ und 3° 34′ westl. L. Mer. von Greenw. und hat im Süden Dumfriesim Norden und Nordosten Edinburghshire, im Weanarkshire, im Osten aber die Grafschaft Selkirk enzen. Ihr Flächenraum wird zu 11¾ geographiis oder 249 engl. Meil. angegeben; nach Armstrong's aber [2]) beträgt ihre Länge von Norden nach Süden gegen 28 engl. Meil., ihre Breite schwankt zwischen 10 und 18 solcher Meilen und es beträgt daher die mittlere Länge derselben 27, die mittlere Breite 13½ engl. Meil. Hiernach müßte die Oberfläche der Grafschaft 364 engl. □Meilen betragen und 232,960 engl. Acres (Morgen) enthalten, aber nach einer Berechnung Chalmers' [3]) hat die wirkliche Oberfläche nur 338 engl. □Meilen und enthält nicht mehr als 216,320 Acres, von welchen 20,000 als Ackerland gebraucht werden. Die Zahl der Häuser belief sich nach den Parlamentsrechnungen im J. 1811 auf 1820, die der Bewohner auf 9935, während jetzt die letzteren fast auf 11,000 gestiegen sind. Sieht man das Land aus der Ferne, so scheint es aus einer ununterbrochenen Kette von Bergen und Hügeln zu bestehen, und wirklich kann die Grafschaft für ein gebirgiges Land gelten, da es von Zweigen der Leadhills mehrfach durchzogen wird; dennoch finden sich in ihr auch, und zwar vorzüglich längs den zahlreichen Flüssen und Bächen reiche und fruchtbare Thäler mit gutem Ackerboden und Wiesen. Unter diesen Thälern zeichnet sich besonders das Tweedthal (Tweeddale) aus, welches die Mitte der Grafschaft in ihrer ganzen Ausdehnung durchschneidet. Von ihm sondern sich andere Thäler ab, welche dem Laufe derjenigen Flüsse folgen, die sich mit dem Tweed vereinigen. Im Norden und Westen sind diese Thäler und Ebenen im Allgemeinen sehr fruchtbar, und die Berge gewähren, zum Theil bis an ihre Spitzen mit Gras bewachsen, oder mit Holz bestanden, was namentlich von denen an den Quellen des Tweed gilt, einen gefälligen Anblick; im Süden und Osten dagegen sind die Thäler unfruchtbarer und die Berge schroffer und kahler. Vorzüglich ist dies der Fall mit den Bergen zwischen Minchmoor und Hinderland, welche schwärzer, felsiger und steiler sind als alle übrigen in der Grafschaft, und durch tiefe Klüfte von einander getrennt werden. Von diesen Klüften ist eine, welche Grimsclengh genannt wird, ¼ engl. Meile lang und 300 Fuß tief. An das erwähnte Tweedthal, zu dessen beiden Seiten das Land sich bedeutend erhebt, schließen sich hinsichts der Fruchtbarkeit und Schönheit besonders diejenigen Thäler an, welche dem Leine und Eddlestone folgen. Die bedeutendsten Berge findet man an den Grenzen der Grafschaft, und unter ihnen sind diejenigen die höchsten im südlichen Schottland, welche an das Annanthal in der Grafschaft Dumfries stoßen. So hat der Blackhouse an der Grenze von Selkirkshire eine Höhe von 2360 Fuß, und der etwa vier engl. Meilen nördlicher liegende Scamed Law ist 2120 Fuß hoch vom Spiegel des Meeres an gerechnet. Die übrigen bedeutenderen Berge sind der Minchmoor im Südosten der Grafschaft (2285′), der Windlestraw-Law im Nordosten derselben (2295′), der Scrape (2560′), der Dollarburn (2840′), beide im Kirchspiele Manor, der Cardon im Kirchspiele Kilbucko (1400′ über dem Spiegel des Tweed und 2200′ über dem des Meeres). Dieser letztere Berg ist der höchste im Westen der Grafschaft, doch hat er hier

Die Kreuzkirche war ein Theil der Conventualkirche eines xander III. gestifteten Klosters der rothen oder Trinitarier-, welche die Verpflichtung hatten, mit dem dritten Theil ihrlichen Einkommens Christensklaven aus der türkischen Gechaft zu erlösen. Nach der Sage war die Kirche auf derjeStelle erbaut, wo man 1261 die Gebeine des heil. Nicolaus n hatte. Ihre Länge betrug 102, ihre Breite 34 Fuß; das verwendete Baumaterial waren größtentheils Quadersteine. fhebung des Klosters, eines viereckigen Gebäudes, in dessen r Seite sie stand, wurde ein Theil der Kirche in eine öffentchule verwandelt, der andere bis zu der eben erwähnten Erder neuen Kirche zu gottesdienstlichen Handlungen benutzt. eugen wenigstens ihre äußern Mauern noch von ihrer alten

Die Andreaskirche war älter als die Kreuzkirche, und weiß ch gleich die Zeit ihrer Erbauung nicht ganz genau anzugeben, doch so viel fest, daß sie bereits im 12. Jahrh. gestanden haßte, da der Bischof Josceline von Glasgow, welcher sie ein1199 starb. Cromwell's Soldaten gebrauchten diese Kirche, h durch ihre Bauart ihr hohes Alter verräth, als Stall und en ihr Dach, daher sie auch weniger erhalten ist, als die rche. 2) s. *Armstrong*, Companion to the map of Tweed-

3) Caledonia, or An Account of Historical and Topographic of North Britain by *George Chalmers*, 4 ed. (London 1810.)

mehre ihm wenig nachstehende Nebenbuhler. Im Kirchspiele Kirkud liegt der Hell's Cleugh, von dessen Spitze, auf welcher sich ein Pikestone genanntes Heidengrab (cairn) findet, hat man eine herrliche Fernsicht auf die Gegend jenseit des Forths, sowie auf eine Bergkette, welche sich von dem östlichen Fife bis nach Dumbartonshire hinzieht. Überhaupt übersieht man von dieser 2100 Fuß erhabenen Spitze das Teviot-, Annan- und Clydesthal, sowie Perthshire, Fifeshire, Nord-Berwick, Theile von Northumberland, und die drei Lothians. Gleich den Bergen sind auch die Flüsse und Bäche in der Grafschaft sehr zahlreich, welche sich alle, mit Ausnahme des Megget und des nördlichen und südlichen Esk in den Tweed ergießen. Dieser Strom hat seine Quellen auf einem Bergrücken, welcher das Annan- von dem Tweedthale trennt [4]), windet sich darauf in Schlangenlinien 40 Meilen lang durch die Grafschaft, wobei sein Lauf vorzüglich oberhalb Peebles äußerst reißend ist, indem er hier 1550 Fuß hoch herabsteigt und ergießt sich, nach einem Laufe von 100 engl. Meilen, bei Berwick in das Meer. Reich an Lachsen und Forellen ist der Tweed für viele Menschen eine reiche Quelle der Nahrung und des Erwerbs. Zu den bedeutendsten Flüssen, welche dem Tweed ihr Wasser zuführen, gehört der Lyne, der Eddleston und Leithen im Norden, der Manor und Quair im Süden der Grafschaft. Der zuerst genannte Fluß entspringt bei einem Cauldstaneslap genannten Orte und erreicht den Tweed nach einem Laufe von 21 (engl., welche hier überall gemeint sind) Meilen, drei Meilen oberhalb der Stadt Peebles. Der Eddlestone entspringt auf dem King-Seat-Hill in dem gleichnamigen Kirchspiele, und vereinigt sich bei Peebles, wie wir bereits bemerkten, mit dem Tweed. Der Leithen legt von Water-Head bis eine Meile von Inverleithen [5]) zwölf Meilen zurück und der Manor entspringt bei Foulbrig im südlichen Theile des Kirchspiels seines Namens, welches er zwölf Meilen lang durchfließt. Der Quair endlich entspringt in der Nähe von Glendean und fällt bei einem Edelhof, Namens Traquair, in den Tweed. Weniger reich als an Bergen und Flüssen ist die Grafschaft an Seen, welche überdies nur klein sind. Der bedeutendste unter ihnen ist der Waterlochsee im Kirchspiele Eddlestone, dennoch beträgt seine Länge nur ½ und seine Breite nur ¼ Meile. Ihm verdankt der Südesk seinen Ursprung, welcher zugleich mit dem Nordesk bei Musselburgh in Midlothian sich in den Forth ergießt. Die beiden andern Seen liegen in dem Kirchspiele Tweedsmuir und heißen Gameshope- und Slipperfieldsee. Der erstere läuft in den Gameshopebach aus, welcher den Talla bildet. Der St. Marysee, welchen einige Geographen zu dieser Grafschaft rechnen, gehört zu Selkirkshire.

Gleich den meisten Gebirgsländern ist Peeblesshire an einigen Mineralien nicht arm, an andern sogar ziemlich reich. Nach Buchanan und andern alten Schriftstellern fand man im Glen-Gaber, welcher das Kirchspiel Megget durchfließt, früherhin Gold, und im Leadlaw, einem Berge bei Linton, wurden ehemals einige Bleiminen bearbeitet, welche eine bedeutende Menge Silber lieferten. Vor etwa 60 Jahren wollte man diese Minen, welche unter dem Namen Silberhöhlen bekannt waren, wiederaufnehmen, allein die Ausbeute deckte die Kosten nicht. Auch im Kirchspiele Traquair entdeckte man Bleiminen, doch enthielt das Erz, welches sie lieferten, wenig Silber. Bleiglanz wurde vor einigen Jahren in einem der Flüsse entdeckt, welche in den Quair fallen. Kohlen sind im Überflusse vorhanden und die nordöstlichen Districte der Grafschaft liefern die meisten. Auch findet man hier Kalksteine, und auf Mergellager stößt man in den Kirchspielen Linton und Newland. Diese letzteren sind augenscheinlich durch Absickerungen aus den Kalkflözen entstanden, durch welche Moos incrustirt wird. In diesen Mergellagern werden die Schalen der gemeinen Schnecke aufgelöst, sodaß man sie mit leichter Mühe zerreiben kann. In der Nähe der Carlops- und Spittlehaugsberge findet sich ein Lager von blauem Mergel, welcher aus Stein und Thon besteht. Das vorherrschende Gestein in dieser Grafschaft ist Schiefer, doch findet man in manchen Kirchspielen auch rothen und weißen Sandstein, sowie Granit. Der Schiefer, von welchem sich eine schöne blaue Sorte im Tramoreberge des Kirchspiels Stobo findet, wird zu verschiedenen Zwecken benutzt und verarbeitet, und die hiesigen Schieferplatten stehen in einem großen Rufe. Bei Lamancha findet man verschiedene Arten von Thon und der hier gegrabene Töpferthon gleicht dem von Stourbridge. Ebendaselbst findet man Eisenerz in mehren Adern, deren eine gediegenes Eisen enthält. Auch Braunstein wird hier theils rein, theils mit Eisenerz vermischt gefunden, doch hat man noch keine Eisenwerke angelegt. Weißer Marmor, ähnlich dem von Pennycuick, wurde früher zu Whitfield im lintoner Kirchspiele gefunden.

Einige Mineralquellen finden sich ebenfalls in Peeblesshire, ohne daß sich jedoch eine besonders auszeichnet. Nördlich von dem Dorfe Linton findet sich eine Quelle, welche Heaven-aqua-water genannt wird und dem Tunbridgerwasser gleicht. Eine andere, dem Harrowgatewasser ähnliche, Salzquelle findet sich im Kirchspiel Inverleithen, und man bedient sich ihrer gegen Scorbut und Hautausschläge. Eine reiche Schwefelquelle quillt im Kirchspiele Kirkud und sie ist nach des D. Black's Untersuchung selbst stärker, als die berühmte Schwefelquelle von Moffat. Zu Lamancha im Kirchspiele Newland trifft man eine Stahlquelle, Vertuewell (Tugendquelle, Kraftquelle) genannt, welche Eisen auflöst. Der vorherrschende Boden ist in den Flußebenen ein aus dem Niederschlag des Wassers entstandener sandiger Boden, in den höher liegenden Gegenden hat man entweder einen reichen Lehm- oder sandigen und steinigen oder gewöhnlichen Ackerboden. An den Quellen der Flüsse, vorzüglich der nördlichen Gegenden, welche die höchsten sind, ist der Boden meist moor- oder marschartig. Das Klima der Grafschaft ist nach den verschiedenen Gegenden ebenfalls sehr

4) Hier entspringen auch der Annan, welcher sich südwärts dem Solway-frith, und der Clyde, welcher sich dem Clyde-frith zuwendet. 5) Hassel, v. Jenny und Andere nennen diesen Ort Innerleithen, allein dieser Name ist aus dem celtischen Worte Inver — Influx oder Einfluß und dem Flußnamen Leithen zusammengesetzt, daher er so geschrieben werden muß, wie wir gethan haben.

verschieden. Denn während die Luft im Tweedthale warm und mild ist, leiden die höher liegenden Gegenden oft an der größten Kälte. Dennoch sind Krankheiten selten und die Bewohner gesund und kräftig. Regenschauer sind in der Grafschaft häufig, aber die Masse des herabfallenden Wassers ist nichtsdestoweniger geringer, als in den benachbarten, östlichen und westlichen Grafschaften und übersteigt selten die Höhe von 28 Zoll im Jahre. Die Berge bedeckt schon im October Schnee, und einige Thäler leiden im Herbst von Reif und eisigen Nebeln, welche der Vegetation, vorzüglich aber den Kartoffeln, dem Klee und den Erbsen häufig schaden. In den meisten geographischen Handbüchern wird angegeben, daß die Landwirthschaft in Peeblesshire sehr zurück sei, und sich hauptsächlich auf Hafer- und Kartoffelbau erstrecke, allein dies ist keineswegs der Fall. Vom Ende des 11. bis zu Anfang des 14. Jahrhunderts soll sie hier sogar blühender gewesen sein, als in den übrigen Grafschaften Schottlands. Pachtungen und Hutungen griffen damals, wie jetzt, in einander. Doch ist nicht zu leugnen, daß die vier folgenden Jahrhunderte dem Landbau weniger günstig waren. Erst nach der Union fing man an, langgenährte Vorurtheile mit vernünftigeren Ideen zu vertauschen. Diejenigen, welche mit gutem Beispiele vorangingen, waren der Herzog Archibald von Argyle, Alexander Murray von Stanhope, D. Pennycuick und der Pachter M'Daigal in der Nähe von Linton. Der Letztere führte die in Norfolk gewöhnliche Feldwirthschaft ein und reizte dadurch seine Nachbarn ein Gleiches zu thun. Thomas Stevenson ließ das Pachtgut Dairy wieder aufleben und Georg Dalzel, Gastwirth zu Linton, führte 1764 den Rübenbau ein; auch war er der erste, welcher nach einem größeren Plane Kartoffeln mit dem Pfluge baute. Die größten Fortschritte machte jedoch der Ackerbau seit dem Jahre 1788, in welchem der Lord von Neidpath, sei es aus Mangel oder Habsucht, seinen Pächtern ihre Pachtung auf 50 Jahre überließ. Diese erbauten sich jetzt, durch den für längere Zeit gesicherten Besitz ihrer Pachtung bewogen, bessere Wohnungen, fingen an, Umzäunungen anzulegen und ihre Gelder auf die Verbesserung ihrer Güter zu verwenden. Ist nun gleich Hafer dasjenige Getreide, welches man, durch den Boden und das Klima dazu genöthigt, hauptsächlich erzielt, so benutzt man doch auch den besseren Boden, um Gerste zu bauen. Dabei hob sich der Kartoffel- und Rübenbau (Turnips), und durch letzteren wurde die Sömmerung fast gänzlich verdrängt. Nach von Jenny [6]) wird der Ertrag des Grund und Bodens jetzt auf 324,000 Gulden geschätzt. Auch künstliche Grasungen hat man angelegt, doch stehen diese in keinem Verhältnisse mit den natürlichen Weideplätzen, welche $\frac{7}{10}$ der ganzen Grafschaft einnehmen, und zur Rindvieh- und Schafzucht benutzt werden. Man rechnet, daß sich gegen 7000 Kühe in der Grafschaft finden. Die Schafzuchtpächter haben im Durchschnitt 1500 engl. Morgen (acres) Weideland, einige derselben 3000, und nur eine geringe Zahl weniger als 800 Morgen. Dabei haben Alle mehr oder weniger Ackerland zu benutzen. Die hier gewöhnliche Art von Schafen ist kurzgeschwänzt, von gedrungener Gestalt und hat schwarze Schnauzen und Beine. Die Gewohnheit, die Schafe mit einer Mischung von Theer, Öl oder Orkneybutter einzuschmieren, hat sich bis jetzt immer noch in der Grafschaft erhalten, ohne daß man einen vernünftigen Grund für sie anzugeben weiß. Einige sagen, die Wolle werde dadurch verbessert, Andere behaupten, das Verfahren schütze die Thiere gegen die Kälte. Das Erstere möchte vielleicht noch am meisten für sich haben, da man in neuester Zeit empfohlen hat, die Schafe möglichst oft mit Buttermilch zu waschen, indem dadurch nicht nur das Wachsthum, sondern auch die Feinheit der Wolle außerordentlich befördert werde. Doch ist die tweeddaler Wolle, trotz der vortrefflichen Weide und dem Einschmieren, schlecht, und kann nur zu Teppichen, Schalongs und ähnlichen Zeuchen gebraucht werden, weshalb sie auch gering im Preise steht.

Peeblesshire steht, wie die übrigen Grafschaften Schottlands, unter der Gerichtspflege eines Lordlieutenants und eines Sheriffs, welcher Letztere einen Substituten ernennt, um in seiner Abwesenheit Gericht zu halten. Wann die Grafschaft zu einem Sheriffthum erhoben worden ist, kann nicht genau angegeben werden, doch werden schon 1184 ein Sheriff in Traquair, ein anderer in Peebles erwähnt. Im 14. Jahrhunderte wurden beide Ämter vereinigt, und nur das letztere blieb. Es gibt 16 Kirchspiele in der Grafschaft und man findet in ihr außer dem Burgflecken Peebles noch fünf sehr beträchtliche Dörfer, welche Märkte und jährliche Messen für den Schaf-, Pferde- und Rindviehverkauf unterhalten. Diese sind Linton (1186 Einw.), Eddleston, Skirling, Broughton und Inverleithen (125 Häuser, 705 Einw.). Letzteres ist zwei Stunden von Peebles entfernt, liegt sehr schön und ist in den neuesten Zeiten durch einige Wollenmanufacturen sehr in Aufnahme gekommen.

Eine der größten Wohlthaten, welche die Grafschaft den letzten 50 Jahren verdankt, ist die Verbesserung alter und die Anlegung neuer Hochstraßen. Von den letztern durchschneidet die von Edinburgh nach Moffat, einem berühmten Badeorte in Dumfriesshire, führende die Grafschaft in ihrer ganzen Länge von Nordosten nach Südwesten. Eine andere durchschneidet sie auf gleiche Weise von Westen nach Osten, indem sie von Biggar in Lanarkshire, bei Peebles und Inverleithen vorbei, nach Gallashiels und Kelso in der Grafschaft Roxburgh führt. Diese beiden Straßen dienen den Einwohnern von Peeblesshire dazu, ihre überflüssigen Producte, vorzüglich ihr Getreide, nach Glasgow zu schaffen. Eine dritte, 1794 angelegte Straße, welche den Weg von Inverleithen nach Middleton in der Grafschaft Lancaster um 14 engl. Meilen verkürzt, versorgt den größten Theil der Grafschaft mit Kohlen. Diese Straßen haben auch dazu beigetragen, das Fabrikwesen in der Grafschaft etwas zu heben, obgleich dieses immer noch sehr tief steht. Alles Leinenzeuch, zu welchem der Flachs größtentheils in der Grafschaft selbst gewonnen wird und welches von dem gemei-

6) S. dessen geographisch-statistisch-topographisches Handwörterbuch von Großbritannien und Irland, Art. Peebles.

nen Mann, wie in einigen Theilen Thüringens, während des Winters verfertigt wird, kommt nicht zum Verkauf, sondern wird in der Grafschaft selbst verbraucht. Wollen- und Baumwollenwebereien sind in und bei Peebles in Aufnahme gekommen, auch finden sich hier einige Strumpfwirker, und ihre Erzeugnisse finden auch außerhalb der Grafschaft einen ziemlichen Absatz. Andere Artikel der Ausfuhr sind Wolle, Schafe, Hammel, Lämmer, Butter, Schiefer und Walkererde.

Die Grafschaft hat zahlreiche und mannichfaltige Reste der altbritischen Zeit aufzuweisen, indem man Spuren der alten Briten theils in den Ortsnamen, theils in religiösen, kriegerischen und Grabdenkmälern findet. Zu Hairstanes im Kirchspiele Kirkud finden sich Reste eines Druidentempels, welche in kreisförmig aufrechtstehenden Steinen bestehen. Reste eines andern Tempels der Art sieht man auf der auch sonst merkwürdigen Halbinsel Sheriffmuir. Von jedem Paare dieser Steine laufen östlich und ebenfalls kreisförmig zwei Reihen kleinerer, aufrecht stehender Steine aus. Ein drittes solches Denkmal hat man bei Tweedsmuir, und ein viertes, etwas kleineres, an der Grenze zwischen Peebles und Selkirk aufgefunden. Grabhügel finden sich in den Kirchspielen Kirkud, Glenholm und Linton. In einem derselben, bei Kingsmuir im Kirchspiele Peebles, fand man eine umgekehrte Urne, welche die Asche eines britischen Kriegers mit seiner Dolchklinge enthielt. Im Kirchspiele Eddlestone findet sich bei dem Ship-Law ein Grab, welches man Shiphorns nennt, weil es dem umgekehrten Rumpfe eines Schiffes gleicht. Einige andere Grabmale hat man im Tweedthale und bei Sheriffmuir. Doch stehen diese alle dem Grabe Merlin's an Interesse nach, welches am Einflusse des Powsait in den Tweed liegt. Es enthält nach der Sage die Gebeine dieses wegen seiner Zauberkünste ebenso wie wegen seiner Prophezeiungen gefürchteten und geachteten Propheten, welcher in den Gesängen der alten Barden wie in der Sage des Volkes fortlebt. Kriegsdenkmale finden sich ebenfalls zahlreich in Peeblesshire. Diese bestehen in Bergfestungen, welche unbezweifelt britischen Ursprungs sind. Sie haben gewöhnlich eine runde Gestalt, doch weichen sie oft von ihr ab und passen sich dem Berge oder dem Boden an, auf welchem sie stehen. Auf dem Hügel Cademir finden sich vier britische Lager, deren eins mit einem Walle von Steinen umgeben ist, die durch kein Bindungsmittel zusammengehalten werden. Dieser Wall ist zuweilen doppelt, und, wo er einfach ist, immer außerordentlich dick. Auch Jamets'brae im Kirchspiele Peebles zeichnet sich durch zwei Befestigungen aus, deren jede mit einem einfachen Graben und Wall versehen ist. Ähnliche Werke finden sich in demselben Kirchspiele auf der Spitze des Meldum, auf einem Hügel oberhalb Hutchinfield, in der Nähe von Hayston-Craig, auf einem Hügel bei Wham und auf dem Eil-hill-rigberge. Im Kirchspiele Manor steht man britische Festungen auf den Bergen Hound-hill, Caver-hill und der kleinen Anhöhe Ring-know. Auf einer Anhöhe bei Inverleithen finden sich die Reste einer solchen Festung, welche vier Gräben und ebenso viel Wälle gehabt zu haben scheint. Andere Werke dieser Art erblickt man auf dem Terrace-hill im Kirchspiele Newland, zu Milkington-Rings und North-Shield-Rings im Kirchspiele Eddlestone, auf einer Anhöhe oberhalb Linton, auf dem Gipfel des Lead-Law und an andern Orten. Alle diese Werke zeigen wol hinlänglich, daß hier einst blutige Kämpfe vorfielen, und daß die Ureinwohner Alles aufboten, um den Römern das Eindringen in ihr Land zu verwehren, oder wenigstens so schwer wie möglich zu machen. Denn daß die Römer dies beabsichtigten, geht, ohne die geschichtlichen Nachrichten zu berücksichtigen, deutlich daraus hervor, daß man auch Spuren römischer Lager in Peeblesshire aufgefunden hat. Eins der vorzüglichsten dieser letzteren findet sich auf der östlichen Seite des Lyne und zehn engl. Meilen östlich von der Watlingstraße, welche die Grafschaft in ihrem westlichen Ende durchschneidet. Vom gemeinen Manne wird dies Lager Randal's Wall genannt, weil die Sage geht, daß Randolf, Graf von Murray, in dem Raume desselben ein Schloß gehabt habe. Nach Armstrong's Messungen nahm dies Lager einen Raum von sechs Morgen und zwei Ruthen ein, und oft wurden beim Pflügen hier römische Münzen gefunden. Ein anderes römisches Lager erkennt man auf der nördlichen Seite von Upperwhitfield im Lintonkirchspiele. Es hat die Gestalt eines Parallelogramms und ist mit einem Graben und einem Walle umgeben, welche jetzt jedoch ziemlich verwischt sind. Ein drittes Lager findet sich im Kirchspiel Manor und man hält es allgemein für ein römisches.

Dunkel, in welcher Zeit und zu welchem Zwecke sie angelegt wurden, sind die Terrassen, eine vierte alterthümliche Merkwürdigkeit in Peeblesshire. Während Einige ihnen gleichfalls eine kriegerische Bestimmung geben, und annehmen, daß sie bestimmt gewesen wären, einer größern Anzahl von Kriegern Raum und sichern Stand zu verschaffen, geben Andere, und unter ihnen Chalmer, denselben einen friedlichen Zweck, indem sie annehmen, daß man sie angelegt habe, um bei den Wettkämpfen der Barden und anderen Spielen den Zuschauern zur Bequemlichkeit zu dienen. Sie würden dann, was allerdings etwas für sich hat, rohe Amphitheater sein, wie sie die in der Baukunst unerfahrenen Söhne der Natur anlegen konnten. Noch andere wollen, daß sie zu gerichtlichen Zwecken benutzt worden wären. Die merkwürdigsten Werke dieser Art finden sich am Terracehill oberhalb Newland. Hier laufen den ganzen Hügel entlang und bis zu seiner Spitze eilf bis zwölf Terrassen, deren Breite 15 bis 20 Fuß beträgt. Eine halbe Meile nördlich finden sich solche Terrassen am Mool-Hill, dann bei Kirkud, Skirling und Smithfield. Dürften wir eine Meinung wagen, so möchten wir annehmen, daß diese Terrassen einen ökonomischen Zweck hatten, indem durch sie ein größeres Feld für den Ackerbau gewonnen wurde. In Thüringen finden wir z. B. viele Berge für den Wein- und Obstbau terrassirt, auch in China und andern Ländern ist dies der Fall, und oft erkennt man an ihren Resten allein, daß früher eine Gegend bewohnt oder wenigstens stärker bevölkert war als jetzt. Zu den Resten

des Mittelalters in Peeblesshire gehören die Thürme, Burgen und Schlösser. Die ersteren findet man vorzüglich an den Ufern des Tweed, und zwar abwechselnd auf beiden Seiten des Flusses einander gegenüberliegend, wie dies auch in Selkirkshire und Berwikshire der Fall ist. Sie sind aus Stein und Kalk äußerst fest, gewöhnlich auf schwer zugänglichen Orten erbaut und dienten dazu, durch auf ihrer Spitze angezündete Feuer in kürzester Zeit die Bewohner des innern Landes, in einer Länge von 70 engl. Meilen, von dem Anzuge feindlicher Nachbarn in Kunde zu setzen [7]). In dem zehn engl. Meilen langen Striche ober- und unterhalb Peebles zählte man zuletzt noch 26 solcher Thürme, welche, die Größe ausgenommen, einander ganz ähnlich waren. Was die Schlösser anbetrifft, so hatten die Könige von Schottland im 12. Jahrhunderte ein Schloß in Traquair, in welchem sie sich oft der Jagd wegen aufhielten. Dieses ist jedoch ebenso spurlos verschwunden, wie das, welches wir bei Peebles erwähnten. Zu Woodhill und im Kirchspiele Brougthon findet man Überreste von Gebäuden, welche der Sage nach Schlösser des berühmten Macbeth gewesen sein sollen. Die Ruinen des Oliverschlosses, in welchem die Frasers ihren Sitz hatten, sieht man im Kirchspiele Tweedsmuir, und am Fruid die des Fruidschlosses, welches gleichfalls mächtigen Baronen gehörte. Das Schloß Drummelzier liegt dicht am Tweed; eine Meile von ihm entfernt sieht man das Schloß Thanes oder Tinnis, welches früher eine Besitzung der Tweedis, der Herren von Drummelzier, war, welche während der Unruhen hier einige Zeit lang fast unumschränkt herrschten. Alle diese Schlösser oder Burgen sind jetzt in Trümmer zerfallen und nur das Niedpathschloß in der Nähe von Peebles hat sich noch so ziemlich erhalten; nach ihm kann man sich eine Vorstellung von den übrigen machen. Es liegt auf einem Felsen, welcher das nördliche Ufer des Tweed überragt, der sich hier durch ein enges, starkbewaldetes Thal drängt. Die Wälle desselben haben eine Dicke von eilf Fuß und Kalk und Steine bilden eine fast nicht zu zerstörende Masse. Im Alterthum gehörte Niedpath gleichfalls den Frasers und ist wahrscheinlich das Geburtshaus des tapfern Simon Fraser, mit welchem die männliche Linie dieser Familie ausstarb, und welcher 1303 in drei an einem Tage gelieferten Schlachten bei Roslynmoor mit 10,000 Mann 30,000 Engländer schlug. Unter Karl I. lagen königliche Truppen in diesem Schlosse und dieses vertheidigte sich länger gegen Cromwell, als irgend ein anderer im Süden des Forts gelegener Platz.

(*G. M. S. Fischer.*)

PEEING-GHIA, birmanische Stadt, welche gegen 20 engl. Meilen nördlich von Mayadoun liegt und, durch die Nähe des Irawaddy begünstigt, einen starken Handel mit Teakholze treibt. Dieses wird in den sich an und auf den westlich liegenden Bergen befindlichen Wäldern geschlagen, so lange es die trockene Jahreszeit erlaubt und nach dem Eintritt der Monsoons zu Wasser nach Rangoon und Sahlahdam geschafft. (*G. M. S. Fischer.*)

PEEL, PEELE, kleine, englische Seehafenstadt, welche, fünf Stunden westlich von Douglas, an einer Bai auf der Westküste der Insel Man am irischen Kanale liegt, früherhin Holm oder Holmstown hieß, und jetzt 1500 Einwohner zählt, welche etwas Schiffahrt und einigen Häringsfang treiben. Nach den sich hier vorfindenden Ruinen zu schließen, scheint die Stadt vormals weit beträchtlicher und bedeutender gewesen zu sein als jetzt. Ihren Verfall begründete England, indem es 1765 die Insel Man (s. d. Art.) von den Herzogen von Athol erkaufte, und dem Schleichhandel ein Ende machte, durch welchen auch die Einwohner Peele's reich wurden. Seit dieser Zeit ist der Hafen der Stadt vernachlässigt und sein Damm zerstört, doch leistet er der Schiffahrt immer noch einige Dienste, da wenigstens kleinere Schiffe in denselben einlaufen können. Während der Blüthezeit der Stadt fanden sich in ihr drei den Heiligen Petrus, Patrick und Germanus (Germain) geweihte Kirchen. Die beiden andern (von welchen die letztere Kathedralkirche war), und welche jetzt verfallen sind, stehen in der Mitte einer Citadelle auf einem kleinen, felsigen Eilande, welches ebenfalls Peele genannt wird. Dieses wird von dem westlichen Ende der Stadt durch einen bei niedrigem Wasserstande kaum einen Fuß tiefen Kanal getrennt, den jedoch v. Jenny 7—10 Faden tief sein läßt, und steht durch einen festen, abschüssigen Damm, welcher vor langer Zeit zur Beschützung des Hafens angelegt wurde, mit dem festen Lande in Verbindung. Der Eingang liegt auf der Ostseite, wo sich eine jetzt ganz verfallene und gefahrvolle Treppenflucht findet. Die Wälle der Festung, welche etwa den Raum zweier Morgen umschließen, sind gegen vier Fuß dick und werden von Thürmen flankirt. Die frühern Besitzer der Insel hielten hier eine Besatzung, jetzt wird diese Citadelle gänzlich vernachlässigt und ihr Inneres liegt voller Trümmer. In der Mitte derselben steht ein pyramidalisch viereckiger, oben abgestumpfter und offenbar von Menschenhänden errichteter Erdhügel. Die vier Seiten desselben sind genau den vier Himmelsgegenden zugekehrt und ein 5½ Fuß breiter Graben umgibt diesen Hügel. Man glaubt, daß er dazu gedient habe, die Soldaten durch einen ihrer Obern anreden zu lassen, wie dies von den römischen Suggesten geschah, allein seine pyramidalische Gestalt spricht mehr dafür, daß er das Grab irgend eines Großen, also ein tumulus, war. In der Nähe dieses Hügels stehen die beiden oben erwähnten in Ruinen liegenden Kirchen, deren jede in eine sehr alte Zeit hinaufreicht. Die St. Patrickskirche ist al-

7) Auch in Teutschland scheinen solche Thürme, welche gewissermaßen rohe Telegraphen waren, gewöhnlich gewesen zu sein. Eine Kette derselben kann man fast noch mit Bestimmtheit nachweisen. Sie erstreckte sich von der böhmischen Grenze bis nach Quedlinburg und soll der Sage nach dazu gedient haben, das Anrücken der Ungarn dem Kaiser, welcher sich oft in dieser Stadt aufhielt, sowie den Thüringern und Sachsen aufs Schnellste zu melden. Diese äußerst festgebauten Thürme stehen fast immer auf Punkten, von welchen man eine große Fernsicht hat und haben sich zum Theil noch unversehrt, wie z. B. „die Warte" bei Langen-Eichstätt im Regierungsbezirk Merseburg, bei Aschersleben und anderswo, theils in bedeutenden Resten erhalten.

ter als die Normannenzeit. Die Kirche des heil. Germanus wurde gegen das Jahr 1245 erbaut und dient seit mehren Jahren nur noch zum Begräbnißplatz. Ihre Länge beträgt 77, ihre Breite 20 Fuß und unter einem Theile derselben befand sich das geistliche Criminalgefängniß, welches nur durch eine in den Wall angebrachte Öffnung einiges Licht erhielt und, obgleich 34 Fuß lang und 16 Fuß breit, äußerst dumpfig war, da in einem Winkel dieses Gewölbes sich eine offene Quelle fand. — Drei englische Meilen von Peele liegt der Tinwaldsberg, eine künstliche Erhöhung, deren Alter man nicht weiß. Der Umfang dieses fast überall mit Gras bewachsenen Berges, dessen Winkel abgerundet sind, beträgt fast 80 Yards oder 720 Fuß und man gelangt auf seine Spitze vermittels einer Rasenstufenflucht. Der Durchmesser der erstern beträgt sieben Fuß, und drei Fuß unter derselben befindet sich ein vier Fuß weiter Platz, dem ein zweiter und dritter von sechs Fuß Breite und darüber folgen. Auf diesem Tinwaldberge hielt das Parlament und der große Rath der Insel Man Zusammenkünfte und der oberste Gerichtshof zu bestimmten Zeiten gerichtliche Verhandlungen. Dieser letztere Umstand scheint dem Berge seinen Namen gegeben zu haben, denn nach einigen englischen Etymologen ist dieser aus den dänischen Worten tin oder ting, welches eine Versammlung oder ein Zusammentreffen bedeuten, und wald, wodurch ein Feld oder ein eingehegter Platz bezeichnet werden soll, zusammengesetzt; Andere leiten denselben von den keltischen Worten tyng und val ab, wonach Tinwald so viel als Gerichtsberg heißen würde [1]). Nicht weit von diesem Berge steht die St. Johanniskapelle, welche zu Anfange dieses Jahrhunderts nach dem Muster einer frühern Kapelle, welche hier stand, erbaut wurde. Es wird kein Gottesdienst in ihr gehalten und man gebraucht sie überhaupt nur an dem Tage, an welchem die Gesetze öffentlich bekannt gemacht werden [2]).

(*G. M. S. Fischer.*)

PEEL (Robert), geb. den 25. April 1750 zu Peel's Croß bei Lancaster, zeigte früh eine ungemeine Geschäftsgewandtheit und technische Kunstfertigkeit. Dem Baumwollmanufacturwesen sich widmend und das Maschinenwesen dabei mit Vortheil benutzend, fand er an William Yates, einem angesehenen Fabrikanten zu Bury in Lancashire, einen wackern Gehilfen. Peel war kaum 23 Jahre alt, als er mit jenem rastlos thätigen und betriebsamen Manne in Geschäftsverbindung trat. Ein reicher Gewinn war die Folge. Das Freundschaftsband knüpfte sich noch fester, seit Peel sich mit der Tochter jenes Fabrikanten vermählt hatte. Zehn Jahre hatte jene Verbindung bestanden, als Peel vermögend genug war, sich ein großes Landgut in Lancashire zu kaufen. Auch in Staffordshire und Warwickshire gelangte er zu beträchtlichen Besitzungen. Wenig Anklang fanden jedoch die ziemlich paradoxen Behauptungen, die er damals (1780) über den Einfluß der Staatsschuld auf die Volkswohlfahrt in einer Flugschrift [1]) öffentlich bekannt gemacht hatte.

Geehrt mußte er sich fühlen, als er 1790 zum Parlamentsabgeordneten in dem Flecken Tanworth gewählt ward, in welchem er durch seine Baumwollenmanufacturen fast allgemeinen Wohlstand verbreitet. Er erhielt jene Stelle trotz des Widerspruchs der einflußreichen Familie Townshend, die bisher über die Stimmen der Wähler geboten. Den Sitz im Parlament behauptete Peel bis zum Jahre 1820, wo er ihn zu Gunsten seines zweiten Sohnes, William Yates Peel, aufgab. Seine industriöse Betriebsamkeit hatte einen so glücklichen Erfolg gehabt, daß er und sein Geschäftsgenosse die Summe von 10,000 Pf. St. beitragen konnten, als 1797 wenigstens ein Theil der sehr beträchtlichen Kriegskosten durch freiwillige Unterzeichnung gedeckt werden mußte. Größtentheils aus Werkleuten seiner Manufactur bestanden die sechs Compagnien, an deren Spitze sich Peel bei der damaligen Ausrüstung der Landwehr stellte. Das Interesse des Manufacturwesens bildete den Hauptinhalt einer Rede, die er 1799 zu Gunsten der Union Irlands mit Großbritannien gehalten. Sie fand in Irland vielen Anklang. Die Würde eines Baronets hatte Peel im J. 1800 dem Minister Pitt zu danken, dessen Verwaltungsmaßregeln er im Parlament von jeher kräftig unterstützt hatte. Er trat als Pitt's Vertheidiger auf, als dieser vom Staatsruder abgetreten [2]).

Peel's Manufacturgeschäft gewann bei seiner rastlosen Thätigkeit eine immer größere Ausdehnung. Im J. 1815 konnte er bereits 15,000 Arbeiter beschäftigen. Blos für gedruckte Baumwollenzeuche bezahlte er jährlich gegen 40,000 Pf. St. Accise. Rühmlich war die unermüdete Sorgfalt, die er den persönlichen Verhältnissen seiner Werkleute widmete. Ebenso beachtete er fortwährend den Gesundheitszustand der Kinder, die in seiner Manufactur arbeiteten. In dem Parlament brachte er selbst einen Gesetzentwurf zur Sprache, der besonders die Verbesserung der Lage der Lehrlinge in manchen Baumwoll- und Wollmanufacturen betraf. So wirkte er auf Andere wohlthätig anregend durch sein Beispiel. In seiner gewohnten Thätigkeit blieb er sich auch im höheren Alter gleich. Doch gab er, als seine Kräfte immer mehr schwanden, die persönliche Leitung seiner Manufactur auf, die jedoch in Manchester, als dem Hauptdepot, auch nach seinem im Mai 1830 erfolgten Tode fortdauerte. Er hinterließ den Ruhm eines rastlos thätigen Mannes. Auf seinem moralischen Charakter haftete kein Flecken. Die Milde gegen Arme und Nothleidende, von der er in seinem Leben manchen rührenden Beweis gegeben, zeigte sich nach seinem Tode in den beträchtlichen Legaten, die er mehren gemeinnützigen

1) Man vergl. d. Art. Ding und Dingstätte in der allgem. Encykl. d. W. u. Künste. 2) Vergl. Account of the Past and Present State of the Isle of Man by *George Woods* (1811). *Rich. Towley*, Journal kept in the Isle of Man (Lond. 1791). 2 Vol. u. Andere.

1) The national debt productive of national prosperity. 2) „Pitt's Maßregeln," sagt Peel, „glaube ich die Freiheit zu verdanken zu haben, daß ich in diesem Hause meine Gesinnungen frei aussprechen kann. Ihm verdanke ich den Besitz des Vermögens und Wohlstandes, zu dem ich durch meinen Gewerbsfleiß gelangt. Doch ich spreche nicht blos von mir. Dasselbe läßt sich auch von jedem behaupten, der unter seinem Schutz sich durch Industrie emporgeschwungen."

halten ausgesetzt hatte. Die bloßen Stempelgebühren Übertragung seiner Erbschaft, ohne die Abgaben von einzelnen Legaten in Anschlag zu bringen, beliefen auf 15,000 Pf. St., woraus sich schließen läßt, wie das Gesammtvermögen gewesen sein muß, welches einer rastlosen Thätigkeit verdankte. Man schätzte es 2½ Mill. Pf. St. Einen beträchtlichen Theil seines mögens, nebst seinen großen Landgütern erbte sein ter Sohn, der noch lebende berühmte Staatsmann Redner, Sir Robert Peel, und von seinen fünf jün- Söhnen erhielt jeder die Summe von 135,000 Pf. (*Heinrich Döring.*)

PEELING, Township im nordamerikanischen Staate -Hampshire, Grafschaft Grafton, mit 300 Einwohnern, an dem hohen Berge Mooshelock. (*A. Keber.*)

PEELINSELN, eine kleine von Einigen zu Austra- von Andern zu Asien gerechnete Inselgruppe, liegt lich von den Marianen, unter 25° 38′ nördl. Br. 138° 20′ östl. L. Beechey hält sie für einerlei mit Islas del Arzobispo. Sie sind alle vulkanischer Na- Auf der größten, Peel, ist der Hafen Loyd zu be- en. (Nach Balbi.) (*A. Keber.*)

PEELTOWN, Stadt in der englischen Colonie West- alien, liegt auf der Südseite des Eingangs zum Mur- unde, nahe am Vorgebirge Twobarepatcheshead, un- 32° 33′ südl. Br. und 133° 20′ östl. L. Sie wurde gegründet, und erhielt ihren Namen von ihrem Grün- Peel, einem Bruder des bekannten Sir Robert Peel. ebendemselben führt auch der Murraysund bei ei- n Geographen den Namen Peelinlet. Neuere richten über die Stadt fehlen gänzlich, indem diesel- nur im Allgemeinen von dem schlechten Zustande der en Colonie Westaustralien sprechen, wonach man auf s Günstiges für Peeltown, als eine der unbedeutend- der dortigen Städte, schließen kann. Sie besteht nur wenigen, zum größern Theil hölzernen Häusern, und Einwohnerzahl dürfte sich auf nicht mehr als 2—300 len belaufen. (*A. Keber.*)

PEENE (die), der größte Fluß Vorpommerns, ent- gt im Mecklenburgischen, oberhalb des Malchiner , in einer fruchtbaren und verhältnißmäßig hohen nd, und fließt in Anfangs nordöstlicher, dann in öst- Richtung dem stettiner Haff zu. Ihr oberer Lauf, bei geringer Tiefe, rasch ist, geht durch schöne, wal- Landschaften, namentlich um den die Grenze zwischen lenburg und Pommern bildenden See von Kumme- , den sie durchströmt. Bei Demmin nimmt sie von osten die rasch fließende Tollense, die auf dem Pla- zwischen Stargard und Neustrelitz, in der Nähe des chlosses Hohenzieritz, entspringt, und von Nordwesten langsamere Trebel, die aus der Gegend der Stadt nm herkommt und bei Triebsees mit der Recknitz in bindung steht, auf, und wird nun schiffbar, bei ho- Wasser selbst für kleinere Seeschiffe. Sie fließt nun ei bei den Städten Loitz, Jarmen und Anklam, zwi- Wiesen und niedrigen Ufern, und so langsam, daß Ostwinde das Haffwasser in den Fluß zurückstaut. eine Fortsetzung der Peene betrachtet man den west- lichen Ausfluß des stettiner Haffes, welcher ebenfalls den Namen Peene führt und zwei bedeutende Erweiterungen, das Achterwasser und den großen Strummin, bildet, so- daß man daher auch die Ostsee als Mündung der Peene angeben kann. Die Mündung ist bei dem Dorfe Peenemünde auf der Insel Usedom, und in dessen Nähe die den Eingang beherrschende Peenemünder-Schanze. — Die Peene machte von 1720 bis 1815 die Grenze zwischen dem preußischen und dem schwedischen Vorpommern. (*A. Keber.*)

PEEPEE, Township im nordamerikanischen Staate Ohio, Grafschaft Pike, hat 750 Einw. (*A. Keber.*)

PEER, niederländische Stadt, liegt in der gleichna- migen Heide im Bezirke Hasselt und zählt 1300 Ein- wohner. Zur Zeit der französischen Herrschaft war Peer Cantonort. (*G. M. S. Fischer.*)

PEERNE, ein französisches Getreidemaß, 2½ Peerne gleich einem berliner Scheffel, zehn Peerne gleich einer Tonne. (*William Loebe.*)

PEERTLEINEN (in der niederteutschen Schiffer- sprache), mit Knoten und Schlingen versehene Stricke un- ter den Raaen, welche zum Klettern dienen, wenn Arbei- ten an den Segeln vorzunehmen sind. (*Karmarsch.*)

PEESE, Abgrund in der englisch-schottländischen Seeprovinz Berwick, liegt im nördlichen Theile derselben, nicht weit von dem Marktflecken Dunse, ist 160 Fuß tief und wird durch eine Brücke von vier Bogen über- gänglich. Der Abgrund sowol als die Brücke gehören zu den größten Merkwürdigkeiten dieser Provinz. (*G. M. S. Fischer.*)

PEESTEN, bairisches, zum Obermainkreise und unter das gräflich Giechische Herrschaftsgericht Thurnau gehöriges Pfarrdorf mit ungefähr 200 Einwohnern. Die gräfliche Familie besitzt hier ein Lustschloß, bei welchem sich ein ökonomischer Garten befindet. In und um den Ort wird starker Obstbau getrieben. (*G. M. S. Fischer.*)

PEETERS auch PETERS. 1) Bonaventura, geb. zu Antwerpen 1614, gest. ebendas. 1652, einer der be- rühmtesten niederländischen Seemaler, der in seiner Kunst unbedenklich zu den ersten Meistern gerechnet werden darf, war auch eine echt poetische Natur und selbst aus- übender Dichter. Seine Gemälde stellen besonders die Schreckensscenen dar, welche das Meer bei empörtem Zu- stande hervorbringt. Schiffe, welche an den Küsten schei- tern, oder vom Blitz zerschmettert und verbrannt wer- den; die hochaufbrausenden Wogen des tobenden Meeres, die vom Sturm bewegten Wolken, welche die Luft durch- ziehen, oder auch durch ihre Schwere vom Himmel her- abzufallen und beide Elemente in grauser Gestalt zu ver- einigen drohen; Unglückliche, die mit den Überresten ihres Fahrzeugs ans Land geworfen oder auf den herumschwim- menden Masten und Takelwerk den Wellen preisgegeben, Schutz und Hilfe von den am Strande herbeieilenden Rettern erwarten, dieses alles wußte der Künstler auf sehr durchdachte Art zu schildern.

Aber auch das Angenehme des Seelebens, wo sich bei heitern Sonnenblicken und spiegelglatter Fläche der See die Ruhe des Elements zeigt, wo Schiffe abfahren,

andere ankommen, oder auch die heimkehrenden Fischer den Gewinn ihrer gefahrvollen Reise am Strande ausladen und zum Verkauf anbieten, auch von solchem hat der Künstler eine treue und würdige Darstellung zu geben gewußt.

In dem Colorit zeigt er eine außerordentliche Kraft, in dem Wasser ist eine große Klarheit sichtbar, sowie im Allgemeinen in allen seinen Werken eine treue Nachahmung der Natur auf großartige Weise und mit möglichstem Fleiß verbunden sich ausspricht, auch selbst die Figuren, obgleich in kleinem Maßstabe, sind von sehr schöner Zeichnung.

Benaventura Peeters war aber nicht nur Maler, sondern auch ein trefflicher Radirer, seine gesuchten und seltenen Blätter, deren man ungefähr vier Blatt [1]) kennt, sind von sehr zarter und geistreicher Nadel, und mit B. P. inv. oder auch mit seinem Namen bezeichnet; auch ist mehres nach ihm gestochen worden [2]).

Eine Darstellung vom Kunstcharakter dieses Künstlers findet sich in Cloubraken's Schouburgh der Nederlantsche Konstschilders (Amsterdam 1719). Vol. II. p. 12.

2) Johann, ein Bruder des Vorigen, geb. 1625, wird ebenfalls als ein sehr geschickter Marinemaler geschildert, welcher, wie Watelet sagt [3]): „den Beschauer durch die Darstellung des Schrecklichen des Meeres zittern macht." Seine Figuren sind gut gezeichnet und die Gemälde von sehr schönem und wahrem Colorit.

Nach ihm ist mehres radirt und in Kupfer gestochen worden, als einige Blätter Ansichten von Dordrecht und von der Maas, einige Seestürme von Wenc. Hollar [4]). Ein anderes Blatt von ebendemselben ist als Tyrus bezeichnet.

Besonders beachtenswerth ist eine Reihenfolge von 48 Blatt Ansichten des gelobten Landes und auch der Küsten der Berberei, sowie überhaupt des Orients in drei Abtheilungen, von Luc. Voutermon und Bouttals gestochen, wovon der Künstler auf einer dorthin unternommenen Reise die Originale vollendete [5]). (*Frenzel.*)

PEFAULINA RADIX, unter diesem Namen wird aus China eine süßliche, der Scorzoneren-Wurzel ähnliche Wurzel als Heilmittel ausgeführt. Die Pflanze, welcher sie angehört, ist zur Zeit noch unbekannt. (*A. Sprengel.*)

Pegaa, s. Ionides.

PEGADO (Bento Nunes), ein Portugiese und Schüler des berühmten Antonio Pinheiro, blühete als Kapellmeister zu Evora gegen 1600. Da, nach Machado (Bibl. Lus. Vol. I. p. 501), von seiner Composition mehre vier- bis siebenstimmige Manuscripte von Motetten und Responsorien in Lissabon verwahrt werden, ist der Mann mit seinem Lehrer um so mehr zu nennen, da das Verhältniß der pyrenäischen Halbinsel zu Italien in Hinsicht auf Tonkunst noch immer nicht klar ist. (*G. W. Fink.*)

PEGÄ, dorisch PAGÄ (*αἱ Πηγαὶ, αἱ Παγαί*), eine kleine, jedoch feste Küstenstadt mit einem bequemen, von den Athenäern öfters benutzten (*Thuc.* I, 111), Hafen, im Gebiete der Megarer, an der Grenze von Böotien. *Paus.* I, 44, 6: *Ἡ δὲ ὀρεινὴ τῆς Μεγαρίδος τῆς Βοιωτῶν ἐστι ὅμορος, ἐν ᾗ Μεγαρεῦσι Πηγαὶ πόλις, ἑτέρα δὲ Αἰγίσθαινα ὕχιστται* (vergl. *Plin.* H. N. IV, 11). Er erzählt dann, daß man nahe am Wege nach dieser Stadt einen Felsen voll von eingebohrten Pfeilen finde, welche die Perser des Nachts nach ihm abgeschossen hätten. In der Stadt selbst fand Pausanias (l. c. §. 7) noch eine schauwürdige eherne Statue der Artemis Soteira, an Größe und Gestalt der zu Megara gleich. Auch war hier das Heroon des Ägialeus, Sohnes des Adrastus, Ägialeion genannt. Denn als dieser Fürst der Argeier bei der zweiten Heerfahrt gegen Theben gleich im Anfange der Schlacht gefallen war, schafften ihn seine Angehörigen nach Pegä, wo er bestattet wurde (*Paus.* l. c.). Außerdem wird diese Hafenstadt mehrmals von alten Geographen und Historikern genannt. Vergl. *Thuc.* I, 103. 107, wo die Athenäer im Besitz derselben erscheinen. Die Megarer waren nämlich von Sparta abgefallen und Bundesgenossen der Athenäer geworden, während sie mit den Korinthiern in einen Krieg wegen Grenzstreitigkeiten verwickelt waren. Die Athenäer besetzten daher zur Sicherheit Megara und Pegä (*Thuc.* l. c. und c. 111). In der Tab. Peut. wird sie Pache genannt und der Betrag ihrer Entfernung von Megara auf 15, von dem böotischen Hafen Kreusa auf 20 Stadien angegeben. Auch von Hierokles (p. 645 *Wess.*) wird sie erwähnt. S. die Karte des Peloponnes v. O. Müller. (*Krause.*)

PEGANUM. Diese Pflanzengattung, welche Dioskorides zuerst so benannt hat, gehört zu der ersten Ordnung der eilften Linné'schen Classe und zu der natürlichen Familie der Rutaceen. Char. Der Kelch stehenbleibend, fünftheilig: die Fetzen lang, linienförmig, an der Basis schwach gezähnt; fünf elliptisch-ablange, nervenreiche Corollenblättchen; die Staubfäden unter dem Fruchtknoten eingefügt, an der Basis verdickt, bogenförmig gekrümmt; die Antheren ablang, zweifächerig, an der Basis ausgerandet; der Griffel fadenförmig, mit verdickter, dreikantiger, an der Spitze dreispaltiger Narbe; die Kapsel dreifächerig, dreiklappig, vielsamig. Die einzige bekannte Art, P. Harmala *L.* (Sp. pl. *Gärtner.* de fruct. t. 95. Schkuhr, Handb. T. 127. *Sibthorp* fl. graec. t. 456. Harmala *Tournefort* inst. t. 133. P. crithmifolium *Retzius* obs. var., Steppenraute oder Harmelpflanze, alharma der Spanier, inserlik der Tataren) ist ein-perennirendes, staudenartiges Kraut mit fußhohem, ästigem, hin- und hergebogenem, gefurchtem Stengel, fast doppelt halbgefiederten, glatten Blättern, linienförmigen Blattfetzen und am Ende der Zweige stehenden, weißen Blüthen. Dieses Gewächs, dessen Verwandtschaft mit der Raute schon die Alten erkannten und

1) Rigal's Katalog, S. 473, sind zwei Blatt, wovon eins in Sternberg's Katalog von Frenzel (3. Bd. Nr. 3060) Redout van Willemstedt angegeben. 2) Naufrage aux Indes, von Charpentier, gr. qu. Fol. Hauptblatt. Ruhige See mit kleiner Barke, von T. Major, qu. Fol. Passage d'Honfleur au Havre de Grace. von Dervy, gr. qu. Fol. Alter Wachtthurm an der vlieshinger Küste, von le Beau, gr. qu. Fol. Zwei Blatt von Prenner, nach der wiener Galerie, u. A. 3) *Watelet*, Dictionnaire de peinture. p. 457. 4) Bertues Katalog. Classe III. Nr. 186—189 und Classe IV. Nr. 18—22. 5) Sternberg's Katalog von Frenzel. 3. Bd. S. 455. Nr. 3618—3620.

es daher mit dem Namen der wilden Raute (*πήγανον ἄγριον Diosc.* mat. med. 3, 46) bezeichneten, während der Trivialname Harmala (*ἅρμαλα Diosc.* l. c.) aus dem Arabischen (حرمل) entnommen ist, wächst an den Küsten des mittelländischen, schwarzen und kaspischen Meeres, aber auch auf Sandboden bei Madrid und in Ungarn. Das starkriechende, bittere Kraut, welches das Vieh nicht frißt, wird nach Art der Raute als Arzneimittel, die Samen als narkotisch angewendet. Beiweitem wichtiger aber ist die Verwendung dieser Samen zur Bereitung einer schönen rothen Farbe, besonders im südlichen Rußland. (*A. Sprengel.*)

PEGASEUM, ein kleiner See (stagnum Pegaseum) in Lydien, im kaystrischen Gefilde, welcher sein Gewässer von dem auf dem cilbianischen Gebirge entspringenden und viele Nebenflüsse aussendenden Kaystros vermittels des kleinen Flusses Phyrites erhält (*Plin.* H. N. V, 31). Mannert (6. Th. 3. S. 371) hat diese Stelle des Plinius unrichtig aufgefaßt. (*Krause.*)

PEGASIA, eine von Peron aufgestellte, nicht weiter in Anwendung gekommene Medusengattung. S. Medusina oder Acalephae, auch Aequorea. (*Burmeister.*)

Pegasianer, Pegasianum ius, Pegasianum Senatus Consultum, s. Pegasus, der Jurist.

PEGASIDES. Von Pegasus wird das Adjectiv gebildet bald Pegaseius (*Πηγασήϊος*), bald Pegaseus (*Πηγασεῖος*), bald Pegasis (*Πηγασίς*), was sich auf das Musenpferd bezieht, daher nennen die römischen Dichter Hippokrene „Pegasisches Gewässer" (Pegasides undae) (*Ovid.* Trist. III, 7, 15. *Martial* IX, 59, 6) und die Musen selbst „die Pegasischen" (Pegasides) (*Ovid.* Her. XV, 27. *Propert.* III, 1, 19). (*H.*)

PEGASUS, das göttliche Flügelpferd des Bellerophon; das heilige Roß der Quellen und Musen[1]). Was zunächst das Alter dieses anziehenden Mythus betrifft, so kann aus dem Umstande, daß Homer den Pegasus nicht erwähnt, wenig mit Gewißheit gefolgert werden. Die Fabel vom Bellerophon[2]), in welche Pegasus auf das Engste verflochten ist, erzählt er sehr ausführlich, sowie auch Angaben aus dem verwandten Mythenkreise des Perseus sich bei ihm vorfinden. Die ursprünglich physische Bedeutung dieses Mythenkreises dürfte durch die ausführliche Untersuchung von Völcker[3]) außer Zweifel gesetzt sein, und in dem Zusammenhange dieser Vorstellungen ist Pegasus nothwendig mitgegeben. Dazu kommt, daß Homer in den Erzählungen von den Thaten des Bellerophon dunkel einige Umstände erwähnt, welche auf eine weitere, der späteren Gestaltung der Fabel sich nähernde Ausführlichkeit des Homerischen Mythus schließen lassen; sodaß wir annehmen müssen, entweder Homer habe für gut befunden, an diesen Stellen kurz zu sein, oder spätere Sagenbildner haben an diesen Stellen neue Erfindungen angeknüpft[4]). Nicht ohne Interesse ist es, daß M. Varro die Zeit, in welcher der Mythus entstanden sei, gradezu bestimmt, nämlich zu Ende des Zeitraums zwischen der Deukalionischen Fluth und dem trojanischen Kriege[5]). Er nimmt nämlich eine verhältnißmäßig spätere Entstehung der Fabel an; und gewiß, mag das Poseidonische Roß Pegasus, wie der Arion, dem Homer immerhin bekannt gewesen sein, die Gestaltung und Bedeutung (d. h. der Zusammenhang mit Bellerophon und den Musen), in welcher die Sage später erscheint, erhielt sie erst, nachdem die Zustände und der innere Gehalt, als dessen plastischer Ausdruck Pegasus erscheint, selbst vorhanden waren. Sein eigentliches Vaterland ist das durch Waffenthaten, Spiele, Seeunternehmen und Kunst blühende Korinth.

Das älteste bestimmte Zeugniß vom Pegasus findet sich beim Hesiod in der Theogonie[6]). Von den drei Gorgonen, so erzählt er, den Töchtern des Phorkys, war Medusa allein sterblich; sie sollte Trauriges erdulden. Auf blühender Wiese gesellte sich ihr Poseidon, aber Perseus tödtete sie, indem er ihr den Kopf abhieb. Aus ihrem Halse sprang der große Chrysaor auf und das Roß Pegasus, so benannt, weil es an den Quellen des Oceans (*περὶ πηγὰς Ὠκεανοῦ*) geboren ward. Und dieser flog auf und gelangte zu den Unsterblichen; hier wohnt er im Hause des Zeus und trägt diesem Blitz und Donner (*Βροντήν τε στεροπήν τε φέρων Διὶ μητιόεντι*). An

1) Die Untersuchungen der Neuern heben meist nur die eine oder die andere Seite des Mythus hervor. Banier und Freret (für die Genealogie des Bellerophon) in den Mémoires de l'Acad. des inscr. Vol. XVI. cf. Histoire Vol. IV. Lenz im neuen teutschen Merkur, 1796. Juli, (sehr verdienstlich über Pegasus als Musenroß); dazu *Thorlacius*, De Pegaso etc. Opp. T. IV. p. 65 sq. Über das Flügelroß Voß, Mythol. Briefe. 1. Th. Br. 86. Außerdem Böttiger, Vasengem. 1. Th. S. 101 fg. Völcker, Mythologie des Japet. Geschlechts. S. 108 fg. — Bei den Alten die Verfasser von Korinthiakon, wie Eumelus, die Enkomien des Pindar (Fragm. p. 652. *Boeckh.*), *Asclepiades τραγῳδούμενα* (*Euripides*, Bellerophon, Sthenaboea, *Sophocles*, Iobates), vergl *Werfer*, in Act. phil. Monac. T. II. Fasc. IV. Stücke der Komiker Eubulus, Bellerophon, *Athen.* XV. p. 666. Alexis, Anteia u. a. Auch *χρυσοχοϊκά* wurden für diese Fabel von Leon citirt. Schol. *Bekkeri* Il. p. 185. 2) Il. V, 155 sq.

3) s. auch *Müller*, Proleg. p. 314. 4) Das *θεῶν τεράεσσι πιθήσας* (Il. V, 183) haben alte und neue Erklärer auf den Pegasus gedeutet, sodaß Pindar (Ol. XIII, 63 sq.) gewissermaßen den Commentar zu diesen Worten ertheilte. Aristophanes (Pax v. 42) scheint diese Homerische Stelle, sie auf den Pegasus beziehend, zu parodiren, und Tzetzes (in Il. p. 28. ed. *Hermann*) führt den Pegasus als Homerische Allegorie auf. Einen Zusammenhang der Homerischen Sage mit der spätern Vorstellung, welche Bellerophontes zu einem Sohne des Poseidon macht, glaubt Böckh in *Διὸς γόνον* (Il. V. v. 191) und Pindar's *Δαμαίῳ πατρί* (a. a. O. v. 69) zu finden (Völcker a. a. O. Note 208). Allein als Sohn des Neptun erscheint Bellerophon nicht in der Sage; diese Auffassung ist ein Erklärungsversuch späterer Mythologen, und in der Pindarischen Stelle ist der *Δαμαῖος* gar nicht, wie man allgemein annimmt, als Vater des Bellerophon genannt, sondern als Vater des Pegasus. Diese Erklärung des *πατρί* ist auch dem Sinne jener Stelle ganz angemessen. 5) M. Varro ging im zweiten Buche de gente Pop. Rom. die sämmtlichen Mythen der Griechen in chronologischer Folge durch (das discrimen *μυθικόν* Censorin. de die nat. c. 21); das Buch dieses gelehrten Mannes würde für die Geschichte der Mythen sehr wichtig sein. In den genannten Zeitraum setzte er die Entstehung der Mythen von den Centauren, den Gorgonen, der Chimära, dem Pegasus u. a. Augustin (De C. D. XVIII.) hat das Buch excerpirt; für den Pegasus s. c. 13. 6) v. 276.

einer andern Stelle [7]) erwähnt er noch, daß Pegasus und der tapfere Bellerophon die Chimära erlegt haben. Dies ist die Grundlage des Mythus, welche auch bei allen Umbildungen späterer Dichter unverändert bleibt. Einstimmig erklärt sich die Sage für die Poseidonische Abstammung und als Mutter des Pegasus wird seit Hesiod durchgängig Medusa genannt [8]). Nach Euripides [9]) tödtet Pallas selbst die Gorgo, und aus dem abgeschnittenen Halse dringen zwei Blutstropfen hervor, ein heilsamer und ein giftiger. Andere ließen den Pegasus nicht aus dem abgeschnittenen Halse der Gorgo hervordringen, sondern aus dem herunterrinnenden Blute [10]). So ist die Scene in sehr alterthümlichem Style dargestellt auf einer Metope von der Burg zu Selinus [11]). Das Schwert des Perseus durchschneidet eben den Hals der Medusa, und diese hält das Füllen schon an ihrer Seite. Ähnlich ist die Darstellung dieser Scene in Relieffiguren in gebrannter Erde, von der Insel Melos, Perseus zu Roß, d. i. doch wol schon auf dem Pegasus [12]), hält das Medusenhaupt in der Hand, neben ihm die geköpfte Medusa, aus deren Hals Chrysaor emporsteigt; Perseus flieht und blickt rückwärts nach den verfolgenden Schwestern [13]). Die Quellen des Oceans, welche als der Schauplatz dieser mährchenhaften Geburt genannt werden, denkt sich Voß [14]) auf einer westlichen Insel des Weltstroms, Ὠκεανός; erst später machte man zur Heimath der Gorgo Lybien [15]), den tritonischen See, oder Kleinasien; Hug [16]) gar den See Möris in Ägypten. Ein weiteres Moment in der Hesiodeischen Erzählung bildet die Angabe, daß sich Pegasus zu den Wohnungen des Zeus aufgeschwungen habe und dessen Blitzträger geworden sei. Diese Vorstellung kehrt bei Pindar, Euripides und Andern wieder. Wenigstens kommen die ἀρχαῖαι φάτναι des Zeus, an welche Pegasus nach Pindar [17]) aufgenommen wird, mit dem Ζηνὸς ἐν δώμασι ναίει ganz überein, sowie auch wegen des donnertragenden Rosses oder Wagens Zeus an einer andern Stelle ἐλατὴρ βροντᾶς ἀκαμαντόποδος heißt [18]). Die Vorstellung ist eine doppelte: Pegasus fährt entweder den Donnerwagen des Zeus [19]), oder er trägt diesem die Blitze zu [20]). Hierdurch war eine Anwendung der Fabel auf das uralte Sternbild ἵππος sehr nahe gelegt. Der Äther nährt die Gestirne, die Thierbilder weiden auf himmlischen Auen [21]); und so erkannte man in jenem Sternbilde leicht den Pegasus an den Krippen des Zeus wieder. Es ist wunderbar, wie ein handgreiflicher Irrthum sich oft allgemein verbreiten kann. Die Neueren berichten fast ohne Ausnahme, verführt durch den Scholiasten des Arat, durch Hygin und Andere, daß Arat der Erste sei, welcher in dem Sternbilde den Pegasus gesehen habe, und doch sagt Arat, schon nach der Erklärung des Eratosthenes, welchen man noch dazu als Gewährsmann angeführt hat, dies grade nicht [22]). Nach der Beschreibung des Sternbildes nämlich fügt er hinzu, dies sei jenes Pferd, welches auf den Höhen des Helikon jene Quelle geschlagen habe, welche die Hirten zuerst als Hippokrene gepriesen hätten (διεφήμισαν). Das Pferd, so schließt er, ἐν Διὸς εἰλεῖται καὶ τοι πάρα θῆσασθαι. Von der Hippokrene nachher; genug, daß Arat den Pegasus nicht nennt, sondern ein Roß, welches auf dem Helikon eine Quelle geschlagen habe, woraus hervorgeht, daß man erst nach ihm den Glanz des alten Sternbildes ἵππος auf den Pegasus übertrug. Auch umgekehrt lag der Versuch nahe, in der besonderen Stellung des Sternbildes am Himmel den Grund für die Quellenfabel auf dem Helikon zu finden [23]). Noch eine andere Ausführung in der Hesiodeischen Angabe über die Aufnahme in Zeus' Wohnung ist die, seit Euripides nachweisbare Fabel, daß Eos sich den Pegasus vom Zeus erbeten habe, um mit seiner Hilfe leichter die tägliche Reise um die Erde machen zu können. Sie bediente sich desselben theils als einzelnes Wagenpferd, theils als Reitpferd [24]), und da sie doch schon seit Homer den Lampos und Phaeton hatte (bei Euripides auch ein Viergespann), so gab ihr Tzetzes den neugekauften Pegasus noch als Handpferd neben-

7) Theog. 325. Τὴν μὲν Πήγασος εἶλε καὶ ἱππότις Βελλεροφόντης. 8) *Ovid.* Met. IV, 784 sq. *Hesych.* v. γοργείην κεφαλήν. *Ovid.* Met. VI, 119, te sensit avem. Voß, Myth. Br. I. Festus v. hippias nennt eine Pegasis Mutter des Pegasus und nach Potter (Lyc. 17), Spanheim, Beger u. A. soll er ein Sohn der Eos sein (Catal. 76, 54). Dort ist aber offenbar equus ales nicht Pegasus, sondern der Zephyrus; vergl. Voß, Mythol. Br. I. S. 271. 9) Jon. v. 991. *Heyne*, Apoll. II, 4, 9. 10) Oder in natürlicher Geburt, Mythogr. II, 112, utero exiit. *Servius*, Virg. Aen. II, 616. Mythogr. II, 131, *miseratione deorum* de sanguine Gorgonae natus. Dabei hat man sich wol bei diesem unzuverlässigen Autor nicht aufzuhalten. 11) Denkmäler der alten Kunst von Müller und Österley, 1. Heft. Taf. IV. N. 24. *Goettling*, Hesiod. scut. 223; um Ol. 50. Müller, Archäol. S. 64. Zu Selinus wol wegen der Verbindung mit Syrakus. s. *Rasche*, Lex. num. v. Selinus, p. 535. 12) s. Note 43. 13) Denkm. der alt. Kunst. Taf. XIV. N. 51. Archäol. S. 72. 14) Mythol. Br. I. S. 92. Völcker a. a. O. S. 213 im Okean selbst. 15) *Sturz*, Pherec. p. 95 sq. ed. II. Hier fanden noch macedonische Soldaten eine Gorgo, ein Ungeheuer in Stiergestalt, welches durch seinen Blick tödtete. *Athen.* V. p. 221. *Paus.* II, 21, 7. *Massieu*, Mém. de Litt. de l'acad. Vol. X. p. 70. 16) Untersuchungen über den Mythus ꝛc. S. 307. 17) Ol. XIII, 92. 18) Ol. IV, 1. s. *Boeckh.*

19) *Eurip.* Bellerophon Fragm. 30 *Matth.* ὑφ' ἅρματ' ἐλθὼν Ζηνὸς ἀστραπηφορεῖ. Schol. *Arat.* p. 70 *Beck.* 20) Hieraus erklärt Göttling αἰτναῖον κάνθαρον bei *Aristoph.* Pax. v. 72, nur kann man den Pegasus darum nicht als Symbol feuriger Erddünste oder des Blitzes nehmen, wie Lenz thut a. a. O. S. 268. 21) Voß, Mythol. Br. I. S. 276. 22) *Arat*, Phaen. 205 sq. *Eratosth.* catast. 18. Ἄρατος μὲν οὖν φησι τὸν ἐπὶ τοῦ Ἑλικῶνος εἶναι ποιήσαντα κρήνην τῇ ὁπλῇ, ἀφ' οὗ πιεῖσθαι ἵππου κρήνης. ἄλλοι δὲ τὸν Πήγασον εἶναι φασι τὸν δὲ τὰ ἄστρα ἀναπτάντα ὕστερον τῆς Βελλεροφόντου πτώσεως πλ. s. Schol. Germ. equus. *Hygin* de poet. astr. II. equus. 23) *Dupuis*, Origine de tous les cultes. T. I. p. 640. Hug erklärt das Sternbild für ein Symbol der ägyptischen Kriegerkaste a. a. O. p. 310. Beschreibungen des alten Sternbildes, welches noch heute denselben Namen führt, bei Ideler, Untersuchungen über den Ursprung und die Bedeutung der Sternnamen. S. 114. *Dupuis* a. a. O. T. VI. P. II. p. 395. *Vitruv.* IX, 3. Der Aufgang *Columella* XI, 2, 24. *Hygin.*, De sig. coel. III, 17. Seine Wirkung *Manil.* V, 632. 24) *Eurip.* Orest. 1004. μονόπωλον Ἀῶ. Voß a. a. O. II. S. 76. „fahrend; dächte er sie reitend, dann verstände sich μονόπωλος von selbst" (reitend der Morgenstern. Fragm. inc. 198, übersetzt von *Rutil.* Itin. I, 430) — reitend *Eustath.* Od. 1480, 13. Il. 826, 20 u. öfter.

her [25]). Statt der Eos wird auch die Hemera genannt, da beide Göttinnen identificirt werden [26]). — Mit dem Bellerophontes bringt Hesiod den Pegasus in eine ganz unbestimmte Verbindung, auch lesen wir nichts bei ihm von den übrigen Thaten des Bellerophon, bei denen Pegasus ihn unterstützte. Diese Erweiterung der Fabel gehört ausschließlich Korinth an.

Vor der dorischen Wanderung herrschte in dem alten Ephyra das Königsgeschlecht der Äoliden. Von Alters her mögen die ionischen Gottheiten, Poseidon und Pallas, hier einen bedeutenden Cult gefunden haben, und schon die Lage der Stadt auf dem Isthmus, vermöge welcher ihre Existenz ganz und gar vom Meere abhängig war, brachte es mit sich, daß namentlich der alte Poseidonscult, auch über die dorische Occupation hinaus, sich als der hauptsächlichste in Korinth erhielt. Poseidon schützte die Seefahrten der Korinther, führte ihre Colonien und war der Vorsteher der isthmischen Spiele; darum waren denn auch die Könige aus dem Sisyphidischen Geschlechte Poseidonische Heroen. Bellerophontes gehört, schon nach Homer, diesem Königsgeschlechte als Sohn des Glaukus an. Ihn vor Allen machten die Korinther, wie die Athener den Theseus, als ihren Nationalheros geltend, und suchten ihn darum auch mit Poseidon selbst in die allergenaueste Verbindung zu bringen. Was war also natürlicher, als daß man aus dem benachbarten Mythenkreise des Perseus den Pegasus, den Sohn Poseidon's, herübernahm und ihn dem Bellerophon zum beständigen Gefährten seiner Heroenthaten beigesellte, als Symbol nämlich der Poseidonischen Kraft, welche sich im Bellerophontes darstellte? Nicht weniger nahe lag es, den Bellerophon zum besondern Schützling auch der Athene zu machen, welche neben Poseidon als Ἵππια oder Χαλινίτις [27]) oder Ἑλλωτίς einen bedeutenden Cult in Korinth fand. Pindar konnte es darum gar nicht umgehen, zur Verherrlichung des Sieges, welchen der Korinther Xenophon, aus dem sieggekrönten Geschlechte der Oligäthiden, im Stadium und im Diaulos Ol. 79 errungen hatte, den Ruhm des Bellerophontes und des Pegasus zu feiern [28]). Nach ihm ist der Mythus folgender: Bellerophon, der Vorfahr des Glaukus, mühete sich lange vergebens, den Gorgogebornen Pegasus an der Quelle zu zähmen. Auf das Geheiß des Koiraniden Polyidus schlief er am Altare der Athene; da brachte dem Träumenden Athene den goldgeschmückten Zügel, zugleich mit dem Befehle, dem Poseidon Damäus einen Stier zu opfern. Zum Dank hieß ihn Polyidus der Athene Hippia einen Altar errichten. Dem Pegasus legte Bellephoron alsbald den Zaum lind ums Kinn, schwang sich gerüstet auf das beflügelte Pferd und besiegte mit ihm das lanzengeübte Heer der Amazonen, die flammenhauchende Chimära und die Solymer. So weit an dieser Stelle; an einer andern [29]) weist er auch auf das letzte Schicksal des Bellerophon hin (in dieser Ode hätte diese Erwähnung störend sein müssen). Der Mensch ist zu klein, so lehrt er, um in das eherne Haus der Götter zu gelangen; den Bellerophontes stürzte der geflügelte Pegasus herab, als er zu den Wohnungen des Himmels zu dringen strebte, zur Gemeinschaft mit Zeus. Diese Erzählung, welche sich mit der Homerischen Sage verbindet, daß Bellerophon, als ihn der Haß der Götter traf, tief in Schwermuth versunken, auf der aleischen Flur wandelte, schließt den Mythus ab. Zugleich ist mit dem Sturze des Bellerophon die Aufgabe, die dem Pegasus im heroischen Mythus oblag, erschöpft. Er, die göttliche Kraft des Bellerophon selbst, kehrt nach dem Falle des verwegenen Menschen in seine himmlische Heimath zurück. Wie viel Antheil Pindar's eigene Phantasie an dieser Gestaltung der Sage habe, in welche die neuen Scenen der Zügelung und des Sturzes eingeflochten sind, das läßt sich bei dem Mangel gleichzeitiger Überlieferungen schwer ermitteln. So viel ist schon aus der Veranlassung und dem Tone des Gedichtes gewiß, daß seine Darstellung in den Hauptzügen sich auf eine im Volksglauben geläufige Sage stützt. — Die Sagen vom Bellerophon ausführlich durchzugehen, ist nicht unsere Aufgabe [30]), und es sind blos noch einige Einzelnheiten zu erwähnen, welche den Pegasus angehen, und welche zum Theil auf alten Überlieferungen zu beruhen scheinen. So war es, nach Andern, nicht Athene *), die dem Bellerophon den Zügel gab, sondern die Götter überhaupt werden genannt, oder Poseidon [31]). Auf allen seinen Zügen begleitete Pegasus den Bellerophon; als dieser nach Trözene ging, um die Äthra zu freien, folgte ihm Pegasus, und ein Denkmal dieses Zuges ist eine Quelle, die er dort schlug und welche man Hippokrene nannte [32]). Beachtenswerth für die Geschichte des Mythus ist die Anwendung, welche Euripides von der zu dramatischer Bearbeitung sehr geeigneten Fabel in den beiden Tragödien Bellerophontes und Stheneböa machte. Euripides hat, wie er pflegt [33]), den vorliegenden mythischen Stoff in neuer Weise benutzt, was die noch vorhandenen Fragmente dieser Stücke ziemlich deutlich erkennen lassen; den Aufflug des Bellerophon und seinen Sturz stellte er auf der Bühne dar, sodaß

25) Posthom. 136 sq. *Πήγασος νεώνητος — παρήορος ἦεν.* 26) Nitzsch Anmerk. zur Od. I. p. 126. *Tzetzes*, Lyc. 17. p. 299 u. 305. *Müller*. 27) Völcker a. a. O. S. 150 oft. *Spanheim.* ad *Callimachum*, Lav. Pall. v. 6. Die Beziehung zu Poseidon scheint in der Bildung des Bellerophonteischen Mythus das Bestimmende zu sein, sodaß ich den Grund nicht erkenne, warum Müller (Dorier I. S. 397 u. Prolegg. p. 314) ihn mehr der Pallas nähert. 28) Ol. XIII, 61 sq. s. die vorzügliche Erklärung Dissen's (p. 143 und zu v. 104). Bellerophon, der Liebling Athene's (*Paus.* II, 4, 1), hatte zu Korinth einen eignen Temenos (ib. II, 2, 4), als poseidonischer Heros war sein Bild auf der Basis des Wagens, den Herodes v. Athen weihte (ib. II, 1, fin. vergl. II, 3, 5) abgebildet, überall begleitet ihn Pegasus. Als Repräsentanten Korinths mag ihn Euripides auf die Bühne gebracht haben (Böttiger, Vasengem. I. S. 108). Noch andere Belege dafür, was den Korinthern Bellerophon galt, *Theocrit.* Adon. v. 92. *Κορινθίαι ελπὶς ἄνωθεν, ὡς καὶ ὁ Βελλεροφῶν. Lucian.* de saltat. 42.

29) Isthm. VI, 44. 30) s. die Erklärer zu Pindar, Asklepiades (bei Schol. *Beckeri* II. p. 185), Tzetzes (Lyc. v. 17), Apollodor, Paläphatus, die Mythographen, Tzetzes (Chil. XII. v. 430. VII. hist. 149) u. a. s. unt. Note 41. *) s. Etym. M. v. *Ἑλλωτίς*. 31) *Voelcker* p. 189. 32) *Paus.* II, 31, 12. *Voelcker* note 222 Daß auch diese Hippokrene begeisternd gewesen sei, findet sich nirgend bezeugt. 33) *Th. Bergk*, Commentt. de reliq. Com. ant. p. 156.

also dem Pegasus eine nicht unbedeutende Rolle zuertheilt war [34]). Vereinzelt steht endlich die Angabe des Scholiasten zur Ilias, daß Pegasus der Stammvater des Geschlechts der Centauren sei [35]).

Die historische Bedeutung, welche der Mythus vom Bellerophon und dem Pegasus für Korinth gewann, ist daraus am ersichtlichsten, daß die Korinther aus diesem Sagenkreise die Typen für ihre Münzen hernahmen [36]), welche, wie dies gewöhnlich war, in alle korinthische Colonien hinüberwanderten. Daher kommt es, daß es keinen Münztypus gibt, welcher so verbreitet wäre, als die Gestalten aus dem Bellerophonteischen Sagenkreise. Am allerhäufigsten ist es der Pegasus selbst, welcher als Symbol gewissermaßen der Poseidonischen Herrschaft Korinths auf den Münzen von Sicilien, Ambracien, Großgriechenland und mehren Inseln erscheint. Die Numismatiker haben sich sorgfältig mit der Sammlung und Erklärung dieser Münzen beschäftigt [37]); doch besonders beachtenswerth sind die Untersuchungen, welche Raoul-Rochette über eine Menge diesem Kreise angehöriger Typen angestellt hat [38]). Auch geschichtlich sind die Resultate seiner Beobachtungen von Wichtigkeit; so stellt er aus Münzen von Ambracien den Namen des korinthischen Coloniеführers, Gorgos, fest [39]) und bringt die Vermuthung Eckhel's, daß diese in so auffallender Menge gefundenen Münzen aus der Zeit Timoleon's stammen, zur Gewißheit [40]). Dieselben Typen, Bellerophon im Kampfe mit der Chimära, der Pegasus, oder die Chimära allein u. s. f., finden sich aber auch sehr häufig in Gegenden Kleinasiens, welche der Mythus zum Schauplatze der hauptsächlichsten Thaten des Bellerophon macht. Namentlich auf den Münzen von lycischen, cilicischen, carischen Städten, auch in Pontus, in Phrygien und überhaupt durch ganz Kleinasien zerstreut. Der Zusammenhang, in welchem diese Städte mit Korinth stehen, ist oft nicht erkennbar; sodaß man zu der Annahme berechtigt ist, diese Städte führten jene Münztypen eben nicht in Folge einer politischen Verbindung mit Korinth, sondern als Erinnerungen an einheimische Mythen [41]). Diese gesammten Länderstriche stehen mit dem Peloponnes in genauer mythologischer Verbindung, welche näher zu untersuchen uns hier zu weit führen würde [42]); wir erwähnen nur das, was den Pegasus insbesondere betrifft. Vor Allem ist es die Gründung der Stadt Tarsus in Cilicien, welche außer dem Perseus auch dem Bellerophon, oder vielmehr dem Pegasus zugeschrieben wird [43]). Er verlor hier, bei dem unglücklichen Aufflug zum Himmel, entweder einen Huf, oder eine Feder, oder brach gar einen Fuß [44]). Ferner bestand Bellerophon außer den von Homer und Pindar genannten Kämpfen, deren Schau-

34) Das Meiste läßt sich aus der Parodie des Aristophanes im Frieden erkennen. v. 126. cf. Schol. *Beck. Arist.* pax 96. f. v. 42. 75. 135. 153. 720. Dazu die Fragmente: Fragm. inc. 154. *Plutarch*, De reip. ger. p. 807. E. *Hermogenes* T. III. p. 436 u. *Gregor.* Cor. ibid. p. 1321 sq. *Walz.* Das dort angeführte Scholion ergänzt durch *Malalas* Chr. IV. p. 84. *Nieb.* Bellerophon ein Findling — der Brief — Bellerophon lahm nach dem Sturze, *Phavorius* v. *Βελλεροφόντης.* — Bellerophon auf der Flugmaschine *Pollux* IV, 19, 2. Vergl. Voß, Mythol. Br. II. S. 30. 35) Schol. *Beck.* Hom. Il. p. 25. 30. *τινὲς δὲ Δουλίδι Ἰξίονα μιγῆναι (λέγουσι) ἅμα δὲ καὶ Πήγασον τὸν πτερωτὸν κατὰ τὴν αὐτὴν νύκτα, ἐξ ὧν γενέσθαι Κένταυρον.* singulare est, *Boeckh.* Expl. Pind. p. 247. Vielleicht hieß die Komödie des Apollophanes *Δουλίς* (*Δαλίς, Δαυλίς* codd.). Seine andern Titel *Κένταυρος Δαναή* führen zu diesem Fabelkreise. *Ath.* III. p. 114 f. XI, 467 f. 36) *Πῶλοι* hießen nach Pollux diese Münzen, weil auf ihnen Pegasus geprägt war, wie die athenischen *πάρθενοι. Spanheim.* de Usu cet. T. I. p. 276. 37) *Spanheim* l. c. *Eckhel* D. N. Vol. II. p. 246 und sehr oft durch das ganze Werk. Num. Vet. p. 128. *Neumann*, Pop. et reg. num. ined. I. p. 54 sq. f. *Rache*, Lex. Num. T. III. P. II. p. 790. 38) Annales de l'Institut de correspondance archéol. 1829. p. 311. sq. Die Abbildung Pl. XIII. 39) p. 315 u. 325. vergl. *Boeckh* C. I. I. 58 B. Müller, Dorier. I. S. 117. Einen andern, von Raoul-Rochette als eine victoria gedeuteten Münztypus einiger pegasischen Münzen scheint Clausen mit mehr Grund für die äneadische Aphrodite zu erklären, mit besonderer Beziehung auf Korinth. s. Äneas und die Penaten (Hamburg u. Gotha 1839). 1. Th. S. 407. und Taf. II. N. 1. Vergl. außerdem (S. 451) Kroton, (487) Pandosia, Achäischer Typus (*Eckhel* D. N. V. I. p. 171), Akarnanien (*Raoul-Rochette* p. 326. 338), Epirus, Illyricum, etruriſch (*Neumann* II. p. 158) und celtisch. Spanien; Inseln: Periphus, Siphus (*Eckhel* Vol. I. p. 237. *Beger*, Thes. Brand. I. p. 456), Zakynth u. s. w. Böotien (*Eckhel* Vol. II. p. 199. 208). 40) p. 334.

41) *Eckhel* D. N. Vol. II. p. 346. 351 u. oft unter Issus, Chabacta, Lampsakus, Alabanda (572), Bargylia in Carien (578). Pegasus hatte den Freund des Bellerophon Bargylus, als dieser ihn einfangen wollte, mit dem Huf geschlagen; zum Ersatz gab Bellerophon der Stadt von ihm den Namen. Also auch hier eine Zähmungsscene. Vergl. die Gründung von Hydessus (*Steph. Byz.* i. v.), Stratonicea (*Eckhel* p. 590), Samosata (Comagene *κόμη — ἄγειν*, die Locke der Berenice) (*Beger*, Th. Br. III. p. 151. 153), Phrygien, Hierapolis (*Eckhel* III, 154), Troas, Scepsis (*Eckhel* II, 487. *Clausen* l. c. I. p. 152) u. a. 42) s. *Bernhardy* ad *Dionys. Perieg.* v. 869. 43) Pegasus gehört eigentlich nur dem Bellerophon, aber auch mit dem Perseus erscheint er zuweilen (*Eckhel* D. N. II. p. 341. 346. Mythogr. I, 71. „Bellerophon, qui et Perseus" [sic]). Sonst ist der volatus und Ähnliches des Perseus natürlich nicht auf den Pegasus zu beziehen, sondern auf die Flügelsohlen des Merkur (z. B. *Statius* III, 463). Dagegen ist Perseus auf dem Pegasus reitend dargestellt auf dem oben Note 18 angeführten Bilde. 44) Für die Gründung von Tarsus durch Bellerophon oder Pegasus *Dionys. Per.* 869 mit Eustath. und den Scholien. *Πήγασος ἵππος ταρσὸν ἀφεὶς — Avien:* beim Aufflug impressit vestigia calcis. *Priscian:* dum scandit victor *semiustis*(?) Pegasus alis, Decidit et notae pressit vestigia terrae; angeführt von Burmann Rutil. Itin. I, 449, wo mit der Melancholie des Bellerophon die stulta rabies perversi cerebri monachorum auf Capri verglichen ist. — *Dionys: Eustath.* zu *Λέγεται ταρσὸς καὶ ἐπὶ πτέρυγος ὀρνέων*, daher also *Juvenal* III, 118 — ripa in illa, qua delapsa est pinna caballi Gorgonei eigentlich zu nehmen; Heinrich versteht unter pinna caballi den Pegasus selbst. *Nonnus*, Dionys. II, 28 sq. *Mich. Glycas* Ann. T. II. p. 264 schreibt die Gründung von Tarsus sammt dem Pegasus dem Perseus zu. Bei dem Sturze soll Pegasus auch den Fuß gebrochen haben; darauf deuten Eckhel, Böttiger, Mionnet u. A. eine ambracische Münze, auf welcher eine vor Pegasus sich beugende Figur (nach Einigen ein Faun) den Fuß des Rosses aufhebt. Raoul-Rochette (a. a. O. S. 320 fg.) erklärt nach Vergleichung anderer Darstellungen (*Millin* Gal. n. 394) diese Figur, und gewiß mit Recht, für die Quellnymphe Pirene (s. unten Note 58); denn den Sturz dürften die Korinther schwerlich zu einem Münztypus gewählt haben. — In der Nähe von Tarsus war das aleïsche Feld, auf dem Bellerophon nach dem Falle umherirrte (nach Euripides stürzte er bei Korinth in das Meer, *Matthiae*, Eurip. fragm. p. 329); daher die Stadt Alá (*Eckhel* Vol. III. p. 40). Symbolisch gedeutet von Uschold, Vorhalle zur griech. Gesch. u. Mythol. I. S. 250. Das aleïsche Feld „ist der Himmel." *Hygin.* fab. 57. s. die Lexikographen v. *ἀλήϊον.*

platz, bei mancher Verschiedenheit einzelner Angaben, Lycien und Cilicien waren, einen Kampf im xanthischen Gefilde mit einem Eber. Plutarch erwähnt die Mythe, und daß Pegasus ihm hierbei hilfreichen Beistand leistete, können wir von vorn herein annehmen, auch wird diese Annahme durch ein Vasengemälde bei Caylus bestätigt [45]). Nicht sowol eine Andeutung auf einen unbekannten Mythus scheinen ferner die Worte des Ausonius zu enthalten, welcher, um die mindere Schnelligkeit des Pegasus anzudeuten, sagt: er sei ja blos von Lycien bis Cilicien geflogen [46]), sondern eine Bezugnahme auf den Auszug des Bellerophon aus Lycien im Auftrage des Königs Jobates gegen die Chimära in Cilicien. Auch befand sich in der Nähe der Caysterquelle ein Stagnum Pegaseum, von welchem Plinius den Namen nennt [47]). Außer auf den griechischen Münzen finden sich die genannten Symbole nicht minder häufig auf römischen, von Tarquinius Priscus an, auf dessen korinthische Abstammung durch den Pegasus hingewiesen werden soll [48]), bis auf späte Kaiser [49]).

Die zweite Seite des Mythus bildet der Zusammenhang, in welchem Pegasus mit den Musen erscheint. Die gründlichen Untersuchungen, welche man in neuerer Zeit über den ältesten Musendienst und über die Herkunft der griechischen Poesie angestellt hat, haben das Resultat geliefert, daß dieser Cult, ein Eigenthum des thracischen Stammes, von Pierien aus nach Griechenland gekommen sei und in Phocis, Böotien und Attica, namentlich auf dem Parnaß und Helikon, eine, in Örtlichkeit und Namen an den frühern Wohnsitz erinnernde, neue Heimath gefunden habe [50]). Ferner deutet die alte Überlieferung ziemlich einstimmig darauf hin, daß die pierischen Musen Quellnymphen gewesen seien, sodaß wir in dem Glauben an die heiligen Quellen inwohnende Begeisterung eine durchaus uralte Vorstellung finden. Eben auch alt ist ferner die Vorstellung, vermöge welcher man Rosse mit Quellen in die engste Verbindung brachte, sodaß das Roß gradezu als Symbol der Quelle gilt. Sicher gingen die Griechen bei dieser Auffassung von der sinnlichen Anschauung aus, welche sie rüstige Rosse häufig in der Nähe von Berg- und Waldquellen erblicken ließ. Später erst nahm man das Roß als Symbol für Meer und Wasser überhaupt, wobei ihnen wiederum der Anblick steigender und schäumender Wogen zu Hilfe kommen mochte; und gewiß kam man von den Rossen und dem Wagen des Poseidon erst dazu, das Roß zum Symbol der Schiffahrt zu machen. Finden wir nun Rosse mit den begeisternden Quellen der Musen von Alters her in genaue Beziehung gesetzt, und Beides auf dem Helikon, was bedarf es da erst des fabelhaften Pegasus, um eine Hippokrene zu schaffen? Lange vor der Entstehung der Pegasischen Fabel mag zu Korinth an die Pirene, auf dem Helikon, vielleicht schon in Pierien, an eine Hippokrene sich der Dienst der Musen geknüpft haben [51]). Hesiod, oder wer sonst der Dichter war, der das Proëmium zur Theogonie schrieb, erwähnt die heilige Roßquelle. Sollte er unterlassen haben, durch Erwähnung der wunderbaren Entstehung derselben ihren Ruhm zu verherrlichen, wenn er die Fabel vom helikonischen Pegasus gekannt hätte [52])? Wenn wir nun gesehen haben, daß Arat das Sternbild Ἵππος als dasjenige Roß erklärt, welches die Hippokrene geschlagen habe, und Eratosthenes diese Erklärung dahin auslegt, daß Arat unter jenem helikonischen Pferde den Pegasus eben nicht verstehe; wenn ferner die Fabel vom Pegasus auf dem Helikon erst verhältnißmäßig sehr spät auftritt [53]): so wird man genöthigt sein, dem Pegasus den Ruhm, jene berühmte Dichterquelle geschaffen zu haben, abzusprechen. Die Vorstellung, daß den Hainen, Grotten und Quellen des Helikon und Pieriens begeisternde Kraft inwohne, ist zu natürlich und auch zu allgemein, als daß man daran zweifeln könnte, daß Pegasus erst durch die Hippokrene zum Musenrosse geworden sei, nicht umgekehrt die Hippokrene zur Musenquelle durch den Pegasus. Die Legende muß den Gang natürlich umgekehrt darstellen. Diese Annahme findet außerdem ihre Bestätigung in der Natur des Bellerophontisch-Pegasischen Mythus selbst. Denn Pegasus ist in dem eigentlichen Mythus durchaus keine selbständige Gestalt; er ist nichts ohne den Bellerophon, und wo meldet die Fabel etwas von dem Bellerophontes auf dem Helikon [54])? Unmittelbar nach dem Sturze des Bellerophon schwang Pegasus sich zum Himmel auf — da ließen die Poeten ihn noch einmal auf dem Helikon aufsetzen, und mit seinem göttlichen Hufe die Hippokrene schlagen, damit der geheiligten Quelle eine artige Legende nicht fehle und dem korinthischen Pegasus auch noch der schönere Ruhm musischer Künste hinzukomme. Gewiß also dankt diese Dichtung einer Zeit ihre Entstehung, in der man auf den herrenlos schweifenden Pegasus häufte, was zu seiner und seiner Vaterstadt Verherrlichung dienen konnte (die Quelle, das Sternbild). Bestimmtere Angaben finden wir auch erst bei den Augusteischen Dichtern. Bei Ovid hat Pallas

45) *Caylus*, Recueil d'Antiq. Vol. I. Pl. 35. Caylus läßt die Deutung zweifelhaft, welche sich aus Plutarch (de virt. mul. p. 248 D.) ergibt. 46) Grat. actio p. 735 ed. *Toll.* 47) *Plin.* N. H. V, 31. p. 455. *Franz.* 48) *Beger*, Thes. Br. III. p. 77. 49) Sehr häufig auf Kaisermünzen Cäsar, August, Tiber, Claudius, Caligula, die Antonine, Alexander ꝛc. Besonders oft die colonia Corinthus durch Cäsar. *Vaillant*, Num. Aer. Imp. I. p. 2. 181 u. oft. 50) *Bernhardy*, Gr. Litt. I, 44. 285. *Buttmann*, Mythol. I. p. 273 sq. περὶ τοῦ ἐν Ἑλικῶνι μουσείου schrieb Ἀμφίων ὁ Θεσπιεύς. *Athen.* XIV. p. 629 a.

51) Als die Pallas bestimmter zu einer Vorsteherin geistiger Künste und Übungen geworden, und als Pegasus zum Musenroß umgeschaffen war, mußte man in Beiden etwas Verwandtes erkennen. Indessen diese Verbindung ist doch wol tiefer begründet, als daß man sie sich mit Böttiger durch den ganz äußerlichen Umstand der Münztypen erklären könnte. Allerdings hat Pallas den Pegasus auf Münzen häufig neben sich, aber gewiß nicht als Musenroß. Dagegen gab schon die Geburt des Pegasus der Pallas Gelegenheit die Flöte zu erfinden. Sicher ging auch der musische Ruhm des Pegasus von Korinth aus; hier ward der Dithyrambus erfunden. Auch die Flügel mögen das Ihrige dazu beigetragen haben. s. Voß, Myth. Br. II. S. 48 fg. *Thorlacius* l. c. p. 88. 52) Voß zu Arat. V. 215. 53) *Moschus*, Id. III, 77. Erst die Augusteischen Dichter brachten die Fabel zu allgemeiner Geltung. 54) Freret (Histoire etc. Vol. V. p. 71) läßt den Pegasus durch Perseus auf den Parnaß gelangen. Er sagt, Perseus habe dem Apollo sein gutes Schiff, Pegasus, geweiht; das andere, Chrysaor, war unterwegens untergegangen, darum hört man nichts weiter von diesem! —

weit führen, wenn wir die zahllosen Erklärungen und nologien dieser Mythengestalt ausführlicher besprechen ten [63]); wir bemerken nur, daß keine von diesen Deu-

tungen, einzeln genommen, den Begriff des Mythus in seiner Vollständigkeit erschöpft. Pegasus ist nicht blos Symbol des Wassers oder der Schiffahrt oder der Roßzügelung, dies alles sind nur Momente, deren Gesammtheit durch den Pegasus dargestellt ist. Die physische Bedeutung, welche dem Pegasus, vermöge seiner innigen Verbindung mit den im alten Griechenland fast allgemein verehrten Naturgottheiten Poseidon und Pallas inwohnt, mag man als Ausgangspunkt gelten lassen, um einen Anhalt zu gewinnen, an welchen die einzelnen Fäden der historischen Bildung und Geltung des Mythus sich anknüpfen lassen. Die Entstehung einer Mythengestalt, welche, wie Pegasus, als Symbol einer besondern Nationalität gilt, setzt ein bestimmtes Bewußtsein über den inneren Gehalt dieser Volksindividualität voraus; so lange dies Bewußtsein nicht vorhanden ist, wird auch die Mythengestalt nicht da sein, oder sie erscheint als ein aus früherer Zeit überkommenes, unverstandenes Symbol. Bei Homer vollzieht Bellerophontes dieselben Thaten, die ihm später beigelegt sind, aber ohne den geflügelten Gefährten. Dieser ist blos die Form, unter welcher dichterische Phantasie die Beziehung des Volkes zu jenen als Götter verehrten Mächten auffaßt, denen es seine Existenz verdankt. Darum wird mit jedem neuen Momente, welches bedeutend für die Bildung der Nationalität auftritt, auch dem Mythus etwas Neues hinzugefügt werden; sodaß die Geschichte des Volkes zugleich die Geschichte des Mythus sein wird, bis auf die Grenze, wo die vollendete Nationalität auch die Bildung des Mythus abschließt, und die Mythengestalt als feststehender Typus zu dichterischem oder politischem Gebrauch verwendet wird. Für den Pegasus ergibt sich demnach das Resultat, daß er zunächst nur als eine Gestalt gilt, welche die innige Gemeinschaft des korinthischen Heros Bellerophon mit Poseidon und Pallas vermitteln sollte. Ein jeder neuer Act des korinthischen Volkslebens schuf demnach im Mythus eine Heroenthat des Bellerophon, welche ihm Pegasus, d. h. die den Korinthern inwohnende Poseidonische Kraft, vollziehen hilft; und in der That, die Momente des korinthischen Volkslebens theilen sich in zwei Reihen; auf der einen Seite kühne Schiffahrt, glorreiche Waffenthaten und deren schönes Abbild, die isthmischen Spiele; auf der andern die stilleren Übungen musischer Künste. Für jene ist Pegasus Repräsentant als Sohn des Poseidon, für diese, als das durch die Athene *Χαλινίτις* gezügelte, den Musen befreundete Roß der Quellen. Jene sind naturgemäß die früheren, diese die späteren Stufen der nationalen Ausbildung. Daher tritt die Verbindung des Pegasus mit Apoll und den Musen erst auf, als der heroische Mythus bereits abgeschlossen war. Auch die moralische Deutung der Fabel gewinnt so erst einen geschichtlichen Grund. Es ist bekannt, wie Korinth fortwährend im Kampfe mit jener Chimära lag, von welcher

---

volle Macht gegeben, — da springen die klaren, lebendigen Quelauf, deren Symbol das Roß ist, besonders Pegasus." Bei dieuffassung stört uns nur der eine Zug, daß Pegasus, dem alRythus nach, sogleich nach seiner Geburt sich zum Himmel wingt. Soll man mit G. J. Voß an Wolken (vapores) denDoch wäre Pegasus auch nicht der poetische Ausdruck dieser chen Vorstellung, verlöre sich der Ursprung dieses Mythus in den Mährchen fabelnder Schiffer (Ulrici, Gesch. der ep. . S. 355. Note. Voß, Mythol. Br. I. S. 94), so wurde nigstens sehr früh als Poseidonisches Roß genommen und als angewendet und gedeutet. Bei Dio Chrysost. (II. p. 95. e) stellen die Magier die *ἡνιόχησις τοῦ ξύμπαντος* als gewalViergespann dar; das erste Roß ist das des Zeus, das zweite es Helios, das dritte des Poseidon, *τοῦτον δὲ μυθολογοῦσι ον οἱ ποιηταὶ γενέσθαι παρ' ἀνθρώποις, ἐμοὶ δοκεῖν, ὀνόματος Πήγασον.* Weiterer Anführungen von Stellen en Alten, welche diese physischen Deutungen betreffen, sind wir Völker überhoben. — Symbolisch in anderem Sinne *Lu*De astrol. c. 13. *ἐς οὐρανὸν οὐχι τῷ ἵππῳ ἀναβῆ- ἀλλὰ τῇ διανοίᾳ.* *Fulgent.* Myth. III. 14. fons sapien*Μηδὲν ἀγάν* Anth. Gr. T. III. p. 127 und *Jacobs* T. X. 3. *Horat.* Od. IV. 11, 26. *Fulgent.* lib. I. fin. Pegasus uram *Famae* constitutus: Voß, Mythol. Br. II. S. 47. gr. III. p. 251. ed. *Bode.* Nach Tzetzes stellt der Sturz ellerophon den Haß der Götter und das Unheil selbst dar, s ihn traf (Chil. XII. v. 434. VII. hist. 149. Als Bild chnelligkeit: *Eustath.* Hom. Od. 1477. 56. Auf Münzen des s Gallien: Alacritati ✕ pegasus volans. *Eckhel* D. N. Vol. p. 406. *Catull.* 55, 24. *Cic.* pro Quinct. 25. *Se*Troad. 388. (Voß, Mythol. Br. I. S. 276.) *Auson.* Grat. . 735. Epist. 21, 20. *Alexis* in *παροίνῳ*: *τῷ πηγάσῳ θάττον ἵπι τρέχει* — *Athen.* VI. p. 244. e. Daher: pe, Postboten; *Rhodig.* Lectt. Ant. p. 976. — Naturgeich *Plin.* Solin. c. 32. ales equino capite oder equinis aurasche Pferde in Afrika oder sonst, *Didymus* ap. *Syncell.* I. 6. *ἵππος ὀξὺς κτῆμα τῆς γυναικὸς* (der Gorge). Mora- Böttiger, Vasengem. I. S. 136. Der Kaiser Alexander s im Kampfe mit der Chimäre, d. i. mit der Nichtswürdigkeit gierung Elogabal's. *Rasche*, Lex. num. v. Chimaera p. 511. o *Chrysost.* I. p. 666. *Reisk.* Häufig Bellerophon als Tusd im Kampfe gegen Aphrodisische Begierde. Anarilas in der s bei *Athen.* XIII. p. 558. b. In Korinth fand das Bild ere Anwendung. Daher auf Münzen: Kopf der Aphrodite llerophon einen Löwen (d. i. die Chimäre) bekämpfend. *Span*de Usu. p. 237. ed. II. vergl. *Eckhel* D. N. Vol. II. p. über die Lais *Paus.* II, 2, 4. *Horat.* Od. I, 27 und oben 39. — Geschichtlich (pragmatisch). Erfindung der Schiffahrt Jahr 4100 Syncellus. Harduin. *Plin.* H. N. VII. p. 287 . f. die Scholiasten zu den angeführten Stellen des Homer, , Lykophron. *Plutarch.* de virt. mul. p. 147 F. u. a. ser, über Homer und Hesiod. S. 181. Phrasen vom Reid Fahren auf die Schiffahrt übertragen seit den Tragikern; ur nicht gradezu: das Pferd ist Schiff. *Burmann*, Val. Argon. V. 189. Nitzsch, Anmerk. zu Homer. I. S. 303. *Marcipor.* fragm. p. 287. Bip. nautici equisones vgl. rius, Anecd. philos. p. 36. *Meursius* in Lycophr. v. 1336. er deutet die Fabel auf die Erfindung der Reitkunst; nach am das Pferd aus Libyen. Dagegen Völcker (p. 133 sq.), weitere Folgerungen Nitzsch (a. a. O.) bezweifelt.

63) *Hesiod.*: *ἀπὸ τῶν πηγῶν.* Schwenck, Etymol. Mythol. . S. 204, als Roß der begeisternden Quelle, Pegasus mit hmückenden Beinamen Chrysaor, S. 232. Das musische Elewar gewiß bei der Bildung des Namens noch nicht wirksam. *πήγνυμι* unmittelbar Hermann, Creuzer, Völcker u. A. *Asclepiad.* c, *ὅτι ἐκπεπηδήκει.* *Tzetzes* Lyc. p. 298, physisch *τὸ ἱερὸν πάλιν κάτω πηγάζειν καὶ χέεσθαι* — als das Schiff des Bellerophon p. 299, *διὰ πηγαζόντων ὑδάτων* cf. Hist. VII. v. 422. *ἵππος πηδητικός*, Etym. Gud. v. *Ἀργεῖος.* — Für die Annahme Creuzer's, daß die Fabel vom Pegasus aus der orientalischen Thiersymbolik stamme, dürfte ein besonderer Nachweis unerläßlich sein (Symbol. T. IV. p. 65 sq.).

dem Auftreten des Pegasus auf der Bühne durch
es fanden die Komiker und Epigrammatiker reichen
u Parodien aller Art. Die berühmteste Parodie
des Aristophanes im Frieden: wie einst Bellero-
f dem Pegasus, so ritt Trigäus auf einem un-
Roßkäfer in den Olymp. Es ist einleuchtend,
len Anlaß diese Situation zu Witzwörtern und
geben mußte, und bekannt, wie treffend sie der
Komiker benutzt hat. Ähnlich ist die Parodie des
s Eubulus, aus welchem Athenäus ein hierher ge-
Fragment aufbewahrt hat [84]). Dazu Epigramme,
)en z. B. Gessius mit Anwendung der Bellero-
chen Fabel gegeißelt wird; der Rhetor Adrast rei-
auf dem Pegasus auf einer Ameise [85]). Hierher
wir auch eine Inschrift rechnen, welche Messala
ie Quelle setzte, die ein Stier geschlagen haben
— Gern legte man den Namen Pegasus ausge-
n Pferden der Rennbahn bei [87]); außerdem er-
er auf Münzen als das Symbol Afrika's und
Insigne römischer Legionen [88]); auch war er das
punischer Schiffe [89]). (*Krahner.*)

GASUS, ein römischer Jurist aus der Zeit Ve-
s und Domitian's. Was wir über ihn wissen, ver-
wir besonders der vierten Satyre des Juvenal, dem
ken desselben und dem Enchiridion des Pomponius
§. 47. D. de orig. jur.). Nach jenem Scholiasten
r Vater des Pegasus ein Trierarch, d. h. wol ein
)err gewesen, und weil das Schiff als Insigne einen
hatte, der Sohn ebenso genannt worden; das glau-
's kann. Er fügt hinzu, jener wäre ein so gelehrter
gewesen, daß man ihn gemeinhin „ein Buch" ge-
hätte, er habe alle Ehrenstellen bekleidet, viele Pro-
verwaltet, und zuletzt die Stelle eines Stadtprä-
rhalten; nach ihm sei das jus Pegasianum ge-
Nach Pomponius zu urtheilen, war er Nachfol-
Proculus, nach welchem die Proculejaner genannt
nd zu den Zeiten Vespasian's Stadtpräfect gewe-
ch Juvenal aber (IV, 77. attonitae positus *mo-*
icus urbi) war er unter Domitian „eben erst"
räfect geworden; denn modo läßt sich nicht anders
, als „eben erst," und die Erklärung Ruperti's

---

s ursprüngliche San oder Koph in einen schlangenähnlichen
l verdreht; doch wir gestehen, selbst bei Annahme der auf-
symbolischen Bedeutung des Zeichens, durch welches auch
schein an die Gorgo errinnert wird, erscheint uns die Art,
angebracht ist, weil es ebendieselbe ist, mit der man die
e irdischer Pferde bezeichnet, eine Geschmacklosigkeit zu sein,
der sonstigen edlen Haltung des Gemäldes wenig harmonirt.
Athen. XV. p. 666. Eubulus im Bellerophon: *Τίς ἂν τοῦ σκέλους κάτωθε μοι, ἄνω γὰρ ὥςπερ ποττάβειον* Das *ποττάβειον* gehört hier nämlich zu den *λίχνα ἀναπάλιν τε συμπίπτοντα.* 85) Anth. Gr. T. III. p. 42. Der Rhetor Adrast sitzt auf einer geflügelten Ameise und *ταῦτα, τὸν σὸν ἔχεις, ὦ Πήγασε, Βελλεροφόντην.* 86) *ius*, Itiner. I, 264. 87) Siehe das Verzeichniß dieser bei *Montfaucon* T. III. p. 285. f. Anthol. Gr. T. IV. 420. *Jacobs.* Das edle Viergespann auf den elyseischen bei *Auson.* Epitaph. 35. p. 211. 88) *Vaillant.* N. II. p. 370. *Eckhel* Vol. VII. p. 402. 89) *Silius* V, 576.

„nur" (non nisi, tantum) ist falsch; es bleibt also nichts übrig, wenn man Juvenal mit Pomponius in Übereinstimmung bringen will, als mit Brissonius anzunehmen, daß Pegasus zweimal, unter Vespasian und unter Domitian, dieses hohe Amt bekleidet habe; da indessen Pomponius auch sonst unzählige historische Verstöße macht, so bin ich geneigt, ihm ein solches auch hier Schuld zu geben. Das scheint freilich ausgemacht, daß er unter Vespasian mit Pusio Consul suffectus gewesen sei und damals das nach ihm benannte Senatusconsultum Pegasianum de fideicommissis hereditatibus veranlaßt habe. Ungewiß ist nur, welchem Jahre dieses Consulat angehörte. Es enthielt dieser Senatsschluß folgende Bestimmungen: 1) Ut ei, qui rogatus esset hereditatem restituere, perinde liceret quartam partem retinere atque lege Falcidia ex legatis retinere conceditur. (*Gaj.* II, 254 sq.) §. 5. J. de Fideicomm. hereditt. (II, 23); es solle also der fiduciarische Erbe, d. h. der, welcher als Erbe eingesetzt sei, mit dem Auftrage, die Erbschaft einem andern zu überlassen, den vierten Theil der Erbschaft für sich zurückbehalten können; es wurde demnach durch dasselbe die lex Falcidia auch auf fideicommissa ausgedehnt, und zwar sowol der ganzen hereditas, als einzelner Sachen, der Fidei-Commiß-Erbe dem legatarius partiarius geichgestellt. 2) Was das Hauptstück in diesem Senatusconsult gewesen sei, berichtet Justinian ibid. §. 7.: Sed etiam id, quod praecipuum Pegasiani senatusconsulti fuerat, ut quando recusabat heres scriptus sibi datam hereditatem adire, necessitas ei imponeretur totam hereditatem volenti fideicommissario restituere et omnes ad eum et contra eum transire actiones, nach dem Vorgange von *Gaj.* II, 258: Sed si recuset scriptus heres adire hereditatem ob id, quod dicat eam sibi suspectam esse quasi damnosam, cavetur Pegasiano Senatusconsulto, ut desiderante eo, cui restituere rogatus est, jussu praetoris adeat et restituat etc., also weigert sich der Fiduciarerbe die Erbschaft, unter der Angabe, daß sie eine nachtheilige sei, anzutreten, so solle er auf Antrag des Fidei-Commißerben zum Antreten gezwungen werden können (cf. *Ulpian*, Fragm. XXV, 14 sq. *Paul.*, rec. sent. IV, 3, 1). 3) Wurden zuerst durch dieses Senatusconsultum die Bestimmungen der lex Julia und Papia Poppaea in Beziehung auf die den Hagestolzen (caelibes) und den Kinderlosen (orbi) zu entziehenden Erbschaften und Legate oder Theile von Erbschaften und Legaten auch auf Fideicommisse ausgedehnt (*Gaj.* II, 286). Über die Bedeutung dieses SC. und seinen Unterschied vom SC. Trebellianum vgl. *Brencmann*, de Heuremat. Modestin. c. 11. *Bynkershoek*, Obs. VI, 21. *Meermann*, Thesaur. I. p. 541 sq.

Gajus (I, 31) erwähnt noch ein anderes unter denselben Consuln, Pegasus und Pusio, erlassenes Senatusconsult, durch das die von der Lex Aelia Sentia denjenigen Freigelassenen, die bei ihrer Freilassung noch nicht 30 Jahre alt waren und Latini wurden, bewilligte Wohlthat auch auf den ausgedehnt ward, welcher dieses Alter bei seiner Freilassung überschritten hätte, indem auch er auf dieselbe Weise das römische Bürgerrecht sollte er-

wässer. Cuvier führt vier Species auf, unter denen P. draco *Linn.* die gemeinste ist. Bloch hat sie auf Taf. 209 seiner „ausländischen Fische," sowie den Peg. natans auf Taf. 121 abgebildet. (*Burmeister.*)

PEGAU, Amt und Stadt im Königreiche Sachsen, leipziger Kreisdirectionsbezirks. 1) Das Amt Pegau ist das westlichste des genannten Bezirks, und grenzt im Norden und Nordosten an das Amt Leipzig, im Osten an das Amt Borna, im Südosten an das Altenburgische, im Übrigen an das Preußische. Es enthält auf 2.038 □ Meilen 17,000 Einw., was auf die □ Meile eine Bevölkerung von 8300 Seelen, oder, nach Abzug von 7500 als der Gesammtbevölkerung der drei Städte, von 5200 ergibt, eine Dichtigkeit der Bevölkerung, die in einem Lande, wo nicht Fabrikthätigkeit, sondern Ackerbau den eigentlichen Nahrungszweig der Bewohner bildet, in Erstaunen setzt. Sie wird aber erklärlich durch die außerordentliche Fruchtbarkeit und seit alten Zeiten ausgezeichnete Cultur des Bodens. Das Land ist eine nur durch ganz unbedeutende Erhöhungen unterbrochene, gegen Südosten fast unmerklich ansteigende Ebene von 380—560 F. Erhebung über dem Meere. Es wird von der vielverzweigten weißen Elster, der Schnauder (rechts in die Elster), der Schwennigke (links in die Schnauder) und im äußersten Nordosten von der Pleiße bewässert. Die neben denselben liegenden, ganz flachen und wiesenreichen Ufergegenden, wovon nur das etwas steilere rechte Ufer der Schnauder eine Ausnahme macht, bilden einen Theil der sogenannten Aue, welche sich neben dem ganzen Laufe der Elster bis zu ihrer Einmündung in die Saale erstreckt. Diese zerfällt im Amte Pegau in die pegauer, Rosen-, goldene, wiederauische, imnitzer und zwenkauer Aue. Sie enthält auch viele Holzungen, aber mehr niedriges Gebüsch als eigentlichen Wald, sodaß im Amte Holzmangel herrscht, dem theils durch Zuflößungen auf der Elster, an der sich zu dem Zwecke drei Flößholzplätze befinden, theils durch das Torflager bei Großprießligk und das Braunkohlenlager in der löbnitzer Gegend abgeholfen wird. Sonst wird aus dem Mineralreiche noch gute Thonerde gewonnen. Der wichtigste Nahrungszweig ist der Acker- und Gartenbau, der außer den gewöhnlichen Getreidearten (darunter Korn, Gerste und Hafer weit mehr als Weizen) auch viel Rübsen und Raps, Hirse, Chamillen, Kümmel, Fenchel, Scharte, Gurken und Zwiebeln liefert. So dicht die Bevölkerung ist, so gibt dieses Amt doch noch viel Getreide an den erzgebirgischen Kreis ab, von wo aus die pegauer Kornmärkte fleißig besucht werden. Die Viehzucht ist weit unbedeutender, und Pferdezucht findet fast gar nicht statt. Der Verkauf des Heues ist einträglicher, als der eigne Verbrauch. Am wichtigsten ist noch, auf den Rittergütern, die Schafzucht. An Gewerbthätigkeit ist Bier- und Essigbrauerei, Branntweinbrennerei und die Verfertigung von Schuhwaaren, wollenen Zeuchen und Stärke zu bemerken. Das Amt enthält drei Städte (Pegau, Groitzsch und Zwenkau) 28 Rittergüter und 60 Dörfer, von denen 14¾ dem Amte, die übrigen den Rittergütern unterliegen. Es steht mit den Ämtern Leipzig und Borna zusammen unter einem Amtshauptmann, der zu Rötha residirt. Diese drei Ämter bilden auch einen Wahlbezirk zur Wahl eines städtischen Deputirten (die Stadt Leipzig ist für sich allein ein eigner Wahlbezirk), welche in der Stadt Pegau geschieht. Für den Bauernstand bilden die Dörfer des Amtes Pegau mit dem Amte Borna zusammen einen Wahlbezirk.

Das Land gehörte Anfangs zu der Grafschaft Groitzsch, deren Haupttheil es bildete, und kam im 13. Jahrh. als eröffnetes Lehen an die Markgrafschaft Meißen. Im J. 1662 kaufte es der Herzog Moritz von Sachsen-Zeitz dem Kurhause ab, an welches es aber 1718, nach dem Tode des Sohnes des Erstern, zurückfiel. Im J. 1815 wurden acht Dörfer an Preußen abgetreten.

Die Ephorie Pegau, größer als das Amt P., umfaßt 4 Städte, 22 Landpfarreien, 7 Filiale, 26 Geistliche, 35 Schullehrer und 8 Kirchenbediente.

2) Die Stadt P., Hauptstadt des gleichnamigen Amtes, liegt drei Meilen südlich von Leipzig, auf der Straße nach Zeitz, mitten in der goldenen Aue (s. oben), am linken Ufer der weißen Elster und an dem aus derselben abgeleiteten drei Meilen langen Mühlgraben, unweit der preußischen Grenze. Gegen Überschwemmungen sind Dämme angelegt, die aber die Gefahr nicht ganz beseitigen. Pegau ist Garnisonsstadt eines Reitergeschwaders und der Sitz eines Justizamtes, eines Rentamtes, eines Steueramtes (unter dem Hauptsteueramte Leipzig), eines Postamtes, eines königlichen Floßmeisters, eines Landrichters und eines Superintendenten, unter welchem die oben angegebene Ephorie steht. Bis zum Zollvereine hatte es auch eine Hauptgeleits- und Grenzzolleinnahme. Es hat ferner einen selbständigen Rath, der außer einigen andern liegenden Gründen besonders das ½ Stunde ostwärts gelegene kleine Rittergut und Dorf Großwischstauden an der Schnauder besitzt. Die Zahl der Häuser ist 416, der Einwohner 3500. Letztere leben außer von Acker- und Gemüsebau und Viehzucht auch von verschiedenen Gewerben, als: Gärberei, Fabrikation von Essig, Stärke und Branntwein, Spinnerei und Weberei und besonders Verfertigung von Schuhwaaren, mit welchen sie weit und breit Märkte beziehen. Namentlich gehen die hier und in Groitzsch verfertigten Babuschen oder Schuhpantoffeln selbst nach dem Oriente. Die hiesige Schuhmacherinnung hat ihre Bestätigung schon aus dem Jahre 1387. Der Ort hat wöchentliche Korn-, sowie drei Jahr-, zwei Roß- und drei Viehmärkte. Unter den Gebäuden ist zu bemerken das Rathhaus, ein altes Gebäude mit einem 150 Fuß hohen Thurme, auf dem Markte, und die Anfangs dem heil. Otto, im 13. Jahrh. aber dem heiligen Laurentius gewidmete Hauptkirche, ein Gebäude in gothischem Styl mit drei Thürmen, in den Jahren 1091 bis 1095 vom Markgrafen Wiprecht, gleichzeitig mit der Abtei (wovon unten) aufgeführt. Man sieht darin das in Stein gehauene Bildniß ihres Erbauers und u. a. auch das Grab des 1813 bei Lützen gefallenen Prinzen Karl von Hessen-Homburg. Ferner die nur kleine Johanniskirche vor dem Oberthore, am Kirchhofe, und das Hospital. Kirchen gibt es außerdem nicht, dagegen befand sich hier früher ein nicht unberühmtes Klo-

ſter, wovon noch Reſte im Amthauſe übrig ſind. Es wurde von dem Erbauer der Laurentiuskirche gegründet, der heiligen Dreifaltigkeit und dem Apoſtel Jacobus gewidmet und 1096, nachdem es mit Benedictinern aus Schwarzach im Würzburgſchen beſetzt war, eingeweiht. Im J. 1106 erlangte es auf Bitten des Stifters (der 1124 daſelbſt als Mönch ſtarb) die Exemtion von der Jurisdiction des Hochſtiftes Naumburg, ſpäter wurde es in eine Abtei verwandelt, die ſehr reich und mächtig wurde, im 12. Jahrh. ſchon Bracteaten münzen ließ, und außer vielen Dörfern auch den pegauer Zoll, die Elſterbrücke u. a. erwarb. Im J. 1307 verlor ſie aber ihre Vorrechte, als Markgraf Diezmann in ſeinem Kriege mit Kaiſer Albrecht I. die rebelliſche Stadt züchtigte. Im J. 1539 endlich wurde ſie unter ihrem 27. Abte aufgehoben. Die wichtige Bibliothek ſchenkte Herzog Moritz der leipziger Univerſität, die Güter verkaufte er 1543 an den hieſigen Rath, der ſie aber im 30jährigen Kriege meiſt veräußern mußte. Endlich iſt zu bemerken, daß Pegau der Geburtsort des freiberger Annaliſten Moller (1598—1660) und des mainzer Naturforſchers Büchner iſt. Die 1677 ausgebrochene Heilquelle iſt bald wieder eingegangen.

Die Stadt Pegau iſt ſehr alt, und wird unter dem Namen Bigawe, Bigavia, Pygavia und Pigavia, lateiniſch Pegavia (der Name iſt wendiſchen Urſprungs und heißt Gottesort) ſeit dem 11. Jahrh. erwähnt, 1090, bei Gelegenheit der Stiftung des Kloſters, noch als Dorf; 1096 erhielt es Stadtrechte. Die Gerichtsbarkeit über die Stadt übte bis 1307 die Abtei. Außer in dem erwähnten Kriege zwiſchen Diezmann und Albrecht litt der Ort beſonders im 30jährigen Kriege, und wurde namentlich 1643 von Torſtenſohn belagert. Schon war ein Theil der Stadt eingeäſchert, als ihre Einnahme durch einen vom Superintendenten Lange, einem Univerſitätsfreunde des ſchwediſchen Generals, veranſtalteten ähnlichen Aufzug, wie der, welcher Naumburg im Huſſitenkriege rettete, abgewandt wurde. Im J. 1670 und 1688 fanden große Brände ſtatt. Von dem Übergehen des Beſitzes von der Kurlinie an die Linie Sachſen-Zeitz und wieder an jene zurück, iſt ſchon oben beim Amte geſprochen.

Zur Geſchichte der Stadt und des Kloſters gibt es: 1) Historia de vita et rebus gestis Viperti (Frkf. 1580 Fol.); es ſteht auch in *Hoffmann*, Script. rerum Lusaticarum, 1. Bd. 2) Chronici Pegaviensis (d. h. des vorigen Buches) Collationes et Continuationes usque ad annum MCCXXXVI., in *Menckenii* Script. rer. german. III. p. 130—156. 3) Libellus de fundatione Monast. Bigav. (ſ. Chronic. mont. Ser. etc. edidit *Maderus* p. 241). 4) Calendar. Pegav., beſonders wichtig wegen der Familie Wiprecht's; in *Mencken* II. p. 117—156. 5) *Moller*, De monumentis et antiquitatibus Pegav. (Freiberg 1659. 4.). 6) Hiſtorie des Graten Wiprecht und des von ihm geſtifteten Kloſters zu Pegau. Aus Urkunden von Chr. Schöttgen (Regensb. 1749). (*A. Keber.*)

PEGEL (der), heißt ein, beſonders an Schleußen, Brücken, Mühlen, Fährſtellen und andern wichtigen Punkten der Ströme und Flüſſe angelegtes Waſſermaß. Es dient, um zu allen Zeiten den Waſſerſtand auf das genaueſte beobachten und vergleichen zu können, beſtehet aus einem ſenkrechten in mehr oder minder kleine Theile gleichmäßig eingetheilten Maße, das zunächſt mit ſeinem untern Ende den niedrigſten und mit ſeinem obern den höchſten Waſſerſtand anzeigt, und wird gewöhnlich an den Schleußenwänden, Brückenpfeilern und Jochen oder ſonſt an möglichſt unverrückbaren Gegenſtänden in möglichſt dauerhafter Art angebracht. (*Stapel.*)

PEGELIUS (Magnus), ein Gelehrter aus dem Ende des 16. und Anfang des 17. Jahrh., geb. 1547, geſtorben etwa 1610, der Anfangs in ſeiner Vaterſtadt Roſtock, nachher in Helmſtedt als Profeſſor der Mathematik und Phyſik angeſtellt war. Er kam auf mancherlei intereſſante phyſikaliſche Entdeckungen, für die es ihm nur nicht gelingen wollte, die Theilnahme ſeiner Zeitgenoſſen zu gewinnen, auch auf die Idee des Luftballons ſoll er gekommen ſein. Alle ſeine Entdeckungen legte er größtentheils in einem jetzt äußerſt ſeltenen Werke nieder, das unter dem Titel Thesaurus rerum selectarum magnarum, dignarum, utilium, suavium, pro generis humani salute oblatus 1604 in Quart ohne Benennung des Orts erſchien und von Morhof im Polyhistor und von Paſch in der Vorrede zu ſeinen Inventa nova antiqua rühmend erwähnt wird. (*H.*)

Pegeln, ſo viel als Peilen, ſ. Peilcompass.

PEGELRECHT, die geſetzlichen Beſtimmungen über die Höhe, bis zu welcher das Waſſer bei einer Mühle getrieben werden dürfte, die Deiche zu unterhalten wären; ſ. Damm. Deichrecht, Mühlenrecht. (*H.*)

Pegewend oder Pejewend, ſ. Bitschwinda.

PEGIA, eine von Colebrooke (Transact. of the Linn. Soc. 15. p. 364) aufgeſtellte Pflanzengattung aus der erſten Ordnung der zehnten Linné'ſchen Claſſe und aus der natürlichen Familie der Terebinthaceen. Char. Der Kelch mit Stützblättchen verſehen, ſtehenbleibend, fünftheilig; fünf offenſtehende Corollenblättchen; die abwechſelnd kürzeren und längeren, pfriemenförmigen Staubfäden ſind auf einem unterhalb des Fruchtknotens befindlichen, drüſig-fleiſchigen Ringe eingefügt: die Antheren rundlich, zweilappig; der Griffel kurz, kegelförmig, mit einfacher Narbe; die Beere kugelig, einſamig. Die einzige Art, P. nitida *Colebr.* (l. c.) wächſt in der hinterindiſchen Provinz Silhet, wo ſie von den Eingeborenen Pegi genannt wird. Es iſt ein Strauch mit abwechſelnden, geſtielten, unpaar-gefiederten, fünf- bis ſiebenpaarigen Blättern, ungleichen, herzförmigen, langzugeſpitzten, geſägten Blättchen, achſel- und gipfelſtändigen Blüthenriſpen, zahlreichen, kleinen, blaßgrünen, wohlriechenden Blumen und ſchwarzen Beeren von der Größe der Johannisbeeren. (*A. Sprengel.*)

Pegmatit, ſ. Granit.

PEGNA oder de la Peigne (Hyacinthe), geb. zu Brüſſel gegen 1700, ein berühmter Schlachtenmaler, wird zuweilen, weil er ſich längere Zeit in Turin aufhielt, der italieniſchen, oft auch der franzöſiſchen Schule zugezählt, zumal das franzöſiſche Coſtüm, was Pegna dem damali-

Kunstgeschmack gemäß wählte, macht, daß seine höchst
ıdigen und geistreichen Compositionen neben Cortese's
urguignon's) Werken verglichen, weniger ansprechen.
Pegna verstand in seinen Schlachtgemälden die Si-
ionen der Krieger höchst lebendig und wahr darzustel-
er wählte nicht gewöhnliche Attaquen, sondern mehr
ere Handlungen des Kriegs, wo seine Fülle der
n sich in weiten Räumen ausbreiten konnte und doch
lne Vorgänge sich herausheben, welche sich mit dem
gen großartig verbinden. Sein Colorit war kräftig,
eilen etwas hart, seine Gemälde von sehr großer Wir-
; breite Massen von Licht und ebenso die kräftigsten
atten bildeten sich in ihren Übergängen zum großar-
Ganzen.
Pegna's Stellung als Militair (er war Officier des
iecorps und hatte den Campagnen in Piemont beige-
nt), gab ihm Gelegenheit zu einer sichern und prakti-
Auffassung für bildliche Darstellungen des Kriegs-
ns zu gelangen, insbesondere wirklich historischer Er-
isse, die doch den Inhalt in den meisten Bildern
na's ausmachen.
Außer der Malerei verstand der Künstler auch treff-
mit der Nadel umzugehen, wodurch er den Kupfer-
reunden vorzüglich gut radirte Blätter hinterließ, die
sehr selten sind und zuweilen mit sehr hohen Preisen
hlt werden. In dem ersten Theil des gräflich Stern-
'schen Kupferstichkatalogs*) sind unter Nr. 7095—
) vier Blätter, als von ihm selbst radirt, angege-
und drei Blatt nach ihm. Das erste Blatt in s.
r. qu. Fol. enthält den großen Angriff auf die Berg-
ng Colle dell' Assietta durch die französischen Trup-
1754; ein schönes und treffliches Hauptblatt. Das
te Blatt ist eine Schlachtscene, wo im Vorgrund
demontirte Kanone; das Blatt bezeichnet 1751 qu.
Ein anderes Blatt ist ein Gefecht zwischen Rei-
und Fußvolk, bezeichnet: la Pegna pinx. et fe-
1751, und ein viertes daselbst, enthält die Nachzüg-
eines Armeecorps, ist ebenso bezeichnet und in Fol.
letztgenannten drei Blätter wurden, jedes einzeln mit
Conventionsthalern bezahlt. Jene genannten radirten
tter sind durchgehend mit einer breiten Nadel gearbei-
kräftig geätzt und zeigen von der Genialität des Mei-
(*Frenzel.*)

PEGNITZ. 1) Fluß im bairischen Obermain- und
ıtkreise, in der Nähe von Lindenhardt des bairischen
gerichts Pegnitz, aus zwei Quellen, dem Foren- oder
llenbrunnen und dem heil. Brunnen, entstehend, wird
nglich Fichtenohe, bei Buchau aber Pegnitz ge-
nt. Bei dem Städtchen Pegnitz wird derselbe durch
Berghöhle verschlungen; kommt dann aus drei Fel-
ffnungen gleichsam neu wieder hervor, und eilt im
llen Laufe über Sandboden, und bei Fürth in die
nitz, wo der vergrößerte Fluß Regnitz genannt wird.
2) P., Städtchen an der Pegnitz und im bairischen Landgerichte gleichen Namens, an der Straße von Nürnberg nach Baireuth, drei Stunden von Creussen, mit 124 Häusern, einer Posterpedition, dem Sitze des königl. Rentamtes gleiches Namens, einem Magistrate, acht Jahrmärkten, einem protestantischen Pfarramte, drei Mühlen und 786 Einwohnern, welche meistens Handwerke (hauptsächlich Gärbereien), Ackerbau und Handel treiben. Dieser Ort war in den ältesten Zeiten ein Meierhof der teutschen Könige, und litt im J. 1744 durch Brand. — Das Landgericht und Rentamt Pegnitz liegt im Umfange des bairischen Obermainkreises, und enthält einen Flächenraum von 7 □Meilen mit 12,000 Einw. (*Eisenmann.*)

PEGNITZ-ORDEN. Nachdem im J. 1617, grade hundert Jahre nach Luther's erstem kräftigen Auftreten, die fruchtbringende Gesellschaft zur Bewahrung teutscher Sitte und Reinerhaltung teutscher Sprache zusammengetreten war und bald eine große Menge nicht blos fürstlicher und adeliger, sondern auch gelehrter Mitglieder zählte, die sich besonders über Nordteutschland, über Sachsen und Schlesien verbreiteten, fand das Beispiel an mehren Orten Nachahmer und von den Mitgliedern des Palmenordens selbst gingen neue Gesellschaften aus, die, wenn auch in äußern Formen und Einrichtungen verschieden, gleiche Tendenzen hatten und dieselben mit nicht geringerem Eifer verfolgten. Zu diesen Colonien gehört auch der Pegnitzorden in Nürnberg, dessen Name in den ersten Jahren seines Bestehens häufig gewechselt hat. Bald hieß er der pegnesische Blumenorden von seinem Sinnbilde, bald der pegnesische Schäferorden, bald die Gesellschaft der Pegnitzschäfer oder der Blumenhirten, bald der löbliche Hirten- und Blumenorden an der Pegnitz (was auf der Jubelschrift des Jahres 1744 als officieller Titel erscheint), bald der gekrönte Blumenorden der Schäfer an der Pegnitz, theils in Beziehung auf den der Gesellschaft gewidmeten Kranz, theils weil viele Mitglieder der Gesellschaft wirklich kaiserliche gekrönte Poeten waren.

Die Entstehung des Ordens erzählt der Pseudonymus Amarantes oder vielmehr sein Gewährsmann Siegmund von Birken in ganz poetischer Form also: Georg Philipp Harsdörffer und Johann Clajus, beide in Nürnberg, hatten es übernommen bei der Hochzeitsfeier eines doppelten Brautpaares im J. 1644 ein Hochzeitgedicht zu verfertigen; dem Sieger war zum Lohn und Preis ein Blumenkranz verheißen. Die Sache wurde mit großem Eifer betrieben und so entspann sich unter den beiden Freunden der Gedanke eines poetischen Wettstreites nach Art der Wettgesänge in den Idyllen der Alten und ihrer Nachahmer. Die beiden Wettkämpfer lasen ihre Verse abwechselnd vor und die Zuhörer, wie sie selbst, geriethen in ein so großes Entzücken, daß das entscheidende Urtheil sehr schwierig wurde. Clajus wollte dem dichtenden Freunde weichen, Harsdörffer der Belohnung nicht würdiger erscheinen, als sein Gegner, da zerschnitt dieser den Faden, welcher den Kranz zusammenhielt, foderte seinen Freund auf, sich eine Blume aus dem Kranze zu wählen, und als dieser ein wenig Klee, Harsdörffer selbst eine Maiblume genommen hatte, flocht dieser den Kranz wieder zusammen, hängte ihn an einen Baum und sprach:

*) Sammlung der Kupferstiche und Handzeichnungen Sr. Exc. Grafen Franz von Sternberg ꝛc. 1. Band, die ital. Schule enthd, und verfaßt von Frenzel (Dresden 1836).

dens wurde der vierte Vorsteher derselben, Magnus Daniel Omeis[4]), Professor der Philosophie zu Altdorf, 1646 zu Nürnberg geboren, 1667 in den Blumenorden aufgenommen, aber erst einige Jahre nach Limburger's Tode, nämlich 1697, zum Vorsteher gewählt, weil wol mehre Mitglieder gegen einen Präses, der nicht in Nürnberg selbst wohnte, sich sträuben mochten. Doch hat sein Eifer für das Wohl des Ordens seine Wahl vollkommen gerechtfertigt. In seiner Anleitung zur teutschen Reim- und Dichtkunst wird die Birken'sche Richtung in der Schäferpoesie scharf getadelt und förmlich erklärt, daß er zu Harsdörffer's ungezwungener Schreibart und prosaischer Construction zurückgekehrt sei. Schon vor seinem Präsidium hatte sich eine andere Seite der pegnesischen Dichterwirksamkeit geltend gemacht, die geistliche nämlich, deren würdigster Repräsentant Dilherr war, um den sich Johann Vogel, Saubert, Feuerlein, Löffelholz, Arnold und Andere gruppiren, die in dem hergebrachten Kirchenliederstyle schrieben; in gleicher Weise reihen sich an Omeis eine Anzahl geistlicher Dichter, wie die Deßler, Adolf Saubert, Joachim Negelein, Geiger, Gundling, Hirsch und viele andere, die Omeis bildete, krönte und in den Orden aufnahm. Aber Omeis selbst, zwar Altdorf's wahre Zierde, war eine prosaische Natur und das hat auf die folgende Gestaltung des Ordens einen wesentlichen Einfluß gehabt. Als er im J. 1708 starb, ward 1709 zum Oberhaupte gewählt Christoph Fürer VII. von Haimendorf, 1663 geboren, schon in seinem 17. Jahre als Dichter berühmt, 1680 als Lilidor I. in den Orden aufgenommen. Er war als Dichter und Staatsmann gleich achtungswerth, in diplomatischen Geschäften vielfach bewährt, als Ephorus eifrig sorgend für Kirche und Schule, durch seine „christliche Vesta" und „irdische Flora" (1768) in weitern Kreisen bekannt. Die hohe Stellung, welche er in seiner Vaterstadt einnahm, das vortreffliche Beispiel, welches er als eifriger Verehrer und Beschützer der Wissenschaft gab, erhöhte auch die Ehre des Ordens, dem er eine Anzahl sehr würdiger Mitglieder, wie Schwarz, Negelein, Herdegen, Muntz, seinen Sohn Anton Ulrich Fürer, Bezzel und viele Andere zuführte. Er starb im Jahre 1732. Sein Nachfolger ward Joachim Negelein, Prediger an der Hauptpfarrkirche zu St. Lorenz, 1675 geboren, 1713 als Florando in den Orden aufgenommen, 1727 zum Secretair und 1732 zum Präses desselben erwählt. Er war ein vielgereister und gelehrter Mann, dem die Freude ward, am 16. Oct. 1744 das 100jährige Jubelfest des Ordens zu feiern, bei welcher Gelegenheit nicht nur eine sinnreiche Medaille geprägt, sondern auch die nachher zu besprechende Geschichte des Ordens veröffentlicht wurde. Bei seinem Tode im Jahre 1749 fiel die Wahl zum Vorsteher auf Christian Gottlieb Schwarz[5]), den großen Polyhistor der altdorfischen Hochschule. Er war im J. 1675 zu Leisnig in Sachsen geboren, erhielt auf die Empfehlung von Thomasius 1709 die Professur der Beredsamkeit und Dichtkunst, wurde 1710 unter dem Namen Melander in den Orden aufgenommen und 1749 zum Oberhaupte desselben ernannt. Die Richtung auf Poesie trat immer mehr zurück, allgemeinere Tendenzen der Pflege der teutschen Sprache oder der Wissenschaften überhaupt machten sich geltend. Schwarz starb als Professor der Geschichte im J. 1751; ihm folgte Anton Ulrich Fürer, ein Sohn des vorher genannten Christoph Fürer, 1713 geboren, 1728 als Lilidor II. in den Orden aufgenommen, 1765 als erster Assessor am nürnbergischen Stadt- und Ehegericht verstorben. Seine Bemühungen für das Beste des Ordens wurden durch Reichel's, eines Schülers von Mosheim, thätige Mitwirkung kräftig unterstützt. Nach Beider Tode vereinigten sich die Mitglieder einmüthig zur Wahl Johann Augustin Dietelmaier's, eines der verdienstvollsten Theologen Altdorf's, der im J. 1717 zu Nürnberg geboren, 1741 in den Orden aufgenommen und 1774 zum Oberhaupte ernannt wurde. Unter seinem Vorsitze wurden die Versammlungen der Mitglieder wieder erneuert, zu welchem Zwecke er selbst nach Nürnberg zu reisen und sie dort in seinem eignen Hause zu veranstalten pflegte. Die merkwürdige, welche er zu halten hatte, war diejenige, in welcher der Orden 1778 das hundertjährige Gedächtniß der Anlegung und Gründung des Irrhains feierte. Viele neue Mitglieder wurden aufgenommen und selbst auswärtige Gelehrte von Ruf, wie Rosenmüller und Harleß, rechneten sich's zur Ehre, der Gesellschaft beizutreten. Dietelmaier starb 1785; sein Nachfolger ward Johann Heinrich Hartlieb, durch Gelehrsamkeit und Rechtschaffenheit gleich ausgezeichnet und endlich als Prediger an der Haupt- und Pfarrkirche bei Sanct Sebald 1792 verstorben. Schon 1750 war er unter die Mitglieder des Ordens aufgenommen, um den er sich seit 1774, nach Reichel's Tode, als Secretair sehr verdient machte, sodaß er 1785 zum Vorsteher erwählt wurde. Vermehrte Amtsgeschäfte und seine geschwächten Geisteskräfte veranlaßten ihn 1788 diese Würde freiwillig niederzulegen. Ihm folgte Georg Wolfgang Panzer (geb. 1729, unter die Ordensmitglieder 1764 aufgenommen), 1788 als Vorsteher. Zu den nicht geringen literarischen Verdiensten dieses Mannes gehört auch die neue Belebung dieses Ordens, der immer mehr aufhörte sich auf das enge Gebiet von Nürnberg zu beschränken und durch Aufnahme auswärtiger Gelehrten sich selbst mehr ehrte, als die Ernannten, der immer weniger an den alten Satzungen haftete, und durch die Erweiterung auf allgemeine und vaterländische Geschichte, auf Literatur und Kunst überhaupt einzelne recht schätzbare Abhandlungen, z. B. von Waldau, von Siebenkees, hervorgerufen zu haben sich rühmen darf. Im J. 1794 beging der Orden sein 150jähriges Jubelfest am 15. Juli und zählte damals 55 Mitglieder, zu denen am Feste selbst noch drei einheimische und fünf auswärtige Gelehrte traten. Unter Panzer's umsichtiger Leitung sind auch die Gesetze und Statuten wesentlich und den Zeitbedürfnissen angemessen umgestaltet worden. Nach seinem Tode wurde

4) Sein Leben siehe in *Apini* Vitae professor. philosoph. acad. Altd. p. 260. 5) Sein Leben hat Amarantes sehr umständlich erzählt und zugleich ein 30 Seiten füllendes Verzeichniß seiner Schriften gegeben; Brucker's Bildersaal, das nürnbergische Gelehrtenlexikon, Harleß' Vitae philologor. geben Ergänzungen.

der Stadtpfarrer zu St. Ägidien, D. Gotthold Emanuel Friedrich Seidel, zum Vorsteher erwählt. Tendenz ist allerdings noch immer die teutsche Sprache und Dichtkunst zu heben, aber die Arbeiten, welche in den vierteljährlichen Versammlungen vorgelesen werden, sind theils Gedichte, theils Abhandlungen, welche in die allgemeinen oder schönen Wissenschaften oder auch in die Geschichtskunde einschlagen. Die Angelegenheiten des Ordens werden verwaltet von einem Präses, zwei Consulenten und einem Secretair, die Rechnung führen, die Ordensbibliothek und sein Archiv besorgen, Diplome und Sitzungsprotokolle ausfertigen. Die Mitglieder, welche jetzt keine Hirtennamen mehr führen, versammeln sich noch immer alljährlich mit ihren Schäferinnen in dem Irrhaine bei Krafftshof, wo, wie Platen sagt, der Pegnitz Blumenorden unter grünen Buchen tanzt. Druckschriften im Namen des Ordens erscheinen schon lange nicht mehr. Das letztgedruckte Verzeichniß von 1836 zählt 40 einheimische und 47 auswärtige Mitglieder auf, unter denen namhafte Gelehrte, wie Niethammer und Roth in München, Marheineke und Gabler in Berlin, sich befinden. Die Statuten werden jetzt umgearbeitet.

Als Quellen für die Geschichte dieses Ordens gelten 1) zwei Schriften des Professors Magn. Dan. Omeis, theils seine gründliche Anweisung zur teutschen accuraten Reim- und Dichtkunst (Altdorf 1704. 4.), wo die Statuten mitgetheilt sind, theils dessen Dissertationes de claris quibusdam in orbe litterato Noribergensibus (1708), welche literarhistorische und biographische Notizen über mehre Mitglieder enthalten. 2) Das Hauptwerk ist: „Historische Nachricht von des löblichen Hirten- und Blumen-Ordens an der Pegnitz Anfang und Fortgang bis auf das durch göttliche Güte erreichte hundertste Jahr, mit Kupfern geziert und verfasset von dem Mitgliede dieser Gesellschaft, Amarantes (Nürnberg 1744)." Der Verfasser dieser Nachricht war Johann Herdegen, ein würdiger Gelehrter, der 1750 als Prediger an der Kirche zum heiligen Geist im neuen Spital zu Nürnberg starb. Er schrieb sie zur ersten Säcularfeier des Ordens und schöpfte seine Nachrichten theils aus den im Ordensarchiv vorhandenen Briefen und Urkunden, theils aus den Schriften der ersten Vorsteher, namentlich Birken's. In Rücksicht auf die historischen Umstände ist das Werk von grosser Wichtigkeit, aber es ist zu weitläufig gerathen und sich durch drei Alphabete durchzuarbeiten eine Höllenarbeit. 3) Über die neuere Geschichte gibt kurze, aber gewiß zuverlässige Nachricht die bei der Feier des 150jährigen Bestehens herausgegebene Denkschrift: Erneuertes Gedächtniß des vor 150 Jahren gestifteten pegnesischen Blumenordens in einer vor einer feierlichen Versammlung der gegenwärtigen Ordensmitglieder gehaltenen Rede von dem Vorsteher des Ordens, Georg Wolfgang Panzer, Schaffer an der Hauptkirche zu St. Sebald in Nürnberg (Nürnberg 1794. 40 S. in 4.)." Über die neueren Verhältnisse verdanke ich Herrn Professor Nägelsbach in Nürnberg einige sehr schätzbare Mittheilungen. Zu benutzen sind auch die zahlreichen Bände von Gedichten, welche am vollständigsten wol Herr von Meusebach in Berlin besitzt und welche er dem Hofrath W. Müller zur Bearbeitung des neunten Bandes der Bibliothek teutscher Dichter des 17. Jahrhunderts (1826) mit oft bewährter Liberalität mitgetheilt hat. Müller hat die Titel der gleichzeitigen Sammlungen auf S. XXII. sq. freilich nicht mit bibliographischer Genauigkeit verzeichnet. Hilfsmittel liefern die oratio de palmariis iisque hodie florentibus eruditorum virorum societatibus recitata a *Georg. Wolfg. Carbach* (Altdorfii 1680. 4. p. 6—8); außerdem D. Schulz, die Sprachgesellschaften des 17. Jahrhunderts (Berlin 1824) S. 34—44, ganz besonders aber die scharfe Darstellung von Gervinus in der Geschichte der poetischen Nationalliteratur der Teutschen, 3. Bd. S. 289 fg. Alle andern Geschichtschreiber der teutschen Nationalliteratur nützen für diesen Zweck sehr wenig. (*F. A. Eckstein.*)

PEGO (16° 46′ östl. L., 38° 59′ nördl. Br.), spanische Villa im Gouvernement Denia, Prov. Valencia, mit 5000 Einwohnern. (*Fischer.*)

PEGOLOTTI (Franz Balducci). Unter den Männern, welche die Geographie bereichert haben, nimmt Pegolotti, oder nach einer andern Schreibart Pegoletti, keine unbedeutende Stelle ein. Geboren in Florenz gegen das Ende des 13. oder am Anfange des 14. Jahrhunderts finden wir Pegoletti bereits 1335 auf Handelsreisen in Asien und wir verdanken ihm manche merkwürdige Belehrungen über den Gang und die Gegenstände des Verkehrs seiner Zeit. Orte, wie Torisi, Sandoddi, Condro, Fiume rosso, Piana di Falconieri, Locche, Scaracanti, Sotto l'arca noe, Alle tre Chiese, Calacresti, Aggia, Sermessa, Polorbech, Arzerone, Gavazera ulla montagna, Ligurti, Arzinga, Mughisar, Greboco, Dudriaga, Salvastro, Gavazera di casa Giacomi, Gadue, Gavazera dell Amiraglio, Casena Gandon, Colidara, Ajazzo u. s. w., welche jetzt nicht mehr existiren oder kaum zu errathen sind, waren ihm bekannt und den Handelsweg nach China hat er auf eine Weise beschrieben, daß über denselben gar kein Zweifel stattfinden kann [1]). Nicht weniger wichtig ist eine Notiz, welche Pegolotti in seinem Werke:

1) Er sagt in seinem Avisamento del viaggio del Gattajo per lo Cammino della Tana ad andare e tornare con mercatanzia über diesen Gegenstand Folgendes: Premieramente della Tana in Gintarchan sia 25 giornati di caro di buoi, e con caro di cavallo, pure da 10 in 12 giornate. Per cammino si trovano Moccoli (Moccoli cioe Tartari Scherari) assai cioe gente d' arme. E da Gintarchan in Sara sia una giornata per fiumana d' acqua e di Sara in Saracanco sia 8 giornate per una fiumana d' acqua e puote si andare per terra e per acqua, ma vassi per acqua per meno spesa della mercatanzia. E da Saracanco in sino in Organci sia 20 giornate, di carro di cammello. E chi va con mercancia, gli conviene che vada in Organci, perche la e spacciativa terra di mercatanzia. E d' Organci in Oltrarre sia da 35 in 40 giornate di cammello con carro. E chi si partisse di Saracanco e andassa dritto in Oltrarre, si va 50 giornate, e se egli non havesse mercatenzia, gli sarrebbe migliore via che d' andare in Organci. E di Oltrarre in Armalecco sia 45 giornate di Some d' Asino, e ogni die truovi Moccoli. E d' Armalecco in sino in Camexu sia 70 giornate, d' asino, e di Camexu in sino che vieni a una fiumana, che si chiama — sia 65 giornate di cavallo e dalla fiu-

Della Decima e delle altre gravezze (Lisboa e Lucca 1766), über das Einsalzen der Häringe mittheilt[2]). Vielfache andere, für die Geschichte des Handels und der Cultur nicht unwichtige Bemerkungen stehen in dem angeführten Werke Pegolotti's, von welchem sich unter dem Titel: „Divisamenti di prezzi e misure e usanze di varie parti del Mundo“ eine Handschrift auf der Bibl. Riccardiana (p. IV. cod. chart. Fol. no. 4) zu Florenz findet, und Matthias Christian Sprengel (Geschichte der wichtigsten geographischen Entdeckungen u. s. w.) hat das Verdienst, zuerst auf diesen Reisenden und Schriftsteller aufmerksam gemacht zu haben. (*Fischer.*)

PEGOLOTTIA (Pegolettia). Diese von Cassini (Dict. des sc. nat. 38. p. 230) zu Ehren des Florentiners Franz Balducci Pegolotti, welcher im 14. Jahrhundert eine Reise nach China machte, so benannte Pflanzengattung gehört zu der ersten Ordnung der 19. Linné'schen Classe und zu der Gruppe der Radiaten (Asteroideae Inuleae), der natürlichen Familie der Compositae. Char. Der gemeinschaftliche Kelch besteht aus zwei bis drei Reihen kurzer, linien-pfriemenförmiger Schuppen; der Fruchtboden ist flach, punktirt; die Corollen sind röhrig, fünfspaltig, fast rachenförmig; die Antheren an der Basis mit je zwei langen Schwänzen; das Achenium cylindrisch, gefurcht, kaum kantig, ungeschnäbelt; die Krone ist doppelt: die äußere besteht aus kurzen Spreublättchen, die innere aus längeren, bärtigen Haaren. Die sechs bekannten Arten sind afrikanische Kräuter oder kleine Sträucher mit abwechselnden, elliptischen oder linienförmigen, punktirten Blättern und einzeln am Ende der Zweige stehenden, gelben Blüthenknöpfen. 1) P. senegalensis *Cass.* (l. c.), am Senegal, 2) P. oxyodus (oxyodonta) *Candolle* (Prodr. 5. p. 481), am Vorgebirge der guten Hoffnung, wie alle folgenden Arten. 3) P. acuminata *Cand.* (l. c.). 4) P. polygalaefolia *Lessing* (Syn. p. 200., Eupatorium retrofractum *Thunberg.* fl. cap. 628., Vernonia polygalaefolia *Lichtenstein* ms.). 5) P. baccharidifolia *Less.* (l. c., Pteronia dentata *Spr.?*). 6) P. tenella *Cand.* (l. c. p. 482). (*A. Sprengel.*)

PEGON, kleine Insel im Fluß Caya zwischen Portugal und dem spanischen Estremadura, liegt eine Meile von Badajoz und ist durch nichts merkwürdig, als durch die am 19. Jan. 1729 hier erfolgte Auswechselung der Prinzessinnen von Asturien und Brasilien. (*Fischer.*)

PEGU. 1) P., ehemals ein selbständiges, jetzt unter dem Namen Raminya oder Ramana[1]) den B nen unterworfenes Reich, welches nach Berghaus (3 1. Lief. Nr. 8. S. 87) bei 1068 □ Meilen Flächen die Provinzen Moktama (Martaban), Han-Sawadi gu), Pusian (Bassein), Mayaungmia (Mvanaung) Paunkharavati umfaßt, wurde den Europäern schon durch Marco Polo und die Portugiesen bekannt. Nach Ayeen Akbery (Vol. II. p. 7) nannte man dies früher, um es von China zu unterscheiden, Cheen (S Cim, Sym; Marco Polo kennt Pegu schon unter Namen Mien, welchen es noch jetzt bei den Chinesen ren soll, als ein zwischen China und Indien gele waldiges, wildes, doch Gold und Elephanten erzeug Land. Die Grenzen Pegu's sind im Allgemeinen etwas Bestimmtes läßt sich nicht angeben, da dieses seit wir es kennen, und wie es sich weiter unten er wird, die vielfachsten Veränderungen erlitten hat) Norden zu, wo es sich vielleicht bis Prome erstreck Ava oder das Birmanenreich, im Süden der in Ocean, im Westen die Gebirge von Aracan und weise das ebengenannte Meer, im Osten aber das der Siamesen. Gleich Ägypten ist Pegu ein Delt dessen Hauptheil zwischen zwei Armen des Irawadi welche sich im Westen bei Bassein am Cap Negrais der Diamantinsel, und im Osten bei Rangun mit Meere verbinden. Von diesen Hauptarmen zweigen jedoch wiederum sehr viele Nebenarme ab, sodaß sie der etwa 20 Meilen langen Basis wol 20 Münd des Irawadi finden. Das ganze Land ist daher glei mit einem Wassernetze überzogen, welches jedoch me nur mit Ruderkähnen befahren werden kann. Dem der Abtretung von Martaban an die Engländer steh gu und Birma nur durch die Häfen von Bassein Rangun für größere, europäische Schiffe offen. zweite Theil des Landes mit der Hauptstadt Pegu dem Peguflusse (Miup), welcher mit dem Setang parallel läuft und sich mit dem Syrian, einem Ira arme (welcher diesen Namen unterhalb Rangun e während er oberhalb dieser Stadt den Namen des ses Panlang führt) vereinigt, liegt zwischen dem öst

mana ne puoi andare in Cassai, da vendere gli sonmi del argento che avessi, peroche la e spacciativa terra di mercanzia, e di Cassai si va colla moneta, che si trae de Sonmi del argento venduti in Cassai che é moneta di Carta, che si appella la detta moneta babisci, che gli quattro di quella moneta vagliono uno sonmo d' argento per le contrade del Gattajo. E di Cassai a Gamalecco che e la maestra citta de paese del Gattajo si va 30 giornate.

2) Sie lautet 3. Th. S. 380 also: Aringhe insalate che si pigliano nel Mare Miano intra Inghilterra e Fiandria vogliono esser novelle della insalatura dell anno medesimo e vogliono esser grandi e con grossa schiena e la loro pelle de fuori colorita, rossetta e di buono odore, secondo odore d' aringhe.

1) „In politisch-administrativer Hinsicht,“ sagt Bergbaus terindien S. 85), „zerfällt das Birmanenreich in Vierkön oder Provinzen, diese in Myos, Mius oder Gemeinden (Town diese endlich in Districte. Die Zahl der erstern ist veränderlic ungewiß, die Eintheilung in Myos scheint die gebräuchlichste zu Myo bedeutet wörtlich „befestigter Ort,“ aber es wird gebr nicht allein um diesen auszudrücken, sondern auch Gemeinde Provinzen; letztere bestehen aus mehren Gemeinden, deren je ren Namen von dem Hauptort führt, wo der Gouverneur re so führen auch die Districte oder Unterabtheilungen der Gem ihren Namen nach dem Hauptdorfe innerhalb ihrer Grenzen. hier von Birmanien gesagt ist, findet auch nach Symes auf seine Anwendung. In dem Pegureiche sollen die drei Pro Menzawati, Martaban und Basseim, jede 32 Myos enthalte lein die Zahl ist sicherlich übertrieben, da in Basseim sich nu derselben finden. Nach der Zählung durch die Briten enthielten der letztern 240 Dörfer. Den Namen Raminya mit den a benen Provinzen hat Hough in einer Tabelle mitgetheilt, welch Staaten enthält, über welche die Birmanen vor 40 Jahren he ten, oder auf die sie Ansprüche machten.

Hauptarme des Irawadi und dem Setang, welcher ehemals die Grenze zwischen Pegu und Siam bildete. Die südlichen Küsten Pegu's sind äußerst flach, die Fluth tritt 18 bis 30 Fuß in das Land hinein. Auch das Innere des Landes ist eben und hügellos, dabei allmälig aufsteigend, und, wie dies nicht anders zu erwarten steht, voll Seen, Lachen und Sümpfe, doch im Ganzen, nach Symes und Crawfurd, nicht unfruchtbar [2]), obgleich schlecht angebaut. Fast fortwährend überschwemmt, oder doch Überschwemmungen ausgesetzt, ist das Einzige, was die vom birmanischen Joche gedrückten Einwohner dem Boden abzugewinnen suchen, Reis und etwas Zuckerrohr. Dagegen sind die drei Naturreiche mehr als hinlänglich ausgestattet. Man findet Elephanten mit kleinen Stoßzähnen, schwachen Gliedern und einem hohen Gestelle, Pferde, Gazellen, Büffel, Hirsche, Rehe, Hunde, Schweine und Tiger, welche letzteren jedoch als sehr feig beschrieben werden. Das Rhinoceros findet sich häufig, sowie wilde Hirsche (Chatts) und Eber. Die Flüsse liefern den Mongo (Polynemus risua), Cockup, welcher aus dem Meere weit in den Flüssen hinaufgeht, den Rohu (Cyprin. rohita), den Catla, Calcuttafische, Barben und Sable. Allein auch Krokodile und Alligatoren werden häufig, vorzüglich im Setangstrome, angetroffen, doch sollen sie von einer andern Art als die in Bengalen sein. Von Vögeln finden sich der Junglevogel, Fasane in großer Menge, der Pfau, die Gans, welche das Wappen von Pegu bildet, während der Pfau das Reichswappen von Ava ist, auch die meisten unserer Haus- und Waldvögel. Die Bienenzucht ist nicht unbedeutend und Wachs, Stichlack, Harzöl, Zimmerholz und Elfenbein gehören zu den Ausfuhrartikeln. Das Pflanzenreich liefert den für den Schiffbau so wichtigen Teakbaum, und die Eingebornen, welche kräftiger sind als die Bengalesen, gelten für gute Schiffszimmerleute [3]). Vorzüglich reich sind die Küsten mit Teakwäldern ausgestattet, doch findet man hier auch Rhizophoren mit der Sonneratia apetala und Heretiera fomes untermischt. Mehr in dem Innern des Landes ist eine hohe, schlanke Rohrart häufig; die Flußufer entlang sieht man Bananenpflanzungen und von Bäumen hauptsächlich die Acacia elata, Lagerströmia reginae, eine Art Butea und eine Bastardart des Teakbaums. In den Wäldern am Setangflusse findet man den Yendockbaum, welcher ein dem Mahagony ähnliches Holz liefert, den Moukkhou, der sich durch seinen harten Holzkern auszeichnet, den Gummi erzeugenden Ketchee, und andere Bäume, welche Peema, Jarool und Pengadoor genannt werden. Der letztere soll das härteste Zimmerholz liefern. Um Henzadah herum sah Symes auch Indigopflanzungen. Das Mineralreich liefert Gold und Goldsand, z. B. zu Shoegyen bei Pegu, Eisen, Zinn, Rubine, Diamanten und andere Edelsteine, z. B. blaue Sapphire, Erdöl, Salz, welches letztere besonders die Küstenbewohner gezwungen erzeugen. Das Klima in Pegu wird im Ganzen als gesund geschildert. In Rangun, wo die Regenzeit vom Anfang des Juni bis in die Mitte des October anhält, ist der Thermometerstand im November 12° — 24°, im März und April 18° bei Sonnenaufgang, 30° in den Mittagsstunden. Der schnelle Wechsel, welcher zwischen der Hitze des Tags und der Kälte der Nacht eintritt, afficirt die Eingebornen weniger, als die Fremden. Von den letzteren starb während des Feldzugs der Engländer der 10., von jenen aber nur der 20. Mann. Symes verlor nur einen Mann. Was die Einwohner anbetrifft, so bestehen sie 1) aus den eigentlichen und ursprünglichen Bewohnern von Pegu, welche sich selbst Mon, Moan, Mân nennen, dagegen von den Birmanen und Chinesen von Yûnnan Talain, Taleing, Talien, von den Siamesen Ming-mon, Mong-ting-tschang-mai oder Mon kurzweg, endlich von den Karaen Lawv genannt werden. Woher der Name Pegu stamme, dies ist noch unentschieden. Einige leiten ihn von der Hauptstadt des Landes her, welche die Birmanen Pago nennen, — das Land selbst führt bei ihnen den Sanskritnamen Henzawuddi — Andere wollen ihn aus dem Chinesischen erklären, wo Pe-quo so viel als nördliche Provinz bedeutet. Bei Palmblad bilden die Peguer den fünften Stamm der monosyllabischen Sprachfamilien, zu welchen sie auch Adelung rechnet, welcher (Mithridates I. S. 83 fg.) Folgendes sagt: „Pegu ist weder von Reisenden noch von Missionairen unbesucht geblieben, allein dessen Sprache ist noch sehr unbekannt. Man weiß nur überhaupt, daß sie zu den einsylbigen gehört. Nach dem Percoto ist sie von der bomanischen (?) gänzlich verschieden, wenn man aber nach der folgenden Formel, das Einzige, was mir von ihr bekannt ist, urtheilen darf, so ist sie ein Dialekt der bo(bir)manischen. Schade, daß sie mit keiner Übersetzung begleitet ist und daß die meisten Wörter nicht nach der Eigenheit der Sprache einsylbig, sondern, nach der Sitte gebildeter Sprachen, mehrsylbig geschrieben sind. Wo die Vergleichung mit der vorigen mir den buchstäblichen Verstand errathen ließ, da habe ich die Sylben wenigstens durch Querstriche getheilt." Was Adelung hier blos vermuthungsweise aufstellt, dies ist in neuerer Zeit von Crawfurd mit Bestimmtheit ausgesprochen worden. Er sagt: „So verschieden auch die Peguer und Birmanen ursprünglich gewesen sein mögen, so unterscheiden sie sich jetzt kaum durch etwas andres, als den Dialekt, und auch dieser Unterschied verschwindet, je mehr man sich der Nordgrenze ihrer alten Herrschaft nähert; denn daselbst herrscht nun schon selbst bei ihnen die Birmanensprache vor." Die von Adelung aufgeführte Sprachprobe lautet folgendermaßen:

Do Pa-sien zo pura Mo kaon ghen naik sam do mu so, Nama-do mrat si kio zo ten sia si prit zozo; Sikenne-do murà aratka si kianatto so kiuna do mu-ba; Sue cit to sci si atain prit rasi prit ze so Mo kaon ken naik pantsen-do mosiatain si in lapri naik pansen-do ma-ba; Kane sana-do masi a kake soli ne dain ma prapsana-do mu-ba; Kiu-

2) In dem Niederlande von Pegu, wo man sich des Pfluges nicht bedient, sondern die Aussaat durch Ochsen in den weichen Schlamm eintreten läßt, erntet man gewöhnlich das 50—80. Korn. 3) Nach Thomas Forest überdauert ein in Pegu aus Teakholz erbautes und jährlich mit Erdöl eingeschmiertes Schiff ein andres aus Eichenholz erbautes vier Mal.

nat tuko su ma kaon kiam-do likiam ghien ma kiam lutsake-so kie nulto ma kaon ma a picko likania luat to mu-ba; Mu kaon so cit tu pien ma naon siek si pie rue; Ma kaon humi sa mia nen ken rasi plie se so. Amen. Wir fügen dieſer Sprachprobe noch folgendes, dem Crawfurd entnommenes Wörterverzeichniß hinzu. Ta-ka (der Himmel), Mun-tangwe (die Sonne), Mun-katok (der Mond), Nong (der Stern), Kam-ok (Oſten), Palat (Weſten), Mokya (Norden), Palang-kya (Süden), Ko (die Inſel), Tu (der Berg), Kamok (der Stein), Dat (das Waſſer), Prue (der Regen), Bukbi (der Fluß), Tal-le (die See), Kam-et (Feuer), Kru (der Mann), Preao (das Weib), Apa (der Vater), Mi (die Mutter), Bani (der Menſch), Takwa-nau (der Krieg), Tanga-krang (der Bogen), Sang (das Schwert), Kadar (der Kopf), Mot (das Auge), Pan (der Mund), Kla (der Tiger und Hund), Klut (das Schwein), Priang (der Büffel), Chen (der Elephant), Ka (der Fiſch), To (das Gold), Son (das Silber), Pako (das Zinn), Pasoc (das Eiſen), Yat (das Tuch), To (die Baumwolle), Sut (die Seide), Mae (der Indigo), Prek-kami (der Pfeffer), Pao (das Zuckerrohr), Ma (der Reis), Toe (der Pflug), Totut (weben), Kleng (das Brod), Mip (der Friede), Kong-Tange (der Pfeil), Ka-le-te (der König), Keng (die Reſidenzſtadt), Satsna (die Religion), Nyi (Einige), Sot (Viele), Nuk (groß), Dot (klein), Dat (ſüß), Katang (bitter), Ka (gut), Hukah (ſchlecht), Neng-mong (ſein), Toi (ich war), Ket (ich will), Klon (thun), Ke (geben), Oe (ich), Pi (du), De (er), Nya-Korae (wer?), Pe-et (alle), Ateh (von), Atu (über), Amo (unter), Chak (bei), Hue (weit), Anok (hier), Ateh (da), Mue (eins), Ba (zwei), Pai (drei), Pol (vier), Pasun (fünf), Karao (ſechs), Kabok (ſieben), Kacham (acht), Kachit (neun), Choh (zehn), Cho-mue (eilf), Ba-cho (20), Ba-cho-mue (21), Klom (100), Ngin (10,000), Ket (100,000). Finden wir auch in dieſem Verzeichniſſe mehre vielſylbige Wörter, ſo müſſen wir dieſelben als Fremdlinge anſehen, die ſich durch den Verkehr in die Moanſprache eingedrängt haben. Übrigens zeigt die vergleichende Sprachtabelle bei Crawfurd deutlich, daß die Sprache der Peguer mit den meiſten hinterindiſchen Sprachen in dialektiſcher Verwandtſchaft ſteht und ſelbſt dem Malaiſchen nicht ganz fremd iſt. Die peguaniſchen Buchſtaben theilt Crawfurd ebenfalls mit. Die urſprünglichen Wohnſitze der Mons ſind das bereits erwähnte Deltaland des Irawadi, ein Theil der öſtlich von demſelben gelegenen Gegenden, die ſüdlichen Küſtenſtriche und die Flußufer des Niederlandes; indeſſen findet man jetzt auch viele (nach Crawfurd 25,000) Peguer in Siam, wohin ſie ſich aus den ſtreitigen Landen während des Kriegs zwiſchen den Birmanen- und Siameſen flüchteten [4]), und in Martaban, wo ſeit der Beſitzergreifung dieſer Provinz durch die Engländer 2000 Mons eingewandert ſind. In körperlicher Hinſicht ſind die Peguer von mittlerer Größe und einer weißeren Farbe, als ihre öſtlicheren Nachbarn, von denen ſie ſich auch dadurch weſentlich unterſcheiden, daß ſie, was vorzüglich von den Weibern gilt, das Haar lang tragen, es auch wol mit Tüchern umwinden und ſich, beſonders die Männer, ſehr ſtark tätowiren, die Lippen färben und die Ohren durchbohren. Crawfurd ſah bei ſeinem Aufenthalte in Siam einen vornehmen Peguer, welcher ſich nicht nur die Beine und Oberſchenkel tätowirt hatte, ſondern auch quer über die Bruſt eine tätowirte Inſchrift von Zoll langen Pegubuchſtaben trug. Da die Sitte des Tätowirens ſich hauptſächlich bei den malaiſchen Stämmen findet, ſo möchte ſich auch daraus vielleicht auf einen früheren Zuſammenhang der Peguer und Malaien ſchließen laſſen, welchen wir ſchon oben vermutheten. Crawfurd fand Munterkeit, Umgänglichkeit und Verſtand bei den Mons, Symes auch Gutmüthigkeit und Gaſtlichkeit, und daß auch Kraft, Muth uud Tapferkeit zu ihren Eigenſchaften gehören, werden wir ſpäterhin ſehen. Wenn ihnen dagegen die Birmanen Treuloſigkeit vorwerfen, ſo läßt ſich dies leicht aus dem Sachverhältniſſe erklären, aber ſchwerer möchte es ſein, ſie von einer gewiſſen Rachſucht und Grauſamkeit loszuſprechen. Die Weiber ſollen viele Anmuth beſitzen und ſie werden daher von den Siameſen und andern Völkern gern in die Harems aufgenommen. Wird dagegen den Frauen und Mädchen Pegu's Sittenloſigkeit zum Vorwurf gemacht, ſo iſt dieſer Vorwurf auch nur halb gerecht und die Sache darf nicht aus dem chriſtlichen Geſichtspunkte betrachtet werden. Nach den Berichten älterer Reiſenden und nach Symes waren und ſind nämlich in Pegu ſogenannte temporäre Ehen, wie ſie auch ſonſt und noch heute auf Hayti und andern handeltreibenden Küſten und Inſeln gefunden werden, gewöhnlich. Wollten fremde Kaufleute ſich längere Zeit in Pegu aufhalten, ſo wurden ihnen junge, mannbare Mädchen für die Zeit ihres Aufenthalts accordmäßig überlaſſen, ohne daß dieſes für den Ruf dieſer Letzteren einen Nachtheil hatte. Nach der Abreiſe der Kaufleute wurden ſie oft Frauen ſehr vornehmer Leute, kehrte aber ihr früherer Mann zurück, ſo mußten ſie den zweiten aufgeben und zu jenem zurückkehren. Weit trauriger iſt dagegen, was Symes (V. II. p. 128) erzählt. Nach den Geſetzen Pegu's wird ein inſolventer Schuldner Sklave des Gläubigers, für welchen er Hausdienſte bis zur Abtragung der Schuld verrichten muß. Oft trifft dieſes Loos ganze Familien, da die nächſten Verwandten für einander haften müſſen, und unſchuldige Weiber und Mädchen werden dann oft verauctionirt und von dem Erſteher gezwungen, durch Preisgebung ihrer Reize, ihm zu ſeinen Koſten zu verhelfen. Gemeine Luſtdirnen gehören, ſo lange ſie ihr Gewerbe treiben, ebenſo gut wie die Verſtümmelten, Ausſätzigen, Verbrecher, welchen letzteren man einen ſchwarzen Ring mit Pulver auf die Backen brennt, zugleich mit den Pagodenſklaven, Todtenverbrennern, Henkern und Gefängnißwärtern zu den Ausgeſtoßenen, welche als rechtlos betrachtet werden, eigne Dörfer u. ſ. w. bewohnen [5]) müſſen, und kein ordentliches Haus betreten dürfen.

4) Sie wohnen hier theils in der Hauptſtadt, theils auf dem rechten Ufer des Menam in einem Moonymai (d. i. Neuſtadt) genannten Orte.

5) Ein ſolches, von gemeinen Weibern bewohntes Dorf, Ra-

Daß es den Mons nicht an musikalischem Talent fehlt, sagt Crawfurd; allein auch für Schiffahrt, Handel, Künste und Gewerbe scheinen sie Anlagen zu besitzen. Ihre Geschicklichkeit im Schiffbau haben wir bereits erwähnt; Baumwollenfabriken und Färbereien fand Symes in Henzadah; bunte seidene und baumwollene Zeuche für den Hausverbrauch webten die Weiber in der Stadt Pegu, doch würden Industrie und Manufacturwesen bald höher steigen, wenn England und China nicht die Landesbedürfnisse so äußerst wohlfeil lieferten. Die Importen in dem einzigen Hafen von Rangun betrugen nach Crawfurd im Jahre 1826, wo 56 Schiffe aus demselben ausliefen, 300,000 Pf. St.

Die Religion der Peguer, welche, den Regenten- und Beamtenstand ausgenommen, der in Pegu für die Eingebornen ganz aufgehört hat, seitdem sie ihre Selbständigkeit verloren haben, wahrscheinlich ebenfalls wie die Birmanen in Priester [6]), Kaufleute, Landbauer und Gutsbesitzer, Sklaven [7]) und Ausgestoßene zerfallen, ist der Buddha- oder Gautamadienst, welcher seinen Hauptsitz in Pegu (s. w. u.) und Rangun [8]) hat. Immer waren jedoch in diesem Lande alle anderen Religionen geduldet, allein die, namentlich von der Propaganda ausgehenden Bekehrungsversuche hatten stets einen geringen Erfolg. Im J. 1830 gab es vier Missionsstationen, doch kaum 2000 Christen.

2) Ein zweites Volk, welches die Waldungen des östlichen Niederlandes von Pegu, vorzüglich in der Provinz Bassein, bewohnt, sind die Karen, Karaen, Karian, Karain [Carayners, Carayaners bei *Symes* emb. II. p. 208] [9]). Doch finden sich auch einzelne Familien derselben in den an Rangun grenzenden Districten. Sie sind einfach und friedlich und reden eine Sprache, welche fast gänzlich von der Sprache der Peguer und Birmanen abweicht. Ihre Gesetze und Gebräuche gründen sich auf Traditionen und ihre religiösen Vorstellungen sind dunkel und verworren. Furchtsam, ehrlich und sanft in ihren Sitten liegt ihnen nichts so sehr am Herzen, als Ruhe und Frieden. Sie vermeiden daher sorgfältig jeden Conflict mit den Behörden, sowie jede Gewaltthätigkeit und Selbsthilfe. Weißer an Farbe als die Birmanen, unterscheiden sie sich auch von diesen durch ihre Kleidung. Sie verheirathen sich blos unter einander; auch vermeiden sie es, Städte zu bewohnen und ihre Dörfer bestehen höchstens aus vier bis fünf Häusern. Ackerbau, Vieh- und Federviehzucht sind ihre Hauptbeschäftigung. Umgang mit andern Stämmen vermeiden sie; Einige verstehen birmanisch, nur Wenige aber verstehen zu lesen oder zu schreiben. Um ihre Herkunft befragt, erwiederten sie, daß sie über diese keine Auskunft zu geben wüßten. Gott habe einst seinen Willen und seine Gesetze auf eine Kuhhaut geschrieben und alle Völker der Erde zusammenberufen, damit sie Abschriften nehmen möchten. Sie hätten, durch den Feldbau und die Viehzucht verhindert, dies zu thun versäumt, und daher verständen sie nichts als den Ackerbau. Durch die Birmanen in ihrer patriarchalischen Lebensweise gestört, zogen viele dieser stillen Menschen es vor, ihre Wohnsitze nach Aracan und in die oberen Thäler Martabans zu verlegen. Über die sogenannten rothen Karians sehe man Ritter's Erdkunde, 4. Bd. S. 188.

3) Das dritte Volk, welches wir in Pegu und zwar in dessen höheren Theilen kennen lernen (daher sie wahrscheinlich die Birman Karians des Berghaus sind; vgl. Note 10), bilden die Keianos. Nach dem Berichte des Lieutenant Bissot (Journ. der Reisen, Märzheft 1831) hat dieses Volk weder eine Vorstellung von Gott noch von der Schöpfung, doch sollen die Keianos dem Sobribaume, dessen kleine, schwarze Beeren eine ihrer Lieblingsspeisen sind, eine Art von Verehrung erweisen. Nach einer andern Nachricht sendet ihnen der Himmel zuweilen unter Donner und Blitz eine Masse zu, um sie zu verehren. Finden sie daher nach einem Gewitter irgend einen umgestürzten Baum, so graben sie bei demselben sorgfältig nach, weil sie in der Meinung stehen, die Masse müsse sich hier finden. Ist nun so etwas Ähnliches der Fall, so wird eine Kuh und ein Schwein geopfert und verzehrt, der Fund aber dem Priester (Pesin) übergeben, der sich dann desselben zur Heilung von Krankheiten und Wunden bedient. Ihre Begriffe von Recht und Unrecht, oder gut und schlecht stehen noch sehr tief. Vater und Mutter ehren, für die Familie sorgen und der Heerden warten, sowie eine tüchtige Portion Branntwein und Fleisch vertragen können, dies sind sichere Zeugen für Rechtschaffenheit, das Gegentheil macht verächtlich und beschimpft. Denn Enthaltsamkeit zeigt, daß man die Güter und Freuden, welche die Natur bietet, nicht zu würdigen verstehe, sondern verachte. Von einer durch die Seelenwanderung vermittelten Fortdauer, sowie von Lohn und Strafe in dem künftigen Leben haben sie nur sehr dunkle Begriffe. In hoher Achtung steht bei ihnen der Yehantang, ein Berg, von dessen Spitze man alle Reiche der Welt zu übersehen vermag. Hierher führt man die Leichname der Stammhäuptlinge und Dorfvorsteher, sammelt, nachdem man sie verbrannt hat, die Asche in einem Bambuskorb, setzt diesen in ein Grab, auf welches zur Vertreibung der bösen Geister ein grob gehauenes Bild des Verstorbenen gelegt wird, und überbaut

---

mens Mima-Shun-Rua, fand Symes in der Nähe der Stadt Maindu, an dem Ufer eines kleinen Flusses.

6) Diese Priester, welche Rhahaans genannt werden, kleiden sich in Gelb, scheeren sich den Scheitel kahl und bedecken diesen dann, wie dies auch in Siam und Cochinchina geschieht, mit einem Blatte der Palmyra- oder Fächerpalme. Sie leben größtentheils von Almosen. 7) Die Sklaven bestehen aus den bereits erwähnten Schuldnern, Criminalverbrechern und Kriegsgefangenen; Letztere bleiben zeitlebens Sklaven. 8) Die Pagode Shoe Dagon (d. i. goldnes Haus) zu Rangun ist besonders deshalb merkwürdig, daß sie acht Barthaare Gautama's umschließt, weshalb sie auch von einer großen Anzahl Pilger besucht wird. Eine andere Merkwürdigkeit dieser Pagode ist eine ungeheuere Glocke, welche 56,000 Pf. wiegt und bei 7 Ellen 12 Zoll Höhe, sowie 15 Ellen Umfang 12 Zoll Metalldicke hat und 2½ Jahre zu ihrer Herstellung erfoderte. Die die Barthaare Gautama's betreffende Legende sehe man unter diesem Artikel, sowie bei Ritter, Erdkunde 4. Bd. S. 172. 9) Bei den Peguern heißen die Karaen: Kadun, Kandoan; sie selbst nennen sich Play, was nach Berghaus (§. 22. S. 79) wahrscheinlich identisch ist mit Plau (s. d. Art.).

(Pallisadenwand) und ihre Nord- und Ostseite lehnte sich an die alte Stadtmauer. Eine Hauptstraße lief von Ost nach West und sie wurde im rechten Winkel von zwei kleinern, geräumigen, aber noch nicht vollendeten Straßen durchschnitten, welche in ein in der Stockade befindliches Thor ausliefen. Diese Thore wurden zeitig geschlossen, sodaß man während der Nacht nur vermittels eines Pförtchens in die Stadt gelangen konnte. Zwei kleinere Thore befanden sich an der Nord- und Südseite der Stockade und jedes dieser vier Thore wurde durch eine schlechte Kanone und wenige Infanteristen vertheidigt, welche jedoch keine Wachten ausstellten, sondern gewöhnlich in einer nahen Hütte schliefen. Die neue Stadt war mit den Materialien der alten gut gepflastert, auch waren zu beiden Seiten der Straßen Gossen angebracht. Backsteinhäuser, die königl. Gebäude und die Tempel ausgenommen, fanden sich weder in Pegu noch Rangoon; denn solche zu erbauen, ist den Privaten dieser Länder verboten [14]). Die Häuser derselben, welche auf Bambusrohr oder Pfählen ruhten, welche nach dem Range des Besitzers zwei bis drei oder sechs bis acht Fuß hoch waren, bestanden aus äußerst leichten und entzündbaren Materialien, weshalb Feuersbrünste oft ausbrachen [15]). Die Zahl der Bewohner Neupegu's, welche aus Rhahaans (Priestern), Soldaten, Hofbedienten, Beamten und armen Pegufamilien bestanden, berechnete Symes zu 6—7000. Die einzigen Manufacturartikel in Neupegu waren Seiden- und Baumwollenzeuche, welche die Weiber für sich und ihre Männer mit großer Geschicklichkeit verfertigten. Die Fäden waren gut gesponnen, der Einschlag des Gewebes gedrängt und fest und das Ganze auf schottische Weise gewürfelt [16]).

Die merkwürdigsten Gebäude in Neupegu waren der Palast des Vicekönigs, sowie die bei der Zerstörung von Altpegu erhaltenen Tempel, unter welchen der Shoe madoo [17]) den ersten Rang einnimmt, und wir glauben wol einer gedrängten Beschreibung dieses Riesengebäudes hier eine Stelle geben zu müssen, da dieses zu den großartigsten hinterindischen Bauten dieser Art gehört. Der Shoe madoo ist auf zwei, über einander befindlichen Terrassen erbaut, deren untere und größere sich zehn Fuß über den Erdboden erhebt und ein regelmäßiges Parallelogramm bildet, während die zweite dieser an Gestalt gleiche Terrasse eine absolute Höhe von 20 und eine relative zu dem Erdboden von 30 Fuß hat. Die Seitenlänge beträgt bei der untern Terrasse 1391, bei der oberen 684 Fuß. Die Seitenmauern beider Terrassen waren früherhin mit figurirtem Gips belegt; jetzt befinden sich die der untern in einem ganz, die der obern in einem theilweise zerstörten Zustande und die Grundfläche der untern Terrasse liegt voller Bruchstücke kleiner, zerfallener Gebäude. Steinerne, jetzt sehr verfallene, Treppen führen auf die Terrasse hinauf. An jeder Seite sieht man die Wohnungen für die Rhahaans, welche auf vier bis fünf Fuß aus dem Grunde hervorragenden hölzernen, gut gearbeiteten Pfeilern errichtet sind. Sie haben Ziegeldächer, die Wände bestehen aus Bretern und in jeder derselben befindet sich nichts als einige kahle Bänke, auf welchen die Priester schlafen. Der Tempel des Shoemadoo selbst ist ein achteckiges, pyramidalisches, aus Backsteinen und Mörtel errichtetes Gebäude ohne irgend eine Thür oder sonstige Öffnung. Jede dieser acht Seiten mißt an der Grundfläche 162 Fuß, welche ungeheure Breite allmälig und fast sprachrohrförmig abnimmt. Sechs Fuß über der Basis des eigentlichen Shoe madoo befindet sich ein breiter Vorsprung, auf welchem in gleicher Entfernung sich 57 gleichhohe Spitzsäulen erheben, da ihre Höhe 27, ihr Umfang aber an der Grundfläche 40 Fuß beträgt. Auf einem zweiten etwas höheren Rande stehen 53 ganz ähnliche Säulen. Eine große Menge erhabener Arbeiten, theils den Lilien, theils den Blättern an den korinthischen Capitalen ähnlich, umgeben das ganze Hauptgebäude, welches von einem Tee oder einem Sonnenschirm von durchbrochenem Eisenwerk geschlossen wird, aus welchem sich ein Stab mit einer vergoldeten Fahne erhebt. Der Um-

14) „Se. birmanische Maj.," sagt Symes, „mag fürchten, daß, wenn es den Unterthanen erlaubt werde, steinerne Häuser zu bauen, sie bald darauf verfallen würden, steinerne Festungen zu errichten, was der Ruhe des Staates schädlich werden könne." Auch Vergoldungen anzuwenden, ist auf Befehl seiner goldfüßigen Majestät (dies ist einer der Titel des Königs der Birmanen und Siamesen) untersagt, und nur Wenigen ist es erlaubt, die Pfeiler ihrer Häuser lackiren oder anstreichen zu lassen. 15) In jeder Hausthür stand deshalb 1) ein langes Bambusrohr mit einem eisernen Haken an seiner Spitze, um die leichten Dachbedeckungsstoffe herab zu reißen, 2) eine lange, mit einem vier □Fuß großen, eisernen Gatter versehene Stange, um das Feuer auszudrücken, welches in neuerer Zeit auch in Teutschland angewendet wird. Auf jedem Dachboden standen überdies irdene Töpfe mit Wasser und eine bestimmte Classe von Feuerleuten durchzog während der Nacht die Straßen. Diese Feuerwächter führen den Namen Pagwaat; sie sind die bereits erwähnten Regierungssklaven mit dem schwarzen Pulverringe auf den Backen, welcher sie als Verbrecher bezeichnet. Auf der Brust ist ihr Verbrechen in birmanischen Charakteren angegeben. So stand auf der Brust des einen, welchen Symes sah, das Wort „Dieb," auf der Brust eines andern das Wort „Kleiderdieb" (Putchoo Khoo). 16) Die Umgebungen Pegu's trugen (nach Symes) noch alle Spuren der letzten Kämpfe. Nur hier und da fanden sich im Osten der Stadt einige ärmliche, hinter Bambus versteckte Peguhütten, die einzigen Reste einer ehemals starken Bevölkerung. Auf der Westseite stieß Wood auf ein Dorf jenseit des Flusses mit einer eine engl. M. langen Reispflanzung; allein bei einem weitern Vordringen, wo er 10—12 engl. M. zurücklegte, gelang es ihm nicht, einen Menschen anzutreffen. Im Süden der Stadt findet sich in der Entfernung einer Meile eine große Ebene und auf dieser standen einige Dörfer mit 20 oder 30 Einwohnern. Diese hatten nur weniges Land bestellt, besaßen aber zahlreiche Heerden von kleinen Kühen, welche denen von Coromandel ähnlich waren, und majestätischen Büffeln, denen die indischen weit nachstehen. Einige derselben hatten eine matte Milchfarbe und diese waren die ersten der Art, welche Symes sah. Man bediente sich ihrer beim Ackerbau und sie zogen bedeutende Lasten auf Karren oder kleinen Wagen von netter und sinnvoller Bauart. Diese Bauern genossen kein Fleisch und selbst Milch tranken sie selten. Reis, Gnapee (eine Art Sprotten, welche, halb verwesel, in Pökel gelegt und als Würze des Reises benutzt werden), sowie Öl, welches sie aus kleinen Körnern pressen, und Salz sind fast ihre einzigen Nahrungsmittel.

17) Da Shoe oder Shuoe im Birmanischen „golden" bedeutet, Madoo aber unbezweifelt das verdorbene Mahadeva (großer Gott) ist, so gibt Symes das Wort Shoemadoo durch „Golden Supreme" (goldner Gott) wieder, wofür Ritter „goldnes Gotteshaus" setzt.

fang des Schirms beträgt 56 Fuß. Er ruht auf einer eisernen Achse, welche in dem Gebäude festgemacht ist, und wird durch starke an der Spitzsäule angenietete Ketten geschützt. An dem untern Theile des vergoldeten Schirms befinden sich Glocken, welche so oft der Wind weht, beständig klingeln [18]). Die ganze Höhe des Gebäudes von der Grundfläche aus beträgt 361 Fuß und es erhebt sich also der eigentliche Shoemadoo 331 Fuß über die zweite Terrasse [19]). An dem südlichen Ende der obern Terrasse befinden sich zwei schöne, neuerlichst errichtete, große Säle, deren stufenförmige Dächer auf Pfeilern ruhen. Ihre Länge beträgt gegen 60, ihre Breite gegen 40 Fuß. Das Tafelwerk der Decke des einen war mit goldenem Blätterwerk verziert und seine Säulen mit Lack überzogen; der zweite war noch unvollendet. Beide waren aus Holz erbaut, ihre Außenseite war mit mühsamem, aber kleinlichem Schnitzwerk geschmückt, und sie enthielten groteske Thier- und Menschenbilder, welche das Gebäude schmücken sollten. An jedem Winkel der höhern Terrasse befindet sich ein 67 Fuß hoher und dem Haupttempel ähnlicher Tempel. Vor dem an dem südwestlichen Winkel befinden sich vier riesenmäßige Steinfiguren, welche den Pallu oder bösen Geist vorstellen. Es sind knieende halb Thier-, halb Menschgestalten, mit einer schweren Keule auf der rechten Schulter. Nahe am Mittelpunkte der Ostseite der Grundfläche befinden sich zwei menschliche Stuccofiguren unter einem vergoldeten Sonnenschirme. Die eine stellt einen Mann vor, welcher steht und ein Buch vor sich und eine Feder in der Hand hat. Man nennt ihn Thasiamea, und er zeichnet die guten und bösen Thaten der Menschen auf. Die zweite knieende, weibliche Figur ist Mahasumdera, welche das Universum bis zu seiner endlichen Verdammung beschützt. Kommt aber die Zeit der allgemeinen Auflösung, dann drückt sie die Welt mit ihrer Hand nieder und zerstört sie für immer. Ein in der Nähe des Nordostwinkels stehendes kleines Steingebäude enthält eine vier Fuß hohe und drei Fuß breite Marmortafel, auf welcher die neuesten Weihegeschenke der Pilger verzeichnet sind. Die ganze Nordseite der obern Terrasse entlang läuft eine Holzhütte zur Bequemlichkeit der Pilger aus fernen Gegenden. An der Nordseite der Pagode hängen drei gut gearbeitete Glocken zwischen Säulen nahe am Boden, auf welchem Thierhörner zerstreut herumliegen. Mit diesen Hörnern schlagen die Pilger drei Mal an die Glocken, um, wie man sagt, dem Gaudama ihr Dasein zu melden. Einige kleinere Glocken befinden sich auch nahe am Fuße des Tempels, da wo die Betenden ihre Gaben niederlegen, welche gewöhnlich in gekochtem Reise, Zuckerkuchen, oder in Öl gesottenen Cocosnüssen bestehen. Die Gabenbringer bekümmern sich dann nicht weiter um ihr Dargebrachtes, daher dies nur zu häufig eine Beute der Hunde und Krähen wird. Auf der Grundfläche bei den Terrassen befinden sich viele sehr verfallene und vernachlässigte Tempel, in welche der fromme Birmane geweihte Gaudamabilder setzt; ebenso finden sich auf beiden Terrassen cylinderförmige Flaggen auf Bambusstangen, deren Spitze eine Gans (henza) als das Wappen von Pegu ziert. Diese Flaggen werden als Embleme der Reinheit und der geheiligten Verrichtungen des Priesterstandes betrachtet. Übrigens genießt man von der Spitze dieses Tempels [20]) eine herrliche Umsicht.

18) Diesen Schirm findet man bei jedem heiligen, spiralförmigen Gebäude. Seine Aufstellung und Einweihung ist eine Ceremonie von hoher religiöser Bedeutung und veranlaßt große Festlichkeiten. Der obenerwähnte Schirm war in der Hauptstadt verfertigt und ein Geschenk des Königs. Bei seiner Aufstellung war der höchste Adel aus Ummerapoore gegenwärtig. 19) Die Pyramide des Cheops war 437 Fuß hoch, der Shoemadoo also 76 F. niedriger als diese, dagegen 39 F. höher als die magdeburger Domthürme, welchen Berghaus eine Höhe von 332 F. gibt. Hat der rothe Thurm in Halle eine Höhe von 268 F., so ist er 103 F. niedriger als der Shoemadoo.

20) Symes, der gern einige Nachricht über den Ursprung dieses Tempels haben wollte, begab sich deshalb zu dem Siredaw (Siredaon bei Ritter) oder ersten Landespriester, welcher in einem fünf engl. Meil. südöstlich von der Stadt gelegenen, schattigen Tamarindenhaine wohnte. In solche Haine pflegen sich die Rhahaans, wenn sie des Weltlebens müde sind, gern zurückzuziehen und ihre Klöster (Kioums) zu erbauen, bei denen sie dann Schulen errichten, in welchen sie die Kinder der benachbarten Bauern unentgeltlich in der Religion, Sittenlehre und den Wissenschaften unterrichten. Solche Klosterschulen finden sich jedoch auch in den Städten und nie wird bei den zu unterrichtenden Kindern der Rang der Ältern berücksichtigt. Bei jedem Kloster befindet sich übrigens ein Garten, in welchem man süße Pataten, Pisangs und andere den Einsiedlern zur Nahrung dienende Früchte zieht, denn mit Reis versieht sie die allgemeine Mildthätigkeit reichlich. — Doch wir kehren zur Hauptsache zurück. Der Siredaw empfing Symes freundlich und erzählte ihm Folgendes. Der Shoemadoo sei der Sage nach vor 2300 Jahren durch zwei Brüder erbaut worden, welche Kaufleute gewesen und aus dem eine Tagereise östlich von Martaban liegenden Districte Tallowmeou nach Pegu gekommen wären. Diese frommen Handelsleute hätten ursprünglich einen Tempel erbaut, welcher nur eine birmanische Elle oder 22 Zoll hoch gewesen sei. In der auf seine Vollendung folgenden Nacht habe Sigeamee, oder derjenige Geist, welcher die Elemente beherrscht und Donner und Blitz regiert, die Größe des Tempels auf zwei Ellen gebracht; die Kaufleute hätten ihn darauf bis zu drei Ellen erhöht, worauf Sigeamee eine vierte Elle hinzufügte. Durch diesen Wettkampf hätte der Tempel eine Höhe von zwölf Ellen erreicht, und da die Mittel der Kaufleute jetzt erschöpft gewesen wären, so hätten sie nicht weiter gebaut. Die Könige von Pegu hätten indessen das begonnene Werk fortgesetzt, bis der Tempel in seiner jetzigen Gestalt dagestanden habe. Ihre Namen, sowie ihre Beiträge wären aufgezeichnet gewesen, allein bei der Zerstörung der Stadt verloren gegangen. — Die Hauptfeste, welche in Pegu gefeiert werden, sind die des Jahresschlusses. Sie beginnen am 3. April mit dem großen Tempelfeste des Shoemadoo und dauern bis zum 12. April. Dieses beschreibt Symes also: „Früh acht Uhr kam Baba Sheen, um uns zu dem Tempel zu führen und brachte drei kleine Pferde mit sich, welche auf eine Art gesattelt und gezäumt waren, wie sie bei den Hindostanern höhern Ranges gewöhnlich ist. Nach dem Frühstück bestieg Ich, Herr Wood und D. Buchanan die Thiere, um uns, begleitet von Baba-Sheen und einem Ackedoo oder Hausofficianten des Vicekönigs nach dem Orte der Festlichkeit zu begeben. Nach dem Rathe Baba-Sheens nahmen wir einen Platz ein, von welchem wir die Procession am besten sehen konnten. Zuerst zogen bei uns 5—600 schlecht armirte und bekleidete Soldaten vorüber, welche die Leibwache des Maywoons bildeten. Einige hatten schlechte Flinten, andere Spieße, noch andere Säbel. Einige waren halb nackt und hatten keine andere Bekleidung als ein um die Hüften geschlungenes und durch die Beine gezogenes Tuch (Kummerband), andere trugen alte Sammt- oder Tuchröcke, welche oft kaum die Nacktheit verbargen, oft aber auf der Erde nachschleppten. Großkrämpige, holländische Hüte schmückten die Köpfe der einen, während andere blos den Boden derselben, ohne irgend eine Krämpe,

In Osten bieten sich dem Auge die Gebirge von Martaban dar, und nordwestlich das Galladzatgebirge in einer Entfernung von zehn geogr. Meilen, auf welchen der Pegufluß entspringt.

Auf die übrigen Städte, unter denen Rangun (Rankong, spr. Yangong), Henzadah (Hansa-ta), Myanong, Bassein, Peinghi und Syrian als die bedeutendsten und bemerkenswerthesten zu nennen sein möchten, müssen wir verweisen, um zur Geschichte von Pegu überzugehen.

Die Urgeschichte des Königreichs Pegu ist dunkel und verworren, und erst das 16. Jahrhundert bringt einiges Licht in dieselbe. Wir finden im Anfange desselben einen gewissen Bressagu Kan, dessen Vorfahren schon Jahrhunderte lang auf dem Throne gesessen haben sollen, als König von Pegu genannt, welchem gegen das Jahr 1518 neun sogenannte Königreiche unterworfen gewesen sein sollen, die er durch Vasallenkönige regieren ließ. Der, welcher in Tangut an den westlichen Grenzen China's gebot, und welcher Brama genannt wird, lehnte sich gegen seinen Oberherrn auf; es kam zum offenen Kampfe; Bressagu Kan wurde besiegt und erschlagen und Brama zog als Sieger in die Hauptstadt Pegu ein, wo er sogleich alle Großen, die ihm hätten gefährlich werden können, hinrichten ließ. Nicht zufrieden mit den errungenen Vortheilen, dachte Brama sogleich auf neue Eroberungen. Mit einem Heere, welches, der Sage nach, 700,000 Mann stark war, und einer Flotte von 700 Segeln wandte er sich gegen Martaban, welches er leicht zu erobern hoffte. Allein er fand unerwarteten Widerstand. Der König oder wol vielmehr der Vicekönig von Martaban, Chambainta, ein Schwiegersohn Bressagu Kan's, dessen Tochter Njay-Canata er geheirathet hatte, stellte sich ihm mit 230,000 Mann entgegen und warf sich endlich, mehrmals geschlagen, nach Martaban, wo er eine sechsmonatliche Belagerung aushielt. Kostete diese nun gleich dem Belagerer eine große Anzahl seiner Leute, so war dies doch auch beim Chambainta (Chaimbaimham) der Fall, dessen Heer bis auf 6000 Mann zusammenschmolz. Dieser suchte daher durch Unterhandlungen wenigstens sein und seiner Familie Leben, sowie einen Theil seines Vermögens zu retten und erbot sich Stadt und Reich dem Feinde zu überliefern unter der Bedingung, daß ihm dieser eine Pension aussetze, einen Theil seiner Schätze überlasse und zwei Schiffe gestatte, um sich und seine Familie nach Siam zu bringen. Brama verwarf, erbittert durch den langen Widerstand und die gehabten Verluste, alle Anerbietungen und foderte unbedingte Unterwerfung, versprach jedoch dem Chambainta für sich und seine Familie Lebenserhaltung. Chambainta sah sich genöthigt, die harten Bedingungen einzugehen, fand sich aber bald schrecklich getäuscht. Denn kaum befand sich Brama im Besitz Martabans, so ließ er die Stadt plündern und niederbrennen, den Chambainta hinrichten und ins Meer werfen, dessen Gattin aber sammt vielen vornehmen Frauen erdrosseln. Nach diesem grausamen Verfahren richtete er seine Augen auf Prome. Der letzte Beherrscher dieser Stadt, welche damals Hauptstadt eines gleichnamigen Königreichs war, hatte einen 13jährigen Sohn hinterlassen, diesen dem Schutze des Königs von Ava empfohlen und ihn mit einer Tochter desselben vermählt, um welche Brama selbst früher sich vergeblich beworben hatte. Mit einem angeblich 900,000 Mann starken Heere und einer Flotte von 12,000 Barken brach dieser daher gegen Prome auf, fand aber gleich wie bei Martaban den kräftigsten Widerstand. Mehrmals überwunden und zurückgeschlagen, nahm er zur Bestechung seine Zuflucht. Er gewann eine Partei in Prome für sich, welche ihm den König und die Stadt verrieth. Der erstere wurde hingerichtet, die letztere geplündert, schrecklich die Königin behandelt. Er ließ sie nach den größten Mishandlungen durch die Straßen der Stadt geiseln, bis sie todt niedersank. Ava sollte jetzt seine Rache empfinden. In kurzer Zeit war dessen König überwunden und ein gleiches Schicksal hatten alle übrigen Vasallen Pegu's. So sah sich der Usurpator auf dem Gipfel des Glückes, als ihn die rächende Hand des Schicksals traf. Ein Peguer, welcher Xemin genannt wird, tödtete ihn mit eigner Hand und schwang sich an seiner Stelle auf den Thron den er jedoch bald wieder verlor, indem ihn ein anderer Empörer, welcher Xemindor genannt wird, von demselben herabstieß, um sich auf denselben zu setzen. Allein auch

---

aufhatten. Die Officiere, welche größtentheils aus schwarzen Portugiesen bestanden, waren nicht weniger auffallend gekleidet. Auf diese martialische Truppe folgten drei Kinder des Maywoon's, welche von Männern auf den Schultern getragen wurden. In einem kleinen Abstande folgte der Maywoon auf einem Elephanten, welchen er selbst lenkte. Eine Zahl Paradeelephanten brachten in zierlichen Häusern den Hofstaat. Bei den Treppen des Tempels angekommen, knieten die Elephanten nieder, um das Absteigen zu erleichtern und der ganze folgende Haufen kauerte sich auf seine Fersen. Der Maywoon ging nun barfuß und ohne Sonnenschirm, wie dies die Heiligkeit des Ortes erfoderte, rund um den Tempel herum. Sowie er seinen Umgang vollendet hatte, traten Boxer und Ringer auf, welche vier Stunden lang ihre Künste zeigten und zur Belohnung für dieselben zwei Kattunkleider erhielten. Ihre Art zu boxen genügte, obgleich sie sich dabei der Fäuste, Kniee und Ellenbogen bedienten, auch Blut floß, den Engländern nicht. Am folgenden Tage fand, und zwar, damit kein Unglück geschehen sollte, am hellen Tage ein prachtvolles Feuerwerk statt. Sechs bis acht Fuß lange, ausgehöhlte Baumstämme mit zwei bis drei Fuß Umfang dienten als Raketencylinder, welche sehr hoch stiegen und beim Niedersinken durch verschiedene Feuerscheine einen schönen Anblick gewährten. Mit diesem Tempelfeste beginnen überhaupt die Feierlichkeiten, welche man, wie gesagt, zu Ehren des Pegusonnenjahres anstellt, und welche mit dem 12. April endigen. Es herrscht in diesen Tagen, wie bei den römischen Saturnalien, allgemeine Heiterkeit und Ungebundenheit, welche die Regierung eher befördert als stört. „Wer satt ist und lacht," sagte ein großer König, „der ist nicht zu fürchten," Worte, in welchen der schönste Commentar des römischen panis et circenses liegt. Am 10. April wohnten daher die Engländer einer theatralischen Vorstellung bei, zu welcher Siam die besten Schauspieler geliefert hatte, und fanden mehr als sie erwartet hatten. Das letzte Fest fand am 12. April statt. Es war dies ein sogenanntes Reinigungsfest, bei welchem sich beide Geschlechter gegenseitig (etwas Ähnliches findet bei dem römischen Carneval statt), mit Wasser bespritzten und dies mit Scherz und Laune thaten. Der größte Anstand fand dabei statt, unreines Wasser war unerlaubt, nie durfte ein Mann eine Frau festhalten, war sie aber der angreifende Theil gewesen, so konnte er sie mit so viel Wasser überschütten, als er wollte. Eine Frau, die sich dieses verbat, gestand damit, daß sie schwanger sei und sie ging unbegossen davon.

old und 1200 Stück Geschütz in derselben vorgefun-
aben. Um seinen Bruder zu rächen, verband sich
er König von Jangoma mit dem Könige von Siam
beide zogen gegen den König von Tangut zu Felde.
: lieferte ihnen einen Theil der Schätze Brama's
nd so zogen sie wieder ab [21]). Der König von Ara-
annte sich jetzt König von Pegu, welches ganz ver-
und menschenleer war. Er berief darauf die Por-
n zu sich und trat 1599 einem Anführer derselben,
ns Philipp Brito, den Hafen Syrian ab, welchen
bis 1602 befestigte. Im Innern des Landes setzte
en Fürsten ein, welchem die Portugiesen den Titel
Herzogs beilegten. Dieser, welcher ein Peguer war,
mit Hilfe seiner Landsleute und derjenigen Trup-
welche ihm der König von Aracan überlassen hatte,
ortugiesen aus ihrer neuen Besitzung zu vertreiben.
Brito brach mit seinen wenigen bewaffneten Landsleu-
f, stürmte eine von dem Feinde aufgeworfene Schanze,
demselben 300 Mann und nahm 900 gefangen.
letztern wurden sehr gut behandelt und dies trug
bei, die Peguer zu überzeugen, daß es besser für
, es mit den Portugiesen zu halten, als gegen sie
eben. Die letztern machten sich bald zur See
ar; mehr als 300 Schiffe wurden ihre Beute und
hoffte das ganze Pegureich dem Könige von Por-
unterwerfen zu können. Auf sein Ansuchen erhielt
n dem portugiesischen Vicekönig in Ostindien eine
rkung von 16 Galeeren, auf welchen sich 390 Sol-
befanden, und durch diese verstärkt, glaubte er der
prung seiner Plane gewiß sein zu können. Dem
: von Aracan entgingen diese nicht, und er hielt es
thig, ihnen in den Weg zu treten. Mit einem
Heere sandte er daher im Januar 1605 seinen
ab, um die Portugiesen zu vertreiben; allein diese
n und nahmen ihn sogar gefangen. Jetzt trat der
Salerno auf und erbot sich, den Frieden mit dem
von Aracan zu vermitteln. Dies gelang ihm in-
daß er den König bewog, zu versprechen, die christ-
eligion in ihrer Verbreitung nicht hindern und ei-
nseln den Portugiesen überlassen zu wollen. Brito
s dennoch für nöthig, seinen Sohn Marcus nach
zu senden, um den Vertrag ratificiren zu lassen.
wurde, kaum in der Hauptstadt angekommen,
seinen Begleitern ermordet, worauf sich der Kö-
einem Zuge gegen die Portugiesen rüstete. Brito
sobald er die Ermordung seines Sohnes erfahren
auf einen solchen gefaßt, und so mußte der König
ner vergeblichen Belagerung der Stadt unverrich-
Sache in sein Land zurückkehren. Im J. 1608
ie Pflanzstadt der Portugiesen in Feuer auf, wurde
bald wieder, obgleich an einer andern Stelle, neu-

Von jetzt an tritt Pegu's Geschichte („little,
er, is related of Ava and Pegue, with whom,"
bbé *Choisy* says, „the king of Siam was con-
at war" sagt Symes) wieder in ein nur hier

[21]) Bei der Belagerung von Martaban wurden nach Pinto
lephanten verzehrt und 6000 Kanonen erbeutet. Der Schatz
inta's soll sich auf 100 Millionen Gold belaufen haben.

und da durchbrochenes Dunkel zurück, und wir wissen nur, daß Holländer und Engländer an die Stelle der Portugiesen traten [22]), welche sich durch Anmaßungen und Grausamkeiten verhaßt gemacht hatten, daß ferner die Kämpfe zwischen Pegu und Siam mit wechselndem Glücke fortdauerten, und daß das erstere Land eine Beute von Burma wurde. Denn als in der Mitte des 17. Jahrh. die Siamesen abermals in Pegu einfielen und alle Vasallenländer dieses Staates, welche im Süden von Martaban lagen, eroberten, suchte der König von Pegu die Hilfe der Birmanen nach, welche ihm auch gewährt wurde. Die Siamesen vermochten es nicht, diesen vereinten Mächten zu widerstehen, und mußten bald ihre letzten Eroberungen aufgeben, wobei Martaban abermals in Feuer aufging. Allein für Pegu war dieser Gewinn sehr gering; denn die birmanischen Prätorianer wurden übermächtig; sie ermordeten dessen König, zerstörten die Hauptstadt und machten das Reich abhängig von Ava. Dieser Zustand dauerte fort bis in die Mitte des 18. Jahrhunderts, wo sich die ursprünglich zum Pegureiche gehörigen Provinzen Dalla, Martaban, Tongo und Prome ermannten und sich im Verein mit den später hinzutretenden übrigen Provinzen des Pegureiches durch einen bis zum Jahre 1752 fortdauernden Krieg unabhängig machten [23]). Bonna Della (nach Andern Beinga Della), welcher sich zum König von Pegu aufgeworfen hatte, eroberte in dem letztgenannten Jahre Ava und führte den König dieses Reiches, Dweepdee, sammt seiner Familie als Gefangene hinweg. Nur zwei Söhne dieses Monarchen entgingen der Gefangenschaft, indem es ihnen gelang nach Siam zu entkommen, wo sie gastlich aufgenommen wurden. Bonna Della setzte seinen Bruder Apporaza als Vicekönig in Ava ein und machte in pomphaften Proclamationen der Welt die Besiegung der Birmanen bekannt. Doch nur kurze Zeit dauerte der Triumph. Bonna Della hatte einen gemeinen Birmanen, Namens Alompra, welcher gewöhnlich der Jäger (Aumdzea) genannt wurde, als Befehlshaber zu Monchaboo, einem unbedeutenden Dorfe, welches westlich von Keoummeoum zwölf engl. Meilen vom Irawadi entfernt liegt, eingesetzt. Dieser hatte 100 Getreue; mit diesen überfiel er die aus 50 Mann bestehende peguische Besatzung von Monchaboo, erschlug sie, und wußte dennoch durch eine scheinbare Unterwerfung den Apporaza so sicher zu machen, daß er, ohne im Geringsten etwas zu fürchten, sich nach Pegu begab, indem er seinen Neffen Dotachew an seiner Stelle zurückließ. Die Unvorsichtigkeit dieses jungen Mannes benutzend, faßte Alompra immer kühnere Plane, welche endlich mit der Unterwerfung des Pegureiches endigten. In neuerer Zeit haben die Peguer mehrfache Versuche gemacht, das sie drückende Joch abzuschütteln, und es ist zu wünschen, daß ihnen dies bald gelingen möge [24]).

(*G. M. S. Fischer.*)

22) Bereits 1687 befanden sich die Engländer im Besitz der Insel Negrais, ohne jedoch großen Vortheil davon zu ziehen. Auch Syrian hatten sie nach der Vertreibung der Portugiesen gewonnen, allein 1744 ging diese Stadt bei den Kämpfen der Peguer und Birmanen im Feuer auf. 23) Ihre Überlegenheit verdankten die Peguer dem Beistande der Holländer und einiger portugiesischen Renegaten. 24) Im J. 1756 eroberte Alompra Syrian

einen Tapfern, einen Kämpfer, einen Helden bedeutet, heißt in Verbindung mit جهان (dschihán, Welt), Held der Welt und ist ein ehrender Titel, der von den alten persischen Königen ihren Oberfeldherrn und höchsten Staatsbeamten, die ihre Stelle vertraten, ertheilt wurde. So kennt man unter der Dynastie der Pischdadier als die drei berühmtesten Helden mit diesem ehrenden Beinamen die zur königlichen Familie von Alt-Iran gehörenden Befehlshaber der Provinzen Sam, Sal, Rustem, deren Wunderthaten Firdusi in seinem Königsbuche nicht genug schildern kann. Später legten sich diesen Titel regierende Fürsten bei, ohne grade Helden zu sein. So hießen z. B. zwei von den zwölf Fürsten, die im J. 1336 oder 1337 in der Stadt Chorasans Sebzewar (سبزوار) unter dem Dynastien-Namen Serbedaran (سربداران) ihre Unabhängigkeit begründeten und dieselbe 35 Jahre lang behaupteten. Es war der neunte, Pehluwan Heider Cassab, der nur 13 Monate, und der eilfte, Pehluwan Hasan Damagani, der vier Jahre vier Monate regierte. Timur machte dieser Heldenreihe ein Ende. Die Osmanische Geschichte kennt den Pehluwan Kuli, der 1711 als kalmückischer Gesandte im Namen Ajukachan's am Hofe Constantinopels um Hilfe bat, und den Kämpen (Cid El-Campeador) Chalil Pehluwan, der 1730 erster Generallieutenant der Janitscharen (Kulkinja) war, aber alsbald wieder abgesetzt wurde. — Auch die Araber kennen den Namen Behlewan (بهلوان vergl. Camus unter بشر), und ihre Literaturgeschichte weist das wahrscheinlich mystische und „Schatz der Wahrheiten (كنز الحقايق)" betitelte Werk eines Chowaresmiers, des Behlewan Mahmud, nach. (*Gustav Flügel.*)

PEHLWI (das), oder Pehlwisprache (von پهلو pers. d. i. Kraft, Tapferkeit, daher زبان پهلوي die Pehlwisprache oder die Sprache der Helden; andere versuchte Etymologien s. *Hyde*, Hist. rel. vet. Pers. p. 429), hat bis in die neuesten Zeiten herab den Vorzug als wirkliche selbständige Sprache dazustehen und zu gelten, mühevoll erkämpfen müssen. Sie sah denselben fortdauernd von einer Seite her bestritten, die moralische Geltung genug hatte, um diese Angriffe nicht für ein bloßes Hirngespinnst, was diese Sprache selbst sein sollte, zu betrachten. Die Hauptanregung des Streites für und wider gab Anquetil du Perron's Zend-Avesta und die ihm beigefügte Abhandlung über den Ursprung, Umfang, das Alter, die Beschaffenheit ꝛc. der alt-persischen Mundarten, und war man in England schon an und für sich gegen den französischen mit Ruhm gekrönten Gelehrten eifersüchtig, so mußten natürlich alle seine aufgestellten Behauptungen eine strenge Kritik von jenseits des Canals erfahren. Richardson sprach sich gradezu gegen die Echtheit der Zendschriften aus, wie sie du Perron mitgebracht hatte, indem er behauptete, daß die echten Schriften Zoroaster's in ihrer Ursprache gar nicht mehr vorhanden wären, und stützte sich zunächst auf Chardin's Meinung, daß die alte persische Sprache bis auf die in der neupersischen nachzuweisenden noch vorhandenen Worte völlig unbekannt und verloren gegangen, daß keine Schrift in derselben mehr aufzufinden und die Sprache der jetzigen Feueranbeter oder Parsen in Karamanien, Persien und Indien nichts als ein barbarisches Kauderwälsch sei, das keinen Anhalt in den aufgefundenen Inschriften habe. Richardson verstärkte den Beweis durch die Behauptungen, daß das Zend und Pehlwi viele arabische Wörter und harte, dem Perser ungewohnte Töne enthalte, das Neupersische bleibe dem Altpersischen fremd, und das Zend sei daher eine „Lingua franca, die aus allen Sprachen aller umliegenden Länder zusammenraffe, ohne alle grammatische Genauigkeit zusammengestoppelt sei und mehr Ähnlichkeit mit der Zaubersprache der Schwarzkünstler als mit der Sprache eines Volkes habe, das stets wegen des Melodischen der Sprache berühmt gewesen sei" (vergl. Richardson's Abhandl., übers. von Federau. S. 25). Endlich lasse der Inhalt der Zendschriften, unter denen z. B. der Bundehesch in Pehlwi abgefaßt ist, nicht auf den berühmten Zoroaster, sondern auf einen schwachen Kopf als Urheber schließen. Daß Jones gegen Anquetil du Perron auftrat, hatte dieser zum großen Theil verschuldet durch seine bittern Spötteleien, die er sich gegen die englischen Gelehrten Oxfords erlaubt hatte. Der bekannte Herausgeber des marattisch-englischen und englisch-marattischen Wörterbuchs, der Oberst Vans Kennedy, schloß sich an seine Landsleute an; günstiger urtheilte Erskine im zweiten Bande der Bombay Transactions, der das Pehlwi wenigstens als einen persischen Dialekt anerkennt, und weil er an den Grenzen von Syrien und Mesopotamien gesprochen worden, deshalb mit den als Gegenbeweis dienenden syrischen und arabischen Wörtern vermischt sei. Neuerdings veranlaßte eine von dem frühern Mitgliede des Raths von Bombai, Romer, hinterlassene Abhandlung über Bruchstücke der Zend- und Pehlwischriften den bekannten Prof. Wilson, der jene Abhandlung der asiatischen Gesellschaft in London vorlegte, seine Ansicht dahin auszusprechen, daß zwar jene Sprachen als authentisch anzuerkennen, obige Meinungen der englischen Gelehrten aber so wichtig seien, daß noch weitere Forschungen sich nöthig machten. Auf diese Weise nämlich suchte er seine Landsleute gegen die einstimmige Behauptung sämmtlicher teutschen Orientalisten, die die Echtheit der Sprachen des Zendvolkes anerkennen, noch einige Zeit in Schutz zu nehmen. Nächst Anquetil fochten Adelung, Wahl (Allgem. Gesch. der morgenl. Sprache und Literatur. S. 230 fg.), de Sacy, Grotefend, St. Martin und vor allen Rask (Journ. Asiat. II. p. 143) gegen die Voraussetzung der Engländer, und in der neuesten Zeit sprachen sich Burnouf und Bopp gradezu für die Echtheit des Zend und Pehlwi aus, und was nun das letztere anlangt, so ist diese Ansicht des Continents durch die neueste Arbeit des D. Müller in München (Journ. Asiat. VII, 289) außer allem Zweifel gesetzt worden. Dieser nämlich auf das von Anquetil (Zend-Avesta. II. p. 424. pl. VIII.) gegebene Alphabet fußend und den Andeutungen Rask's darüber folgend, hat letztere nicht nur verbessert, sondern auch vielfach ergänzt. Der Pehlwidialekt ist nach ihm

mit den Semitischen und arischen Sprachen verwandt, nimmt in der Reihe der letztern die zweite Stelle ein und heißt auch Uzwaresch (اوزوارش) — ein Name, der schon nach Ibn Abi Jacub El-Nedim in seinem Kitâb el-fihrist ein alt-persisches Alphabet bezeichnet. Von großem Vortheile für seine Untersuchung war ferner das vielfach durch Burnouf erläuterte Zend. Das gegebene Alphabet verzeichnet er mit 24 Buchstaben, deren Gestaltung durch die neuen auf Kosten der pariser asiatischen Gesellschaft für die Müller'sche Abhandlung geschnittenen und gegossenen Typen an Genauigkeit und entschiedenem Charakter außerordentlich gewonnen hat. Dieselben weichen in ihrer Reihenfolge von der in den Semitischen Dialekten gewöhnlichen ab, und die Hauptfrage war die, die Werthbestimmung derselben sicher nachzuweisen. Da nämlich Anquetil zu viel auf die Aussprache der heutigen Perser und auf die des Parsi gab, so war er zu mehrfachen Verwechslungen verführt worden, die wiederum die richtige Deutung vieler Stellen vorzüglich im Bundehesch unmöglich machten. Nach den Erörterungen Müller's nun erscheinen diese und hauptsächlich der schwere Anfang jenes Tractats in einem ganz neuen Lichte. Interessant ist ferner die Auffindung der Etymologie manches in den Semitischen Sprachen, z. B. im Arabischen, isolirt dastehenden Wortes mit Hilfe des Pehlwidialektes und der gewonnenen genauern Bestimmung des Buchstabenwerthes desselben. Ferner hat das Parsi und Pazend den größten Theil der Pehlwiwörter Arianischen Ursprungs — also mit Ausschluß der Semitischen — unter nach bestimmten Gesetzen veränderter Form erhalten, schon aus dem einfachen Grunde, weil zahlreiche Übersetzungen aus dem Pehlwi ins Parsi gemacht worden sind, und eine geschriebene Überlieferung des größten Theils der Semitischen Worte und einer bedeutenden Anzahl der arischen, die am meisten im Neupersischen entstellt worden sind, hat deren Aussprache trotz aller vorkommenden Widersprüche und unzulässiger Vergleichung mit den verwandten Sprachen sichern helfen (vergl. Zend-Avesta. II, 432 sq.).

Sind also in dieser Beziehung zahlreiche Ungewißheiten verschwunden, so blieb doch eine andere Schwierigkeit übrig, nach welcher nemlich ein einziges Zeichen bisweilen zwei Töne hat. Allein auch hier half die Etymologie auf den richtigen Weg oder auch das Neupersische weist auf das allein Mögliche und Richtige hin, und aus jenem Grunde konnten auch die Parsen unbeschadet des Verständnisses für zwei Töne einen einzigen Buchstaben setzen. Dieselben verstanden das Pehlwi immer bis auf einen gewissen Punkt und schrieben es sogar bis in sehr neue Zeiten herab freilich mit untermischten neupersischen Formen. Fragt es sich nun, welches das Alter und das Vaterland des Pehlwi sei, so rückt Anquetil das erstere ziemlich hoch hinauf; seine Blüthezeit wird noch vor Behman Jôsendiar Ardeschir Diraz gesetzt, unter dem es Hofsprache war. Weniger sicher ist seine Geltung unter den Ashkaniern, wo das Parsi demselben entgegentrat. Unter den Sasaniern setzte es sich hauptsächlich im nördlichen Iran fest, und daher führt es auch den Namen der Sprache der alten Könige. So lange überhaupt Balch Residenz war, nimmt man dessen Herrschaft an; als diese aber von Guschtasp nach Istechar verlegt wurde, scheint es immer mehr dem Parsi gewichen zu sein, das Behramgur (im 5. Jahrh. n. Chr.) gewaltsam einführte. Daß wir etwas von ihm wissen, verdankt es der treuen Anhänglichkeit der Parsen an ihre durch Zoroaster gegründete Religion; zumal da, als Zoroaster dem Guschtasp seine Schriften zu Balch übergab, diese alsbald ins Pehlwi übersetzt wurden. — Als Vaterland weist man der Sprache hauptsächlich die Gegenden zwischen Dilem, Masenderan und Farsistan an, es breitete sich aber später gegen das arabische Irak hin aus, aus dem es vielfach arabische Worte aufnahm, und wurde auch noch anderwärts, z. B. in einigen Gegenden Kurdistans, gehört. Das niedere Medien war sein Hauptsitz, und d'Herbelot nennt es gradezu die Sprache Dilems. — Da, so lange Pehlwi herrschte, in ihm auch die Reichsannalen abgefaßt wurden, ward es hauptsächlich zur Übersetzungssprache der Zendbücher gebraucht, und es gehören hierher der Vendidad, Neâsch, Âfergan, Jescht Ormuzds, einige Capitel des Izeschne, einiges Historische, z. B. die Geschichte des Goschte Parian (theologischen und moralischen Inhalts) und der Bundehesch, der vom Ursprung der Wesen und der Vertheilung des Weltalls — daher gewöhnlich eine Kosmogonie genannt — handelt. Der Anfang desselben in der Originalsprache befindet sich bei *Anquetil*. Tom. II. nach p. 340. Pl. VII. — Außerdem gedenkt die orientalische Literatur noch mancher weltlichen Schrift im Pehlwi. Wiraf's, zur Zeit Ardeschir Babegan's abgefaßte Geschichte, die Übersetzung der „Ewigen Vernunft" (جاودان خرد cf. *Haj. Khalfa* II. p. 581. n. 3993), die der Arzt Berzuje unter Anuschirwan aus dem Indischen anfertigte, die Urquelle, die dem Schahnameh zu Grunde liegt — alle diese Schriften waren im Pehlwi niedergeschrieben, und manche noch vorhandene größere und kleinere Fragmente des Parsi und Neupersischen haben das Pehlwi zum Originale.

Fragt man nach dem Bau der Sprache im Allgemeinen, so wird sich nach dem, was bis jetzt bekannt ist, so viel herausstellen. Das Pehlwi wird gleich dem Zend von der Rechten zur Linken geschrieben, und hat mehr zusammenhängende Buchstaben. Seine Formen sind sehr regelmäßig, der A-laut vorherrschend, der Ton wohlklingend und durchaus weniger rauh als der des mehr im Norden gesprochenen Zend. Dagegen steht es dem letztern an Einförmigkeit der Flexion und Accentuirung beiweitem nach, läßt Zusammensetzungen, obwol sparsam, zu, doch kommt sein Reichthum an ihm eigenthümlichen Worten dem des Zend gleich. Noch nennt Hyde (Hist. relig. vet. Pers. p. 429. 430) nach seinen Quellen zwei Pehlwidialekte, das Behâri (بهاري) und Ramendi (رامندي), wogegen Andere diese Benennungen für gleichbedeutend mit Pehlwi halten. Doch scheint Ramendi vorzüglich der Stadt Duraman (اورامن oder Uramah اورامه) in Koschkan (?) und deren Umgegend angehört und somit einen

Unterschied von dem gewöhnlichen Pehlwi gebildet zu haben. — Außer den genannten Werken und Schriftstellern vergl. noch Zend-Avesta von Kleuker, 2. Th. S. 68—78, wo sich die Abhandlung Anquetil's übersetzt findet, und Kleuker selbst Anhang 2. Bd. 2. Th. S. 22 fg.

(*Gustav Flügel.*)

PEHREN, bergmännischer Ausdruck, mit welchem diejenige Arbeit bezeichnet wird, welche die höchste Kraft, sowie die Anwendung der Päuschel, Treib- und Senkfäustel und Fimeln erfodert. Daher sprüchwörtlich: Einen weidlich abpehren für: Einen tüchtig durchprügeln. (*G. M. S. Fischer.*)

PEHRSBERGET, eine reichhaltige Eisengrube in der schwedischen Provinz Wärmeland, 1½ M. östlich der Stadt Philippsted, in der zur Stadt gehörigen Filialgemeinde Fernebo, mit mehren Aufförderungsmaschinen, die zum Theil unter der Landstraße fortlaufen, und deren eine etwa eine Viertelmeile lang ist. Das Eisenerz ist ganz vorzüglicher Art. Jährlich werden 45,000 Schiffpfund gewonnen. Die größte Tiefe der Grubenöffnungen beträgt 75 Faden. Bei Pehrsberget ward seit 1802 eine Armen- und Arbeitsanstalt, mittels Schenkungen Mehrer, durch Bischof Bjarbäck und Bergmeister Abraham Robsahm errichtet; die Kinder der Grubenarbeiter haben hier ihre Schule, die bereits früher bestand, und Gelegenheit zur Arbeit; letztere wird, nach Kräften, auch gebrechlichen Arbeitern und deren Witwen; die Kinder wohnen in der Anstalt; ein Armenhaus und eine Stube zur Aufnahme verunglückter Arbeiter, bis sie ins Lazareth gebracht werden können, wurden gleichfalls angelegt; auch außer dem Institut wird gegen Arbeit Unterstützung gereicht. (*v. Schubert.*)

PEHRSBO, ein Stabeisenhammer und ein Herd im Kirchspiele Norberg, in der schwedischen Provinz Westmanland, mit Högfors darf es 1573 Schiffspfund Stabeisen schmieden; besitzt auch ¼ in Rosendal's Bergmannshütte und ein Sägewerk; um 1820 im Besitz der Hebbe'schen Erben. (*v. Schubert.*)

PEHRSBO, ein uraltes Bergmannshüttenwerk im dalekarlischen Pastorat Grangärde. (*v. Schubert.*)

PEHRSNÄS, ein Pastorat auf der Nordhälfte der schwedischen Insel Öland, 1½ Meile lang, ¼ M. breit, mit dem Filiale Föra; die Seelenzahl beträgt etwa 1800. Die Mutterkirche ist von Stein erbaut und hat zwei Thürme. Auf dem Kirchhofe zeigt man eine Steinplatte (Digerflisa), auf welcher, nach Aufhören des Digertodes (schwarzen Todes), einer um die Mitte des 14. Jahrhunderts den Norden verheerenden Pest, die Übriggebliebenen Platz fanden. (*v. Schubert.*)

PEHRSÖN, ein weitläufiges, Felder und Wiesen umfassendes Dorf, höchst anmuthig zwischen diesen, Gebüschen und Wasserzügen gelegen, im Pastorat Luleä, in der schwedischen Provinz Westerbotten, an der großen Straße nach Torneä; links bildet ein Fluß einen weiten Busen, den Pehrsöbusen, der durch einen schmalen Lauf mit dem bothnischen Meerbusen zusammenhängt..

(*v. Schubert.*)

PEHUENCHES, ein Indiervolk, dem patagonischen Zweige angehörend, welches den östlichen Abhang der Anden zwischen 34—37° südl. Br. und die benachbarten Ebenen bewohnt, mit andern Stämmen verbunden zwischen dem Rio negro und Rio colorado gelegentlich umherstreift, und wahrscheinlich die Horden der sogenannten Pampasindier zusammensetzen hilft, welche so vieles Verderben über die weiße Bevölkerung an den Grenzen der Platastaaten gebracht haben Die Gesammtzahl des Volkes ist unbekannt, indessen glaubte im Jahre 1836 der Kriegsminister von Chile die Zahl der waffenfähigen Pehuenchen höchstens auf 1800 anschlagen zu dürfen. In Hinsicht der allgemeinen äußeren Zeichen weicht dieses Volk vom Typus des südamerikanischen Stammes der kupferfarbenen Race durchaus nicht ab, allein von den tropischen Indiern unterscheidet es sich durch eine über die Mittelstatur bedeutend hinausreichende Körpergröße, geraden und kräftigen Wuchs, sehr ausgebildete Muskeln, sehr helle Hautfarbe und minder unedle Gesichtszüge. Als besondere Merkwürdigkeit verdient die Abstumpfung der Schneidezähne angeführt zu werden, die bei beiden Geschlechtern wie abgenutzt oder abgeschliffen, daher auf der Schneide sehr breit erscheinen, im Übrigen aber völlig gesund sind. Diese höchst eigenthümliche Bildung kommt bei Allen im reiferen Alter vor, ist keineswegs Product irgend eines künstlichen Verfahrens, und wurde, lange nachdem wir sie an diesen Indiern beschrieben hatten, auch an den Feuerländern von Capt. Fitzroy beobachtet. Das ganze Volk ist nomadisch, bewohnt im Sommer die Anden, und steigt nur während des Winters in die geschütztern Thäler hinab. Durch seine ganze Lebensweise erinnert es an die nomadischen Tataren, denn gleich diesen errichtet es Zelte von konischer Gestalt, die mit Fellen bedeckt werden, und die Horde überallhin begleiten; die Männer verbringen den größten Theil ihres Lebens auf den Pferden, die sie so vollkommen abzurichten verstehen, daß der Krieger gewöhnlich ohne einen Zaum zu besitzen in das Feld zieht, und sein Thier nur durch Zuruf lenkt. Die aus dem nomadischen Leben entspringende Roheit und Kampflust zeigen sich auch am Pehuenchen, der stets mit seinen Nachbarn im Streite liegt und als höchstes Vergnügen Raubzüge ansieht. Mit unglaublicher Ausdauer zieht er durch beschneiete Wüsten und über die unzugänglichsten Gebirgsjoche, und bricht in das ebene Land grade da hervor, wo man seine Ankunft am wenigsten befürchtete. Alles erliegt dann seinem plötzlichen Anstürmen, denn in Überraschung besteht allein seine Taktik. Die reichen Gefilde des südlichen Chile sind auf diese Weise während des langen Krieges von 1819—1832 furchtbar verwüstet worden, und die Republik hat verhältnißmäßig zu ihren Kräften die äußersten Anstrengungen machen müssen, um diese so gefährlichen Feinde zu überwältigen. Unter sich sind die Horden häufig in Uneinigkeit, indem die Verletzung des Weidegrundes, der einer Horde angehört durch alte Tradition, stets gerächt wird. Der Reichthum besteht in Heerden von Kühen und Pferden, wenigen Schafen und dem mit gegossenen Silberzierrathen beladenen Sattelzeug und Kopfbinden der Männer. Mit Ackerbau gibt sich Niemand ab, denn die ge-

ringe Menge von Mais, dessen dieses ganz besonders an Fleischkost gewöhnte Volk bedarf, wird von den Nachbarn für Pferde eingetauscht. Die chilenische Fichte (Araucaria imbricata, Pehuen, daher Pehuen—ches, Leute, welche in Fichtenwäldern wohnen) wächst in jenen Gegenden in größter Menge, und liefert in ihren Samen ein ebenso wohlschmeckendes als nahrhaftes Nahrungsmittel, welches man in jedem Herbst einsammelt. Das Fleisch der Stuten gilt Allen als die angenehmste Kost, jedoch gebraucht man ihre Milch ebenso wenig, als die der Kühe. Das ganze Volk zerfällt in viele kleine Horden, welchen Kaziken vorstehen. Zwischen diesen herrscht keine nähere Verbindung, als etwa zu Zeiten eines allgemeinen Krieges. Die Regierung ist daher sehr roh, indessen ziemlich republikanisch, da allen waffenfähigen Männern eine Stimme bei Berathungen zusteht. Von höheren religiösen Ansichten ergeben sich nirgends Spuren, vielmehr scheint die größte Gleichgültigkeit in dieser Beziehung zu herrschen, indem nicht einmal Alle an das böse Princip, den in den Vulkanen lebenden Gott Pillan, glauben, welches ohne Gegengewicht die Erde beherrscht. Rohe Begriffe von Fortdauer finden sich indessen auch hier, und legen sich mindestens in den Gebräuchen des Begräbnisses der Männer zu Tage. Eine Art von Zauberärzten (Machis) spielt eine bedeutende Rolle und fördert den nationalen Hang zur Grausamkeit gegen gefangene Feinde. Die häuslichen Verhältnisse dünken wenigstens dem Europäer sehr unerfreulich; Vielweiberei herrscht und die Weiber sind die mishandelten Sklavinnen des Mannes, der sie freilich dem Vater mit theilweis hohen Geschenken abkaufen mußte. Dem Trunke sind die Männer im ausschweifendsten Grade ergeben, und gleichen im Stande der Aufregung mehr wilden Thieren als Menschen. Im Ganzen sind sie aber nicht von boshaftem oder heimtückischem Charakter, sondern gastfrei und redlich gegen Freunde und empfohlene Fremde, im Tauschgeschäfte ehrlich und bei einiger Vorsicht leichter zu behandeln als andere, namentlich die äquatorialen Indierstämme. Ihre Unstätheit und ihr aus langen Kriegen entsprungener Haß gegen die Spanier hat von jeher Missionäre verhindert auf sie bedeutend einzuwirken. Sie sprechen einen Dialekt des Araucanischen und wurden den Spaniern zuerst 1581 bekannt *).

(*Pöppig.*)

*) Umständliche Nachrichten in des Verf. Reise u. s. w. I. S. 351 fg. S. 381—396. S. 463.

Ende des vierzehnten Theiles der dritten Section.

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Stanford University Libraries
3 6105 014 810 340

27
A6
Sect
V. 1.

Stanford University Libraries
Stanford, California

Return this book on or before date due.